THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
010.5
BUC
v.24

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.

U. of I. Library

FEB -2 1943
FEB -2 1943
FEB -3 1943
FEB -6 1943
FEB -6 1943
FEB 26 1943
JAN 26 1943
JAN 26 1943
JAN 26 1943
JAN 26 1943

M32

Die Bücherwelt

Zeitschrift des Borromäusvereins

24. Jahrgang

1927

Verlag und Druck J. P. Bachem G. m. b. H. Köln

Inhaltsverzeichnis

A. Aufsätze.

1. Ueber einzelne Schriftsteller

Bernanos, Georg. Die Sonne Satans. Von Karl Möhlig . 147—148
Droste-Literatur, Zur —. Von Eduard Arens . . . . . 305—308
Feiten, Josef. Ueber Lyrik und Josef Feiten. Von Laurenz Kiesgen 481—484
Görres, Der großen — -Ausgabe Erstlingsband. Von August Schmitt . . . . . 309—310
Goethes Christentum. Von Willi Beils . . . . . 355—357
Grimme, Friedrich Wilhelm. Von Heinrich Luhmann . . . . . .
Hasenkamp, Gottfried. Die Dichtung —s. Von Paul Adams . . 392—401
Hatzfeld, Adolf von. Von Peter Bauer . . . . . 350—354
Höveler, Peter, (Rektor a. D. Monsignore P. H. †). Von Gottfried Rohr . . . . . 241—245
Linzen, Karl. Von Georg Schäfer 150—154
Manzoni, Alessandro. (Der klassische christliche Volksroman.) Von Hermann Herz . . . . . 385—389
Miegel, Agnes. Von Jos. Zimmermann . . . . . 100—103
Muth, Karl. Von Bernhard Achtermann 65
Raabe, Wilhelm (W. R. und seine Zeit). Von Georg Schäfer . 104—108
Richli, Anna. Von Josef Zimmermann . . . . . 298—300
Rilke, Rainer Maria. Von Peter Bauer . . . . . 64—65
Schnack, Anton. Von Peter Bauer. 198—200
Schnack, Friedrich. Von Peter Bauer . . . . . 193—198
Stehr, Hermann. Von Johannes Hönig . . . . . 337—349
Stevenson, Robert Louis. Von Paul Adams . . . . . 155—159
Sudermann, Hermann. Von Georg Schäfer . . . . . 455—460
Thieß, Frank. Von Georg Schäfer. 402—406
Timmermanns, Felix. (Eine flämische Weihnachtslegende). Von Karl Klinkhammer . . . . . 1—4
Undset, Sigrid. Von Jos. Feiten 148—150
Waldau, Max. Von W. Mak 257—260

2. Aus verschiedenen Gebieten

Akademiker und Volk. Von Friedrich Dessauer . . . . . 246—251
Amerika-Bücher. Von Georg Schäfer . . . . . 5—10
Beethoven, Neue Bücher über —. Von Johannes Peters . . 301—305
Bibliothekarschule, Eine Studienfahrt der — des Borromäusvereins. Von Hetta Wolff . 461—468
Bildende Kunst, Neue Bücher über —. Von Reinh. Lindemann 203—207
Borromäussonntag. Anregungen für den — und für Vorlesestunden. Von Josef Zimmermann . . 496—499
Buchgemeinde 1927. Von Hetta Wolff . . . . . 116—118
Buchkunde. Neue Literatur zur —. Von Josef Theele . . . 488—489
Büchereiarbeit, Um die katholische —. Von Josef Feiten . . . 265—267
Bücherlesen, Vom —. Von Johannes Hönig . . . . . 49—57
Büchermarktorganisation, Zur Frage der —. Von Hetta Wolff . 366—368
Christentum und Dichtung. Von Paul Adams . . . . . 97—100
Deutschland—Frankreich. Von H. van de Mark . . . . . 313—314
Dichtung und Weltanschauung. Von Anton Aulke . . . . . 57—63
Franziskus-Bücher, Neue —. Von Wilhelm Neuß . . . . . 208—210
Jugend. Führung der — zum Schrifttum. Von Laurenz Kiesgen . . . . . 490—492
Jugendschriftenfrage, Fragloses in der —. Von Albert Rumpf 108—113
Jungfrau von Orleans, Die — in der Dichtung. Von Willi Beils 251—256
Katholikentag. Der Dortmunder — und die Volksbildung. Von Josef Zimmermann . . . . . 494—495
Klassizismus. Von Heinrich Lützeler 145—146
Klerus und Literatur. Von Josef Froberger . . . . . 407—410
Künstlerisches Sehen und Erleben. Von Reinhold Lindemann . 293—297
Leben, Um das rechte —. Von Josef Feiten . . . . . 289—293

010.5
Buc
v.24

Lieblingsbuch. Eine Nachfrage nach dem —. Von Maria Beermann 492—493
Lyrische Anthologien als Zeitbücher. Von Peter Bauer . . . 442—455
Märchen, Alte und neue —. Von Heinrich Luhmann . . . . 358—365
Mitgliederversammlung und Diözesanpräsidesitzung des Borromäusvereins . . . . . 311—312
Mystik, Die — im Romane. Von Josef Froberger . . . . 200—202
Nation. Begriff und Wesen der —. Von Johannes Peters . . 433—442
Natur, Kunst und Künstler. Von Reinhold Lindemann . . . 546—549
1903—1928. Von Bernh. Achtermann . . . . . 550—555
Religionsunterricht, Neubau des kath. —s. Von Theodor Siepmann . . . . . 10—12
Schlesische Bücher. Von Johannes Hönig . . . . . .
Seelische Erkrankungen, Literatur über —. Von Theodor Müncker. 261—264
Spanische Reisebilder. Von Josef Froberger . . . . . 211—213
Theater. Das neue —. Von Johannes Peters . . . . . 484—487
Vereinsbühne und Laienspiel. Von Emil Ritter . . . . . 165—167
Volk ohne Raum. Von Josef Zeiten . . . . . 390—392
Volksbücherei-Statistik. Von Heinrich Rüth . . . . . 113—115
Volksbücherei und Volksschule 160—164
Volksbücherei. Von einer ländlichen —. Von Laurenz Lang 164

3. Ausländische Literatur

Französische Literatur, Chronik der französischen Literatur. Von H. van de Mark . . . . . 214—220
Polnische Chronik. Von Otto Forst de Bataglia . . . . . 271—272
Sowjetrussische Literatur . . 369—370
Sowjetliteratur. Die neuesten Erscheinungen der —. Von Gregori Zuchs . . . . . 412—415
Tschechische Literatur. Von Josef Leo Seifert . . . . . 500—503

B. Von Werk- und Feierstunden unserer Volksbildungsarbeit

Advents- u. Weihnachtsfeier des Borromäusvereins u. der Buchgemeinde. Von Franz Kroczek . . . . 66—67
Ein Jahr Bezirksarbeit im Borromäusverein. Von Latta . . . 13—14
Ein literarischer Abend in Siegburg. Von Hetta Wolff . . . . . 269—270
Eröffnungsfeier des Borromäusvereins St. Jakob in Aachen 66
Volksbildungsabend des Borromäusvereins Bad Honnef a. Rh. Von Franz Kroczek . . . . . 16—17
Volksbücherei St. Jakob in Aachen. Von Jos. Gerads . . . . . 14—16
Vom Erlebnis in schlichtem Kreis. Von Josef Zimmermann . 268—269

C. Besprechungen

Achtelstetter, Elendvolk 428
Ackerknecht, Büchereifragen . . . 111
Adam, Christus unser Bruder . . 371
Amundsen-Ellsworth, Der erste Flug über das Polarmeer 423
Andersen, Märchen und Geschichten. Ausgew. von Heinrich Weitkamp 363
— Märchen. Ausgew. v. Ed. v. d. Hellen 362
Andersen, Knud, Das Meer . . . 285
Anderson, Der arme Weiße . . . 7
Angelus Silesius, Heilige Seelenlust (Hrsg. v. Reinhold Zickel) . . 454
Anheisser, Mein Köln 279
Betrachtungen des hl. Anselm . . 470
Anton, Der Mann im Schatten . . 470
Antz, Führung der Jugend zum Schrifttum . . . . . 490 ff.
Apelt, Plutarch, Moralische Schriften 558
Arsenjew, Russen und Chinesen in Ostsibirien 181
Asmis, Als Wirtschaftspionier in Russisch-Asien 181
Aubin-Nieffen, Geschichtl. Handatlas der Rheinprovinz 318
Aulke, Verloren ist das Schlüsselein 425
Averdunk-Ring, Geschichte der Stadt Duisburg 515
Bab, Shakespeare 35
Baker, Der staubige Stern . . . 525
Baldus, Kirchengeschichtliche Charakterbilder 123
Banning, Im Zauber mexikanischer Gewässer 282
Barclay, Die Scheidewand . . . 239
Bartels, Beethoven 304
Barth, Gröden und seine Berge . 567
Barthel, Antlitz der Zeit 447
Batzer, Müslein und seine Tante Loline 91
Baumann, Le signe sur les mains 217
Baumann, Der hl. Paulus . . . 125

865670

Baunach, Die Entwicklung der Luftschiffahrt 180
Beckmann, Von Stehmännchen und Gründlingen 91
Beebe, Galápagos, das Ende der Welt 179
— Dschungelleben 425
Beethovenalmanach 303
Behm, Welteis und Weltentwicklung 130
— Der Schlüssel zum Weltgeschehen 376
Behn, Altgermanische Kunst . . . 568
Beitz, Caesarius von Heisterbach und die bildende Kunst 283
Benser, Kampf dem schlechten durch das gute Buch 144
Benkard, Das ewige Antlitz . . . 173
Benoit, Alberte 216
Benson, Der Feigling 137
— Konventionelle Menschen . . . 137
Berend, Der Mönch von Capistrano
Berges, Wunder der Erde 234
Bergmann, Religion u. Seelenleiden 261
—, Theodor, Maisüches on Heijblumme 85
Berl, Das Judentum in der Musik 177
Bernanos, Sous le soleil de Satan 219
Bernard, Der Mönch von Capistrano 574
Bernatzik, Typen u. Tiere im Sudan 377
Bernhard, Mirabeau 94
Berstl, Dover—Calais 95
Beßler, Der frohe Prediger . . . 315
Beuroner Malerschule, Die 14 Stationen des hl. Kreuzwegs . . . 206
Beyer, Norwegische Literatur . . 473
Bichlmair, Okkultismus u. Seelsorge 225
Binar, Kavaliri (Kavaliere) . . . 500
Bittrich, Der Sünder 83
Blunck, Kampf der Gestirne . . . 330
Bock, Die Pariser 191
Boeck, Indische Wunderwelt . . . 182
Böhm, Des Faustinus Grobianus Querkopfs empfindsame Reise an den Bodensee 332
Boelitz, Das Grenz- und Auslanddeutschtum 518
Bolte, Alte und neue Lieder . . . 83
Bonsels, Die Biene Maja und ihre Abenteuer. Mit Bildern von Franziska Schenkel 363
Bopp, Das Jugendalter u. s. Sinn 73
Borchardt, Ewiger Vorrat deutscher Poesie 305
Boßhart, Auf der Römerstraße . . 137
Bourget, Le Danseur Mondain . . 214
— Micheline et l'amour 219
Boy-Ed, Gestern und morgen . . 139
Brandenburg, Pankraz der Hirtenbube 46
— Das neue Theater . . . . 484 ff.
Brandes, Homer 513
Brandt, Schaffende Arbeit und bildende Kunst 206
Braun, Vom Wesen und Wollen kath. Büchereiarbeit 265
Brausewetter, Und hätte der Liebe nicht 90
Brecht, Mann ist Mann 474
Breuler, Im Lande des Silberstroms 233
Briel, Rich. Wagner: Lohengrin . 523
— — Parsifal 523
Briele, van der, Westfälische Malerei 80
Brinckmann, Kunst des Barock und Rokoko 569
Brockhausen, Pflanzenwelt Westfalens 179
Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Hrsg. v. Severin Rüttgers 360
— Märchen. Ausgew. v. A. M. Ernst-Jelmoli 360
Bruns, Die größte Mystifikation in der Weltliteratur 80
Brunswig, Das Gedächtnis und seine Erziehung 375
Brust, Die verlorene Erde 238
Buber, Das Baal-Schem-Tow Unterweisung im Umgang mit Gott 558
Bühler, Das Märchen u. die Phantasie des Kindes 108
— Das Seelenleben des Jugendlichen 108
— Kunst und Jugend 108
Burger, Das Erzbistum Freiburg . 566
Busch, Wundersame Dinge 47
Busemann, Pädagogische Milieukunde 560
Busse, Das literar. Verständnis der werktätigen Jugend 108
Calderon, Eine Auswahl deutscher Uebertragung 134
Čapek, Adam Stvoritel (Adam der Schöpfer) 500
Carus, Reisen und Briefe 568
Carter, Tut-ench-Amun 323
Carthill, Die Erbschaft des Liberalismus 564
Cassou, Die Erfolgreichen 420
Cendrars, Moravagine 216
Chaloupka, Dein Nächster 503
Chesterton, Das Paradies der Diebe 476
— Ein Pfeil vom Himmel 476
— Menschenskind 476
— Der hl. Franziskus von Assisi . . 557
Choynowski, Jugend, Liebe, Abenteuer 272
Christaller, Das Tagebuch der Annette 308
Cibelka, Vášně (Leidenschaften) . . 502
Der Bote Matthias Claudius (Hrsg. v. Timmling) 505
Claudius, Börsmack 45
Cohausz, Seherblicke auf Patmos . 120
Colerus, Zwei Welten 91
Coppée-Souvestre, Die Freuden des Abbé Moulinet 190
Cüppers, Rheinische Legenden . . . 86

Decker, Mein Weg aufwärts . . . 122
Dehn, Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend 278
Delteil, Le Poilu 218
De Man, Der Kampf um die Arbeitsfreude 560
Demangeon, Das britische Weltreich 564
Denifle, Das Geistliche Leben . . . 70
Didring, Inseln des Sturms . . . 139
— Die betende Kirche 469
Dieckmann, Alle meine Quellen sind in Dir 275
Dierkes, Volk und Raum 516
Dohmann u. A., Wege zum goldenen Tor 163
— Wege zur Schatzkammer 163
Dostojewski, Briefe an seine Frau . 415
Dubler, Das Buch der Jahreszeiten 567
Dugmore, Frieden im Sudan . . . 282
Durych, Kouzelna lampa (Die Zauberlampe) 503
— Auf Schleichwegen durch Deutschland 503
Dreesen, Dieck langs 84
Drinkwelder, Liturgische Lebensweihe der katholischen Familie 373
Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, Jahresmappe 1925 206
Eckstein, Die Schmetterlinge . . . 30
Ehl, Norddeutsche Feldsteinkirchen . 204
Eichert, Wetterleuchten 379
Eiert, Doppelmoral 574
Eisner, Volkslieder der Slawen . . 450
Ellinger, Angelus Silesius 513
Elliott, Mittelamerika 233
Elkans, Spanien 211
Elsaß-Lothring. Jahrbuch, 5. Bd. 174
Elternbücherei, Katholische — (Heft 2 und 3: Die Erziehung des Jungen [des Mädchens] zur sittlichen Reinheit) 509
Emonts, Aus dem Leben und Wirken deutscher Afrika-Missionare . 325
Enders-Schichanowsky, Im Wunderland Alaska 232
Engelmann, Methodik des deutschen Unterrichts 161
Erhard, Seelische Ursachen und Behandlung der Nervenleiden . . . 263
Ernsing u. A., Bilder zur Kunstgeschichte 81
Ernst, Der Schatz im Morgenbrottal . 89
Ertl, Die Maturafeier 430
Eulenberg, Um den Rhein 428
Evenius, Unsere Honigbiene . . . 178
Fairgrieve, Geographie und Weltmacht 512
Falk-Rönne, Die Frau Konsul . . 185
Faust, Berh. Christ., Gesundheits-Katechismus 74
Faustmann, Die Ritter des Hl. Geistes 276
Fechter, Der Ruck im Fahrstuhl . . 238
Federer, Unter südlichen Sonnen und Menschen 328
— Der heilige Habenichts 316
Fedin, Die Stille 370
Fehringer, Raben-, Raub-, Hühnervögel 231
Feigel, Aegypten und der moderne Mensch 520
Feiler, Amerika—Europa 519
Feiten, Heimweh 481
— Du Welt der Liebe 481
Feldigl, Ikarus 286
Feldmann, Das Buch der Weisheit 168
Fels, Begriff und Wesen der Nation . . . . . 433 ff.
Felten, Das Rheinische Siebengebirge 472
Feuchtwanger, Vasantasena 474
Fischer, E. K., Die neue Vereinsbühne 165
— Die Laienbühne als Gesinnungstheater 165
— Heinrich, Die Vergessenen . . . 450
— Jos., Seelenpflege 264
— -Lade, Deutsche Musikpflege . . 133
Findeisen, Lockung des Lebens . . 431
Floehr, Beim Nagel des Herrn . . 383
Foller, Unter Javas Sonne . . . 283
Forest, Yuki San 32
Forsch, Die Zeitgenossen 414
Forstmann, Himatschal 182
Franck, Septakkord 237
Franzmathes, Bischof von Ketteler . 505
Frenssen, Otto Babendiek 284
Freytag, Das Nest der Zaunkönige . 44
Friedmann, Die Welt der Formen . 316
Friedrich, Ewige Mächte 301
Froberger, Muttersprache, Mutterlaut 280
Fronemann, Hindenburg 93
— Das Erbe Wolgasts 112
Fuchs, Ein Erntekranz. Aus 100 Jahren tschechischer Dichtung . . 445
Fuerth, Das Heilige in der kath. Liturgie 275
Führer, Geschichte der Stadt Rheine 516
Gabschuß, Vom Spazierengehen . . 75
Gagern, Ein Volk 42
— Im Büchsenlicht 42
Gail, Der Schuß ins All 525
— Der Stein vom Mond 525
Gebete großer Seelen 121
Geismar, Sören Kierkegaard . . . 562
Geißler, Der Schauspieler 34
Gentges, Die Blätter für Laien- und Jugendspiel 166
Gerards, Theresien-Gebetbuch . . 224
Geyer, Bei den Deutschamerikanern 79
Godefried, Im Reich der Geistsonne 556
Godyn, Pitt Burn 45
Goldberg, Deutsche Balladen . . 451
Gorki, Der Einsiedler 370
— Die falsche Münze 413
Görres' Briefe an seine Braut und

Familie (Ausw. v. Rob. Stein) . 171
Görres, Gesammelte Schriften Bd. 3 309
Goetel, Von Tag zu Tag 271
Goethe, Novelle 429
Goyau, Friedrich Ozanam 23
Grafe-Martienſen, Hygiene d. Lunge 75
Grazie, Unſichtbare Straße 88
Green, Mont Cinère 220
Grieg, Und das Schiff geht weiter 524
Grigorjeff, Die Kommune Mar-Mila 415
Grimm, Volk ohne Raum 390
Grogger, Das Grimmingtor . . . 37
Großmann, Heſſenkunſt 204
Grundmann-Hahm, Schleſien . 132, 205
Guenther, Das Antlitz Braſiliens . 423
Gutfleiſch, Strafvollzug u. Erziehung 73
Haecker, Chriſtentum und Kultur . 556
Hagemann, Zwiſchen La Plata und Hudſon 424
Haider, Karl Haider 207
Hais-Tynecky, Na horské fare (In der Bergpfarre) 501
Handel-Mazzetti, Auswahl (von Joh. M. Fiſcher) 135
— Der deutſche Held. Schul- und Volksausg. (v. Franz Berger) . 135
— Das Blutzeugnis, des Roſenwunders 3. Teil 235
Haedicke, Unter Gnomen und Trollen 92
Hagemann, Das erwachende Aſien . 79
Hammerſchmidt-Rohfleiſch, Deutſches Denken und Dichten ſeit Herder . 79
Hankamer, Das Böhme-Leſebuch . 21
Hanſtein, Die Inſekten 31
Haſenkamp, Hymnen . . . . 392 ff.
— Die Magd . . . . . „
— Sponſa Chriſti . . . . . „
— Winterſonnenwende . . . . „
— Geiſtl. Schauſpiel . . . . . „
— Hochdienſt der Maria Laach-Befreundeten . . . . . „
— Das Brot des Neuen Lebens „
— Der Baum des Lebens . . . „
Haſſe, Lebensbemeiſterung 419
Hatzfeld, Franziskus 350
— Die Lemminge 351
— Poſitano 353
— Gedichte 353
— Das zerbrochene Herz 354
Hauptmann, Carl, Tantaliden . . 570
— Gerhart, Dorothea Angermann . 93
Hebel, Joh. Pet., Gedichte, Geſchichten, Briefe (hrsg. v. Phil. Witkop) 36
— Die Schwänke des Rheinländ. Hausfreundes 134
Hedin, Mein Bruder Sven . . . 172
Heeß, Raabe 104
Heidenſtam, Der hl. Birgitta Pilgerfahrt 575
Heimatſcholle 143
Heinen, Feierabende 290
— Die Bergpredigt Jeſu Chriſti . 504
Heinrich, K. B., Das Geſicht des deutſchen Katholizismus 124
— Der hl. Johannes von Colombini 183
Hellinghaus, Die kirchlichen Hymnen und Sequenzen 68
Hennings, Der Gang zur Liebe . . 232
Herm, Dome im Feuer 382
Herwig, Die Eingeengten 135
— Deutſche Heldenlegende, 9.—12. Heft 333
— Willi ſiegt 572
Herz, Peter Schwabentans' Schaffen und Träumen. 1. Vikar u. Preßhuſar. 2. Der rote Kurat . . . 184
Heuſchele, Die Ausfahrt, 1. Bd. . . 569
Heusgen, Die Pfarreien der Dekanate Meckenheim und Rheinbach 279
Heyck, Die Halbgöttin und die Andere 90
Hiebel, Ikarus 327
Hildebrand, Der hl. Franziskus . . 210
Der hl. Hildegard von Bingen ‚Reigen der Tugenden' 283
Hilpiſch, Die Genoſſenſchaft der Barmherzigen Brüder von Montabaur 170
Hoeber, Görres-Feſtſchrift 28
— -Wuſt, Die Rückkehr aus dem Exil 289
Hoeck, Wetter, Wolken, Wind . . 177
Hoffmann, Die hl. Thereſia vom Kinde Jeſu 224
Hofmann, Der ſchwarze Jobſt . . 187
Hofmannsthal, Deutſches Leſebuch . 226
— Schillers Selbſtcharakteriſtik aus ſeinen Schriften 565
Hohenlohe, Alex. v., Aus meinem Leben 129
Hohlbaum, Die Herrgotts-Symphonie 430
Homer, Ilias in Auswahl (Ueberſ. v. Thaſſilo v. Scheffer) 234
— Odyſſee in Auswahl (Ueberſ. v. demſ.) 234
Hoppe, Mein Meßbuch 371
Hora, Hrobka (Die Gruft) 500
— Hladovy rok (Das Hungerjahr) 502
— Saiten im Wind 503
Hoermann, Warnungszeichen . . . 77
Hoſie, Menſchen in China 32
Hovorka, Kleine hiſtoriſche Monographien 509
Hruſchka, Der Feind aus dem Dunkel 239
— Der Tote aus Braſilien . . . 332
Huber, Heimatlos 236
Hübel, Führerloſe Gipfelfahrten . . 322
Huch, F., Der junge Beethoven . . 302
Humboldt, In Südamerika 472
Hunnius, Baltiſche Häuſer und Geſtalten 239
Hutſchinſon, Der junge Lord . . . 332

Jacubczyk, Aufblicke der Seele . . 504
Jahoda, Chodáci (Landſtreicher) . . 501
Jahrbuch der angewandten Naturwiſſenſchaften, 33. Jahrg. . . . 376
Jakobs, Mutter 84
Jaloux, L'âge d'or 218
Jammes, Die kleine Bernhardine . 382
Janſen, Der Kritizismus Kants . . 506
Janſſen, Niederſachſenbuch 1927 . . 85
— -Schräpel, Hausbuch niederdeutſcher Lyrik 84
Janvier, Das Leiden unſeres Herrn Jeſu Chriſti. 3. Bd. 168
Jehle, Kirchengeſchichte für Schule und Haus 276
Jens, Maja 524
Jörger, Die letzten Schattenauer . 236
Iſidora, Die ſieben Gaben des Hl. Geiſtes 169
Jürgens, Spaniſche Städte 213
Kaboth, Grüngoldene Brüche . . . 178
— Mein Bergwald und ſein Wild . 178
Kaden-Bandrowski, Im Schatten eines verlorenen Erlenhaines . . 272
Kallen, Joſeph Görres und der deutſche Idealismus 129
Kalmer, Europäiſche Lyrik der Gegenwart 443
Kantorowicz, Friedrich II. 319
Kappſtein, Fritz Mauthner 559
Karrer, Meiſter Eckehart 221
— Des hl. Ignatius v. L. Geiſtliche Uebungen 505
— Des hl. Franz von Sales Philothea 556
Karſtädt, Dem Dichter nach . . . 162
Kaſchinſki, Der Grenzwolf . . . 332
Kaſten, Goethes Bremer Freund Dr. Nicolaus Meyer 320
Der hl. Katharina von Genua Geiſtl. Zwiegeſpräch 470
Kath. Almanach 1927 290
Kaufmann, Der Muskelrheumatismus 180
—, Carl Maria, Die verlorene Stadt 380
Kaulen-Federer, St. Franziszi Blütengärtlein ‚Fioretti' 209
Kautz, Induſtriemärchen 363
Keller, Paul, Maria Heinrich . . 475
Kempf, Freiburger Münſter . . . 204
Ketter, Im Lande der Offenbarung 325
Keyſerling, Menſchen als Sinnbilder 507
Kießling, Die Bedingungen der Fehlſamkeit 317
Kirch, Helden des Chriſtentums. II. 71
Kirſch, Die Stationskirchen des Missale Romanum 371
Klapheck, Eine Kunſtreiſe auf dem Rhein. 3. Teil 422
Klaſſen, Krippenbüchlein 21
Klein, Gartenblumen 425
Kleinſchmidt, St. Franziskus v. A. in Kunſt und Legende 208
— Maria und Franziskus v. A. in Kunſt und Geſchichte 209
— Das Auslanddeutſchtum in Ueberſee 519
Klicka, Brody (Fürth) 502
Klimſch, Die Heiligen, die edelſten Helden der Weltgeſchichte . . . 20
Klötzel, Die Straße der Zehntauſend 34
Klytſchkoff, Der eiſerne Teufel . . 413
Kneip, Hampit der Jäger 426
Knevels, Brücke zum Ewigen . . . 451
Knies, Häraſſa und Siebenguldennas 142
Koch, Der heilige Garten 373
Kollbrunner, Treibholz 421
Kolman-Caſſius, Jak nas poznamenala (Wie er [der Krieg] uns gezeichnet hat) 500
Koepp, Frida Duenſing als Führerin und Lehrerin 318
Koſztolányi, Der blutige Dichter . 191
Kotzde, Im Schillſchen Zug . . . 335
— Und deutſch ſei die Erde . . 335
Kraigher-Porges, Lebenserinnerungen einer alten Frau 227
Kramp, Die Opferanſchauung der römiſchen Liturgie 274
Krane, Die Leidensbraut 20
Kraze, Die Frauen von Volderwiek 188
— Die Freiheit des Kolja Iwanow 572
Kraus, Modernes Schauſpielbuch . 524
Krauß, Tirol 425
Kreitmaier, Von Kunſt und Künſtlern 207
Kubczak, Oſtwart-Jahrbuch 1926 . 97
Kühnel, Ernſt, Die Kunſt des Orients 82
— Joſ., Von den Tagen Gottes . . 69
— Von der ‚Enkelin Gottes' . . . 81
— Der lebendige Tag 121
Kurz, Moderne Erziehungsziele . . 173
— Liturgiſche Betrachtungsſchulen . 274
Lagerlöf, Charlotte Löwenſköld . . 87
Lais, Auf der Spur des Urmenſchen 130
Lampert, Entwicklung und Brutpflege im Tier- und Pflanzenreiche 521
Lang, Aus behaglichen Zeiten . . 203
Langbehn, Niederdeutſches . . . 290
Lange, F. A., Geſchichte des Materialismus 127
Laub, Nervenkraft durch Gottes Geiſt 264
Laveille, Das Leben der hl. Thereſia vom Kinde Jeſu 222
Lehmann, Leitfaden zur Einführung in das Geſundheits-Turnen . . 378
Lekeux, Margrit 561
Leip, Tinſer 187
Leonow, Das Ende eines kleinen Menſchen 369
— Aufzeichnungen einiger Epiſoden aus dem Leben der Stadt Gogu-

lewo 369
Lerſch, Manni 287
Level, Entſetzen 333
Lewis, Sinclair, Babbitt 9
— Dr. med. Arrowſmith 9
Ley, Beethoven als Freund der Familie Wegeler — von Breuning 305
Leyen, von der, Geſchichte der deutſchen Dichtung 319
— Deutſche Dichtung in neuer Zeit. 2. Aufl. 565
Lienert, Der moderne Redner . . 26
Liertz, Wanderungen durch das geſunde und kranke Seelenleben . 262
— Ueber das Schuldgefühl . . . 262
— Harmonien u. Disharmonien des menſchl. Trieb- u. Geiſteslebens . 262
— Ueber Seelenaufſchließung . . 262
— Vor den Toren der Ehe . . . 262
— Erziehung und Seelſorge . . . 262
Lies mich 142
Lieſenberg, Peter Joſef Löllgen . . 227
Linhardt, Feurige Wolke . . . 274
— Brennender Dornbuſch . . . 274
Linzen, Die gefrorene Melodie . . 37
— Die Glaskugel 150
— Aus Krieg und Frieden . . . 151
— Hochzeitsſpuk 151
— Marthe Schlichtegroll 151
— Die gefrorene Melodie . . . 152
— Zug der Geſtalten 153
Lippert, Der Menſchenſohn . . . 70
— Die Weltanſchauung des Katholizismus 315
Lippl, Das Ueberlinger Münſterſpiel 473
Liſſauer, Der heilige Alltag . . . 449
Liſt, Probleme und Erkenntniſſe der Naturwiſſenſchaft 130
Litzelmann, Unſere heimiſche Tierwelt im Alltag, bei Spiel und Tod 231
Lom, Kajicì Venuše, (Die büßende Venus) 501
Lorenz, Rundfunk von Schrift und Bild 232
— Der muſikaliſche Aufbau von R. Wagners ‚Triſtan und Iſolde‘ . 321
Lortzing, Das Weſen der katholiſchen Frömmigkeit 273
Lübeke, Balladen aus alter Zeit . . 450
— Ungariſche Balladen 450
Luhmann, Die Abendſtube 475
Lutterotti, Altgruſſauer Kloſtergeſchichten 575
Lux, Beethovens unſterbliche Geliebte 301
Lyonnard, Das Apoſtolat d. Leidens 470
Machar, Tristium Praga 502
Maeterlinck, Das Leben d. Termiten 522
Maier-Schirmeyer, Lehrbuch d. Geſchichte für höhere Schulen . . . 128
Mann, Klaus, Der fromme Tanz . 287
— -Fehſe, Anthologie jüngſter deutſcher Lyrik 448
Manzoni, Die Verlobten 385
Marcus, Knut Hamſun 175
Marks, Percy, Studentenjahre . . 7
Märchen der Welt. Die ſchönſten — für 365 u. 1 Tag. Hrsg. v. Liſa Tetzner 361
Maſſé, Sonate Pathétique . . . 302
Mauel, Das Weihnachtsbuch . . . 452
Maurer, Der hl. Franz Xaver . . 275
Max, Legende vom Chriſtkind . . 143
May, Anderlieb 140
— Das Hexlein des Herrn von Bredow 140
— In hoc signo vinces 140
Mayer, Anton, Peregrinus Windesſprang 138
— Maria, Märchenſeele 86
— -Eſchenbacher, Ausgewählte Gedichte 83
Matthias-Gieſen, Männliche Körperbildung 75
Menge, Der Hl. Geiſt 556
Menſching, Kath. Kultprobleme . . 416
Mentz, Antike Stenographie . . . 489
Menz, Flutwende 78
Mersmann, Angewandte Muſikäſthetik 321
Mertens, Hilfsbuch f. d. Unterricht in der deutſchen Geſchichte . . . 128
Meſſer, Einführung in die Erkenntnistheorie 374
Meyer-Eckardt, Das Marienleben . 453
Meyrink, Der Engel vom weſtlichen Fenſter 331
Michel, Politik aus dem Glauben . 510
Miegel, Gedichte 101
— Geſchichten aus Altpreußen . . 102
— Gedichte und Spiele 103
— Balladen und Lieder 103
Mielke, Siedlungskunde des deutſchen Volkes 518
Minrath, Der Gottesbegriff in der mod. Wertphiloſophie 417
Mit Gott allein. 1. Bd. 119
— 2. Bd. 504
Mohr, Das Himmelreich auf Erden 121
Molo, Im ewigen Licht 141
Montherlant, Les Bestiaires . . . 217
Morawſky, Abende am Genfer See 169
Morton, Die Blütenpflanzen . . . 31
Mörike-Biſcher, Briefwechſel . . 76
Müller, Auguſt, Lehrbuch der Buchdruckerkunſt 488
— E. J., Muſik im Leben . . . 523
— Müller, Maria, Bernhard der Schmied 431
— -Guttenbrunn, Das idylliſche Jahr 287
Münchener Jugendbücher, Bd. 1—6 334
Müncker, Der pſychiſche Zwang . . 72
Murawski, Chriſtus und der Mann 121
Muron, Die ſpaniſche Inſel, 1. Bd. 329
Muſchler, Friedrich der Große . . 228

Muschow, Der Essig als Mittel der Gesundheitspflege 377
Musica orans 133
Musik im Haus 133
Muszynski, Unsere Leidenschaften . 507
Mut, Zwei neue Heilige 171
— Der hl. Petrus Canisius . . . 171
— Der sel. Joseph Cafasso . . . 171
Der Naturfreund 376
Nearing-Freman, Dollar-Diplomatie 512
Neresheimer, Die Fische, Lurche und Kriechtiere 30
Neugart, Handbuch der Liturgie . . 69
Neumann, Der Teufel 237
Neuß, Die Kunst der alten Christen 35
Niedermayer, Unter der Glutsonne Irans 79
Nissen, Der Rembrandtdeutsche . . 290
Norddeutsche Landschaft (Ausw. aus Masius, Naturstudien) 178
Norden, Auf neuen Pfaden im Kongo 281
Novak, Svědomi (Das Gewissen) . 501
Nowaczynski, Das System des Dr. Caro 271
Oberkofler, Sebastian und Leidlieb . 38
— Reimmichl 420
Obst, England, Europa und die Welt 229
Oehler, Chinas Erwachen 182
Ompteda, Der jungfräuliche Gipfel . 429
Ornitz, Herr Fettwanst 8
Oster, Die Dekanate Prüm-Waxweiler 422
Ottmann, Das Wunderland am Nil 323
Pagés, Rodrigo 47
Paffrath, Rose rot 526
Pascal-Ranft, Der Gottesdienst des Krankenlagers 275
Perzynski, Nicht wir, der Wald . 271
Pestalozzi-Pfyffer, Der Meister E. S. und die Schongauer 205
Pfarrer Heumanns Heilmittel . . 377
Philipp, Tacitus: Germania . . . 280
Philippi, Geschichte Westfalens . . 563
Pichler, Wenn du ein Liebes drüben hast 84
Pinck, Verklingende Weisen . . . 450
Pietschmann, Eis und Palmen . . 282
Pilnjak, Die Geschichte vom unausgelöschten Monde 412
Plaßmann, Die Himmelswelt . 131, 376
Platzer, Der fremde Vogel . . . 302
Plenzat, Der Wundergarten . . . 85
Pohl, Auf der Lebensstraße . . . 573
Pöhlmann, Hans Kleberg 140
Pöllmann, Unsere Liebe Frau von Merklinghausen 522
Ponten, Die letzte Reise 570
Popoff, Tscheka 319
Poritzky, Franz Hemsterhuis . . . 418
Post, Die kath. Wahrheit 119
Potonié, Die Steinkohle 521
Presber, Haus Ithaka 331
Pribilla, Kulturwende und Katholizismus 124
Prinz Max von Baden, Erinnerungen und Dokumente 562
Prischwin, Die Quellen des Berendej 414
Prosch, Die sonnige Not 477
Prüfer, Wie erziehen wir unsere Kinder? 317
Przywara, Gott 18
Pütz, Du und dein Kind 421
Quast, Die literarischen Neigungen im Kindes- und Jugendalter . . 108
Rademacher, Religion und Leben . 19
— Das neue Leben in Christus . . 469
Rahn, Gedichte meiner Buben . . 173
Rathgeber, Der hl. Franziskus . . 70
Redslob, Thüringen 132, 205
Reichling, Die Schönheit der niedersächsischen Landschaft 567
Reimmichl, Bergblumen 140
— Die Schützen 141
Reinacher, Waiblingers Austrieb . 571
Reinhardt, Aufschrei 327
Reischek, Sterbende Welt 324
Reith, Weil' ein wenig 70
Renker, Der See 285
Richli, Höhenleuchten 298
— Der Kreuzzug des Magnus Segnewald 299
— Im Mantel der Liebe 299
— Schatten im Licht 300
— Mein ist der Tag 300
Richter, Das wilde Herz 302
Richtlinien für die Lehrpläne der Volksschulen 160
Rieder, Der Brautunterricht . . . 275
Riesch, Menschenfreunde 71
Rinkefell, Schlierilei 335
Rippel, Die Schönheit der kath. Kirche 556
Roberts, Die Burg im Grase . . 478
Roeder, Altägypt. Erzählungen und Märchen 325
Roegner, Mutter Hannigs Freunde 45
Roer, Blauhöschen und Rotröckchen 48
Roh, Nach-Expressionismus . . . 81
Rolle, Bildungskrisis 290
Roer, Das heitere Sonnenland . . 91
Rosch, Geist und Leben 504
Roselieb, Spanische Wanderungen . 212
Rosenmöller, Das kath. Bildungsideal 290
Rothe, Auf dem Heimwege . . . 120
Rothes u. A., Franz von Assisi und seine Welt 208
Röttger, Die moderne Jesusdichtung 451
Rudert, Die Mine der Azteken . . 478
Rümann, Rembrandt, der Radierer 205
Rumpf, Kind und Buch 24
Ruster, Das mod. Bildungsproblem in der freien Volksbildung . . 421
Rüttgers, Die Dichtung in der

Volksschule 161
Rygier-Nakowska, Buch von den Freunden 272
— Choucas 272
Sabatini, Der Seehabicht 526
Sabel, Märchen und Sagen . . . 91
Sailer, Kleine Bibel für Kranke . 416
Saitschick, Menschen und Kunst der italienischen Renaissance 36
— Paulus 221
— Schicksal und Erlösung 225
— Die geistige Krise der europäischen Menschheit 290
Salzer, Illustr. Gesch. d. deutschen Literatur, 2. Aufl., Bd. 1 u. 2 . 230
Sapper, Werden und Wachsen . . 143
Schäfer, Neue Anekdoten 40
— Die Badener Kur 41
— Hölderlins Einkehr 41
Schaeffler, Das Mundartenbuch . . 45
Schalek, Japan 33
Schauer, Malerei der Goethezeit . 203
Schaumberger, Im Hirtenhaus . . 187
Schebesta, Bei den Urwaldzwergen von Malaya 423
Scheff, Dagfin der Schneeschuhläufer 142
Scheiwiller, Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz 308
Scheler, Die Formen des Wissens und der Bildung 290
Schelver, Sonnenwendfeuer . . . 140
Schenz, Sonntagsglocken 68
Scheufgen, Unser Kind kommt in die Schule 561
Schiele, Die Käferschlacht in der Johannisnacht 92
Schierbaum, Heilkräuterbuch . . . 322
— Die Biochemie Dr. Schüßlers . 322
Schiller, Die Jungfrau von Orleans 253
Schiprowsky, Gottes Spielmann . 452
Schlegel, Friedr., Signatur des Zeitalters 562
Schlegel, Eine Sonnenblume . . . 171
Schlözer, Menschen u. Landschaften 76
Schlund, Katholizismus u. Vaterland 124
— Hdb. f. d. franziskan. Deutschland 316
Schmid, Die Säugetiere 29
— Die Vögel 30
— Allg. Naturgeschichte 131
Schmidt, Rasse und Volk 471
Schmiedel, Das Alter der Erde . . 130
Schmitz, Das romantische Beethovenbild 304
Schmitz-Cardauns, Großmutter und ihre Gesandten 285
— Die Kreuzträgerin 427
Schnack, Anton, Die tausend Gelächter 198
— Der Abenteurer 198
— Strophen der Gier 198
— Tier rang gewaltig mit Tier . 199
Schnack, Friedr., Das kommende Reich 193
— Vogel Zeitvorbei 193
— Das blaue Geisterhaus 193
— Klingsor 195
— Die goldenen Äpfel 195
— Die Hochzeit zu Nobis 196
— Sebastian im Wald 197
— Beatus und Sabine 426
— Die Orgel des Himmels . . . 573
Schneider, A. v., Van Dyck . . . 205
Schneider, Manfred, Wanderfahrt durch Spanien 212
Schnürer, Kirche und Kultur im Mittelalter, 2. Bd. 27
Scholz, Perpetua 201
Schöninghs Dombücherei, Heft 27—35 334
Heft 36—40 527
Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller, Nr. 86—89 . 527
Schott, Bannfluch und Pest . . . 44
Schott-Bihlmeyer, Das vollständige Röm. Meßbuch 68
— Kleines Meßbuch 371
Schrempf, Sören Kierkegaard . . 562
Schröder, P. Cornelius, Gott und Seele in der jüngsten kath. Lyrik 565
Schröder, J., Mit dem Peer Gynt ins Heilige Land 325
Schröder, Rud. Alex, Schillers Gedichte 569
Schröer, Gotwert Ingram und sein Werk 329
Schrott-Fiechtl, Das linke Pfarrerle 189
Schullern, Kleinod Tirol 331
Schulz, Alf., Das Buch der Richter und das Buch Ruth 168
Schulz, Karl, Das Mineralreich . . 31
Schüler, Unterm Kreuz des Südens 477
Schuster-Holzammer, Hdb. zur Biblischen Geschichte, 2.(Schluß-)Band 469
Schwers-Friedland, Das Konzertbuch 133
Schwertschlager, Die Sinneserkenntnis 126
Schweyer, Polit. Geheimverbände . 77
Seeberg, Oberstadt 573
Segmüller, Pius X. 126
Seidel, Neue Gedichte 83
— Das wunderbare Geißleinbuch . 86
— Gedichte 328
Seifert, Die Nachtigall singt schlecht 502
Seligmann, Das heilige Licht . 176, 205
Sergejeff-Jenski, Grausamkeit . . 415
— Verwandlung 415
Sergel, Glockentraum 327
— Saat und Ernte 447
Sejima, Hudba samoty (Musik der Einsamkeit) 501
Shakespeare, Heinrich VI. 251
Shaw, Heilige Johanna 254
Sheehan, Die Gräber von Kilmorna 189
Siebertz, Wunder im Weltall . . . 31

Sippel, Körper — Geist — Seele . 378
Siwertz, Seelambs 381
— Das Witwenspiel 381
Soiron, St. Franziskus in der Gegenwart 557
Sova, Drsna láska (Rauhe Liebe) . 503
Spiero, Ernst Zahn 185
Spies, Türkische Erzähler der Gegenwart 382
Spranger, Die Antike und der deutsche Geist 174
Sseifulina, Wirineja 370, 412
Stäger, Der Spiegel 87
Stange, Die Religionswissenschaft in Selbstdarstellungen. Kath. Theologen 558
Stanislawski, Mein Leben in der Kunst 413
Stapper, Bernard Overberg . . . 561
Stehr, Auf Leben und Tod (Der Graveur; Meike der Teufel) . . 341
— Der Schindelmacher 342
— Leonore Griebel 342
— Das letzte Kind 343
— Meta Konegen 344
— Der begrabene Gott 344
— Drei Nächte 345
— Geschichten aus dem Mandelhause 345
— Das Abendbrot 346
— Heiligenhof 346
— Lebensbuch 347
— Die Krähen 348
— Wendelin Heinelt 348
— Peter Brindeisener 348
— Der Geigenmacher 349
Stein, Tschaikowskij 523
Steinen, Heilige und Helden des Mittelalters 122
Steinbrinck, Kath. Reformation . . 417
Stemplinger, Buchhandel im Altertum 489
Stephan, Das kirchl. Stundengebet . 371
Sternheim, Die Marquise von Arcis 94
Stevenson, Werke (Deutsche Ausg., 11 Bde.) 155
Stjernstedt, Die von Sneckenström . 87
Stockhaus, Die Arbeiterjugend zwischen 14 und 18 Jahren . . . 278
Stolz, Legende oder der christliche Sternhimmel 122
Stourgh, Max Stirners Philosophie des Ich 506
Strahlmann, Zwei deutsche Luftschiffhäfen des Weltkrieges 522
Strauch, Die tolle Stadt 186
Sturm, Einer Seele Saitenspiel . . 570
Sturmfels, Geschlechtliche Erziehung 317
Sturzo, Italien und der Faschismus 511
Sudermann, Ehre 457
— Sodoms Ende 457
— Heimat 458
— Glück im Winkel 458
— Der Sturmgeselle Sokrates . . 458
— Frau Sorge 459
— Litauische Geschichten 459
— Der tolle Professor 459
Sydow, Kultur des deutschen Klassizismus 145
Tausend und eine Nacht. Die schönsten Geschichten aus —. Ausgew. v. Wilh. Fronemann 361
Tenohlídek, Vrba zelená (Grüne Weide) 501
Terramare, Die Magd von Domremy 255
Tetzner, Der Gang ins Leben . . 227
Thalhofer-Antz, Die Jugendlektüre 111
Thedering, Traum und Leben . . 140
Thiel-Matthießen, Karlemann und Flederwisch 335
Thieß, Das Gesicht des Jahrhunderts 402
— Angelika ten Swaart 404
— Der Tod von Jalern 404
— Die Verdammten 405
— Der Leibhaftige 405
Thode, Der Ring des Frangipani . 235
Thomé, Mutterland 380
Tichelen, Paulus 22
Tidemann, Gedichte 328
Tillmann, Die Hl. Schrift des Neuen Testamentes, 2. Teil 416
Timmermans, Das Spiel von den hl. drei Königen 1
Timpe, Alois, Naturbetrachtung, Weltanschauung 508
— Georg, Schifflein Gottes . . . 121
Tolstoi, Sämtliche Werke 415
Toman, Stolety Kalendar (Hundertjähriger Kalender) 503
Treidler, Herodot: Reisen und Forschungen in Afrika 280
Truog-Saluz, Peider Andri . . . 136
— Das Erbe 136
— Der rote Rock 136
— Im Winkel 136
Tumlíř, Nemravný život (Unsittliches Leben) 501
Türk, Die Geschichte von den sieben weißen Kerzen 330
Tuskulum-Bücher: 5. Aischylos, Die Perser; 7. Lukian, Tod des Peregrinos; 10. Sophokles, Antigone; 11. Heraklit, Fragmente; 12. Plato, Gastmahl 326
— -Schriften: 5. Poeschel, Kunst u. Künstler im antiken Urteil . . 327
Uebelhör, Die Tänzerin von Es-Scham 141
Uhlmann-Bixterheide, Westfalens Sagenbuch 142
Undset, Jenny . . . . . 148 ff.
— Frühling . . . . . 148 ff.
— Kristin Lavranstochter . . . 148 ff.
Unger, Wie ein Buch entsteht . . 488
Verhoeff, Wanderungen durch die

Wunder der Lebensgemeinschaft . 178
Verweyen, Meisterung des Lebens . 290
Vesper, Deutscher Psalter 451
Viebig, Die Passion 139
Vogt, Schöpferische Poesiestunden . 162
Voigt-Diederichs, Dreiviertel Stund' vor Tag 237
Volbach, Hdb. d. Musikwissenschaft 132
Volkskunstliste guter Spiele für die Laienbühne 167
Vollmer, Das Rufen im Schacht . . 331
Völker, Heimatbuch des Kreises Höxter 566
Voltaire, La Pucelle d'Orléans . . 252
Vom Leben getötet 276
Vrba, Divoženky (Wildweibchen) . 501
Wagner, Die Heide 231
Wahnes, Freundliches Begegnen . . 320
Waldau, Nach der Natur 257
— Aus der Junkerwelt 257
— Ein Elfenmärchen 257
— Die Blätter im Winde 257
— Kanzone 257
— Cordula 257
— Rahab 257
— Lug ins Land Oberschlesien (Auswahl aus s. Werken) 257
Wallace, Der Prinz von Indien . . 478
Waltendorf, Sponsa Christi . . . 170
Walter, Die abgegangenen Siedlungen 517
Ward, Zur unrechten Zeit 190
Warschauer, Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark 518
Wat, Novellen 272
Wattendorff, Der hl. Augustinus . 125
Watzlik, König Eginhard von Böhmen 334
Weber, Fr. W., Dreizehnlinden (Ausg. v. Nestler-Reich, Verl. Habbel) 379
— Dasf.: Schulausgabe ohne Bilder 379
— Dasf.: Schulausgabe von Hüttermann (Verl. Schöningh) . . . 379
— Goliath. Schulausg. von Wehnert (Verl. Schöningh) 379
— Dreizehnlinden (Ebd.) 379
— Goliath (Ebd.) 379
— Gedichte (Ebd.) 379
Weber, E., Vinzenz Pallotti . . . 373
Weckesser, Zur religiösen Krise der Menschheit 72
Wege nach Orplid: Junges Frankreich und Katholisches Frankreich 313
Weigand, Wendelins Heimkehr . . 287
Weigert, Heimat und Volkstumspflege 290
Weismantel, Die Schule der Volkschaft 290
— Die Geschichte des Richters von Orb 571
Weiß, Franz, Danken und Dienen . 224
Weiß-Caspar, Die kleine Schöpfung 364
Weisser, Die deutsche Novelle im Mittelalter 565
Welser, Die Harmonie der Schöpfung 119
Welter, Im Werden und Wachsen . 419
Weltschau des Katholizismus . . . 417
Wenger, Spiegel des Alters . . . 380
Weyrauch, Die Technik 180
Wiesebach, Gestalten 524
Wilbrandt, Die moderne Industriearbeiterschaft 279
Wilkes u. A., Leben und Schaffen . 163
Wilks, Die vom Erlenhof 237
Willam, Tempelreinigung 20
— Die sieben Könige 39
Wilm, Ost- und westpreußisches Dichterbuch 448
Wintersig, Die Väterlesungen des Breviers 275
Wittels, Die Befreiung des Kindes 508
Woldt, Die Lebenswelt des Industriearbeiters 278
Wolfurt, Mussorgskij 177
Wolzogen, Das Schlachtfeld der Heilande 90
Wrede, Rheinisches Volksleben . . 515
Wunderle, Zur Biologie des kirchl. Lebens 273
Wurm, Das Erbe des Heilandes . 81
— Der Sieg über das Leben . . . 172
Zahn, Die Hochzeit des Gaudenz Orell 89
— Die schönsten Erzählungen von Ernst Zahn 185
Zaunert, Westfälische Sagen . . . 186
Zegadowicz, Dziewanny 272
— Das Wachholderhaus 272
Zeitler, Deutsche Liebeslieder . . . 450
Zimmermann, Das große Wunderbuch 132
Zollinger, Das literarische Verständnis der Jugendlichen . . . 108
Zoozmann, Pflanzen-Legenden . . 575
Zurkinden, Wie der Herr so gut gewesen 329

Eine flämische Weihnachtslegende

Heutzutage halten die Menschen nicht mehr viel von Legenden, diesen zarten Früchten eines lebendigen Glaubens und einer frommen Phantasie. Ihr Geschmack hat sich verändert. Ihr natürliches Empfinden ist entartet unter dem Einfluß einer verfeinerten Gesellschaft. Man hat keinen Sinn mehr für den Ernst, mit dem der Mensch einer nun schon längst vergangenen religiösern Zeit sich und seine nächste Umgebung hineingestellt sah zwischen diese Welt und das Metaphysische. Dieser Ernst erscheint sogar meist denen, die überhaupt noch der erfreulichen Mühe des Nachdenkens hierüber sich zu unterziehen gewillt sind, höchstens lächerlich. Und erst recht nicht verstehen sie die Freuden der alten kerngesunden Menschen, die ehedem mit immer neuen und wärmern Farbtönen die Bilder ihrer Heiligen auszumalen verstanden und das, was sie an Sonntagnachmittagen zwischen den Zeilen der dicken Hausbibel gelesen hatten, ihren helläugig lauschenden Kindern mit naiven aber seelenvollen Worten abends nach des Tages mühseliger Arbeit in den heimeligen, dunkelgetäfelten Stuben beim flackernden Kaminfeuer zu erzählen oder gar vorzusingen wußten. Diese Freude dünkt jedoch den modernen Menschen, die bekanntlich über einen fortgeschrittenen Begriff von „Freude" zu verfügen sich rühmen, eher Traurigkeit zu sein, weil diese glückseligen und innigfrohen Seelenstimmungen nicht von dieser Welt sind. Das Mittelalter ist noch ein fruchtbarer Boden gewesen für eine gesunde Volksfrömmigkeit und einen urtümlichen Ausdruck derselben.

Die Modernen aber, die in der Technisierung, Höchstleistung und Zweckhaftigkeit auf allen Gebieten des intellektuellen wie wirtschaftlichen und politischen Lebens die einzig höchsten Werte des Wahren, Guten, Schönen und Heiligen umzustürzen versuchen, sind religiös ganz erschreckend arm geworden. Selbst die noch gläubigen Menschen gedeihen auf magerem Erdreich und verstehen nicht einmal mehr ihre Ahnen, die mit Gott und den Heiligen so innig verbunden waren, daß sie an diesen mit ihren reinen und frommen Augen stets neue, wirklichkeitswahre Züge zu entdecken vermochten und dadurch deren Heiligkeit und Gottverbundensein ganz lebendig, ungekünstelt und rein menschlich darzustellen verstanden. Und eben diese Allzumenschlichkeit in ihren Legenden erscheint vollends unverständlich besonders heute, wo der Gottmensch und die Heiligen nicht mehr als Menschen von Fleisch und Blut angesehen werden, das „ewige Leben" im Gegensatz zu früheren Zeiten nicht mehr als schon im Diesseits beginnend angenommen wird und nicht mehr Religiösität den Menschen in seiner harmonischen Ganzheit erfaßt. Und weil gerade in der Gegenwart eine so ungeheure Kluft gähnt zwischen dem Alltag und dem religiösen Leben, weil die Religion entvölkert ist und weil das Volk nicht mehr Volk ist und wegen seiner Entwurzelung keine Nahrung mehr aus dem alten, kräftigen Mutterboden einer mit der Scholle verwachsenen, von Gott durchwirkten Epoche ziehen kann, können Legenden nicht mehr mit gläubigen Kinderaugen aufgenommen, verstanden, nachempfunden oder gar neu erdacht werden.

Um so mehr muß es uns daher verwunderlich erscheinen, wenn dennoch jetzt im Insel-Verlag zu Leipzig eine wirklich echte Weihnachtslegende, „Das Spiel von den heiligen drei Königen", für die Bühne bearbeitet von Eduard Veterman und Felix Timmermans in der guten Uebersetzung aus dem Flämischen von Anton Kippenberg erschienen ist.

Das Verwundern wird jedoch bei denen gleich geschwunden sein, die Felix Timmermans kennen, diesen sonnigen flämischen Dichter des strahlend schönen „Pallieter", von „Das Jesuskind in Flandern" und „Das Licht in der Laterne". Der Geruch der fetten Ackerschollen, des reifenden Getreides und der übrigen

Pflanzen und zahllosen Blumen, kernigen Bauern, arbeitsamen Kleinstädter und gar der Tiere umgibt diesen urwüchsigen Menschen, der seinesgleichen nicht so bald finden wird. Er gehört zu den selten Begnadeten, denen das Dichten und das Malen ein außerberuflicher, friedvoller Zeitvertreib ist an hellen Sonntagnachmittagen und langen Winterabenden (wenigstens noch bis vor kurzem). Der Stoff zu seinem neuen Weihnachtsspiel, das in Belgien während des vergangenen Jahres unter dem Titel „En waar de ster bleef stille staan . . ." 50 Aufführungen durch „Het Katholiek Vlaamsche Volkstooneel" — abgesehen von den zahlreichen Aufführungen in Holland — erlebte, ist uns bekannt aus seiner köstlichen Legende „Das Triptychon von den heiligen drei Königen" (Ins.-Büch. 362). Wurzelnd in dem warmen Glaubensleben des gemütvollen flämischen Volkes, schildert sein Legendenspiel das große Weihnachtswunder der Bibel, verpflanzt in das flache, wiesenreiche, von blauen Grachten durchzogene Flandern mit seinen knorrigen, träumenden Kopfweiden und den ehrlichen, ihre flämische Eigenart gegenüber der kulturellen Zurücksetzung von seiten der Wallonen (Romanen!) treu bewahrenden Einwohnern.

Aus der untersten Volksschicht hat Timmermans hier drei verkommene Vertreter gewählt und sie zu den Hauptpersonen seines Christnachtsspieles erhoben. Es ist der dreckige, gern spottende, für einen Schnaps stets einen gemeinen Gassenhauer bereithabende Aalfischer Pitje Vogel; der oft an den lieben Gott denkende, nach seinen Schafen duftende Hirt Suskewiet; und der immer fluchende, mit seinen Triefaugen Mitleid erregende, für Almosen Gebete leiernde Bettler Schrobberbeeck. Diese wie auch die übrigen Gestalten zeugen wegen ihrer ländlichen Natürlichkeit und humorvollen Originalität für das tiefe, unlösliche Verbundensein des Dichters mit den Leuten seiner freundlich an der Nethe zwischen Mecheln und Antwerpen gelegenen Vaterstadt Lier und überhaupt mit dem gesamten flämischen Volk. Solche Menschen können nicht erdacht oder gemacht, sondern nur in liebevollem Einfühlen in Flanderns Eigenart der Wirklichkeit entnommen sein, ebensowenig wie die Bildhaftigkeit und Frische dieser legendären Begebenheit je unwahr erscheinen könnte. Wer diese Legende liest oder auf der Bühne plastisch sieht, wird nicht anders können, als einfach zu glauben, daß das Kindlein Jesus wirklich im lieblichen Flandern zur Welt gekommen ist und noch jedes Jahr zur Mitte der Heiligen Nacht dort aufs neue aus einem bleichen, blauäugigen Mädchen mit blondem Haar, das von einem treuherzigen, ehrwürdigen Greis sorgsam umhegt ist, seinen menschlichen Leib annimmt; und daß jedes Jahr, wenn wieder die Christnacht gekommen ist, immer wieder andere Menschen auf ihren Irrwegen durch die weiten, eisigkalten Schneefelder zufällig das Kirmeswägelchen mit der heiligen Familie finden, unwillkürlich niederknien und ihr aus Mitleid mit ihrer bitteren Not und in Reue über die Sünden all ihr Geld, das eben in ihren Taschen klimpert, der verträumt lächelnden Maid, die einem zarten Bübchen die Brust gibt, in die Falten ihres blauen Kapuzenmantels legen, und mit diesem auch all ihre Herzensmeinungen; — genau so wie damals der Aalfischer, der Hirt und der Bettler es mit ihrem Geld und den Essenssachen getan haben, was sie, als die heiligen drei Könige verkleidet, mit einem Stern herumziehend, sich erbettelt hatten.

In seiner zartfühlenden und rührendoffenen Art, unaufdringlich aus der naiven Volksfrömmigkeit seiner ihm ans Herz gewachsenen Heimat schöpfend, bringt Timmermans das Natürliche auch ganz in der diesem wesensgemäßen Form: er schildert eben naturhaft und menschlich, ohne jedoch durch seine ungeschminkte Offenheit der Lüsternheit irgendwelcher Verderbter entgegenzukommen. Er hat sich der grausigen Erbschaft der frühchristlichen Manichäer entzogen, die in ihrer einseitigen Ueberbetonung des Dualismus zu einer spiritualistischen Verachtung der leiblichen und körperlichen Schönheit gelangten und in der Welt nicht mehr die

Ausstrahlung des unendlichen Gottes sahen, sondern die Natur und den Menschenleib hervorgegangen glaubten aus der Buhlschaft des Satans mit der Erde. Unser Dichter hat hingegen die Kreaturschau und die irdische Naturfreude geadelt dadurch, daß er sie in die himmlische, heilige Sphäre erhoben hat und somit die kraftvolle Lebensverbundenheit des flämischen Katholizismus bezeugt; und schließlich auch aus ihm heraus schafft.

Kein Versuch einer Vermenschlichung des großen Wunders von Bethlehem ist so wundervoll geglückt, ist zur Legende geworden, die man nur glauben kann, wie dieses Spiel. Mit einer selten angetroffenen Anmut der Worte und einer bezaubernden Schönheit der Sprache, die etwas Volksliedartiges in sich birgt und durch die Verdeutschung nur wenig gelitten hat, hat es der Dichter, der nur durch die überall sich kennzeichnende Macht seiner kraftvollen Persönlichkeit wirkt, verstanden, eine ewige Weihnacht zu schildern. Denn wenn die frommen Menschen alt und gebrechlich und wieder eines kindlichen Sinnes geworden sind, und so, wie der Hirt in seinem Stall, auf dem Sterbelager liegen und gern noch einmal zum Krippenkindlein gehen möchten, dann kommt das schöne Jesuskind selbst zu ihnen und führt sie, wie einst den Suskewiet, mit aus dem frostigen Stall in einen nie gesehenen, blühenden Frühlingsgarten mit einem goldenen Palast und funkelnden Kuppeln und Zinnen.

Ganz einzigartig offenbart Timmermans schließlich noch sein einfältiges Hineinhorchen in die Seele seines Volkes, in der neben dem Glauben auch noch mancher heidnische Aberglaube wuchert (vergl. seine Erzählung „Der Weihnachtsfaun" in „Das Licht in der Laterne"). Hatte er selbst sich doch in früheren Jahren den spiritistischen Spekulationen einer okkulten Philosophie hingegeben, denen er durch eine lebensgefährliche Krankheit, einer Gnadenstunde, entrissen wurde. So wird Pitje Vogel, der lieber den Geschichten von Faunen, Gespenstern, Wassernymphen und Waldgeistern gelauscht, als den Lesungen aus der Bibel oder den Erzählungen aus dem duftigen Leben des armen Habenichts von Assisi und sich dem Teufel verschrieben hatte, dennoch, weil er in der Heiligen Nacht vor einer der vielen Mütter Gottes, die aus Holz oder Stein auf Pfählen oder in Kapellchen stehen oder in Kästchen an Bäumen hängen, mit Tränen der Reue seine Sünden beklagte, von den Stricken der Hölle befreit. Schrobberbeeck, der seit seiner ersten Heiligen Weihnacht vor den zahlreichen Muttergottesbildern immer ehrfürchtig seinen schmierigen Hut abgenommen hatte, um sich mit dem lieben Gott gutzustellen, ist in derselben Nacht durch die Bekehrung seines Kumpanen innen ein ganz neuer Mensch geworden, wenn er auch hin und wieder etwas, das nicht ganz niet- und nagelfest ist, nicht gut liegen lassen kann; denn das ist nun einmal so in seinen Knochen gelegen.

So hat der Dichter, der sich von allen Grübeleien, dem Aberglauben und der abstrakten Wissenschaft vollständig befreit hat und in seiner tiefen Gelassenheit zum liebenswürdigen Spiegel flämischer Volksfrömmigkeit geworden ist, in schlichter Menschlichkeit gelehrt, daß nicht ein ruheloses Umherschweifen und protzenhaftes Auftreten, sondern nur stille Innenschau und Pflege der einfachen Dinge und feiner Umgang mit der Natur segenbringend ist.

Dieses wie eine klare Naturbeobachtung künden auch seine schlichten, aus wenigen aber kraftvollen Strichen bestehenden Initialen und Zeichnungen aus der anmutigen flämischen Landschaft, und ebenso seine feinsinnigen Anmerkungen für die Bühnenbilder, denen er eine starke, belebende Wirkung beizumessen scheint. Wer sich willig in sie hineinzufühlen versteht, wird, den Jubelhymnus auf die friedvolle Naturschönheit seiner Heimat vernehmend, in der Einsamkeit seiner erhabenen Landschaften die unmittelbarste Offenbarung der göttlichen Gegenwart spüren.

Wir können Felix Timmermans, der allem erregten Prunken mit Modeeinfällen

abhold ist, und seinem untadeligen Uebersetzer nur von ganzem Herzen danken, uns in diesem Spiel wieder einmal einen ersehnten Blick gewährt zu haben in die Seele des flämischen Volkes, die in mächtiger Tiefe und warmer Schönheit noch lebt. Und selbst da, wo sie uns auch fremd ist, ahnen wir ihre eigenwüchsige Größe. Wenn auch die dort geborgenen Werte nicht vollkommen die Eigenart des flämischen Volkes umschreiben, so empfinden wir doch ein Volk, das in solchen Werten sein Bestes — sein Wesen — wiedererkennt und um dieses mit zäher Ausdauer ringt: uns ein leuchtendes Vorbild in unserm Kampf um unser Volkstum. Das flämische Volkstum lockt uns daher zur besonderen Erforschung. Es ist unserem nachfühlenden Verständnis durchaus nicht fremd, da es letzten Endes mit dem unseren doch im gleichen germanischen Gemeingut verwurzelt ist. Dennoch ist es so sehr anders geartet, daß wir bei diesem Vergleich unseres eigenen Volkstums in seiner Besonderheit notwendig bewußt werden. Weil aber dieses Volkstum Flanderns urdeutsch ist, sollte uns um so mehr daran liegen, das kostbare Strandgut dieser germanischen Kultur für Deutschland zu bergen. Es darf nicht untergehen, ohne seine ungeheuren seelischen Reichtümer dem benachbarten Mutterlande zugeführt zu haben.

Nicht braucht man da vor dem Einbruch einer fremden Mentalität in das noch kranke Gefüge des deutschen Volkstums zu bangen, wenn lebenskräftige, Gesundung spendende Charakterzüge Flanderns in deutschen Boden ihre Wurzelfasern senken. Es ist zudem ja auch nicht entehrend, wenn Deutsche in Bescheidenheit auch nicht auf ihrem engeren Boden gewachsenes Gut aufgreifen, es mit ihrem Blut durchströmen, bis es ihr eigen geworden ist. „Das Spiel von den heiligen drei Königen" aber ist dieser Ehre sicherlich wert. In die düstern Tage der Gegenwart läßt es Strahlen von Freudigkeit und Helligkeit der deutschen Weihnacht mit zarter Scheu und vornehmer Zurückhaltung hineinschimmern. Den ganz Hingegebenen wird dann zur Mitte der Heiligen Nacht das neue Jahr der Güte unseres Gottes beginnen, und ihnen wird so die heilige Weihnacht nicht bloß eine angenehme Kindheitserinnerung bleiben, sondern ein Schritt in die Zukunft werden.

Möge es diesem Kunstwerk nun nicht so ergehen, wie etwa den Werken eines Vasvani oder Mahatma Gandhi, die in Deutschland zu Tausenden verbreitet wurden, um uns Indiens nationales Eigenleben achten, ja verehren zu lehren, statt uns die strenge Einkehr Indiens und seine Selbstbesinnung auf die eigenen nationalen Werte als Symbol eines Umschwunges, einer Zeitwende zu deuten, welche uns aus der Einerleiheit einer rationalistischen Verflachung mit ihren Säkularisationsbestrebungen, hinter denen nur zu offensichtlich Schamlosigkeit und Gottlosigkeit hämisch grinsen, auf volkliches und zugleich religiöses Eigenleben weist.

Karl Klinkhammer.

Amerika-Bücher

Es sind noch keine hundert Jahre verflossen, seitdem Goethe schrieb:

Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.
Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.

Diese Mahnung wurde aber kaum gehört. Wenn auch in der ersten Zeit, in der Periode angestrengter Kolonialarbeit wenig von einem geistigen Leben zu spüren war, und dieses sich auch noch vorzugsweise — wo es nicht von religiösen Bestrebungen absorbiert wurde — im Politischen geltend machte — worüber uns Benjamin Franklins Jugenderinnerungen (Insel-Bücherei Nr. 223) unterrichten, so war es doch in künstlerischen Dingen durchaus von Europa abhängig. Noch Poe und Longfellow sind nach Inhalt und Form durchaus europäisch orientiert. (Ueber Longfellow macht Oskar Wilde in seiner kräftigen Satire auf den Wirklichkeitssinn der Amerikaner in „Das Gespenst von Canterville" eine bissige Bemerkung wegen seiner Vorliebe für das Alte und Romantische.) Erst mit Emerson, der nicht nur ein geistreicher Denker, sondern auch ein Dichter war, begann eine Wandlung, ein Besinnen auf Amerikas Eigenheit. Bis dann in Walt Whitmans „Grashalmen" die erste große amerikanische Dichtung entstand. Seine eigene Heimat entdeckte ihn erst spät. Nachhaltiger und tiefer war seine Wirkung in Europa, wo man bald das Ursprüngliche und Neue seiner Dichtung wahrnahm. Whitman war von der Tradition unbelastet, ein Amerikaner, der sein Land auf seine Weise besang.

Die Dichtung hat für die Amerikaner in der Vergangenheit nicht jene Bedeutung gehabt, die wir ihr zumessen. Die gespannte Energie, welche die Pioniere der Zivilisation verschwenden mußten, um den gewaltigen Raum des amerikanischen Kontinentes zu füllen, nahm die verfügbaren Kräfte in Anspruch. Je mehr die ungeheuren Weiten sich verengten, umso rasender wurde das Tempo, um die bleibenden Lücken zu stopfen. Der Jubel über jede neue Eroberung, der das Geschehene oft größer erscheinen ließ als es der Wirklichkeit entsprach, erweckte den Anschein der unbegrenzten Möglichkeiten des Landes und eine Anbetung der zivilisatorischen Errungenschaften, die dem Geistigen abträglich war. Erst der Krieg machte diesem Expansionsdrange ein Ende, da nun der Raum aufgeteilt zu sein schien. Und damit begann eine neue Periode für Amerika, die Ford (Mein Leben und Werk) also kennzeichnet: „Die Entwicklung unseres Landes hat erst begonnen — trotz allen Geredes über unsere erstaunlichen Fortschritte haben wir bisher kaum die Oberfläche geritzt." Nach der Entdeckung des Landes begann Amerika sich auf seine Seele zu besinnen. Es grub in die Tiefe.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in Amerika bislang die Frauen Trägerinnen der

Kultur und die Nutznießerinnen des verfeinerten Lebensgenusses waren. Es ist eine aus der kolonialen Praxis bekannte Tatsache, daß der Seltenheitswert der Frau sie zu etwas Kostbarem, Sorgsam Umhegtem machte. Es zeigt sich das in der sonderbaren Arbeitsteilung, daß der Mann ruhelos nach dem Dollar jagte, während die Frau alle Annehmlichkeiten des Lebens genoß. Daher kam auch der feminine Einschlag der landläufigen amerikanischen Literatur, der sich in einer übergroßen Gefühlsbetontheit und einer Sittenstrenge, die als puritanische Prüderie verschrien war, äußerte. Erklärt wird dadurch auch der große Anteil der Frau an der Literatur. Schon um 1910 entstand dagegen die Protestbewegung der Imaginisten, die an die Stelle der leeren Rhetorik das lebendig erfühlte Wort setzen wollten. Erst der Krieg gab der Literatur neuen Antrieb.

Dieser gewaltige Zusammenbruch aller Scheinwerte, die vordem als unendlich wertvoll galten, gab der Literatur neues Leben. Der Jubel über die zivilisatorischen Errungenschaften verstummte. Ein Satz wie dieser: „Der einzig sittliche Prüfstein für das ökonomische Leben einer Gemeinschaft ist nicht, ob unendlich viel produziert wird, sondern, ob der Wert der geschaffenen Dinge Aussicht auf Dauer hat", (Mumford) klingt unsern Ohren so unamerikanisch, daß er als Zeichen einer neuen Gesinnung gewertet werden darf.

Wir dürfen daraus aber nicht schließen, daß die mutigen Vorkämpfer der neuen Ideen mit einem Male alle Amerikaner überzeugten. Jahrelang kämpfte Mencken, der bedeutende Kritiker, einen verzweifelten Kampf, lange hat Th. Dreiser um Anerkennung ringen müssen. Das Kriegserlebnis hat zur Vermännlichung Amerikas beigetragen. Was aber diese Männer zu sagen hatten, das klang hart und war unangenehm zu hören. Das trug nicht dazu bei, ihnen den Sieg zu erleichtern.

In Deutschland bemerkte man zunächst nicht viel von dieser Bewegung. Die Reisenden wußten nur vom Sinnfälligsten, von dem gesteigerten Lebensrhythmus, von den technischen und sonstwie sehenswerten Neuigkeiten, vom politischen und öffentlichen Leben und von der Art der Amerikaner, sich in der Oeffentlichkeit zu geben, zu berichten. Vom Literarischen sah man nur das, was sich durch hohe Auflageziffern und durch eine geschickte Reklame bemerkbar machte. Darum waren es auch nur die Aeußerlichkeiten, die zu uns kamen. Unser Leben wurde amerikanisiert. Wir nahmen ein rascheres Tempo an, machten modische Auswüchse mit und nahmen willig von ihrem Ueberflusse Geschenke an: Jazz-Band, Charleston und Filme. Wir hörten von den Zeitungen mit ihrer ungeheuren Seitenzahl, die auf über hundert Seiten neben tiefgründigen und gemeinverständlichen Abhandlungen blühende Plattheiten boten. Die Millionenauflagen der Magazine machten auch manchen deutschen Verleger lüstern, und mit ihr hielt auch die Kurzgeschichte eine erhöhte Bedeutung. Die Short stories waren in Amerika zu einer besonders beliebten Gattung geworden, da sie dem Publikum nicht viel Zeit nahmen und doch hohe Spannungen erweckten. Der ungeheure Konsum drückte freilich auch das Niveau, wovon selbst die Arbeiten von Könnern wie Jack London Zeugnis ablegten. Darum war man eifrig bemüht, diese Literaturgattung zu heben. Blanche Colton Williams hielt in ihrem Kolleg besondere Kurse für Geschichtenschreiber. In Jahrbüchern wurden die wertvollsten Arbeiten gesammelt, wodurch die talentierten Schriftsteller einen besonderen Antrieb erhielten.

Die Vermännlichung Amerikas zeigte sich nicht nur in der Stoffwahl und in der schonungslosen Offenbarung sittlicher Schäden. Auch die Art des Erzählens wurde herber und mutiger. Es war, als ob die Berührung mit dem alten Mutterlande

Europa den Amerikanern neue Kräfte zugeführt hatte. Die Verbindung mit der alten Kultur, die durch den Krieg so viele Amerikaner erweckte, bewahrte die Literatur vor Selbstgenügsamkeit und Erstarrung.

Die meisten der Literatur-Erneuerer waren noch nicht lange Bürger der Vereinigten Staaten. Sie reagierten darum auch empfindlicher, und sahen viel schärfer als jene, denen der Zustand des Beharrens zur Gewohnheit gekommen war. Es waren vor allem Söhne von eingewanderten Deutschen, Juden und auch Spaniern. Aber auch die eingesessenen Amerikaner haben ihr Anteil. Einer der bedeutendsten unter diesen ist der aus den Mittelstaaten stammende Sherwood Anderson.

Sein Roman „Der arme Weiße" (Insel-Verlag, Leipzig) ist der Abriß eines Menschenlebens, mehr noch, die Geschichte einer Stadt, ja, er ist die Chronik Amerikas, das Amerika des Aufstiegs. Dieser Hugh, der arme Weiße, symbolisiert die vielfältigen Erscheinungen der verflossenen Jahrzehnte. Anderson ist kein überschwenglicher Fortschrittsoptimist. Er ahnt die Tragik, die sich hinter jeder menschlichen Regung aufrichtet. Es kommt dabei nicht so sehr auf den äußeren Verlauf der Dinge an. Gewiß, das ist meisterhaft geschildert, wie das unbekannte Städtchen über Nacht von der Industrie mit Beschlag belegt wird und in alle menschlichen Verbindungen eingreift, wie die Geldjäger ihren Profit machen und dabei Unersetzliches zerstören. Erscheinungen, die uns bis zu einem gewissen Grade nicht unbekannt sind. In diesem zerstörenden Strome der neuen Zeit steht unbeholfen und verlassen der Erfinder, der geistige Urheber des Geschehens. Er ist ja keiner von den ewig Betriebsamen, immer Geschäftigen, nicht das, was man sich unter einem smarten Yankee vorstellt. Der Geist ist heimatlos geworden. Die Materie triumphiert. Die Grüblerkrankheit, die Hugh untauglich machte für die Arbeit seines Zeitalters, hatte viele der früheren Dinge seiner Welt in ihm vernichtet. Er kann sein Selbstbewußtsein nicht einmal seiner Frau gegenüber aufrecht halten. Darum behauptet er sich nur mühsam in dieser Welt.

Das ist eine andere Perspektive als die, unter der Zola einst das Leben sah. Es ist nicht das, was sich dem robusten Betrachter mühelos offenbart, kein bloßer Abklatsch des Gegenwärtigen. Anderson strebt über diese Verengung der Aufgabe des Künstlers hinaus. Der Einzelfall ist ihm Symbol des ewigen Kampfes des Geistes gegen die entgeistigte Umwelt. Das Psychologische hat er seltsam vertieft, und in jenes Zwischenreich hat er sich hineingefühlt, das sich nur dem aufmerksamen Durchdenker offenbart. Diese Kunst ist für Europa nicht neu. Ueberraschend wirkt das Buch aber durch seinen geistigen Habitus, durch seine Ursprünglichkeit und auch durch die Nüchternheit seiner Feststellungen. Hier wird die Melancholie des Einsamen, die Welt-Angst des Verlassenen zu einer Kraft, die, obwohl sie ihn selbst zerstört, der Motor des Neuen wird.[1]

Kurt Wolff, München, hat gleich eine ganze Serie von Amerika-Büchern herausgebracht. Während Anderson zeigt, wie es zu einem So-Sein kam, wollen diese Autoren zeigen, wie es gegenwärtig ist. Ihre Qualität ist unterschiedlich. Was Percy Marks (Studentenjahre, Roman aus dem amerikanischen Universitätsleben) bringt, unterscheidet sich in seiner Struktur wenig von dem Hergebrachten. Das ist eine Feststellung, kein Werturteil. Hugh Carrer ist ein richtiger

[1] Inzwischen ist im Insel-Verlage, Leipzig, eine Sammlung der Kurzgeschichten Andersons „Das Ei triumphiert" erschienen. Alle diese Erzählungen sind von einer Skepsis getragen, die wenig amerikanisch anmutet. Die Qualität dieses Buches ist eine sehr hohe. Karl Berbs ist ein kongenialer Übersetzer.

Romanheld, idealistisch aufgeputzt und absichtsvoll hinausgestellt. Er gerät in manche verführerische Situation. Im letzten Augenblick wird er aber immer wieder gerettet. Er ist kein Musterjunge, wirkt aber wie Demonstrationsobjekt, das zeigen soll, welchen Versuchungen amerikanische Studenten ausgesetzt sind. Wertvoll ist das Buch für den, der das amerikanische Bildungswesen kennen lernen will und die Art, wie sich die Studenten geben, denn Marks schildert mit einer Offenheit, die ihm gewiß mancher übel genommen hat. Es ergeben sich da wertvolle Vergleichsmomente zu unserem deutschen Universitätsleben. Manche amerikanische Lebensäußerungen werden erst verständlich, wenn man weiß, wie die Jugendzeit der Gebildeten dort verläuft. Ueber den Einzelfall hinaus, der nur eine gewisse Aufklärung verschafft, hat dieses Buch wenig Bedeutung. Ungleich höher ist die Aufgabe, die sich Sinclair Lewis gestellt hat. Er gehört zu den interessantesten Köpfen des amerikanischen Schrifttums. Wenn man auch manches von dem abstreicht, was eine rührige Presse über ihn ausgestreut hat, so bleibt doch noch genügend, was der Beachtung wert ist. Ich neige nicht dazu, in allen seinen Handlungen eine vorbedachte Reklame zu sehen. So wurde auch die Ablehnung des Putlitz-Preises gedeutet. Das war eine Handlung, die dem Wesen des Mannes entsprach. Er wußte wohl, welche innere Bindung er mit der Entgegennahme des Preises eingehen mußte. Er gehört eben nicht zu den Optimisten, die mit Vorbedacht alles Unangenehme übersehen. Gerade das, was dem ehrlichen Freund der nordamerikanischen Nation aufstößt, und was nur der geistig Blinde vertuschen möchte, das stellt er mit Vorbedacht heraus. Er behält dabei aber immer seine innere Freiheit und ein Gefühl für Sauberkeit, das Samuel Ornitz, dem Verfasser des „Herr Fettwanst", eine amerikanische Autobiographie abgeht. Dieses Buch ist eine naturalistische Studie, die Biographie eines Juden, der sich aus tiefster Armut hinaufarbeitet zum angesehenen und reichen Mann. Dabei ist er in der Wahl seiner Mittel keineswegs wählerisch. Die ganze Verkommenheit gewisser Menschen, die skrupellose Bereicherungssucht, die ekelhafte Korruption des öffentlichen Lebens wird hier aufgedeckt. Es ist sicher, daß alle Einzelheiten irgendwie geschehen sind. Hier aber handelt es sich um eine grundsätzliche Einstellung. Hat die Kunst nur den Zweck, das Leben zu schildern, wie es ist oder soll es darüber hinaus — was nicht mit einer Verfälschung der Wirklichkeit verbunden zu sein braucht — irgendwie erheben und emporführen, also im Metaphysischen enden? Ich neige der letzten Auffassung zu. Streng genommen entspricht diese schonungslose Milieuschilderung nicht einmal der Wirklichkeit. Es fehlt durchaus der notwendige Gegensatz. Es ist doch nur ein Teil des Lebens, der hier Wirklichkeit wird. Eine Dichtung soll aber eine Totalität sein, Himmel und Hölle umfassen. Man wird den Eindruck nicht los, daß dieser Sumpf aus selbstischen Motiven aufgerührt wird. Die eine, bösartige Seite wird uns bekanntgemacht, die Heuchelei der Besitzenden und die Verkommenheit und Gemeinheit der Deklassierten. Das sind Dinge, die den Kulturhistoriker interessieren, eine — vielleicht der Vollständigkeit halber — notwendige Ergänzung des Gesamtbildes: Amerika. Als Kunstwerk ist es abzulehnen. Sinclair Lewis wirkt dagegen reinlicher. Dennoch sind seine Anklagen eindringlicher und von größerer Wirkung. Lewis ist der Typ des genialen Reporters, der alles sieht. Seiner Aufmerksamkeit entgehen weder die Licht- noch die Schattenseiten des Lebens. Man glaubt es schon, daß bei seinem Besuche in Deutschland das Warum seine ständige Frage war. Mit aller Energie saugt er alles auf, was ihm der Tag zubringt. Ueber diesen Stoff verfügt er mit großherziger Freiheit, weil er nicht nur eine Seite wahrnimmt. Anderson ist sicher der bedeutendere und tiefere

Gestalter. Lewis ist sinnfälliger. „Babbitt" ist der Spießer, der nicht nur in Amerika sein Wesen treibt. Die Romantiker bekämpften ihn als den ewigen Philister. Er ist der Spießer amerikanischer Prägung, der selber schon typisiert ist wie ein Ford-Auto. Er ist einer von den Millionen, die unter den gleichen Bedingungen leben und sterben, mit ein wenig Heuchelei und viel Verschlagenheit ihr Geschäft machen, die ihr Dutzendhaus haben, der in jedem Stücke dem Nachbarhause gleicht, die ihr offizielles Christentum mit einer unangenehmen Offenheit zur Schau tragen — weil „Religion haben" zum guten Ton gehört — und die sich nicht einmal den Luxus einer eigenen Gesinnung leisten. Darum muß es auch zur Katastrophe führen, als seine Lebensgewohnheiten einen wenig bürgerlichen Anstrich annehmen. Das aber verzeiht ihm die Gesellschaft schon, solange seine Exzesse nicht offenkundig werden. Aber unhaltbar wird seine Stellung, als er sich ein selbständiges Urteil anmaßt, als er nicht auf die Arbeiter schimpft und sich sogar weigert, der Patriotenliga beizutreten. Er fällt aber rasch um; denn er kann nicht isoliert leben, ohne Ansehen im Klub. Darum kehrt er am Ende zu seinen Freunden zurück, zur großen Herde, der er von Natur aus angehört. Dieses Bild setzt sich aus tausend Einzelheiten zusammen. Dennoch steht keins für sich. Sie runden sich zum Gesamtbild des Spießers schlechthin, zu seiner Biographie, die aber keine rein amerikanische Angelegenheit mehr ist. Auch bei uns beginnt der Spießer sich nach Amerika zu orientieren. Unsere vielverlästerte Eigenbrötelei hat sich nivelliert. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo auch unsere Babbitts die gleichen Manieren und Lebensäußerungen zeigen werden. Und doch ist in dem ganzen Buche kein gehässiger Ton. Er hat — man kann sagen — sich liebevoll hineingekniet in das Leben des Durchschnittsbürgers und mit einem Ernste die ganze Leere seines Daseins aufgedeckt, ohne seine Lebenstüchtigkeit anzuzweifeln. Die Stimmung des geistigen Menschen, der Busse einmal Ausdruck verlieh: „O, sie sind klug, sie bringen's weit im Leben — ich kann nicht sagen, wie mir davor graut" hat Lewis ohne Schärfe zum Leben gebracht.

Sein zweibändiger Roman „Dr. med. Arrowsmith" steht gleichfalls unter der Devise „Kampf den Philistern!" Bei Lichte besehen, ist dieser Doktor kein übler Mensch. Er ist das, was man so einen vernünftigen Kerl nennt. Er ist fleißig, geschickt, gewissenhaft und überzeugungstreu, ein Mann, der als Arzt und Forscher nichts Außergewöhnliches an sich hat. In seine Umgebung gesetzt, hat er ständig Reibereien und Unzuträglichkeiten zu überstehen. Als Landarzt, als Assistent des Direktors der Abteilung für Volkswohlfahrt und Hygiene einer Großstadt, als Forscher in einem gelehrten Institut, immer hat er durch seine Gradheit Schwierigkeiten. Weil er die Konventionen so gering einschätzt, machen sie ihm das Leben so schwer. Man versteht es schon, wenn er am Ende die Vorteile einer gesicherten Stellung und das goldene Gefängnis seiner zweiten Ehe — die erste Frau starb, während er bei einer Seuchenbekämpfung sein Leben aufs Spiel setzte — aufgibt, um mit einem gleichgesinnten Freunde irgendwo in der Wildnis seinen gelehrten Forschungen nachzugehen. Das natürliche Unabhängigkeitsgefühl treibt ihn zu diesem Schritte. Es ist das stille, unauffällige Amerika, das sich in diesem prächtigen Arrowsmith dokumentiert, während das laute, rekordsüchtige, das die Welt so oft durch unglaublich klingende Meldungen in Atem hält, durch seine Gegenspieler trefflich gezeichnet ist. Dabei sind diese Menschen, so unangenehm sie auch sein mögen, nicht einmal unentbehrlich. Diese geschäftigen Organisatoren, diese gefälligen Direktoren, deren einziger Befähigungsnachweis ihre guten Manieren sind, das sind die Leute, die der Masse zwar Sand in die Augen streuen, die aber

durch ihre natürliche Klugheit den Tüchtigen die lästigen und überflüssigen Pflichten der Repräsentation abnehmen. Es sind die Führer, die unsere Zeit haben will.

Als Ganzes genommen, hat diese Sammlung ihre besondere Bedeutung. Sie öffnet uns die Augen für das wirkliche Amerika. Fast alle Reiseschilderungen kranken an der Enge des Blickfeldes. Der Dichter aber weiß hinabzudringen in jene Bezirke, die der flüchtige Beobachter auch mit dem besten Willen nicht erreichen kann. Von ihnen gilt, wenn auch nicht für alle im gleichen Umfange, das, was H. G. Scheffauer, der selber ein bedeutender Romanschreiber ist, von Theodor Dreiser (Die Lit. Welt Nr. 36) sagte: „In allen seinen schweren, breiten, mühsam aufgebauten und zusammengetragenen monumentalen Werken wird ein einziges Streben über allen anderen sichtbar — das Suchen nach der Seele seines Volkes. In diesem Suchen besteht heute die Folter wie das Ziel der ganzen amerikanischen Dichtung. Und aus dieser Agonie wird auch die Seele geboren werden und das Ziel erreicht."

Georg Schäfer.

Neubau des katholischen Religionsunterrichtes

Das großzügig angelegte Werk ‚Neubau des katholischen Religionsunterrichtes' von Heinrich Kautz (Verlag Butzon und Bercker, Kevelaer) liegt nunmehr vollendet in drei Bänden vor. Der erste Band, der 1924 erschien, erlebte bereits die fünfte Auflage und wurde von der Kritik allgemein sehr beifällig aufgenommen.

Kautz bietet uns in dem zweiten Bande den methodischen Neubau als Grundlage der katholischen Pädagogik überhaupt. Er nennt es ein Wagnis, „die Gesamtheit der methodisch-pädagogischen Reformideen in dem Sammelbecken sorgsam abwägender Synthese einzufangen, durch die Totalität katholischen Denkens hindurch zu leiten und die so geklärten Ideenreihen zu einem System zu gruppieren". Die Arbeit war um so kühner und schwieriger, weil „eine allgemeine Unterrichts- und Erziehungslehre, aufgebaut nach den neuzeitlichen Prinzipien, nicht existiert". Wenn Kautz es dennoch versucht, aus „den Sturzfluten methodisch-pädagogischer Neubestrebungen eine eigene, katholisch orientierte Reformbewegung zu schaffen", so verdient diese mutige und berechtigte Tat, besonders von uns Katholiken, alle Anerkennung.

Mit Fleiß und Sorgfalt hat Kautz den großen Komplex der einschlägigen Literatur durchgearbeitet, diese und die didaktischen Experimente geprüft und verarbeitet und dann uns den Weg gezeigt durch den ganzen Wirrwarr der neuzeitlichen pädagogischen Irrungen zur „Totalreform" mit Hilfe des Christentums. Er will das Leben in seiner Totalität erfassen als „Reich Gottes und der Menschen, als Natur und Uebernatur, als Diesseits und Jenseits, als dieses und jenes Leben".

Ausführlich behandelt Kautz die Krisen der Arbeitsschule in objektiver und ruhiger Abwägung. Sowohl die Stürmer und Dränger als auch die Pessimisten werden von ihm abgelehnt. Er verwirft die Arbeitsschule keineswegs. Daß sie nicht allgemein befriedigt, liegt einmal in den finanziellen Schwierigkeiten, dann nach der ideellen Seite darin, daß sie revolutionierend und antireligiös auftritt. Darum will Kautz diesem unbeliebten System ein System katholischer Religionspädagogik gegenüberstellen. Das Ergebnis seiner Forschung nach dieser Seite faßt er in die Worte zusammen: „Möglichst klarer und nutzbringender Einbau der Arbeitsschule in das System der katholischen Pädagogik, besonders in das System des katholischen Religionsunterrichtes, eine Weiterführung der Arbeitsschule zu einer autonomen katholischen Reformbewegung, zur Totalreform."

Das pädagogische Totalitätsprinzip schöpft seine Kräfte aus der katholischen Idee: Gott ist die absolute Totalität des Seins, und der Charakter der Totalität des menschlichen Lebens wird zur Wirklichkeit in der Totalerziehung des Menschen zu Gott. Daraus ergibt sich die letzte und vornehmste Aufgabe der Erziehung: der Mensch muß belehrt werden über seine Hingabe an Gott, er muß Mittel und Wege kennenlernen, die zu Gott führen, damit er auch wirklich zu Gott gelangen kann.

Diese Totalerziehung des Menschen zu Gott kann in vollkommener Weise selbstverständlich nur die konfessionelle Schule erzielen. Daher die berechtigte Forderung der konfessionellen Erziehung nicht nur in den Volksschulen, sondern auch in den mittlern und höhern Schulen, sowie die Forderung der konfessionellen Lehrerbildung. Wie die Dinge bei uns liegen, ist die Erziehung auf Grund des aufgestellten katholischen Totalitätsprinzips nur in der konfessionellen Volksschule und in den katholischen höhern Privatschulen möglich. Die andern Schulen werden sich begnügen müssen, das katholische Totalitätsprinzip im Religionsunterricht und in den gottesdienstlichen Uebungen zum Durchbruch zu bringen. Vielleicht bieten auch die Arbeitsgemeinschaften hier und da, besonders die Gesinnungsfächer und das Konzentrationsprinzip Gelegenheit, den katholischen Totalitätsgedanken im Gesamtunterricht in etwa zu fördern.

Mit großem Interesse wird man die Auseinandersetzung lesen mit Wilhelm Dilthey, der von einer „Vormacht der Ethik in der Pädagogik" nichts wissen will, und mit Gaudig, der die Idee der freien geistigen Selbsttätigkeit vertritt. Kautz übt an den Theorien beider eine sanfte und schonende Kritik, die ihn in ihrer Vornehmheit wohl etwas zu weitschweifig werden läßt. Eine schärfere und präzisere Gedankenformung wäre gerade hier wünschenswerter gewesen. Die Darstellung hätte dann an Klarheit gewonnen.

Der Hauptwert des vorliegenden Werkes scheint mir darin zu liegen, daß Kautz als entschiedener katholischer Reformer auftritt, der nicht länger zuschauen und abwarten will, was von den neuen Reformen, und speziell von der Arbeitsschule, Brauchbares für uns Katholiken übrigbleibt, sondern er stellt sich auf den Boden der katholischen Totalität und zieht die Arbeitsschule in seinen Dienst. So empfängt die Arbeitsschule, die religiös-ethisch im höchsten Fall indifferent, nach der sozialistischen Auslegung religionsfeindlich ist, ihren Wert aus der katholischen Idee.

Ohne tiefgläubige Lehrer wird das Totalitätsprinzip nicht einmal in der Bekenntnisschule seine Verwirklichung finden; denn „der Einfluß der ganzen Lehrerpersönlichkeit ist für den Erfolg der Unterweisung ausschlaggebend," lesen wir in den allgemeinen Bestimmungen zu dem Lehrplane für den katholischen Religionsunterricht, der im Auftrage der Fuldaer Bischofskonferenz herausgegeben wurde. Darum widmet Kautz in seinem zweiten Band auch der „Typologie der Religionslehrerpersönlichkeit" eine lehrreiche Ausführung, die wir allen Religionslehrern — geistlichen und weltlichen Standes — zum Studium und zur Nachprüfung empfehlen.

Kautz meint, es genüge „nicht allein der Idealentwurf der Religionspersönlichkeit," deshalb will er dieses Bild ergänzen „durch eine Betrachtung, wie Religionslehrer in Wirklichkeit sind". Er geht bei Aufstellung von Religionslehrertypen zunächst von dem Idealbilde des Religionslehrers aus, das auf deduktivem Wege gewonnen wird. Der reine induktive Charakter seiner Typologie geht also verloren. „Induktiv bleibt jedoch das Hineingreifen in die Wirklichkeit des Lebens, das Sammeln der Einzelbeobachtungen und das Konstruieren der geistigen Bilder aus den gemachten Beobachtungen, die jedesmal an dem Idealbilde zu messen sind." (II. S. 230.)

Die Bilder, die durch diese Typisierung entstanden sind, wird man mit Interesse lesen. Sie dürften dem praktischen Religionslehrer wie in einem Spiegel sein eignes Tun und Lassen zeigen und ihm zu seiner persönlichen Ausbildung ernstliche Anregungen bieten. Aber das Ganze erscheint doch mehr als verschiedenartige Charakteristik der Religionslehrer, die durch ihre Einstellung zu dem Unterrichtsgut, Erziehungsobjekt usw. gekennzeichnet ist, denn als ein Bild über die Religionslehrerpersönlichkeit. Letzten Endes bleibt nichts anderes übrig, als doch das Idealbild eines Religionslehrers zu entwerfen, das an dem religionspädagogischen Tun gemessen werden muß. Man wird diesem Idealtyp die Entwicklung seiner Eigenart im Unterrichte lassen müssen, die aber an bestimmten Normalformen ihre Begrenzung findet. Es gibt ohne Zweifel gewisse Eigenschaften, die man von jedem Religionslehrer verlangen muß. Ebenso gibt es pädagogische Gesetze, die niemand vernachlässigen darf, und es gibt für den Religionslehrer wie für den katholischen Erzieher überhaupt ein Ziel, „den Menschen tauglich und fertig zu machen, zuerst für sein nächstes und irdisches Ziel ... dann aber auch für sein großes, letztes und ewiges Ziel, sein Heil und seine Seligkeit im Himmel". (Meschler, Zum Charakterbild Jesu, Herder, S. 37.) Es ist Sache der pädagogischen Vorbildung und Erziehung, auf die Mängel der Charaktertypen aufmerksam zu machen, damit ihre Beseitigung zeitig in Angriff genommen wird.

Im Schlußbande behandelt der Verfasser „Jesus, den Erlöser der Welt" in ausgeführten Lektionen im Sinne des Arbeitsschulgedankens. Die Ausführungen sollen einen Beleg bieten „für die in Band I behandelte Unterrichtsstilistik einer biblischen Erzählung und besonders für die in Band II erörterten Grundgesetze des Religionsunterrichtes". Es ist eine gewaltige, in mehrjähriger Unterrichtspraxis erprobte Stoffsammlung, keine „Eselsbrücke", so daß die Selbsttätigkeit des Lehrers keineswegs ausgeschlossen wird.

Trotz der besten Absicht, die den Verfasser geleitet haben wird, muß doch hier an die Grundsätze erinnert werden, die wir in den „Winken der Fuldaer Bischofskonferenz vom 18. August 1924" lesen, in denen vor Ausschmückungen gewarnt wird, die „nicht auf Grund solider bibelkundiger Kenntnisse" beruhen. Es wird also nicht angängig sein, die Bibel nach den Visionen der Anna Katharina Emmerich zu erzählen, sofern sie mit der Heiligen Schrift nicht übereinstimmen. Ebenso muß man den erzählenden Stoff aus Privatoffenbarungen ablehnen. Trotz dieser Bemänglung soll aber die Beurteilung des Werkes in seiner Gesamtheit nicht leiden.

Der schon mehrfach geäußerte Wunsch, der Verfasser möchte bei einer Neuauflage auch an die Verarbeitung des katechetischen Stoffes nach den hier aufgestellten Grundsätzen denken, sei auch hier ausgesprochen.

Wir schließen unsern kurzen Ueberblick mit dem Wunsche: Jeder, dem es um die Förderung des katholischen Religionsunterrichtes und um die Erziehung der Jugend im katholischen Sinne zu tun ist, greife zu diesem Werke. Kautz hat eine mutige Tat gesetzt, ein pädagogisches Werk geschaffen, das jeder Religionslehrer und jeder katholische Lehrer einem eingehenden Studium unterziehen sollte. Der katholische Pädagoge, der ein solches Werk in sich verarbeitet und die Ideen auf sich einwirken läßt, wird bald den Wert kennenlernen, den die Arbeitsschule auf katholischer Grundlage bietet. Er wird mit Selbstbewußtsein mitten in den Problemen der Schulreform stehen, und wenn viele, wie Kautz, den Mut haben, so für ihre katholische Gesinnung in der Erziehung aufzutreten, dann wird aus dieser katholischen Schulreform vielfältiger Segen auf die gottsuchende Menschheit strömen zum Besten der Allgemeinheit.

Theodor Siepmann.

Von Werk- u. Feierstunden unserer Volksbildungsarbeit

Ein Jahr Bezirksarbeit im Borromäusverein

Dem Wunsche der Zentrale des Borromäusvereins entsprechend, sei hier der Jahresbericht über die Bemühungen des Bezirkes Gelsenkirchen wiedergegeben. Nicht als ob wir in der Kohlenstadt als mustergültig für Gesamt-Deutschland uns hinstellen wollten. Lediglich soll hiermit nach dem Willen der Zentrale wieder einmal der Anfang gemacht werden, der ‚Bücherwelt' eine vereins- und büchereipraktische Seite zu geben in der Hoffnung, daß noch so manch anderer Bezirkspräses und Büchereileiter, der im stillen Großes schafft, von seinen Kenntnissen und seinen Erfahrungen zum Nutzen der Allgemeinheit Mitteilung mache.

Gelsenkirchen zählt 15 Borromäusbüchereien mit rund 50 Mitarbeitern. Mehrere Zusammenkünfte fanden im Jahre statt für Bibliothekare und Mitarbeiter, die Bibliothekare trafen sich außerdem allmonatlich in der Wohnung eines von ihnen. Eine allgemeine Versammlung zu Anfang des Geschäftsjahres (Oktober) brachte zahlreiche Anregungen und praktische Aussprechungen zu fast allen Fragen des Büchereiwesens. Der Erfolg zeigte sich im Laufe des Jahres in gesteigerter Regsamkeit und innerlich gehobener Arbeit in den meisten Büchereien, in vielen Neueinrichtungen, wie gesonderte und gepflegte Kinder- und Jugendbüchereien, besondere Kommunionkinderbüchereien, Lesezirkel für Kreise, die unseren Büchereien schwer zugängig sind, wenn man will auch die Einführung der geldschaffenden und der Bücherei ein einheitliches Gepräge verleihenden Reklame-Buchumschläge und -Lesezeichen. Gewählt wurde ferner ein Bezirksvorstand, so daß dem Bezirkspräses ein Bibliothekar und 3 Mitarbeiter für die Erledigung der Bezirks-Angelegenheiten zur Seite stehen, eine Einrichtung, die sich bestens bewährt hat.

Der Monat November brachte in den umfangreicheren Außenpfarreien, die einer eigentlichen katholischen Buchhandlung entbehren, große Buch- und Kunstausstellungen, um die Katholiken auf die neuzeitliche katholische Literatur und edle religiöse Kunst hinzuweisen, und namentlich in Hinsicht auf Weihnachten dem Kaufe von Minderwertigem vorzubeugen. Der Erfolg war den zufriedenen Gesichtern der ausstellenden Buchhändler abzulesen. In einer großen Versammlung trat nach Weihnachten der Bezirk zum erstenmal an die weite Oeffentlichkeit. Dank der äußerst rührigen Werbearbeit der Einzelvereine war ein recht guter Besuch zu verzeichnen. Die Ansprache hielt Direktor Braun (Bonn) in fesselnder Art über das Thema: Der Borromäusverein und wir. Dann folgte der Lichtbildervortrag: St. Borromäus, Borromäusverein und Borromäusvereinszentrale. Im März sprach dann Direktor Braun nochmals auf der Dekanatskonferenz des Gelsenkirchener Klerus in einem seelisch-gemütvollen Vortrag als Priester zu Priestern. Die Folgezeit nun brachte einen ungeahnt glücklichen Aufschwung des Büchereilebens innerhalb des Bezirks. Die einzige Pfarrei der Stadt ohne Borromäus-Bücherei ließ eigens ein neues Gebäude aufführen und besitzt jetzt eine glänzend eingerichtete Bücherei. Die Büchereien des katholischen Krankenhauses und des katholischen Mutterhauses der Schwesternschaft vom Roten Kreuz wurden von Grund auf gesichtet, in ihrer Bändezahl stark vermehrt und schlossen sich dem Borromäusverein an. Außer diesen beiden konnten 5 Pfarr-Borromäus-Büchereien neue geeignetere, zum Teil prächtige Räumlichkeiten beziehen, für drei weitere sollen solche noch in Kürze beschafft werden. Kaum eine Bücherei ist in unserem Bezirke, die nicht durch Mobilar oder geldliche Zuschüsse Unterstützung durch die Pfarrgemeinde erfahren hätte. Zwei Büchereien, die fast vollständig eingeschlafen waren, wurden dem Leben wiedergeschenkt. Sechs Büchereien gaben einen neuen Katalog in Druck. Als

Motto wurde ausgegeben: alten Ballast ausscheiden und großen Wert darauf legen, besonders vielgelesene Werke in zwei- und mehrfachen Exemplaren zu führen. Nachdem im Frühjahr Peter Dörfler zu einem Vortragsabend aus seinen Werken gewonnen werden konnte, veranstaltete die Diözesan-Bibliothekarin aus Paderborn im September einen gutbesuchten viertägigen Bibliothekar-Schulungskursus für alle Leiter und Mitarbeiter. Deren sieben nahmen auch am letzten Kursus in Bonn teil. Um alle Mitarbeiter immer tiefer in das Verständnis der Literatur einzuführen und zu einer auf den Leser eingestellten Buchausgabe anzuleiten, haben wir mit Lese-Abenden für alle Bibliothekare und Mitarbeiter begonnen. Jene bringen eine Einführung in die Werke eines Schriftstellers oder eines bestimmten Literaturkreises und Leseproben aus denselben. Anschließend werden dann noch Verbands-, Bezirks- und Büchereifragen, sowie die letzten Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt besprochen.

Das ist in kurzen Zügen der Bericht des Gelsenkirchener Bezirks über seine Arbeit zur Hebung des Büchereiwesens und der Büchereien, zur Förderung der Bibliothekskräfte und zur Gewinnung des katholischen Volksteils für das katholische Schrifttum und seine Büchereien. Daß natürlich in angängigem Maße auch die katholische Tagespresse herangezogen wurde, erhellt aus sich selbst. Recht nüchtern mag dieser Bericht klingen — das ist der Stil der Industriestadt. In jedem Wort aber, in jeder Zeile pulsiert die frische, aufopfernde Tätigkeit junger Seelsorger, die zudem den Vorzug genießen, mit nicht wenig anderen Aufgaben und Vereinen bedacht zu sein, die aber in ihrer Bibliotheksarbeit sich des wohlwollenden Verständnisses und der Unterstützung ihrer Pfarrer erfreuen (wie aus obigem Bericht erhellt) und sich zur Seite hilfsbereite und opferfreudige Mitarbeiter wissen.

Weil sich der Bezirk noch weit von seinem Ziele weiß, hat er für das kommende Geschäftsjahr eine Reihe neuer Pläne gefaßt, die jedoch, weil nicht zum alten gehörend, hier übergangen sein sollen. Latta, Vikar.

Volksbücherei St. Jakob in Aachen

Im Rahmen der Gesamtbestrebungen des Borromäusvereins die besonderen Ziele einer einzigen diesem Verband angeschlossenen Bibliothek zu verfolgen, dürfte nicht ohne Reiz sein. Diese Zeilen werden geschrieben aus Anlaß der Erweiterung und Neueröffnung der St. Jakobsbücherei Aachen (von einem langjährigen Leser).

Eine wahre Volksbibliothek unterscheidet sich von einem Geschäftsunternehmen, das nur auf gute Einnahmen sieht, durch die ihr zugrunde liegende Absicht, zu erziehen. Jede Erziehung ist aber irgendwie weltanschaulich eingestellt. Damit ergibt sich die Berechtigung und Notwendigkeit einer konfessionellen, in unserm Fall einer katholischen Bücherei. Schon in dem Bestreben, den Schmutz und Schund durch einwandfreie Bücher zu unterdrücken, liegt ein erzieherischer Wille ausgedrückt. Das Erzieherische liegt zunächst mehr in der negativen Arbeit: in dem Bewahren vor schlechten Büchern. Gibt man dieser Arbeit ein positives Vorzeichen dadurch, daß man an Stelle der indifferenten Bücher, die nur von der schlechten Lektüre abziehen wollen, guten Lesestoff austeilt, so wird die Arbeit von großer volkserzieherischer Bedeutung.

Ein altes Sprichwort sagt: Wie du kommst gegangen, so wirst du auch empfangen. Es ist eine vielleicht zu wenig beachtete Tatsache, daß auch das äußere Gewand einer Bücherei schon mit in den Wirkungskreis einbezogen werden kann. Von dem Raum allein schon strahlen Kulturfäden aus. Wenn z. B. in der St. Jakobsbücherei schlagende Studenten in Couleur ihre Bücher entleihen kommen, so ist zweifelsohne, daß schon die ganze Atmosphäre des Raumes eine Wirkung aus-

zuüben imstande ist. Die jungen Leute stehen hier einer Kulturquelle gegenüber, aus der sie selber schöpfen und ihren Durst stillen. — Das Heim der St. Jakobsbücherei (120 qm groß) ist in den letzten Monaten erweitert und seiner Entwicklung entsprechend umgestaltet worden. Der Raum ist würdig und gemäß der Aufgabe der Bücherei, die sie als größte Volksbibliothek in Aachen zu erfüllen hat, eingerichtet worden. — Die Neuerscheinungen auf belletristischem Gebiete werden sofort geprüft und, wenn geeignet, eingestellt, oft in mehreren (bis zu 10) Exemplaren. Besonderes Gewicht wird auf die Anschaffung der belehrenden Literatur gelegt, so daß, wenn auch keine Fachwissenschaft gepflegt werden kann, doch jeder Leser auf allen Gebieten die einschlägige Literatur vorfindet; in Kunst, Kultur und Literaturwissenschaft, in aszetischer, religiöser und theologischer Literatur usw.

Jährlich werden von ca. 30 000 Lesern 60 000—70 000 Bücher entliehen. Bei einer solch großen Besucherzahl ist wahrlich eine reiche Gelegenheit zum Studium der Volksseele gegeben. Alle Klassen und Schichten der Bevölkerung aus Stadt und Umgebung, angefangen vom frischen, munteren Kinde bis zum alten, müden Mütterlein, vom Arbeiter bis zum Akademiker, Männer und Frauen, zählen zu unserer Lesergemeinde. Alle verlangen sie gerade das Buch, das ihrem Sinn und ihrem Wunsch entspricht. Wahrlich eine große Vielseitigkeit, die noch dadurch gesteigert wird, daß die Bücherei auch von Andersgläubigen benutzt wird. Eine besondere Note erhält die St. Jakobsbibliothek gegenüber ihren Mitschwestern durch die eifrige Benutzung von seiten der gebildeten und akademischen Kreise.

Der nächstliegende und in die Augen springende Erfolg ist mit der quantitativ starken Benutzung gegeben. Die Lesehungrigen werden von neutralen oder schlechten Bibliotheken abgezogen. Das Buch übernimmt hier selbst die Erziehung; denn es ist sicher, daß mit der Benutzung einer konfessionellen Bücherei auch etwas von diesem Geiste mit übernommen wird. Semper aliquid haeret!

Angestrebt wird eine möglichst individuelle Bedienung; denn damit ist erst die rechte Möglichkeit einer geregelten Beeinflussung gegeben. Voraussetzung dafür ist, daß der Bibliothekar seine Leser möglichst kennenzulernen sucht. In einer Bibliothek, die täglich geöffnet ist, ist der geistliche Leiter wegen seiner sonstigen Pfarrtätigkeit nicht mehr allein dazu imstande. Der derzeitige Leiter entschloß sich daher, eine hauptamtliche Kraft einzustellen, deren wichtigste Aufgabe darin besteht, einen lebendigen Kontakt zwischen Buch und Leser herzustellen.

Das Material zur Arbeit ist also reichlich vorhanden. Große Bücherschätze, ein buntgewürfeltes Publikum, das sich dem Einfluß des Buches ganz hingibt. Eine möglichst persönliche Bedienung soll es jetzt dazu bringen, die Wirkung, die das Buch auf den Leser ausübt, in möglichst erzieherischer Weise zu regeln und auszunutzen.

Das erste Ziel unserer erzieherischen Arbeit erstreckt sich auf gewisse Veredlung des Geschmacks. Der Durchschnittsleser, der im Buche nur eine Abspannung und Erholung sieht, liebt die spannende, leichte Lektüre, den Roman, wie ihn unsere Bibliotheken noch oft in Berlepsch und Marlitt usw. bieten. Diese regelmäßig erscheinenden Leser in ihrem Geschmack höherzuleiten und sie langsam zu besserer Lektüre hinzuführen, so daß sie nachher mit stiller Liebe und sinnigem Ernst etwa Bücher von Federer usw. lesen können, ist doch wohl eine Arbeit des Schweißes der Edlen wert. In dieser Hinsicht lassen sich in zäher Kleinarbeit recht schöne Erfolge erzielen. Diese Arbeit verlangt allerdings vom Bibliothekar einige Mühewaltung. Er muß sich in die Eigenart des Lesers versetzen, auf seinen Geschmack Rücksicht nehmen und auf dieser engen Straße eine Höherleitung versuchen. Der Weg geht natürlich nur ganz langsam von Stufe zu Stufe aufwärts. Hat man eine

passende Lektüre gefunden, so ist eine richtige Empfehlung und Erklärung sehr am Platz. Auffallend gut ist dies den Helferinnen in unserer Bücherei bei den weiblichen Lesern gelungen, so daß die üblen, nichtssagenden Kitschromane kaum noch verlangt werden. Ein Erfolg, der sehr zu denken gibt.

Mit der Ausleihe dieser Bücher wird nicht nur eine Veredlung des Geschmacks erreicht, sondern in diesen Büchern findet der Leser auch eine ganz andere sittliche Lebenseinstellung. Damit kommen wir zu dem schönsten Ziele der erzieherischen Arbeit durch die Bücherei: dem Buch als Hilfsmittel, das die Seelsorge unterstützt oder begleitet.

Allgemein wirkt die katholische Bücherei an der Hebung des christlichen Geistes mit durch ihren konfessionellen Charakter. Die Gemeinschaft wieder mit christlichem Geiste zu durchtränken, so daß sie wieder aus christlichem Geiste lebt, dies Ziel aber wird nie durch eine unpersönliche Einrichtung allein erreicht werden können, sondern nur dadurch, daß dem einzelnen das christliche Ideal als sein persönliches aufgeht. Dazu mitzuhelfen ist die Aufgabe des Seelsorgers. Bei dieser Arbeit kann und soll das Buch ihm wertvolle Dienste tun. Was das Buch in der Hand eines Seelsorgers, der die Not seiner Leute kennt, vermag, wie manches Trostwort vom Buch ausgegangen, wie es den Wankenden gestützt, den Starken bestärkt, den Lauen zum Nachdenken angeregt hat, all das greift direkt in das Gebiet der Seelsorge hinein. Hier eröffnet sich auch ein großes Feld für die Laienhelfer, die manches Samenkorn streuen können, das später aufgeht und Früchte trägt.

Einige Beispiele dafür aus unsrer Arbeit: Eine Mutter kommt jede Woche zur Bibliothek, um für sich und ihren Jungen Bücher zu holen. Der Bursche ist arbeitslos. Jeder Erzieher weiß, was dies Wort bedeutet. Das Buch dient natürlich nur zum Zeitvertreib. Auf eine Empfehlung hin nimmt die Mutter einmal ein gehaltvolleres Buch mit, eine Reisebeschreibung. Der ernste Zug, der durch das Buch geht, der zähe Wille, der von dem Forscher ausgeht, werden ihre Wirkung nicht verfehlt haben, was schon daraus hervorging, daß der Bursche beim nächsten Mal auf seinen Kriminalroman verzichtete und ein weiteres Buch in der oben gekennzeichneten Art verlangte. Der Boden zu ernsten Schriften war langsam geebnet. Ein Gymnasiast war von einem freigeistigen Deutschlehrer zu einer gewissen Verachtung des katholischen Schrifttums erzogen worden. Ein Einblick in die katholische Bücherei eröffnete ihm schon eine ganz andere Welt. Auch hier war der Boden gelockert. Die Beispiele ließen sich häufen. Sie genügen, um zu beweisen, daß von einer katholischen Bücherei eine katholische Kultur ausströmt, und sie zeigen, daß das gute Buch in der Hand des Seelsorgers wertvolle erzieherische Arbeit leisten kann.

Solche individuelle Seelsorge tut heute not. Erst dadurch gelingt es wieder, den einzelnen mit dem lebendigen Geiste des Christentums zu erfüllen, der wieder als Sauerteig die Menschheit und alle Verhältnisse durchdringt. Das lebendige Glied wirkt aber auf die Gemeinschaft zurück und läßt in ihr seinen Geist ausströmen.

Jos. Gerads, Diakon.

Volksbildungsabend des Borromäusvereins Bad Honnef am Rhein

Aus Anlaß des Abschlusses einer vollständigen Neuordnung seiner Volksbücherei hatte der Borromäusverein Bad Honnef am 14. November zu einem Volksbildungsabend im Großen Saale des Kurhauses eingeladen. Die Bücherei umfaßt heute etwa 2000 Bände und wurde bibliothekstechnisch auf die neuesten Methoden umgestellt. Die letzte Jahresstatistik wies eine Gesamtleserzahl von 308 auf und gab eine Gesamtausleihe von 13 722 Bänden an. Der Bibliotheksdienst wurde außer dem rührigen Leiter von 12 Hilfskräften bewältigt. Stellt man

diese Zahlen der Seelenzahl von 6500 gegenüber, so erkennt man ohne weiteres, wie sehr der Verein die Allgemeinheit erfaßt haben muß. Davon gab auch der Volksbildungsabend das beste Zeugnis. — Der Veranstaltung ging eine kleine Feier in den festlich geschmückten Bibliotheksräumen des Vereins voraus. Direktor Braun mit den Generalsekretären Dr. Rumpf und Zimmermann und Direktor Korth von der Hauptgeschäftsstelle besichtigten die neu hergerichteten Räume und ihre Einrichtung und konnten nicht umhin, die geleistete Arbeit warm anzuerkennen. Direktor Braun stellte in einer herzlichen Ansprache fest, daß die Bücherei zu den bestgeleiteten des Gesamtvereins gehöre, und überreichte der langjährigen Mitarbeiterin Frl. Frida Mutter die bronzene Verdienstmedaille des Borromäusvereins mit der dazugehörigen Ehrenurkunde. — Anschließend fand der Volksbildungsabend unter größter Anteilnahme aller Kreise statt. Der Große Saal des Kurhauses konnte die Fülle der Besucher, es waren faßt 1000, kaum fassen. Vertreten waren außer der Zentrale die Stadtverwaltung und die Pfarrgeistlichkeit der Umgebung. Zur Mitwirkung hatte man außer dem Honnefer Männer-Gesangverein den Kirchenchor von Röndorf und den Gesangverein Cäcilia von Selhof gewonnen, die die Veranstaltung mit ihren Darbietungen umrahmten. Außerdem wirkten Mitglieder der Zentrale und Schülerinnen des Lyzeums mit. — Nach einem einleitenden Chor und Prolog hielt Pfarrer Jansen-Honnef eine kurze Begrüßungsansprache und gab seiner Freude über die rege Anteilnahme Ausdruck. Er sah darin einen Beweis für das große Interesse am guten Buch und widmete dem Geschäftsführer des Vereins, Dr. Rosenbauer, und seinen Helfern herzliche Dankesworte für die geleistete Arbeit. Es folgte dann das Referat des Hauptredners Direktor Braun über das Thema „Das Buch in seiner Bedeutung für Volks- und Familienleben". Es würde zu weit führen, die mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen geistvollen Gedankengänge im einzelnen wiederzugeben, die in einem Appell ausklangen, nicht nachzulassen im Kampf um die Volksseele, sondern weiter zu werben für die hohe und edle Aufgabe, die sich der Borromäusverein gestellt hat, der sich kein Katholik in seinem und seiner Familie Interesse entziehen darf. Daß die Ziele der Organisation in Honnef so nahe der Verwirklichung sind, ist im wesentlichen das Verdienst des Leiters, Herrn Doktor Rosenbauer. Das betonte der Redner ganz besonders und überreichte als äußeres Zeichen der Anerkennung die silberne Medaille des Borromäusvereins an gold-silbernem Bande mit einer Ehrenurkunde. Diese Form der Ehrung für besonders verdienstvolle Vereinsleiter und Mitarbeiter wurde erst im Oktober beschlossen, so daß die verliehenen Medaillen die ersten ihrer Art überhaupt wären. Den Glückwünschen der Vertreter der Zentrale schloß sich namens der Stadtverwaltung Bürgermeister Dr. Berns an, der besonders auf die segensreiche Tätigkeit des Borromäusvereins in Honnef hinwies, und mit einem „Glückauf" für die Zukunft schloß. Im instrumentalen Teile des Programms gelangten ein Adagio und Allegro von Corelli und Händels Sarabande für Geige und Klavier, Thema aus der A-Dur-Sonate von Mozart und Andante von Gluck für Geige und Laute zum Vortrag. Rezitationen aus der Hl. Schrift in den meisterhaften Uebertragungen von Rießler und Storr, aus Federers Novellen und aus den Volksschwänken von Weigert vervollständigten neben einem Märchenspiele „Des Königs Wunsch" von H. Wolff, das reichhaltige Programm. Besonders das Spiel, das von Schülerinnen des Lyzeums aufgeführt wurde, und für das gute Buch warb, fand ungeteilten Beifall. Mit einem Chorvortrage schloß der schöne Abend, der für alle zu einem tiefen Erlebnisse wurde und zeigte, was der Borromäusverein in einer Stadt bedeuten kann, wenn er so geleitet ist, wie derjenige in Honnef.

Franz Kroczek.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Przywara, Erich: Gott, (Sammlung ‚Der katholische Gedanke', 17. Band.) München 1926, Oratoriums-Verlag.

Nicht oft begegnet man einem Buche über die Gottheit, das den modernen Leser, der naturgemäß kritisch eingestellt ist, so restlos fesselt und befriedigt, wie die Darlegung Przywaras. Keine bigotte Predigt, die sich in Zirkelschlüssen bewegt, kein poetischer Erguß, der Stimmung ausbeutet, nein, ein Buch lichter Weite und Weitherzigkeit, wie es nur ein Mann schreiben kann, der den ganzen Bildungskreis der Kultur in sich aufgenommen und innerlich zu einer wohlgefügten Weltanschauung geformt hat. Der Verfasser ist ein Mann, welcher selbst im Irrtum mit Hellblick noch den Wahrheitsgehalt herausfindet, und der nicht schroff ein Erfassen vom Nichterfassen trennt, sondern überall graduell verschiedenes Erfassen sieht.

Freilich, den vollen Gehalt des Buches wird nur der in sich aufnehmen und würdigen können, welcher in dem Tempel der Philosophie zu Hause ist und mit allen ihren Systemen nähere Bekanntschaft gemacht hat. Für ihn an erster Stelle ist das Buch wohl auch geschrieben. Und darüber hinaus steigt der Verfasser noch in die lichten Gefilde der Kunst und in die heiligen Haine der Mystik und Theologie. Mit Recht, denn das tiefgründigste aller Probleme, das Gottesproblem, läßt sich nie und nimmer durch einen einzigen Zugang, auf einer einzigen Straße, nach seinem Problemgehalte fassen. Jeder Weg öffnet einen andern Ausblick oder besser Einblick, und nur wer in den Kulturschichten die verschiedensten Manifestationen der Gottheit geschaut hat, kann sich, wenn naturgemäß auch unvollkommen, ein Bild von der Gottheit machen. „Und es ist das ewig Eine, das sich vielfach offenbart", meinte Goethe einmal, und die Berechtigung seines Standpunktes wird jedem klar, der an das Gottheitsproblem herantritt.

Es ist bewundernswert, wie Przywara die Fülle des Stoffes in ein kleines Büchlein hineingezwängt hat. Jeder Strich, jedes Wort ist bedeutungsvoll. Nur wer in dem Problem völlig zu Hause ist, wer in jahrelangem Ringen immer wieder den Stoff lebendig in sich geformt hat, kann zu solch klassisch-großer Einfachheit gelangen, wie sie dem Buche wesentlich ist. In fünf knappe Vorträge gliedert sich der Stoff ungesucht ein.

Przywara geht davon aus, daß er bei allen Denkern und in allen philosophischen Systemen die religiöse Wurzel bloßlegt. Gott ist für alle da. Keiner negiert ihn, nur, daß der eine oder andere Forscher mehr oder weniger von ihm erfährt. Die Erklärung dafür ist darin zu suchen, daß er die Urnotwendigkeit ist, die Urtatsache und die Urerfahrung, von der alle ausgehen, die verschieden gedeutet, aber niemals geleugnet werden kann.

Ich kenne keine philosophische Abhandlung, die so klar und einprägsam das religiöse Leitmotiv in den philosophischen Systemen erfaßt und herausgearbeitet hat. Przywaras Gottesgedanke bringt die Synthese des bei einzelnen Denkern analytisch und einseitig erfaßten Gottesbegriffes.

Naturgemäß ergab sich als Abschluß die Darlegung des christlichen Dogmas von der Gottheit Christi, das Przywara in Anknüpfung an die in den philosophischen Systemen sich findende Vergöttlichung des Menschen und der Vermenschlichung der Gottheit in eigenartiger Weise uns nahezubringen sucht.

Przywaras Darstellung ist kein „Beweisen der Gottheit". Diese wird von ihm nicht in logisch-deduktiver Weise, etwa wie ein mathematischer Lehrsatz, erfaßt, sondern als Urgrund aller Tatsachen ergriffen, wenn auch nicht begriffen. Gerade bei der Darlegung des Ergreifens wird Przywaras Sprache warm, von poetischem Hauche durchweht, ohne dabei aber an gedanklicher Schärfe und Klarheit

einzubüßen. Das Bild wissenschaftlicher Exaktheit, welches uns das Buch bietet, wird noch durch ein bedeutungsvolles Anmerkungsmaterial im Anhange vervollständigt. Summa, das Buch besitzt hervorragende Qualitäten, es hat mich mehr gepackt, als jede andere moderne Behandlung des Gottesproblems, ausgenommen vielleicht Strindbergs „Bewußter Wille in der Weltgeschichte", ein Buch, an welchem Przywara merkwürdigerweise achtlos vorübergeht.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Rademacher, Arnold: Religion und Leben. Ein Beitrag zur Lösung des christlichen Kulturproblems. 223 S. Freiburg 1926, Herder. gbd. in Lwd. M. 6,—.

Mit diesem Buche legt uns der Bonner Professor für katholische Apologetik ein Werk vor, das wegen seines zeitgemäßen Inhaltes und seiner schönen Darstellung die weiteste Verbreitung in den Kreisen des Klerus nicht nur, sondern auch der gebildeten Laien verdient. Wie Fr. W. Förster in seinem fast gleichzeitig erschienenen tief aufwühlenden Buche ‚Religion und Charakterbildung', so sieht auch Rademacher in der heute herrschenden Spaltung zwischen Religion und Leben das große Uebel unserer Zeit. Religion und Leben gehören zusammen; denn beide haben in dem einen Gott ihren Ursprung. Wohl kann eine Spannung zwischen beiden eintreten, und die kann dem Fortschritt, der Vertiefung auf dem einen oder anderen Gebiete dienen, aber was wir heute haben, ist nicht bloß Spannung, sondern Spaltung oder Trennung. Rademacher schildert das im einzelnen ohne falsche Rücksichtnahme. Er gibt nicht bloß den Kindern der Welt oder den Verhältnissen die Schuld. Auch die Kinder der Kirche haben nicht immer getan, was sie konnten, um die Religion in der Welt wirksam zu machen. Was Rademacher auf Seite 43—99 kritisch über unsere heutigen Verhältnisse sagt, wäre wert, in den Konveniats der Geistlichen Seite für Seite gelesen und besprochen zu werden. Gemütlicher Optimismus, wenn er noch irgendwo bestände, würde dann zerstört werden, die äußeren Erfolge im Vereinsleben oder im Kirchenbesuch würden dann nicht mehr darüber hinwegtäuschen, daß wir uns in einer schweren Krise der Religion befinden. Den Weltmenschen aber wird von Rademacher deutlich gezeigt, in welche trostlosen Wüsten wir durch die Abwendung von der Religion geraten sind. Wenn ich hier hinzufüge, daß nach Rademacher diese Scheidung von zwei Gebieten, die miteinander verbunden sein sollten, in Deutschland am weitesten fortgeschritten ist (z. B. S. 57), dann werden ihn gewiß manche als schlechten Patrioten schelten, andere werden ihn aber wegen seines Mutes loben. Der Verfasser hat recht: Wenn es besser werden soll, müssen wir erst einsehen, wie schlecht es um uns steht. „Das tiefe Erleben der Gespaltenheit ist die unerläßliche Voraussetzung für ihre Ueberwindung. Man muß leiden an diesem Zustande. Die Wunde muß aufgerissen werden, damit die ungesunden Säfte, welche das Fieber erzeugen, ausgeschieden werden. Dann werden wir Ausschau halten nach den möglichen Lösungen der Krisis und dem Wege der Gesundung (S. 3).

Den kritischen Teil des Buches (S. 1 bis 87) können neuere Bewegungen auf katholischer Seite als Bestätigung ihrer oft so laut und vorlaut geübten Kritik an unseren Zuständen für sich in Anspruch nehmen. Rademacher wird nicht widersprechen, wenn die Pazifisten oder die Gegner unseres heutigen 'Vereinsbetriebs ihn als den Ihrigen betrachten. Aber Kritik üben heißt niederreißen; wenn die baufälligen Teile niedergerissen sind, muß ein Neubau hingesetzt werden. So legt denn auch Rademacher den größten Wert darauf, positiv zu zeigen, wie das Verhältnis von Religion und Leben sein muß. Zwei Haltungen lehnt er ab: erstens die verstiegene Mystik, die sich ganz der Welt entfremdet, und zweitens die restlose Hingabe an die Welt ohne Aufblick zu Gott. Ein zweifacher Lebensstil wird empfohlen, der religiös-mystische, der von Gott ausgeht und in Gott verwurzelt ist, die Welt zwar nicht als bös verachtet, da sie ja Gottes Werk ist, aber sich doch mehr oder weniger in Distanz von der Welt hält, da sie voller Gefahren ist. Dieser in früheren Zeiten viel gepflegte Lebensstil hat auch heute noch seine Berechtigung. Aber Rademacher scheint für wichtiger zu halten den zweiten Stil, den religiös-aktivistischen

Lebensstil. Hier wendet der Mensch sich der Welt resolut zu, um sie zu formen, zu beherrschen, aber immer wissend, daß die Welt von Gott ist und daß es wichtiger ist, den Schöpfer zu kennen und zu lieben als die Geschöpfe.

Was Rademacher hier schreibt, wird für manchen mitten in die Welt gestellten Priester und Laien tröstlich zu lesen sein. Es wird ihn mit Mut und Vertrauen erfüllen; er braucht nicht zu fürchten, daß er etwa ein minder nützlicher Mensch sei als ein Einsiedler und ein Mönch. Rademacher verlangt den modernen Heiligen, den heiligen Kaufmann, Gelehrten, Beamten, die heilige Hausfrau. In diesen Abschnitten bietet Rademacher fast schon, was er als Mangel empfindet: eine Aszetik für Laien.

Ründeroth. Heinrich Weertz.

Klimsch, Robert (†): Die Heiligen, die edelsten Helden der Weltgeschichte. Aus dem Leben neuerer und neuester Heiligen dargestellt. 413 S. Innsbruck 1926, Felizian Rauch.

Ein Volksbuch aus dem Nachlaß eines Priesters, den Beruf und Neigung dem Leben der Heiligen aus neuerer und neuester Zeit nachgehen ließen. Seine These: Die Heiligen sind die edelsten Helden der Weltgeschichte, klingt in allem wesentlichen zusammen, was in der Nachfolge Christi l. 1 cap. 18 de exemplis sanctorum Patrum so wirkungsvoll gesagt ist. Damit dürfte schon klar sein, daß das ganze Buch aus dem Glauben heraus und nicht nach den spitzfindigen Regeln einer verstiegenen historischen Kritik, der die Ehrfurcht fehlt, geschrieben ist, so sehr der Verfasser auch bestrebt bleibt, nichts zu bieten, was einer gesunden Kritik nicht standhalten könnte. Also Gläubigen zur Erbauung und ehrlich Suchenden zur Belehrung ist das Buch geschrieben. Mit wahrem Bienenfleiß hat der Verfasser sein Material gesammelt und in eine Form gebracht, die den Leser nicht leicht losläßt, wenn er nicht, von irgend einem Gedanken gepackt, das Buch beiseite legt, um das Gelesene in eigener Denkarbeit zu vertiefen und zu erweitern. Damit ist nicht gesagt, daß man allem beistimmen muß und beistimmen wird. Das Gebiet, das behandelt wird, läßt bei Einzelheiten der persönlichen Auffassung weiten Spielraum. Das ist gut so. Aber der Glaube sieht nun eben dort mit anderen Augen als der Unglaube. Darum werden Bücher wie das vorliegende immer auf der einen Seite begrüßt, auf der anderen Seite abgelehnt werden. Für den gläubigen Katholiken ist die These, die der Verfasser unter Beweis stellt, längst bewiesen. Aber es ist gut, wenn in einer zusammenhängenden volkstümlichen Darstellung eine derartige Apologie der katholischen Heiligenverehrung den weitesten Kreisen des katholischen Volkes geboten wird, zumal es sich ja, wie schon bemerkt, um das Leben neuerer und neuester Heiligen handelt, und die caritativ-soziale Bedeutung der Heiligen mit besonderer Wärme dargestellt ist.

Sowohl für katholische Haus- wie Volksbüchereien kann das Buch warm empfohlen werden.

Mainz. Georg Lenhart.

Krane, Anna, Freiin v.: Die Leidensbraut, Geschichte eines Sühnelebens. Neue Lebensbeschreibung der Seherin von Dülmen Anna Katharina Emmerick. Mit einem Titelbild und drei Urholzschnitten. 21.—30., verb. Aufl. Köln, J. P. Bachem. M. 3,60.

Ein Lebensbild, geschaut mit dem Auge der Dichterin, nachempfunden mit dem Herzen einer Frau, geschrieben mit dem Stifte der Schriftstellerin. Während Kreuser das Leben Katharinas aus ihrem innersten Wesen heraus als die „Herrgottsseele" uns vorführt, erzählt Krane eines nach dem andern, beschreibt mit besonderer Vorliebe Oertlichkeiten und Räumlichkeiten, Zeitverhältnisse und Menschenkinder und bietet so die Frucht ihrer sechsjährigen Studien. Die 30. Auflage zeigt, daß Kranes Leidensbraut ein Volksbuch zu werden beginnt.

Trier. Willibrord Beßler (†).

Willam, Franz Michel: Tempelreinigung. Pilgerbuch für Zeit und Ewigkeit. Freiburg 1925, Herder. gbd. Halblwd. M. 3,40.

Christus könnte auch in den Christengemeinden von heute eine neue Tempelreinigung vornehmen. Der Tempelschänder gibt es eine Unmasse. Das wird an Bil-

dern vom Kirchgang, vom äußeren und inneren Verhalten in der Kirche, von der Predigt- und Kirchenflucht nachgewiesen. Der Verfasser ist ehrlich bis zur Derbheit, darstellungsbegabt bis zur Meisterschaft, hellblickend und vor allem von großem religiösen und sittlichen Ernste durchdrungen. Er hat ein ganz klares Ziel im Auge! Ihr Christen, lernet wieder das Haus Gottes heilig halten, damit das Reich Gottes nicht von euch genommen wird. Katecheten und Prediger finden hier reichliche Anregungen zur Belebung der religiösen Volksunterweisung. Doch will das Buch in erster Linie „Pilgerbuch", Volksbuch sein und seine Gedanken in besinnlicher Lesung in die Volksseele tragen. Daß eine solche Gewissenserforschung leider bitter notwendig ist, leugnet niemand; ob aber die oberflächliche, verbildete Generation von heute verständig und aufnahmewillig genug ist, könnte man bezweifeln. Der Fehler liegt nicht im prächtigen Buch, er liegt bei den Menschen, die solche Gewissenserforschungen nicht lieben. Aber trotzdem oder gerade deshalb sollte der ganze Inhalt des Buches der Volksseele eingeimpft werden.

Mainz. Georg Lenhart.

Klassen, Jos.: Krippenbüchlein. Ein Wort vom Sinn und Segen der Hauskrippe. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 6 Abbildungen. 117 S. Habelschwerdt, Franke. M. 2,40.

Mag sein, daß die neue Auflage des „Krippenbüchleins" ein wenig spät besprochen wird, so daß das Büchlein keine Wirkung mehr auf den Krippenbau dieser Weihnachtszeit hat. Doch jeder, der ein wenig von der Hauskrippe kennt, weiß, daß sie nicht schnell „gemacht" werden darf, sondern ganz langsam aus dem Reichtum eines heilandliebenden Herzens wachsen muß. Das braucht seine Zeit, am besten wohl die Weihnachts- und Winterzeit mit ihrem religiösen Reichtum und ihren Abendstunden, an denen wir basteln können. So ist dies Krippenbüchlein etwas für den Winter. Bei der behaglichen Plauderei Joseph Klassens von der Krippe wird einem das Herz warm, denn sie zeigt uns den tiefen religiösen und seelischen Wert einer Hauskrippe, an der die ganze Familie arbeitet und bei der sie fromme Gedanken bekommt. Jeder malt sich in Gedanken die Krippe aus, die Buben suchen Moos, Wurzeln und Strünke, die Mutter und die Mägdlein kleiden die Figuren, es ist ein Sichausdenken, Schaffen und Basteln in der Familie, daß alle zu kleinen Künstlern werden, aber vor allem recht tief sich in die heilige Welt des Heilandlebens einleben, den Heiland recht nah in der Hauskrippe bei sich haben wollen. Ein paar Bilder von des Verfassers Krippe zeigen auch, daß man mit der Hauskrippe das ganze Heilandsleben lebendig machen kann. Klassen gibt auch viele Anregungen für die Einzelheiten des Krippenbaus. Mich dünkt: hier ist mehr für die wirkliche Volksbildung, für die seelische Bereicherung des Menschen, für rechten Familiensinn getan als mit vielen Worten.

Bonn. Josef Zimmermann.

Das Böhme-Lesebuch. Aus Jakob Böhmes Schriften ausgewählt und eingeleitet von Paul Hankamer. 208 S. Berlin 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes. Gbd. M. 7,50.

Ein Böhme-Lesebuch bringt der Bühnenvolksbund heraus, um die Persönlichkeit und den Gedankenreichtum jenes protestantischen Mystikers denjenigen zu erschließen, welche nicht die Gesamtschriften auf ihren Problemgehalt hin durchstudieren können. Freilich fordert ein gutes Lesebuch, daß die Auswahl aus dem Schriftwerke umfassend sei, um ein wahres Bild der geistigen Bedeutung Böhmes zu geben. Nur ein Autor, der sich in jahrelangem Studium und mit liebevollem Interesse in die Gedankengänge Böhmes hineingelebt und -versenkt hat, kann eine befriedigende Auswahl treffen. Und keiner war hierzu geeigneter, als der Bonner Gelehrte Paul Hankamer, welcher sich bereits in seiner großen Böhme-Biographie (Verlag Cohen, Bonn) als Böhmeforscher rühmlichst hervorgetan hat.

Hankamer sieht in Böhme einen Mann, dessen Gedankengänge Gebiete berühren, welche auch für uns noch, oder besser gesagt, wieder im Brennpunkte des geistigen Lebens stehen, der also der modernen Zeitbewegung manches zu sagen hat. Böhme, so, wie Hankamer ihn auffaßt, ist der Protestant, der zum ersten Male seit Luther eine Anknüpfung des reformatorischen Deutschlands mit seinem Vorher,

dem katholischen Mittelalter, sucht, der in gewisser Hinsicht die Gedankengänge der mittelalterlichen Mystiker aufleben läßt und sie in der individuellen Prägung seines Geistes umformt. Neben dem Gottsucher und Gottschauer läßt Hankamer auch den Dichter Böhme nicht zu kurz kommen. Manche Proben seiner poesievollen Sprache sind in dem Lesebuch enthalten.

Man versteht, daß ein Mann von Böhmes visionärer Eigenart und Glaubensinbrunst nicht nur auf einen Angelus Silesius, sondern auch auf die Dichter und Denker der Romantik den größten Einfluß ausgeübt hat. Gedankengänge, welche wir bei Novalis, Schlegel, Hegel oder Schelling gewohnt sind, finden sich erstaunlicherweise schon bei Böhme, und zwar nicht bloß keimhaft, sondern in konsequentem Durchbruch voll erfaßt.

Hankamer hat geschickt das Charakteristische und Eigenartige aus des Mystikers Schriften herausgezogen und sachlich geordnet. Als Einführung bringt er eine kurze biographische Uebersicht über Böhmes Leben, Werke und Bedeutung. Der Lesestoff selbst bringt ein weitschichtiges, markantes und bedeutsames Material. Im ersten Teile arbeitet der Stoff die wesentlichen Züge aus dem psychologischen Porträt jenes Mannes heraus, welcher fest glaubte, vom Himmel mit einer Sendung betraut zu sein, und in welchem infolgedessen die Glut eines alttestamentalischen Propheten lebte. Gedanken von großer philosophischer Weite wohnen in dieser Mystikerseele neben dem kleinlichen Dünkel eines Fanatikers, welcher allzu selbstbewußt auf seine Auserwählung pocht, und der in Gedanken des Gotteserlebnisses bis an die Grenzen des Gottesrausches hinangeht. Aber das sind charakteristische Züge, die mehr oder weniger auch anderen Mystikern eigen sind. Desgleichen auch eine gewisse Verkennung des Geistes und des Wissens gegenüber dem reinen Schauen und Fühlen.

Mehr als die Persönlichkeit interessiert uns das Werk Böhmes selbst, welches Hankamers Buch durch charaktervolle Proben uns nahebringt. Hier erscheint Böhme als der fruchtbare Metaphysiker, der sich an Gedankenreichtum kühn mit einem Schelling messen kann. Mit gespanntem Interesse wird jeder Leser Böhmes Auffassungen von Gott, Schöpfung, Welt, Schuld, Erlösung, Wiedergeburt und ewigem Leben folgen. Nicht ohne Ergriffenheit durchwandelt man jene Gedankenwelt des Sehers, die hinauf zu den höchsten Stufen reicht und hinab zu den tiefsten Abgründen führt. Auch ein skeptischer Kritiker steht bewundernd vor dem Genius und der Schöpferkraft Böhmes. Und mehr braucht das Buch wahrhaftig nicht zu geben, um seine Daseinsberechtigung zu beweisen.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Lebensbilder

Tichelen, Theodor van: Paulus der größte Christusjünger. Einzige genehmigte Uebersetzung aus dem Flämischen von Th. Metzler. 460 S. Kaldenkirchen 1926, Missionsdruckerei Steyl. Gbd. M. 7,—.

Die Apostelgeschichte, die paulinischen Briefe, auch Berichte eines Flavius Josephus und anderer Profanhistoriker geben den breiten Grund zu den mit leicht beschwingter Feder gezeichneten Bildern; die bekannten Werke von Schürer, Lagrange, Ramsay, Leclerq spenden die bald leuchtenden, bald düstern Farben für jedes einzelne Gemälde. Dazu steht dem Verfasser alles zu Gebote: eine frappierend sichere Kenntnis der Geographie der Landschaften und eine nicht weniger intime Vertrautheit mit der Geographie der Seelen; die frische, zündende Zügigkeit des Sanguinikers, der vom Zauber eines Morgenritts aus Jerusalem vorwärtsgetragen über die Höhen nach Damaskus stürmt, und die gedrückte bleischwere Trauer des Melancholikers, dem der Wahnglaube des Heidentums mit seinen dumpfen Abgründen von Sinnenlust und Sünde Hören und Sehen, Sehnen und Blut, Willen und Sprache lähmen kann. Diesen Paulus, von Gnade und Frieden erhoben, von Glauben und Leiden durchzittert, von Sturm und Sonne durchbebt; jenen Jakobus, in wundervoll feinem Schnitt aus den wenigen persönlich sich gebenden Stellen des Jako-

busbriefes herausgehoben; oder einen aus Neid und Kniff zuſammengewachſenen Zauberer von Cypern, der die Wege Gottes durchkreuzen und das Wort Gottes in ſeinem jungen Lauf hemmen will: ſie wird keiner der Leſer mehr vergeſſen, von all den kleinen und unbekannten Boten des Evangeliums abzuſehen, die wie in Schleier gehüllt auf der Bühne von Antiochia, Korinth, Epheſus, Kreta und Rom auftauchen, ſchweigen, verſchwinden, und doch immer noch daſtehen und ſo eindringlich reden von Himmelsgnade und Glaubenskraft der neuen göttlichen Religion! So verzeiht man es dem ſtets — um eines ſeiner Lieblingsworte zu gebrauchen — „ſachlichen“ Verfaſſer gern, wenn an einigen Stellen (wie S. 203 Z. 1 v. o. und S. 452 Z. 5 v. u.) der Poet über den Hiſtoriker, der Dramatiker über den Exegeten die Oberhand gewinnt. Die Jugend, die nach den Quellen der Heiligen Schrift und nach der Luft eines tatenfrohen katholiſchen Aktivismus verlangt: hier hat ſie beides in ungezwungen kunſtvoller Vereinigung. Auch ein paſſender Bilderſchmuck zu dem Leben des großen Apoſtels nach Gemälden von Rubens, van Dyck, Ruvelli, Elsheimer, Schaffner u. a. fehlt nicht.

Horb a. Neckar. Stephan Löſch.

Goyau, Georg: Friedrich Ozanam. Autoriſierte deutſche Uebertragung von Joſeph Sellmair. (Veröffentlichungen des Verbandes katholiſcher Akademiker zur Pflege der katholiſchen Weltanſchauung.) 175 S. München 1926, Köſel und Puſtet. broſch. M. 2,—, kart. M. 2,50, Lwdbd. M. 3,50.

Man vermag ſie bald nicht mehr zu überblicken, die lange Reihe der Biographen Ozanams (1813—1853), die bis zu ſeinem 100. Geburtstag (1913) und ſeitdem aufgetreten ſind. Aber keinem gelang es, um dies zuerſt zu ſagen, mit ſolch hiſtoriſcher Treue und ſolch ehrfurchtsvoller Pietät, klaſſiſcher Einfachheit und poeſievoller Wärme, akademiſcher Höhe und religiöſer Tiefe das Kleinſte und Unſcheinbarſte als Großes und Bedeutendes in den Lebensgang und in das Lebenswerk des Gründers der akademiſchen Vinzenzvereine einzuweben, wie dem bekannten Verfaſſer der reizvoll geſchriebenen Abſchnitte: „Ozanam collégien, Ozanam étudiant, son apostolat intellectuel“ in: Ozanam. Livre du Centenaire (1913) und der großen „Histoire religieuse de la France“ (1922). Nur er, der fünf Jahrzehnte neueſter Kirchengeſchichte und dieſe zugleich in ihrer innerſten Verbindung nach rückwärts gleichſam in ſich verkörpert, vermochte den hiſtoriſchen Hintergrund, die religiöſe Lage der Zeit, den an kampfdurchwogten Epiſoden und ergreifenden Einzelbildern reichen Marſch religiöſer und ſozialer Entwicklung weg von der Munizipalſtadt Lyon, Ozanams Heimat, bis zur Lehrkanzel in der Weltſtadt Paris zu zeichnen mit all dem Licht, das die ewigen Sterne des auch nach 1789 und 1830 unerſchüttert ſtehenden Glaubens hineinſtrahlen, und mit all den Schatten, die von des eilenden Tages jagenden Wolken hereingetrieben werden. Das Auge kann es in dieſer Biographie förmlich ſehen und das Herz ſelbſt des Kühlſten muß erzittern, wenn aus den Stätten verborgenen Jammers und aus Volltragödien ſchweigenden Schmerzes die katholiſche Liebe zur opfernden Tat und dann erſt, und dann wie von ſelbſt zum formulierten Programm „acht Jahre vor Ketteler und mehr als ein halbes Jahrhundert vor Leo XIII.“ (S. 111) heraufſteigt. Im Gegenſatz zu ſo manchen modernen religiöſen Helden- und auch Heiligenbiographien ſteht für Goyau immer der Glaube als erſtes zuerſt und die Liebe engſt verbunden als zweites, wie die Wurzel nicht ohne die Blüte und die Blüte nicht ohne die Wurzel ſein kann; und dies iſt das Richtige, das Alleinrichtige: zuerſt der Homme de Dieu, dann der Champion de la Charité!

Man hat zu ſolch einem Buch keinen Wunſch mehr, und wenn doch einen, dann dieſen: der Ueberſetzer möchte für die deutſchen Leſer anhangsweiſe bei einer Neuauflage noch einzeichnen das weiterlebende Lebenswerk des in der Geſchichte der Caritas unſterblichen Ozanam ſo wie etwa H. Joly, Ozanam et ses continuateurs (1913) in ſeinen Studien über den Philoſophen Ollé-Labrune, den Literarhiſtoriker Louis Petit de Julleville, den aus der Biographie des Einſiedlers der afrikaniſchen Wüſte, Charles de Foucauld, noch näher bekannt gewordenen Abbé Huvelin

und den bis zu seinem Tode (1911) hervorragend tätigen Führer der caritativen Werke, Léon Lefebure, dies getan. Auch möchte für den deutschen Akademiker belehrend und anregend zugleich sein, über Ozanams Besuch vom Jahre 1840 in Aachen und Köln, Mainz und Frankfurt (vgl. Correspondance de Frédéric Ozanam II [1891] passim; V. Glachant, Lettres inédites de Fr. Ozanam à Fauriel [1840—1841] Paris 1906) sowie über die unmittelbare Wirkung seiner intellektuellen und sozialen Mission auf seine deutschen Zeitgenossen (vgl. J. B. Lowositz, Dante und der Katholizismus in Frankreich. Königsberg 1847) einiges kurz zu erfahren. Zur Verbesserung für eine Neuauflage seien noch die wenigen kleinen Druckversehen hier angemerkt: Brossert S. 31 statt: Bossuet, dessen Wort vom Ruf der neu andrängenden jungen Geschlechter an die Altwerdenden — die Stelle steht: Carême du Louvre 4. sem. (éd. Lebarq) p. 168 — Goyau in geistvoller Variierung auf den aktiven Katholizismus anwendet; Boutain S. 53 statt: Bautain; Bannard S. 160 statt: Baunard, dessen erbaulich gehaltene, anziehend geschriebene Biographie (Frédéric Ozanam d'après sa correspondance. Paris 1912) gemeint ist.

Die oben geäußerten Wünsche sind hier solche, die keine sind. Möchte das gefällig ausgestattete, dem Gründer des katholischen Jugendfürsorgevereines der Erzdiözese München-Freising, H. H. Weihbischof Dr. Michael Buchberger, gewidmete Buch in dieser gelungenen Uebersetzung den Weg in die Hände vieler, zumal unserer Akademiker, finden! Wir sind gewiß: Jeder einzelne von Ozanams Atemzügen nimmt einem das eigene Herz und „gibt dafür das seinige" (S. 95), so werden die Jungakademiker mit Lamartine rufen und die Altherren werden, ein Wort Ozanams selbst nachsprechend, gestehen: „Das ist Balsam für unser Blut" (S. 54).

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Erziehung und Unterricht

Rumpf, Albert: Kind und Buch. Das Lieblingsbuch der deutschen Jugend zwischen 9 und 16 Jahren. Auf Grund einer Umfrage. Mit 10 Tafeln und zahlreichen Tabellen. 114 S. Berlin und Bonn 1926, Ferd. Dümmlers Verlag. M. 4,—.

Es ist jetzt genau zwanzig Jahre, daß ich, kurze Zeit nach dem Erscheinen des ersten Heftes meines Führers durch die Jugendliteratur, in Stuttgart Gelegenheit hatte, mit Thalhofer die Auswirkungen der bekannten Wolgastschen Grundsätze zur Jugendschriftenkritik durchzusprechen. Der scharfsinnige geistliche Schulmann, obzwar damals noch weithin im Banne Wolgasts stehend, sprach sich dahin aus, daß das Wolgastsche System einen Fundamentalirrtum aufweise, daß man aber die Produkte der eingeleiteten und nach seiner Ueberzeugung nützlichen Gärung erst abwarten müsse. Den „Fundamentalirrtum" aufzudecken behielt sich Thalhofer vor. Er kam aber, obwohl seine Abwendung von Wolgast in den späteren Jahren und zumal in seinem letzten Werke ‚Die Jugendlektüre' unverkennbar war, nicht dazu; ich habe indes Anhaltspunkte genug, zu vermuten, daß Thalhofer im wesentlichen eben das im Auge hatte, was zum erstenmal klar und unwidersprechlich herausgestellt zu haben das große Verdienst der oben benannten Rumpfschen Schrift ist.

Ging Wolgast rein deduktiv vor, indem er sich an einem subjektiven Bildungsziel ostete, so schlägt Rumpf entschlossen den umgekehrten (induktiven) Weg ein, „der den tatsächlichen Buchinteressen der Kinder und Jugendlichen und ihrer seelischen Eigenart nachgeht." Die Anregung hierzu mag ihm ebensosehr aus der intensiven Bücherpädagogik des Borromäusvereins wie aus dem Versagen der Wolgastschen Lehre erflossen sein; auch verschiedene Arbeiten Ackerknechts und Walter Hofmanns mögen die Lust zu gründlicher Entscheidung aufgestachelt haben. Durch einen an 4500 Borromäusbibliotheken versandten Fragebogen, der von 801 Stellen beantwortet wurde, gewann Rumpf die nötigen Unterlagen. Nach Ausscheidung der nicht durchaus genauen oder sachgemäßen Antwortbogen blieben für die Bearbeitung 652 Auskünfte mit 2178 Einzelantworten und 6129 Titeln der im Alter von 9/10, 10/12, 12/14, 14/16 meistgelesenen Bücher. Indem nun Rumpf das in solcher Zahlenwucht noch nie erreichte

Ergebnis der Umfrage mit verschiedenen andern erhobenen Tatsachen (Umfang der betr. Bücherei, Zahl der Entleihungen, Zahl der jugendlichen Leser; Stadt, Land, Industriegebiet) kombinierte, erhielt er eine Menge von Ergebnissen, die nicht nur durch unantastbare Exaktheit Eindruck machen, sondern vor allem durch ihre innere Struktur, d. h. durch die zum Teil verblüffenden Abweichungen von den bisher unter dem Banne Wolgasts festgehaltenen Annahmen die stärkste Aufmerksamkeit fordern und sicher auch erreichen. Ueber die Einzelergebnisse zu referieren, ist hier um so weniger der Ort, als diese in dem Rumpfschen Buch in zahlreichen graphischen Darstellungen und in Tabellen außerordentlich sinnreich und sauber herausgestellt sind. Nur eine Kernstelle, die etliche der umstrittensten Punkte trifft, sei herausgehoben: „... Diese charakteristischen Beispiele sind Hinweise darauf, daß sich die Stoffe nach Inhalt und Form im Leben des Kindes zeitlich ablösen und daß eine allmähliche Entwicklung der kindlichen Buchinteressen angenommen werden muß, was in formaler Hinsicht verschiedenen Kategorien der Wahrnehmung auf verschiedenen Altersstufen entspricht. Sicherlich ist mit dieser Feststellung der Theorie H. Wolgasts der Boden entzogen, der annehmen mußte, daß das Kind mit ungefähr zwölf Jahren eine Miniaturausgabe des Erwachsenen sei und daß ihm infolgedessen die Beobachtungskategorien der Erwachsenen zugänglich seien. Denn als unmittelbare psychologische Folgerungen ergeben sich aus der festgestellten Tatsache folgende Richtlinien für das Verhältnis des Kindes zum Buch. Ein Buch, das nichts enthält, was den Wahrnehmungskategorien des Kindes auf seiner Stufe entspricht, wird dem Kinde nichts zu sagen haben, das Kind wird es nicht verstehen. Ferner: ein Buch der Erwachsenenliteratur, das nicht seiner Stufe entspricht und das es zu lesen gezwungen wird, wird das Kind mit den Beobachtungskategorien seiner Stufe perzipieren, also im Märchen mit Märchenaugen, im Abenteueralter mit Abenteueraugen, und zwar gilt das für alle Kinder, welchen Landes oder welcher Konfession auch immer sie sind. Endlich: Bücher, die den Wahrnehmungskategorien des Kindes auf seiner Stufe gerade entsprechen, werden bevorzugte Lieblinge des Kindes in diesem Alter sein, so das Märchen in einem bestimmten Alter, so die speziell auf ein bestimmtes Alter zugeschnittenen Jugendschriften. Darin liegt die psychologische Begründung der spezifischen Jugendschrift und ihrer Beliebtheit und auch der psychologische Grund für die Uebereinstimmung der Ergebnisse der eigenen Erhebung mit den Erhebungen, die sich auf Kinder anderer Länder und anderer Weltanschauungskreise beziehen. Ob dieser Zustand ein gesunder ist, daß das Kind nicht dieselbe Literatur lesen kann, die es als erwachsener Mensch lesen soll, wenn auch mit anderen Wahrnehmungskategorien, insbesondere, ob der Erzieher daran rütteln oder dem Kinde Gelegenheit geben soll, sich möglichst lange im Rahmen neu auftretender Wahrnehmungskategorien zu bewegen, ist eine pädagogische Frage, die hier nicht zur Erörterung steht ...“

Dem Gesamtergebnis der Untersuchung kommt also keine geringere Bedeutung zu, als daß dieses die Wolgastschen Grundaxiome, die zwar nie unangefochten geblieben sind, aber auch nie wirksam entkräftet worden waren, in ihrem Lebensnerv trifft und zwar tödlich trifft. Wenn diese Auffassung durchdringt, was voraussichtlich nicht ohne heftigen Kampf und langdauerndes Hinhalten geschehen wird, erhebt sich Rumpfs Untersuchung zu einer Leistung von der allergrößten Bedeutung. Wolgasts Aufstellungen, die sofort von einem über ganz Deutschland sich erstreckenden Stab von Prüfungsausschüssen propagiert wurden, hatten, um nur dies eine hervorzuheben, gerade für das entscheidendste Lesealter (11./14. Lebensjahr) gewissermaßen ein Vakuum geschaffen: indem die wirklichen Buchinteressen dieses Lebensraumes mit einer ungezügelten und bis auf die Knochen unpädagogischen Gewalttätigkeit verkannt oder verneint wurden, mußte der Großteil der den Experimenten mit Erwachsenenliteratur preisgegebenen Jugend zum Schund abgetrieben werden. Die Tatsache, daß die Schundliteratur gerade im letzten Menschenalter einen bisher nie beobachteten Höhepunkt erreicht hat, ist ja nicht unbemerkt geblieben, aber stets falsch gedeutet worden. Die Rumpfsche Untersuchung gibt die

Lösung des Rätsels. Nur nebenbei sei bemerkt, daß Rumpf experimentell-statistisch die Haltung sehr vieler auf dem Gebiete der Jugendschriftenkritik tätigen Schulmänner rechtfertigt, die stets einen inneren Widerstand gegen die volle Durchführung der Wolgastschen Theorie betätigten, ohne freilich ihre gefühlsmäßige Einstellung wissenschaftlich unterlegen zu können. Auch von anderer Seite erhielten diese Schulmänner in der letzten Zeit unerwarteten Zuzug; ich erinnere an die Aeußerungen des auch auf dem Felde des Jugendschrifttums produktiven Schriftstellers Matthiessen in der Kölnischen Volkszeitung, an die Erörterungen Jakob Kneips in der Festschrift des Gastbunds und ähnliche Auslassungen im Hochland.

Wolgast fängt also an geschichtlich zu werden, und die Jugendschriftenkritik wird aus den zu gewärtigenden Kämpfen mit einem neuen Gesicht hervorgehen. Die hohen Ansprüche, die wir für Rumpfs Arbeit erheben, machen freilich auch einen Blick auf die Bedingungen nötig, unter denen seine Untersuchung zustande gekommen ist. Man braucht seine Augen nicht vor der Tatsache zu verschließen, daß die 801 bzw. 652 Auskünfte eben auf Treu und Glauben angenommen werden mußten. Man wird vielleicht auch einwenden, daß die Erhebungen sich nur auf Büchereien des Borromäusvereins bezogen, die Ergebnisse also gemäß der (vermuteten) Zusammensetzung dieser Büchereien in gewissem Sinne einseitig seien. Aber abgesehen davon, daß Massenerhebungen, wie sie Rumpf zum erstenmal durchführte, stets mit kleinen Fehlerquellen rechnen müssen, möchte ich auf eine Quelle von Beobachtungsfehlern ganz anderer Art hinweisen, deren Wirksamkeit sich Rumpf freilich nicht zu entziehen vermochte: ich meine den Umstand, daß auch in den für die Statistik herangezogenen Büchereien sich das Wolgastsche Prinzip bereits ausgewirkt hat. Es ist ganz außer Zweifel, daß im Laufe von dreißig Jahren jeder Bücherwart, auch wenn er nie in seinem Leben sich mit dem „Elend der Jugendliteratur" auseinandergesetzt hat, bis zu einem gewissen Grade wolgastisch infiziert, oder, wenn man dies lieber hört, mit einem Tropfen Wolgastschen Oels gesalbt wurde, und wäre es auch nur auf dem Wege der Buchberatung, der sich gerade die nebenbeamteten Bücherwarte am wenigsten entziehen. Würden unsere Jugendbüchereien nur nach leserpsychologischen Gesichtspunkten eingerichtet, so wäre das Ergebnis der Rumpfschen Untersuchung ganz gewiß noch eindeutiger geworden. Ich persönlich bin daher geneigt, manche Kurven und manche prozentuale Auszählungen Rumpfs unter diesem Gesichtspunkt abzuändern, freilich in einem Sinne, der das Ergebnis Rumpfs auch von der negativen Seite her bestätigt.

Alles in allem: die Arbeit Rumpfs ist ein Grundwerk; auf dem Gebiete der Jugendschriftenkritik macht das Erscheinungsjahr seiner Schrift gerade so Epoche wie das Jahr 1896. Den gewonnenen Ergebnissen wird sich die literarische Jugendpflege nicht entziehen können; hat doch selbst die Jugendschriftenwarte, die bisher von dem Erbe Wolgasts einseitig genug gezehrt hat, in letzter Zeit kritischen Stimmen Raum geben müssen, die sehr im Gegensatz zum Meister eben die Buchinteressen der Jugendlichen betonten. Es bleibt nur zu erwarten, daß Rumpf selber und alle diejenigen, die durch seine Arbeit den inneren Halt erlangten, die gewonnenen Ergebnisse für die Bücherpraxis auswerten. Ein großer und entscheidender Sprung ist getan: nun gilt es für die Bücherwarte insgesamt und für die Mitarbeiter der Borromäusgemeinde insbesondere, in besonnenen Schritten nachzurücken.

Rottweil. Jos. Karlmann Brechenmacher.

Lienert: Der moderne Redner. Eine Einführung in die Redekunst nebst einer kurzen Geschichte der Beredsamkeit und einer Sammlung vollständiger Reden aus neuester Zeit. 5. Aufl. 405 S. Einsiedeln, Benziger. gbd. M. 6,—.

Der Verfasser ist von dem „Orator fit" fest überzeugt. Dazu berufen, Gymnasiasten in den Grundzügen der Beredsamkeit zu unterweisen, hat er sich selbst in seinem Handbuch ein theoretisches und praktisches Hilfsmittel für seinen Unterricht geschaffen. Daß sein Werk in weniger als 20 Jahren sechs Auflagen erleben konnte, ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß in einer Zeit, in der man allen Schäden der Menschheit

mit langen Reden auf den Leib rückt, doch neben den Alleswissern und Vielrednern ohne Zahl auch noch besinnliche Geister da sind, die sich an der hehren Kunst der Beredsamkeit nicht versündigen wollen, sondern lernend, suchend, auf den Schultern der Großen stehend, zu einer wahren gut fundierten Beredsamkeit vorzudringen streben. Gerade weil die Beredsamkeit zu den Grundbedürfnissen modernen Lebens gehört, ist theoretische und praktische Ausbildung selbst für ein ausgesprochenes Talent unerläßlich, wenn es nicht unter Wortströmen versanden soll. Die Individualität wird dadurch nicht totgeschlagen, sondern veredelt. Der mitunter schweizerische Einschlag des Buches ist selbstverständlich. Wir können nur wünschen, daß das Buch auch von der reichsdeutschen studierenden Jugend ausgiebig benutzt wird.

Mainz. Georg Lenhart.

Geschichte . Kulturgeschichte

Schnürer, Gustav: Kirche und Kultur im Mittelalter. 2. Band. X und 561 S. Paderborn 1926, Ferd. Schöningh.

Das Netz der Beziehungen zwischen Kirche und Kultur (vgl. die Besprechung des ersten Bandes im 9. Heft des vorherigen Jahrganges) verfeinerte sich von Jahrhundert zu Jahrhundert. Mit sachkundiger Hand trennt Gustav Schnürer die Fäden auseinander. Mit sicherem Griff legt er die Hauptlinien der Entwicklung bloß: Das Reich Karls des Großen ist nicht von Dauer. Die Kirche mit ihrer Universalität und ihrer inneren Konzentration verhindert das drohende Chaos. Auf allen Gebieten der Wirtschaft, Literatur, Kunst und Wissenschaft steht sie der Entwicklung fördernd, anregend, teilnehmend zur Seite. Ueberall streut sie die fruchtbaren Samenkörner neuen Lebens aus, die, von den Klöstern treulich gehütet, reiche Früchte treiben. Die Entwicklung folgt bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts im wesentlichen karolingischen Traditionen: die Kirche glänzt als Staatskirche im Prunkgewand des Reichtums und der Macht. „Aber eben in dieser Stellung war sie auch diejenige, die allein noch der Machtpolitik Zügel anlegte und auf die gemeinsamen Interessen der abendlichen Kulturgemeinschaft hinwies, die auch den kulturellen Zusammenhang mit der Vergangenheit aufrecht erhielt, so daß die Grundsätze der alten Tradition nicht preisgegeben wurden, wenn auch den neuen Verhältnissen Zugeständnisse gemacht werden mußten" (S. 49).

Um 1150 setzt der Umschwung ein. Von Cluny zieht ein neuer Geist in die Welt. Als er das in römischem Stadthader niedergedrückte Papsttum erfaßt und zur Selbstbesinnung zurückgeführt hat, gelangt er zu weltbewegender Wirksamkeit. „Es ist nichts falscher, als die Cluniazenser sich als die streitlustigen Hetzer im Investiturstreit vorzustellen und darin ihre Charakterisierung zu erblicken. Der Investiturstreit ist nur die letzte Phase in der Reformbewegung, die zunächst auf Hebung des Mönchsideals ausging und dann zur Reform des Weltklerus überleitete, aber auch das Leben der ritterlichen Laienkreise hob und veredelte" (S. 189). Das im Geiste Clunys verjüngte Papsttum schließt mit einer neuen geistigen Macht die abendländische Gesellschaft zusammen und führt sie in den Kreuzzügen über die mühsam verteidigten Grenzen hinaus zur „offensiven Defensive" (S. 291), die der wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung neue starke Antriebe gibt und die Gefahr des vordringenden Islams militärisch und geistig ausgleicht. Das Abendland übernimmt, zu nationaler, sprachlicher und sozialer Mannigfaltigkeit sich reich entfaltend, die Führung der Weltkultur. „Wenn auch die juristische Formel der potestas directa, mit der die Päpste dieser Zeit ihre Machtansprüche vertraten, heute von katholischer Seite aufgegeben ist, so läßt sich doch in dem Standpunkt der Päpste ein berechtigter idealer Gedanke erkennen. Sie erstrebten einen geistigen, engen Zusammenschluß der abendländischen Christenheit, einen Völkerbund, dem man niemals so nahe kam als in der Zeit der Kreuzzüge" (S. 325).

Im 13. Jahrhundert erlebt die Kirche ihre größten äußeren und inneren Triumphe. Aber der Traum einer Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Christenheit verflüchtigt sich schnell; der unter des Papsttums Führung im Werden begriffene Völkerbund bricht dank der zäsaristischen Utopien Kaiser Friedrichs II. auseinander, und just an den Herden des

religiösen Lebens, in Südfrankreich und Oberitalien, greift eine innere Abwendung von der Kirche Platz. Nicht äußere Zwangsmaßnahmen, so sehr sie auch von der öffentlichen Meinung gebilligt werden, sondern geistige Kräfte gebieten ihr Halt. Die beiden großen Ordensgründer, St. Franziskus und St. Dominikus, entziehen die Armutsidee der häretischen Verirrung, legen der sich schrankenlos entwickelnden materiellen Kultur einen Hemmschuh an, verleihen der religiösen Entwicklung frischen Schwung und stecken der abendländischen Kirche in der Heidenmission ein neues großes Ziel. „Die Zeiten, in denen die Kirche das Armutsideal am höchsten gepriesen hat, das 12. und 13. Jahrhundert, sind die Zeiten, in denen sie am meisten geblüht hat, während die Zeiten, in denen die Kirche in Prunk und Reichtum schwelgte, uns den großen Abfall von ihr vorausverkünden" (S. 423). Die Armutsbewegung ist das letzte Glied in der Kette der großen religiösen Bewegung, die nach der Reform des Ordens- und Weltklerus, nach der religiösen Erneuerung des Ritterstandes nun auch die Bürger der emporstrebenden Städte erfaßt.

Schon im 14. Jahrhundert ermattet der idealistische Geist wieder. Noch vollbringt in der Baukunst und der christlichen Liebestätigkeit der gläubige Sinn die herrlichsten Werke. Aber der Gegensatz zwischen Klerus und Laientum verschärft sich immer mehr. Auf den Universitäten und in den Städten formen sich neue geistige Mächte. Die ersten Anzeichen der Renaissance werden sichtbar.

Mit der straffen Linienführung verbindet sich in dem Schnürerschen Werk eine erstaunliche Kenntnis der Einzelheiten. Sie sind trotz ihrer Fülle dem Bilde so eingefügt, daß die Hauptlinien nirgends verdeckt werden. Das Buch ist ein vortreffliches Nachschlagewerk, das auf sorgfältigsten jahrzehntelangen Quellenstudien beruht. Aber es ist weit mehr als ein solches. Indem es zu den historischen Problemen selbständige kritische Stellung einnimmt, wächst es zu einer hochbedeutsamen wissenschaftlichen Leistung empor, zu einer ebenso kühnen wie überzeugenden Synthese der bisherigen Forschungen, die den Blick für historische Zusammenhänge weitet und die Kenntnis eines Zeitalters ungemein vertieft, dem das „Glück innerer überlegener Harmonie" wie keinem anderen gegeben ward.

Auch dem zweiten Band ist ein Verzeichnis der Quellen und der Literatur sowie ein Sachregister angefügt.

Linnich (Rhld.) August Schmitt.

Hoeber, Karl: Görres-Festschrift. Aufsätze und Abhandlungen zum 150. Geburtstag Joseph Görres'. Im Auftrage der Görresgesellschaft herausgegeben. XVI u. 272 S. Köln 1926, Bachem.

Der Name Görres bedeutet ein Programm, das die Görresgesellschaft seit nunmehr einem halben Jahrhundert mit dem besten Erfolg auszugestalten und zu verwirklichen bestrebt ist. Entsprechend der vielseitigen Betätigung des großen Mannes, der, ein Universalgenie, das ganze Wissen seiner Zeit in sich vereinigte, pflegt die nach ihm sich nennende Gesellschaft die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft, der Kunstgeschichte, der Geschichte, der Altertums- und der Naturkunde, der Literatur, der Philosophie und Theologie. Aus dem Leben und den Werken dieser einzigartigen Persönlichkeit schöpft die Görresgesellschaft wie aus einem Jungbrunnen immer wieder neue Kräfte, neue Quellen. In ihren Vereinsschriften hat sie uns schon ein wertvolles Lebensbild des berühmten Mannes und vielerlei treffliche Forschungen mit neuen Aufschlüssen über Görres geboten. Jetzt tritt sie zum 150. Geburtstag ihres Patrons mit einem Sammelwerke hervor, in welchem berufene Forscher sein Leben und seine Werke in vierzehn in sich abgeschlossenen Abhandlungen darstellen. Wie wichtig dieses Werk dem Görresverein selbst erscheint, erhellt auch daraus, daß man ein Exemplar desselben dem hl. Vater Pius XI. hat überreichen lassen. Selbstredend sind die Abhandlungen nicht von gleicher Bedeutung. Ein Werturteil über die einzelnen und im Vergleich miteinander abzugeben, empfiehlt sich bei der Verschiedenheit der Themata und des ihnen zugrunde liegenden Materials sowie bei der Eigenart der behandelnden Gelehrten in keiner Weise. Aber alle sind gut und dankenswert, und sie geben in ihrer Gesamtheit ein volles, klares Bild des ganzen Werdeganges von Görres.

Man könnte geneigt sein, Görres' Leben in drei Abschnitte zu zerlegen, die immer wieder eine neue Entwicklungsstufe darstellen, jedoch so, daß die folgende sich mit der vor-

hergehenden stets harmonisch vereinigt. Die erste Periode zeigt den durch die Aufklärungszeit und die Ideen der Revolution in Sturm und Drang sich durchringenden Herold der öffentlichen Meinung im Rheinlande, die zweite den romantischen, von der Beschäftigung mit der asiatischen Mythenwelt und den deutschen Volksbüchern herkommenden, immer machtvoller sich betätigenden, begeisterten Verfechter deutscher Ehre, Freiheit und Größe, die dritte den bewunderten Vorkämpfer für die Kirche und ihr Recht. Vier Abhandlungen schildern die erste Periode, und sie umfassen etwas beinahe Abschließendes. Diese Aufsätze, zumal der erste, dritte und vierte, in denen Wohlers „Görres und das Rheinproblem", Just „Görres und die Friedensidee des 18. Jahrhunderts", Reisse „Die Weltanschauung des jungen Görres" behandeln, sind zugleich aktuell für die Gegenwart, und trefflich sind Görres' Anschauungen über diese Fragen und Probleme auch für seine spätere Lebenszeit durchgeführt. Hier könnte man bedauern, daß nicht auch ein Vergleich von Görres mit Georg Forster, dem Mainzer Klubisten, gezogen worden ist. Die zweite Periode in Görres' Leben ist besonders beleuchtet durch einen Aufsatz d'Esters über „Görres' journalistische Sendung". Görres ist in erster Linie Publizist und Journalist gewesen. Gelehrter war er aus Neigung, Journalist aus Pflichtbewußtsein. Nur eintretend für die Wahrheit, mit Unparteilichkeit überall urteilend, Anwalt aller Unterdrückten, will Görres überall bessern, immer sich seiner Verantwortlichkeit bewußt. Mit solchen markigen Zügen hebt d'Ester Görres' Haupttätigkeit hervor und sieht in ihm mit Recht das Vorbild für die Publizisten aller Zeiten. Aufsätze über die Stellung von Görres zu Herder, Goethe und den Burschenschaften, die in die Festschrift leider nicht mehr eingereiht werden konnten, würden die philosophische, literarische und politische Bedeutung des Mannes in dieser Zeit noch weit mehr erläutern. Görres steht eben im Mittelpunkt einer ganzen Welt von bedeutenden Männern. Er lernt von allen, bleibt aber immer selbständig. Das hebt besonders auch Dyroffs Abhandlung über „Görres und Schelling" hervor. Im Gegensatz zu Schellings Philosophie überwiegt bei Görres die Religion, die Empirie, die Psychologie. Kaufmanns Beitrag „Görres und Georg Reimer" bietet weit mehr als der schlichte Titel verspricht. Er schildert auch Görres' Verhältnis zu dem Künstler Cornelius und zu dem Dichter Max von Schenkendorf. Merkles tiefgründiger, formvollendeter Aufsatz „Zu Görres' theologischer Arbeit am Katholik" führt würdig in die dritte Periode ein. Er zeigt uns, wie der Nichttheologe sich feinfühlig einlebt in die schwierigen Fragen und Dogmen von Gnade und Freiheit und wie der Sohn der Aufklärung ein treuer und mutvoller Bekenner der katholischen Kirche wird. 1824 kann als das Jahr für Görres' vollständige Zuwendung zum dogmatischen Katholizismus gelten. Trefflich ergänzt wird Merkles schöne Arbeit durch Pflegers Darlegungen, wie Görres aus der Geschichte und der Kunst des Straßburger Münsters zu der Geschichte des Katholizismus in Deutschland geführt wird. Es ehrt Görres, daß er trotz der widrigen Erfahrungen doch nicht die Anerkennung und das gerechte Urteil für Preußen und die Anhänglichkeit an die rheinische Heimat einbüßt. Eine das spröde Material sorgsam bearbeitende, interessante Leistung ist von Müllers Aufsatz „Görres' Berufung nach München". Jetzt erst lernt man die Wege und Mühen kennen, mit denen es gelang, Görres einen Lehrstuhl an der Münchener Universität zu verschaffen. Unter den neuen Funden, die man Schellbergs nimmermüder Beschäftigung mit Görres verdankt, ist einer besonders bedeutsam, der uns nähere Kenntnis von Görres' Vorlesungen durch einen Brief seines Enkels Steingaß vermittelt. In großen Zügen faßt Spahn mit seiner anerkannten Kennerschaft des 19. Jahrhunderts in dem Kapitel „Ausklang" Görres' Leben und Tätigkeit zusammen; die „Wallfahrt nach Trier" erscheint als die Krönung seines Lebenswerks. Die Verfasser alle, die Görresgesellschaft und der fleißige, umsichtige Herausgeber Dr. Karl Hoeber, dürfen für diese hervorragende Gabe des Dankes der Vaterlandsfreunde und besonders der Rheinländer versichert sein.

Siegburg. Wilhelm Zelten.

Naturkunde

Das Naturreich. Eine Sammlung naturwissenschaftlicher Bücher für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Bastian Schmid. Wiesbaden, Pestalozzi-Verlagsanstalt.

1. Schmid, Bastian: Die Säuge-

tiere, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Organisationen und Lebensweise. Mit 29 farbigen Tafeln und 74 Textabbildungen, 3. unveränderte Auflage. 222 S. 1922.

Dem Verfasser kam es vor allem darauf an, im allgemeinen Teil des Werkes besonders die Anatomie und Physiologie der Säugetiere und somit die biologische Seite eingehender zu behandeln. Der systematische Teil legt neben guter Beschreibung der einzelnen Ordnungen und Familien großes Gewicht auf die Abhängigkeitsverhältnisse von Organisation und Lebensweise, sowie auf die psychischen Eigenschaften dieser uns am nächsten stehenden Tiere. Letzteres ist besonders von Interesse, da verschiedene Vertreter der einzelnen Arten unserer eigenen Beobachtung zugänglich sind. Wegen der leichtverständlich geschriebenen Art des Werkes und der Uebersichtlichkeit, mit welcher der Stoff kurz zusammengefaßt und gegliedert ist, und des reichlichen, wenn auch in der Farbengebung nicht immer ganz günstigen Tafelmaterials ist es für Schule und Haus wohl zu empfehlen. Auch kleineren Büchereien wird es gute Dienste tun.

2. Schmid, Bastian: Die Vögel, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Organisation und Lebensweise dargestellt. Mit 30 farb. Tafeln und 49 Textabbildungen. 158 S. 1924.

Man darf wohl annehmen, daß diesem Band der Sammlung weitgehendes Interesse entgegengebracht wird, finden doch an den gefiederten Sängern die meisten Menschen Freude und Gefallen. Verfasser hat dem systematischen Teil einen allgemein-biologischen vorausgeschickt, der über Anatomie und Physiologie in anregender Weise Aufschluß gibt. Im zweiten Teil werden die Zusammenhänge zwischen Organisation und Lebensweise der Vögel sowie ihre „seelischen" Eigenschaften in den Vordergrund der Betrachtung gestellt. So charakteristisch sind vor allem unsere einheimischen Vögel beschrieben, daß unsere Jugend mit dem Buch in der Hand sich draußen gut zurechtfinden und viel Schönes in der Vogelwelt entdecken kann. Hinzu kommt noch das überaus reichhaltige Bildermaterial, die vielen farbigen Tafeln, auf denen fast jede bemerkenswerte Gruppe einen Vertreter hat, sowie die zahlreichen gut gelungenen Textabbildungen. Somit ist das Werk ein ausgezeichnetes Handbuch der Vogelkunde.

3. Neresheimer, Eugen: Die Fische, Lurche und Kriechtiere. Mit 30 farbigen Tafeln und 41 Textabbildungen. 2., unveränderte Auflage. 176 S. 1923.

Dem Verfasser war es gewiß nicht leicht, die ungeheure Fülle des Stoffes in einen Band zu bringen, und so ist nur das Allerwichtigste gesagt. Die einheimischen Tierarten und solche, die dem Leser sonst noch begegnen können, sind mit Recht ausführlicher behandelt. Ebenso sind die Nutztiere und die ihnen gefährlichen Feinde unter den Fischen und Lurchen ziemlich vollzählig ausgewählt. Jeder Beschreibung der einzelnen Tierklassen geht eine allgemeine Darstellung voraus, was die Klarheit und Uebersichtlichkeit hebt. Die zahlreichen Tafeln und Textabbildungen tragen auch hier erheblich dazu bei, dem Leser einen Begriff zu geben von der Mannigfaltigkeit der Formen dieser Arten. Das übersichtlich angelegte und leichtverständlich geschriebene Buch ist für die Jugend vor allem interessant, dem Laien, der sich für diese Gebiete interessiert, wird es eine gute Einführung sein.

4. Eckstein, K.: Die Schmetterlinge. Ihr Bau, ihre Lebensweise und wirtschaftliche Bedeutung nebst Anleitung zur Beobachtung, Aufzucht und zum Sammeln. Mit 18 farbigen Tafeln und 52 Textabbildungen. 3., unveränderte Auflage. VIII und 263 S. 1922.

Ein eigenes Buch über Schmetterlinge wird wohl nur für Interessenten und Sammler in Frage kommen. Verfasser hat das Buch in zwei große Teile zergliedert. Im ersten gibt er uns eine ausführliche Darstellung der Gestalt und des Körperbaues, der Organe sowie ihrer Tätigkeit und der Lebensweise. Ferner finden wir ein Kapitel über die geographische Verbreitung und über die wirtschaftlich wichtigen Schmetterlinge. Die Beschränkung auf die heimischen Falter ist von großem Vorteil, denn so hat es rechten Wert für jeden Sammler, der die Angaben selbst prüfen will. Im zweiten systematischen Teil sind fast alle Tagfalter, Schwärmer und Spinner der deutschen Arten aufgezählt und kurz charakterisiert, während von den Spannern und Kleinschmetterlingen die interessantesten herausgegriffen sind. Die Beschreibung wird durch reichste Bildergaben illustriert. Wenn auch das Werk hauptsächlich für Sammler von

Bedeutung ist, sollte es doch auch in Volksbüchereien nicht fehlen.

5. Hanstein, R. von: Die Insekten sowie die übrigen Gliederfüßler mit Ausnahme der Käfer und Schmetterlinge. Mit 20 farbigen Tafeln und 90 Textabbildungen. 2., unveränderte Auflage. VIII und 188 S. 1923.

Auch in diesem Band ist das Hauptgewicht in der Darstellung auf die Lebenserscheinungen und Lebensgewohnheiten der Tiere gelegt. So sehen wir auch hier Bau, Entwicklung und Ernährung der Insekten in den Vordergrund gestellt. Es wurden vom Verfasser besonders die Gruppen ausgewählt, die wegen ihrer eigenartigen Lebensweise von besonderem Interesse oder wegen ihrer praktischen Bedeutung für den Menschen besonders wichtig sind. Tieferen Wert wird das Buch wohl nur für den haben, der dieses Gebiet als Spezialfach oder Spezialstudium oder auch als Spezialliebhaberei betreibt.

6. Morton, Friedrich Edler von: Die Blütenpflanzen, mit besonderer Berücksichtigung von deren Aufbau und Leben. Mit 30 farbigen Tafeln und 59 Textabbildungen. 3., unveränderte Auflage. XII und 188 S. 1921.

Ein gutes Buch über unsere Blütenpflanzen, von einem ausgezeichneten Fachmann geschrieben, durfte in der Sammlung nicht fehlen. Dies Werk hat vor anderen ähnlichen den großen Vorzug, daß es dem Aufbau und Leben der Pflanze breitesten Raum gewährt. Verfasser gibt im ersten Hauptteil eine ausführliche Darstellung der Anatomie der Pflanze. Vom Baustein der Pflanze, der Zelle, angefangen, sehen wir sie vor unseren Augen sich ineinander fügen zum Gewebe, zum Organismus, sehen ihre Ernährung und ihr Wachstum, ihre Vermehrung, ihre Reizbarkeit, kurz ihre Physiologie. Erst im zweiten Hauptabschnitt werden die Pflanzenfamilien und -individuen näher beschrieben und die wichtigsten im Bilde dargestellt. In allgemeinverständlicher Weise, die keinerlei Fachkenntnisse voraussetzt, wird dem Naturfreund alles Wissenswerte mitgeteilt. Eine Darstellung der Pflanzenpsychologie ist mit Absicht unterlassen worden. Als Ergänzung für die Schule und als Hausbuch für Blumenfreunde ist das Buch sehr zu empfehlen.

7. Schulz, Karl: Das Mineralreich. Mit besonderer Berücksichtigung der Verbreitung, Gewinnung und Verwertung der Mineralien. Mit 30 farbigen Tafeln und 86 Textabbildungen. 3., unveränderliche Auflage. XI und 207 S. 1923.

Man findet selten ein gutes, einfaches und doch brauchbares Buch über das Mineralreich, und daß die Wunder der Welt der Mineralien leider von vielen nur wenig oder gar nicht gekannt werden, hat sicher hierin einen seiner Gründe zu suchen. Um so mehr ist vorliegendes Werk zu begrüßen, durch das Verfasser Freunde für die Mineralien und die Mineralkunde gewinnen will. Im ersten Teil des Buches sind nach einer allgemeinen Einleitung die physikalischen und chemischen Eigenschaften der Mineralien sowie die Kristallsysteme eingehend behandelt. Der zweite Teil ist beschreibender Natur und legt vor allem Gewicht auf das Vorkommen, das Aussehen, auf Verwertung und Nutzen der einzelnen Mineralien für das wirtschaftliche Leben. Da das Buch vom leichtern zum schwerern allmählich aufsteigt, kann es als gutes Hilfsbuch für die Schulen dienen, in dem der Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten eine gute Ergänzung und Vertiefung des Unterrichts findet. Vor allem aber soll es bei weiten Kreisen der Laienwelt für dieses so wenig bekannte und doch die Mühen des Studiums so lohnende Gebiet Interesse wecken. Dazu werden die sachliche, gut verständliche und keineswegs trockene Art der Darstellung sowie die äußerst zahlreichen farbigen, technisch gut ausgeführten Tafeln beitragen. Die nach den beiden Hauptabschnitten angegebene Literatur gibt Anleitung zum weiteren Eindringen in die Wissenschaft der Mineralogie.

Essen. Cäcilius Papenheim.

Sieberz, Paul: Wunder im Weltall. Ein Buch aus Natur und Werk. 422 S. 8° München 1926, Kösel u. Pustet. gbd. M. 10,—.

Es sollen mehrere solche Bände wie der vorliegende herausgegeben werden, welche im Laufe einiger Jahre zu einer Bibliothek in allgemein verständlichen Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens sich gestalten sollen. Der Untertitel des Buches klingt etwas sonderbar; er bedeutet, daß die Gegenstände der Darstellungen sowohl aus der Natur als auch aus dem, was der Mensch geschaffen hat, entnommen werden.

Das Werk will den christlichen Standpunkt bewußt und deutlich vertreten, ohne aufdringlich zu werden. Die Tatsachen und die Wahrheiten sollen selbst wirken. Daher können auch Autoren mitarbeiten, die an sich den christlichen Standpunkt nicht vertreten wollen, wenn sie nur einfach und ohne Nebenabsichten die Natur schildern, wie sie ist. So hat z. B. Francé in seinem Beitrag: ‚Vom Leben der Blumen' so wunderbar Schönes und Auffallendes gesagt, daß der christlich gesinnte Leser ohne weiteres den Schluß auf die von Gott gewollte Zielstrebigkeit in der Natur machen wird, wenn auch im Buch an dieser Stelle nichts von ihr gesagt wird.

Das ganze Buch enthält 96 kleine, durchweg recht anschaulich und packend geschriebene Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten der Natur, von denen fast jeder einen eigenen Verfasser hat.

Das Werk wendet sich zunächst an die Jugend. Vielleicht haben manche Mitarbeiter mit Rücksicht darauf ihrer dichterischen Freiheit die Zügel etwas weiter schießen lassen, als man es sonst in naturwissenschaftlichen Darstellungen gewohnt ist. So klingt z. B. der Aufsatz „Der Vorstoß in den Weltenraum" sehr an Jules Verne an. Auch sonst werden gelegentlich sehr kühne und überraschende Behauptungen aufgestellt: Riesenzahlen in geologischen Schilderungen. Die Eiszeit, also doch wohl die quartäre, soll vielleicht 12 Millionen Jahre hinter uns liegen (118). Das übertrifft an Kühnheit alles bisher Behauptete. Seite 409 steht: die Kathodenstrahlen nennt man Elektronen, 410: die Atome sind nur Bewegungserscheinungen. Solche etwas verschwommene Ausdrucksweise sollte vermieden werden.

Im ganzen aber ist das Buch eine sehr begrüßenswerte Erscheinung auf dem Büchermarkte. Wir können es unserer Jugend und überhaupt allen Freunden der Natur, die nicht Lust und Zeit haben, sich in wissenschaftliche Werke zu vertiefen, aufs beste empfehlen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Länder- und Völkerkunde

Hosie, Dorothea: Menschen in China. Die politische und soziale Umwälzung in China, von dem täglichen Leben zweier chinesischer Patrizierfamilien aus gesehen. Mit einer Einführung von Professor Soothill, Professor des Chinesischen an der Universität Oxford, früher Rektor der kaiserlichen Universität der Provinz Schansi. (Berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Rud. Nutt.) XII u. 393 S. Mit 25 Abbildungen. 8°. Stuttgart 1926, Deutsche Verlagsanstalt.

Joreft, Ellen: Yuki San. Erzählung aus dem japanischen Mädchenleben. (Berechtigte Uebersetzung aus dem Holländischen.) Mit 25 Abbildungen. 183 S. 8°. Stuttgart 1926, Deutsche Verlagsanstalt.

Charakteristisch für unsere Zeit ist die Neigung zum Exotischen. Nicht nur die Literatur der fremden Kulturländer werden der Allgemeinheit mit der Zeit in Uebersetzung zugänglich, in steigendem Maße erscheinen Werke über jene Länder, Schilderungen von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen usw. Weitere Kreise unseres gebildeten Publikums können dadurch zu einem Weitblick kommen, der nur den allerwenigsten des vergangenen Geschlechts möglich war. So hat die Deutsche Verlagsanstalt zu gleicher Zeit zwei beachtenswerte Bücher herausgebracht, die über zwei Länder des fernen Ostens handeln: das erste über China, das zweite über Japan. Beide haben etwas miteinander gemeinsam, wenn sie auch hinsichtlich des eigentlichen Stoffes verschieden sind. Beide sind von Frauen verfaßt, die zu schreiben wissen, in beiden steht der freundschaftliche Verkehr einer europäischen Frau in einem vornehmen chinesischen bzw. japanischen Haus im Mittelpunkte der Darstellung. Beide bieten uns dadurch Schilderungen des intimen Lebens dieser beiden Völker, Schilderungen, die uns zur Beurteilung ihres Charakters von großem Werte sind und uns Seiten desselben enthüllen, die uns keine noch so gelehrte Abhandlung besser vermitteln könnte. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß der Leser diese Bücher mit wahrer Spannung bis zum Ende liest und das Leben dieser fer-

nen Völker im Geiste miterlebt. Dorothea Hosie ist die in China geborene Tochter des englischen Gelehrten Soothill, die sich nach Absolvierung ihrer Studien in England dem in ganz Asien noch sehr im argen liegenden Mädchenschulwesen widmete. Die chinesische Revolution im Jahre 1911 vereitelte schließlich ihre idealen Bestrebungen. Die Zeit der größten Gefahr verbrachte sie in der englischen Gesandtschaft, und später fand sie gastliche Aufnahme in zwei chinesischen Patrizierfamilien. Dies gab ihr Gelegenheit, das chinesische Familienleben, seine Licht- und Schattenseiten aus nächster Nähe zu beobachten. Sie ist eine Frau von Bildung und Weitblick, die die chinesische Psyche versteht und der chinesischen Tradition und Eigenart gerecht zu werden sucht.

Ellen Forest gibt Ausschnitte aus dem japanischen Familien- und Frauenleben nach den Aufzeichnungen ihrer Tochter Gabriele, die anscheinend nach dem Weltkriege mit ihren Eltern längere Zeit in Japan lebte und als erste Europäerin eine japanische Schule besuchte. Dadurch kam sie mit der jüngeren Generation Japans in engeren Verkehr, hatte Gelegenheit, die intimeren Seiten des japanischen Lebens zu beobachten, wurde dadurch aber auch Zeuge des Seelenkampfes, den die Berührung westlicher Kultur mit altjapanischer Tradition bei eben dieser jüngeren Generation hervorruft. Die Verfasserin ist vielleicht etwas innerlicher wie ihre englische Kollegin, ihr Buch wird eine Frau vielleicht etwas mehr begeistern als das der letzteren, doch ist ihr Gesichtskreis enger. Sie sieht das japanische Leben nur mit den Augen einer Europäerin, ohne tieferes Verständnis für japanische Tradition und Sitte, die sich im Leben der Frau, zumal bei ihrer Verheiratung, auswirkt, in irgend einer Form bei vielen asiatischen Völkern wiederkehrt und in der Reinerhaltung höherer Rassen vor Vermischung mit niedriger stehenden ihren tiefsten Sinn hat.

Beide Bücher, die mit reizenden Bildtafeln ausgestattet sind, eignen sich für unsere öffentlichen Bibliotheken und haben sicherlich eine weite Verbreitung.

Zum Schluß möchte ich noch auf die Einbandzeichen des Chinabuches hinweisen und dem Interessenten eine kurze Erklärung geben, die der Verlag irgendwie hätte liefern müssen. Die 8 Zeichen sind die 4 Yang und 4 Yin in der Anordnung des Wen Wang und bedeuten von oben nach unten: Nord-West, Ost, Nord, Nord-Ost, und Süd-West, Süd-Ost, Süd, West, oder: Vater, 1. Sohn, 2. Sohn, 3. Sohn; Mutter, 1. Tochter, 2. Tochter, 3. Tochter. Nach anderen chinesischen Autoren haben sie kosmische Bedeutung.

Godesberg. Willibald Kirfel.

Schalek, Alice: Japan, das Land des Nebeneinander. Eine Winterreise durch Japan, Korea und die Mandschurei. Mit 193 eigenen Aufnahmen. 403 S. 8° Breslau 1925, Hirt.

Die Verfasserin konnte kein Wort finden, daß die eigenartige Mischung alteinheimischer Kultur und importierter moderner Zivilisation in Japan besser charakterisiert als „das Land des Nebeneinander". „Nach links fliegt der Blick über künstlerisch unübertreffliche Linien, in denen sich die Vollendung antiker japanischer Geschmackskultur offenbart, nach rechts über die schmutzige, unordentliche moderne Hauptstraße mit ihren häßlichen, banalen ausländischen Ziegelbauten ...", und was für die äußere Seite des japanischen Landschaftsbildes gilt, paßt auch für das innere Leben des Landes. Japan hat eine merkwürdige Entwicklung hinter sich. Ursprünglich war es kein so stark nach außen hin abgeschlossenes Land, wie dies im 17. und 18. Jahrhundert der Fall war. Hatten doch im 6. nachchristlichen Jahrhundert buddhistische Mönche das Land für ihre Lehre erobert, und konnte auch später, am 15. August 1549, der hl. Franz Xaver an Japans Küste landen, um den Grundstein für eine blühende Christengemeinde zu legen, die allerdings schon 1596 durch eine schreckliche Christenverfolgung ausgerottet wurde. Leider war an der Vernichtung des Christentums eine europäische Seemacht der damaligen Zeit nicht unbeteiligt. Die letzte Christenburg Akschima wurde 1637 durch niederländische Geschütze zerstört. Jetzt erst führte Japan das System der Absperrung ein, und außer den Chinesen war ein beschränkter Handel nur noch den Holländern gestattet, deren Krämergeist dieses Privileg um den Preis des „Beistandes gegen die letzten Bollwerke der japanischen Christenheit durch Demütigungen aller Art und durch

Demonstrationen gegen die Symbole und Bräuche des Christentums" sicherlich teuer genug erkauft hatte. Erst im 19. Jahrhundert öffnete Japan seine Häfen fremden Völkern. Nachdem es schon vorher Handelsverträge mit verschiedenen europäischen Staaten abgeschlossen hatte, kam am 24. Januar 1861 auch ein solcher mit Preußen zustande. 1872 wurde das Christentum wieder voll zugelassen, 1889 eine Verfassung nach Art der deutschen Reichsverfassung gegeben, und in öffentlichen Einrichtungen, wie im Eisenbahn-, Militär- und Schulwesen, wurden Neuerungen eingeführt, wobei die europäischen Staaten, besonders Deutschland, als Vorbild dienten. Daneben erhielt sich natürlich das Althergebrachte, und so kam jenes merkwürdige „Nebeneinander" zustande.

Alice Schalek schildert nun in ihrem glänzend ausgestatteten Buche, das sie dem Andenken Hugo Stinnes' widmet, das ganze öffentliche und private Leben Japans, wie sie es 1923 persönlich kennengelernt hat. Sie erzählt von ihrer Ankunft und ihrer Aufnahme, über Zeitungswesen und Politik, über die Hauptstadt Tokio, ihr Leben und ihre Vergnügungsstätten, über japanische Freude und Trauer; sie spricht von der japanischen Frauenwelt, ihren Bestrebungen, Licht- und Schattenseiten, vom Sanitäts- und Unterrichtswesen, von Musik und Malerei, von Tempeln und Ausflugsorten, von Handel, Industrie und Kaufmannschaft; sie berichtet ihre Eindrücke von Ausflügen und Reisen und berührt noch viele andere Punkte, die nicht alle hier durch ein paar Worte angegeben werden können. Im Schlußkapitel schildert sie ihre Reise durch Korea und die Mandschurei und berichtet auch hier manches, was von allgemeinerem Interesse ist. Unter anderem erfahren wir aus dem Buche, wie es den Deutschen in Japan während der Kriegszeit ergangen ist, und direkt humorvoll wirkt die Schilderung ihres Besuches bei dem chinesischen General Thang Tse Lin, der aus den Zeitungsberichten über Chinas innere Wirren allgemein bekannt geworden ist und es vom gemeinen Straßenräuber zum mächtigen General gebracht hat. Die Bilder, die die Verfasserin selbst aufgenommen hat, erläutern den Text in der treffendsten Weise. Dem Buche, das allgemeinverständlich gehalten ist, ist eine weite Verbreitung und ein Platz in unseren Volksbibliotheken zu wünschen.

Godesberg. Willibald Kirfel.

Klötzel, C. Z.: Die Straße der Zehntausend. Mit der Schmude-Expedition nach Persien. 200 S. 8°. Hamburg 1925, Gebr. Enoch.

Der Verfasser begleitete die Schmude-Expedition (Konstantinopel — Trapezunt — Erzerum — Täbriz), mit der im Jahre 1923 eine Reihe Deutscher nach Persien auswanderte, um sich dort anzusiedeln. Ueber den Ausgang dieser Unternehmung wird leider nichts Näheres berichtet; aber man kann ihr klägliches Scheitern deutlich zwischen den Zeilen lesen. Das Buch möge jedem als Warnung dienen, ohne vorherige Beratung durch wirkliche Kenner der orientalischen Verhältnisse und ohne vorherige genaue Erkundigung bei den deutschen Konsulaten sich in den Orient zu begeben, um sich dort eine so ungewisse und zweifelhafte neue Existenz zu gründen. Gewiß ist Siedlungsland genug da; aber die Schwierigkeiten sind so groß, daß sie nur von kapitalkräftigen Leuten überwunden werden können. Und dann ist mit der Mentalität der modernen Orientalen zu rechnen, die alles in eigene Regie nehmen wollen. Von großem Interesse sind die Mitteilungen über wirtschaftliche und politische Zustände im heutigen Persien, wo sich jetzt ein latenter Kampf zwischen der in den Händen des Militärs liegenden Staatsgewalt unter dem neuen Schah Riza Khan und der Geistlichkeit abspielt.

Bonn. Wilhelm Heffening.

Theater

Geißler, Ewald: Der Schauspieler. 155 S. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. kart. M. 3,60, gbd. M. 5,—.

Der Bühnenvolksbund, der Gesundung und Reform des dekadenten Theaters der Gegenwart anstrebt, setzt sich in diesem Buche mit dem Schauspieler historisch, psychologisch, ethisch und künstlerisch auseinander. Nicht ein einzelner Autor greift zur Feder, sondern ein Generalstab führender Persönlichkeiten, die mit dem Theater und seiner Strategie sowie dem Schauspieler wohl vertraut sind, welche

die Frucht ihrer Erfahrung aus Anschauung und Reflexion in kurzen Essays niederlegen. Geißler, der Herausgeber, zählt nicht weniger als 26 Mitarbeiter, Männer, die in ihrer Anschauung über das Theater selbstverständlich auseinandergehen, die aber in einem übereinstimmen, in der Sympathie für den Bühnenkünstler und in dem Bestreben, ihn auf große und würdige Ziele hinzuweisen.

Man könnte das Buch die Phänomenologie des Schauspielers nennen. Alle Autoren suchen den seelischen Wesensgrund des Künstlers, wenigstens auf speziellen Gebieten, offenzulegen. Hat aber auch jeder der Mitarbeiter sein Spezialgebiet, von dem er ausgeht, und das er behandelt, so berühren, ja überschneiden sich doch die verschiedensten Teilgebiete, ja einzelne decken sich geradezu. Naturgemäß läßt sich dabei eine Inkongruenz der Ansichten über den seelischen Urgrund des Künstlers nicht vermeiden. Was der eine erfahren hat, deckt sich eben nicht immer mit dem, was dem anderen aufgestoßen ist. Ueber das Verhältnis beispielsweise des Schauspielers zum Dichter, zur Rolle, zur Umwelt usw. lassen sich unmöglich allgemein geltende Leitsätze aufstellen.

Vielleicht geht nun hier und da der eine oder andere Verfasser eines Essays allzu dogmatisch vor, indem er seine eigene Auffassung verabsolutiert und nicht bedenkt, daß jede Zeit den Schauspieler auf Grund von Zeitströmungen, geistiger Entwicklung und künstlerischer Tendenz heraus anders auffaßt. Insofern ist naturgemäß zu betonen, daß jeder Essay des Buches kritisch gelesen sein will. Jeder gibt eine eigene Ansicht und Auffassung, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß alles lediglich subjektive Meinung sei. Im Gegenteil, das Kernproblem hebt sich plastisch aus dem Mosaik der subjektiven Ansichten heraus.

Das Buch ist ungemein reich an fruchtbringenden Gedanken. Aus der Fülle des Mannigfaltigen und Mannigfachen wächst sein Problemgehalt klar heraus. Es regt nicht nur an, sondern gibt auch positive Richtlinien und eine reiche Ernte von Resultaten. Künstler und Kunstlaien werden gleichermaßen hochbefriedigt das Buch aus der Hand legen. Im Rahmen der Bühnenreform bildet es insofern einen Merkstein, als es in vielem klärend wirkt.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Bab, Julius: Shakespeare. Wesen und Werke. 326 S. 8° Stuttgart, Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. gbd. M. 6,—.

Ein alles in allem verläßlicher Führer durch die Werke Shakespeares ist dies Buch. Daß man da und dort von Julius Bab in der Ansicht abweicht, will von vorn herein nichts gegen seine Würdigung des größten unter den großen Dichtern sagen, denn man muß sich über eine solche originelle und in ihrer Art formvollendete Darstellung freuen, wenn sie auch manchmal eigenwillig ist. Jeder, der mit den Shakespeareschen Dichtungen sich beschäftigt, wird mit Nutzen und Gewinn zu dem Buche greifen.

Bochum. Florian Asanger.

Kunst

Neuß, Wilhelm: Die Kunst der alten Christen. Mit 4 Farbtafeln, 24 Abbildungen im Text und 184 Tafelabbildungen. 155 S. Text. 92 S. Bilder. 4° Augsburg 1926, Benno Filser. Lwd. M. 40,—.

Dieses Werk ist nicht eines der allzuvielen Kunstbilderbücher, die an der Oberfläche haften bleiben und nicht in die Tiefe der verschlungenen Probleme eindringen, sondern es ist eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, die ihren dauernden Wert behalten und stets eine Zierde jeder Bibliothek bilden wird. Es stellt mit stoffbeherrschender Souveränität die wesentlichen Faktoren der Entwicklung — ohne Ueberlastung mit entbehrlichen Einzelheiten — in den Grundlinien klar und folgerichtig immer wieder heraus und vermittelt so eine vortreffliche Orientierung in den zahlreichen Fragenkomplexen der behandelten Materie. Dazu dienen ihm die abgebildeten Denkmäler, in deren Schau es die innigste Verbindung zwischen Text und Bild herstellt. Hier weht uns allerwärts die heilige Poesie der christlichen Ursprünglichkeit und der christozentrischen Glaubensfreudigkeit lebensvoll entgegen. Der durch seine Veröffentlichungen rühmlichst bekannte Verfasser geht durch

die Kunst der alten Christen mit dem Auge des feinsinnigen Kunstkenners und des gewiegten Historikers und des kenntnisreichen Theologen. Er weiß seine Leser von Anfang bis zu Ende zu fesseln, indem er sie in direkte Beziehung zu dem Geschauten setzt. Die auf 13 Seiten gesammelten Anmerkungen geben einen guten Einblick in den wissenschaftlichen Apparat. Das umfangreiche Sach- und Namenverzeichnis ist eine willkommene Beigabe. Auf 92 Abbildungstafeln sind 184 Abbildungen beigegeben, von denen einige zum ersten Male veröffentlicht sind. Die Ausstattung steht vollauf auf der Höhe der modernen Technik.

Bonn. Alois Dünchem.

Saitschick, Robert: Menschen und Kunst der italienischen Renaissance. 2. Auflage. 632 S. München 1925, C. H. Beck.

Es wäre falsch, wollte man glauben, daß mit Burckhardts unvergleichlichem Buche über die Kultur der Renaissance das Thema erschöpft wäre. Neben ihm hat Saitschicks Werk über das gleiche Problem seine volle Berechtigung, weil es aus ganz anderer Einstellung hervorgegangen ist und Neues, Eigenartiges bringt.

Saitschick verhält sich zu Burckhardt wie der Psychologe zum Metaphysiker. Burckhardt sieht die Renaissance als Ganzes, als ein in sich abgeschlossenes Kulturphänomen, dessen Gesetzlichkeit er aufspüren will. Ja, er ist ein Dichter, der den Geist der Renaissance, wenn auch nicht willkürlich, dichtet, so doch auf Grund historischer Tatsachen leibhaftig machen will. Ganz anders Saitschick! Nicht den Zeitgeist der Renaissance, jene Abstraktion von Dichters Gnaden will er lebendig machen, sondern das Konkretum der Individualseele, der führenden Persönlichkeit, will er uns menschlich näherbringen. Saitschick konstruiert nicht, er analysiert auf Grund seiner feinen psychologischen Einfühlungsfähigkeit. Er hat sein Senkblei recht tief in die Persönlichkeiten der Renaissance hineingeworfen, ist in die unergründlichen Seelenschächte hinabgestiegen und holt aus ihnen das Individuelle, das Charakteristische des einzelnen Menschen heraus. Und damit nicht genug, er wertet und wägt ab. Nicht mit der groben Alltagswage des gewöhnlichen Lebens, sondern mit der Goldwage des Weisen, dem nichts Menschliches fremd ist.

Darum ist es ein wundervolles Lesen in diesem Buche, aus welchem klassisch abgeklärte Weltweisheit spricht, die aber auch mit klassisch feinem Sprachempfinden geformt wurde.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Schöne Literatur

Hebel, Johann Peter: Gedichte, Geschichten, Briefe. Herausgegeben von Philipp Witkop. Mit alemannischem Wörterbuch und Bemerkungen zur alemannischen Mundart von Adolf Sütterlin und Bildern von Ludwig Richter. 302 S. Freiburg i. Br. 1926, Herder. gbd. M. 5,—.

Weitere Kreise des deutschen Volkes, auch im Süden, kennen Hebel bloß als den unerreichten Anekdotenerzähler, und auch den vielfach bloß aus wenigen Proben in Lesebüchern oder Kalendern. Sein klassisches Anekdotenbüchlein ‚Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes' dürfte sich weit mehr in Volks- als in Eigenbüchereien finden. Und auch dort hat er oftmals ein sehr beschauliches Dasein. Hebel, der Versdichter, ist außerhalb des alemannischen Gaues fast nur vom Hörensagen, will sagen vom Blättern in Literaturgeschichten her bekannt. Im Alemannischen kommt er zumeist auch nur durch gelegentliche Rezitation einzelner Gedichte in Vereinen zur Geltung. Und doch — der Versdichter Hebel überragt den Anekdotenerzähler. Wer seine Versdichtungen kennt, stellt ihn ohne weiteres in die Reihe der ganz Großen unserer deutschen Neuzeitliteratur. Wir haben keinen, der den Glauben an Gott als den allmächtigen, allweisen und allgütigen Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, sowie als den Vergelter des Guten und Bösen durch eine ähnlich plastische und hochdichterische Personifikation der in der Schöpfung wirkenden Gesetzmäßigkeit und des durch sie verursachten Wachsens und Wechsels in der Natur so volkstümlich anschaulich verlebendigt wie Hebel. Dem unverdorbenen Teil des alemannischen Volkes hat

er sozusagen die Gedanken, Gefühle und den Humor aus der Seele und das Wort von den Lippen weggeholt, um sie als köstliche Gabe dem Leser in diesen Idyllen und Gedichten darzubieten. Möge die schöne Witkopsche Auswahl — die Gedichte sind ganz aufgenommen — Hebel in recht vielen Familien auch außerhalb des alemannischen Sprachgebiets Hausfreund werden lassen. Die Bemerkung Sütterlins über die alemannische Mundart und das kleine angehängte Wörterbuch erschließen jedem gebildeten Leser nach anfänglichen Schwierigkeiten wohl bald das Verständnis des gemütlichen Alemannen-„Dütsch".

Dettlingen. Hermann Herz.

Linzen, Karl: Die gefrorene Melodie. Roman. 464 S. München 1926, Kösel und Pustet. M. 8,—.

So unbestimmt der Titel dieses Romans erscheint, so sehr ist er doch erfüllt von dem Stimmungsgehalt, der in den Werken Linzens liegt und der ihre dichterische Feinheit ausmacht. Linzens Gestalten sind solche, die von sich sagen müssen: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust", wie dies besonders in seinem ‚Zug der Gestalten', der zu den besten Werken katholischer Dichter zählt, deutlich wird. Aus einem Helldunkel, Rembrandts Bildern vergleichbar, treten seine Gestalten hervor. So klingt auch um die alten Häuser von St. Lukas, um Nachbarsfamilien eine Melodie, oft raunend von Schuld und Schicksal, oft sehnsüchtig nach Freude, und doch nicht ganz frei und hell. Wie von selbst denkt man an Theodor Storm und Raabe. Es ist auch kein Zufall, daß der Roman zuerst von den Menschen der nordischen Nebelebene spricht, den Schattensuchern und Träumern, an denen alles Unerfülltheit und Sehnsucht ist. Um sich von den Bildern seiner Jugend, die ihm von schicksalmäßigem Verfall eines Geschlechtes, von der Zerstörung einer Freundschaft zweier Familien, von einem Kainsmal, das sich schuldig-unschuldigen Menschen aufgeprägt hat, zu befreien, schildert der Maler Klaus Noggerath seine Jugendzeit, wie Menschen seiner Jugend durch Trübungen hindurchgehen, wie Geschlechter durch Ueberfeinerung der geistigen Ansprüche schicksalmäßig verfallen, wie Menschen eines alten Kulturbodens an der Last der Vergangenheit zu tragen haben, wie es gerade bei Künstlernaturen so berechtigt ist, zu sagen: „Man rühmt immer die Seligkeit der Schaffenden; aber von ihrem Gram weiß keiner" (S. 450), wie Freunde sich Fremde werden, wie eine Gedankenschuld durch Unglück zum Kainsmal wird. Damit ist im wesentlichen etwas gesagt von dem Gehalt der Dichtung, ihre Gestalt selbst ist, alles in allem, ein Werk großer Fabulierungskunst, oft mit leisem Humor. Hier und da sind seine Gestalten etwas kraus und seltsam wie der Name des Hundes Habakuk, aber man freut sich doch sehr des fabulierenden Dichters. Die Gestalt des Kaplans Hilperföhr und sein Schicksal mag vielleicht befremden, aber sie ist ernsthaft dargestellt und gehört zu den Gestalten Linzens, die in Helldunkel getaucht sind, so auch der Vater Klaus Noggeraths und Magda Mortensen. Schön ist die Gestalt des Nachbarkindes Fiammetta gezeichnet mit ihrer schlichten reinen Seele, tragisch ist die Künstlerrivalität ehemaliger Jugendfreunde. Man freut sich, dem Dichter der ‚Marta Schlichtegroll' in diesem zweifellos langsam gewachsenen Werke zu begegnen, das reifen und für die künstlerischen Feinheiten empfänglichen Lesern in städtischen Bibliotheken herzlich empfohlen sei.

Bonn. Josef Zimmermann.

Grogger, Paula: Das Grimmingtor. Roman. 569 S. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt. gbd. Ganzlwd. M. 9,—. Halbleder M. 12,—.

Wie ein altes Volkslied von Menschen, die ein tiefes Wasser trennt, wie die Sagen vom Grimmingberg in Steiermark, die von einem verwunschenen Schatz in seinem Innern erzählen, so berührt einen diese Dichtung. Aus alten Familienblättern erfahren wir das Schicksal einer Familie, wie es einst einen wilden Jäger hinzog zu einer schönen Frau, und er den Tod am Grimming fand, wie später in dem ältesten Sohn dieser Frau, Matthäus, eine ähnliche Ungebärdigkeit erwacht, die ihn zu Trotz gegen die Eltern, zu Gewalttat gegen die Franzosen, die Herren der Steiermark zur napoleonischen Zeit, hinreißt, und ihn schließlich ganz unstät und heimatlos macht, wie es ihn aber zur stillen guten Regina, dem Schulmeisterskind, hinzieht,

wie auch den verkommenen Oberst das Reine an Regina zu sehnsüchtiger Ehrfurcht zwingt. Ueber allem ist eine tiefe Güte, die weiß, daß viele Menschen schwer des Leides und der Schuld wie an unglücklicher Liebe tragen, die lind ist wie eine Mutterhand oder wie ein frommes Auge, das sich auch der rauhen Erdkrume und dem verkümmerten Baum als Gotteswerken liebevoll zuneigt. Es spricht aus diesem großen Erstlingswerk ein ganz ursprüngliches Erzählertalent, das unbekümmert sprudelt, wie ein Bergquell. Besonders charakteristisch dafür scheint mir zu sein, daß das Kind Regina auf dem Kirchhof eine Geschichte von den Hagebutten und den heiligen Drei Königen erzählt, weiter, bis sie nicht weiterkann und der Bäckerhansei zu Ende erzählt (S. 73—78). Dieses Fabuliertalent erfreut herzlich, wenn man auch zeitweise das Gefühl hat, als ob es hie und da die Linie der Handlung etwas überwuchere. Doch, damit ist an sich nichts gegen dies Talent gesagt, das vor allem durch die ursprüngliche, frische Sprache gefällt. Das ist kein abgegriffenes Schriftdeutsch, sondern, wenn man so sagen darf, eine Sprechsprache, bildhaft, kräftig, mit durchklingender Mundart der Heimat. Ernsthafte besinnliche Leser werden sich der Dichtung freuen und einer weiteren Entwicklung der steirischen katholischen Dichterin hoffend entgegensehen.

Bonn. Josef Zimmermann.

Oberkofler, Jos. Georg: Sebastian und Leidlieb. Roman. 487 S. Innsbruck 1926, Tyrolia. M. 6,50.

Die Namen Sebastian und Leidlieb weisen wohl schon auf den Inhalt dieses Werkes hin, das von vieler Liebe und vielem Leid erzählt, aber es ist mehr: eine Parzivaldichtung. Nicht umsonst führt uns dieses Buch vom Menschenschicksal in das 14. Jahrhundert, nicht umsonst las Sebastian, ein Bauernsohn, der höfische Sitte und Waffenkunst am Hof zu Brixen lernen soll, um die Rechte freien Bauerntums zu schützen, in der Dichtung Wolframs und Hartmanns von Aue. Doch, ehe er sehnsüchtig wie Parzival sich hinfindet zu Gott, wird er „der arme Heinrich", krank an der Seele, ohne daß ihn eine reine Magd heilt. Erst verliert er in leidenschaftlicher Liebe zu Inga von Waldburg Schuldlosigkeit und Heimat, seine Mutter stirbt in der Heimat ohne den Beistand des Sohnes, die Seelenqual um die Schmach des Sohnes tötet den Vater, friedlos und ohne Glaubenshoffnung, die ihm zerbricht, wird Sebastian hart auf Kriegsfahrten. Hie und da taucht die Heimat vor ihm auf, der er, der Mächtiggewordene, Freiheit der Bauern erringt. Sebastian gewinnt Agnes von Taufers, sie soll ihm Heimat und Friede, Alles sein. Seine eigene Härte, die zur Zeit der Pest selbstsüchtig sein Herz versteint, zerbricht Agnes, die Reine, die ihm ein Kind schenken wollte. Ganz zerbrochen, fern aller Welt, lebt Sebastian auf der Kehlburg bei einem alten Kreuzfahrer. Nun will er, der Schrift- und Wortgewandte, zu seiner Kurzweil und seelischen Befreiung eine Chronik der Jerusalemfahrt schreiben, doch er ist zu ruhelos. Wie er statt dessen seine eigene Chronika schreibt, da wächst in ihm die Stille und Klarheit, klarer schaut er sein Leben und lernt allen Trotz gegen Gott verlieren und demütig sein Leben in Gottes Hand geben. Nun hat ihn Gott gefunden, den er in Trotz und Liebe und Leid nicht mehr sah. Leidlieb ist, gegenüber den beiden Frauen Inga und Agnes, die entsagende, demütige Liebe, ihr Gebet hat Sebastian heimgeleitet zu Gott. Sebastian ist nun auch der Heimat wiedergegeben, der er in großer Wassersnot dient, in der Kirche seiner Heimat wird er begraben von stürzenden Trümmern. Nun ist er bei Gott in der ewigen Heimat. — Der Roman ist eine Symboldichtung, wie sie wohl selten gelingt. Das ist ihr Vorzug, daß hier eine Lebensdeutung gegeben wird. Freilich scheint mir die seelische Umwandlung Sebastians, seine Heimkehr zu Gott, etwas unvermittelt zu kommen, sie scheint mir mehr angedeutet in der Linie ihres Werdens. Auch empfinde ich das Bauerntum, so prächtig manche Gestalten und der Bauerntrotz Sebastians gestaltet sind, mehr als Hintergrund der Dichtung. Vielleicht liegt hier die Gefahr der Symboldichtung, der Gedankendichtung. Jedoch die altertümliche Sprache, die, so fern von allem Papierdeutsch, blutvoll und klingend wie Musik ist, hat hier so wundervolle Bilder geschaffen, daß ich gern gestehe,

daß ich über eine solche Symboldichtung, die reifen, lebenserfahrenen Menschen etwas vom Lebenssinn enthüllt, herzliche, tiefe Freude empfand.

Bonn. Josef Zimmermann.

Willam, Franz Michel: Die sieben Könige. Roman. 311 S. München 1926, Kösel und Pustet. M. 4,50, gbd. M. 6,50.

Etwa im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erfaßt den Meister Konrad im Bregenzer Wald die unwiderstehliche Sehnsucht, statt im Kirchenbauen, in tollem Festefeiern mit sechs Säumern sein Lebensglück zu suchen. Gleichzeitig erstrebt ein wuchriger Fabrikant solches im Reichtum, wobei ihm kein Mittel zu schlecht ist, das Ziel zu erreichen. Anton, dessen Weib eine entfernte Verwandte der berühmten Malerin Angelika Kaufmann ist, erblickt das Glück im Ruhm. Die Eltern erziehen darum ihr einziges Kind Ilga, abgeschlossen vom Verkehr mit dem gewöhnlichen Volk, so wie es nach ihrer Ansicht für die zukünftige Braut des Neffen der berühmten Malerin sich paßt. Konrad und seine Genossen, die sieben Könige des Wälderlandes, wegen ihrer riesigen Körperkraft, ihrer tollen Streiche, ihres kühnen Mutes, ihres unerschöpflichen Reichtums und eines gewissen ritterlichen Sinnes wie Helden gefeiert, locken das Volk unwiderstehlich in den Strudel eines ungezügelten Lebensgenusses. Fest wird auf Fest gefeiert. Kein Wäldler zieht mehr hinaus nach Schwaben, um die Kirchen mit herrlichen Stuckarbeiten zu schmücken. Die Kunst stirbt ab, und das Hirtenvolk vernachlässigt die Herden. Trotz der Wachsamkeit ihrer Eltern gerät auch Ilga in den Bannkreis Konrads und kommt dabei durch ihre Unerfahrenheit zu Fall. Das Bekenntnis ihrer Sünde bringt sie im Bußgericht nicht über die Lippen. Scham und Verwirrung verleiten sie zum schwersten Frevel an der heiligen Hostie. Das Verbrechen wird sofort entdeckt. Ilga flieht über alle Berge. Im Schwabenlande findet sie eine Stelle als Dienstmagd. Die gutherzige Herrschaft behält sie auch dann, als das Kind der Sünde geboren wird. Doch das Heimweh treibt sie ins Elternhaus zurück. Sie findet den Vater als Witwer wieder. Nach der Aussöhnung führt sie ein Leben der Buße und Nächstenliebe. Ueber das Land kommt gerade am Tage ihrer Heimkehr schwerstes Unglück. Die Maul- und Klauenseuche überfällt Vieh und Menschen. Unermüdlich eilt Ilga hilfespendend von Haus zu Haus und tröstet mit lieben Worten. Noch von zwei anderen Seiten kommt scheinbar Linderung. Die beiden Kandidaten für die bevorstehende Wahl des Landammannes, Konrad und der geizige Fabrikant, werben mit Macht und Geld um die Stimmen. Am Tage der Wahl wütet bei der Dorfkirche eine wirkliche Schlacht zwischen beiden Parteien. Die Kirche brennt. Der Pfarrer ist abwesend. Da rettet Ilga das Allerheiligste aus dem Tabernakel. So sühnt sie ihren Hostienfrevel, findet aber dabei auch den Tod samt ihrem Kinde. Das Wort, das sie sterbend Konrad zuflüstert, bringt den Frieden der Gemeinde und führt die sieben Könige auf den Weg, der dem Volke die Rettung bringt, auf den Weg der Buße und der Nächstenliebe. Der geizige Fabrikant wird vom eigenen Hunde totgebissen.

Das die Hauptlinie der stark verästelten Fabel, sowie deren ethischer Kern. Und die Kunst? Das Buch ist eine Ueberraschung. In seinem ersten Roman ‚Knechte der Klugheit' und in einzelnen kleinen Erzählungen sah man in Willam den genau und fein beobachtenden Darsteller und Schilderer dörflichen Lebens; der mit fast nüchterner Sachlichkeit und Umständlichkeit erzählt und mit Humor und Satire würzt. Den sieben Königen fehlt der Humor. Dafür entwächst die Sprache der Alltäglichkeit und wächst ganz in die dichterische Verklärung hinein. Ein Zug vom Volksepos großen Stils wird bemerkbar. Herrliche Naturschilderungen und eingestreute Volkssagen umleuchten und durchleuchten die Dichtung mit noch stärkerem poetischen Glanz. Der Volksdichter ist am Werk. Schade, daß Willam zu dem Bau der Komposition gerade für Pfeiler, die am schwersten tragen müssen, so viel bröckeliges und unsolides Material aus dem Steinbruch einer ganz unmöglichen Romantik gebrochen hat.

Die Glaubenskraft an das Spiel des Zufalls oder an solche Wege göttlicher Fügung, wie er sie voraussetzt, darf auch dem gutwilligsten Leser nicht zugemutet werden. Nochmals: schade! denn die Dich-

tung ist eine eindringliche Predigt für unsere Zeit, die in Stadt und Land hineinpaßt und, von unreifer Jugend abgesehen, jedermann zu ernstem Nachdenken anregen kann.

Dettlingen. Hermann Herz.

Schäfer, Wilhelm: Neue Anekdoten. 376 S. 8° München 1926, Georg Müller.

Wilhelm Schäfer hat als zweiten Band zu seinen 33 Anekdoten einen Band ‚Neue Anekdoten' erscheinen lassen. Er enthält 22 Anekdoten, von denen aber „Die begrabene Hand" und sechs andere bereits als Sonderausgabe herausgekommen waren.

Fast in allen diesen neuen Anekdoten knüpft Schäfer wieder an etwas Gegebenes an, an Persönlichkeiten der Geschichte und des literarischen Lebens und an bedeutsame historische Ereignisse: er lehnt sich an gegebene historische Tatsachen an, um sie, im Dienst einer ihn beherrschenden Idee, eigenartig und neu zu gestalten.

Aesthetisch vollendet ist alles, was Schäfer schafft. Auch hier begegnet wieder seine kraftvolle und doch schmiegsame Sprache, die für jede Stimmung, jede Situation, jedes Ding das charakteristisch treffende Wort findet, die sich allen charakteristischen Zügen des Dargestellten anpaßt und doch immer original und eigenpersönlich bleibt, seine glänzende Kompositionstechnik, seine psychologisch fein beobachtende und scharf umreißende Charakterisierungskunst. Wer in einer Volksbibliothek seinen Lesern meisterhaft Erzähltes in vollendet gefaßter Form bieten will, muß ihnen Schäfers Anekdoten in die Hand geben.

Aber Schäfer erstrebt mehr als nur „ästhetische Vollendung". Er fühlt sich als „Organ des Volkes", diesem im Innersten verbunden und in dessen Dienst stehend, und damit die Verpflichtung, mitzuarbeiten an der Formwerdung des deutschen Wesens. Deshalb will er es hinführen zu den Quellen seines Volkstums, hinein in seine Geschichte. In diesen Kreis stellt er auch die Anekdoten. Sie sind ihm mehr als „unbekümmerte Fabuliererei" einer müßigen Stunde; „jedes dieser epischen Gebilde" soll „auf seine bescheidene Weise ein Sinnbild deutschen Volkstums, ein Bruchteil unserer Geschichte, deutsches Schicksal" sein. Vor dem Deutschen der Gegenwart sollen die großen Epochen seiner Geschichte und die großen Männer seines Landes wieder aufleben; er soll erkennen, wie in ihnen dasselbe Leben kreiste, dieselben Ideen ihn bewegten, dieselben Kämpfe ihn durchtobten. Deshalb läßt Schäfer einzelne Epochen der deutschen Geschichte und große Männer deutschen Geistes von einer zufälligen Seite her aufleuchten: das tragische Geschick des von den Franzosen besetzten Elsaß erleben wir mit dem elsässischen Studenten Ringier, der seine ganze Jugend der Heimat opfert; die rationalistische Zeit der deutschen Aufklärung wird deutlich an einem Manne wie Gellert, den sie, entgegen seiner Veranlagung, zu einem nüchtern denkenden Menschen gemacht hat, wie ihn seine Begegnung mit Swedenborg zeigt; Friedrich der Große und Zieten und Blücher, Klopstock und Goethe und Uhland und von den Jüngsten Peter Hille, Karl Maria von Weber und Schubert, sie alle werden uns in einer einfachen, fast alltäglich zu nennenden, aber charakteristischen Situation vorgeführt, die ihr ganzes Wesen blitzartig beleuchtet. Das Bild des deutschen Menschentums aber, das ihre Gesamtheit bedeutet, soll dem deutschen Menschen von heute Symbol und Vorbild sein; seine Lebensauffassung soll sich an ihm orientieren.

Wie weit Schäfers Anekdoten auf historischen Tatsachen und Begebenheiten beruhen, danach haben wir freilich nicht zu fragen, und es ist letzten Endes auch unwesentlich. Die Szenen sind aus dem Charakter der Hauptpersonen entwickelt, und wer in diesen Erzählungen spricht, sind eigentlich nicht jene längst gestorbenen deutschen Männer, sondern der Dichter selbst, der durch ihren Mund das deutsche Volk, uns, seine Zeitgenossen, wecken und hellhörig machen will für echtes deutsches Wesen und deutsche Art. Wenn so auch die Anekdoten ihrem Stoff nach in der Vergangenheit spielen, der Inhalt ist doch im besten Sinne aktuell und in die Zukunft weisend. Wer könnte z. B. bessere Worte finden, um zur Volksgemeinschaft und zur Ueberbrückung der Klassengegensätze aufzurufen, als der Dichter den alten Blücher in seiner originellen Art (Belle-Alliance) sprechen läßt: „Seitdem er in Helena sitzt,

der seine Stiebel auf unseren Stuhl stellte, als wäre es seiner, braust es mich überall in die Ohren, als hätte ich allens alleine gemacht, und von die andern spricht keiner. Es ist aber so wie bei das Löschen gewesen, wenn eine Feuersbrunst ist, und einer schreit: so muß es gehen mit das Spritzen! Aber bis erst das Wasser von dem Bach in der Spritze und von die Spritze über dem brennenden Dach kommt, muß jeder man da sein, die Eimer von einer Hand in die andere zu langen. Jedermann ist, wer vor den Eimer dasteht; und wem seine Hände zu schade sind vor diesen Zweck, der ist ein jeder, aber kein Mann. Der Mann tut seine Pflicht ganz von selber, wie ihm das Herz in die Brust klopft, und fragt den dämlichen Kopf nicht. Der Kopf ist vor die Gedanken; aber das Herz ist vor die Pflicht. Als mich mein Schimmel bei Ligny auf das zerquetschte Bein lag und die Kürassiers kamen geritten, da hat mir der Graf Nostiz bewahrt vor ihre Säbel und der Unteroffizier Schneider hat mir auf seinem Pferd aus dem Getümmel gebracht. Beide sind Jedermanns vor mir gewesen, und alle, die danach bei Belle-Alliance durch den Dreck kamen, hatten kein Brot mehr im Sack, nur in die Brust ihre Pflicht. Wenn die Pflicht alle Hände voll zu tun hat, kennt sie keinen Unterschied nicht, aber wenn wir dasitzen wie hier mang die Blumen oder tanzen heut abend, dann fängt der dämliche Kopf mit seine Eitelkeit an, guckt nach die Kleider und hört nach die Namen ... Der Jedermann hat uns die Belle-Alliance gemacht; ihr zu feiern, muß jeder ein Mann sein, auch wenn er ein Mädchen ist. Sonst hat die ganze Belle-Alliance dem Vaterland doch keinen Nutzen gebracht, und ich wäre besser bei die Zohlen und Färsen geblieben!"

Köln. Juliane Bützler.

Schäfer, Wilhelm: Die Badener Kur. Novelle. (28. Band der Sammlung „Der Falke".) 56 S. 8° Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

—: Hölderlins Einkehr. Novelle. 70 S. 8° München, Georg Müller.

Wilhelm Schäfers ‚Badener Kur' ist eine Novelle voll barocker Einfälle. Den Junker von Borken, der mit seinem Diener aus Lehmkaten im Jülicherland nach Baden zur Kur zieht, „wie wenn das Badische Land eine gefährliche Wildnis und die heitere Badestadt an der Oos ein Räubernest wäre", erwartet dort eine Fülle von tollen Abenteuern. Derb, schwerfällig, wie der Boden, dem er entwachsen, von der vornehmen Badegesellschaft angestaunt und belächelt, wird er bald ihr gelehriger Schüler: „Habe ich erst solchen Rock, werde ich auch solch ein Kerl; denn wir von Lehmkaten machen nichts Halbes." Und da er ganze Arbeit tut und die Tücke des Schicksals ihm manchen Streich spielt, wird er der Badener Kur schneller satt, als er dachte. So wird sie ihm trotz allem eine wirkliche „Kur".

Die ganze Novelle ist beherrscht von dem Willen zu einem ausgeprägten Stil. Kernig und erdhaft wie die Menschen, die in ihr die Hauptrolle spielen, ist die Sprache, die Art der Charakterisierung, die Führung der Handlung. Plastisch, wie bei einem Relief, stehen die Gestalten vor uns, scharf geschnitten, mit wenigen typischen Worten, die leitmotivisch bei jedem Auftreten begegnen, gekennzeichnet, zwar psychologisch fein beobachtet, aber, ihrem Charakter entsprechend, ohne feinere seelische Vertiefung. Die Handlung ist straff durchkomponiert, in gerader Linienführung, ohne breit ausgemalte Stimmungs- und Milieuschilderung, und doch nicht kalt und ohne Empfindung anmutend. Dem einfachen Mann wie dem literarischen Feinschmecker wird die Novelle eine genußreiche Stunde bereiten.

Künstlerisch ebenso hochwertig und doch in allem das Gegenspiel ist die Hölderlin-Novelle. Man steht bewundernd vor der sprachlichen Gestaltungskraft des Dichters, die es ihm ermöglicht, zwei so gegensätzliche Stoffe zu behandeln und jedem Stoffe die ihm gemäße und allein zukommende Form zu geben. In der ‚Badener Kur' die kernigen, erdhaften Gestalten, mit allen Sinnen in der Wirklichkeit lebend, hier Hölderlin, „ein Fremdling auf dieser Erde" (Nadler), mit Augen „so der Weite verhaftet, als säßen sie durch die Ferne hindurch in eine jenseitige Nähe"; — dort einfache, geradlinig denkende Menschen in grober holzschnittmäßiger Art der Charakterzeichnung, hier der geniale Dichter, dessen Gedanken Himmel und Erde umspannen, der unter den Göttern Griechenlands weilt, über dessen Worten

dem Schloßherrn die ganze sorgsam aufgespeicherte Wissenschaft ihr „Buchstabenkleid“ verliert und „als Lebendigkeit an zu schreiten fängt“. Und doch flackert über ihm schon drohend der Wahnsinn, daß es ihm manchmal schwer ist, sich zu besinnen, wie er einst hieß. Als Ergänzung zu ihm tritt, all seine Empfindungen mit zielsicherem weiblichen Einfühlungsvermögen nachempfindend, teils vorahnend, „das Mädchen Charlotte“, deren Augen „die Welt noch wie ein Bilderbuch ansehen, staunend und doch schon von Wünschen bedrängt“, deren drängende Sehnsucht in dem Fremdling ihr Ziel zu finden scheint, „weil ihre Wünsche endlich den Wunderweg fanden, den ihre Träume gesucht hatten“, und die es doch immer wieder in die Wirklichkeit zurückreißt, bis sie endlich, in seinem Bann, des letzten „Restes ihrer Täglichkeit“ entäußert, mit ihm Eingang findet in die Götterwelt, „allem Menschenwerk fremd, wie die Bäume und Blumen, wie Wasser und Wolken dem Menschenwerk fremd sind“. Und all den Aeußerungen dieses differenzierten Innenlebens geht Schäfer mitempfindend nach. Wer nach Ereignissen und Sensationen sucht, wird enttäuscht sein. Leben gibt nicht die Handlung, sondern die Sprache des Erzählers, die, aus Hölderlinschem Geiste gewachsen, sie blühend umrankt und füllt. Es ist ein Werk für Leser, die verstehen, den Stil einer vergangenen Epoche zu würdigen und sich nachempfindend in einen so eigenartigen Geist, wie Hölderlin es war, zu vertiefen.

Es will uns aber doch scheinen, als ob Schäfer, auf sein feines Stilgefühl allzusehr vertrauend, des Guten manchmal etwas zuviel getan hätte. Es klingt schon nach Manier, wenn er regelmäßig jeden neuen Abschnitt (in Dreizehnlinden-Kompositionstechnik) mit denselben Worten beginnt, mit denen er den vorhergehenden geschlossen hat, — und solcher Fälle zählen wir fünfzehn!

Köln. Juliane Bützler.

Gagern, Friedrich von: Ein Volk. Roman. 605 S. Leipzig, Staackmann. — Im Büchsenlicht. 250 S. Leipzig, R. Eckstein Nachf. Gbd. M. 3,—.

Das Volk, wovon Gagern in dem großangelegten Roman erzählt, ist das kroatische, der Schauplatz liegt etwa in der Gegend zwischen Agram und den Grenzen von Krain. Die Zeit verteilt sich auf die Jahre nach 1866 bis 1880. In Marco Ubranitsch, dem „Pfaffenbankert“, und in dem Grafen Caraffy ist das Volk der Kroaten symbolisiert. Aus Marco Ubranitsch, der in völliger geistiger und leiblicher Verwahrlosung, unter Schlägen und Hunger im Hause der Pflegeeltern zum Jüngling heranreift, als Knecht und Soldat, bis aufs Blut gepeinigt, jäh aufbrausend zwei Totschläge begeht, formt das Schicksal einen Räuber großen Formats. Jugendträume von dem im Berge schlafenden Kronprinzen Kraljewitsch Marco werden in ihm wach. Ist nicht er der Kronprinz Marco, der das kroatische Volk von seinen Schindern und Aussaugern befreit, von den Juden, Magyaren, Stuhlrichtern, Gospodinen aller Art und den Pfaffen? Vergeltungsbrände lodern bald da, bald dort am nächtlichen Himmel auf. Mit den paar Raubgesellen, die ihr Schicksal unzertrennlich mit dem seinigen verknüpft haben, holt er den genannten Herrschaften in genial ausgeheckten Ueberfällen die Schätze, woran das Blut der Armen klebt, aus den Truhen, behält einiges davon für sich und verteilt den größeren Rest unter die, an denen sich die Unterdrücker bereichert haben. Bald geht das ganze Volk mit ihm einig. Er wird der in jeder Hütte heimische Volksheld, der schließlich sich eine höhere Sendung vortäuscht. Niemand verrät ihn, das Volk glaubt ihn im Besitze eines unüberwindlich machenden Zaubers. Plötzlich wird von Ubranitschs Heldentaten an zwei verschiedenen Orten zugleich berichtet. Das Volk dichtet ihm Bilocation an. Er erfährt davon und erschrickt. Wer als Doppelwesen umgeht, muß nach dem Volksglauben binnen Jahresfrist sterben. Es befällt ihn die erste Unsicherheit. In der Rolle eines zweiten Ubranitsch aber gefällt sich ein kroatischer Graf Caraffy, berühmt durch seine tollen Streiche, seine liederliche Wirtschaft und angestaunt als größter Pistolenschütze. Von der Regierung wird schließlich auf den Kopf des Ubranitsch ein hoher Preis gesetzt. Geschickt weiß der Dichter dann die Motive zu häufen, die den Räuber an seiner Unüberwindlichkeit und höheren Sendung vollständig verzweifeln lassen, so daß er

schließlich nur noch raubt, um sein Leben zu fristen. Eine Fügung will es, daß den allgemein Geächteten ausgerechnet ein Jude, ein Stuhlrichter und ein Pfarrer, Böses mit Gutem vergeltend, den Häschern entwischen lassen. Er söhnt sich durch Beichte und Kommunion mit Gott aus und tritt freiwillig den Gang zum Richter an. Auf dem Wege predigt er dem Volke, das sich zu einer Plünderung anschickt, Ruhe, Besonnenheit und Achtung vor dem Gesetz. Dabei wird er von der Kugel eines Gendarmen tödlich getroffen. Der Doppelgänger aber, der tolle, kühne Caraffy, gelangt, im Duell lahm geschossen, an die Branntweinflasche und stirbt als Ungläubiger auf dem Strohsack im Armenhause. So das Schicksal zweier „Idealisten", die „irgendwie zusammengehörten" und in ihrem Wesen und in ihren Schicksalen das kroatische Volk verkörperten. Der Dichter legt die Lehre seines Romans dem „Träumer" Hellborn als Worte des bekehrten Ubranitsch auf die Lippen: „Gutes und Böses ist an uns allen. Weil wir schon einmal Menschen sind. Ob Juden oder Magyaren oder arme Kroaten, Herren oder armes unbelehrtes Volk. Sind arme Menschen und können einander nur ein wenig helfen mit dem, was an uns Gutes ist... Lieber Unrecht erleiden, als Unrecht tun; lieber sterben, als töten." Das ist das thema probandum des Romans. Wer wollte ihm nicht freudigen Herzens zustimmen? Kann man aber ebenso rückhaltlos sich des ganzen Werkes freuen?

Bereits nach der Lektüre des ersten Kapitels weiß man, daß in dem Roman ein Erzählertalent von großem Ausmaß an der Arbeit ist. Es strotzt die Dichtung von Kraft. Eine Phantasie von ungewöhnlicher Bildkraft. Glut und Beweglichkeit gibt ihnen eine Fülle von packenden Einzelszenen; ein scharf zuschauendes Künstlerauge sieht den Charakter von Leuten und Landschaft in ihrer vollen Eigenart. Man spürt deutlich den Schlag eines mit dem Volke sympathisierenden Dichterherzens. Aber das Talent Gagerns hat vollständig hemmungslos gearbeitet. Es kannte leider auch die Hemmungen nicht, ohne die ein großes, reines Kunstwerk unmöglich ist: die künstlerische Zucht und die Rücksicht auf die Moral. In den ersten Dreivierteln der Dichtung muß man mehr als knietief fortwährend durch die ekelhafteste Erotik waten. Gagern schenkt dem Leser in dieser Hinsicht gar nichts. Die Vertreter des kroatischen Klerus stehen, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, vorm Leser als Ungeheuer, die bis an den Hals herauf im Schmutz aller sieben Hauptlaster stecken, ebenso die herrschaftlichen Verwalter, die Stuhlrichter, Juden und Gospodine. Die Umgangssprache zwischen Herren und Knechten ist der sechsfach verstärkte Kasernenhofton. Ein solches Uebermaß widerlichster Erotik und Schmähworte verträgt der Leser nicht. Auf die Dauer wird es ihm dabei übel. Auch da, wo Gagern durch bestimmte Kunstmittel wie z. B. durch Wiederholung gewisser Ausdrücke, durch Anwendung des impressionistisch wirken sollenden Depeschenstiles, durch Häufung der Epitheta nach Art Homers rein künstlerisch wirken will, wird er des öfteren langweilig oder verdirbt die Wirkung durch ein Uebermaß. Ein schlimmer Fehler sind auch die Klischees: Karl May und sonstige Räuber- und Indianerliteratur wird bei der Lektüre der Heldentaten Caraffys und Ubranitschs im Gedächtnis aufgefrischt. Daß aber vollends das Agramer Erdbeben von Anno 1880 just in dem Augenblicke kommen muß, in dem Ubranitsch gefesselt durch Agram geführt wird, um dem Räuber zur Flucht zu verhelfen, ist eine unerhörte Malträtierung des deus ex machina. Wozu brauchte sie der Dichter? Um so dem Roman etwas wie einen geschichtlichen Firnis zu geben? Ich vermute, daß der Dichter das Erdbeben benötigte zu einem versöhnenden Schluß. Es wäre die Geschichte des Ubranitsch mit der Einlieferung als Gefangener zu Ende gewesen. Fürchtete der Erzähler nun, daß nach so viel ekelhafter Erotik, nach so viel Raub, Sengen und Brennen dem Leser ein übler Nachgeschmack bliebe? Es mußte für einen versöhnenden Schluß zu einer Bekehrung Ubranitschs gelangen. Diese war aber ohne nochmaliges Entkommen des Räubers unmöglich. So führt selbst den Freigeist Gagern der künstlerische Instinkt zur Reverenz vor der Religion. Allerdings ist der Schluß mehr angehängt als folgerichtig. Begründet ist des Räubers aufrichtige Beichte und Kommunion nicht. Die Gabe der bloßen äußeren Abschilderung reli-

giösen Volkslebens, ohne innerlich mit der Volksreligion sich eins zu fühlen, wird nie imstande sein, eine wahre Umkehr überzeugend zu begründen. So wird also der versöhnende Schluß ein Schritt ins Sentimentale, und das Werk bekommt einen bösen Sprung. Der Roman ‚Ein Volk' befriedigt daher weder ethisch noch ästhetisch.

In den Anfängen seiner Erzählungskunst lernt man Gagern in den Skizzen ‚Im Büchsenlicht' kennen. Im Geleitswort bekennt er, daß vor zweiundzwanzig Jahren (er schrieb diese Zeilen im Jahre 1924), Jagd, Wald und Wild ihn zum Schriftsteller gemacht haben und daß 1907 die W. Brandmüllersche Buchhandlung den vorliegenden Band dieser erst in der Jagdzeitung erschienenen „kleinen Jagdgeschichten und Stimmungsbilder" erstmals herausgegeben habe. Schon dieses Erstlingswerk verrät den Schmiß, die Ausdruckssicherheit und den scharf beobachtenden Blick in Natur und Menschenleben der späteren dickleibigen Romane. Tier- und Jagdgeschichten reizen von vornherein aus einem zweifachen Grunde zum Lesen. Fürs erste gibt es Stunden, in denen man sich gern aus der Beobachtung des Menschenlebens in jene des Tierlebens flüchtet, und fürs zweite liegt über Tierseele und Tierleben ein Geheimnis, dessen Schleier jeder gern ein wenig gelüftet sähe. Aber diese Jagdgeschichten wissen außer von Tierbrunst, Fehlschüssen, Treffern und Erotik, die jenseits des christlichen Sittengesetzes sich auslebt, nur wenig zu erzählen, so daß wohl nur passionierte Jäger für sie schwärmen werden.

Dettlingen. Hermann Herz.

Freytag, Gustav: Das Nest der Zaunkönige. Bilder und Einband von Heinr. Neiffer-Scheidt. 311 S. 8° Köln, Herm. Schaffstein. In Ganzl. M. 7,50.

Eine musterhafte Ausgabe in Druck und Buchausstattung; dennoch möchten wir für unsere Zwecke mit dem „frei" gewordenen Freytag etwas vorsichtig sein. Neuerdings stürzen sich die Herausgeber auf den fetten Brocken; auch katholische Verleger halten nicht zurück. Ist Gustav Freytag ein geeigneter Erzähler, ist insbesondere dieses Nest der Zaunkönige für katholische Bibliotheken geeignet? Nein; Freytags Ruhm ist Soll und Haben, vielleicht noch die verlorene Handschrift, dann die bekannten Bilder aus deutscher Vergangenheit. Er hat eine ausgesprochen protestantische Haltung oder Mentalität, weil dieses Wort verständlicher ist. Hier gibt es schon im Nest der Zaunkönige im Jahre 1003 genug protestierende Klosterinsassen und überhaupt eine Klosterwirtschaft, daß man eigentlich sich sagen müßte: Kommt denn noch nicht ein Luther, um solchen verlotterten Zuständen ein Ende zu bereiten? Dazu diese salbungsvolle Sprache, ein Gespreiz, das einem bald zuwider ist. Die Neigung, langatmige Dialoge im sogenannten gespitzten und geistreichen Stil zu halten, macht einfachen Lesern die Lektüre schwer; an Bosheiten dem Katholischen gegenüber fehlt's auch nicht, so gleich auf Seite 14: „oben webte die Spinne und unter ihr schrieb der Mönch." O ja, wir verstehen schon!

Köln. Laurenz Kiesgen.

Schott, Anton: Bannfluch und Pest. Eine Erzählung aus alter Zeit. 186 S. Gbd. in Ganzlwd. Innsbruck, Tyrolia. M. 4,—.

Schott kann erzählen und seine Art bannt Herz und Sinn des Lesers. Ein schauerlich schönes Bild, das er uns da in seiner neuesten Erzählung gibt. Mit seinem Scholaren, den sein Schicksal auf das Felsennest Säldenstein, eine alte Ritterburg, verschlagen hat, durchleben wir die Freuden und noch mehr die furchtbaren Leiden der Insassen und nicht zuletzt seine eigenen. Dadurch, daß Schott im Chronikstil des ausgehenden 16. Jahrhunderts erzählt, gewinnt seine Darstellung ein Kolorit, in dem Zeit, Personen und Geschehnisse der Vergangenheit lebendige Gestalt gewinnen. Sein Scholar weiß bei aller Trübsal seine Niederschrift mit köstlichem Humor zu würzen. Schade, daß Schott es sich nicht versagen konnte, am Schluß, wo man sich schon freut, daß alles Leid nun ein Ende hat, das Herzlieb seines Chronisten als letztes Opfer der Pest gerade vor der Hochzeit sterben zu lassen. So endet seine schöne Erzählung mit einer wehmütigen Stimmung. Trotzdem ist seine neueste Erzählung ein echter Schott, dem

man mit beſtem Gewiſſen als gutem Volksbuch weiteſte Verbreitung wünſchen kann.

Trier. Peter Eiſen.

Roegner, Martha: Mutter Hannigs Freunde. Wahre Tiergeſchichten. Mit 29 Federzeichnungen von Walter Klemm. 172 S. 8° Gotha, Fr. A. Perthes.

Kein Jugendbuch, wenn auch Vorwort und Umſchlagsempfehlung dafür zu werben verſucht. Denn hier iſt, wie faſt üblich in unſerer übergroßen und zum guten Teil überflüſſigen Tierliteratur, nicht allein der Tierfimmel auf eine beängſtigende Höhe getrieben, ſondern es iſt auch die Vermenſchlichung in einer Form durchgeführt, die Widerſpruch erregen muß. Daß die Tiere eine „Ehe“ führen, daß „Vater und Mutter“ mit den „Kindern“ noch manierlicher umgehen wie bei den Menſchenweſen, daß insbeſondere die Liebes- und Säuglingszeiten mit betonter Vorliebe gezeichnet werden, das alles paßt nicht für die Jugend. Für Erwachſene ergibt ſich mancherlei hübſch geſchaute Szene. Auch ſcheint die Tier-Sympathie ſo echt und ſtark, daß man vieles deshalb verzeihen mag. Und doch: Es iſt ein recht eintöniges, trotz aller verſuchten Abwechſlung langweiliges Getue, das ſich um die verſchiedenen Tierſorten gruppiert, und wenn die Namen für die Tiere auch noch ſo ſchön erfunden werden. Mir iſt ein Löns-Bild, eine Schilderung von Ewald oder Thompſon immer noch lieber, weil elementarer. Die Bilder von Klemm ſind entzückende Meiſterwerkchen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Claudius, Hermann: Börſmack. Oles un Nies. (Band 33 der Quickborn-Bücher.) 53 S. Hamburg 1926, Quickborn-Verlag. M. —,80.

Hermann Claudius iſt ein echter Lyriker, wie es ſein Namensvetter und Urahn, der alte „Wandsbeker Bote“ war. Das zeigt auch dieſe von ihm ſelbſt zuſammengeſtellte kleine Auswahl. Sie tut vor allem auch dem Hartgläubigſten dar, daß die plattdeutſche Sprache zum Ausdruck der feinſten und innerſten Schwingungen, der individuellſten Empfindungen und Stimmungen noch die Kraft und Geſchmeidigkeit beſitzt. Hold melodiſch klingt ſie in den traut-ſchelmiſchen Kinderliedchen, von ergreifendſter Eindringlichkeit iſt ſie in den Weltanſchauungsdichtungen, vor allem in den ſozialen Gedichten, in denen das mitleidheiße Herz des Dichters ſtark und oft anklagend klopft. Doch über alle Trauer und Bitterkeit hinweg hebt uns das niederdeutſch lebensſtarke Herz dieſes Hamburger Urenkels des „Wandsbeker Boten“. Für den ſtädtiſchen Liebhaber des plattdeutſchen Schrifttums eine ſchöne Gabe.

Münſter a. St. Ferd. Wippermann.

Schaeffler, Julius: Das Mundartenbuch. Mit einer Sprachenkarte. 224 S. Berlin 1926, Ferd. Dümmler. Kart. M. 4,—, gbd. M. 5,50.

Während wir an plattdeutſchen Blumenleſen keinen Mangel haben, fehlte es faſt ganz an Sammlungen für das Geſamtgebiet der deutſchen Mundarten. Von Dähnhards Werk iſt der 2. und 3. Band (Mittel- und Oberdeutſchland) ſchon längere Zeit vergriffen. Es blieb nur das vorzügliche Buch von Wimmers, ‚Mundartliche Dichtungen für Schule u. Haus‘ (Breslau, H. Handels Verlag).

Dazu kommt jetzt Schaefflers ‚Mundartenbuch‘. Im Gegenſatz zu Wimmers' Ausleſe geht hier eine eingehende, ſachverſtändige und friſch zugleich geſchriebene Einführung voraus, und ſind die Proben nicht nach Dichtungsgebieten, ſondern nach Mundarten geordnet. Dabei werden Oberpfälziſch und Oſtfränkiſch auseinandergeriſſen. Die Auswahl iſt reich und buntfarbig, Volksdichtung und Kunſtdichtung, Humor und Ernſt. Die namhafteſten der deutſchen Mundartdichter kommen dabei zu Worte; leider fehlen ſo erſte Namen wie Stelzhamer, John Brinckman und Fr. W. Grimmel Und aus Wibbelts wunderreicher Lyrik ſteht nur ein Kinderliedchen dal Dafür iſt manches Belangloſe aufgenommen, auch einige überflüſſige Derbheiten fehlen nicht (ſo in dem auch dichteriſch wertloſen Stück: „Der rote Bua“). Für die Volksbüchereien würde ich Wimmers' ſchöner und gleich reichhaltiger Auswahl den Vorzug geben.

Münſter a. St. Ferd. Wippermann.

Jugendbücher

Godyn, C. J.: Pitt Burn. Ein auſtraliſches Buſch-Erlebnis. Mit 39 Abbildungen und einem farbigen Titelbild von John Kiſſner. 253 S. gr. 8°

Stuttgart-Gotha, Perthes. Ganzlwd. M. 6,50.

Ein Knabe, elf- oder zwölfjährig, dessen etwas rauhbeiniger Vater eine Farm im australischen Busch bewirtschaftet, macht eines Morgens träumerisch einen kleinen Ausflug in die wilde, unbekannte Umgebung der Farm, verirrt sich, will hungrig einen Baum besteigen, um Honig der wilden Bienen zu erhalten, wird von Schwäche übermannt und stürzt ab. Ein Wilder findet und verbindet ihn, nimmt ihn mit in den Lagerort des Stammes, und nun bleibt Pitt Angehöriger der wilden Buschleute durch fünf Jahre. Reizvoll, eingehend und farbig ist geschildert, wie er mit dem Leben der einfachen Menschen verwächst, wie er mit den Häuptlingskindern Gong und Eu Freundschaft schließt, mit ihnen heranwächst. Er verliert ganz seine „zivilisierte" Gesinnung, er soll sogar Nachfolger des Medizinmannes und Märchenerzählers werden. Aber seine Angehörigen, die ihn als tot betrauern, finden nach Jahren eine Spur; durch ebensolche Buschleute dringt Kunde von Wind, wie Pitt genannt wird, zu ihnen; eines Tages stöbern sie ihn mit seinen Freunden auf. Friedliche Auseinandersetzung, Rückkehr zu Vater und Mutter, nicht ohne Schmerz und mühsame Besinnung auf weiße Zugehörigkeit. Das Buch, glänzend und spannend geschrieben, bedarf einer näheren Betrachtung. Es ist zweifellos auf den Seume-Ton abgestimmt: Wir Wilde sind doch bessere Menschen! Infolgedessen ist uns nirgends eine üble Seite des Buschlebens gezeigt. Alles ist paradiesische Heiterkeit, Schönheit, Unschuld. Pitts Vater in seinem rauhen, rohen Schmerz schießt den ersten besten Buschmann, die er für das Verschwinden und den Tod des Jungen verantwortlich glaubt, über den Haufen; derselbe Wilde, genesen, rettet die Frau des Farmers vom Fiebertod. Die religiösen Vorstellungen der Urbevölkerung werden einfach als gegeben und gut breit dargestellt, das Vorhandensein medizinischer und abergläubischer Kräfte in breiter Wirkung gezeichnet. Das Geschwisterverhältnis Pitts zu Eu wächst sich zu einem Liebesverhältnis aus, dessen Andeutungen hier oder da, wenn man nicht ganz harmlos denken mag, etwas peinlich berühren. Oder soll man sich vorstellen, daß unter diesen Buschleuten das sittliche Leben über das der reflektierten Rassen so weit erhaben steht, daß Aneinanderdrücken, Nackibaden (S. 230) und Küsse (u. a. S. 176, 227, 235) weiter nichts bedeuten? Ich muß sagen, daß ich persönlich mir eine solche Ungezwungenheit und Naivität, das Wort im ursprünglichsten Sinne genommen, wohl vorstellen kann; aber tausend andere werden es nicht können, und allweg hat man das Empfinden, daß hier der Schönfärberei etwas zu viel Leuchtfarbe in den Pinsel gekommen ist. So auch bei dem Mangel jeglicher Kritik an der Lebenshaltung und dem Treiben der Eingeborenen, deren Primitivität auf Pitt, den von einer zärtlichen Mutter betreuten Einzigen auf wohleingerichteter Farm, keineswegs so angenehm gewirkt haben kann, wie es hier dargestellt wird. — Trotzdem, hier haben wir unleugbar aus Erlebnissen geschöpfte Wilden-Schilderung, die unsere Jugend mächtig anzieht. Es ergeht deshalb an alle, die dieses an sich wertvolle Buch Kindern in die Hand geben wollen, die dringliche Mahnung, zunächst selbst zu prüfen, ob sie es unter ihren besonderen Verhältnissen können, d. h. ob nicht das Beispiel (Wildleben, Sexualempfinden, Kultur- oder meinetwegen Zivilisationsfeindschaft) zu verlockend wirken würde. Diese Mahnung setzt dann voraus, daß das Buch von dem Verantwortlichen vor der Einstellung oder Schenkung erst ganz gelesen werden muß!

Köln. Laurenz Kiesgen.

Brandenburg, Hans: Pankraz der Hirtenbub. Ein Idyll für jung und alt. Mit Zeichnungen von Dora Brandenburg-Polster. 162 S. 8°. Leipzig, H. Haessel. Wohlfeile Ausgabe M. 3,30, gbd. M. 5,80.

Einem solchen Buche könnte nichts Schlimmeres widerfahren, als wenn jemand es auf einen Hieb auslesen wollte. Das widerspricht seiner ganzen Struktur, die auf ein liebevolles Verweilen, ein langsames Auskosten angelegt ist. Für jugendliche Leser findet sich in dieser Grundanlage schon eine starke Begrenzung und Einschränkung; denn alle auf schnell vorwärtsdrängende Handlung eingestellten Jugendleser — und das wird wohl die Mehrzahl sein — werden bald diese feinen und köstlichen Schilderungen

beiseite tun. Zwar ist das Idyll, wie es mit vollem Recht vom Dichter selbst genannt wird, durchaus nicht handlungsarm. Wie sich dieser kleine, tapfere Pankraz durchs Leben schlägt mit einem halb verkommenen Vater, mit der Gunst und Mißgunst der Leute, mit seinem störrischen Vieh, das ergibt eine Reihe packender und lebendiger Geschichten, die aber in der Hauptsache, der Schilderung der Gebirgsnatur der bayrischen Voralpen, gewissermaßen eingebettet liegen und nicht allein daraus gelöst werden können. Sie gehören dahinein unlöslich. (Einzig die Sonnwendüberraschung mit der im Mondschein tanzenden „Göttin" hätte vermißt werden können; doch ist sie noch ganz dezent und stört das robuste Empfinden des Pankraz nicht weiter.) Wir kosten in der Dichtung einen Naturhymnus, der mit liebevollem Durchdringen eine Landschaft lebendig macht, der mit der Zeichnung ihrer Pflanzen- und Tierwelt uns einen erlesenen Genuß bereitet. Jugendleser dahinein einzuführen, sie in dieser dichterischen Welt heimisch zu machen, das ist eine Leseaufgabe von Gewicht. Auch katholische Leser freuen sich an dem Buch, weil es die religiöse Umwelt der Dörfler würdig und farbig schildert. Ein besonderes Lob verdienen die Bildbeigaben, quillende Griffelkunst, die zu dem breiten Fluß der Darstellung gut paßt.

Köln Laurenz Kiesgen.

Pagés, Helene: Rodrigo, der Schiffsjunge des großen Kolumbus. 240 S. 8°. Einsiedeln, Benziger. M. 7,—.

Das Ereignis der Entdeckung eines neuen Weltteiles, an dem sich die auf ihrer politischen Höhe befindlichen Seefahrernationen beteiligten, und das mit dem kühnen, zäh sein Ziel erkämpfenden Kolumbus für immer verknüpft bleibt, lockt die wunderhungrige Jugend stets aufs neue. Der Gedanke, durch einen kindlichen nahen Zuschauer all jene aufregenden und erstaunlichen Begebnisse selber schauen zu lassen, ist daher sehr glücklich und in der Geschichte von Rodrigo auch bestens gelungen. Denn wenn dieser kleine Bürger von Palos auch nicht, wie man das sonst wohl in ähnlichen Geschichten finden kann, schließlich die Hauptpersonen überglänzt durch Ruhmestaten und entscheidende Eingriffe, so ist er doch allem so nahe, daß wir seiner Existenz Glauben schenken können, und gibt der Erzählerin Gelegenheit, die Tatsachen in einer jugendtümlichen Weise darzustellen und verständlich zu enthüllen. Rodrigo muß selbst noch erst der Junge werden, der einer so gefahrvollen Aufgabe begegnen kann, er muß in der Bildung seiner Zeit gefördert werden, noch mehr aber die Tugenden der Geduld, der Selbstüberwindung und der Treue üben, ehe er dem Kolumbus dienen kann. Kolumbus selbst bleibt immer der erste, der Held in den sehr lebendigen Bildern, die von jenem ersten Zug in das neue Land entworfen werden, die in allem eine solide Kenntnis der bezüglichen Literatur verraten und vor allem auch das ungeheure menschliche Unrecht einräumen, das in der skrupellosen Gier vieler der ankommenden Abenteurer gegenüber den bedauernswerten Indios lag. Kolumbus selbst ist die tragische Erscheinung, vom Undank und der Dummheit der Welt verfolgt. Knaben zumal, aber auch Mädchen, werden das schöne Buch liebgewinnen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Busch, Gertrud: Wundersame Dinge. Märchen. 220 S. 8° Köln 1926, Hermann Schaffstein.

„Wundersame Dinge" läßt Gertrud Busch in ihren Märchen vor uns aufleben. Glückliche Findung und Formung des Märchenhaften zeichnen sie aus. Echte alte Volksmärchenmotive verknüpfen sich in ihnen zu neuen eigenartigen Geschehnissen und gestalten sie zu neuen Märchen, die mit dem echten Volksmärchen die Aufhebung der Grenzen von Raum und Zeit, von Traum und Wirklichkeit, das naive Miteinanderleben alles Lebendigen innerhalb der einen allumfassenden Natur teilen. Eine höherstehende ethische Grundhaltung aber hebt viele von ihnen über die naive Moral des Volksmärchens hinaus. Motivisch und stilistisch macht sich auch oft der Einfluß Andersens bemerkbar. In der Ausmalung der märchenhaften Natur ist das romantische Kunstmärchen erstrebtes Vorbild geworden; Brentanosche und Tiecksche Stilmotive klingen an und führen in eine Märchennatur und Märchenstimmung hinein, wie man sie sonst nur noch in den Werken der Romantiker selbst findet. Im übrigen ist die stilistische Behandlung der Märchen am Volksmärchen orientiert in der Darstellung, wie sie uns die einzigartige Behandlung der Brüder Grimm bietet. Aber

diese verschiedenen Stilmotive sind zu einem eigenartigen Ganzen verwoben, in dem kein Element störend hervortritt. Man möchte die wunderhübschen Märchen jeder Volksbibliothek wünschen, und sie dann nicht nur in den Händen der Kinder, vor allem auch bei unsern Jungmädchen finden, denen sie besonders viel Schönes und Liebes zu sagen hätten.

Köln. Juliane Bützler.

Roer, Victoria: Blauhöschen und Rotröckchen. Eine lustige Luftballongeschichte. Mit Bildern von Johannes Thiel. VIII u. 64 S. gr. 8° Freiburg i. Br. 1926, Herder. Gbd. in Lwd. M. 3,—.

Der alte Großvater der umherziehenden Truppe hat besonderen Spaß an zwei Luftballons, die rot und blau gefärbt sind. Er verkauft sie an zwei artige Kinder, die zwar viele Freude mit ihnen ausstehen, die es aber an der nötigen Wachsamkeit fehlen lassen. Blauhöschen und Rotröckchen entschweben also zu den Sternen, zum Mond, und ihre Erlebnisse sind nicht weniger interessant als da unten auf der Erde. Aber der Mond hält sie nicht; sie sinken nieder und — dem guten Großvater wieder in die Hände, der sie nun noch viel lieber hat. In diesem kurz angedeuteten Rahmen plaudert die Verfasserin die Geschichte recht einfach, kindlich und treuherzig, so daß sicher schon kleine Leser an diesem hübschen Büchlein ihre besondere Freude finden.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Anderson, der arme Weiße 7
Bab, Shakespeare 35
Brandenburg, Pankraz der Hirtenbub 46
Busch, Wundersame Dinge 47
Claudius, Börsmack 45
Eckstein, Die Schmetterlinge 30
Foreſt, Yuki San 32
Freytag, Das Nest der Zaunkönige . . 44
Gagern, Ein Volk 42
Geißler, Der Schauspieler 34
Godyn, Pitt Burn 45
Goyau, Friedrich Ozanam 23
Grogger, Das Grimmingtor 37
Hankamer, Böhme-Lesebuch 21
Hanstein, Die Insekten 31
Hebel, Gedichte, Geschichten, Briefe . . 36
Hoeber, Görres-Festschrift 28
Hosie, Menschen in China 32
Kautz, Neubau des kath. Religionsunterrichts . . . . . 10 ff.
Klassen, Krippenbüchlein 21
Klimsch, Die Heiligen 20
Klötzel, Die Straße der Zehntausend . 34
Krane, Die Leidensbraut 20
Lewis, Babbitt 9
— Dr. med. Arrowsmith 9
Lienert, Der moderne Redner 26
Linzen, Die gefrorene Melodie 37
Marks, Studentenjahre 7
Morton, Die Blütenpflanzen 31
Neresheimer, Die Fische 30
Neuß, Die Kunst der alten Christen . 35
Oberkofler, Sebastian und Leidlieb . 38
Ornitz, Herr Fettwanst 8
Pagés, Rodrigo 47
Przywara, Gott 18
Rademacher, Religion und Leben . . 19
Roegner, Mutter Hannigs Freunde . 45
Roer, Blauhöschen und Rotröckchen . 48
Rumpf, Kind und Buch 24
Saitschick, Menschen und Kunst d. italien. Renaissance 36
Schäfer, Neue Anekdoten 40
— Die Badener Kur 41
— Hölderlins Einkehr 41
Schaeffler, Das Mundartenbuch . . . 45
Schalek, Japan 33
Schmid, Die Säugetiere 29
— Die Vögel 30
Schnürer, Kirche u. Kultur i. MA. 2. Bd. 27
Schott, Bannfluch und Pest 44
Schulz, Das Mineralreich 31
Sieberts, Wunder im Weltall 31
Tichelen, Paulus 22
Timmermans, Das Spiel von den hl. drei Königen . . . . . 1 ff.
Willam, Tempelreinigung 20
— Die sieben Könige 39

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Vom Bücherleſen

Dieſer Aufſatz will nicht ſo ſehr eine Erweiterung als vielmehr eine Ergänzung deſſen ſein, was ich am 24. Auguſt 1926 auf dem Katholikentag in Breslau ausführen durfte, als ich über „Das gute Buch“ ſprach[1].

Auch von anderer Seite iſt die „Kriſis des Buches“, von der Johannes Mumbauer im Auguſtheft des „Literariſchen Handweiſers“ unter der Ueberſchrift „Von der Freude am Buch“ ſchrieb, erkannt und beleuchtet worden. So hielt der Rektor der Breslauer Univerſität, Prof. Dr. Kornemann, im Herbſt 1926 anläßlich der Studentenimmatrikulation eine Anſprache, in der er die beachtenswerte Mahnung ausrief:

„Gehen Sie wieder dazu über, wenn auch im beſcheidenſten Umfang, ab und zu ein Buch ſich zu kaufen, ſei es ein Buch Ihrer Fachwiſſenſchaft, ſei es ein anderes wertvolles Werk. Unter den Folgen der unſeligen Inflation der vergangenen Jahre iſt vielleicht vom Standpunkte der Univerſität die unheilvollſte, daß der Student kein Buch mehr ſein eigen nennt. Es iſt ſehr ſchlimm, wenn der Student infolge der hinter uns liegenden böſen Zeit mit dieſer buchfeindlichen Einſtellung ins Leben hinausgeht. Und doch gehört zum kultivierten Menſchen der Beſitz eigener Bücher, nicht nur von Büchern, mit denen man gleichſam wie mit Ackergäulen täglich arbeitet, ſondern auch ſolcher Bücher, die man die Sonntagspforte nennen könnte, in deren Zuſammenſtellung und Ausnutzung ſich eines jeden einzelnen Eigenart ausprägt. Eine Studentenbude darf nicht nur Bierhumpen, Pfeifen, Zigarettenſchachteln, Burſchenbänder und Mützen beherbergen, ſondern auch ein kleines Bücherbrett muß an der Wand ſein oder auf dem Tiſch ſtehen. Vergeſſen Sie das bitte nicht, das iſt entſcheidend für Ihr ganzes Leben.“[2]

Es iſt mir vielfach verdacht worden, daß ich auch den Rundfunk zu den Feinden des guten Buches gezählt und mit dem Kino unter einen Hut geſtellt habe. Wenn es ſich aber darum handelt, Gründe dafür aufzuweiſen, daß wir zu einer bedenklichen Abnahme des Bücherleſens überhaupt und damit natürlich auch des Leſens guter Bücher gekommen ſind, ſo wird man den Rundfunk, ſo ſehr man ihn auch als techniſche Erfindung anerkennt, nicht ungenannt laſſen dürfen. Freilich war ich mir von vornherein bewußt, daß vom Standpunkte des Volkserziehers, der namentlich ſittliche Störungen vom Volkskörper fernhalten will, das Kino eine viel größere Zeitgefahr bedeutet als das Radio, aber eben vom Standpunkte des Bücherleſens überhaupt iſt der Rundfunk in noch höherem Maße als das Kino diejenige Erfindung, die hauptſächlich zur Verdrängung der Geiſteskoſt des Buches beigetragen hat. An die Stelle des ſelbſtgewählten oder doch wenigſtens ſelber wählbaren Buches iſt der große Unbekannte getreten, der in Berlin, Breslau, Zürich, Paris oder ſonſt in einer größeren Stadt Europas als Rundfunkleiter die buntſcheckige Auswahl des Unterhaltungs- und Bildungsſtoffes einer noch buntſcheckigeren Hörer-„Gemeinde“ übernommen hat. Ich verkenne dabei nicht, daß namentlich für ſolche, die die geiſtige Zucht zum Leſen eines Romans oder gar einer Dichtung oder eines wiſſenſchaftlichen Werkes nicht mehr aufbringen können, noch mehr für ſolche, die wie einer meiner eigenen liebſten Lehrer des Augenlichtes beraubt ſind, der Rundfunk zu einem Werkzeuge der Kultur, ja zu einer Gabe des Himmels werden kann. Für die allgemeine kulturelle Bewertung jener zudem dem Nerven-

[1] Vergl. den Abdruck der Rede in ‚Bücherwelt‘, Heft 10, 1926, S. 451 ff.

[2] „Schleſiſche Volkszeitung“ vom 24. Oktober 1926. Mancherlei Literatur über die Buchkriſis findet ſich auch in der Auseinanderſetzung zwiſchen Dr. Hetta Wolff und H. H. Bormann in der „Germania“ vom 9. Oktober 1926, Beilage „Das neue Ufer“ Nr. 41.

system durchaus nicht heilsamen Einrichtung aber gilt, was Karl Scheffler in seinem Aufsatze „Die Zukunft der Großstädte und die Großstädte der Zukunft" von ihr sagt: „Nicht so offenbar ist die soziale und wirtschaftliche Mission des Radio. Heute dient es allein der Unterhaltung, und man darf sagen, daß diese technisch bewunderungswürdige Erfindung vorläufig ein Erkleckliches zur weiteren Verdummung der Massen, zur Verflachung der Bildung beiträgt." [1]

Da ich im übrigen die Gründe für die Krisis des Buches in jener genannten Rede bereits kurz dargelegt habe, so kann ich hier schon zur Bedeutung des Bücherlesens übergehen. Wenn wir erst einmal die Reaktionserscheinungen von Krieg und Inflation überwunden haben, so wird uns der Bildungswert des Bücherlesens wieder mehr zum Bewußtsein kommen. Vorläufig allerdings sind weite Schichten des deutschen Volkes, auch solche, die sonst für geistige Güter nicht unempfänglich und sogar durch ein ideales geistiges Streben ausgezeichnet waren, entweder dem Sport oder sonstigen Formen einer die seelischen Werte vernachlässigenden Körperkultur fast rettungslos verfallen, oder sie sind von einem seelisch minderwertigen, materiell eingestellten Gesellschafts- und Vergnügungsbedürfnis erfüllt.

Bestünde in jenen Volksschichten, die der Körperkultur hingegeben sind, ein stärkerer Drang zur Geistigkeit, nicht etwa bloß zu jener Geistigkeit, die darauf ausgeht, mit möglichst hoch gestaffelten Schul- und sogar Universitätszeugnissen möglichst hohe Gehalts- und Lebensstellungen zu erringen, sondern zu einem mit Lust und Liebe ergriffenen, aller banalen Nutznießung abgewandten Bildungsideal, so könnte man sich darüber trösten, wie Eduard Spranger sich über das Schwinden des klassischen Bildungsgedankens hinwegtröstet: „Wer über den Bildungswert des klassischen Altertums nachdenkt, findet, daß es sich hier nicht um eine konstante Größe handelt, sondern um eine immer neue, lebendige Vermählung von Gegenwart und Vergangenheit. Bald steht bei dieser wertenden Durchdringung die politische Seite im Vordergrunde, bald die ästhetische, bald die moralische und bald die wissenschaftliche" [2]; und man könnte dann das freilich oft recht äußerliche Gebaren unserer Sportvereine und unseres Schulsportes als die körperliche Seite des klassischen Bildungsideals ansehen, wenn eben wenigstens ein Hang zu einer geistig-körperlichen Harmonie verspürbar wäre. Die große Masse aber ahnt von dieser Harmonie wohl nichts, weil sie zu sehr in materiellen Anschauungen befangen ist.

Den Hauptwert des Bücherlesens wird man darin zu sehen haben, daß es bildet. Als Anton Emanuel Schönbach, der einstige Grazer Germanist und Literarhistoriker, 1888 sein Buch „Ueber Lesen und Bildung" erscheinen ließ, gab er diesem Zusammenhange von Lesen und Bildung einen in seiner Art vollendeten Ausdruck. Karl Muth hat 1905 anläßlich der 7. Auflage dieses heute zwar in Einzelheiten veralteten, aber in der Darstellung der Zusammenhänge immer noch wertvollen Buches im „Hochland" eine beachtenswerte Kritik darüber geschrieben [3].

Es gibt eine Bildung der Breite und eine Bildung der Tiefe. So steht es in Schillers Sprüchen des Konfuzius:

„Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen."

[1] Die Neue Rundschau, Novemberheft 1926, S. 532.
[2] Kultur und Erziehung. Gesammelte pädagogische Aufsätze, 3. Aufl. Lpzg. 1925, S. 152 f.
[3] 3. Jahrgang, Bd. I, S. 112 ff.

Freilich liefen wir in den letzten Jahrzehnten Gefahr, über dem Indietiefesteigen, wenn man das Spezialistentum als ein solches ansehen will, die Breitenentfaltung, das heißt den Zusammenhang der einzelnen Wissens- und Kulturgebiete, zu verlieren. Daher wurden Bücher, die, von ernsten, vielbelesenen, philosophisch und geschichtlich geschulten Verfassern ausgehend, den Mut aufbrachten, große Wissensgebiete zu umspannen und ihre Ergebnisse in klarer, seelisch beflügelter Sprache darzulegen, wie Chamberlains „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" oder Spenglers „Untergang des Abendlandes", geradezu mit Heißhunger aufgenommen, weil sie aus den Sackgassen einer spezialisierten Fachbildung zu einer Wesensschau allgemeinerer Ergebnisse zu führen schienen. Wer nach Bildung hungert, der verlangt zunächst nach einer Erweiterung seines Gesichtskreises. Die Fachbildung, das Spezialistentum sind in den letzten Jahrzehnten zu einer schwindelnden Höhe gestiegen, und die immer mehr auf praktische Ertüchtigung hinauslaufende Tendenz unseres Schulwesens bewegt sich noch weiter in dieser Richtung, der Sockel der *allgemeinen* Bildung aber ist nicht nur verhältnismäßig, sondern im ganzen geringer geworden. Das birgt die große Gefahr, daß neben den politischen Klüften, die unser Volk entzweien, nunmehr statt der erhofften Wirkungen der sogenannten Einheitsschule, von deren Idealbegriff wir, hinsichtlich des höheren Schulwesens wenigstens, niemals ferner waren als gerade jetzt, auch noch tiefgehende Bildungsgegensätze geschaffen werden, weil nunmehr die Spezialisierungen nicht erst auf der Universität, sondern bereits, und zwar in höherem Maß als je, auf den verschiedenen Typen der höheren Bildungs- und Fachschulen beginnen. Demgegenüber fällt dem Bücherlesen, dessen Bildungswert zunächst dem Menschen als Einzelwesen sich erschließt, auch die nationale Aufgabe zu, die Bildung, welcher Art sie auch sei, namentlich die Volksschulbildung, zu erweitern und von den einzelnen Bildungsgruppen der höheren Schulen Verbindungswege zu den andersartig vorgebildeten Volksgenossen zu finden.

Ueber dieser Verbreiterung der Bildung darf aber ihre Vertiefung niemals vergessen werden. Es versteht sich von selbst, daß ein strebender Mensch, welchem Beruf er auch angehören mag, niemals zu denen gehört, die mit ihrem Examen und ihrer daraufhin erfolgten Anstellung aufhören, sich weiter um die Ergebnisse ihrer Berufswissenschaft zu kümmern. Aber über diese Selbstverständlichkeit der fachlichen Weiterbildung hinaus gibt es noch eine Vertiefung der Bildung, die, vom praktischen Nutzen abgewandt, einmal auf dem Gebiete der Lebensphilosophie in der sittlich-religiösen Vertiefung, sodann aber in der möglichst gründlichen Durchdringung irgendwelcher Lieblingsgebiete beruht und dem nach dieser Bildung Strebenden das Bewußtsein verleiht, daß er hierin nicht bloß Lehrling, sondern wenigstens Geselle oder gar Meister sei. Namentlich katholische Geistliche und Volksschullehrer haben es in dieser Vertiefung irgendeiner neben ihrer Berufsbildung herlaufenden Sonderbildung mit Hilfe des Bücherlesens oft zur Meisterschaft gebracht. Aber erst wenn aus diesen beiden Bildungsrichtungen der Tiefe und der Breite sich eine harmonisch gegliederte Persönlichkeit ergibt, ist das eigentlich wertvollste Ziel aller Bildungsbestrebungen erreicht.

Dieses Ziel ist jedoch nur dann erreichbar, wenn das Bücherlesen nicht nur eine Arbeit, sondern auch ein *Genuß* ist. Es kann hier nicht der schwelgerisch-faule Genuß einer Dame gemeint sein, die vor lauter Langweile, da ihre Dienstboten ihr die häusliche Arbeit abgenommen haben und ihr Mann in beruflichen Pflichten außer dem Hause weilt, nichts Besseres zu tun weiß, als im Bett oder auf dem Sofa zu liegen und einen Leihbibliotheksroman nach dem andern aus reinem Stoffhunger zu verschlingen. Da lasse ich mir schon lieber den im Entwicklungsalter des Jugendlichen begründeten Genuß gefallen. Auch dieser Genuß des Bücherlesens ist nur

stofflicher Art, aber es steckt dahinter oft Tatendrang und Leidenschaft und ein edles Streben nach dem Schönen, das sich dem Jugendlichen eben noch nicht in ästhetischer Betrachtung, sondern in der Befriedigung seines nach Handlung drängenden Triebes erschließt. Aber gerade für den reifen Menschen unserer Zeit ist jede Art von Genuß, der in seiner beglückendsten Form auf ästhetische Werte nicht verzichten kann und nur bei *ausreichender Ruhe* zustande kommt, durch die Hast des Lebens problematisch geworden. Ich finde das nirgends besser ausgedrückt als in einer mir erst jüngst zu Gesicht gekommenen Stelle des Lebensphilosophen Guglielmo Ferrero:

„Es ist eine psychologische Tatsache der täglichen Erfahrung, daß ein Genuß um so weniger Freude schenkt, je hastiger er genossen wird; daß man, wenn man viele Dinge in kurzer Zeit genießen will, sie nur streifen kann, daß man ein Vergnügen, das man bis in die Tiefe auskosten will, so weit als möglich von allen anders gearteten Freuden trennen und ihm die nötige Zeit widmen muß. Die Unzahl der Freuden, Vergnügungen und Bedürfnisse und ihre immer gehetztere Befriedigung, die unsere Epoche charakterisiert, raubt allen Genüssen einen Teil ihres Reizes und mischt sie in einer nüchternen Oberflächlichkeit zusammen. Immer unfähiger, zwischen den Freuden des Lebens zu wählen, läßt der moderne Mensch sich in einen Enzyklopädismus der Bedürfnisse sinken, der ihn dazu treibt, an allen Vergnügungen zu naschen, ohne ein einziges wirklich zu genießen. Da sein Leben eine fortwährende Aufregung, eine unaufhörliche Anspannung ist, werden die tiefen Befriedigungen für die Mehrzahl der Menschen immer seltener. Ueberall ist Vergnügen, aber es ist oberflächlich und ohne Duft. Je mehr ich das moderne Leben beobachte, um so offenbarer scheint es mir, daß das Uebel, an dem unsere Epoche krankt, ein seltsamer Ueberdruß ist, der der Menge der Genüsse entspringt."[1]

Wir können natürlich die Biedermeierzeit nicht gewaltsam zurückführen, aber wir werden, wenn erst das politische und wirtschaftliche Leben sich wieder mehr beruhigt hat, wieder biedermeierlicher werden müssen, um zu erfahren, daß erst im *Verzicht* auf Gelderwerb, politische Geltung und Stellenjägerei die Geruhsamkeit des Lebens, die wir mit Recht Genuß nennen dürfen, gefunden werden kann. Leider sind, von den besetzten Gebieten ganz zu schweigen, auch diejenigen Volksschichten, die bis zu einem gewissen Grade durch ihren Beruf früher vor der nervenzerrüttenden Hast des Lebens geschützt waren, Rentner, Klerus, Beamtenschaft und die bodenständige, der Spekulation entzogene Landwirtschaft, durch Inflation und staatliche Abbaumaßnahmen aus dem seelischen Gleichgewicht herausgeschleudert und um den Frieden ihrer Seele betrogen worden.

Das Bücherlesen, wenn es richtig gehandhabt wird, wozu ich unten noch einiges ausführen werde, kann nicht nur dem einzelnen Leser Genuß und innere Befriedigung gewähren, es ist auch wie kaum ein andres Mittel dazu angetan, *geistige Gemeinschaften* herbeizuführen. Findet sich schon zwischen jenen Menschen, die voneinander wissen, daß sie ein und dasselbe Buch mit Genuß gelesen haben, eine Art geistigen Einverständnisses ein, um wieviel mehr muß ein Buch, das bei gutem Vorlesen eine durch Familien- oder Freundschaftsbande verbundene Gesellschaft mit den gleichen Gedanken, den nämlichen Anregungen und ähnlichen ästhetischen Empfindungen erfüllt, geistige Gemeinschaften herbeiführen! Wer vom frühen Morgen bis zum Abendessen sein Tagewerk erfüllt hat, ob Mann, ob Frau, ob Kind, der hat einen Anspruch darauf, danach seine Kraft zu entspannen. Das

[1] Zitiert bei Eugen Lanske: „Hundert Jahre Biedermeier" in Nr. 50 (12. Dezember 1926) der Sonntagsbeilage der „Schlesischen Volkszeitung".

muß nicht im Kino, nicht im Gasthaus, nicht im Tanzsaal, nicht vor dem Kopfhörer oder Lautsprecher des Radioapparates, nicht in der Operette geschehen, das kann auch in einem Konzert, in einem vornehmen Theaterstück, in einem wissenschaftlichen oder politischen Vortrag, ja sogar beim Vorlesen eines leichteren Buches geschehen. Wenn „um des Lichts gesellige Flamme" sich die Hausbewohner oder befreundete Menschen sammeln, dann gibt es kein trauteres Bild, als wenn namentlich die weiblichen Mitglieder jenes Kreises, mit leichter, geräuschloser Arbeit beschäftigt, einem Vorleser lauschen und sich so auch innerlich zu einer Familie zusammenschließen. Da verliert der ganze Haushalt, der ganze Leserkreis die Körperhaftigkeit, die Flachheit leerer Gespräche wird vermieden, das Zuhausebleiben wird nicht als ein Verzicht auf Genuß, sondern als der schönste Genuß selber empfunden.

Im Kreise solcher geistig eingestellten Gemeinschaften wird sich auch am ehesten die materielle und seelische Not unsrer Zeit überwinden lassen. Die meisten Menschen unsrer Zeit behaupten zwar, daß sie zum Bücherkaufen kein Geld mehr hätten, aber ganz abgesehen davon, daß man sich Bücher noch billiger und bequemer borgen kann als Geld, stellt sich das Kaufen derjenigen Bücher, die man wirklich liest, immer noch viel billiger als die meisten andern Bedürfnisse, die man an die Stelle der Bücher setzt. Es ist, wenn man Einblicke tun darf in städtische und namentlich ländliche Haushalte, in denen ein gewisser Wohlstand zu Hause ist, geradezu beschämend für den Kulturzustand unsres schulgebildeten Volkes, wie gering der Bücherbestand solcher Haushalte ist. Ich wohnte während meiner Ferien in einem Fischerdorfe bei einer mit reichen Gemütswerten ausgestatteten Fischerfamilie. Die Söhne schlafen während der Badezeit auf dem Heuboden. Der sechzehnjährige Sohn bedient sich einer Frisierhaube, der achtzehnjährige trägt Sonntags einen feinen Tennisanzug und besitzt auch sonst alle Kleidungsstücke, die einen Großstädter gesellschaftsfähig machen, die Tochter unterscheidet sich in ihrer Kleidung, von gelegentlicher Barfüßigkeit abgesehen, in nichts von den Berliner Badegästen, aber Bücher und Schreibzeug sah ich nicht. Das ist nicht Schuld dieser herzensguten Leute, die mir lieber sind als viele andere, mit denen ich umgehe, aber es ist Schuld einer ganz ungesunden, völlig unharmonischen Ordnung unsrer Bedürfnisse, die in dem genannten Fall eher komisch als tragisch wirkt.

Dieser „Enzyklopädismus der Bedürfnisse" führt anderwärts auch seelische Nöte herbei, und diese könnten ebenfalls gemildert werden, wenn man von dem Trost, den ein Buch schenken, von der Erhebung der Seele über den Staub des Alltags, die es uns bringen kann, einen ausgiebigeren Gebrauch zu machen imstande wäre. Das ist freilich leichter gesagt als getan. Robert von Erdberg, der an der Spitze des freien Volksbildungswesens in Preußen steht, hat nur zu sehr recht, wenn er in seinen Kursen für Volksbildner immer wieder betont, daß Bildung stets eine aristokratische, niemals eine demokratische Angelegenheit gewesen sei, d. h. also, daß man der großen Masse in ihrer Gesamtheit niemals wird die Bildungsgüter schmackhaft machen können, sondern sich damit begnügen müsse, einige wenige, aus welchem Stande es auch sei, in den nicht nach Schulzeugnissen und Prüfungsergebnissen geordneten Bereich der Bildung einzuführen.

Nicht nur die physischen, auch die geistigen Genüsse müssen geübt und erlernt werden, und ihre Erlernung führt, wie beispielsweise auch das Tabakrauchen, manchmal erst durch Drangsal und Uebelheit zur Freude des Genusses. Es ist nur seltsam, wie wenig Menschen sich durch physische Uebel abschrecken lassen, sich zu physischen Genüssen durchzuarbeiten, während gar viele Menschen — und heute mehr als je, da die geistigen Darbietungen durch allerlei Maschinen, als da sind

Grammophon, Kino, Radio, so bequem gemacht werden! — vor den Vorbedingungen, deren sie bedürfen, um sich selber geistige Genüsse herzustellen, zurückschrecken.

Susanne Engelmann hat in ihrer „Methodik des deutschen Unterrichts“[1] darauf hingewiesen, daß unsre beruflich abgehetzte, nervenzerrüttete Menschheit nicht mehr Spannkraft genug besitzt, um durch das gehörte Wort Gedankenzusammenhänge zu bilden. Die durch das Auge vermittelten optischen Eindrücke, wie sie das Kino vermittelt, sind unsern Zeitgenossen zur Gedankenbildung, da sie so einer viel geringeren Zahl logischer Denkvorgänge bedürfen, bequemer geworden. Es wird also beim Bücherlesen darauf ankommen, daß wir die nötige Spannkraft aufbringen, die akustischen, durch das Ohr vermittelten Eindrücke — auch das Leiselesen vermittelt auf indirektem Wege durch Gesichtsvorstellungen Gehörvorgänge — in einen ununterbrochenen geistigen Zusammenhang zu stellen.

Es gibt Menschen, die verstehen das Gelesene nur, wenn sie es selber, und zwar leise lesen. Andre Menschen, namentlich Kinder oder Erwachsene, die in der Kunst des Lesens auf der Kindheitsstufe stehen geblieben sind, müssen laut lesen, um den Sinn zu begreifen. Wieder andere Menschen verstehen am besten, wenn sie die Gesichtsvermittlung ganz ausschalten und nur zuhören. Die vollendete Kunst des Lesens besteht darin, daß man sowohl zuhören wie laut lesen wie leise lesen kann, wobei aber als oberster Grundsatz bestehen bleibt, daß das Geschriebene oder Gedruckte zunächst für das Ohr bestimmt ist und in seiner vollsten Wirkung, namentlich wenn es sich um das Lesen von Dichtungen handelt, nur durch das Ohr, also durch eigenes oder fremdes Lautlesen, in uns eingehen kann.

Die Kunst des Vorlesens und des Zuhörenkönnens hat seit der Romantiker- und Biedermeierzeit in Deutschland sehr abgenommen. Durch die Jugendbewegung ist sie in gewissen Schichten des deutschen Nachwuchses wieder aufgenommen worden, aber im allgemeinen sieht es noch recht schlimm aus. Die Salons der Romantikerzeit, fürstliche und königliche Gesellschaften vergangener Jahrzehnte, waren ohne Vorleser nicht denkbar. Wo sind sie heute? Wo gibt es heute noch gesellschaftliche Zusammenkünfte, bei denen eine Büchervorlesung zur Selbstverständlichkeit gehört und nicht wohl gar als lästige Unterbrechung der „Unterhaltung“ empfunden wird? Die gesellschaftliche Kammermusik intimer Häuslichkeit ist verstummt und zur Konzerthausmusik öffentlicher Rezitationsabende gegen Eintrittsgeld amerikanisiert worden. Es ist zwar gut, daß es wenigstens solche Abende gibt, in denen Dichter, die bereits eine große Gemeinde haben, sich ihren Lesern vorstellen, oder Vortragskünstler, die ihre Stimme deklamatorisch schulten, von ihren Fertigkeiten Zeugnis ablegen und uns darauf hinweisen, bis zu welcher Ausdrucksfähigkeit die menschliche Stimme gelangen kann. Aber die Hauskunst, das gediegene Bindeglied zwischen unbeholfener Vorlesungsstümperei und öffentlicher Vortragskunst, ist abhandengekommen. Ungeziert, unmanieriert, aber warm und ausdrucksvoll muß eine solche häusliche Vortragsstimme klingen, und gut vorlesen zu können, obwohl diese Hauskunst seltener geworden ist als die des Klavierspielens, sollte zum Inbegriff der allgemeinen Bildung gehören. Manche Bücher würden nicht gedruckt werden, manche Stilunarten zerhackter, lediglich dem Auge, aber nicht dem Ohr dienender Sätze wären unmöglich, wenn Verleger und Verfasser damit rechnen müßten, daß ihre Bücher laut gelesen würden.

Eine Uebung in diesem lauten Lesen bewahrt am besten vor den Leseunarten, die namentlich im hastigen und bloß stofflichen Lesen des Buches sich auswirken. Ein ästhetischer Genuß ist bei solchem Ueberfliegen der Bücher ganz unmöglich, denn ein

[1] Leipzig 1926, Quelle u. Meyer.

solcher Leser will immer nur den Inhalt des Dargestellten, nie die Art der Darstellung, den feinen, melodischen Klang der Dichtersprache, die dramatische Straffheit der Gedankenbildung, die behagliche, geruhsame Breite epischer Gestaltung sich zum Bewußtsein bringen. Begreiflicherweise ist bei solchen Lesern der Sinn für Rhythmus und Vers ganz abgestorben. Im Verhältnis zur übergroßen Fülle und Auflagenzahl der Romane kann von einer Verskultur, in der immer die Blüte dichterischer Gestaltung bestanden hat, heute nicht mehr die Rede sein.

Einen kurzen Blick muß ich noch auf jene Leser und namentlich Leserinnen werfen, die den Ausgang eines Buches nicht erwarten können und deshalb das Ende des Romans vor dem Anfang oder wenigstens vor der Mitte lesen. Es mag sein, daß manche Leserinnen, wie sie sagen, erst dann, wenn sie das Ende bereits wissen, die nötige Sammlung aufbringen, um das Buch mit Genuß zu Ende zu lesen. Aber gerade in dem Heranreifenlassen des Schlusses, in dem teilnahmsvollen Miterleben, in dem Geführtwerden durch die planvolle Ueberlegung des Dichters liegt ein eigener ästhetischer Wert, zugleich eine Beschwingung der Phantasie des Lesers zum Mitschaffen; in dem Wartenkönnen liegt zudem auch als Zeichen eines gewissen Maßes von Selbstbeherrschung ein nicht zu unterschätzender sittlicher Wert.

Alle diese Schwierigkeiten erledigen sich beim vorgelesenen Buche von selbst, und wenn das Buch, was namentlich von abendlicher Lesung gelten soll, keine zu schweren Anforderungen an die Aufmerksamkeit stellt und der Vorleser, der in den meisten Fällen auch der geistige Führer des Familienkreises sein wird, Gelegenheit zu freier Aussprache über das Buch gibt, dann können diese Stunden dem Lesenden und dem Hörenden zum geistigen Genuß und zur lieben Gewohnheit werden. Wer vom Morgen bis zum Abend seinem Berufe nachgegangen ist, der hat auch einen gesundheitlichen Anspruch darauf, des Abends in jenem schönen und edlen Sinne zu rasten; denn ein altes Sprichwort sagt:

„Wer nit ruhet in seiner Arbeit,
Mag's nit ertragen lange Zeit."

Aber es wird auch Personen und Lebenslagen genug geben, in denen der Buchleser auf sich selber angewiesen ist und in ungestörter Stille das Buch in sich aufnehmen muß. Wenn Friedrich von Stendhal (Henri Beyle) aus großer Welt- und Menschenkenntnis heraus den Satz niederschrieb: „Kein Volk kann ein anderes völlig verstehen"[1], so wird man aus den gleichen seelischen Erwägungen heraus auch sagen können: „Kein Mensch kann einen andern völlig verstehen". Deshalb soll ein Mensch einem andern, und wäre es der liebste Mensch, den er hat, niemals ein Buch aufzwingen wollen und auch nicht unbedingt von ihm erwarten, daß er alles, was ihm an einem Buche gefällt, in gleichem Maße schön findet. Es ist für die Liebe schon immer viel gewonnen, wenn Menschen in dem, was sie lesen, für große Strecken miteinander wandern können. Es gibt aber Stunden, in denen muß gerade der geistige Menschen mit sich allein sein oder mit einem Buche beschäftigt, das ihn über die Einsamkeit seiner Seele in die Gebiete höheren Wissens hineinflüchtet. Wie oft mag die Bibel, das Brevier oder die „Nachfolge Christi" einem in diesem Sinne einsamen Menschen schon jenen Freundschaftsdienst geleistet haben! Denn es gibt Stimmungen, von denen Hamerlings Dichterwort gilt:

„Wer Höchstes sucht, geht immer eigne Bahn,
Das Beste haben Menschen nie gemeinsam,
Wer glücklich werden will, erst sei er einsam."

[1] „Von der Liebe", übersetzt von Arthur Schurig, Leipzig, 1920, Inselverlag, S. 446. Das Buch kommt für Volksbüchereien nicht in Frage.

Auf die Frage, was man lesen solle, kann ich in einer Zeitschrift, die selber auf jeder Seite ihrem Leserkreise in dieser Hinsicht Führerin ist, nur einige ganz allgemein gehaltene Richtlinien geben, die von jedem Volksbildner nach der einen oder andern Seite hin leicht ergänzt werden können.

Man suche im Buche nicht gerade das, was Kino, Operette, Varieté und Tageszeitung bieten. Mag namentlich eine größere Tageszeitung zum Kulturbedürfnis des modernen Menschen gehören, so kann sie doch ihrer ganzen Natur nach ein Buch oder eine Zeitschrift nie völlig ersetzen. Die katholische Presse und das gute Buch sind zwei ganz verschiedene Werte, deren jeden das katholische Volk besonders pflegen sollte. Vermag die Zeitung allenfalls bis zu einem gewissen Grade die Aufgabe zu übernehmen, die Bildung ihrer Leser zu verbreitern, vor der Bildungsvertiefung muß sie die Waffen strecken und der Zeitschrift und dem Buche das Feld räumen.

Man scheue sich auch nicht, hin und wieder ein Buch zu lesen, das uns als schwer erscheint und erhebliche Anforderungen an unsere Geisteskräfte stellt. Nur so erhalten wir die von der Schule geübten Denkkräfte frisch und spannungsfähig. Aus diesem Grunde sollte jeder, der nach Bildung strebt, auch eine gut und einheitlich geleitete Zeitschrift halten, die seine geistigen Fähigkeiten zwar nicht übersteigt, aber doch auch kräftig in Anspruch nimmt. Auf das Halten einer Zeitschrift aber kommt es nicht so sehr an wie auf das Lesen. Wer sich zur Pflicht macht, neben seinen Fachblättern eine gute Zeitschrift von kultureller Vielseitigkeit, deren der „Katholische Literaturkalender" eine ganze Anzahl aufweist, ständig und in allem, was sie bringt, zu lesen, der wird sich am besten vor Einseitigkeit, aber auch vor Zersplitterung bewahren. Eine gut geleitete Zeitschrift ist trotz ihrer Vielseitigkeit, die sie anstreben muß, ein aus sich selber harmonisch erwachsendes Werk. Lesen wir nur Dinge, die uns gerade interessieren, so laufen wir Gefahr, bald einem Körper zu gleichen, der durch einseitige Ernährungsweise in seinem Gesamtorganismus Schaden leidet. Viele Menschen leiden, oft ohne daß sie sich dessen bewußt werden, ohnehin darunter, daß sie von ihrem Schöpfer ungleichmäßige Begabungen erhalten haben. Sie können diesem Mangel einigermaßen begegnen, wenn sie die schwachen Begabungskeime durch ein harmonisches Bildungsstreben vor gänzlicher Verkümmerung bewahren.

Man lese nicht bloß Prosa und füttere sich, wenn man zur schönen Literatur greift, nicht lediglich mit Romanen, sondern lese auch Lyrik, Epik und Drama, selbst auf die Gefahr hin, daß andre das bei einem Manne dumm und unzeitgemäß finden. Der Dramenlektüre wird man bei verteilten Leserollen leicht einen eigentümlichen Reiz abgewinnen können. Freilich soll das Ziel des Dramas die lebendige Wirkung der Bühnenaufführung sein, und Dramenlektüre, wenn nicht unterrichtliche Zwecke mit ihr verbunden werden, ist immer nur ein schwacher Ersatz für Theaterbesuch.

Man habe, sofern man sich ein literarisches Urteil zutrauen darf, auch den Mut, in seiner Lektüre eigene Wege zu gehen und nicht bloß die Blumen zu pflücken, die in den reklamegedüngten Verlegerbeeten großstädtischer Treibhäuser gezüchtet werden. Ein natürlicher, unverdorbener Mensch soll sich einen widernatürlichen, verdorbenen Geschmack nicht aufzwingen lassen. Es gibt Menschen, die erkennen ein Buch nur dann an, wenn es von Leidenschaften zerwühlt ist und dadurch den Anschein erweckt, als ob gerade deshalb ein gewaltiger, außergewöhnlicher Mensch als Verfasser dahinter stünde. Sittliche Zügellosigkeit ist ebensowenig ein Zeichen von großen Seelenkräften, wie ungeschnittene Haare oder Locken ein Zeichen von dichterischer Begabung sind. Wollte man die deutsche Literatur mit dem Maß-

stabe solcher Literaten messen, dann wäre der Dichter von „Hermann und Dorothea" nicht nur ein langweiliger Stümper, sondern der simpelste aller Menschen gewesen. Eines der aufgeblasensten, aber zugleich unfähigsten Bücher, das ich kenne, wird von der Reklame als „reich an zukunftbereitender Kraft, Kronschicht der heutigen, Bodenschicht der kommenden Dichtung" bezeichnet [1]. Es gehört zwar Mut dazu, sich der Reklame und der großstädtischen Allerweltspresse entgegenzusetzen, aber solcher Mut, wenn er auf gutem Urteil und reiflicher Ueberlegung begründet ist, ist ein Zeichen von Gesundheit. Andrerseits vergesse man nicht, daß die Dichtung das Leben nicht nur verklären soll, sondern auch widerspiegeln darf. Das Leben aber ist reich an abgründigen Tiefen, von denen der undichterische Mensch sich oft nichts träumen läßt, die dem Dichter aber blitzeshell sich erleuchten.

Und nun noch ein Letztes: Man lese nicht nur der Zeit, sondern auch der Ewigkeit. Wer seinem Geiste auf allen Gebieten Nahrung zuführt, der versäume über Wissenschaft, Kunst, Dichtung nicht die religiöse Fortbildung. In der Harmonie, die ein von christlicher Weltanschauung getragener Mensch durch das Bücherlesen in sich herstellen soll, darf auch dieser Klang nicht fehlen. Johannes Hönig.

Dichtung und Weltanschauung

Viele Jahrzehnte hindurch glaubte die Menschheit an den „Fortschritt", wähnte sie, in technischer, kultureller und auch philosophischer Beziehung in einem Aufstieg begriffen zu sein, der mindestens in der unirdischen Höhe des Uebermenschen, wenn nicht sogar Gottes, einst endigen werde. Aber dann kam — mit und nach dem Weltkriege — die Ernüchterung: nachdem sich der Materialismus erbrochen, setzte sich der Zweifel zu Tisch, der Zweifel an dem Wert alles bisher Errungenen, und die Erwägung, ob nicht der vermeintliche Aufstieg eigentlich ein Abstieg gewesen sei, ein „Weg zur Dekadenz des Geistes, zur Tiefe, zur Isolation, zum Nihilismus, zum geistigen Selbstmord des Menschen". Dieser Abstieg beginnt mit der Selbstbefreiung des Menschen im Zeitalter der Renaissance, und der Tübinger Theologe Karl Adam zerlegt in seinem Buche vom „Wesen des Katholizismus" die vom Humanismus ab datierende Periode der Aufklärung in drei Abschnitte, die durch drei knappe Devisen gekennzeichnet werden. Nach ihm führte das „Los von der Kirche" im 16. Jahrhundert zum „Los von Christus" im 18. und von da zum „Los von Gott" im 19. Jahrhundert. Lange vor dem Weltkriege haben führende Geister wie Nietzsche, Ibsen, Tolstoi u. a. die Gefahr des abwärtsrasenden europäischen Kulturwillens erkannt und ihre warnende Stimme erhoben, bis sie nach dem großen Kriege Spengler in seinem Buch vom Untergang des Abendlandes vielen zum tieferen Bewußtsein brachte. Sich einer Gefahr bewußt werden, heißt aber auch schon auf Mittel sinnen, sie abzuwenden, und so stehen wir denn heute in einer Periode „geistigen Umbruchs", wie sie Jahrhunderte nicht erlebt haben. Der Christ besinnt sich wieder auf sein Christentum als auf einen Schatz, der unvergleichlich wertvoller ist, als alle Errungenschaften moderner Kultur; aus den Kreisen des modernen Heidentums aber hört man immer häufiger das Bekenntnis, daß es — so drückt Hermann Bahr es aus — „schließlich doch niemand aushält, Atheist zu sein" (Schönere Zukunft, 2. Jahrg. S. 242). „Säkularisierung, d. i. Verzeitlichung des europäischen Geistes" nennt der Kölner Philosoph Peter Wust in einem interessanten Hochland-Aufsatz (April- und Maiheft 1926) die oben angedeutete

[1] Näheres siehe in meinem Büchlein „Dichtung und Weltanschauung", S. 48 ff., 2. Aufl. Habelschwerdt (Franke) 1924.

geistige Bewegung. Er verfolgt in seiner Darlegung, der auch die oben zitierten Worte entnommen sind, den Verlauf des Abfalles von Gott und dem Geist innerhalb der Philosophie durch seine verschiedenen Stadien bis zur Gegenwart, er zeigt aber auch die Merkmale auf, die den heutigen Wandlungsprozeß andeuten, z. B. die Selbstzersetzung des Kantianismus und den Umschlag des Denkens zum Objekt in den Systemen Rickerts, Husserls und Schelers, was letzten Endes eine Rückkehr zur Metaphysik und zum reinen Theismus bedeutet.

Dieses Heimfinden der Seele aus dem Exil des Materialismus macht sich nun selbstverständlich auch auf anderen Gebieten der heutigen Kultur bemerkbar, nicht zum wenigsten auf dem der Kunst, die ja, soweit sie echt war, immer die feinsten Vibrationen des menschlichen Herzens durch den mehr oder weniger schön wallenden Mantel der Form hindurch erkennen ließ. Und so empfinden wir denn, da wir ja noch mitten in der oben geschilderten geistigen Bewegung stehen, zwischen einzelnen Persönlichkeiten der Deutschen Dichtkunst, auf die wir uns heute beschränken wollen, ein Klaffen gewaltiger Abgründe, über die keine Brücke zu führen scheint. Die einen tappen noch in der naturalistischen Finsternis des ausgehenden 19. Säkulums, andere aber fanden bereits ein Tor zum Licht und schauen nun, noch halbgeblendet, aus nach dem rechten Wege zu Gott. Daß in diesem Zusammenhange nicht von ausgesprochen katholischen Dichtern die Rede sein kann, ist selbstverständlich, denn der wahre Katholik sieht die Gnadensonne des Herrn heute so klar wie vor zweitausend Jahren leuchten. Aber eine Anzahl anderer Persönlichkeiten möchten wir heute einmal daraufhin prüfen, ob der Weg aus ihren Werken ins Helle oder ins Dunkle führt. Von ihrer künstlerischen Bedeutung in rein formalem Sinne soll dabei keine Rede sein — diese steht ja auch mehr oder minder fest — wenigstens für uns Lebende. Wie die Literaturgeschichte einst urteilen wird, ist allerdings eine andere Frage.

Die im Folgenden genannten Dichter wurden in die neugegründete Sektion für Dichtkunst der preußischen Akademie der Künste berufen oder gewählt. Wenn auch der Wert dieser Neugründung noch umstritten ist, so erhielten sie damit doch für weite Kreise eine gewisse autoritative Geltung. Um so berechtigter erscheint die Frage: Was bedeuten diese Männer für die seelische Erneuerung unseres Volkes?

Als der repräsentative Dichter der Nation gilt — trotz scharfer Ablehnung von mancher Seite — vielen immer noch Gerhart Hauptmann. Die naturalistische Einstellung seiner Frühwerke ist bekannt. Ihr Kennzeichen in weltanschaulicher Beziehung ist sittlicher Relativismus und infolgedessen das Fehlen jeglicher echten Tragik, die den Helden erhebt, auch wenn sie ihn zermalmt, indem sie hinter dem Zusammensinkenden das sittliche Gesetz in erhabener Größe siegreich emporwachsen läßt. Es erhebt sich nun die Frage: Ist er in seinen späteren Schöpfungen über den Naturalismus hinausgekommen?

Ich greife aus den Büchern seiner letzten zehn Jahre drei heraus, die besonders bekannt geworden sind: die Novelle „Der Ketzer von Soana", den Roman „Die Insel der großen Mutter" und das ganz kürzlich erschienene Drama „Dorothea Angermann".

„Der Ketzer von Soana" ist, um es kurz zu sagen, eine Vergötzung des Eros. Ein Mädchen, das einer blutschänderischen Ehe entstammt — dieser Zug soll offenbar die unwiderstehliche Dämonie des Triebes noch unterstreichen — betört einen jungen Priester, so daß er fahnenflüchtig den Altar verläßt und mit der Geliebten hoch in einsamer Bergwildnis ein Leben freier Liebe und heidnischer Schönheit führt. Am Schluß der Novelle erscheint das jetzt zum Weibe emporgeblühte

Mädchen noch einmal als Verkörperung des Liebestriebes vor dem Leser, und die Apotheose desselben wird von dem Dichter in folgenden Sätzen unmißverständlich ausgesprochen: „Der Beschauer war vielleicht durch die Bergtour, durch die Hitze des Tages, den Wein und alles sonst noch Erlebte überhitzt, aber das ist gewiß: er fühlte vor diesem Weibe sich ganz, ganz klein werden. Diese vollen, in aller betörenden Süße fast höhnisch gekräuselten Lippen wußten, es gab gegen sie keinen Widerspruch. Es gab keinen Schutz, keine Waffe gegen den Anspruch dieses Nackens, dieser Schultern und dieser von Lebenshauchen beseligten und bewegten Brust. Sie stieg aus der Tiefe der Welt empor und stieg an dem Staunenden vorbei — und sie steigt und steigt in die Ewigkeit, als die, in deren gnadenlose Hände Himmel und Hölle überantwortet sind." Diese Schlußworte der Erzählung zeigen deutlich, daß Hauptmann hier nicht ein individuelles, sondern ein typisches Schicksal gestalten wollte. Also: gegen den sinnlichen Trieb hilft kein Wehren und Sträuben, selbst der gottgeweihte Priester muß ihm erliegen, Freiheit des menschlichen Willens gibt es nicht. Daß von hier aus kein Weg ins Land der Seele führt, braucht nicht mehr besonders betont zu werden.

Der Eros ist auch die Triebfeder in dem Roman „Die Insel der großen Mutter". Drei Ideen sind in diesem Buch, wie mir scheint, miteinander verquirlt. 1. Dem von der Lüge einer scheinheiligen und engbrüstigen Moral geknechteten Europa, in dem die Triebe, die schön und göttlich an sich sind, sich nicht mehr frei entfalten können, in dem der Körper unter verhüllenden und einengenden Kleidern verkümmert und „unkeusch" wird, stellt Hauptmann eine Welt unberührter Natur gegenüber, in der die Triebe, da man nichts verbietet, in aller Unschuld frei walten, und in der der Körper sich kraftvoll und schön entwickelt. Die Folge ist: Glück und Friede und eine dionysische Steigerung der Lebensfreude. 2. Der Frau muß das ihr vom Manne geraubte Recht der Selbstbestimmung und Selbstregierung zurückgegeben, dem Patriarchat muß ein Matriarchat gegenübergestellt werden. Dieses wird auf der Insel verwirklicht, da der Staat dort (zunächst) nur aus Frauen besteht. Anscheinend nimmt der Dichter aber diese Forderung selbst ironisch, indem er zeigt, daß es ohne Männer schließlich doch nicht geht. Es kommt zuletzt zu einer wüsten Orgie, zu einer Vermischung der inzwischen aufgewachsenen neuen Männer- und Frauengeneration. 3. Der Dichter will zeigen, wie ein Mythos entsteht. Nebenbei sei bemerkt, daß die zuletzt angeführte Absicht keineswegs erreicht ist. Alle Frauen werden jahrzehntelang von e i n e m Manne befruchtet, und sie alle sollten — jahrzehntelang — glauben, das geschehe von einem Gott? Oder sie sollten es sich wenigstens einreden oder auch nur so tun, als ob sie es glaubten, da doch der eigentliche „Täter" unter ihnen einherspaziert? Lauter hochgebildete, europäische Damen? Da wird dem guten Willen des großgünstigen Lesers doch etwas viel zugemutet. Doch zur Sache! Es kann sich in unserem Zusammenhange nur um eine kritische Stellungnahme zu der unter 1 genannten Idee handeln. Das Glück des Menschen ruht doch nicht nur auf dem Körper und seinen Trieben. Die seelische Seite existiert für Hauptmann scheinbar gar nicht: hier entpuppt er sich auch diesem farbenschillernden, exotischen Milieu als der alte Naturalist. Gewiß wäre eine natürlichere Behandlung des Triebelebens, eine Veredelung desselben, wünschenswert, doch damit ist das Glück des Menschen noch nicht vollständig. Wo bleibt die Auseinandersetzung mit den auf das Jenseits gerichteten Wünschen und Gedanken? Davon verlautet trotz aller buddhistischen Ideen, die der Dichter reichlich verwertet, nichts. Zwar existiert da ein gewisses, körperhaftes Jenseits auf der Insel, in das nur wenige gelangen, in dem ein Einhorn Böcklinscher Provenienz umgeht und die Toten der Kolonie sich aufhalten. Ein bloßer Traum ist das nicht, und Wirklichkeit kann es doch auch nicht sein. Was ist es denn? Hier vermischen sich Traum und Wirklichkeit wie im

Märchen. Mit Märchen aber läßt sich die gotthungrige Seele der Menschheit des 20. Jahrhunderts nicht mehr abspeisen.

Und nun zu „Dorothea Angermann". Mit Recht bemerkte der Kritiker eines Berliner Blattes nach der Aufführung, die Heldin sei eine nahe Verwandte von Rose Bernd und dem Fuhrmann Henschel. „Ein triebhaftes Geschöpf, das von den dunkeln Gewalten unberechenbaren Geschehens und des eigenen Blutes vernichtet wird." Es lohnt sich nicht, auf den Inhalt des Stückes näher einzugehen. Dieses Drama könnte ebensogut der junge Hauptmann geschrieben haben. Kein Strahl von oben fällt in die Seelen seiner Menschen. Der Untergang der Heldin ist völlig sinnlos, der Heldin, die in Amerika „unters Fußvolk" kam, an Leib und Seele gebrochen nach Deutschland zurückkehrt und hier Morphium nimmt. Und doch ist sie eine Pastorentochter. Aber der Vater Pastor trägt seinen Beruf ja auch nur wie einen des Morgens angezogenen Rock, den er jederzeit ablegen kann. Er verdeckt seine Triebhaftigkeit unter einem Mäntelchen äußerlichen Ehrgefühls und unter einem Schwall salbungsvoller Phrasen. Die evangelischen Pfarrer Deutschlands werden sich für diesen „Kollegen" schönstens bedanken. Keine sittliche Macht erhebt sich hinter Dorothea Angermann, an der sie zerschellend zugrunde geht, es sei denn die von dem Pastor verletzte Vaterpflicht. Doch daran hätte er selbst scheitern müssen. Er aber wird — seinem ganzen Naturell entsprechend — nach einigen Wochen der Trauer unbekümmert weiterleben wie bisher. So verläßt der Zuschauer das Theater mit dem Gefühl tiefster Niedergedrücktheit.

Es ist auffallend, eine wie starke Rolle die Erotik in diesen Werken Hauptmanns spielt. Doch kann das bei einem Dichter, dessen Kunst lediglich im Diesseits verankert ist, nicht wundernehmen. Soviel aber dürfte klar geworden sein, daß Hauptmann unserem Volke kein Führer zu religiöser Erneuerung sein kann, wenn er auch einmal einen „Narr in Christo" geschrieben hat.

Kaum weniger Ansehen als Hauptmann besitzt im Schrifttum der Gegenwart Thomas Mann. Wie Hauptmann der Dramatiker, so ist er der typische Epiker der Decadence. Irgendwelche aufbauenden und aufwärtsführenden Kräfte sind in seinem Werke nicht zu spüren. Von den „Buddenbrooks" über „Königliche Hoheit" und den „Tod in Venedig" bis zum „Zauberberg" ist er der Dichter eines müden, skeptischen und sinkenden Geschlechts. Nicht umsonst spielt der letzte, große Roman von Anfang bis zu Ende in einem Lungensanatorium in Davos. Hans Castorp, der Held, ist einer von denen, die unter der Ziel- und Zwecklosigkeit des Daseins leiden, und der deshalb auch keinen Trieb verspürt, aus der wohlbehüteten Enge und der bequem vorgezeichneten „Arbeits"- und Tagesordnung seiner kleinen Welt in das Leben zurückzukehren. Mit aller Deutlichkeit wird dieses Thema des Romans auf S. 58, Bd. 1 angeschlagen. Ich setze die Stelle hierher, da ich sie in den Besprechungen bisher nirgendwo erwähnt fand und sie dem Leser ein Wegweiser durch das Gedankenlabyrinth des umfänglichen Werkes sein kann: „Der Mensch lebt nicht nur sein persönliches Leben als Einzelwesen, sondern, bewußt oder unbewußt, auch das seiner Epoche und Zeitgenossenschaft, und sollte er die allgemeinen und unpersönlichen Grundlagen seiner Existenz auch als unbedingt gegeben und selbstverständlich betrachten und von dem Einfall, Kritik daran zu üben, so weit entfernt sein, wie der gute Hans Castorp es wirklich war, so ist doch sehr wohl möglich, daß er sein sittliches Wohlbefinden durch ihre Mängel vage beeinträchtigt fühlt. Dem einzelnen Menschen mögen mancherlei Ziele, Zwecke, Hoffnungen, Aussichten vor Augen schweben, aus denen er den Impuls zu hoher Anstrengung und Tätigkeit schöpft; wenn das Unpersönliche um ihn her, die Zeit selbst der Hoffnungen und Aussichten bei aller äußeren Regsamkeit im Grunde entbehrt, wenn sie sich ihm als hoffnungslos, aussichtslos und ratlos heimlich zu erkennen gibt und der bewußt oder

unbewußt gestellten, aber doch irgendwie gestellten Frage nach einem letzten, mehr persönlichen, unbedingten Sinn aller Anstrengung und Tätigkeit ein hohles Schweigen entgegensetzt, so wird gerade in Fällen redlicheren Menschentums eine gewisse lähmende Wirkung solches Sachverhalts fast unausbleiblich sein, die sich auf dem Wege über das Seelisch-Sittliche geradezu auf das physische und organische Teil des Individuums erstrecken mag."

Diese Hoffnungs-, Aussichts- und Ratlosigkeit der Zeit hat es für den gläubigen Christen niemals gegeben, auch nicht in der materialistischen Epoche vor dem Kriege, in der der Roman spielt. Des Christen harrten immer tausend begeisternde Aufgaben in der Vervollkommnung seines Innern und in der seelischen und körperlichen Liebestätigkeit gegenüber dem Nächsten, und niemals hat irgendeine Zeit seiner Frage nach einem letzten, unbedingten Sinn aller Anstrengung und Tätigkeit ein hohles Schweigen entgegengesetzt. Insofern ist dieser Roman wenigstens ein aufrüttelndes Buch, als er die ganze geistige Trostlosigkeit jener Epoche mit erschreckender Deutlichkeit aufzeigt. Aber einen aus der Wirrnis herausführenden Weg zeigt er nicht. Zwar läßt der Dichter alle möglichen Weltanschauungen gegeneinander aufmarschieren, darunter auch die christlich-katholische — diese natürlich in der üblichen Verzerrung —, aber ein Fazit zieht er nicht. Er nimmt sie scheinbar alle nicht ernst. Ebenso ironisiert er auch den zum Schluß auftretenden komisch-gewaltigen Lebenskünstler Mynheer Peperkorn. Da fragt man sich schließlich: was bleibt? Und die Antwort lautet: Nichts. Wie der tatenlose Held schließlich in den jäh aufbrausenden Wogen des Weltkrieges spurlos verschwindet, so hinterläßt das Buch selbst im Herzen des Lesers nach mancherlei Erschütterungen eine trostlose Leere.

Weniger ernst als Thomas Mann braucht man seinen Bruder Heinrich zu nehmen. Zwar erhebt auch er den Anspruch, Gesellschaftskritiker zu sein. Und man muß zugeben, daß er eindrucksvolle und treffende Bilder z. B. aus dem Zeitalter Wilhelms II. geschaffen hat. Aber seiner Satire fehlt die gemütvolle Wärme, er arbeitet lediglich mit dem Intellekt, und so erhält seine oft maßlos übertreibende Persiflage etwas Kaltes und Verletzendes. Zudem hascht er nach Sensationen aller, besonders auch erotischer Art, was die sittliche Wirkung seiner Kritik wieder zunichte macht. Von der Reklame wurde Heinrich Mann vor einigen Jahren als der Führer der Expressionisten ausgeschrien. Das ist ganz und gar abwegig. Er schafft kein neues Weltbild, er hat keine Beziehung zur Ewigkeit, er kommt nicht „bis an Gott, als die große nur mit unerhörter Ekstase des Geistes zu erreichende Spitze des Gefühls" (Edschmid). Allerdings scheint es so, als ob er seine Berufung zum Expressionisten, wenigstens was die formale Seite angeht, nachträglich zu erweisen bemüht ist. Denn in seinem letzten Roman „Der Kopf" ist die sprachliche Ballung so weit getrieben, daß die Lektüre stellenweise zur Qual wird und manche Kapitel kaum verständlich sind.

Der erste Dichter, in dessen Werken nach der naturalistischen Epoche das Wort Gott als wesentlicher Erlebnisinhalt wieder auftaucht, war Rainer Maria Rilke (während ich diese Zeilen schreibe, melden die Zeitungen seinen in Montreux erfolgten Tod). Seine Dichtungen sind voll einer innig tiefen Frömmigkeit des Gefühls, nicht des Glaubens, und er erinnert nicht selten an Angelus Silesius. Da er zudem über eine schmelzende Melodie der Sprache und des Rhythmus verfügt, so kann es nicht wundernehmen, daß sein bedeutendstes Werk „Das Stundenbuch" geradezu zu einem Andachtsbuch der gebildeten Welt wurde. Aber sein Gott ist nicht der Gott des Christentums. Rilke sieht in allem und jedem das Antlitz des Höchsten leuchten, und zwar nicht wie wir die Allgegenwart Gottes verstehen, sondern in der Weise des dichterischen Pantheismus, der die Dinge mit Gott beseelt. Gegen diesen Ge-

samteindruck seines Werkes kommen die wenigen Stellen, wo er von einem persönlichen Schöpfer zu sprechen scheint, nicht auf. Diese Gottbeseelung auch des Kleinsten bringt es mit sich, daß der Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf verschwindet. Man ist geneigt, die Stellung Rilkes zu Gott mit dem Wort „fraternisieren" zu bezeichnen, wenn man folgende Verse aus dem „Stundenbuch" liest:

„Du, Nachbar Gott, wenn ich Dich manches Mal
in langer Nacht mit hartem Klopfen störe, —
so ist's, weil ich Dich selten atmen höre
und weiß: Du bist allein im Saal.
Und wenn Du etwas brauchst, ist keiner da,
um Deinem Tasten einen Trank zu reichen:
ich horche immer. Gib ein kleines Zeichen.
Ich bin ganz nah."

Die dem philosophischen Pantheismus eigene Passivität im sittlichen Handeln ist auch der dichterischen Weltanschauung Rilkes eigen. Da finden wir nicht aktives Ringen und Kämpfen um den Glauben und um eine reine, gottgefällige Lebensführung, sondern lediglich genießendes Betrachten, poetisches Träumen, süßes Versinken im Unbewußten. Vernunft und Wille sind bei ihm völlig ausgeschaltet. So kann seine Dichtung trotz ihrer betörenden Melodie unserer von tausend Irrtümern haltlos umgetriebenen Zeit kein Leitstern sein.

Eine stark metaphysisch gerichtete Natur ist auch Wilhelm von Scholz. Aehnlich wie Rilke beschäftigt auch diesen Dichter das uralte Panta rhei, das Problem der rastlos rinnenden Zeit. In immer neuen, immer leuchtenderen Symbolen hat Scholz in seiner Lyrik das Wesen dieses ewigen, lautlosen Gleitens zu fassen und darüber zu triumphieren gesucht. Umsonst! Denn auch seine Weltanschauung ist eine pantheistische, und wenn er sich auch in kosmischen Gefühlen berauscht, sich mit Gott und allen Dingen dieser Welt auf das tiefste verwachsen weiß, so ist dieses Bewußtsein doch nicht stark genug, um angesichts des immer schnelleren Rollens der Jahre dauernden Trost zu bieten. Und so trägt das geistige Antlitz dieses Dichters, der sich vergeblich nach Erlösung sehnt aus der furchtbaren Einsamkeit der Welt, die Züge einer leidvollen Resignation. Zwar bemüht er sich neuerdings, mit den Waffen okkultistischer Wissenschaft das Tor zum Jenseits aufzustoßen, so in seiner Schrift „Der Zufall, eine Vorform des Schicksals", in der er es unternimmt, die sogenannten „merkwürdigen Zufälle" einem großen Gesetz unterzuordnen. So interessant seine Darlegungen hier auch sind, so sehr auch seine Dramen und Novellen, in denen er okkulte Probleme und parapsychische Erscheinungen behandelt, den Leser fesseln, so wird der Dichter doch unfehlbar mit seinen Bemühungen an der Mauer der Erscheinungen scheitern, wenn er nicht den Vorstoß in die Uebernatur auf dem einzig möglichen Weg unternimmt, nämlich an der Hand der Gnade.

Eine wesentlich tiefere und gewaltigere geistige Welt als hinter diesen beiden Metaphysikern wölbt sich hinter den Werken Hermann Stehrs, den man mit Unrecht einst den Naturalisten zuzählte. Seine religiösen Anschauungen lassen sich am besten aus seinem großen Roman „Der Heiligenhof" und aus dessen Fortsetzung, dem „Peter Brindeisener", erkennen, wenn auch hier noch nicht alles klar und durchsichtig ist. Stehr war (wie auch Rilke) ursprünglich Katholik. Er verließ aber schon früh — z. Teil wohl infolge einer unter dem Einfluß des Unglaubens verlebten Kindheit — seine Konfession und schuf sich einen neuen Katholizismus für seinen privaten Gebrauch, aber auch, um die Welt damit zu beglücken. Denn, das merkt man deutlich aus seinen Werken — er fühlt sich nicht nur als Dichter, sondern auch als Apostel. — Stehr glaubt an einen persönlichen Gott. Diesen erkennt man aber nicht mit dem Glauben oder aus der Lehre Christi, den er nur für einen gött-

lichen Menschen hält, sondern lediglich mit dem Gefühl, indem man Einkehr in das eigene Innere hält. So findet der Mensch—in mystischem Verkehr mit dem Höchsten — tiefste Beseligung. Und diese strahlt dann wieder aus in seinen Handlungen, die nun nicht anders als gut sein können. Haben erst alle Menschen diesen Weg zu Gott gefunden, so wird ewiger Frieden in der Welt herrschen, der nur auf diesem Wege zu erreichen ist. Scharf lehnt Stehr jede Vermittlung zwischen Gott und den Menschen ab, äußerst feindselig ist seine Stellung gegen die Kirche und ihre Diener. Hierfür eine Probe aus dem Tagebuche des Heiligenhofbauern: „Wer glaubt, Menschen hätten Bußwerke, Reue und Selbstpeinigungen notwendig, um gerecht zu werden, der gleicht einem Bleicher, der das Wasser peitscht, um es zu reinigen. Der schmutzigste Tümpel wird von selbst klar, wenn er in sich zur Ruhe kommt. Nur Pfaffen, die auf der Menschheit wie Knechte auf fremden Pferden reiten wollen, erfanden das Lied von der Erlösung durch einen andern ..." Von der Allmacht Gottes hat Stehr eine merkwürdige Vorstellung. So sagt der Sintlinger einmal: „Nun, und meinst Du etwa, es hätte jemand in oder außer der Welt die Gewalt, den losgelassenen Stein nicht fallen und die Wolken nicht fliegen zu lassen, wenn der Wind geht? — Ein einziger? ... Auch Gott nicht. Nicht ein Stäubchen kann er daran ändern! Nichts! Haha. Oder wenn er's täte, wäre er wie ein Mensch, der sich selber das Leben nimmt." Und ein andermal: „Alles, das Innerste der Seele auch, unterliegt Gesetzen, an denen nicht zu rütteln ist, unausweichlichen, denen Gott selbst sich nicht entziehen kann." Diese seltsame Vorstellung von der Gebundenheit Gottes an seine Geschöpfe fanden wir oben schon bei Rilke. Sie sowohl wie auch die unbedingte Ablehnung jeder Vermittlung zwischen Schöpfer und Geschöpf basiert letzten Endes doch wohl auf jenem menschlichen Stolze, der einst die Ureltern zu Fall brachte und auch die Periode der Aufklärung inaugurierte, von der wir eingangs sprachen. So tritt also Stehr in den Chor der Aufklärer, dem er mystisch zu entfliehen scheint, mit dieser Ueberhebung doch wieder ein.

Unsere kurze Ueberschau ist zu Ende. Von den behandelten sechs Dichtern stehen drei sicher jenseits, drei vielleicht diesseits der Trennungslinie, die durch unsere Zeit geht und die die erdenblinden von den himmelswärts schauenden Menschenkindern scheidet. Hoffen wir, daß immer mehr Wanderer auf den Strömen der Gnade zu den Meeren Gottes finden mögen, damit sich das furchtbare Gefühl der Fremdheit und Einsamkeit verliere, von der das gläubige Mittelalter nichts wußte. Es gibt kaum einen modernen Dichter, der dieser Stimmung nicht Ausdruck gegeben hätte. Als Beispiel mögen zum Schluß einige Verse Max Herrmanns folgen aus dem Gedicht „Verirrt in dieser Fremdheit Not":

„Die Wagen rollen immerzu
hin durch mein Herz, die ganze Nacht,
auf falschem Gleis zu falscher Ruh,
und bang am Wagenfenster wacht,
der sich verirrte, — Bruder du
im gleichen Bann,
daß nichts, daß nichts ihn trösten kann,
verängstet fremd in fremdem Bett
und schlummerlos als wie geschnürt
auf das verhaßte Henkers-Brett,
von dem kein Flügel ihn entführt —
Groß Tore drohn. Spitz schielt ein Licht
mit bösem Auge unerlöst.
Der Morgen wie ein Grab aufbricht,
in das ein fremder Tod mich stößt."

Anton Aulke.

Rainer Maria Rilke †

Im Sanatorium Val-Mont bei Montreux ist Rainer Maria Rilke am 29. Dezember 1926 zweiundfünfzigjährig gestorben. Die Schweizer Landschaft hatte ihm in den Nachkriegsjahren endlich den Frieden und die Ruhe schenken können, nach denen er ein ganzes Leben lang auf der Wanderschaft war.

In Paris fand der am 4. Dezember 1875 zu Prag geborene Deutschböhme, nach vorübergehenden Aufenthalten in Deutschland, Skandinavien, Rußland und Italien, den großen Bildhauer Rodin, dessen künstlerischer Einfluß sein dichterisches Schaffen zu starker Gestaltungskraft trieb. Aus den Klängen und Bildern der Kindheit, in denen der „Traumgekrönte" schwelgte, begann er hinauszureifen. Auch die Schein- und Trugwelt der europäischen Großstädte durchschritt er wie ein dem Untergang geweihtes Land. Immer verwandter wurden ihm die Dinge, immer vertrauter das Namenlose, aus dem er den Wellenschlag der Gottheit rauschender spürte als in jedem Menschen. Von den Dingen lernte er Einfachheit, Schlichtheit und Stille. Das Gesetz der Schwere, das jeden Ball und jede Beere „in den Kern der Welt trägt", wies ihm den Weg zu seinem Gott: „Wie die Schwerkraft das allgemeinste und stillste Gesetz ist, so ist die Frömmigkeit, die ich meine, nichts anderes als eine späte und stille Schwerkraft, welche aus den Tiefen Gottes auf die Seele wirkt und die Gesichter hinunterzieht in Schatten und Nachdenklichkeit. Die Richtung auf Gott zu kann der Richtung zur Erde hin nicht entgegengesetzt sein. Es gibt nichts Weiseres als den Kreis. Der Gott, der uns in den Himmel entfloh, aus der Erde wird er uns wiederkommen." In diese hinabziehenden Tiefen des göttlichen Urgrundes verlor sich Rilke mit einer maßlosen und brennenden Sehnsucht. Abgebogen aus der Zeit, versenkte er sich in Seeleneinsamkeit und Todesbetrachtung, denn „nur dem Einsamen wird offenbart". „Vom mönchischen Leben, von der Pilgerschaft, von der Armut und vom Tode" sprechen die dunklen Strophen seines ‚Stundenbuchs'. Für Rilke war der Tod nichts Fremdes und Schweres. Jeder trägt ihn wie „eine Frucht" in sich, „die grün und ohne Süße nicht reift". Der Tod, den der Dichter meinte, ist nicht einer, „der uns endlich nimmt, nur weil wir keinen reiften", sondern eine höhere Stufe der Vollendung, eine letzte Wandlung zu Gott. „Nur der Tote trinkt aus der hier von uns gehörten Quelle, wenn der Gott ihm schweigend winkt, dem Toten", heißt es in den ‚Sonetten an Orpheus'. Ueberall war für Rilke die Stimme Gottes vernehmbar, der „am Saum der Dinge" beginnt, und unerschöpflich erfand er Gleichnisse und Sinnbilder, diesen Rätselhaften, tief Dunklen, ewig sich Verwandelnden, diesen Wald der Widersprüche in Worte zu bannen. Es ist nicht der allmächtige Schöpfer, zu dem wir beten: „Vater unser", sondern ein Geschöpf des Dichters. „Du bist mein Sohn". Darum ist er wie alles Menschenwerk unvollendet und unvollkommen. „Wir bauen an dir mit zitternden Händen". „Gott wird in dem Maße, in dem die Menschen das Leben mit Seele, die Zeit mit Ewigkeit füllen". Der Gott Rilkes ist der Weltgeist, der im Innern aller Wesen und Dinge waltet und webt, alle Gestalt, „alles ist sein Mantel nur". Aber je mehr er sich in die Diesseitigkeit verbannte, die zwar eine innerweltliche, aber keine jenseitsfreudige Einkehr wurde, um so dunkler und leidvoller sah der Dichter Weg und Schicksal. Nicht umsonst sind seine zuletzt erschienenen Gedichte, die ‚Duineser Elegien', Klänge der inneren Klage und verhaltenen Leids. „Bleiben ist nirgends" bekannte er im Tone des Christlichen: Uns ist die Erde keine bleibende Statt. Und noch deutlicher klingt es der Schluß der achten Elegie aus:

„Wer hat uns alſo umgedreht, daß wir,
was wir auch tun, in jeder Haltung ſind
von einem, welcher fortgeht? Wie er auf
dem letzten Hügel, der ihm ganz ſein Tal
noch einmal zeigt, ſich wendet, anhält, weilt —
ſo leben wir und nehmen immer Abſchied".

Und ſchimmert es nicht wie eine leiſe Hoffnung auf ein Jenſeits über den Worten der folgenden Elegie: „Am liebſten alles behalten für immer .... Ach, in den andern Bezug, wehe, was nimmt man hinüber?".

Nun mußte er den Abſchied, den er ſo oft nahm, endgültig nehmen und uns alles zurücklaſſen. Wir werden ſein Vermächtnis wahren als das eines großen Dichters, des aufrichtigſten und ſehnſuchtsvollſten Gottſuchers vielleicht unter den Repräſentanten der älteren Generation. Peter Bauer.

Karl Muth

vollendet am 31. Januar 1927 ſein 60. Lebensjahr. Seit langem iſt man nun gewohnt, dieſe ragende Führergeſtalt an der geiſtigen Front Deutſchlands zu ſehen. Manchem von uns iſt es auch noch in lebhafter Erinnerung, wie er, vor rund 30 Jahren, mit kühnem Entſchluß aus dem Gros hervorſprang, und mit weithin vernehmbarer Stimme die deutſchen Katholiken zu rüſtigerem, ernſterem Wettkampf um den Dichterlorbeer aufrief; wie verſchieden das Echo dieſer überraſchenden und mancherorts unliebſam auffſtörenden Parole war; wie dann der Kampf um ihn und gegen ihn ſelbſt entbrannte und wogte; wie er eine Elitetruppe um ſich ſammelte, ‚Hochland' ſchuf, um dem katholiſchen Gedanken zu neuem, wirkſamerem Ausdruck inmitten des Gewirres der Zeitſtimmen zu verhelfen. Von ‚Jeſſe und Maria' bis zu den ‚Eingeengten' fügt ſich Blatt um Blatt zu dem Kranze, der jetzt ſeine Stirn ziert; Dornen genug auch flochten ſich hinein — wie konnte es anders ſein, bei ſolcher Kämpfernatur! Das Bewußtſein: es war trotz allem ein guter, ein ehrlicher, ein in vielem für uns alle gewinnreicher Kampf, darf ihn an dieſem Tage des Beſinnens und der Rückſchau erfüllen. Es iſt auch uns lebhaftes Bedürfnis, ihm herzliche Glückwünſche zu entbieten. Bernhard Achtermann.

Von Werk- u. Feierstunden unserer Volksbildungsarbeit

Eröffnungsfeier des Borromäusvereins St. Jakob in Aachen

Der Einzelverein St. Jakob in Aachen verfügt mit 14000 Bänden über die größte Bücherei der Erzdiözese, deren Inanspruchnahme zudem eine ungewöhnlich große und stetig wachsende ist. Im vergangenen Jahre wurden 60000 Bücher an 20000 Leser ausgeliehen. Die Anstellung eines hauptamtlichen Bibliothekars hat sich als Notwendigkeit erwiesen. — Diese stetige Aufwärtsbewegung hatte allmählich den zur Verfügung stehenden Raum zu klein werden lassen, so daß ein Umbau unerläßlich wurde, den man vergangenen Monat neben einer Verbesserung der Innenausstattung beendete. — Am 8. Dezember fand eine kleine Eröffnungsfeier statt, bei welcher, ein Beweis für das Ansehen der Bücherei, außer der Zentrale Stadt, Regierung, Geistlichkeit, Lehrerschaft, karitative, soziale und gewerkschaftliche Organisationen vertreten waren. Sie alle wurden von Pfarrer Dr. Pirnay herzlichst begrüßt, der u. a. auch vor allem der beiden Leiter des Vereins gedachte, denen er seine Höhe verdankt, des Herrn Pfarrer Oberlender in Barmen-Rittershausen, früher Kaplan an St. Jakob, und des jetzigen Leiters, Herrn Kaplan Offergeld, der anschließend einen Ueberblick über die Geschichte und Tätigkeit des seit 1871 bestehenden Vereines gab und sich dem Danke des Vorredners anschloß an alle, die sich durch Entgegenkommen und Hilfe verdient gemacht haben. — Beigeordneter Dr. Mundt beglückwünschte dann namens der Stadtverwaltung, Reg.-Assessor Cremerius namens der Regierung. Direktor Braun schloß sich im Namen der Zentrale an und verlieh dem Danke der Zentralstelle dadurch besonderen Ausdruck, daß er Herrn Kaplan Offergeld die am 1. Oktober eingeführte Medaille für Förderer und Helfer des B. V. in Silber, der verdienstvollen Helferin Fräulein Schmetz dieselbe in Bronze überreichte. Das Schlußwort sprach Kaplan Tücking als Vorsitzender des Bezirksverbandes Aachen des B. V., der den Leistungen des Leiters und seiner Helfer Dank und Anerkennung zollte.

Advents- und Weihnachtsfeier des Borromäusvereins und der Buchgemeinde

(Veranstaltet von der Zentrale in Bonn)

Nach mehrjähriger Pause traten Borromäusverein und Buchgemeinde mit einer Advents- und Weihnachtsfeier an die Oeffentlichkeit, die eine freudige Aufnahme und unerwartet großen Besuch fand. Die Vortragsfolge, deren Einheitlichkeit und deren hohes Niveau allgemein anerkannt wurden, brachte nach begrüßenden Worten Direktor Brauns zunächst das „Halleluja“ aus dem Messias von Händel, meisterhaft vorgetragen durch den Kirchenchor an St. Remigius. Es folgte eine Rezitation und daran anschließend die Festrede des H. H. P. Remigius Boving O. F. M. über „Die Kulturaufgabe des Buches im Lichte der hl. Nacht“. Ein „Salve Regina“ von Rheinberger bildete den Uebergang zu den nun folgenden Rezitationen, die, wie auch die einleitende, sich ganz auf Guardinis meisterhafte Uebersetzungen der Advents-Responsorien in „Heilige Zeit“ erstreckten. Sie wurden durch den Sprechchor des Bonner Jugendringes vorgetragen, ein Ereignis, das um so bedeutungsvoller ist, weil damit erstmalig ein Sprechchor zum freien Vortrag in Bonn auftrat. Und es war leicht festzustellen, wie die sprachlichen Schönheiten und der gehaltene Rhythmus alle in ihren Bann zogen. „O Heiland reiß die Himmel auf“, einstimmig mit Begleitung von Lauten und Geigen vorgetragen, gab Entspannung nach einem Höhepunkte des Vortrages. Zwei Weihnachtschöre bildeten den passenden Abschluß. Und dann folgte die bühnenmäßige Darstellung der Heilsgeschichte: „Maria“. Ein Adventsspiel von Hetta Wolff. In fünf Bildern sehen wir die Jungfrau

durch das Leben schreiten, von der Kindheit bis zu ihrer hehren Mutterschaft. Es liegt eine unsagbare Inbrunst und Sehnsucht nach Erfüllung in dieser Maria, auf der wie Lasten die Geheimnisse ihrer Zukunft ruhen. Die Jugend kommt auf die Bühne, tanzt und singt die alten Volksweisen, und vermag Maria doch nicht zu lösen von den Bedrängnissen ihres Schicksals. Aus dem Kinde wird die Jungfrau. Die Verlobung mit Josef folgt und der Gang nach Bethlehem. Und wieder kommt die Jugend auf die Bühne, zur Anbetung an der Krippe, und tanzt dort vor dem göttlichen Kinde den Weihetanz. Alte Volkslieder der Advents- und Weihnachtszeit, von Lauten und Geigen begleitet, füllten die Pausen zwischen den Bildern, und ergriffen stimmten alle in das letzte Lied vor der Krippe ein: Es ist ein Ros' entsprungen. — Das Spiel brachte insofern etwas grundsätzlich Neues, als hier, unseres Wissens zum erstenmal in diesem Zusammenhange, die Jugend in ihren Wanderkitteln auf die Bühne kommt und in direkter Beziehung zur Heilsgeschichte die alten Volkstänze tanzt. Es hat einen eigenen Reiz, und insofern liegt auch der Darstellung eine tiefe Symbolik zugrunde, daß das ewig Dauernde und Unveränderliche jenes Geschehens in Bethlehem durch Kostümierung, Redeweise usw. der Personen ganz in biblischem Stil angedeutet ist, und daß der ewige Wechsel derjenigen, für die das Christkind geboren wurde, dadurch zum Ausdrucke kommt, daß die Jugend so auf der Bühne erscheint, wie sie heute ist. Das wäre der Sinn dieser Symbolik, daß zeitliches Geschehen, wenn es sich auch auf Jahrtausende erstreckte, nichts in unserer Stellung zur Krippe ändern dürfte, weil ihre Bedeutung ewig dieselbe für alle Menschen bleibt.

Der Abend stand auf hoher Stufe und stellte nicht ungewöhnliche Anforderungen an die Besucher. Vor allem waren die Rezitationen des Sprechchores etwas Ungewöhnliches, das immerhin Voraussetzungen wie feines Empfinden für sprachliche Schönheit, für Rhythmus, Symbolik usw. machte. Der Einladung waren ungewöhnlich viele gefolgt (etwa 1300), so daß der Große Saal des Bonner Bürgervereins die Besucher kaum zu fassen vermochte. Sie setzten sich aus allen Kreisen zusammen, die Hälfte etwa stellten unsere Gebildeten. Bei allen fast fand der Abend einen ungeteilten Beifall. Und wenn man auch manchmal, besonders bei den ersten Rezitationen des Sprechchores, ein gewisses Fremdsein, ein Nichtverstehen fühlte: allmählich wurde der Zusammenhang inniger, und am Ende war der Abend allen doch zu einem tiefen Erlebnisse geworden. — Aus alledem können einige nicht uninteressante Rückschlüsse gemacht werden: Man klagt so viel über mangelndes Interesse für unsere Bestrebungen in den Kreisen der Gebildeten. Der Abend beweist, daß auch sie zu erfassen sind, wenn wirklich Hochstehendes geboten wird. Gerade in Bonn liegt die Situation doch so, daß eine Veranstaltung die andere ablöst, und allgemein über Ermüdung in Besucherkreisen geklagt wird. Trotzdem diese Anteilnahme! Sie ist zweifellos darauf zurückzuführen, daß ein hochwertiges Programm geboten wurde. Man ist, und das kann nicht genug begrüßt werden, anspruchsvoll geworden und nicht mehr gewillt, für die sattsam bekannten Aufführungen so vieler Vereinsbühnen seine Zeit zu opfern, die früher fast jede Veranstaltung zierten. Dazu werden hochwertige Darbietungen auch den Ruf des Vereins heben und ihm eine feste Anhängerschar verschaffen. Jeder Vereinsleiter sollte deshalb bei derartigen Veranstaltungen grundsätzlich alles Unterwertige ausschließen und Konzessionen an den Massengeschmack ablehnen, denn, und das ist der zweite Rückschluß, den der Abend zuläßt, Hochwertiges wird, wenn der Abstand nicht eben gar zu groß ist, auch den einfachen Menschen packen und ihn allmählich zu immer höherer Erlebensfähigkeit führen.

Franz Kroczek.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

1. Zur Liturgie

Schenz, Alph.: Sonntagsglocken. Volkstümliche Lesungen über Tagesoration, Epistel und Evangelium. 385 S. Innsbruck, Tyrolia. Ganzleinen M. 5,50.

Betrachtungen und Anregungen aus dem Geist der Liturgie. Des Verfassers Zweck ist die Heiligung des Sonntags durch stille Einkehr und ernste Besinnlichkeit. Man kann aus der Lesung und Erwägung der hier gebotenen schlichten Gedanken viel Anregung für das Werktagsleben schöpfen, zumal sich Schenz bemüht, die religiöse Gedankenwelt mit dem wirklichen Leben zu verbinden. Daß das Verständnis des liturgischen Gebetslebens durch diese Betrachtungen vertieft wird, bedarf nicht der Erwähnung. Für manchen wird diese Art des Eindringens in Hauptbestandteile der Sonntagsmesse eine ganz persönliche Teilnahme am Gottesdienst bewirken, und das „ite missa est" wird ihm so auch in das Alltagsleben hineinklingen.

Schott, Anselm: Das vollständige Römische Meßbuch, lateinisch und deutsch mit Einführungen im Anschluß an das neubearbeitete Meßbuch von Anselm Schott O.S.B. herausgegeben von Pius Bihlmeyer O.S.B. kl. 12° (XII, 64*, 1144 u. [264] S.; 2 farbige Bilder). Freiburg i. Br. 1926, Herder. In Leinwand M. 14,—; auch in feineren Einbänden zu haben.

Das längst bekannte und viel gebrauchte Missale von Schott bedarf der Empfehlung nicht mehr. Es ist das beste aller deutschen Bearbeitungen des Missale Romanum. Bihlmeyer hat es in der vorliegenden Neubearbeitung auf die vollendete Höhe gebracht. So liegt ein vollständiges deutsch-lateinisches Meßbuch zum ersten Male vor. Nur den Laien nicht Interessierendes, wie einzelnes aus den Rubriken, ist weggelassen. Die Eigenmessen einzelner Diözesen können vom Verlag gesondert bezogen werden. Die Uebersetzung zeugt von gründlicher Ueberlegung und sinnvollem Auswählen. Wie sinnvoll etwa die Verdeutschung „Ich trete hin zum Altare Gottes, zu Gott, der mich jung macht und froh"! Sehr gut sind vor allem auch die Uebersetzungen der Schriftlesungen. Fortgefallen sind historische Bemerkungen und exegetische Anmerkungen. Dagegen ist die aus dem „Meßbuch der hl. Kirche" bekannte „Einführung" in teilweise erweiterter Form beigegeben. Sie ist eine vorzügliche, das Wichtigste prägnant heraushebende Abhandlung zur Geschichte, Liturgie und Dogmatik der hl. Messe. Man kann nur wünschen, daß sich dieses der Belehrung und der Frömmigkeit in hervorragendem Maße dienende Buch in immer weiteren Kreisen einbürgert. Es ermöglicht ein tiefes Eindringen in den Gebetsgeist der Kirche und gibt zugleich dem persönlich-betrachtenden Beten die schönste Anregung, weil es die höchsten Schätze der Offenbarung und ihres Fortwirkens in der Kirche erschließt.

Hellinghaus, Otto: Die kirchlichen Hymnen und Sequenzen. Deutsche Nachdichtungen mit den lateinischen Texten. Mit Einleitung und Anmerkungen. Zweite, verbesserte und stark vermehrte Auflage. kl. 8°. 545 S. M.-Gladbach 1926, Volksvereins-Verlag. Pappband M. 4,—, in Ganzleinen M. 5,—.

In dieser zweiten Auflage liegen jetzt alle Hymnen und Sequenzen des Breviers und des Missale vor. Die besten Uebersetzungen sind ausgewählt, ältere und neuere Dichter gelangen mit ihren schönsten Uebertragungen zu Wort. Sehr wertvoll ist die stetige Beigabe des lateinischen Textes. Ganz kurze, erläuternde Anmerkungen erleichtern das Verständnis. Auch über Entstehungszeit und Verfasser ist das Notwendige beigegeben. Eine gute Einleitung führt in Geschichte und liturgische Verwendung und Verwertung der Hymnen

ein und unterrichtet über ihren literarischen Wert und ihre dichterische Eigenart. Wie sehr auch nichtkatholische Dichter von der poetischen Schönheit und der religiösen Tiefe der kirchlichen Hymnen angezogen wurden, beweisen manche Uebersetzungen dieser Ausgabe. Wurde schon die erste Auflage allseitig anerkannt, so kann man der erweiterten und durch bessere Uebertragungen zum Teil verbesserten Ausgabe nur den gleichen Erfolg wünschen. Sie öffnet das Jubelbuch der Kirche nun auch dem Laien und zeigt ihm, wieviel Stimmungsgehalt auch der „Objektivismus" der Liturgie enthält.

Neugart, Alfons: Handbuch der Liturgie für Kanzel, Schule und Haus. 1. Die heiligen Zeiten. Einsiedeln, Benziger.

Der Verfasser will in Geschichte, Sinn und praktisch-religiöse Verwertung der Liturgie einführen. Er will sie aus ihrem Charakter als „Arkandisziplin", den sie noch vielfach für das katholische Volk trägt, herausheben und durch Belehrung und praktische Anleitung für das religiöse Leben zugänglich machen. In diesem ersten Teile seines volkstümlichen Handbuches unterrichtet Neugart zunächst über Begriff und Bedeutung der katholischen Liturgie, gibt dann einen Ueberblick über das liturgische Jahr mit seiner liturgischen Woche, seinen Festen und Festzeiten oder -kreisen. Es folgt dann ein Abschnitt über die Sonderfeste des liturgischen Jahres, über die Feste des Herrn, der allerseligsten Jungfrau, der Engel und besonderen Heiligen. Dem Katecheten und Prediger wird das Werkchen gute Hilfsdienste leisten, aber auch manchem Liturgiefreund zu persönlicher Bereicherung seines Wissens und seines Lebens im Geiste der Liturgie verhelfen.

2. Zur Askese und Mystik

Kühnel, Joseph: Von den Tagen Gottes. Religiöse Betrachtungen im Anschluß an das Kirchenjahr. Wiesbaden 1926, H. Rauch. M. 4,—.

— Sowohl — als auch. Eine Auslese aus dem Sprechsaal des „Heliand". Wiesbaden 1926, H. Rauch. M. 4,—.

Kühnels asketische Art ist bekannt. Aus den religiösen Wahrheiten weiß er wirkliche Lebenswerte herauszuholen. Von einem moralistischen Prediger und Ermahner ist er dabei weit entfernt. Ihm ist es um die Erfassung und die Verinnerlichung des Tiefsten im Menschen zu tun. Darum kennt er nicht eine schematische Trennung von Denken und Wollen, von Dogma und Moral. Seine Essays sind gleicherweise einem gründlichen theologischen Denken wie einem lebendigen religiösen Gemüt entsprungen. Die „Nutzanwendung" ist nie äußerlich angeklebt. Die von K. erfaßte Seele richtet all ihre Kräfte in einer inneren Einheit auf den dargebotenen Gegenstand, und die Einstellung zu ihm wird deshalb eine ebenso ursprüngliche wie selbstverständliche. Das erste der vorliegenden Büchlein gibt im Anschluß an die Zeiten und Feste des Kirchenjahres eine Reihe von kleinen, in sich geschlossenen Versuchen über die verschiedensten religiösen Themen. Ich verweise besonders auf die originelle Art der Kreuzwegbetrachtung, auf die religiöse Ehrfurcht und sittlichen Heroismus einenden eucharistischen Essays und auf die tiefen und von Ernst, Achtung und Verantwortlichkeit getragenen Ausführungen über die Ehe. Das zweite Büchlein vereinigt eine Reihe von Artikeln aus dem Sprechsaal des „Heliand". K. zeigt hier sein feines Geschick als Pädagoge. Verstehende Güte einigt sich in diesen Antworten an fragende Menschen mit weiser Seelsorgsklugheit, taktvolle Schonung mit reicher Lebenskenntnis. Das Gute und das Verlangen nach dem Heiligen hört K. aus allen Anfragen heraus. Darum ist seine Antwort nie schroff, sondern bei aller Treue und Sachlichkeit gütig und weitherzig. Keine Spur fanatischen Bekehrenwollens, keine einseitige theologische oder asketische Tendenz, sondern stets ein Weiter- und Höherführen des Fragenden von der Ebene eben dieses Fragestellers aus. Man freut sich des mannigfaltigen Lebens, das sich um diese Zeitschrift sammelt, zugleich auch der reichen Lebensförderung, die von ihr geboten wird. Eine der knappen Antworten scheint mir Motto für die Gesamtpädagogik Kühnels

zu sein: „Lieber Leser, der Berg des geistigen Steigens heißt: Gott. Da sind Sie niemals oben. Da sind Sie in Ewigkeit nicht oben." Von dieser Höhe der Forderung geht Kühnel bei all seinem Menschenverständnis — Gott Dank — niemals herab.

Denifle, Heinrich Seuse: Das Geistliche Leben. Blumenlese aus den Mystikern und Gottesfreunden des 14. Jahrhunderts. 8. Aufl. Herausgegeben von P. Reginald M. Schultes O.P. Graz 1926, Ulrich Moser. M. 6,—.

Zweieinhalbtausend Texte aus deutschen, besonders dem Dominikanerorden entstammenden Mystikern enthält diese Blütenlese. Gedruckte Ausgaben und Handschriftentexte liegen der Sammlung zugrunde. So ist sie eine schöne und durch die Bearbeitung des Herausgebers auch leicht lesbare Einführung in die deutsche Mystik, ein billiges gediegenes Gebet- und Betrachtungsbuch für schlichte Menschen und auch für solche, die, von dem mystischen Zug unserer Zeit erfaßt, doch das Beste der katholischen Mystik haben möchten. Unter vielen anderen kommen hier zu Wort: Meister Eckhart, Mechthild von Magdeburg, Margareta Ebner, Nikolaus von Straßburg, Ruysbroek, Seuse, Tauler, die deutsche Theologie usw. Die Einteilung ist die alt-mystische: der Weg der Reinigung, der Erleuchtung und der Vereinigung mit Gott. Ein Anhang bietet Gebete und gibt auch Anleitung zu betrachtender Versenkung in die mystischen Geheimnisse des Glaubens. Wenn Martin Grabmann dem Büchlein ein Geleitwort schrieb, so bürgt schon dies für die Güte dieser Zusammenstellung. Es sei aber der Wunsch geäußert, in einer weiteren Auflage die Herkunft der Stellen anzugeben. Auch dürfte die Literatur um einiges vermehrt werden, so z. B. müßten bei Eckehart die Studien Karrers erwähnt werden. Dem gebildeten Leser würde durch beides ein großer Dienst erwiesen.

Lippert, Peter: Der Menschensohn. Bilder aus dem Seelenleben Jesu. Regensburg 1926, Jos. Habbel.

Lippert versucht sich hier am Höchsten: an einem ehrfurchtsvollen Eindringen in das menschliche Seelenleben des Herrn. Nur ein ganz feiner psychologischer Takt kann eine solche Aufgabe in Angriff nehmen. Niemand wird ihn Lippert absprechen. So erstehen eine Reihe feiner Bilder aus dem Innenleben Jesu vor unserer Seele: Jesus im Tempel, bei den Mühseligen, Jesus als Lehrer und Beter, als Seelenarzt und Erzieher usw. Wohl sieht Lippert — und das zeugt für die Echtheit seiner Psychologie — die Grenzen solchen Unternehmens, die subjektiven Schranken, die solch nachfühlender Rekonstruktion gezogen sind. Jesus auch als „Menschensohn" ist zu groß, um von einem Menschen je erschöpft werden zu können, und seine Größe offenbart sich gerade darin, daß die Menschen immer wieder Neues, für ihre Bedürfnisse Passendes an seiner Gestalt entdecken. Daß aber hier einzelne Züge aus Jesu Seelenleben, wie sie in einer langen, liebevollen und von demütigem Abstandsbewußtsein getragenen Arbeit des Denkens, Fühlens und Betens herausgestellt sind, dem heutigen Jünger des Herrn geboten werden, an denen er sein eigenes Leben normieren und von denen er es inspirieren lassen kann, ist das Verdienst dieser schönen Studien. Sie sind beste Anleitung zu einem persönlichen Verhältnis zum Heiland, das jeder ernste Christ als seines Lebens höchstes Ziel erstreben wird.

Reith, Wigbert: Weil' ein wenig. Besinnlichen Leuten gewidmet, insonderheit den Brüdern, Schwestern und Verehrern des hl. Franziskus. Werl 1926, Franziskus-Druckerei. 343 S. Geb. M. 3,50.

Vom franziskanischen Geist der Freude durchzogene religiöse Erwägungen, die nicht nur für Mitglieder des dritten Ordens bestimmt sind, sondern alle ergreifen und zu einer freudigen Hingabe an Gott bewegen möchten, die den franziskanischen Frohsinn in Gott kennen und leben möchten. Solche Askese ist positive Weckung der innersten Seele für das Göttliche, ein Ja zu allem, was Gottes ist.

Rathgeber, Alphons Maria: Der heilige Franziskus. Nürnberg, Sebaldus-Verlag. 244 S. M. 20,—.

In der umfangreichen Franziskusliteratur des Jubiläumsjahres nimmt dieses Prachtwerk nach Ausstattung und Inhalt eine besondere Stelle ein. Sechzig große, gut

reproduzierte Bilder führen das Leben des hl. Franz auch vor das körperliche Auge des Lesers. Es sind seltene Gaben darunter, zum Teil erstmalige Kunstdrucke. Der Text ruht auf wissenschaftlicher Grundlage. Das hindert nicht, daß ein echtes Volksbuch hier vorliegt. Hermann Herz, der frühere Herausgeber unserer ‚Bücherwelt', nannte den Verfasser einmal den „kommenden Alban Stolz". Die Lebensnähe und die Schlichtheit, die Gradheit und der Ernst Stolzens lebt auch in diesem Buch. Aber noch ein anderes, Franziskanisches: die kindliche Freude des großen Gotteskindes Franz. Sein Leben ersteht vor der Seele des betrachtenden Lesers als ein Leben voller Freude und wirklich frohen Gottbesitzes, voll kindlicher Einfalt und frohstolzer Demut, ein Gotteskind sein zu dürfen. Franzens „Werke", seine Regel, seine Briefe, sein Testament, seine Gesänge werden hier in ihrem schönsten Inhalt nicht nur mitgeteilt, sie werden aus dem Leben dieses frohen und schlichten, nur in und aus der Liebe lebenden Menschenkindes „verständlich". Auch aus den Legenden über Franz ist Schönes und Unvergängliches geboten, man sieht, wie Franz weiterlebte in den Seelen derer, die von ihm ergriffen waren. Nur weil Rathgeber selbst etwas vom Geiste des hl. Franz in sich trägt, konnte er dem Volk ein solches Franziskusleben schenken. Es ist ein Trostbuch auch für Leidende geworden und darum ein echtes Zeitbuch, weil es Leid durch Gottesfreude überwinden lehrt. In den Borromäusbibliotheken sollte diese Franziskusbiographie nicht fehlen. Dann wird sie auch denen zugänglich, die, wie Franz, arm sind und doch reich sein möchten wie er.

Nieſch, Helene: Menſchenfreunde. Biographien. Freiburg i. Br. 1926, Caritasverlag. M. 4,—.

Die Verfasserin verfolgt mit den hier vorliegenden Biographien einen praktischen Zweck. Sie will an großen Menschen zeigen, wie man Liebe im Leben schenken und dadurch in der eigenen Wesensvollendung wachsen kann. Aber es sind nicht moralisch-tendenziöse Schilderungen, auch nicht vergoldete Heiligenbilder, die sie entwirft. Es sind Lebensbilder, die den ganzen Menschen und sein Gesamtwirken zeigen, aber als die tiefste Triebfeder ihres Tuns und die innerste Komponente ihres Seins die große Nächstenliebe aufweisen. Darum wirken diese Persönlichkeiten so lebensfrisch und erscheinen sie als edle Blüten des Menschseins. Auf verschiedensten Lebensgebieten haben sie gewirkt, aber eines ist in allen Formen ihrer Lebensäußerung ihnen gemein: die helfende Güte. Karl Borromäus und sein Wirken zur Pestzeit, Luisa de Carvajal und ihre opfernde Liebe zu den Armen, Friedrich Spe, von dem „die größte Gemütswärme" ausstrahlt, seine Liebe zu Gott und zu allen vom Aberglauben Verfolgten, Luise von Marillac, die erste Barmherzige Schwester, Anna Katharina Emmerick, die ein Leben sühnenden, fürbittenden Duldens führte, endlich der Gründer der Heilsarmee, William Booth und seine edle Gattin Catherine, moderne Künder der rettenden Liebe im Strudel des Großstadtlebens, sind die Vorbilder karitativen Lebens, ohne das alle soziale Fürsorge äußerlich bleibt und seiner tiefsten Lebenswurzel entbehrt. Man muß der Verfasserin und dem Caritas-Verlag danken für diese Gabe, denn sie ist selbst eine Gabe der Liebe und soll reiche Liebe in stiller Nachahmung wecken.

Kirch, Konrad: Helden des Chriſtentums. Heiligenbilder. II. Aus dem Mittelalter. 3. Kreuzfahrer. Paderborn 1926, Bonifacius-Druckerei. 280 S.

Die Sammlung ist bekannt und beliebt. Sie ruht auf ernstem Quellenstudium, bietet aber nie eine trockene Erzählung, sondern stets ein lebendiges Bild lebendiger Menschen. Immer hebt sich die Heiligengestalt aus ihrer Zeit heraus, ganz getragen von ihr, doch auch die Zeit tragend und fortführend. Es ist nicht eine bloß heroische Geschichtsauffassung, die hier geboten wird, es ist eine religiöse Betrachtung der Geschichte, die das geheimnisvolle Zusammenweben von Natur und Uebernatur, von Mensch und Gott, Zeit und Ewigkeit darzustellen weiß. „Vorbilder" sind diese Menschen nicht gewollt und bewußt, sie werden es von selbst durch die Art ihres Lebens aus Gott und für die von Gott ihnen gestellten Ziele. Ueber diesem Bändchen schwebt das „Gott will es" der Kreuzfahrerzeit als das die verschiedenen Ge-

stalten (Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, Klara, Dominikus, Elisabeth) vereinigende Band. Die Darstellung ihres Lebens und Wirkens ist immer spannend und erfüllt alle Anforderungen, die man an eine auch den Nichtfachmann packende Biographie stellen muß: das Zeitkolorit und die Individualität kommen gleicherweise zur Geltung. Diese Menschen sind Kinder ihrer Zeit und tragen doch in ihrer absoluten Einstellung auf das Ewige einen überzeitlichen Charakter. Nicht sowohl das „Was", aber das „Wie" ihrer Lebensführung weckt Nachahmung, Bewunderung und stille, den tiefsten Willen durchsetzende Begeisterung. Es ist eine schöne „angewandte" Kirchengeschichte, ein Beitrag zur christlichen Ethik des Vorbildes, der Meisterschaft und Jüngerschaft.

Gießen. Theodor Steinbüchel.

Münker, Theodor: Der psychische Zwang und seine Beziehungen zu Moral und Pastoral. 2. Band der Abhandlungen aus Ethik und Moral, herausgegeben von Fritz Tillmann. 344 S., Düsseldorf, L. Schwann.

Dies Buch erschien in der üblen Inflationszeit; man sieht es dem Papier an, nicht dem Inhalt. Denn es ist ein wissenschaftlich gediegenes, auf sorgfältigen Studien beruhendes Werk, das Fachleuten in Moral- und Pastoraltheologie gute Dienste leisten wird. Es setzt sich auseinander mit den neueren Forschungen auf psychologischem und psychopathischem Gebiet und wendet die Resultate der Forschung auf die genannten theologischen Disziplinen an. Für den Durchschnittsgeistlichen ist das Buch zu schwer, für ihn sind höchstens die Anwendungen im dritten Teile brauchbar. Freilich ist das, was er da findet, nur eine neu formulierte Bestätigung alter moralischer und pastoraler Erkenntnisse, wie der Verfasser selbst zugesteht (S. 265). Durch die neueren Forschungen wird nur bestätigt, was man schon wußte, daß zwar der menschliche Wille mit der Gabe der Freiheit ausgestattet ist, daß diese Freiheit aber verschiedenen Hemmungen unterliegen kann, durch die die Imputabilität entweder aufgehoben oder vermindert wird. Zur Beruhigung der Skrupulanten ist es gut, das nicht nur zu wissen, sondern auch in der Seelenleitung anzuwenden. Andererseits ist vom pädagogischen Standpunkt aus mit Recht von Fr. W. Förster geltend gemacht worden, daß man sich durch die Freudschen Schriften oder durch J. Wittig nicht verführen lassen soll, allzu viel von diesen Dingen zu reden oder sich oder andere mit den Hemmungen zu entschuldigen. Erzieherisch wirkt es mehr, wenn man sich und anderen energisch einredet, daß man zum Guten mit der Gnade fähig ist, wenn man sich und anderen wirksame Motive zum Guten, vor allem religiöse Motive, vor die Seele stellt. (S. Förster, Religion und Charakterbildung. 1. Teil, IX und XII).

Ründeroth. Heinrich Weerts.

Weckesser, Albert: Zur religiösen Krise der Menschheit. 32 S. Potsdam 1926, Tempelverlag. M. 1,—.

Das Schriftchen stammt aus den Kreisen der protestantischen Theologie. Aber wir können uns mit den Gedankengängen des gelehrten Verfassers im allgemeinen einverstanden erklären. Denn es spricht Gedanken aus, die der katholischen Philosophie und Theologie längst geläufig sind. Einig gehen wir mit dem Verfasser in der Feststellung, daß die moderne Kulturmenschheit jeder einheitlichen Weltanschauung entbehrt, daß Subjektivismus und Ichsucht die Menschheit beherrsche und die verhängnisvollen Zersetzungserscheinungen im Geistes- und Gemeinschaftsleben der neuzeitlichen Welt heraufbeschworen habe. Aber warum wird der Frage aus dem Wege gegangen, wo die tiefsten Wurzeln dieses christentumsfeindlichen Subjektivismus mit all seinen Folgeerscheinungen liegen? Es berührt den Katholiken überaus angenehm, wenn S. 10 hervorgehoben wird, „wie ungünstig die bis vor kurzem so gepriesene Neuzeit sich abhebt von der Geschlossenheit und Sicherheit im religiösen, politischen und sozialen Empfinden des Mittelalters", wenn weiter S. 10 f. eingestanden wird: „Die Schar der Historiker mehrt sich zusehends, die die frühere Einschätzung von Mittelalter und Neuzeit umkehrt und nicht mehr mit Geringschätzung und Verachtung, sondern mit Bewunderung und Enthusiasmus auf die ferne Vergangenheit blickt." Derartige Feststel-

lungen dürften auch den protestantischen Theologen veranlassen, die Pfähle seiner Forschung weiterzustecken und nicht zu klagen, „wie drückend die Geschlossenheit des Katholizismus auf uns lastet". (S. 28.) Diese „Geschlossenheit des Katholizismus" stellt ja gerade das dar, was Verfasser schmerzlich vermißt: eine einheitliche Weltanschauung, in der für den auflösenden Subjektivismus und die gemeinschaftzerstörende Ichsucht keine Duldung vorhanden ist. Einen Weg zur Rettung aus der babylonischen Verwirrung sieht der Verfasser nicht, doch hofft er, „daß eines Tages, wenn die Zeit erfüllt ist, ein Blitzstrahl herniederfahren wird, um den babylonischen Turm des Subjektivismus und Hochmuts, der jetzt die Entwicklung hemmt, zu zerschlagen, und daß der, der die Propheten beruft und die Herolde der Wahrheit aufstellt, uns dann einen Mose senden wird, der uns aus der Wüste der Verirrung und Verwirrung herausführt." (S. 32.) Der Katholik leugnet natürlich nicht, daß Gott ein solches Wunder wirken könnte, aber er fragt: Wird Gott dieses Wunder wirken? Wir haben Christus, und Christus ist größer als Moses. — In seiner gottmenschlichen Person, in seiner Wahrheit und Gnade ist alles beschlossen, was die Welt zu ihrer Erneuerung braucht. Es fehlt nur der Glaube. Würde ein neuer Moses diesen Glauben finden?

Mainz. Georg Lenhart.

Erziehung und Unterricht

Bopp, Linus: Das Jugendalter und sein Sinn. Eine Jugendkunde zur Grundlegung der Jugendführung. VIII u. 340 S. 8°. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Gebunden in Leinwand M. 7,50.

Der rührige Verfasser bietet uns in diesem umfangreichen Buch eine allumfassende Deutung der Probleme des Jugendalters. Die Fülle des verarbeiteten Stoffes kommt uns recht zum Bewußtsein, wenn wir die 24 Spalten des Registers nachprüfen; und doch ist dieses Personen- und Sachverzeichnis längst nicht vollständig. Der philosophisch durchgebildete Theologe verfolgt die Fragen der Pubertätsentwicklung bis in ihre letzten Ausläufer. Er will nicht nur das Sein der Jugend verstehen lehren, sondern geht auch dem Sinne des Jugendalters und seinen eigenartigen Erscheinungen nach, und gerade diese kausale und noch mehr die teleologische Betrachtungsweise erheben das Buch weit über hochgerühmte und gewiß auch verdienstvolle Leistungen der modernen Jugendkunde. Dabei stört allerdings eine fast beängstigende Fülle von Ansichten, die geprüft und auf ihren Wahrheitskern zurückgeführt werden. So entsteht ein Buch gelehrter Erudition, das Werk eines regsamen Pastoraltheologen, der sich in alle wissenschaftlichen und praktischen Fragen der modernen Pädagogik hineingearbeitet hat und doch nicht so ganz aus dem Vollen schöpfen kann wie etwa Spranger in seiner Psychologie des Jugendalters. Daß Bopp bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit praktische Ziele verfolgt, weiten Kreisen gebildeter Erzieher Richtlinien für ihre Tätigkeit bieten will, betont der Untertitel: eine Jugendkunde zur Grundlegung der Jugendführung. Diesem Ziele dienen Abschnitte über die männliche Jugend auf dem Land und in der modernen Industriestadt, über die weibliche Jugend, über Fehlentwicklungen. An Umfang und Bedeutung ragt das 3. Kapitel: Die Jugend und die Welt ihrer Werte, besonders hervor. Da zeugen die Darlegungen über Sport, Lektüre, Arbeit, Jugendbewegung, über geschlechtliche Sittlichkeit und religiöse Entwicklung von maßvoller Klugheit und warmherzigem Verständnis. Die Zusammendrängung der Gedanken macht den Satzbau bisweilen hart und schwerfällig. Riehl ist 1897 gestorben (S. 219).

Dalheim (Rhld.) Meinrad Bonderheide.

Gutfleisch, Richard: Strafvollzug und Erziehung. VIII u. 166 Seiten. Freiburg i. Br. 1926, Caritasverlag. Kart. M. 3,90.

Das Wort des Heilandes: „Ich war im Kerker und ihr kamt zu mir," verkündet unter anderem auch die Pflicht, das ganze Volk für die Insassen der Gefängnisse und Zuchthäuser zu interessieren. Wenn man aber die Literatur durchgeht, macht man die Erfahrung, daß diese so notwendige

Aufklärung über die Fachkreise vielfach nicht hinausgeht. In den wissenschaftlichen Zeitschriften für Juristen usw., in gelehrten Büchern ist schon viel abgehandelt worden über die eigenartige Welt der Gefangenen. Literarische Erzeugnisse, die sich nicht bloß an Fachgelehrte, sondern an das große Publikum wenden, um aufklärend und weckend zu wirken, trifft man selten. Es ist allerdings in diesem Punkte jetzt anders geworden. Seit der Einführung des neuen Strafvollzuges trifft man in nichtjuristischen Zeitschriften, in Tagesblättern und in Parlamenten eigenartiges Interesse für die Welt hinter den Mauern. Unter dieser Literatur ist das Buch des Anstaltsoberpfarrers Richard Gutfleisch in Bruchsal in jeder Beziehung eine Glanzleistung. Es richtet sich nicht bloß an Fachleute, sondern auch an die Laienwelt, es will das Interesse und die so notwendige Mitarbeit aller Volkskreise gewinnen. Man kann dem Caritasverlag nicht genug dankbar sein, daß er dieses wissenschaftlich hochstehende, aber doch volkstümliche Buch über Strafvollzug und Erziehung in Druck und Vertrieb genommen hat. Möchte der rührige Verlag gerade auf diesem Gebiete rastlos weiterarbeiten! Der überaus belesene und gelehrte Verfasser behandelt: 1. Das Ziel der Gefängnisstrafe, 2. Objekte der Gefängnisstrafe, 3. Die Erziehungsmittel des Gefängnisses: A. Die Gefängnisordnung, B. Die Arbeit, C. Die Gesundheitspflege, D. Schule und Unterricht, E. Seelsorge und Fürsorge, 4. Die Erzieher.

Viele haben den Wunsch, einmal ein Gefängnis hinter den Mauern zu sehen, mit den Insassen zu sprechen und das ganze Leben dort kennen zu lernen. Dieses Buch führt ein in diese interessante Welt, nicht etwa zur Befriedigung der Neugierde, nein, es möchte für die Not der Gefangenen Hilfe wachrufen, das Mitleiden ganzer Volkskreise erwecken und zur allgemeinen Fürsorge, auch für die Entlassenen, Stimmung machen. Es ist ein ernstes Buch, aber es ist auch eine ernste Pflicht, Herz und Hand bereit zu halten für die unglücklichen Brüder und Schwestern hinter den Gittern. Wir haben unter dem Volk, auch draußen auf dem Lande, Leute genug, die für derartige Fragen, welche Gutfleisch erörtert, reges Interesse haben. Darum sollte neben den Romanen usw. in der Borromäusbibliothek dieses aktuelle Buch stehen. Wenn bei einer zweiten Auflage manche Fremdwörter verdeutscht würden, könnte das Buch an Volkstümlichkeit nur gewinnen.

Bruchsal. Jakob Ebner.

Gesundheitspflege . Heilkunde . Sport

Gesundheits-Katechismus (mit Holzschnitten) von Dr. Bernh. Christoph Faust, Bückeburg 1794. Im Faksimile herausgegeben von Dr. med. Martin Vogel. Dresden 1925, Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt.

„Zum Gebrauche in den Schulen und beim häuslichen Unterrichte" wird das prächtige Werkchen nicht mehr dienen können. Daran hat der Herausgeber auch nicht gedacht. Die Art und Weise, in der Dr. Faust uns von der Gesundheit, der Lebensdauer, von der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, von der Kinderpflege und Erziehung, dann von den Nahrungsmitteln, dem Schlafe, der Schönheit und Vollkommenheit des Körpers, von Krankheiten, Aerzten, Arzneien, Pockenbekämpfung usw. berichtet, ist, pädagogisch gedacht, ebensowenig haltbar, wie manche Darlegungen, die eben dem heutigen Stande des Wissens nicht mehr entsprechen.

Auf der anderen Seite strotzt der Gesundheitskatechismus geradezu von köstlicher Lebensweisheit. Es ist ein Genuß, dem großen Menschen Bernh. Christoph Faust zuzuhören, wie er seine Lehren mit Ewigkeitswerten durchtränkt bei rührend naiver Sprache, zum letzten Ende, die „Glückseligkeit" der Menschen zu fördern. Manches Wissenschaftliche ist zudem gleichsam aus unseren heutigen Anschauungen herausgeschnitten, beispielsweise die Ernährung, das Schuhwerk u. a. betreffend. 1794! werden für das 12. bis 18. Lebensjahr Leibesübungen, ja sogar „ordentliches" Baden für die Schulkinder wöchentlich einige Male empfohlen (heute noch nicht in allen Staaten obligatorisch eingeführt!).

Das vorliegende Kulturdokument ist ohne das vorgesehene Erläuterungsheftchen nur für den gebildeten Leser geeignet.

Bonn. Alois Wolff.

Gabschuß, Georg: Vom Spazierengehen. München 1926, Verlag der Aerztlichen Rundschau, Otto Gmelin. 37 S. M. 1,—.

Jeder sollte dieses herrliche Büchlein lesen in seiner fesselnden, bilderreichen Sprache, in seinem feingeistigen Humor, in der Gediegenheit seines Inhaltes, wissenschaftlich und allgemein menschlich betrachtet. Wie viele Menschen haben „die schöne Kunst des Spazierengehens" verlernt. Die Philisterhaftigkeit, die Jagd nach zweifelhaften Großstadtgenüssen, das Triebrad des Arbeitsmechanismus haben das Naturgefühl der Seele erstarren lassen. Wir müssen wieder lernen, im Betrachten der Natur Körper und Geist zu erholen, unsere rhythmischen Inhalte zu erwecken, unsere geistige Persönlichkeit zu bereichern im reinsten aller Genüsse, im Naturerleben. Das führt zurück zur Verinnerlichung des Menschen!

Trefflich werden auch die Einwirkungen des Spazierengehens auf den Körper geschildert, insbesondere was die Kraft des Lichtes und der Luft und der Bewegung für das Nervensystem, die blutbildenden Organe und den gesamten Stoffwechsel bedeuten. Endlich lesen wir von der Technik des Spazierengehens. Ein prächtiges Werkchen.

Bonn. Alois Wolff.

Grafe, E., u. Otto-Martienssen, J. H.: Hygiene der Lunge im gesunden und kranken Zustande. Mit 1 farbigen, 3 schwarzen Tafeln und 16 Abb. Stuttgart, Verlag von Ernst Heinrich Moritz (Bücherei der Gesundheitspflege, Bd. 8). Brosch. M. 1,80, geb. M. 2,80.

Das Buch ist Wegweiser einer gesunden Lebensführung, speziell der Lunge gewidmet. Von Fachärzten in gemeinverständlicher Weise dargestellt, lesen wir eine gute Schilderung der Aufgaben und des Baues der Lungen. Daran schließt sich eine Abhandlung über die Erkrankungen der Atemwege (mit Anleitung für hygienische Atemgymnastik). Gesondert werden die Lungentuberkulose und ihre Hygiene besprochen, der Tuberkelbazillus und seine Verbreitung, die Bedeutung der Disposition, die Erscheinungsformen der Tuberkulose und ihre Bekämpfung, endlich die Lungenfürsorge. Gute Abbildungen unterstützen das Verständnis der Lektüre, die jedermann, Gesunden wie Kranken, angelegentlichst empfohlen werden kann.

Bonn. Alois Wolff.

Matthias, Eugen, u. Giesen, Fritz: Männliche Körperbildung. Band 1: Grundlagen und Wege; Band 2: Wert und Ziele. Je 136 S. München 1926, Delphin-Verlag.

Der Gedanke, daß Körperbildungsfragen etwas feminines seien, wird im vorliegenden Werke grundsätzlich abgetan. Die Herausgeber fassen zudem das Thema bedeutend weiter, indem sie betonen, daß systematische Körperbildung eine Angelegenheit des ganzen Menschen, namentlich auch des sittlichen Willensmenschen ist, ein festes Wollen und ein tiefes Verantwortungsgefühl gegenüber dem vom Schöpfer geschenkten Menschenleibe bedingend. Körperbildung und -erziehung, vom Ernst erfaßt und nach großen Gesichtspunkten geleitet, ist frei von der einseitigen Entwicklung bloßer Körperleistung, hat Zielrichtung auf die Gewinnung charakterbildender Fermente, die uns Führer, Köpfe, Persönlichkeiten gibt.

Obgleich eine ganze Reihe von Autoren daran mitarbeiteten, ist das Werk einheitlich durchgeführt dank seiner scharfen Disposition, die man wohl den Herausgebern gutschreiben darf. Matthias und Giese haben auch die Abfassung der Einzelthemata in bewährteste Hände gelegt, so daß wir, kurz gesagt, eine prächtige Leistung vor uns haben. Wer einen mächtigen Kulturfaktor nicht nur mit der Oberflächenbrille betrachten will, wer auf der anderen Seite diesen Dingen ablehnend gegenüberstehen zu müssen glaubt — Mangel an Vertrautheit mit der Materie gebiert Hilflosigkeit —, der nehme das vorliegende Werk zur Hand, und er wird es nie bereuen.

Der erste Band enthält die Darstellung der anatomischen und physiologischen Voraussetzungen und stellt die Einwirkung der Körperbildung auf die Volksgesundheit und auf den Charakter dar. In einer Weise, die jeden gebildeten Leser interessieren muß, ist die Biologie des Körpers als Ausgangspunkt herausgearbeitet und zur Persönlichkeit in Beziehung gesetzt, ist die „Biologie des Ichs" dargestellt. Sodann sind die Wege, welche die Technik der Körperbildung

des Mannes zu gehen hat, kritisch gewürdigt in Anlehnung an die Gebiete: Turnen, Gymnastik, Sport und Spiel.

Im zweiten Band findet sich Obiges in Beziehung zur Gegenwart gesetzt, zivilisatorisch und kulturell. Abgehandelt ist u. a. über folgendes: Vom Wesen und Ziel der deutschen Leibesübungen; Sportformen und Charakter, deutsche Wirtschaft und Volkssport; Ausgleichswert; Industrielle Sportkultur, Sport und Landwirtschaft; Leibesübungen und geistige Arbeit; zur Aesthetik männlicher Schönheit usw. Das Bildmaterial, besonders des zweiten Bandes, unterstützt wirkungsvoll den Text. Strenge Wissenschaftlichkeit und Sachlichkeit tragen dazu bei, dem Werke den Wert eines Volkserziehungsbuches zu geben.

Bonn. Alois Wolff.

Lebensbilder . Briefe

Schlözer, Karl von: Menschen und Landschaften. Aus dem Skizzenbuch eines Diplomaten, herausgegeben von seinem Bruder Leopold von Schlözer. 327 S. Stuttgart 1926, Deutsche Verlagsanstalt. M. 10,—.

Karl von Schlözer ist der Neffe des berühmten Kurt von Schlözer, des Diplomaten der Bismarckzeit. Kurt von Schlözer ist vor allem durch seine Römischen Briefe bekanntgeworden. Mit dem großen Onkel kann nun der Neffe nicht verglichen werden, obwohl er nicht uninteressant ist. Es ist nicht die Tiefe der politischen Einsichten, durchdringende Menschenkenntnis, die uns an diesem Buch anzieht, sondern gerade die prächtige und glänzende Oberfläche von Menschen und Landschaften, die Schilderung, die Selbstbiographie eines sympathischen, normalen, durchschnittlichen Typus einer gehobenen Gesellschaftsschicht am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Zu dem Text hat Leopold von Schlözer gut unterrichtende Anmerkungen geschrieben. Geist und Gesinnung des Buches sind weltmännisch, gepaart mit einer schlichten Natürlichkeit. Bilder aus fernen, schönen Gegenden, fremdartige Menschen und Abenteuer ziehen in raschem, buntem Durcheinander an uns vorüber. Die Stationen dieses Lebenslaufes sind Militärzeit in Straßburg, Universitätszeit in Göttingen, Referendarjahre in der Mark, Diplomatenjahre in Petersburg, Rio de Janeiro und Belgrad. Kein sehr anstrengendes und sehr wertvolles, aber ein unterhaltendes Buch eines liebenswerten Menschen, der tatenlustig war, und so hätte man damals wohl gesagt: gebildet, angeregt und interessiert. Ansichten, die die Sitten verletzen, werden nicht vertreten, ein antirömischer Affekt ist fast unmerklich und fast ganz versteckt an einigen wenigen Stellen sichtbar.

Bonn. Paul Adams.

Briefwechsel zwischen Mörike und Friedrich Theodor Vischer. Herausgegeben von Robert Vischer. 355 S. Mit fünf Abbildungen und Faksimiles. München 1926, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Der Briefwechsel setzt ein mit einem Briefe Vischers an Mörike, datiert vom 3. November 1830, als Vischer 23 Jahre alt und Vikar in Horrheim war, Mörike aber als Sechsundzwanzigjähriger bereits den Maler Nolten seinem Freund im Manuskript vorlegen konnte und als Vikar schon verschiedene Stationen hinter sich hatte. Er schließt mit einem nicht näher datierten Briefe Mörikes aus dem Jahre 1874. Am 4. Juni 1875 starb Mörike. Den über 34 Jahre sich erstreckenden Briefwechsel teilt der Herausgeber, F. Th. Vischers Sohn, in drei Reihen ein: Jugendbriefe 1830—34 (die umfangreichste Serie), Briefe aus dem Mannesalter 1837—1866 und die spärlichen Altersbriefe 1867—1874. Beigefügt sind: eine Erzählung Vischers aus seiner Vikarzeit ‚Ein Traum', Vischers Nachruf an Mörikes Grab, seine Rede bei der Einweihung des Mörike-Denkmals und sein Gedicht bei Bekränzung der Büste des Dichters. Anmerkungen des Herausgebers klären über einzelne Stellen des Briefwechsels auf. Den Schluß bildet ein Register.

Wer den streitbaren Charakter des Junghegelianers Vischer kennt, erwartet in dem Briefwechsel eine Widerspiegelung seiner Weltanschauung und seiner Kämpfe mit der gläubigen altwürttembergischen Pastoren-

partei und ist gespannt, wie der sanfte, zum einsamen Träumen neigende Mörike mit dem ungestümen Freunde zurecht kommt. Derartige Erwartungen werden nicht erfüllt. Wohl fällt dann und wann mal ein ingrimmiges Wort wider die Pfaffen, und aus der Erzählung ‚Ein Traum' im Anhang erkennt man den Geist der berüchtigten ‚Phahldorfgeschichte' im Embryo, aber den Hauptinhalt der Briefe bildet ein kritischer Gedankenaustausch über die poetischen Erzeugnisse der beiden Freunde. Man lobt, man kritisiert, wägt bis auf den einzelnen Vers ab und berät über ein gut honoriertes Unterkommen bei einem Verleger. Der ungestüme Dränger ist Vischer, während Mörike die Sachen mehr an sich herankommen läßt. Auch merkt man aus Vischers Briefen heraus, daß ihm Mörike notwendiger ist als umgekehrt. Aber auch Mörike zeigt sich ab und zu von der Seite des profitlichen Schwaben. Der Stil ist bei beiden kräftig, von seltener Bildkraft, belebt von Witz und schwäbischen Kraftausdrücken. Aber Mörike ist doch im Besitz der volleren Schale. Wer nicht bereits über Vischer und Mörike gründlicher orientiert ist, wird dem Briefwechsel weniger Interesse entgegenbringen. Wem es aber darum zu tun ist, eine gründliche Literaturkritik an der Arbeit zu sehen, und deshalb gleichzeitig sich in die kritisierten Dichtungen der beiden Freunde einliest, wird reichen Gewinn aus dem Buche ziehen. Auch seine Kenntnis der Charaktere dieser beiden Dichter wird bereichert.

Dettlingen. Hermann Herz.

Politik

Schweyer, Franz: Politische Geheimverbände. Blicke in die Vergangenheit und Gegenwart des Geheimbundwesen. VIII und 230 S. Lex.-8°. Freiburg i. Br., Herder. Gebunden in Leinwand M. 6,50.

In einer Zeit, die an der Geheimbündelei krankt wie kaum eine frühere Epoche, tut gründliche Aufklärung über Wesen und Geschichte dieser eigenartigen Erscheinung unzweifelhaft not, wenn gefährlichen Illusionen vorgebeugt oder wirksam entgegengetreten werden soll. Man weiß, wie üppig in Deutschland, das sonst der Giftpflanze des politischen Geheimbundwesens keinen sonderlich günstigen Nährboden darbot, dieses Gewächs nach der Katastrophe von 1918 ins Kraut geschossen ist. Mancher ehrliche Deutsche hat auf die sogenannten „vaterländischen Verbände" und ihre eindrucksvolle nationale Geste große Hoffnungen gesetzt und ist erst ernüchtert worden, als Vorgänge wie der Kapp- und Hitlerputsch und grauenhafte politische Morde ihn belehrten, wohin die Reise ging. Auch der Verfasser gehört zu diesen Enttäuschten, und es sind augenscheinlich seine bitteren Erfahrungen als bayrischer Innenminister gewesen, die ihm die Feder in die Hand gedrückt haben. Mit vollem Recht stellt er zeitlich und sachlich an die Spitze der politischen Geheimverbände die Freimaurerei, die weltanschaulich und soziologisch als der Wurzelstock aufgezeigt wird, aus dem sich dann in den folgenden zwei Jahrhunderten eine Unzahl verderblicher Schößlinge entwickelt hat. Die wichtigsten von ihnen werden an der Hand verlässiger Quellen mehr oder minder eingehend gewürdigt. An diese geschichtliche Uebersicht schließt sich dann als zweiter Teil des Werkes eine kritische Würdigung, die mit guten Gründen zu einer unbedingten Verurteilung des Geheimbundwesens gelangt.

Das höchst zeitgemäße Buch verdient die wärmste Empfehlung. Es gehört in die Hand jedes Gebildeten, besonders aber unserer studierenden Jugend.

Bonn. Albert Lauscher.

Hoermann, F. H.: Warnungszeichen in modernen Irrungen und Verwirrungen. Aufsätze und unpopuläre Kritiken. 174 S. 8°. Regensburg 1926, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Der ehemalige Schriftleiter der 1923 eingegangenen, inzwischen aber wieder auferstandenen „Historisch-politischen Blätter" hat sich in der vorliegenden Schrift, deren Inhalt größtenteils dieser Zeitschrift entnommen ist, anscheinend seinen Unmut über Preußen und seine Vormachtstellung im Reich, Zentralismus, Unitarismus, Demokratie und Parlamentarismus von der Seele geschrieben. Wer wissen will, was Partikularismus ist, der mag zu diesem Buche greifen. Niemand wird es dem Ver-

fasser verübeln, wenn er sein schönes Bayern lieb hat, und es schmerzlich empfindet, daß ihm seit Weimar soviel von seiner Eigenstaatlichkeit abhanden gekommen ist. Aber er sollte doch nicht übersehen, daß es den andern deutschen Ländern, selbst Preußen, nicht anders ergangen ist. Und wenn er mit Preußen und seinen Fürsten ins Gericht geht wegen ihrer früheren reichsverräterischer Politik, so darf er nicht vergessen, daß auch Bayern und die Wittelsbacher in dieser Hinsicht schwer gesündigt haben. Auch andere haben es getan, nachdem ihre einem machtlos gewordenen Kaisertum abgetrotzte „Eigenstaatlichkeit" es ihnen ermöglicht hatte. Solche Dinge sollten die Lobredner des Föderalismus doch im Auge behalten! In keinem Fall aber darf ein deutscher Mann mit dem Gedanken einer „vorübergehenden Trennung vom Reich" spielen, wie Verfasser es tut! (S. 100.) Er macht nicht einmal den Versuch, dem mühsam aus Schutt und Trümmern wieder aufgerichteten Deutschen Reich von heute gerechtzuwerden. Die republikanische Reichsregierung ist für ihn „nicht nur die Frucht des deutschen Umsturzes, sondern der kontinuierliche Umsturz selbst". Daß ihm dieser Satz trotz Republikschutzgesetz ungestraft hingegangen ist, obschon er nicht nur evident falsch, sondern zu Ende gedacht eine Aufreizung zum Aufruhr bedeutet, beweist jedenfalls, daß das heutige Regime weniger empfindlich ist als das frühere. — Das Buch enthält gewiß auch manche wertvolle Gedanken, aber man wird ihrer nicht froh. Es ist zu engbrüstig, zu stark rückwärts gewandt, zu sehr verwachsen mit Dingen und Formen, die nun einmal versunken sind.

Bonn. Albert Lauscher.

Länder- und Völkerkunde

Menz, Gerhard: Flutwende. Die Entwicklung der Beziehungen Chinas zum Abendland in den letzten 1000 Jahren. 163 S. 8°. Leipzig 1926, Hinrichs.

In den letzten Jahren sind wenige Bücher über den Osten erschienen, die nach der wirtschaftspolitischen Seite die Bedeutung des vorliegenden besitzen. Hier spricht ein Volkswirtschaftler — Menz ist Professor an der Handelshochschule in Leipzig — zu uns, der während der großenteils bösen Jahre 1913 bis 1919 in China geweilt und seine Kenntnisse über die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse und die bereits wirkenden oder noch unentfalteten Kräfte des Riesenvolkes an Ort und Stelle selbst erworben hat. Wie alle asiatischen Völker, so hat auch China schon lange Zeit zu den sogenannten „Depressionsgebieten" gehört, die nach den Ausführungen Arthur Balfours, des ehmaligen englischen Premier-Ministers, gelegentlich des Lordmayorbanketts in London am 9. 11. 1905 für die sogenannten „zivilisierten Mächte" große Gefahren in sich bergen. Die politischen Depressionsgebiete, die sich von Korea bis nach Marokko erstrecken, werden, wie Balfour schon vor 20 Jahren gesehen hat, einmal „das Hauptsturmzentrum der Welt" werden. Gerade China ist zurzeit im Begriff, aus der Depressionszone herauszurücken und zu einem politischen und wirtschaftlichen Hochdruckgebiet zu werden. Infolgedessen haben wir die Pflicht, diesen Entwicklungsprozeß mit größter Aufmerksamkeit zu verfolgen und alle Publikationen zu beachten, die sich mit diesen für die Zukunft des Abendlandes so eminent wichtigen Problemen beschäftigen.

Menz ist der Aufgabe, die er sich gestellt, voll und ganz gerecht geworden. In sechs Kapiteln schildert er die Beziehungen zwischen China und Europa beim Beginn ihrer neueren Geschichte, den Opiumkrieg und den Vertrag von Nanking, Chinas endgültigen Anschluß an das moderne weltpolitische System, seine Umwandlung zum Depressionsgebiet, die chinesische Revolution und endlich Zukunftsfragen. Er bietet genug des Interessanten, und aus seiner historischen Darstellung ersieht man an mehr als einer Stelle, wie scheinbar geringfügige Ereignisse weltpolitische Bedeutung erlangen und unabsehbare Folgen zeitigen können. In den „Zukunftsfragen" erörtert Menz alle Möglichkeiten, die sich aus der Entwicklung Chinas zum politischen Hochdruckgebiet ergeben können. Den abendländischen Völkern stellt er keine besonders glückliche Prognose, und er kommt zu dem Schluß, daß Europa durch den Verlust des asiatischen Absatzgebietes für

seine Industrieerzeugnisse auf die Dauer verarmen muß. Das europäische Erwerbslosenproblem ist seiner Meinung nach von diesem weltpolitischen Standpunkt aus zu betrachten und die erste Folgeerscheinung der angedeuteten Entwicklung. Aus dem Gesagten ergibt sich schon, daß das Buch außerordentlich beachtenswert ist und dem gebildeten Leser wirklich **empfohlen werden** kann.

Godesberg. Willibald Kirfel.

Hagemann, Walter: Das erwachende Asien, Arabien, Indien, China. 49 Abbildungen, 4 Karten. 159 S. 8°. Berlin 1926, Germania. Lbd. M. 6,—.

Lehrreiche Reisebeschreibung, welche die bedeutenden weltpolitischen Fragen des erwachenden Asiens von der Türkei bis nach Japan klar und scharfblickend behandelt. Als Einführung und zur Weckung des Verständnisses für die weltpolitische Bedeutung des heutigen Asiens ist dies Buch auch für die reifere Jugend sehr geeignet.

Bonn. Wilhelm Heffening.

Niedermayer, Oskar von: Unter der Glutsonne Irans. Kriegserlebnisse der deutschen Expedition nach Persien und Afghanistan. 330 S. 8°. Zahlr. Abb., 1 Karte. München 1925, Einhornverlag. Brosch. M. 7,—, gbd. in Lwd. M. 10,—.

Nächst dem kurzen lückenhaften Bericht W. O. von Hentigs (Meine Diplomatenfahrt ins verschlossene Land. Berlin 1918, Ullstein) über die deutsche Afghanistan-Expedition des Jahres 1915/16 ist dieses Buch die erste Veröffentlichung über diese Expedition, und zwar von ihrem Führer selbst. Mit sorgenvollem Bangen und leisem Grauen liest man die Seiten über den Marsch durch die Salzwüste unter den größten Entbehrungen bei 50° C. im Schatten, den Durchbruch durch die russisch-englischen Linien an der afghanischen Grenze. Von Kabul kehren die Expeditionsteilnehmer getrennt unter den größten Strapazen und Gefahren in die Türkei zurück. Nicht allen gelingt es. Der Expeditionsleiter kommt als Turkmene, Afghane, Belutsche und schließlich als Mekkapilger verkleidet durch. In die Hände der Russen gefallen, bleibt er unerkannt und wird wieder freigelassen. Bewundernswert sind die Leistungen dieser Expedition, die mit den kleinsten Mitteln das Größtmöglichste erzielte. Nach englischen Zeugnissen ist es damals dieser Handvoll Deutschen gelungen, ein Jahr lang England in Indien zu beunruhigen.

Bonn. Wilhelm Heffening.

Geyer, Xaver, Titularbischof von Trocmadä: Bei den Deutschamerikanern. 264 S. Gr. 8°. Köln, Verlagsbuchhandlung J. P. Bachem.

Um die notwendigen Geldmittel für die von ihm geplante Pflanzstätte für auslandsdeutsche Seelsorge zusammenzubringen, hat Bischof Geyer eine anderthalbjährige Reise durch die Vereinigten Staaten unternommen, die er in der vorliegenden Schrift mit packender Anschaulichkeit beschreibt. Wer sich über die Licht- und Schattenseiten der „Neuen Welt", insbesondere über die Verhältnisse bei den Deutschamerikanern, unterrichten will, wird in dem Geyerschen Buche mancherlei wertvolle Belehrung finden. Schade nur, daß Karten und Illustrationen, ohne die man sich heute die Reiseliteratur doch eigentlich nicht mehr vorstellen kann, vollständig fehlen. Das ist ein Mangel, den man um so mehr bedauern muß, als er der weiten Verbreitung, die man dem Buche wünschen möchte, wahrscheinlich recht hinderlich sein wird.

Bonn. Albert Lauscher.

Literaturgeschichte

Hammerschmidt — Rohfleisch: Deutsches Denken und Dichten seit Herder. IV und 257 S. 8°. Paderborn 1927, Ferd. Schöningh. In Ganzleinen M. 6,60.

Der Stoff dieses Buches ist gewiß nicht neu; aber neu ist die hellsichtige Kraft, mit der die deutsche Dichtung der letzten 150 Jahre als Blüte und Frucht des gesamten Geisteslebens der Nation erfaßt wird. Hier ist die Zweiheit von Denken und Dichten wieder zur Einheit zusammengewachsen. Die geistesgeschichtliche Bedeutung von Herder und Kant, Fichte und Hegel, Feuerbach, Schopenhauer und Nietzsche wird uns hier in packender Ueberschau erschlossen. So erwachsen die führenden Dichter organisch aus dem

Geist ihrer Zeit. Der ganzen Goethephilologie zum Trotz erscheint selbst der Altmeister von Weimar in neuer Beleuchtung. Die Eigenart der Schwaben, die formenden Kräfte von Schillers Räubern, die hinreißende Wucht des Feuerkopfs Görres, Storms herbzarte Weise, Nietzsches titanische Gewalt, Liliencrons Sinnenfreudigkeit und hundert andere Geisteswerte treten plastisch hervor. Mitreißend ist das Buch auf jeder Seite, selbst wo es zum Widerspruche reizt. Allerlei Uebertreibungen, Flüchtigkeiten, Satzaufschwellungen stören. Bei Anzengruber vermisse ich die Dramen. Schelling ist doch trotz Fichte der Philosoph der Romantik; aber er wird nur mehrfach genannt, nie genauer charakterisiert. Grabbe und Wildenbruch sind doch wohl so bezeichnend für eine ganze Richtung, daß sie nicht fehlen dürften, auch wenn die Verfasser nur „Ueberblicke vermitteln" wollen. Bei dem Drange, die moderne Geistesrichtung zu verstehen und das verborgene Leben der großen Werke zu erwecken, haben die Verfasser in einer begreiflichen Reaktion gegen pastorale und pädagogische Aengstlichkeit oft allzu unbedenklich gelobt. Aber die zwei geistvollen Schulmänner wollen ja kein Schülerbuch schaffen, auch keinen handlichen Band für Volksbüchereien liefern, sondern denkenden Köpfen den Weg weisen aus zergliedernder Enge zur großzügigen Wesensschau der deutschen Geistesgeschichte.

Dalheim (Rhld.) Meinrad Vonderheide.

Bruns, Felix H.: Die größte Mystifikation in der Weltliteratur. Braunschweig 1926, Verlagsgesellschaft. 143 S. mit 30 Abb.

Der Verfasser will in dieser Schrift dartun, daß nicht Shakespeare, sondern Francis Bacon der Verfasser der Shakespeareschen Werke ist. Er geht sehr scharf ins Zeug, so daß der Ton manchmal nicht der ist, den man in einem wissenschaftlichen Buch, und das will und soll seine Schrift ja sein, gewohnt ist. Shakespeare und Ludendorff in einem Atemzug ist trotz alledem ein Unding. Denn der Name Ludendorff beweist in der Sache wirklich aber auch gar nichts. Die anderen „Wenn" und „Aber" über unser Unglück im Weltkrieg, das wir dadurch erlitten haben sollen, daß wir keine wirklich geheime Chiffreschrift besaßen, lösen auch die Frage der Urheberschaft an den unter dem Namen Shakespeare gehenden Werken nicht. Ich gestehe gerne, daß ich die Schrift mit großer Spannung gelesen habe, aber ich will vorderhand mit vielen Größeren weiter irren, bis man mir das Richtige leichter begreiflich macht, als es in dieser schwierigen Studie über die Dechiffrierung aus den Shakespeareschen Werken geschehen ist.

Bochum. Florian Asanger.

Kunst

van der Briele, Wolfgang: Westfälische Malerei von den Anfängen bis auf Aldegrever. 146 S. u. 59 Tafeln, 8°. Dortmund 1926, Fr. Wilh. Ruhfus.

Die westfälische Malerei von ihren ersten Anfängen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts gehört, obwohl nicht unbedeutend, keineswegs zu den am meisten allgemein bekannten Gebieten der deutschen Kunstdenkmäler. Schon deshalb verdient die vorliegende Arbeit, die auf Grund weitgehender Studien die Forschungsergebnisse über jene altwestfälische Malerei zusammenfaßt und mit sachkundigem Urteil die einzelnen Denkmäler derselben bewertet, besondere Anerkennung. Die Behandlung des zum Teil entlegenen Stoffes ist sachlich und solide. B. ist Gegner einer verstiegenen, subjektivistischen Betrachtungsweise der Kunst, wie sie in der deutschen Kunstliteratur, namentlich der letzten Jahrzehnte, nicht so ganz selten war. Seine Wahrheitsliebe verschließt sich nicht vor den Mängeln der altwestfälischen Malerei und ist mit dem Mute gepaart, auf solche Schwächen gelegentlich ausdrücklich hinzuweisen. In klarer, leichtverständlicher Sprache geschrieben, in satten Antiquatypen buchtechnisch vollkommen gedruckt und mit 59 ganzseitigen Abbildungen in Netzätzung ausgestattet, ist das Werk durchaus geeignet, gediegene kunstgeschichtliche Kenntnisse weiten Kreisen zu vermitteln.

Bonn. Remigius Boving.

Bilder zur Kunstgeschichte. Für die Schule ausgewählt und erläutert durch die Direktoren Dr. Ernsing, Dr. Pigge und Geheimrat Dr. Widmann. IV u. 102 S., 155 Abb., 3. durchgesehene Aufl. Münster i. W. 1926, Aschendorffsche Buchhandlung.

Diese ‚Bilder der Kunstgeschichte' sind zu einem kurzgefaßten Leitfaden der Kunstgeschichte geworden, der mit den wichtigsten kunstgeschichtlichen Tatsachen und Namen bekannt machen will. Verständlichkeit der Sprachform, Uebersichtlichkeit des Stoffes und Diskretion in der Auswahl der Abbildungen empfehlen ihn für die erste Beschäftigung der studierenden Jugend mit der Kunstgeschichte. Mehr als ein Drittel der Schrift ist der Kunst des Altertums gewidmet. Die Verfasser hatten wohl als Leser ihres Werkes zunächst Schüler des humanistischen Gymnasiums im Auge. Durch eine vollkommene Vertrautheit der Verfasser mit der neuesten kunstwissenschaftlichen Literatur wären einige sachliche Unrichtigkeiten, die in der Schrift zu beanstanden sind, hier aber nicht im einzelnen genannt werden können, leicht vermieden worden. Wohltuend berührt die katholische Weltanschauung, die in der Schrift herrscht.

Bonn. Remigius Boving.

Kühnel, Joseph: Von der ‚Enkelin Gottes'. Gedanken über religiöse Kunst. VII u. 128 S. mit 8 Bildern, 8°. Freiburg i. Br. 1926, Herder.

Der bekannte geistvolle theologische Schriftsteller J. Kühnel hat sich in diesem Werk auch zu theoretischen und geschichtlichen Fragen der bildenden Kunst geäußert, und zwar in einer Sprache, die oft wie Musik klingt. Soweit seine Darlegungen Grenzfragen des Künstlerischen betreffen, die diesseits der eigentlichen Welt der Kunst, im Bereiche der Philosophie und Theologie liegen, sind sie reich an leuchtenden, fruchtbaren Gedanken. Deswegen ist die Schrift sehr lesenswert. Aber nach all den gediegenen Veröffentlichungen, die uns die Kunstwissenschaft über Sein und Geschichte der Kunst geschenkt hat, muß man von einem Buch, das sich ‚Von der Enkelin Gottes' betitelt, doch mehr erwarten, als hier geboten wird. Wenn man eben nicht Fachmann in der Kunstwissenschaft oder bildender Künstler ist, wird man jetzt noch schwerlich viel wirklich Bedeutendes zur Lösung und Klärung spezifischer Fragen der bildenden Kunst sagen können, selbst mit den geistvollsten Aphorismen nicht, die bekanntlich oft begrifflich sehr dehnbar sind. Leider hat der V. auch nicht alle offenbaren Uebertreibungen in seiner Schrift vermieden. Sätze wie: „Die Gotik ist nicht Kunst, sie ist Natur. Die Gotiker waren Besessene Gottes, vom göttlichen Leben Trunkene. Die Gotiker waren von göttlicher Gnade Vergewaltigte" (S. 105), sind auch im Zusammenhange doch zu überschwänglich. Man darf die Gotik überhaupt nicht vorzugsweise als das Erzeugnis eines Rauschzustandes auffassen. Wie viel nüchterne Mathematik ist im Kölner Dom verkörpert! Die buchkünstlerische, sowohl die rein typographische als auch die illustrative, Ausstattung des Werkes verdient besondere Anerkennung.

Bonn. Remigius Boving.

Wurm, Alois: Das Erbe des Heilandes. Zwölf Erwägungen mit Bildern von Felix Baumhauer. 30 S., 12 Abb. Regensburg o. J., Habbel.

In diesem Schriftchen sind die farbenprächtigen, gut reproduzierten Bilder von dem bekannten Felix Baumhauer das Primäre. Sie stellen Szenen aus dem Leben Christi dar, von seiner Geburt bis zur Sendung des Hl. Geistes. Der Text will keine gegenständliche oder formale Deutung der Bilder geben. Er entnimmt von den Bildern nur das Thema und knüpft daran selbständig und still seinen Weg gehend jedesmal eine sehr kurze, aber kernige und gehaltvolle religiöse Erwägung. Indes auch so stimmen Bild und Wort gut zusammen, da in beiden derselbe Geist weht und wirkt. Sie dienen wirksam dem hohen Ziele, zu wachsen in der Erkenntnis und Liebe Christi und der Besinnung auf ernste Lebensfragen.

Bonn. Remigius Boving.

Roh, Franz: Nach-Expressionismus. Leipzig 1925, Klinkhardt und Biermann.

Der Verfasser dieses Buches, das in aus-

gezeichneter Weise die Probleme der neuesten europäischen Malerei darlegt, wurde von dem Nachfolger Wölfflins in München, Wilhelm Pinder, (in der Festschrift für Joh. Volkelt) als „einer der wenigen geborenen Darstellungskünstler der heutigen Kunstwissenschaft" bezeichnet. Und wirklich ragt seine Schrift als ein Werk echter Geisteswissenschaft unter der Kunstliteratur der Gegenwart dadurch hervor, daß er reiche künstlerische Anschauung mit bedeutender philosophischer Begabung vereinigt. Er gibt ein fast erschütterndes Bild von der geistigen Krisis unserer Zeit, die sich künstlerisch in der Verflüchtigung der Wirklichkeit durch den Impressionismus und in der Vergewaltigung der Realität durch den Expressionismus bekundet. Auf der einen Seite wird nur noch Dinglichkeit gesehen. Auf der andern herrscht verquälte und willkürliche Geistigkeit. Das absolute Nichts öffnet sich hinter dieser Kunst. Er findet nun, daß ganz neuerdings ein Wandel eingetreten sei. Es zeigt sich ein neuer spröder Anfang. Das Bild will wieder sachlich und bis an die Spitzen durchgestaltet sein. Im Nachexpressionismus wird das Wunder einer ruhigen und klaren Existenz zu spüren gegeben. Er steht zwischen den beiden Extremen eines strukturlosen Sensualismus und einer überstrukturierenden Schematik und ist also Mitte, die die Gegensätze in sich gespannt vereinigt. Diese Malerei gibt sich ehrfürchtig der Welt hin, schildert sie aber nicht nur ab. Sie ist voller Geheimnis, das sie aber nicht im Fernen und Abseitigen sucht. Es ist eine Kunst des „magischen Realismus", schlicht und tief wie etwa die griechische Plastik des 5. Jahrhunderts, die sich kaum von der Realität unterscheidet und in der Wirklichkeit das Geheimnis entdeckt. Sie gibt die Wirklichkeit objektiv, in einfachen Kompositionen und ohne offene Erregung, in ihrer Tiefe. Es ist die Kunst einer neuen Sammlung und einer neuen im geheimen glühenden Monumentalität, eine Art neuer Klassik, die ganz aus unserer Zeit kommt. — Rohs Ausführungen sind bedeutender als die Kunst, der sie gelten. Zwar gibt es Tendenzen zu dem von ihm geahnten Stil; aber der Stil ist nicht selbstverständlich da. Es ist sicher, daß er die Krisis und ihre Lösung richtig sieht. Aber die Malerei, auf die er hinweist, ist nur der Schatten jener Kunst, die die Lösung bringen kann. Sie ist heute weder realistisch noch magisch, d. h. sie hat nicht die Kraft zur Eroberung und Vergegenwärtigung der Wirklichkeit, die sie mehr plakathaft mitteilt, und sie hat nicht die echte Beziehung zu den Geheimnissen gefunden, von denen der Genius immer neu berührt ist, da sie ein Mirakel vortäuscht und das Wunder nicht erlebt hat. Eine merkwürdige Erscheinung, die vielleicht für unsere Zeit typisch ist: daß nämlich in ihr die schöpferischen Leistungen fraglich sind, Leistungen der Erkenntnis aber in seltener Fülle und von seltenem Range vollbracht werden.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Kühnel, Ernst: Die Kunst des Orients. Die sechs Bücher der Kunst, 2. Bd. Wildpark-Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. M. 10,—.

An rund 170 vorzüglichen Abbildungen wird in diesem Buche die Kunst des Orients erläutert, deren Struktur sich uns trotz der noch ungenügenden Denkmälerkenntnis allmählich klärt. Die Darstellung dieses riesigen Gebietes, das bisher zu unserm eigenen Schaden vernachlässigt worden ist, muß fast grausam kurz sein, ist aber klar und zweckmäßig angelegt. Die Kulturen des Islams, Indiens und Ostasiens werden unter Benutzung der neuesten Forschungen in einer Weise behandelt, daß im Leser der Sinn für ihre überwältigende Hoheit geweckt wird. Sie erscheinen letztlich alle als ein großes metaphysisches Ringen um die Erkenntnis des Weltgrundes. Es spricht für die methodische Angemessenheit des Buches, daß es das Religiöse, das für diese Kunst in der Mitte steht, auch in die Mitte stellt. Um so mehr bedauert man eine gelegentliche Ehrfurchtslosigkeit dem Christentum gegenüber. Seite 10: „Vor Mohammeds klarer und ernster Glaubensformel zerstob das ganze Spinngewebe eines unfaßlichen Trinitätsdogmas." Ein solcher Satz trübt den Wert des grade für Laien geeigneten Werkes, das die Anschauung ungeheuer erweitert und als Kunde von der metaphysischen Richtung ganzer Kulturen erhebt.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Schöne Literatur

1. Gedichte

Seidel, Ina: Neue Gedichte. 79 S. Stuttgart 1927, Deutsche Verlagsanstalt.

Diese neuen Gedichte von Ina Seidel sind golden reife Früchte, prall von Erdsäften und Himmelsgluten. Weil sie „geliebte Verwandtschaft" verbindet mit Bäumen, Blumen und Tieren, darum weiß sie die Dinge beim innersten Namen zu nennen und erkennt ihr Wesen, wie man den Bruder erkennt. Weil sie die geheimsten Stimmen, selbst die der Stille zu erhören und deuten vermag, kann sie im Bewußtsein ihrer Begnadung frohlocken: „Hundertfältige Erde, wie süß kannst du reden!" Aber auch dem Lichte gehört ihr Herz wie des Baumes Sehnen, und der Imme gleich, die zur Honigblüte flügelt, sucht ihre Seele die Stille: Gottes Duft.

Worms. Peter Bauer.

Bittrich, Max: Der Sünder. Die Beichte einer großen Liebe. 66 S. 2. Aufl. Berlin 1927, Verlag Deutsche Landbuchhandlung.

Die Beichte ist ein Gedichtzyklus, der im Wechsel von lyrischen Strophen mit balladenartigen Sängen das Schicksal eines jungen Menschen gestaltet, der den Beschimpfer seines Mädchens niederstreckt, flüchtet und in leid- und heimwehvollen Jahren bei der Fremdenlegion seine Schuld büßt. Nicht alle Verse befriedigen. Oft reihte der Dichter, dem packende Bilder gelingen, allzu leicht die Zeilen. Zu einem kleinen lyrischen Juwel aber wurde das schlichte, innige „Erinnerung an die ferne Geliebte".

Worms. Peter Bauer.

Mayer-Eschenbacher, Ferdinand: Ausgewählte Gedichte. 46 S. München 1927, Kösel und Pustet.

Der Stoffkreis, an dem sich Blick und Gefühl dieses Oesterreichers entzünden, ist kein großer. Meist sind es sozusagen sonntägliche Dinge, wie ein Stückchen Natur, das Spiel der Orgel, der Gesang der Gläubigen, die Monstranz, die er mit intensiver Beschreibung in Gestalt zu bannen sucht. Dabei gelingt es ihm nicht immer, durch das körperhafte Außen den Herzstrom des Drinnen durchbluten zu lassen. Solche tote Stellen verraten sich schon durch abgegriffene und oberflächliche Wendungen. Am schlimmsten sind Flickworte, wenn sie nur des rhythmischen Flusses oder gar nur des Reimes wegen gesetzt wurden. Etwa in ‚Turmuhr': „So zittern ihre bronzenen Zeiger fein / Von einer Ziffer zu der anderen daneben (auf das vorausgegangene Leben!) oder in ‚Dein weiches Wort', wo von dem Wort der Geliebten gesagt wird: es ist wie ein Hauch / Hollunderduft und hält mich rein / Und ruhig auch". Dieses „auch" auf „Hauch" stört um so unangenehmer, als es auch noch Schlußwort des ganzen Gedichtes ist. In ‚Ausgewählten Gedichten' hätte das im allgemeinen sympathische Buch solche Leichtfertigkeiten nicht dulden dürfen.

Worms. Peter Bauer.

Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. Herausgegeben im Auftrag des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission von Johannes Bolte, Max Friedländer, John Meier, Friedrich Panzer und Max Rödiger. 424 S. Leipzig, Insel-Verlag.

Das wundervolle Buch besteht aus acht Abschnitten, die größtenteils schon im zweiten Kriegsjahr als Einzelhefte erschienen sind und in dieser Sammlung bereits ihre 76.—80. Auflage erleben. Jedes umfaßt ungefähr 20 Lieder, die ein Künstler bebilderte. Ludwig Richter ist das 1. und 7. Heft anvertraut. Es folgen Ubbelohde, Graf Leopold von Kalckreuth, Max Slevogt, Cecile Leo, Hans Meid und das gemeinschaftlich von Schwind, Richter, Schröder, Grünenwald, Piloty, Jordan, Menzel und Rethel geschmückte 8. Heft. Die Lautenbegleitungen sind von Paul Kickstat, Hamburg. Nicht nur jeden Volksliedfreund, sondern auch jeden Liebhaber alter und neuer Schwarz-Weiß-Kunst wird die reizende Sammlung entzücken.

Worms. Peter Bauer.

Jakobs, Hubert: Mutter. Allen, die ihre Mutter liebten. 76 S. Einsiedeln 1926, Verlagsanstalt Benziger. M. 3,20.

In schlichten Worten wird in kleinen Abschnitten der Lebensweg der Mutter gezeichnet. Daß sie in meist gute Gedichte anerkannter Autoren ausklingen, vertieft ihren Stimmungsgehalt. Das mit Bildbeigaben geschmückte Buch kann anspruchslose Gemüter erbauen.

Worms. Peter Bauer.

Wenn Du ein Liebes drüben hast. Was Dichter unsern Toten sangen. Gesammelt und herausgegeben von Anton Pichler. 156 S. Salzburg 1926, Edelweiß-Verlag.

Die Auswahl, die auch das Volkslied einbezieht, hat keine besonderen Anforderungen an das Formgefühl gestellt. Immerhin sind neben vielem Wertlosen Namen wie Hebbel und Storm und von neueren Dichtern Mombert, Thrasolt und Sternberg vertreten.

Worms. Peter Bauer.

2. Mundartdichtungen

Hausbuch niederdeutscher Lyrik. Herausgegeben von Albrecht Jansen und Johannes Schäpel. Geleitwort von Prof. Dr. C. Borchling. 312 S. Oktav. München 1926, G. D. W. Callwey. In Ganzleinwand gbd. M. 8,—.

Dieses Buch ist — ebenso wie sein Seitenstück, das jüngst im gleichen Verlag erschienene ‚Niederdeutsche Balladenbuch' — gedacht als Ergänzung der bekannten Avenariusschen Sammlungen nach der niederdeutschen Seite hin. In der Einleitung gibt Prof. Borchling einen wertvollen Abriß der Entwicklung der niederdeutschen Lyrik von der ältesten Zeit bis auf Wibbelt und Garbe, und das Buch selber ist ein Gang durch diesen lyrischen Dichtergarten, der uns einen umfassenden und abwechselungsvollen Blick in ein dichterisches Gebiet gewährt, das für viele, selbst Niederdeutsche leider, ein Neuland ist.

Die niederdeutsche Lyrik kann es, im Gegensatz zur Ballade, mit der hochdeutschen, auch der auf norddeutschem Boden, nicht aufnehmen (die größten norddeutschen Lyriker, mit Ausnahme des einen Groth, haben ja in der Schriftsprache gedichtet), aber reich und rein, stark und schön ist doch der Vollklang jener Dichter geblieben, die für ihres vollen Herzens Drang ihre alte Heimatsprache wählten, aus innerem Triebe wählen mußten. Die niederdeutsche Lyrik stammt erst von 1852, von dem Erscheinen des ‚Quickborn', aber sie hat in der kurzen Zeit eine verhältnismäßig kraftvolle Entwicklung genommen. In manchen Dingen über den ‚Quickborn' hinauswachsend, ist die plattdeutsche Lyrik zu einem Reichtum der Form und des Klanges, zu einer Melodie von Reim und Rhythmus, zu einer bildkräftigen Sattheit der Sprache emporgeblüht, wie man sie bei dem lange übersehenen Aschenputtel nicht für möglich gehalten hätte, und Wibbelt, Wagenfeld, Boßdorf, R. Kinau, H. Claudius, Garbe u. a. haben in kühnem Wagemut die höchsten Gegenstände, die ein Menschenherz in Freud und Leid bewegen können, in den Bereich ihrer Dichtung gezogen. Ob freilich die plattdeutsche Lyrik, so wie es z. B. der Hamburger R. Garbe tut, sich von dem Boden der Heimat lösen und in das Reich des allgemein Menschlichen fliehen kann, hängt davon ab, ob es gelingt, das Plattdeutsche wieder zur Sprache der Gebildeten zu machen.

Einige Aussetzungen zu dem verdienstvollen Buche: natürlich kann eine solche Auswahl nur ein Bild in großen Zügen geben, nicht die Beschäftigung mit dem einzelnen Dichter ersetzen — Wibbelts reiche weltliche wie vor allem geistliche Lyrik kommt in dieser Auslese nicht zu ihrem Rechte. Mit Münchhausens Gedicht ‚Spuren' kann ich nichts Rechtes anfangen, es scheint mir auch nicht niederdeutsch gefühlt zu sein.

Ein großer Reiz und Wert der Sammlung liegt in der reichen Heranziehung des plattdeutschen Volksliedes.

Ein Wörterverzeichnis erleichtert das Verständnis der wertvollen und schmucken Sammlung auch dem hochdeutschen Leser.

Münster am Stein. J. Wippermann.

Dreesen, Arend: Diek langs. Niederdeutsche Gedichte. 102 S. Berlin 1927, G. Grote. Gbd. M. 3,80.

Diese plattdeutschen Gedichte sind von erfreulicher Frische und Unmittelbarkeit und

haben mich zuweilen in ihrer klingenden, melodisch bewegten, an das Kinderlied angelehnten Sprache und in ihrer liebevollen Belebung des Kleinlebens der Natur an den vlämischen Meister Guido Gezelle erinnert. Herd und Dorf, Deich und Meer, Heimat und Vaterland sind das Reich dieser schlichten Poesie, über das der Dichter nicht hinausgeht, das er aber auch beherrscht. Plattdeutsche „Problemdichtung" kennt er nicht, er bleibt stets mit beiden Füßen auf seinem ostfriesischen Heimatboden, und alles ist voll Singen und Klingen in seinen Versen, und herzerfreuender Humor, manchmal von leiser Wehmut gemildert, liegt sonnenwarm über den meisten Gedichten; zwei- bis dreimal ist Dreesen auch eine gute, echt niederdeutsch wuchtige Ballade geglückt. Die verständigerweise der hochdeutschen Rechtschreibung angepaßte Schreibweise erleichtert das Verständnis sehr; auch ein Wörterverzeichnis fehlt nicht.

Münster am Stein. F. Wippermann.

Bergmann, Theodor: Maisüches on Heijblumme. Gedichte und Erzählungen in niederrheinischer Mundart. Kevelaer, Butzon u. Bercker.

Das Buch ist eine gute Bereicherung der niederrheinischen Mundartdichtung; zum größeren deutschen Schrifttum gehört es nicht. Innerhalb dieser Begrenzung ist es ein recht ansprechendes Buch, schlicht und gemütswarm, schalkhaft und sinnig zugleich. Die hegliche Liebe, mit der das Kleinleben der Natur und der Familie umfaßt wird, die verständnisvolle Versenkung in die Kinderseele erinnern an die vlämische Dichtung, wie ja auch die nahe sprachliche Verwandtschaft sofort in die Augen springt.

Den Niederrheinländern wird das Buch mit seinen trautgemütlichen Klängen, in denen ein- bis zweimal der Ton echter Lyrik erreicht wird, ein willkommener Heimatfreund sein, zumal dem, dem es fern von der Heimat die geliebten Klänge von Kindheit und Vaterhaus zurückbringt.

Münster am Stein. F. Wippermann.

Niedersachsenbuch 1927. Verantwortlich geleitet von A. Jansen. 120 S. Hamburg 1926, Nich. Hermes Verlag. Steifband M. 3,50.

Mit niederdeutscher Treue erscheint alljährlich dieses Jahrbuch, das jetzt für jeden, der sich mit der Volkskunde, der Sprache und Dichtung des niederdeutschen Volkes befassen will oder muß, unentbehrlich geworden ist. Unter sicher nicht geringen Opfern wird immer wieder von Verlag und Herausgeber ein nutzvolles Rüstzeug des Wissenswerten und Wissensnötigen zusammengebracht, und man kann dem Buche nur den verdienten äußerlichen Erfolg wünschen.

Die Aufsätze, die das Jahrbuch einleiten, behandeln diesmal den Leitgedanken der Bedeutung der niederdeutschen Kultur; namentlich die Ausführungen von Pastor Chr. Boeck, die zum Teil zu einer Auseinandersetzung mit Spengler werden, sind beherzigenswert durch ihre warmherzige Lebensbejahung. Die Proben niederdeutscher Dichtung, die sich anschließen, beschränken sich diesmal völlig auf die Volkspoesie; unter den Proben befinden sich solche, die es nicht geraten erscheinen lassen, das Jahrbuch Ungereiften in die Hand zu geben (siehe namentlich das Gedicht „De olle Hildebrand").

Die zweite Hälfte des Buches, der „Niederdeutsche Kürschner", bringt wieder eine Reihe von statistischen Angaben, so über die Toten von 1925—26 und die Jubilare von 1926—27, die niederdeutschen Uraufführungen, die niederdeutschen Zeitschriften und Zeitungsbeilagen, Verzeichnis der Ausgaben der Heiligen Schrift in niederdeutscher Sprache, niederdeutsche literarische Jahresrundschau u. ä. Bilder niederdeutscher Künstler schmücken das preiswerte Buch.

Münster am Stein. F. Wippermann.

3. Märchen usw.

Plenzat, Karl: Der Wundergarten. Ostpreußische, Litauische und Masurische Volksmärchen. Buchschmuck von Kurt Lange. Berlin, Franz Schneider. M. 3,50.

Der Reichtum an Volksmärchen scheint noch immer nicht erschöpft zu sein, das beweist Plenzats Sammlung. Ihre Art geht genügsam aus dem Titel hervor, und wenn schon hier oder da Fremdartiges

den deutschen Leser anrührt oder er aus andern ihm schon bekannten Volksmärchen Motive anklingen hört, es ist doch so viel des Schönen, Bodenständigen, daß wir diese Sammlung dankbar als Bereicherung unseres deutschen Volksmärchenschatzes buchen. Die leise protestantische Verspottung von „Papst und Päpstin", S. 19 ff., können wir wohl mit Humor ertragen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Seidel, Ina: Das wunderbare Geißleinbuch. Neue Geschichten für Kinder, die die alten Märchen gut kennen. 67 S. gr. 8°. Stuttgart-Gotha 1925, Friedrich Andreas Perthes.

Es ist entzückend, wie Ina Seidel die uns bekannten Märchen weiterspinnt und miteinander zu verknüpfen weiß, so daß das Heim der sieben Geißlein zum Mittelpunkt einer fröhlichen Wunderwelt wird. Mit den kleinen Geißlein machen wir Besuch bei Hänsel und Gretel, die mit ihrem Vater das lebkuchene Hexenhäuschen bewohnen, an dem man immer noch „knuspern" kann, weil das Weggenommene „in zwei Stunden nachwächst", kehren im ehemaligen Räuberwirtshaus bei den Bremer Stadtmusikanten ein, holen Kohlen bei den sieben Zwergen, die nach Schneewittchens Scheiden nun wieder allein in ihren sieben Bergen hämmern, und kommen schließlich in ein ganzes Märchendorf, wo wir Hans im Glück, dem tapferen Schneiderlein und anderen Bekannten begegnen und uns auch in das Häuschen verlaufen, wo der „Süße Brei" gelöffelt wird. Es ist ein herziges, liebes Buch, voll Zauber auch in den prächtigen Bildern, die Wilhelm Schulz geschenkt.

Worms. Peter Bauer.

Mayer, Maria: Märchenseele. Legenden und Geschichten. 147 S. 8° Wiesbaden 1926, Hermann Rauch. M. 3,—.

Eine Folge von Legenden und Geschichten bringt M. Mayer unter dem Titel ‚Märchenseele'. Sie selbst glaubt an „die gütige, an die wundervolle Märchenseele" und sucht und findet sie hinter den alltäglichen Dingen, weil sie einen Blick hat für die Schönheiten der Erdenwelt, auch in den Kleinformen der Natur, und ein tiefes, gütiges Verstehen für alle Dinge und Menschen, weil sie „an die Herrgottsseele" glaubt, „an den göttlichen Schein hinter allen Dingen". Immer wieder kommt das in ihren Erzählungen zum Ausdruck; überall fühlt man ihr tiefes Empfinden für alles Schöne und Gute, das in der Natur und im Menschenherzen lebt, mag sie in ihren Legenden hineinführen in die alte biblische Welt und in die Zeit Christi oder in ihren Geschichten die einfachen Menschen ihrer Heimat aufleben lassen. Wenn nur die künstlerische Gestaltungskraft dem überall entsprochen hättel Nicht als ob der Verfasserin jede Fähigkeit abzusprechen wäre, das künstlerisch zu gestalten, was sie empfunden und geschaut hat. Es sind Erzählungen darunter — vor allem Stimmungsbilder —, die fast restlos befriedigen in ihrer fein abgetönten, dem Stoff angemessenen Darstellung. Daneben aber stehen solche, die durch prosaische Einleitungen, schreckliche Ueberleitungen oder furchtbar nüchterne Erwägungen oft unvermittelt aus aller Märchenseligkeit und Legendenillusion herausreißen. Sehr oft stören auch sprachliche Entgleisungen.

Köln. Juliane Bützler.

Cüppers, Adam Joseph: Rheinische Legenden. 111 S. 8° Essen 1926, Fredebeul & Koenen. M. 8,—.

Aus der großen Fülle rheinischer Legenden hat Cüppers eine Auswahl zusammengestellt und sie neu erzählt. Neben ganz bekannten, wie der Genoveva-Legende, der Legende vom armen Spielmann zu Mainz, von Hildegundens Vertreibung des Drachen, vom Mönch von Heisterbach und anderen, begegnen auch weniger bekannte, die es ebenfalls verdienen, wieder Gemeingut des ganzen rheinischen Volkes zu werden. Sie erzählen von schrankenloser Güte und Gebefreudigkeit, aber auch von hartem, unbarmherzigem Geiz, von unbegrenztem Gottvertrauen und wunderbaren Fügungen und Führungen, von begnadeten Männern und Frauen und von ihrem starken Kämpfen und Dulden und geben so ein Bild von den starken sittlichen Werten, die in der rheinischen Legende liegen. Leider sind sie in der

vorliegenden Fassung stilistisch nicht gerade von besonderem Reiz. Wenn Cüppers auch manches ganz hübsch erzählt hat, ist es ihm im großen und ganzen weder gelungen, den echten, alten, volkhaften Legendenstil zu treffen, noch sie in einer besonders eigenartigen neuen Fassung erstehen zu lassen. Ganz im Geiste des alten Legendenstils dagegen sind die von Hildegard Domizlaff geschaffenen Initialen, die zu Bildern in kräftiger Holzschnittmanier ausgeweitet sind und eine sinnvolle Illustration des Erzählten bieten.

Köln. Juliane Bützler.

Stäger, Robert: Der Spiegel. Parabeln und Betrachtungen. 98 S. kl. 8°. Einsiedeln 1926, Benziger & Co.

Einfache, aber nachdenkliche und unterhaltsame Geschichten voller Symbolik erzählt der Berner Arzt und Naturforscher in diesem Spiegel. Meist ist eine Lehre der Weisheit daraus herzuleiten. Als besonders treffend und in der Form gelungen erscheinen ‚Die Grasmücke erzählt eine Parabel', ‚Das Buchzeichen' und ‚Fünf Minuten Aufenthalt', vor allem aber die witzige Satire auf die literarischen Nichtigkeiten der Gegenwart, die sich in dem lustigen Geschichtlein von dem pommerschen Schuster Jaap verbirgt. In der Tat: erst solide Ledersohlen, dann Pappsohlen, dann noch dünner, dann gar nichts Greifbares mehr und zuletzt „fünfmal des Tages erscheinende Blätter in feinstem weißen Papier ohne jegliche Spur von Druckerschwärze". Auch manche der eingestreuten Gedichte sind bedeutsam.

Köln. Laurenz Kiesgen.

4. Romane, Erzählungen

Lagerlöf, Selma: Charlotte Löwensköld. Roman. München 1926, Albert Langen. 277 S. Geh. M. 4,—; geb. M. 7,—.

Dieser Roman, der jetzt in deutscher Uebertragung erscheint, gehört sicher nicht zu den besten Werken der großen Schwedin. Ein gewisses Erlahmen der Gestaltungskraft macht sich bemerkbar. Eine Episode wird neben eine andere gesetzt, ohne daß diese impressionistische Technik immer zu einem Gesamtbilde führt. Auch die einzelnen Personen sind nicht immer glaubwürdig gezeichnet. Manche wirken überspitzt; ein Zug wird in übertriebener Weise zum Ausdruck ihres Wesens gemacht. Daher ist auch ihre Entwicklung nicht immer recht aus ihrer Seele heraus verständlich: manche Wandlung wirkt viel zu stark als von äußeren unerwarteten Ereignissen bestimmt. Und doch, trotz dieser Mängel liest man auch das jüngste Werk von Selma Lagerlöf mit großer Freude. Einzelnes erinnert an ihr bestes Werk, an Gösta Berling, etwa die Gestalt der Frau Oberst Beate Ekenstedt und ihres Mannes, des Propstes und seiner Frau. Und Selma Lagerlöf kann in ‚Charlotte Löwensköld' genau so wie früher erzählen: alles wirkt lebendig und frisch, wenn sie schildert und sich von der Gefahr des Moralisierens und der Reflexion fernhält. Das Thema des Romans ist sehr einfach: Es wird in ihm berichtet, wie Charlotte Löwensköld, ein armes, im Hause des Propstehepaares lebendes Mädchen, sich von ihrem Bräutigam, dem pietistischen Vikar Karl Artur, löst und den reichen Bergwerkbesitzer Schagerström heiratet. Diese Ehe kommt erst nach großen Schwierigkeiten zustande: Klatsch hatte sich Charlotte Löwenskölds bemächtigt — aber Karl Artur treibt durch sein überspanntes Wesen seine Braut von sich weg. Alles in allem: ein Buch, an das man natürlich nicht mit den höchsten Ansprüchen herantreten darf, das aber doch auf das wärmste empfohlen werden kann.

Godesberg. Waldemar Gurian.

Stjernstedt, Marika: Die von Sneckenström. Roman. Berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg. 316 S. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Gbd. in Leinwand M. 5,20.

Marika Stjernstedt hat einen Roman von besonderer Eigenart geschrieben, einen Diasporaroman aus Schweden. Ist schon die Lage der deutschen Diasporakatholiken eine eigenartige, so ist sie noch viel eigentümlicher in Schweden, wo sie so spärlich sind, daß es dort kaum geschlossene Gemeinden gibt. Infolgedessen sind auch die Vorurteile der Protestanten dort noch

größer als bei uns. In diese Umwelt hat nun die Stjernstedt eine Frau gestellt, die mit mutiger Konsequenz ihrem Glauben gemäß lebt, die Frau von Sneckenström. Nachdem sie sich in ihrer Jugend durch eine unüberlegte Heirat mit einem Manne verbunden hat, mit dem sie innerlich keine Gemeinsamkeit verbindet, findet sie den Weg der Pflichterfüllung. Sie verschmäht die Flucht aus dem entsetzlichen Dasein — ihr Mann ist irrsinnig geworden — und findet in der Erziehung ihrer Kinder Trost und Stärke. Aber auch diese Freude wird ihr genommen. Ihre Tochter heiratet den Sohn eines schwedischen Bischofs. Erst an ihrem Sterbebett erfolgt die Aussöhnung, denn der junge Mann verunglückte auf einer Autofahrt. Der Sohn enttäuscht sie durch sein haltloses Wesen. Als er Priester wird, muß sie auf ihren Lieblingstraum verzichten. Sie hatte gehofft, daß er eine Familie gründen werde und durch ein vorbildliches Leben den Schweden das Bild einer gut katholischen Familie bieten könne. Zu ihrem Glück erfuhr diese heiligmäßige Frau nichts von seinem Fehltritte, den er hart büßt — er wird Trappist —, so daß ihr das Schwere erspart bleibt. Um diese Familie schließt sich ein Kreis von Menschen, die allesamt gut dargestellt sind. Die Stjernstedt hat mit dem Buche keinen Tendenzroman geschaffen, in dem die Wirklichkeit zugunsten einer vorgefaßten Meinung vergewaltigt wird. Die Katholiken erscheinen keineswegs in einem besseren Lichte. Sie sowohl wie die Protestanten sind ganz objektiv dargestellt. Darum kann man das Buch ruhig den Protestanten, die ernstlich bemüht sind, echt katholisches Leben kennenzulernen, in die Hand geben. Sie werden darin nichts finden, was sie verletzen könnte. — Die Verfasserin hat es schwer gehabt, sich als Dichterin, die ihre Grundsätze nicht verleugnet, durchzusetzen. Das wäre in Deutschland auch nicht anders gewesen. Wenn sie es heute an Volkstümlichkeit mit der Undset aufnehmen kann, so ist das ein Zeichen von ihrem großen Können. Sie vereinigt eine überragende Gestaltungskraft mit einer Stärke des Ausdrucks, die für eine Frau außergewöhnlich ist. Deswegen sollte ihr Werk bei uns auch die Beachtung finden, die ihm zukommt.

Emden. Georg Schäfer.

Grazie, M. E. delle: Unsichtbare Straße. Roman. 426 S. Freiburg 1926, Herder. Gbd. M. 6,40.

Mit der unsichtbaren Straße meint die Erzählerin wohl den Lebensweg, den jeder gemäß der in ihm liegenden Anlage und dem Walten einer göttlichen Vorsehung geht. Es ist eine bunt zusammengewürfelte Schar, die delle Grazie auf dieser Straße wandeln läßt: Ueberfeinerte und degenerierte Typen des Adels, Klosterfrauen so sündenrein, daß auch das schärfste Auge kein Erdenstäublein an ihrer Engelsseele entdeckt, Halbidioten, verbestialisierte Proletarier und Galizier, Künstlernaturen, die am Leben zerbrachen, Männer des Studiums und der exakten Wissenschaften, die den Glauben verloren und ihn wieder fanden. Das Kernstück des Romans ist die Geschichte eines Akademikers, der im Weltkrieg unter dem Einfluß eines Proletariers den Glauben gänzlich verlor, den aber der Anblick des wüsten Treibens in einem vom Soldatenrat und seinem Dirnenpack heruntergewirtschafteten Spital, das Beispiel pflichttreuer Aerzte, das wunderbare Gegenspiel eines vom ungläubigen, lasterhaften Arzt in einen gottinnigen Mystiker und Büßer gewandelten Einsamen dem Glauben und dem Priesterberuf wiederschenken. Im großen und ganzen ist dieser Bekehrungsweg psychologisch durchaus richtig gezeichnet, abgesehen von einigen Biegungen und Buckelungen, die ihm eine unechte Romantik und Exaltiertheit da und dort gegeben hat. Um so mehr wird man aber die „unsichtbaren Straßen" anderer, stark in den Vordergrund drängender Personen mit Fragezeichen umrahmen. Der Fall, ob ein in die Mannesjahre hineingewachsener Adelssprößling mit dem Verstand eines höchstens siebenjährigen Kindes durch ein einziges schreckliches Ereignis plötzlich zum Manne reift, sei dem Psychiater zur Beurteilung überlassen. Man hat auch sonst noch Grund genug, mit ungläubigem Staunen diese seltsamen, unsichtbaren Straßen zu betrachten, weil eine romantische überlaute Verstiegenheit daran gebaut hat. Man wundert sich darüber um so mehr, als die Erzählerin auch an ganz stille, lauschige, poesiedurchsonnte Plätzlein und in derbste Lebenswirklichkeit hineinführen kann. Eine Bemerkung über den Stil: Ein Satz besteht bekanntlich aus

Subjekt und Prädikat. Nebensätze ohne Hauptsätze kennt die Grammatik gleichfalls nicht. Delle Grazie setzt sich souverän über diese Regeln hinweg und überläßt es dem Leser, sich Satzteil oder Hauptsatz hinzuzudenken. Manchmal wird dadurch die ganze Atmosphäre treffend charakterisiert, nicht selten artet dieses Verfahren in Sprachverstümmelung aus. Vor Nachahmung wird gewarnt!

Dettlingen. Hermann Herz.

Ernst, Paul: Der Schatz im Morgenbrotstal. Roman. 204 S. Berlin-Grunewald 1926, Horen-Verlag. In Ganzleinen M. 6,—.

Paul Ernst gehört zu den Schreibern, die ernst genommen werden müssen. Es ist bekannt, daß er nicht damit zufrieden ist, seine Geschichten in einem fast traumhaften Zustande niederzuschreiben. Vielmehr sucht er mit fanatischem Eifer das zu ergründen, was denn das Wesen des Schönen, was das Geheimnis der dichterischen Form sei. Zum Glück hat der Theoretiker in ihm den Dichter nicht verdrängt. Das vorliegende Werk gehört mit zu den Büchern, mit denen der Horenverlag, ein neues Unternehmen, sich in würdiger Weise vorstellt. Die Geschichte spielt am Ausgange des Dreißigjährigen Krieges, in der Zeit, in der die ersten bescheidenen Anfänge zu einem Wiederaufbau gemacht wurden. Hermann, der Träger der Handlung, wirft entschlossen das Schwert fort, um den Pflug zu ergreifen. Es gelingt ihm denn auch, ein zerstörtes Anwesen wieder aufzurichten, trotzdem er durch schweifende Soldaten, die einen verlassenen Schatz suchen, empfindlich gestört wird. Wenn er, der doch sonst ein ganzer Kerl ist, sich dem pietistischen Luthertum der alten Großmutter so rasch ergibt, so kann das bei der mangelhaften Ausbildung, die so ein Soldatenkind empfing, nicht wundernehmen. Diese Novelle — die Bezeichnung „Roman" ist irreführend — ist ein Muster an innerer Konzentration. Es ist ein abgerundetes Stück und wohl proportioniert. Mit gelassener Hand hat er die ganze Begebenheit niedergeschrieben. Wenn auch der unmotivierte Mord am Anfange, der als Symbol für die Vertiertheit der entlassenen Söldner steht, überrascht, so hinterläßt das ganze Werk doch keinen zwiespältigen Eindruck. Es ist von einer Aufgeschlossenheit und Klarheit, die man heute nur ganz selten antrifft.

Emden. Georg Schäfer.

Zahn, Ernst: Die Hochzeit des Gaudenz Orell. Roman. 304 S. Stuttgart 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. In Leinen gbd. M. 6,—.

Ein neues Buch von Ernst Zahn bedeutet gewiß kein aufregendes Ereignis. Man weiß im voraus, daß man ein gediegenes, gut geschriebenes Werk in die Hände bekommt. Zahn hat gewiß schon bessere Bücher geschrieben als das vorliegende. Aber auch hier verleugnet er keineswegs seine Handschrift. Er erfreut immer durch die Sauberkeit seines Ausdrucks. Die Menschen aber sind überzeichnet. Ein Pastor heiratet eine frühere Schülerin, eine problematische Natur. Mit unendlicher Sanftmut und Liebe versucht er es, sie zu einem wertvollen Menschen zu erziehen. Doch kein Mittel verfängt, die Widersprüche ihrer Natur zu lösen. Erst als sie auf dem Krankenbette, wohin sie ein halb selbstverschuldeter Unfall gebracht hat, dem Tode entgegenleidet, lösen sich die verborgenen Quellen ihres Wesens. Dieses Bekehrungswerk, das dem Manne Amt und Ansehen kostet, legt ihm ein so hartes Schicksal auf, daß man seinen Charakter bewundern könnte, wenn nicht ein leiser Widerspruch den Leser gefangen hielte. Die junge Frau, die melusinenhaft dahinlebt, die ganz triebhaft ihrem Zerstörungsdrange nachgeht, ist nicht ganz glaubhaft. Es ist so, als ob Zahn das Letzte abginge, um so dumpfe Naturen nachzeichnen zu können. Viel eher gelingt ihm der optimistische, unbekümmerte Ton, den er eingangs anschlägt, um den Pastoren in seinem ländlichen Frieden zu zeigen. Nachdem man ihn so kennengelernt hat, ist es unverständlich, daß er zu keiner besseren Einsicht kommt, daß er in seiner Leidenschaft die Fehler des Mädchens so gering anschlägt, daß er sie heiratet, ohne ihrer Neigung gewiß zu sein. Dieser Zwiespalt in seinem Wesen, die Liebe, die zu keiner großen, überzeugenden Lösung führt — denn ihre Wandlung auf dem Krankenbett ist keine klare Auflösung der Handlung — machen die Lektüre des Buches zu keiner angenehmen Angelegenheit.

Emden. Georg Schäfer.

Brausewetter, Artur: Und hätte der Liebe nicht ... Ein Zeitroman. 317 S. Breslau 1926, Bergstadtverlag. M. 6,80.

Zu den Unterhaltungsschriftstellern, deren Bekanntschaft man sich nicht zu schämen braucht, gehört der Danziger Pfarrer Artur Brausewetter. Er hat eine ehrliche Gesinnung, einen Blick für die Zustände unserer Zeit und eine angenehme Art der Darstellung. Mithin kann er auch höheren Ansprüchen genügen. Diesmal gibt er einen Ausschnitt aus dem Leben der Danziger Gesellschaft. Im Mittelpunkte steht der Dr. Drabitius, der junge Direktor einer höheren Mädchenschule. Durch einen — formal berechtigten — Akt der Lieblosigkeit und des Nichtverstehens wird er schuldig an dem Selbstmordversuch einer Schülerin. Dieses Erlebnis nötigt ihn zur Einkehr. Er verläßt seinen Posten, um als Pfarrer einer großen Gemeinde ein neues Leben zu beginnen. Um ihn gruppiert sich eine große Zahl von Menschen der verschiedensten Art. Da ist das Lehrerkollegium der Schule mit prächtigen Typen, da sind die Schülerinnen und ihre Eltern. Sie stehen alle mit ihren besonderen Schicksalen da. Alle haben ihre Siege und Niederlagen im Leben. Besonders gut gelungen ist ihm die Person des reichen Emporkömmlings, dessen Tragik er gut herausstellt, der durch sein unverbildetes Menschentum, das sich manchmal recht taktlos äußert, recht erfrischend wirkt. Bei dem Reichtume des Buches an lebendig geschilderten Menschen ist es unmöglich, alle einzeln zu charakterisieren. Wenn Brausewetter auch die Kraft zu einem Gesellschaftsromane großen Stils fehlt, so zeigt er sich doch als einen guten Schilderer, dem es an Tiefe nicht gebricht, und der darum Anspruch darauf erheben kann, daß man ihn nicht übersieht und andere an seine Stelle setzt, die nur durch eine geschickte Reklame zu einem bekannten Namen gekommen sind.

Emden. Georg Schäfer.

Wolzogen, Ernst v.: Das Schlachtfeld der Heilande. Roman. 308 S. Magdeburg 1926, Frundsberg-Verlag. Kart. M. 5,50; Lbd. M. 6,80.

Das Schlachtfeld der Heilande ist das Deutschland der Nachkriegszeit, und Wolzogen führt die verschiedenen „Erlöser", die unser Volk aus seinem politischen und religiösen Elend herausführen wollten und wollen, in bunter Reihe recht eindrucksvoll vor. Ueberparteilich und überkonfessionell sei sein Standpunkt, behauptet die dem Buche beigegebene Verlagsanzeige. Das ist nur z. T. richtig. Wolzogen steht politisch mit seiner Sympathie entschieden auf Seiten der Völkischen. Ueberkonfessionell — das stimmt schon eher, aber er unterläßt es, den nicht übel ad absurdum geführten religiösen Schwarmgeistern unserer Tage das Christentum als einzige Rettung aus dem Chaos gegenüberzustellen. Der aus früheren Werken des Dichters bekannte Wolzogensche Humor kommt zur Geltung in den beiden prächtigen Figuren des lahmen Elefanten und des Dr. Ehrenkrog, des Erfinders der Historiomantie. Im übrigen ist das Buch ohne besondere künstlerische Bedeutung. Da es ein Schlüsselroman ist — Stinnes, Hitler u. a. treten unter durchsichtiger Verhüllung auf — so wird es seine Leser finden. Wegen der ziemlich ungenierten Behandlung des Erotischen kommt es aber nur für Gereifte in Betracht.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Heyck, Hans: Die Halbgöttin und die Andere. Roman. 347 S. Leipzig 1926, L. Staackmann.

„Das Buch der deutschen Jugendbewegung, der Roman der Suchenden und Wartenden, des Geschlechts von Morgen." So wird uns das Buch vom Verlag angepriesen. Dem kann ich nun freilich nicht beipflichten. Denn der Held des Romans weiß oft nicht, was er will, und tut noch öfter nicht, was er soll. Er kann und darf kein Jugendführer sein. Aber wenn ich das Buch auch der Jugend nicht empfehlen möchte, so würde ich es gerne in der Hand der Erzieher sehen, weil sie sich mit ihm auseinandersetzen sollen, und den Lehrern an den höheren Schulen Deutschlands rate ich besonders den Roman zu lesen, damit sie sich an der fabelhaft bissigen Schilderung des Oberlehrers Dr. Pankraz Hunger „verlustieren" können.

Bochum. Florian Asanger.

Colerus, Egmont: Zwei Welten. Ein Marco-Polo-Roman. 708 S. Berlin, Wien, Leipzig 1926, Paul Zsolnay.

Zwei Welten, eine der Tat, die andere der Reue, oder, ohne eine Gleichung anzusetzen, eine westliche und eine östliche Welt, und immer Marco Polo als Mittelpunkt, um den die Ereignisse, deren Ausdeutung oft schwer ist, in wirrer Aufeinanderfolge kreisen. Der geschichtliche Hintergrund in seiner Ferne einerseits, die exotisch-abenteuerlichen Reisen Marco Polos mit ihren manchmal reichlich schwülen Geschehnissen andrerseits werden es von vornherein verhindern, daß aus diesem Marco-Polo-Roman ein Volksbuch wird. Der Gestaltungskraft des Dichters zolle ich Anerkennung; sein Stil müßte da und dort besser gefeilt werden.

Bochum. Florian Asanger.

Jugendbücher

Batzer, Maria: Müslein und seine Tante Loline. Eine Mäusegeschichte. Mit Bildern von Bruno Grimmer. (Kinderfreude, X. Bändchen.) IV u. 82 S. 12° Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinw. M. 1,80.

Einfach und in natürlicher Folgerung erzählt aus dem sprichwörtlichen „arm wie eine Kirchenmaus". Müslin, das arme, besucht die reiche Schloßmausfamilie, kann aber noch seine Tante Loline retten und entgeht mit genauer Not den Gefahren des reichen Prasserlebens. Bekehrt lebt es bei den Eltern. Das bißchen „Moral" ist gerade die rechte Würze für diese liebe Kindergeschichte.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Sabel, Robert: Märchen und Sagen. Mit Bildern von A. Sieberath. Band 2. Limburg (Lahn), Verlag der Pallottiner. M. 5,—.

Alte und neue Sagen- und Märchenstoffe, Rübezahl- und Heinzelmännchen-Motive, auch Tiergeschichten, vereinigt dieses Buch, das schon in mehreren Auflagen seine Brauchbarkeit erwiesen hat. In den Bildern bekundet sich eine seltsame Ungleichheit, die sich mit neuerer Buchausstattung nicht recht in Einklang bringen lassen will.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Roer, Viktoria: Das heitere Sonnenland. Tier- und Waldmärchen. Mit 95 Scherenschnitten von Jakob Weber. Gotha, Perthes. Gbd. M. 3,50.

Für ein ganz frühes Lesealter berechnet, wollen diese Erzählungen im märchenhaften Ton Blumenelfen, Farnkrautprinzessin, auch allerlei Getier in artiger Weise verlebendigen. Nicht immer glückt diese Absicht; oft muß eine gewisse Redefreudigkeit über den Mangel an dichterischer Erfindung hinweghelfen. Wenn man nicht ein spannungsvolles Motiv hinstellt, ist man auch bei den Kleinen bald erledigt, die für dergleichen ein feines Gefühl haben. In dem Buche von Blauhöschen und Rotröckchen war die Verfasserin glücklicher. In ‚Sonnenland' müßte auch das Papier etwas kräftiger sein, damit das Schwarz der Scherenschnitte nicht durchscheint.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Beckmann, Johanna: Von Stehmännchen und Gründlingen. 45 S. 4° Elberfeld, Bergland-Verlag. M. 4,—.

In wunderhübschen Scherenschnitten und reizenden Gedichtchen erzählt Johanna Beckmann von Gründlingen und Stehmännchen, von Gründlingen, die in der dunklen Tiefe suchen und darüber die helle Pracht der Sonnenwelt vergessen und von Stehmännchen, die sich in jeder Lage zurechtfinden und nur Frohes und Sonniges sehen, von Gründlingen und Stehmännchen unter Kindern und Gnomen, unter Vögeln und Tieren. Da erzählt sie vom faulen Kuckuck, der unbesorgt sein Ei der Pflege des fleißigen Grasmückleins überläßt; vom Rübchen, das ergründen will, warum die Menschen die Rüben kochen und die Radieschen roh essen; von dem kleinen Jungen, der wagemutig mit seinem großen Drachen hinauszieht; von der nachdenklichen Hummel, die sich den Kopf zerbricht, warum die netten kleinen Kaulquappen keine Beine haben, und vom lustigen Vollmond, der meint, wer all-

zuviel nachdenke, sei dumm; vom Hähnlein, das schwimmen und vom Entlein, das krähen lernen will; vom Fröschlein, das glaubt, ein tüchtiger Maler zu sein. Manche Gedichtchen werden schon die ganz Kleinen verstehen und sich darüber freuen können; — vor allem, weil die charakteristisch erfaßten Bilder ihnen das Verständnis erleichtern — vieles wird sich erst nach und nach dem Verständnis größerer Kinder erschließen. Die ganze Feinheit der Scherenschnitte und die tiefe Lebensweisheit, die sich unter manchen Gedichten verbirgt, wird allerdings nur von Erwachsenen gewürdigt werden können. Schade nur, daß die Künstlerin, die, nach den meisten Gedichten zu urteilen, ein feines Gefühl für Melodik und Rhythmik der Sprache hat, an einigen Stellen Verse stehen ließ, denen eine scharfe Feile noch sehr zu wünschen wäre. Die Buchausstattung hat der Verlag mit verständnisvollem Eingehen auf die Eigenart des Werkchens mustergültig besorgt.

Köln. Juliane Bützler.

Unter Gnomen und Trollen im nordischen Märchenreich. Aus dem Schwedischen übersetzt von Lotte Haedicke. Zeichnungen von Kurt Lange, Vollbilder von P. L. Müller. 6.—10. Tausend. Berlin, Franz Schneider. M. 3,50.

Dieses Märchenbuch kann man sich noch für unsere Jugend gefallen lassen, obgleich der rechte Genuß wohl erst dem aufgeht, der die wilde Gebirgsnatur mit ihren Schrecken, die bestürzenden Uebergänge von Lieblichkeit und Grausen in einer Wald- und Felslandschaft irgendwie einmal erlebt hat. Denn die Gnome und Trolle, die hier ihr seltsames Wesen treiben, sind nicht mehr deutsch. Ueberrascht ist man von der Kühnheit und dem spannenden Wechsel der Phantasie, die in einigen dieser Märchen wirkt, ganz besonders in dem reizenden Stück Der Bub mit der Tarnkappe. Die Uebersetzung liest sich flüssig.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Schiele, Friedrich Michael: Die Käferschlacht in der Johannisnacht. Märchen. Buchschmuck von Hans Looschen. Berlin, Franz Schneider. M. 1,20.

Es ist eigenartig, daß von Leuten, die ihrem ganzen Wesen nach Gelehrte sind und dem Dichterischen produktiv indifferent gegenüberstehen sollten, gute, annehmbare Märchen geschrieben worden sind. Wir haben den Fall bei Th. Fechner, dem Philosophen, der unter dem Namen Mises das wunderhübsche, volkstümliche Märchen ‚Das Wünschelmännlein' schrieb (vergl. Ausgabe in Münchener Jugendschriften Nr. 33, Neue deutsche Dichtermärchen I, Kevelaer, Butzon u. Bercker); Schiele, der Pädagog und Theolog war, folgt ihm mit dieser Käferschlacht in würdiger Weise. Volkstümliche Elemente, Schatzgräberei und Verkleinerungszauber, mischen sich mit einem kräftigen ethischen Motiv; der gierige Jude wird geprellt und das reine, unschuldige Kindergemüt übersteht alle Gefahren. Das ist reizend naiv, zum Teil in Versfolge erzählt und besticht besonders durch seine rasche dramatische Abwicklung.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Schöninghs Dombücherei. Schülerhefte von deutscher Art. Herausgegeben von Dr. Hans Fluck, Paderborn. Paderborn, Ferd. Schöningh. Preis je nach Umfang 30, 40 oder 50 Pfennig.

In der andauernden und hingebenden Grab- und Schürfarbeit im Berg und Wust der deutschen Literatur scheint diese neue Sammlung eine starke und zielbewußte Leistung zu versprechen. Das Ziel bezeichnet der Prospekt so: „Der Zweck der Sammlung ist, neben Vertiefung in alle Gebiete deutschen Wesens (Dichtung, Literatur, Geschichte, Wissenschaft, Religion, Naturerkenntnis, Wirtschaft, bildende Kunst, Musik) geeignete Hilfsmittel zu bieten für den Arbeitsunterricht und die Durchführung des Konzentrationsgedankens. Daneben will sie auch charakteristische Proben unserer bedeutendsten neueren Dichter in billigsten Ausgaben bieten."

Die vorliegenden Nummern 8—26 zeigen, wie die Erreichung des Zweckes angestrebt wird; so durch einen Briefwechsel Herders über Ossian, Herder über Shakespeare; durch fünf Hefte, die des neuerdings frei gewordenen Gust. Freytag Bilder aus der deutschen Vergangenheit in geschickter Auswahl bringen, durch Gedichte, die

deutsche Landschaften empfinden lassen, durch mehrere Hefte deutsche Balladen, Volkslieder, Dorf und Wald im deutschen Lied. Daneben gibt es Erzählendes von Storm, Keller, Luise von François, Grillparzer, W. H. Riehl, sowie ein bemerkenswertes Lebensbild der Annette von Droste-Hülshoff. Von älterer Dichtung finden wir das Waltharilied in Scheffels Nachdichtung, sowie den Meier Helmbrecht im Urtext. Die ganze Sammlung ist für die Bedürfnisse der höheren Schule zugeschnitten; für Bibliothekszwecke bei städtischer Bevölkerung käme manches in Betracht, ebenfalls bei Volksbildungsabenden.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Fronemann, Wilhelm: Hindenburg. Der deutschen Jugend und dem deutschen Volke erzählt. Bilder von Prof. Angelo Jank. Mainz, Jos. Scholz. In Halbleinen geb. M. 2,50.

Dem Wesen der Jugend liegt das Heldische, und es wäre schade, wenn es anders wäre. Die Heldengeschichte des Weltkrieges wird einer späteren Epoche zu schreiben möglich sein; heute bemühen sich die Blätter aller Parteien, die Lippen aller Deutschen fast (möchte man sagen), an dem Großen jener Kriegsjahre kein gutes Haar mehr zu lassen. Nur eine Gestalt scheint unbestritten in schlichter Größe aus dem Chaos des Niederbruchs aufzuragen: Hindenburg. Fast dünkt er uns sagenhaft, Heldentum umwittert seine Gestalt, der Zauber dieses Namens wirkt selbst auf den Radikalismus. All diese schlichte Selbstverständlichkeit des deutschen Volkshelden hat Wilhelm Fronemann in seinem Bericht so festgehalten, daß sie auch einem zehn- bis zwölfjährigen Jungen (oder Mädchen) aufgeht; die Bilder des Künstlers Angelo Jank sind sachlich, fern von Prunk und Pose. Ein sehr gutes Buch für Bücherei (Kinderabteilung) und als Geschenk.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Neuere Bühnenwerke

Dorothea Angermann. Schauspiel in 5 Akten von Gerhart Hauptmann.

Gerhart Hauptmann ist sicherlich der repräsentativste Dichter des modernen Deutschland. Für viele ist er sogar mehr, so etwa der heilige weiße Elefant in der Dichterherde, die leibhaftige Inkarnation der Dichtung selbst. Aber sein neues Drama wird viele seiner warmen Bewunderer enttäuscht haben. Es ist eine Kreuzung von naturalistischem Schauspiel und einem „Zille-Film", der Bilder aus dem „Fünften Stand" bringt. Von ersterem hat das Stück die Alltagssprache, die zuweilen ans Banale grenzt, von letzterem die typischen Figuren der gequälten Dirne und des brutalen Zuhälters, dem diese in unnatürlicher Hörigkeit verschrieben ist.

Das Thema selbst ist nicht neu. Ein Mädchen wird verführt, vom Vater verstoßen und gezwungen, den Verführer, den sie haßt, zu heiraten. Dieser brutalisiert sie, treibt sie zum Gelderwerb auf die Straße, macht sie zur Dirne, erst dem Gewerbe nach, sodann auch seelisch. Als ausgebrannte Ruine, unfähig jeder Besserung, landet sie im fünften Akte bei Freunden und endet durch Selbstmord. Diese Handlung gibt Gerhart Hauptmann in romanhafter Breite, ja beginnt im dritten Akt noch einmal mit einer Exposition und neuen Figuren. Er koppelt Fügungen und Zufälle kraus aneinander und appelliert im letzten Akt stark an die Rührseligkeit des Publikums.

Wie ist diese Dorothea Angermann zu nehmen? Stellt sie typisches Menschenschicksal dar? Meines Erachtens nicht. Dafür zeigt sie zuviel Abnormes. Sie gehört eher als interessanter Fall in die Aktenmappe eines Psychiaters. Aber Gerhart Hauptmann will es anders. „Sind wir für das, was mit uns geschieht, verantwortlich?" so läßt er in dem Drama argumentieren. „Nein, der Zufall — andere nennen ihn Vorsehung — ist verantwortlich. Das benimmt uns wenigstens den Gedanken der Schuld." Also Schicksalsdrama müßte man die ‚Dorothea Angermann' nennen, und hier klingen in Gerhart Hauptmann verwandte Saiten an frühere Dramen an. Er wälzt alle Schuld auf die soziale Einstellung, läßt das Werden und Vergehen eines Menschen vom Zufall abhängig sein.

Gewiß, daß der Zufall manches bedingt, wird man ihm gerne zugeben. Auch daß das Milieu formend auf den Menschen einwirkt. Wollte Hauptmann sich damit begnügen, auf Grund dieser Argumente für mildernde Umstände bei Fehlern zu plädieren, so könnte man

ihm recht geben. Aber für seinen Radikalismus wird sich ein vernünftiger Mensch nicht erwärmen können. Und in der Tat, Hauptmann bleibt den Beweis für seine Theorie schuldig. Die Dürftigkeit seines Materials tritt offen zutage. Nicht das reale Leben packt er mit dichterischer Glut an. Nur das Phantom eines Lebens, das von Dichters Gnaden zu der Bedeutung wirklichen Lebens aufgeblasen wird, bringt er auf die Bühne. Sein Drama kann deshalb keinen Anspruch darauf machen, ein Kunstwerk zu sein.

Immerhin hat es gute Szenen. Der gewandte Bühnenkenner verleugnet sich nicht. Technisch meisterhaft zum Beispiel ist im zweiten Akt die Umgehung des Geständnisses der Verfehlung seitens Dorotheas herausgebracht. Die Figuren des Vaters und noch mehr die des Zuhälters sind lebensvoll gezeichnet, dem Leben und der Wirklichkeit von außen gut abgelauscht. Aber es fehlt ihnen eins, — die Seele. Die übrigen Personen des Dramas sind matt charakterisiert, entbehren jeder psychologischen Vertiefung. Und die Heldin selbst ist ein psychologisches Rätsel. Der Dichter ist eben nicht fähig, etwa wie Anker Larsen, der geniale Däne, Menschen aus dem Innern zu erfassen. Neue Gedanken, neue Ziele hat er nicht geschaut, wenn er auch nicht auf einem so tiefen Niveau angekommen ist, wie jüngst Ludwig Fulda in seiner ‚Durchgängerin'.

Die Marquise von Arcis. Drama in 5 Akten von Karl Sternheim.

Sternheim ist ein echter Dichter, genau so wie Schnitzler, sein Geistesverwandter, von dem er sich etwa so unterscheidet, wie ein Jurist von einem Mediziner, mit dem er aber die scharfe psychologische Herausarbeitung des Dramas gemeinsam hat. Für beide ist das Drama „ein Fall", ein Schulbeispiel, das mit logischer Schärfe ein Problem diskutiert. Eine ethische Wertung, ja, eine Wertung überhaupt lehnen beide gleichmäßig ab. Sie sind zwar nicht unmoralisch, aber amoralisch, geben „reine Sachlichkeit".

Sternheims ‚Marquise von Arcis' zeigt diese Vorzüge und Nachteile der geistigen Einstellung des Meisters besonders klar, obwohl es kein Original-Sternheim ist. Es ist vielmehr eine Umarbeitung eines alten Dramas von dem Franzosen Diderot. Aber der Geist des Stückes ist neu, losgelöst vom Rokoko, von seinen Ehrbegriffen und Allüren. Unzeitliches Geschehen wurde in ein Zeitgewand gesteckt.

Das Problem behandelt die Liebe, das uralte, ewig neue und auf dem Theater stets wirksame Lied. Aber die Art und Weise, wie es Sternheim bringt, ist neu. Die Handlung selbst gibt in knappen Zügen das Wesentliche. „Er" wird „ihrer" überdrüssig. „Sie" rächt sich, indem sie ihm eine Dirne unter der Maske eines anständigen Mädchens zuführt, seine Leidenschaft zu ihr durch deren Kühle und berechnete Zurückhaltung immer mehr entfesselt. Für ihren Besitz bietet er einen immer höheren Preis, und als dies alles nicht hilft, sich selbst, und das ist viel, denn er ist ein vornehmer Herr, ein Marquis und sie, die Dirne, bürgerlich. Die Rache der verschmähten Geliebten gelang.

Aber an diesen Rachefeldzug hat der Dichter epilogartig einen seltsamen reflektorischen Schlußakt angereiht, der die Rache in das Gegenteil verwandelt. Der Herr Marquis reflektiert, daß seine jetzige Frau eine Vergangenheit habe, aber er desgleichen. Die Rechnung gleicht sich aus. Er beschließt — „nicht etwa ein neues Leben auf ethischer Basis zu beginnen" —, sondern er baut auf der Tatsache auf, daß er für die Erwerbung eine Summe von Mühen aufgewandt hat, daß also die Eroberung ihm zwar nicht das anfangs erträumte Ideal, jedoch den Preis vieler Anstrengungen eingebracht hat, und deshalb doch einen Wert besitze.

Modern! Aber wenig befriedigend! Jedoch ist die Ausarbeitung der Dialoge ungemein scharf, jedes Wort geschliffen und bedeutend. Frauenliebe, -Hassen und -Hoffen, sowie des Mannes Verlangen sind aus scharfer psychologischer Beobachtung in dramatischer Weise herausgearbeitet. Freilich genügt dies nicht zu einem großen Kunstwerk. Denn die Personen interessieren uns, aber sie erwärmen uns nicht. Sie haben, wie gesagt, das Unpersönliche des Schulbeispiels an sich, aber es fehlt ihnen die Individualseele. Dieser Eindruck wird auch noch dadurch verstärkt, daß jedes Wort vermieden ist, welches nicht in strenger Sachlichkeit zum Problem gehört.

Mirabeau. Ein Trauerspiel in 5 Akten von Emil Bernhard.

Wollte Bernhard in seinem Drama ein Stück Geschichte geben oder mehr, etwa die tragische Heldengröße darstellen? Das Letztere scheint der Fall zu sein. Ihn zog das Dämonische an der Person des Revolutionärs, das Hinreißende des Volksredners, der durch die Gewalt seiner Rede unwiderstehlich ist. Ist ihm aber die Durchführung der

Idee gelungen? Von außen gesehen, ja! Technisch ist Bernhards Drama vollendet, geschickt auf Bühnenwirkung aufgebaut. Besonders stark ist der Dichter in der Regie von Massenszenen, die in kühnem Crescendo aufFluten, und die bei aller Differenzierung das einheitliche Moment der geschlossenen Masse zur Geltung bringen. Die Dialoge des Dramas sind scharf geschliffen, verraten Schulung.... an Sternheim. Sie sind wie jene klar, inhaltsreich und frostig-kühl. Der Dichter ist mehr Kopf als Herz, ein Muster strenger Sachlichkeit. Die Charaktere, welche er darstellt, sind nicht tief, aber lebenswahr, mehr von außen geschaut als von innen erlebt. Deshalb erwecken sie mehr Interesse als Teilnahme. Das gilt vor allem vom Helden selbst. Die Größe der Redegabe wird manchmal zur Geschwätzigkeit eines Geschäftsreisenden. Ja, der Schluß ist sogar höchst unwahrscheinlich. Man wird den Eindruck nicht los, daß hier die Verteidigung Mirabeaus aus lauter Sophismen besteht, und kann es nie und nimmer glauben, daß Marat und Genossen sich dadurch blenden ließen. Die Anklagen, welche hier Mirabeau gegen die Gesellschaft schleudert, kommen so plötzlich und unvermutet, daß man sie psychologisch bezweifeln muß. Aber sie liefern dem Dichter einen packenden Abschluß, ein opernhaft gut aufgebautes Finale, trotz dieser schwachen Fundierung. Manches im Drama ist dagegen gut. Die Szene im Garten von St. Cloud etwa ist von packender Charakteristik. Hier, aber auch nur hier, kommt uns Mirabeau menschlich nahe. Hier rührt uns der gute Kern seines Charakters unter der angefaulten Schale. Hier ist auch ein Dichter am Werk, vor dessen Genius wir uns in Achtung beugen. Wägt man im Drama plus und minus gegeneinander ab, so bleibt immerhin ein respektabeler Ueberschuß des Wertvollen!

Dover—Calais. Lustspiel in 4 Akten von Julius Berstl.

Neben der Historie ist neuerdings im Drama das Lustspiel Trumpf. Im vorigen Jahre sowie in diesem Jahre wurde der Kleistpreis einem Lustspiel zugesprochen.

Neben den beiden Preisträgern, dem feuchtfröhlichen Weinberg des Rheinländers Zuckmayer und dem trockenen Humor des Oesterreichers Lernet-Holenia ist Berstls ‚Dover—Calais' das erfolgreichste Lustspiel. Man wird nicht klar, ob der Verfasser dasselbe als Satire oder als Verherrlichung der modernen Kultur aufgezogen hat. Im Mittelpunkte der Handlung steht das Weib der Jetztzeit, welches allen Männern den Kopf verdreht, aber nicht so altmodisch ist, sich heiraten zu lassen, sondern ihre Verehrer samt ihrer Liebesglut sitzen läßt, um in ihrem Berufe als Zeitungsreporter das Leben in Freiheit weiter zu genießen. Es ist also ein weiblicher Faust, welchem die männlichen Gretchen gegenübergestellt sind. Stoff genug zu einem Lustspiel, dessen Handlung auf die Jacht eines reichen Sonderlings in den besten Jahren verlegt wird. Die Aufmachung mit Tabak, Grog und Seemannsuniformen ist nicht übel. Was aber fehlt, ist der Humor. Mit ihm ging der Dichter gar zu sparsam um, und in Ermangelung eigner Geistesblitze machte er hier und da bei der Firma Kalauer Anleihe. Auch steuert er sein Geistesschiff im Zickzackkurs, bald in den seichten Gewässern des Schwankes, dann wieder in die Charakterkomödie und manchmal sogar durch den schweren Seegang einer Populärphilosophie mit starkem soziologischen Einschlag.

Dem Durchschnittspublikum gefällt es so, zumal die frische Brise eines lebendigen Dialogs durch das Stück weht. Andern dagegen fällt es auf die Nerven, denn die Gespräche der jungen modernen Frau erinnern, wenn auch nicht in ihrem Stoff, so doch in ihrer Methode, verzweifelt an die alten Gardinenpredigten. Trotz allem der große Erfolg des Stückes!

Karl Möhlig.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Alte und neue Lieder 83
Batzer, Müslein und seine Tante Loline 91
Beckmann, Von Stehmännchen und Gründlingen 91
Bergmann, Maisüches on Heijblomme 85
Bernhard, Mirabeau 94
Berstl, Dover-Calais 95
Bittrich, Der Sünder 83
Bopp, Das Jugendalter und sein Sinn 73
Brausewetter, Und hätte der Liebe nicht 90
Briele, van der, Westfälische Malerei . 80
Bruns, Die größte Mystifikation in der Weltgeschichte 80
Colerus, Zwei Welten 91
Cüppers, Rheinische Legenden 86
Denifle, Das Geistliche Leben 70
Dreesen, Diek langs 84
Engelmann, Methodik des deutschen Unterrichts 54
Ernsing u. a., Bilder zur Kunstgeschichte 81
Ernst, Der Schatz im Morgenbrotstal 89
Faust, Gesundheits-Katechismus . . . 74
Fronemann, Hindenburg 93
Gabschuß, Vom Spazierengehen . . . 75
Geyer, Bei den Deutsch-Amerikanern 79
Grafe-Martiensen, Hygiene der Lunge 75
Grazie, delle, Unsichtbare Straße . . . 88
Gutfleisch, Strafvollzug und Erziehung 73
Hagemann, Das erwachende Asien . . 79
Hammerschmidt-Rohfleisch, Deutsches Denken und Dichten seit Herder . . 79
Hauptmann, Der Ketzer von Soana 58
— Die Insel der großen Mutter . . 59
— Dorothea Angermann . . . 60, 93
Hellinghaus, Die kirchlichen Hymnen und Sequenzen 68
Heyck, Die Halbgöttin und die Andere 90
Hoermann, Warnungszeichen 77
Jakobs, Mutter 84
Jansen, Niedersachsenbuch 85
Jansen-Schräpel, Hausbuch niederdeutscher Lyrik 84
Kirch, Helden des Christentums . . . 71
Kühnel, E., Die Kunst des Orients . . 82
Kühnel, J., Von den Tagen Gottes . 69
— Von der „Enkelin Gottes“ . . . 81
Lagerlöf, Charlotte Löwensköld . . . 87
Lippert, Der Menschensohn 70
Mann, Heinrich, Der Kopf 61
Mann, Thomas, Der Zauberberg . . 60
Matthias-Giesen, Männliche Körperbildung 75
Mayer, Märchenseele 86
Mayer-Eschenbacher, Ausgewählte Gedichte 83
Menz, Flutwende 78
Mörike-Bischer, Briefwechsel 76
Münker, Der physische Zwang 72
Neugart, Handbuch der Liturgie . . . 69
Niedermayer, Unter der Glutsonne Irans 79
Pichler, Wenn du ein Liebes drüben hast 84
Plenzat, Der Wundergarten 85
Rathgeber, Der hl. Franziskus 70
Reith, Weil' ein wenig 70
Riesch, Menschenfreunde 71
Rilke, Das Stundenbuch 61
Roer, Das heitere Sonnenland . . . 91
Roh, Nach-Expressionismus 81
Sabel, Märchen und Sagen 91
Schenz, Sonntagsglocken 68
Schiele, Die Käferschlacht in der Johannisnacht 92
Schlözer, Menschen und Landschaften 76
Schönbach, Ueber Lesen und Bildung 50
Schöninghs Dombücherei 92
Schott, Das vollständige Römische Meßbuch 68
Schweyer, Politische Geheimverbände . 77
Seidel, Neue Gedichte 83
— Das wunderbare Geißleinbuch . 86
Stäger, Der Spiegel 87
Stehr, Der Heiligenhof 62
— Peter Brindeisener 62
Sternheim, Die Marquise von Arcis . 94
Stjernstedt, Die von Sneckenström . . 87
Unter Gnomen und Trollen im nordischen Märchenreich 92
Weckesser, Zur religiösen Krise der Menschheit 72
Wolzogen, Das Schlachtfeld der Heilande 90
Wurm, Das Erbe des Heilandes . . . 81
Zahn, Die Hochzeit des Gaudenz Orell 89

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Christentum und Dichtung

Zu einer Rundfrage

Viktor Kubczak hat im Jahre 1926 ein Ostwart-Jahrbuch herausgegeben. (Verlag des Bühnenvolksbundes, Abteilung Breslau.) Neben einer Reihe weniger wichtiger Beiträge steht in dem Bande eine Rundfrage und die Antworten auf diese Umfrage: Gibt es eine christliche Dichtung und wie sehen Sie ihr Bild? Eine große Anzahl deutscher Dichter hat sich bei den Antworten beteiligt und die Antworten sind von größtem Interesse. Ich meine nicht, daß diesen Aeußerungen deutscher Dichter immer eine sehr prinzipielle Bedeutung zukäme und daß die kurzen oder längeren Ausführungen allesamt den Gegenstand irgendwie erschöpften oder nur ihm gerecht würden, aber eine privatere Bedeutung für die Gedankenwelt des Dichters kommt ihnen doch zu. Darüber hinaus spiegeln sie die Problematik der gegenwärtigen Situation von Christentum und Dichtung, wenn auch nicht umfassend genug, so doch recht eindrücklich. Beteiligt aus verschiedensten Gründen haben sich nicht Gerhart Hauptmann, Unruh, Winckler, Federer, Wilhelm Schäfer, Hermann Burte und Peter Dörfler. Sonst sind fast alle deutschen Dichter der Gegenwart versammelt. In einem Nachwort sucht Viktor Kubczak seine Umfrage zu rechtfertigen. Höchst unglücklich sucht er sie aus der sachlichen Sphäre in die persönliche zu übertragen, und so ist diese Umfrage zu einer Art öffentlichen Gewissenserforschung geworden: „Wo stehen unsere Dichter? Es war dies eine Gewissensfrage für alle, die den Mut zur Aufrichtigkeit gegen sich selbst haben, und es konnte nur mit einer leeren Ausflucht oder mit einem Bekenntnis oder mit — Stillschweigen beantwortet werden." Ich bezweifle keinen Moment, daß viele Dichter mit berechtigtem Stillschweigen geantwortet hätten, wenn diese Zeilen in der Rundfrage gestanden hätten. Denn schließlich, wer gibt Viktor Kubczak die Autorität und das Recht, so zu fragen. Ueber das Resultat der Rundfrage äußert sich Kubczak, der nach seinen eigenen Worten keinen wohlgefälligen Ausschnitt, sondern ein möglichst vollständiges Bild zeigen wollte, folgendermaßen: „Dieses Bild ist gewiß nicht klar und einheitlich, ebensowenig wie die Zeit es ist; aber es ist immerhin erfreulicher als die Zeit. Wir spüren doch, wie fast alle auf allen Wegen sehnsüchtig nach dem letzten Sinn suchen, wie auch dort, wo das Christentum verneint wird, noch sein Widerschein mächtig aufflammt. An diesem letzten Satze dürfte zwar Jacob Böhme viel Freude haben, ich weiß aber nicht ganz, ob er sehr christlich gedacht ist. Schließlich flammt im Teufel nicht der Widerschein Gottes mächtig auf, und wie man in den Aeußerungen Arnolt Bronnens, Johannes R. Bechers und Theodor Däublers z. B. noch einen Widerschein, mächtig aufflammend, von Christentum finden kann, ist nicht ganz leicht wahrzunehmen.

Da es bei der Rundfrage sich um Dichter handelt, wird sehr wenig vom Wesen, Sinn und der Existenzberechtigung der Dichtung gesprochen, weil das ja für Dichter etwas selbstverständlich Gegebenes ist (die Ausnahme R. Goering). Umsomehr steht das Christentum und seine Beziehung zur selbstverständlich gegebenen und bejahten Kunst zur Debatte. Heben wir einige charakteristische Aeußerungen hervor. Die junge Generation hat den Vortritt: Arnolt Bronnen, der Verfasser des Vatermordes, der Anarchie in Sillian, der Rheinischen Rebellen, des Ostpolzugs, beantwortet die gestellte Frage so: „Ich bin nicht der Ansicht, daß es zentral gesehen, je eine christliche Dichtung gab, gibt oder geben wird; bin jedoch der Ansicht, daß der Einfluß des Christentums, das wir als Religion alle bejahen, auf die Produktion umso größer werden wird, je mehr seine moralischen Postulate mit den modernen Instinkten in Einklang gebracht sein werden: kurz, die Frage der zeit-

gemäßen Lebendigkeit entscheidet alles." Das ist kurz, knapp und präzise und entbehrt sicherlich des Schneids nicht. In Berlin nennt man diesen Typus keß. Die göttlichen und ewigen Gebote des Christentums scheren Herrn Bronnen nicht. Im Grunde will er die Moral des Christentums unter die Diktatur der Zeit gebeugt sehen, die Religion des Christentums ist dann ganz für die Innerlichkeit und das stille Kämmerlein. Dieser Typus ist Gott Dank sehr wenig in dem Buche vertreten: z. B. auch in J. R. Becher.

Häufiger dagegen ist der Fall, daß ein Dichter das Christentum auf seine humanen und natürlichen Bestandteile beschränkt wissen will. Christus ist der große Lehrer der Humanität. „Ob Christentum, ob keins, — es kommt mir nur auf den Menschen an" sagt Ernst Barlach. Und Alfred Kerr meint: „Mag es allzu selbstverständlich klingen, so trifft es doch den Kern der Sache: Humanitäre Dichtung läßt sich auch als „christliche" Dichtung bezeichnen — falls man auf diese Nomenklatur aus besonderen Gründen Gewicht legt. (Aber Dogmatisches wird schon ein Gegensatz zum rein Humanitären.)" Das Christentum wird auf eine Moral reduziert, die Offenbarung Gottes bedeutet nichts, und die Iphigenie von Goethe ist ein Ersatz für Maria, die Mutter Gottes, in der man dann auch nur ein weibliches „Ideal" sieht. Die Krone dieser Humanitätsreligion ist die Liebe: die „Idee" des Christentums. Diese Auffassung des Christentums hat eine starke Tradition in den deutschen Klassikern: Lessing, Herder, Goethe und Schiller. Die Vertreter dieser Ansicht sind antikirchlich und antichristlich. Nur an der Moral lassen sie das ihnen wesentlich erscheinende bestehen.

Noch weiter vom Christentum weg führt die Gruppe der Gnostiker. Ich nenne daraus nur die beiden illustren Namen Däubler und Mombert. Für den Gnostiker ist das wesentliche und wertvolle des Lebens die Erkenntnis, für den Christen das religiöse Heil, gewirkt durch Christus, die Gottes- und Nächstenliebe. Der Gnostiker muß deswegen, wie der Humanitäre Christus als Vorbild und Lehrer der Moral ansieht, Christus als Lehrer der Erkenntnis erfassen. Christus ist nur einer der Lehrer in der Erkenntnis. Die Erkenntnis ist ein ewiger und unendlicher Prozeß. Einmalige Offenbarung gibt es nicht. So äußert sich Theodor Däubler: „Für mich gibt es nur religiöse Kunst. Alle wesentliche Dichtung ist von überirdischer Macht eingegeben: Außer den Heiligen haben das Christentum am besten aufgefaßt die Dichter; freilich sind sie nicht konfessionell eingestellt. Sogar Dante, der Katholik, folgt von der Kirche und ihren Lehren unabhängig lautenden Eingebungen; trotz der dichtenden Seher ist das Christentum noch nicht verstanden worden — es hat auf Grund der Texte noch Jahrtausende vor sich — und im übrigen bleibt es ewig." Für alle bis jetzt behandelten Dichter spielt das Christentum in einem zentraleren Sinne keine Rolle: es unterliegt der Diktatur der Zeit oder hat sich eine Auslese nach seinen moralischen oder Erkenntnisbestandteilen gefallen zu lassen. Das Christentum ist nicht strikte göttlich und Offenbarung, sondern ist natürlich und menschlich. So kommt es natürlich mit der Kunst in keinen Konflikt (vielleicht nur bei einigen rigorosen Moralisten: Bilderstürmern, Kalvinisten, Tolstoj z. B.), ja ist bei Däubler identisch mit der Kunst.

In ernsterem Sinne christlich sind dann einige Individualisten, offenbar geistig protestantischer Herkunft. Wenn einer gläubig oder erweckt ist, dann wird auch christliche Dichtung. Christentum wird religiöses Erlebnis. Wie der Einzelne allein und unmittelbar zu Gott steht, so steht er auch zur Kultur, zum Staat, zur Gesellschaft und zur Kunst. „Wo sich die ganze uralte Kraft und Herrlichkeit des einigen und unbedingten Glaubens noch einmal einig und unbedingt versammelt, dort wird sie auch die Zunge erwecken, und ihr Gesang wird so wahr sein und so unangreifbar und unzerstörbar in sich selbst, wie alle Gebilde wahrhaft entzückter Herzen und

Hände." Diese Auffassung neigt dazu, die Kirche als unwesentliches und zufälliges am Christentum zu sehen, als Werk der Menschenhände, nicht als Stiftung Christi und seinen mystisch fortlebenden Leib. Leo Weismantel, der unbezweifelbar Katholik ist, und deswegen die Kirche bejaht, kann nur deswegen hier angeführt werden, weil er unter dem Einfluß Rosenstocks und Ernst Michels keinen scharfen Kirchenbegriff hat und die Rolle des Einzelnen überbetont und wenig Sinn hat für die Tradition der Kirche, was sich z. B. in seinem durchaus individualistischen Liturgiebegriff äußert. Auch er neigt dazu, die Kirche zu spiritualistisch zu verstehen, wenn ich seine Aeußerungen recht beurteile.

In dieser Auffassung ist Christentum und Dichtung in etwa zufällig miteinander verbunden. Es hängt vom einzelnen Christen ab, ob sie sich treffen. Für die drei folgenden Repräsentanten ist Kirche und Dichtung in ihrer steten Verbundenheit und Gemeinsamkeit selbstverständlich gegeben. Franz Herwig betont die Naivität und Selbstverständlichkeit, mit der aus der betreffenden Weltanschauung auch die Dichtung wächst. „Ich brauche mich zum Lobe und Preise meiner Weltanschauung gar nicht an den Schreibtisch zu setzen, sie wird ohne meinen Willen das Werk durchdringen." Trotz der bei Herwig nicht ganz klaren Terminologie glaube ich doch aus seinem Beitrag dasselbe zu vernehmen, wie aus Eichendorffs Wort von „der christlichen Atmosphäre, die wir unbewußt atmen". Es handelt sich bei diesem Typus um das, was Günther Müller einmal „naive christliche Dichtung" genannt hat. Der Glaube und das kirchliche Bewußtsein ist unreflektiert i n den Dichtungen. Eichendorff und Adalbert Stifter sind hohe Beispiele dieser Art von christlicher Dichtung.

Für Gottfried Hasenkamp ist Dichtung reflektiert. Sie ist Dienerin der Kirche, des Logos und des Kreuzes. Der Dichter

„hat als Pfund der Erde Wort empfangen,
Das von dem Wort der Himmel ist erkoren
Zum Bild von Anbeginn, und sein Verlangen.
Soll jene Schönheit suchen, die geboren
Am Kreuze ward. Dem Worte anzuhangen
Sei er ihr Diener vor der Wahrheit Toren."

Für Hugo Ball ist die Verbundenheit von Kirche und Dichtung das Selbstverständlichste. Sie hängt ihm auch nicht vom Einzelnen ab. Im Gegenteil, er weist glücklich auf die Schätze des Breviers, der heiligen Schriften, des Meßbuches und der Heiligenlegende hin: „Eine andere Frage ist, ob wir an dieser Dichtung noch produktiven Anteil nehmen, indem wir, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die christlichen Urbilder noch weiter dichten; indem wir nach Art der Vorväter die christliche Ueberlieferung tief in unserem Gemüte bewegen und solcher Bewegung lebendigen Ausdruck verleihen." Mir scheint, daß Ball neben Hasenkamp die Frage Christentum und Dichtung am zentralsten gestellt und beantwortet hat, nämlich von dem Wesen der Dichtung und vom Wesen der Kirche aus. Daß Ball die reflektierte katholische Dichtung und die naive katholische Dichtung kaum sieht, kann man als Schwäche seiner Ausführungen ansehen. Beachtenswert sind auch seine Worte: „Der deutsche Geist bestürmt, wie vielleicht nie zuvor, die Fesseln, die ihn niederdrücken. Wenden wir alle Kräfte nach innen, nicht nach außen. Hegen wir alle Erwartung und Liebe, doch seien wir, gegen uns selbst vor allem, auf Echtheit bedacht. Das Kreuz ist das Zeichen."

Obwohl es der Sinn der Dichter ist, zu bilden und zu gestalten, so stehen doch neben manchen belanglosen Aeußerungen einige wenige in der Rundfrage, die neben ihrer privaten und zeitsymbolischen Bedeutung eine darüber hinausgehende, dauernde Lösung bieten, wenigstens zu einer Lösung beitragen. Das ganze Problem

freilich mit seinen verwickelten theologischen, metaphysischen, ästhetischen und geschichtsphilosophischen Einzelfragen kann auf solche Weise nur mangelhaft gefördert werden. Auf das Problem aber und seine Lösung hingewiesen zu haben, wenn auch nicht eindeutig genug, ist ein recht anerkennenswertes Ergebnis dieser Umfrage über Christentum und Dichtung. Paul Adams.

Agnes Miegel

Der geistvolle Friedr. Theodor Vischer gibt in seiner „Aesthetik" (VI. Bd. S. 244 ff., 2. Aufl. 1923; München, Meyer und Jessen) eine Darstellung der Ballade, die uns die verschiedenen Spielarten der Ballade verständlich machen wird. Die Ballade ist ihm „ein Abkömmling der alten Heldenlieder, die zuerst einzeln gesungen, dann zum Epos fortgebildet und zusammengefügt wurden; sie leitet also zu jener elementarischen Form zurück, wo das Lyrische und Epische noch im Keime vereinigt lagen. Allein, nachdem das Letztere sich zu einer eigenen Gattung ausgesondert hat, ist der Teil des gemeinschaftlichen Keimes, der diesem Zuge nicht folgte, ein anderer geworden: er hat, obwohl dem Stoffe nach episch, lyrischen Charakter angenommen. Episch ist vor allem das Moment der Vergangenheit ...., aber es bewirkt jetzt nicht mehr die frei über dem Gegenstand schwebende, ausführlich zeichnende Haltung des Dichters, sondern dieser legt sich mit seiner Empfindung ganz in den Gegenstand, als ob derselbe, zwar als ein vergangener erzählt, zeitlich wie räumlich gegenwärtig wäre; die Zeichnung wird dem Ton untergeordnet, der ganze Hauch und Wurf wird subjektiv, bewegt, der Gang übersteigt rasch die retardierenden Elemente, und eilt zum Schlusse, der Rhythmus baut sich musikalisch in lyrische Strophen, das epische Lied entsteht mit der Melodie oder nach einer vorhandenen Melodie, lebt im Volksgesang, oder muß doch, wenn es echter Kunstpoesie angehört, den Charakter des Sangbaren tragen ... Die Ballade stellt einen Stoff für sich, ähnlich wie die Novelle im Unterschiede vom Roman eine Situation, abgeschlossen hin, behandelt daher auch nicht leicht mehr Teile der Heldensage, sondern vereinzelte Ereignisse und Handlungen ..., die ... wohl auch Elemente des Märchenhaften, Geisterhaften aufgenommen haben, worin tiefer und rein menschlicher Sinn eingehüllt ist.... Es ist die nordische Stimmung mit ihrem bewegteren, ahnungsvolleren, mehr andeutenden als zeichnenden Ton, ihrem stoßweisen, Mittelglieder überspringenden Gange, es ist, was Goethe die mysteriöse Behandlung nennt, welche der Ballade zukomme.... In diesem Ueberspringen, Ahnenlassen liegt etwas Banges, und so ist mit solchem Stil auch die Neigung zu tragischen Stoffen gegeben.... Der Ballade sagt ausdrücklich auch das Komische zu, denn die subjektive Durchschüttlung des Objektiven erzeugt mit ihren raschen Beleuchtungen den komischen Kontrast wie den erhabenen. ... Lyrisch im Balladenstile bedeutet den Akt der subjektiven Empfindung, der sich an seinem geraden Gegenteile, der vollen Objektivität, so stark erweist, daß er sie ganz in lauter Ton, Stimmung umsetzt."— Hiermit ist wohl geradezu vorbildlich das Schicksal der Ballade bei den Dichtern angedeutet je nach der Subjektivität des Einzelnen. Eine männliche, etwa heroische Natur durchdringt einen epischen Stoff ganz andersartig als eine weibliche. Doch, auch bei letzterer gibt es ganz verschiedene Formen, je nach Art der Dichterin, Gerade das Sprunghafte, Mysteriöse wird so verschieden bei einer aktiven oder passiven Natur. Heimat und Weltanschauung wirken mit im Schaffen des Dichters, die nordische Nebelwelt, die weite Ebene, das tosende Meer, christliche oder schicksalhafte Lebensdeutung.

Agnes Miegels Ballade ist schon hierin in etwa gekennzeichnet. Die am 9. März 1879 zu Königsberg geborene Dichterin hat ihre Dichtung mit ihrer ganzen Eigenart seelisch durchtränkt, und diese ist eine durchaus passive Natur. Sie ist keine heldische, das Leben fest anpackende, aktive Natur, sie gestaltet nicht so sehr die Dinge, sie steht ihnen im eigentlichen Wortsinne leidend gegenüber, sie erleidet mehr die Dinge, so wie der Sand, der Strand der Ostsee Wind, Welle und Sturm. Charakteristisch ist ihr „Sterbesegen", den ihr Bruder an ihrem Grabe sprechen soll, wenn er aus einem Silberbecher Sand der weißen Wanderdünen darüber ausschüttet:

„Rieſle regenfein in ihre Gruft
Uebers Herz der Toten, muschelweißer,
Unruhvoller Sand, gebleicht von heißer,
Winddurchklungner, herber Heimatluft!"

(Gedichte, S. 13.)

Sicherlich formt die Heimat den Dichter, der Strand der Ostsee wie auch die Nähe der weiten Ebene des Ostens. Miegel scheint mir in ihrem Naturerleben, um nicht zu sagen Naturerleiden, ihrem entfernten Landsmann von der Ostsee aus Greifswald, dem Maler Caspar David Friedrich, verwandt zu sein, der so wundervolle, durch und durch von Stimmung durchtränkte und beseelte Bilder schuf wie: Frau am Fenster, Mönch am Meer, Im Hafen, Kreidefelsen auf Rügen, Nebelschwaden, Ziehende Wolken, Sturzacker, Mondaufgang am Meer. Das ist ihr Schicksal, die ganze Hingabe ihrer Seele an die Art ihrer Heimat, das Hinhorchen auf das, was ihr Wind und Welle, die mit dem Sand am Strande, mit dem Baum auf weiter Ebene spielen, zuraunen vom Menschenschicksal. Sie erzählt dies in ihrem Gedicht „Ich":

„. . . Und ich sang in den Wind,
in das Wirbeln rauchender Dünen,
In das dröhnende Brausen
sang mein tönender Mund.
Sang meiner einsamen Heimat
Götter und rote Burgen,
Sang ihr mütterlich Herz, —
sang ihr grüngrünes Kleid.
Sang, was groß und gekrönt
durch meine Träume gewandert,
Blutüberströmtes Haupt,
gallegetränktes Herz.
. . . Sang meiner seltsamen Schwestern
mondlichtgezeichnete Stirnen,
Sterblichen Leibes wie ich,
jenseitiger Weisheit kund.
Sang, mir selber kaum deutbar,
was Schatten und Erde mich lehrten,
Sang ich Liebe und Tod —
sang ich mein eignes Geschick."

(Gedichte und Spiele, S. 54.)

Damit ist eine elementare lyrische Anlage zur schicksalhaften Ballade gegeben, elementar insofern, daß sie den dichtenden Geist erfaßt und hinreißt zum Gestalten, wie die Welle den Strand, wie die Fiedel den Sänger und Tänzer. Vor manchem Jahr erlebte ich einmal als aus solcher Natur unbewußt geformt und herausgeschleudert ihre Ballade „Die Nibelungen", etwa den Vers:

„Aufflog ein jubelnder Bogenstrich
Und flatterte an den Balken,
Herr Volker sang: Einst zähmte ich
Einen edelen Falken . . .“

Selten ist eine Ballade so elementar geworden wie diese, so selbstverständlich in ihrem ganzen Sein. Vielleicht ist Schillers frühe Ballade „Die Schlacht“, deren jagenden Rhythmus und elementare Kraft ich bewundere, aus ähnlicher Hingabe geworden, während später bei Schiller das Gedankliche und damit auch das Epische in seinen Balladen meist überwog. Freilich ist bei solcher passiven Art Miegels auch die Gefahr angedeutet, die eine solche Art zu dichten birgt: Das Hinundhergerissenwerden von Stimmung, Leidenschaft, Freude und Schmerz, das Ueberwiegen des Gefühls vor dem Gedanklichen und dem Sittlichen. Wir erspüren bei Miegel die Quellen des Elementar—Poetischen, sie erfassen alles im Strudel. Das heldenhafte Ueberwinden des Schicksals, das in so mancher Ballade anderer Dichter uns erhebt, fehlt fast ganz bei ihr, das Schicksal ist bei ihr wie Welle und Sturm. Sie kommt der alten nordischen Ballade nah. Ihre Gestalten erleiden das Leben, sie formen es nicht. Wohl hat sie in der „Domina“ eine symbolische Gestalt der fraulichen Güte gezeichnet. Merkwürdig, daß bei ihr, der Preußin, der große preußische Gedanke der Zucht und Pflichttreue, der mir immer groß und verehrenswert, sittlich, erschien, fast fehlt. Sie ist wohl mehr dem fernen Osten zugewandt, so sehr sie auch ihre Heimat liebt. Auch erscheint in ihrem neuen, einzigen Prosawerk „Geschichten aus Altpreußen“ das Deutschherrentum in der „Fahrt der sieben Ordensbrüder“ müde gegenüber der samländischen Urbevölkerung. Vielleicht gibt aber gerade diese Stimmung ein Bild vom Schicksal eines Grenzlandes. Wenn so manche Ballade und manche Erzählung kraftvoll erscheint, so ist das keine eigentlich heldische, das Leben meisternde Kraft, sondern Sturm der Stimmung und Leidenschaft, die hindurchglüht, daß alles weißglühend leuchtet. In ihren Balladen ist dies sprachlich, im Ausdruck, durch den Rhythmus gebändigt und gezügelt, in ihrer Prosa, in den „Geschichten aus Altpreußen“ prasselt und brodelt oft wie aus einem Feuerberg das Leidenschaftliche hervor, daß so mancher Ausdruck kraß und kantig dasteht. In ihren „Geschichten aus Altpreußen“ (Jena, Diederichs) formt sie wie unbewußt Schicksale von Menschen ihrer Heimat, „Landsleute“ fliehen aus dem grauenhaft verkommenen Byzanz des 4./5. Jahrhunderts in die erdhafte, triebhafte Menschlichkeit des Weichsellandes, in der „Fahrt der sieben Ordensbrüder“ stehen Deutschherren, die christliche Zucht und Selbstbeherrschung nicht ertragen, der samländischen Urbevölkerung gegenüber, die um den toten Preußenherzog stolz klagt und sich selbst vernichtet, „Engelkes Buße“ zeigt ein Mädchen aus einem Weserdorf, das sich an einen preußischen Jäger verliert, sein Muttergefühl erstickt und sein Kind ertränkt, so daß der preußische totgeglaubte Jäger zurückkehrend ihr in seinem natürlichen Instinkt nur das Wort entgegenschleudert: „Du Biest!“, bis sie später ihn im fernen Osten wiedergewinnt, als sie ein Kind vor den einbrechenden Tataren rettet. In der letzten Erzählung „Der Geburtstag“ erleben wir das Schicksal einer salzburgischen Emigrantenfamilie, die um den 90jährigen Ahn versammelt ist, mit ihrer schwierigen Angleichung an die Bevölkerung, köstliche Kindesschilderung und Leidenschaftlichkeit der Menschen. Bei diesen Erzählungen fehlt etwas die klare erzählende Linie, dämmerhaft tritt langsam der Gang der Handlung heraus, während die Ballade bei Miegel durch ihren Rhythmus das Ganze klarer herausarbeitet. In ihrem Spiel „Der Gaukler“ ist traumhaft die Liebe eines Barons zur Frau eines Gauklers, die der Gaukler erschießt, in „Ein Zwiegespräch“ die Liebe einer Frau zu einem Manne, der viele liebt, die aber ein ganzes Herz verlangt und sich deshalb

ſelbſt vernichtet. Es iſt etwas Müdes darin wie in letzten Schäferſpielen einer untergehenden Zeit („Gedichte und Spiele", Jena, Diederichs). — Es iſt nicht möglich, in einer kurzen Skizze alle Balladen und Lieder Miegels inhaltlich darzuſtellen, ſie haben alle das Stimmungsmäßige. 1901 ſchrieb ſie noch als Diakoniſſin ihre „Gedichte" (Stuttgart, Cotta). Es überwiegt hier noch das Lyriſche, ehe es ſich mit dem Epiſchen verbindet. Bedeutungsvoll erſcheint mir für ihre Entwicklung der Abſchied Aphrodites von Chriſtus in „Aphrodite":

„Zitternd zum Segnen ihrer Schönheit hob
Sich eine bleiche Hand mit blut'gem Male". (S. 107.)

Faſt überall iſt auch in ihren ſpäteren Dichtungen ein Frauenſchickſal erlebt, immer ferner wird Chriſtus, immer näher kommt das Erdhafte, Triebhafte, Unbewußte. Traumhaft verſinken die Menſchen in die Natur, von der ſie gewiß ein Teil, aber für uns chriſtlich Empfindende doch nur ein Teil ſind, ſo „Die Braut" (Balladen und Lieder, Jena, Diederichs, 1907, zuletzt 1925, S. 12) in den Strom, dem ſie ſich vermählt, ſo „Die Frauen von Nidden" (ebda. S. 6), die ſich von der Düne begraben laſſen; trotz allem liebend, ſtirbt die ſtolze „Siebenſchön von Stavoren" (Gedichte und Spiele, Jena, Diederichs 1921, ſpäter 1923, S. 25), am Galgen ihres Betrügers und Verderbers niederſinkend. Alte heidniſche Bräuche ſteigen herauf, wie der Bernſtein aus dem Meere von vergangener Zeit leuchtend kündend, Fiſcher der Oſtſee bringen ein „Opfer" dem Gott ihrer Väter, der ſie vor den Schweden retten ſoll (ebda. S. 38). Es iſt eine Art religiöſer Naturverehrung, eher eine Art Mythos, entſtanden, der in ſeiner Heimatliebe ergreifend iſt, aber gerade deshalb wohl, weil er ſo etwas Müdes, dem Leid und dem Tode Verhaftetes hat:

„O große Mutter, dunkle Heimatserde,
Hör gnädig an, was ich Dich bitten werde:
Wie einſt als Kind mit meinem erſten Leid
Komm ich zu Dir. — Verblichen liegt und weit,
Wie für die Toten ſchon, für mich das Leben.
Von deinem Ueberfluſſe ward gegeben
Mir nur des Grabs nutzloſe Ackerkrume.
O wieg wie eine gute Kindermuhme
Mein müdes Haupt zur Ruh in deinen Schoß.
Schreckt mich Erinn'rung auf, — o ſelig Los,
Zu ſpüren in der Gruft purpurner Nacht,
Daß Du es biſt, die meinen Schlaf bewacht!"

(Balladen und Lieder, S. 87.)

Und doch dringt etwas Tröſtlicheres an unſer Ohr, wenn wir ihr jüngſtes wunderſames Gedicht „Kind und Heimat" in dem ſeligen Hoffen der Kinderwelt erleben. Auch in ihrer Antwort auf die Frage nach „Dichtung und Chriſtentum" hören wir von ihrer Hoffnung und ihrem Glauben, daß heute in der Dichtung das Chriſtliche ſtärker zum Ausdruck komme „als vage Sehnſucht nach dem Jenſeitigen in jeder Geſtalt, als ein, jetzt noch zerfloſſenes, Formen chriſtlicher Geſtalten" (beides im Oſtwart-Jahrbuch 1926. Breslau, Bühnenvolksbund, S. 3 ff. und S. 168). Reife Menſchen werden ſich der großen, elementaren, menſchlich echten Balladendichterin in ihren Balladen und Gedichten freuen, wie ja auch ihre Heimatſtadt ſie durch die Ehrendoktorwürde 1924 ehrte, und wir alle hoffen, daß immer mehr in ihrer Dichtung, die ſo viel von der Heimat und vom Menſchen und von fraulichem Empfinden zu ſagen weiß, auch das Chriſtliche ſich durchringe als gläubig-vertrauende Lebensformung gegenüber dem Lebenerleiden.

Joſef Zimmermann.

Wilhelm Raabe und unsere Zeit

Man hat dem Ausspruche, daß, wer den Dichter verstehen wolle, in des Dichters Lande gehen müsse, eine Auslegung gegeben, die recht poetisch, aber sonst wenig zutreffend war. Der Glaube war allgemein, daß der Dichter, wie überhaupt der Künstler, in anderen Regionen heimisch sei, in einem Lande Nirgendwo, aus dem er nur besuchsweise zur Erde zurückkehre. Diese romantischen Ansichten sind nicht mehr in vielen Kreisen vorherrschend. In seiner Struktur unterscheidet sich der Künstler nicht von seinem unproduktiven Nachbarn. Sein Leben ist den gleichen Bedingungen unterworfen. Die gleichen Einflüsse strömen auf ihn ein. Peter Altenberg sagt es einmal: „Der Dichter hat nur eigentlich die hypertrophierte Seele eines jeden Menschen, und die allzu energische Betätigung dieser Seele hindert ihn so, ein gewöhnlicher Mensch zu bleiben! Unter dem Mikroskop der Seele werden viele Dinge ungewöhnlich, viele uninteressante interessant!" Damit wird ein doppeltes klar. Der Dichter ist ein Kind seiner Zeit; er ist wie jeder andere seinem Blute und seiner Landschaft verbunden. Er steht aber auch über den Dingen, weil sein Geist versucht, hinter die Dinge zu sehen.

Unsinnig ist es darum, mit dem Dichter zu hadern, weil er nach neuen Ausdrucksformen und Inhalten sucht. Wie hat man sich doch aufgeregt, als die Künstler der aufgeregten Nachkriegstage ein so zerfahrenes Wesen zur Schau trugen wie ihre Zeit. Wenn es die Vorfahren auch besser gemacht haben, und wenn man daher einen Verfall der Kunst herleiten will, so entbindet das keineswegs den Dichter einer Epoche, das zu sagen, was er fühlt. Den gleichen Irrtum begehen auch jene Fortschrittsoptimisten, die jede Neuerung als etwas Wundervolles begrüßen. Für jeden Schritt, den wir uns von der Vergangenheit entfernen, tauschen wir Neues ein und vergessen Altes, wobei nicht immer feststeht, ob das Neue werthafter ist als das Fortgegebene. Die Geschichte dessen, was die Menschheit aufgegeben hat, ist noch nicht geschrieben. Vielleicht wäre sie noch interessanter als die Geschichte der Fortschritte. Man kann es dem Dichter aber nicht zum Vorwurfe machen, wenn er auch diese Verhältnisse durchschaut.

Der Dichter untersteht wie jeder andere dem Gestaltwandel. Was ihn vom Philister trennt, ist die Gabe, daß ihm ein Gott gegeben hat, zu sagen, was er leidet. Deshalb wird der Künstler dem ruhigen Bürger immer als etwas Unverständliches erscheinen, als ein Entdecker von Geheimnissen, die er vor sich selber verbirgt. Deshalb konnte es zu Vorstellungen kommen, als ob er jenseits aller irdischen Bindungen stehe.

Die Losgelöstheit, die der Dichter durch die Weite seines Blickes sich angeeignet hat, wird aber immer durch seine Bindungen übertroffen. Es ist das große Verdienst Nadlers gewesen, daß er gezeigt hat, wie die Landschaft die Menschen geformt hat. Die ganze Richtung in der Darstellung der Literaturgeschichte geht heute dahin, nicht mehr in einigen biographischen Notizen und einer inhaltlichen Darstellung der Inhalte das Wesentliche zu sehen, sondern in einer Darstellung der Momente, die er selber und die sein Werk an der Formung seiner Epoche hatte. So konnte Nadler Herder über Goethe stellen, weil er in ihm die jungen Kräfte verspürte, die wahrhaft vorwärts treibend sind.

Einen Versuch, das Wesen Wilhelm Raabes zu deuten, hat Wilhelm Heeß unternommen. (Wilhelm Heeß, Raabe, seine Zeit und seine Berufung, Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G., Berlin-Grunewald, brosch. M. 4,50, Halbl. M. 6,—.) Von ästhetischen und dichterischen Problemen wird darin herzlich wenig geredet. Es ist doch ganz selbstverständlich, daß ein Dichter sein Handwerkszeug

beherrscht. Sonst lohnt es sich ja garnicht, über ihn ein Wort zu verlieren. Heeß untersucht, welche Einflüsse die Zeit auf Raabe hatte und wie er selber auf diese Einwirkungen reagiert hat. Naturgemäß ist da seine Werdezeit eingehend geschildert. Ich hätte aber gewünscht, daß seine Alterswerke noch mehr berücksichtigt worden wären, weil dann noch deutlicher seine Resignation zum Ausdruck gekommen wäre.

Wilhelm Raabe ist immer eine umstrittene Persönlichkeit gewesen. Seine „Chronik der Sperlingsgasse" erschien fast unter Ausschluß der Oeffentlichkeit. R. Prutz, der in dieser Zeit der einflußreichste Mann war, nimmt in seiner Geschichte der zeitgenössischen Literatur keine Notiz von ihm. Das hat wenig zu bedeuten, wenn man weiß, daß zu den Uebergangenen Stifter, die Droste, Mörike, Hebbel, Ludwig u. a. gehören. Eigenartiger ist es schon, wenn ihn Gustav Freytag, der im „Grenzboten" ein einflußreiches Organ besaß, systematisch totschweigt. (Aus einem Briefe an K. Geiger: „Ich bin ja völlig totgeschwiegen. Nehmen Sie zum Exempel die „Grenzboten", das Leib- und Herzblatt der gebildeten deutschen Bourgeoisie. Die redigierte bis 1870 Herr Gustav Freytag. Für alles hat er ein Wort und seine Schreiber gehabt. Doch von der ‚Chronik' bis zum ‚Schübderrump', von 1856 bis 1870 ist mein Name nicht ein einziges Mal genannt worden.) Und wenn auch Jahr um Jahr seine neuen Bücher erschienen, so wurden sie doch nur wenig gekauft.

Die Raabegemeinde ist inzwischen größer geworden. Seine Werke werden gekauft und gelesen. Raabegesellschaft und -jahrbücher sorgen dafür, daß er nicht vergessen wird. Dennoch ist das Urteil über ihn recht schwankend. Die einen halten ihn für einen etwas absonderlichen Unterhalter. Die andern preisen in ihm die Verkörperung echt deutschen Wesens. Er ist weder das eine noch das andere.

Ich darf hier vielleicht von meinen persönlichen Erinnerungen sprechen. Als ich das erstemal ein Buch von Raabe in die Hände bekam — ich mochte 18 Jahre alt sein — da habe ich es bald zur Seite gelegt. 10 Jahre später las ich ihn schon lieber. Und ich denke, daß ich ihn in einigen Jahren mit noch größerem Genusse lesen werde. Man kann gewiß diese Erfahrungen nicht verallgemeinern. Wenn ich aber bedenke, warum mir Raabe immer lieber wird, so komme ich zu dem Ergebnisse, daß seine Kunst keine jugendliche ist. Seine Vorliebe für mancherlei Bildungselemente kennzeichnet ihn als einen Bürger seines Zeitalters. Mit verständnisvoller Liebe streut er Bemerkungen und Ergebnisse seiner Studien ein. Um diese Dinge zu goutieren, um daran seine Freude zu haben, muß der Leser selber Zugang zu den vielen Beziehungen besitzen. Raabe ist der Dichter des feinen, gebildeten Bürgertums, das imstande ist, diese Köstlichkeiten eines außerordentlichen Wissens wie Rosinen aus dem Kuchen herauszuklauben. Das sind aber Freuden, die sowohl der Jugendliche wie auch der ungelehrte Mensch nicht schätzt. Noch ein anderes erschwert den Zugang zu seinem Werke. Das ist sein Pessimismus, aus dem sein besonderer Humor entspringt. So wird das in seinen Werken, was seine Verehrer besonders schätzten, den anderen zum Schrecken. Es kann nicht wundernehmen, daß ein Dichter, der so verschieden auf seine Leser wirkt, selber zu seiner Zeit in einem eigenartigen Verhältnisse stand. Wilhelm Heeß (dessen Gedanken ich hier wiedergebe und den ich vorzugsweise zitiere) hat diesen Beziehungen nachgespürt. Er ist dabei manchmal zu überraschenden Ergebnissen gekommen.

Raabe war in eine Zeit hineingeboren, die kulturell im Niedergehen begriffen war. Nach der Wiedergeburt in den Jahren 1800—13 war die Zeit der Reaktion gekommen. Elend war die Bewegung der Burschenschafter zusammengebrochen. In 30jähriger, schwerer Belastung war das Streben der Bürger zerbrochen. Damit war die Umwandlung vom freien Stadtbürger — die mit der Reformation

begonnen hatte — in den an der Leitung des Staates uninteressierten Untertan vollendet. Der endliche Zusammenbruch aller Hoffnungen im Jahre 1848 hatte auch die größten Enthusiasten müde gemacht. Dazu kam, daß die alten Bildungsträger verschwanden und neuen Schichten Platz machen mußten, die den alten geistig unterlegen waren. Alles dieses war auch Raabe nicht unbekannt. „Aber", sagt Heeß mit Recht, „dieses Wissen Raabes war kein solches, welches die Ordnung der Dinge mit den Augen des Geistes sieht. Da stand er ganz in dem Banne, der über seiner Zeit lag und den Blick für den geistigen Zusammenhang der Welt verschloß. Ja verstärkt wurde diese Begrenzung noch durch seine geistige Eigenart. Raabe hat nie einen systematischen Gedanken gefaßt.... Er hat schließlich die ganzen 40 Jahre nach der Reichsgründung die unerfreulichen Erscheinungen gesehen und getadelt, aber es ist ihm nie zu Bewußtsein gekommen, inwiefern diese Verhältnisse im Geiste der Reichsgründung verwurzelt waren."

Seine Kritik kam aus seinem Herzen. Ueber die Gründe gab er sich geringe Rechenschaft. Darum konnte er sich auch eher mit den Verhältnissen abfinden. Die Persönlichkeit Bismarcks überwältigte ihn derart, daß er, trotzdem er hellsichtig genug war, in dem neuen Reiche nicht das ersehnte Ideal zu sehen, ein begeisterter Nationalliberaler war, der nach den Wahlen 1887 schrieb: „Ja, freilich, Dir — Euch — uns allen alle Glückwünsche zu diesem gesegneten 21. Februar! Es war auch wahrlich Zeit, daß dieses kam." Viel deutlicher erkannte Konstantin Frantz die Mängel des neudeutschen Kaisertumes, das er „eine in jeder Hinsicht ideelose Ausgeburt des Gothaismus" nannte, und er fand den treffenden Ausspruch: „Auch ganz abgesehen von der allgemeinen Weltgeschichte kann der preußische Staat sich nicht entfernt mit dem ehemaligen Deutschen Reiche vergleichen, wie es im Mittelalter war, es verhält sich dazu wirklich nur wie eine Berliner Kaserne zu einer gotischen Kathedrale."

Raabes Liberalismus war die Frucht seines niedersächsischen Unabhängigkeitsgefühles. Es war der alte Bürgerstolz, der sich auflehnte gegen die Praktiken der Kolonialdeutschen des Ostens. Er haßte darum auch die allmächtige Polizei, die alles Geistige erstickte und viele der besten Deutschen zur Auswanderung zwang. Verschiedentlich hat er solche Auswanderer geschildert. Seine Kritik ist freilich nicht so sarkastisch und bissig, wie bei den Dichtern der Revolution. Er rettet sich in jene Gefilde, in denen sein Humor jene Zustände verklärt betrachten konnte. Sein Herz flammte auf von einer wehmütigen Trauer über diese Zustände. Er wußte recht wohl, welchen Anteil der Egoismus der verschiedenen Dynastien an der Lage Deutschlands hatte. Deshalb beklagte er doppelt das Hinschwinden des alten Unabhängigkeitssinnes. Von sich selber sagte er: „Mein Ideal sind immer die bürgerstolzen freien Gemeinwesen des Mittelalters gewesen. So das Braunschweig von 1671, das dem angestammten Herzog die Tore vor der Nase zuschlug. Ehrenbürger dieses Braunschweig zu sein, darauf wäre ich doppelt so stolz gewesen, als auf den heutigen Bürgerbrief." Sehr ergötzlich lesen sich seine „Geschichte einer deutschen Residenz", in denen recht ironisch das Unsinnige dieser kleinen Hauptstädte dargestellt war. Er fühlte sich völlig frei von einer Anbetung der Macht und ihrer Vertreter, des Militärs. Das Ideal Steins, das allgemeine Volksheer, war durch die Heeresreform Roons verdrängt worden. Durch die Aufhebung der 36 Landwehrregimenter war die ganze Grundlage des Heeres verschoben worden. Durch die starke Vermehrung des Berufsoffiziertums, durch die Verpflichtung auf den Monarchen war das Heer zu einem Machtinstrumente in der Hand der Regierenden geworden, das unter Umständen gegen das eigene Volk gerichtet werden konnte. Darum mußte die Kluft zwischen dem Bürgertum und dem Offizierkorps immer so groß bleiben, daß es zu einem Hineinwachsen in die Volksgemeinschaft nicht kommen konnte.

Dieser Kastengeist aus der Zeit des Söldnertums sollte beseitigt werden durch Steins Reformen, während Roon auf eine weitere Trennung hinarbeitete.

Das zu verhindern war der Sinn der Kämpfe um die Heeresvorlage gewesen. Die siegreichen Kriege hatten zu einer Steigerung des Ansehens der Berufssoldaten geführt. Es kam zu jenem unsinnigen Zustande, daß der Bewahrer der Kultur mehr galt als sein Träger. Durch seine hervorragende Stellung im Staate gewann das Militär großen Einfluß. Auch in dieser Frage urteilte Raabe gefühlsmäßig. Nietzsche sah hier viel klarer. Schon 1870 schrieb er: „Vor dem bevorstehenden Kulturzustande habe ich die größten Besorgnisse. Im Vertrauen, ich halte das jetzige Preußen für eine der Kultur höchst gefährliche Macht." Und 1880 ist es ihm ganz klar: „Etwas Höhnisches, Kaltes, Gleichgültiges, Nachlässiges in der Stimme: das klingt den Deutschen jetzt »vornehm« ... ja, die kleinen Mädchen machen schon dieses Offiziersdeutsch nach. Sicher ist, daß die Deutschen jetzt im Klange ihrer Sprache militarisieren." Raabe ist nicht so radikal in seiner Ablehnung. Wohl sieht auch er geistige Werte bedroht. Er bedauert die Schäden der neuen Bildung. „Stramm, stramm, stramm, alles über einen Kamm." Das beklagt er.

Er beobachtete mit zunehmendem Grimme, welche Verheerungen das neue Kulturideal unter dem Bürgertum anrichtete. Es bekümmerte ihn unendlich, daß die Vertreter des geistigen Deutschlands ungeistigen Emporkömmlingen Platz machen mußten. Der aufkommende Industrialismus verschaffte ihm Unbehagen. Er sah Wertvolles entgleiten und Neues entstehen, dessen Wert nicht immer feststand. Aber er sah auch ein, daß ein Kampf gegen diese Mächte aussichtslos war. Das Robuste wird immer das Feine besiegen. Darum bescheidet er sich und betrachtet ironisch seine unzeitgemäße Romantik.

Die neue Formel, daß der Erfolg allein maßgebend für die Vortrefflichkeit einer Idee sei, war ihm von Anfang an zuwider. Er sah die sozialen Folgen dieser Einstellung. Seine Sympathien waren auf der Seite der Unterdrückten. Freilich war sein Mitgefühl mehr karitativer Art. Er lehnte mit Abscheu die klassenkämpferischen Tendenzen der Sozialdemokratie ab. Dabei war er ein rücksichtsloser Kritiker der Entartungen der oberen Schichten, die ihren Verpflichtungen den Entrechteten gegenüber nicht nachkamen. Die ungeheure Entwicklung der Großstädte, die allzu ökonomisch eingestellte jüngere Generation, alle Schattenseiten seiner Zeit betrachtete er mit immer wachem Mißtrauen. Er sah die Zeit mit dem gelassenen Blicke des Besserwissenden. Aus den Ueberlegungen, daß alles seine Mängel habe, daß aber nichts dagegen zu tun sei, erwuchs sein besonderer Humor. Wenn er nicht bessern konnte, so konnte er doch lächeln. Und dieses Lächeln verstanden jene nicht, die es anging. Darum hat sein Werk sie nicht erreicht. Er „hat den äußeren Verhältnissen zum Trotz dreißig Jahre lang ohne Echo unbeirrbar an seinem inneren Zeitgefühl festgehalten. Und während sich seine Zeit an äußerer Macht und materiellem Erfolg berauschte, wurde hier an einer unbeachteten Stelle, abseits ihres Getriebs, von einem wahrhaftigen Menschen ihrem Gehalte auf den Grund gespürt und die ganze Unsumme ihres wirklichen Leids empfunden." (Heeß a. a. O.)

Wenn seine Zeit ihn auch abgelehnt hat, ja, wenn er selber nicht immer sich der tiefsten Gründe bewußt war, die ihn leiteten — er selber sagt: „Was sind wir alle anders, als Boten, die versiegelte Gaben zu unbekannten Leuten tragen?" —, so ist seine Mission noch nicht erfüllt. Der Krieg und die Zeit nachher, sie haben uns manches sehen gelehrt. Wir können auch die Bücher Raabes jetzt anders lesen. Freilich wird die Zahl jener, die ihn mögen, nicht ins unbegrenzte steigen. Die, welche nie Zeit haben, die Geschäftigen, immer Rastlosen werden ihn wohl langweilig finden. Und doch täte ihnen ein Teil seiner Gemächlichkeit not. Sie könnten dann sehen, daß es außer dem Gelde auch noch andere werthafte Dinge gibt. Die Fehler,

die er bei seiner Generation beklagt, sind auch ihre Fehler. Die innere Hohlheit, das geistige Spießbürgertum hat er treffen wollen. Es täte aber auch not, daß man sein Werk von den Politikern lesen ließe. Die Wachstumstendenzen des Bürgertums sind durch die Politik der Fürsten gehemmt worden, die Kolonialdeutschen haben das Mutterland in seiner Entwicklung gehemmt. Noch ist der Bau des neuen Deutschlands nicht vollendet. In Raabes Werken aber steht mancher vortreffliche Wink, der zu beachten wäre von denen, die unsere Geschicke leiten. Seine Aufgaben sind also groß genug. Und wenn die ihn nicht mögen, die so manches ihm absehen könnten, dann sollen die ihn nicht vergessen, für die er in erster Linie geschaffen hat, in deren Mitte er lebte und zu denen er sich selber zählte: das gute, geistig bewegte Bürgertum, das sich frei fühlt von jenen Anwandlungen, die den Philister kennzeichnen.

Georg Schäfer.

Fragloses in der Jugendschriftenfrage

Aeußerungen in Zeitschriften und Zeitungen sprechen in neuester Zeit von einem nervösen Suchen und Tasten auf dem Gebiete der Jugendschriftentheorie, ja sogar von einer Revolutionierung in der Jugendschriftenfrage. Beides läßt sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Für ersteres sprechen eben diese Aeußerungen, und für letzteres lassen sich objektive Anhaltspunkte aufzeigen. Es sind nämlich in den letzten Jahren eine Reihe von Veröffentlichungen erschienen[1], die an verschiedenen Grundpfeilern in der Jugendschriftentheorie rüttelten, so daß vieles, was bisher als gesicherte Erkenntnis galt, ins Wanken geriet und fraglich wurde. Um so mehr ist es heute geboten, auf das sich zu besinnen, was auf diesem Gebiet unbedingt sicher, fraglos und über jeden Zweifel erhaben ist.

Eines ist auf alle Fälle sicher und fraglos: Es gibt auf dem Gebiete der Jugendschrift keine Erkenntnis, kein Wissen ohne entsprechende Erfahrung. Alles, was wir hier wissen und wissen können, stammt entweder aus Selbsterfahrung oder Fremderfahrung. Unter den Heutigen hat jeder in der Jugend selbst gelesen, worüber ihm seine Erinnerung Rechenschaft gibt, und wohl jedem ist die Möglichkeit gegeben, lesende Kinder zu beobachten und so Erfahrungen zu sammeln. Weiterhin stehen Mitteilungen anderer über ihre Jugendlektüre-Erfahrungen an sich und anderen zur Verfügung. Andere Quellen für eine Wissenschaft von der Jugendschrift gibt es nicht. Analogieschlüsse von den kindlichen Spielen, von Kinderidealen, Kinderfreundschaften, Berufswünschen, Lieblingsfächern in einem bestimmten Alter usw. stammen gleichfalls aus der Erfahrung. Die Wissenschaft von der Jugendschrift ist eine Erfahrungswissenschaft und darum erkenntnistheoretisch wie jede andere Erfahrungswissenschaft gebunden. Auf keinen Fall lassen sich über die Jugendschrift Sätze unabhängig von der Erfahrung aufstellen. Das sind Binsenwahrheiten, auf die man zu anderen Zeiten nicht ungestraft hinweisen

[1] Bühler, Charlotte, Das Märchen und die Phantasie des Kindes, Leipzig 1918. Dieselbe, Das Seelenleben des Jugendlichen, Jena 1921, 3. Aufl. 1925. Dieselbe, Kunst und Jugend, Stuttgart 1926 (Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft, XX. Band, Heft 3/4, 1926; erscheint demnächst in den „Quellen und Studien zur Jugendkunde" bei Fischer in Jena). Busse, Hans Heinrich, Das literarische Verständnis der werktätigen Jugend zwischen 14 und 18, Leipzig 1923. Quast, Walter, Die literarischen Neigungen im Kindes- und Jugendalter, Leipzig 1923. Rumpf, Albert, Kind und Buch, Berlin und Bonn, 1926. Zollinger, Max, Das literarische Verständnis des Jugendlichen und der Bildungswert der Poesie, Zürich 1926.

dürfte; in Zeiten des Suchens und Tastens, der Revolutionierung aber scheint ein solcher Hinweis nicht den Vorwurf der Ueberhebung nach sich zu ziehen. Im Gegenteil, in Zeiten, wo alles zu wanken droht, ist ein Sichbesinnen auf das absolut Sichere, vielleicht auf den einzigen ruhenden Punkt in der Flucht der Erscheinungen, geradezu geboten. Dieser ruhende Punkt gibt den Maßstab für alle Bewegungen auf dem Gebiete der Jugendschriftenfrage.

Eine Theorie der Jugendschrift hätte also folgende drei Etappen durchzulaufen: Einmal Feststellung der Tatsachen auf dem Gebiete der Jugendlektüre, sodann wissenschaftliche Bearbeitung dieser Tatsachen, die bis zu den letzten Gründen vordringt, endlich Normengebung für die Praxis der Jugendlektüre. Im ersten Stadium werden die Wirkungen der Jugendlektüre beim lesenden Kinde festgestellt, im zweiten die Ursachen dafür gesucht und im dritten auf Grund der festgestellten Regelmäßigkeit von Ursache und Wirkung Gesetze für die Praxis formuliert. Oder: die reine Tatsachenforschung stellt fest, „was ist", die Jugendpsychologie, „warum das so ist", und die Pädagogik, „was sein soll", wobei noch zu erreichende Erziehungsziele eine Rolle spielen, die aber immer immanent bleiben müssen, also im Rahmen des Möglichen.

Das ist der Weg, den eine Wissenschaft der Jugendschrift zu durchlaufen hätte. Freilich, die Praxis kann nicht warten, bis es der Wissenschaft gefällt, das Gebiet in Angriff zu nehmen, und bis sie im methodischen Schneckengang hinlängliche Gewißheit gefunden hat. Wer aber vorher Normen für die Jugendschriftenpraxis feststellt, muß sich der Relativität seiner Theorie bewußt bleiben; sie hat vorläufig als Hypothese zu gelten, die geringere oder größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, aber immerhin noch der Bestätigung bedarf.

Soviel ist sicher und fraglos, daß es keine Jugendschriftentheorie geben kann ohne Erfahrung. Darum ist die erste Forderung, Erfahrungen zu sammeln. Und da ein solches Erfahrungswissen nur Geltung hat, soweit die Erfahrung reicht (wenn auch die allen Menschen gemeinsame geistige Struktur eine Verallgemeinerung zuläßt), so ergibt sich die weitere Forderung, möglichst viele Erfahrungen zu sammeln. Das ist sicher, noch bevor eine Wissenschaft der Jugendschrift das letzte Wort gesprochen hat.

Nun ist zuzugeben, daß niemals eine Jugendschriftentheorie ohne Erfahrung aufgestellt worden ist. Jeder Mensch in zivilisierten Ländern hat heute Selbst- und Fremderfahrung auf dem Gebiete der Jugendlektüre. Lehrer, Bibliothekare, Eltern und wer immer mit dem lesenden Kinde zu tun hat, besitzen ein solches Erfahrungswissen und Grundsätze, auch wenn sie sich der Systematik dieser Ansichten und Ueberzeugungen nicht klar bewußt sind.

Nur ist folgende Einschränkung zu machen: Die Selbsterfahrung bezieht sich nur auf die eigene Person und auf verhältnismäßig wenig Kinder, die beobachtet werden konnten. Dasselbe gilt von den Mitteilungen anderer: sie beziehen sich nur auf die eigenen Jugenderinnerungen und auf eine verhältnismäßig wenig ausgedehnte Beobachtung von Kindern.

Diese Erfahrungsbasis müßte unter allen Umständen erbreitert werden, wenn man eine einigermaßen sichere Jugendschriftentheorie aufstellen will. Bei näherem Zusehen kann man sich nicht genug wundern, auf welch schmaler Basis alle die bislang formulierten Sätze auf dem Gebiete der Jugendschrift fußen. Die gegenwärtigen Bemühungen, die zeigen sollen, daß doch schon einiges in der Tatsachenforschung geschehen ist, zeigen gerade das Gegenteil; sie zeigen die klaffenden Lücken auf diesem Gebiete nur um so deutlicher.

Daraus ergibt sich die Forderung, alles zusammenzutragen, was an Tatsachenmaterial in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen zerstreut liegt, nicht bloß in

Deutschland, sondern auch in der ganzen Welt, um das Ortsbedingte der Erfahrungen abzustreifen, desgleichen das Zeitbedingte, indem man auf Erfahrungen in zurückliegenden Zeiten zurückgreift. Neue Erhebungen, mit diesen gesammelten Erfahrungen verglichen, ergäben eine so breite Erfahrungsbasis, daß sich daraus einigermaßen Allgemeingültiges erschließen ließe.

Es ist nach dem Gesagten nicht zu verwundern, daß die neuesten Veröffentlichungen auf diesem Gebiete von der Tatsachenerfahrung ausgehen. Vorbildlich und bahnbrechend sind in dieser Hinsicht Bühler (Das Märchen und die Phantasie des Kindes, 1918) und Busse (Das literarische Verständnis der werktätigen Jugend zwischen 14 und 18, 1923). Für jeden, der heute in der Jugendschriftenfrage mitreden will, ist die genaue Kenntnis dieser beiden Werke und ihrer Methode unerläßlich. Bahnbrechend sind sie nicht zuletzt deshalb, weil ihnen bei ihren Arbeiten das ganze heutige Wissen um Kind und Jugendliche, sowie die genaue Kenntnis der empirischen Methoden zur Verfügung stand. Auf diese beiden Arbeiten ist auch offenbar die gegenwärtige Nervosität zurückzuführen. Obwohl sie nämlich beide ihr Material nur psychologisch bearbeiten, führen sie zu Schlüssen, die sich mit Wolgasts Jugendschriftentheorie nicht wohl vereinigen lassen. Was sie bieten, ist nicht Spekulation, sondern Empirie. Das ist etwas fast Neues auf dem Gebiete der Jugendlektüreforschung, nachdem die Erforschung der tatsächlichen Buchinteressen der Kinder und Jugendlichen jahrzehntelang zu kurz gekommen ist. Ich stehe nicht an, heute schon von einer Schule Bühler-Busse zu reden.

Charlotte Bühler, Priv.-Doz. in Wien, geht von der Tatsache aus, daß das Märchen in einer genau abzugrenzenden Zeit vom Kinde mit Vorliebe gelesen wird. Sie analysiert das Märchen und schließt von den gefundenen Wesensmerkmalen auf die Phantasietätigkeit des Kindes in diesem Alter. Also Feststellung der Erfahrungstatsachen und psychologische Bearbeitung des Tatsachenmaterials, was den beiden ersten Stadien der wissenschaftlichen Erforschung der Buchinteressen der Kinder entspricht. Die Methode der psychologischen Bearbeitung ist vorbildlich. Im „Seelenleben des Jugendlichen" (1921, 3. Aufl. 1925) stellt sie auch für die späteren Lesealter bis in die Pubertätszeit hinein Richtlinien auf, die bis heute nicht überholt sind („Einiges Prinzipielle über das Kunst- und Literaturverständnis beim Jugendlichen"). 1926 (Kunst und Jugend) konnte sie teilweise (Knabentabelle) die Ergebnisse einer Umfrage großen Stils veröffentlichen, die 8000 Kinder und Jugendliche im Alter von 8 bis 20 Jahren umfaßt.

Busse ging gleichfalls von der Erfahrung aus, wählte aber eine etwas andere Methode. In freier Beobachtung, wobei er sich als Jugendlicher unter Jugendlichen gab, untersuchte er drei Jahre lang im Jugendverein in Freiburg i. Br. 60 Lehrlinge im Alter von 14 bis 18 Jahren auf ihre literarischen Interessen, darunter 31 eingehend. Dazu zog er alles, was er im In- und Ausland an Erhebungen finden konnte, zum Vergleich heran, namentlich die Aufsätze im Library Journal und auch einige Büchereistatistiken. So war es ihm möglich, seine entwicklungs- und sozialethischen Untersuchungen nicht auf das von ihm selbst beobachtete Alter zu beschränken, sondern auf die ganze Zeit vom Märchenalter bis ins realistische Alter und auf fast alle in Frage kommenden Gebiete auszudehnen, was seinem Werk etwas Abgeschlossenes gibt. Namentlich ist es eine Fundgrube für Tatsachenforschung. Eine Erhebung über die literarischen Interessen von rund 1000 Schulkindern wird als vorliegend bereits angekündigt.

Im gleichen Jahre wie Busse veröffentlichte Walter Quast sein umfangreiches Material, das sich auf rund 3600 Schüleraufsätze stützt, die von Schülern und Schülerinnen der verschiedensten Schulen stammen (Volksschule in Stadt und

Land, mittlere und höhere Knabenschule, ländliche und gewerbliche Fortbildungsschule, höhere Mädchenschule und Mädchenpensionat). Dadurch daß das Material auf ziemlich breiter Basis erhoben wurde, nämlich in hessischen, preußischen, hamburgischen, thüringischen und badischen Schulen, verlieren seine Ausführungen den Stempel des Lokalen. Behandelt wird die ganze Zeit vom 8. bis 18. Lebensjahr. Zum Schlusse wird die Entwicklung der einzelnen Buchinteressen in graphischen Darstellungen veranschaulicht, wobei man allerdings die dazu gehörigen Zahlentabellen vermißt.

Im Gegensatz zu diesen Arbeiten fußt „Kind und Buch" auf dem Lieblingsbuch in 652 deutschen Jugendbüchereien. Die Umfrage betrifft die Buchinteressen von rund 36 000 deutschen Kindern und Jugendlichen im Alter von 9 bis 16 Jahren, also von der Zeit an, wo sich das Kind selbstlesend mit dem Buche befaßt, bis zu der Zeit, wo sich ein ungefährer Abschluß der Buchinteressen vermuten ließ. Auf die Zahlentabellen und ihre Veranschaulichung durch graphische Darstellungen ist besonderer Wert gelegt. Wie Busse zieht diese Arbeit alles erreichbare Tatsachenmaterial zum Vergleich heran, und wie Bühler analysiert sie die das Märchen ablösenden Lieblingsbücher der späteren Lesestufen.

Max Zollinger, Priv.-Doz. in Zürich, gewann seine Erfahrungen in der Schule, näher im Deutschunterrichte. Sie beziehen sich auf schweizerische Gymnasiasten im Alter von 12 bis 19 Jahren. Die Erfahrungsgrundlage für seine Ausführungen sind also erheblich schmäler als in den bisher genannten Arbeiten, auch ließ die Eigenart seiner Gewinnungsmethode keinen zahlenmäßigen Ausdruck für sein Tatsachenmaterial zu; dafür entschädigt aber die sorgfältige philosophische Behandlung des Materials reichlich.

Hier zeigt sich eine ununterbrochene Kette von wissenschaftlichen Arbeiten, die sich alle auf Bühler und später auf Bühler und Busse berufen und die sich in der Methode mehr oder weniger gleichen, indem sie von der Erfahrung ausgehen und das gewonnene Material psychologisch verarbeiten. Insofern kann man tatsächlich von einer Schule Bühler-Busse reden. Bemerkenswert ist, daß sie sich in ihren Ergebnissen ziemlich nahekommen, auch die gleichzeitig und darum unabhängig voneinander erschienenen Veröffentlichungen (Busse und Quast, sowie „Kind und Buch" und Zollinger). In der Gewinnungsmethode unterscheiden sie sich aber erheblich, so daß sie sich hierin glücklich ergänzen, ebenso in der beobachteten Zeit (Bühler zunächst bis zum 10. Jahre, Busse vom 14. bis 18. Jahre, Quast vom 8. bis 18., „Kind und Buch" vom 9. bis 16., Zollinger vom 12. bis 19. und Bühler später vom 8. bis 20. Jahre). Damit ist ein zuverlässiges Material über ungefähr 50 000 Kinder und Jugendliche (abgesehen von dem herangezogenen umfangreichen Vergleichsmaterial) zusammengetragen und psychologisch ausgewertet, das einen tragfähigen Unterbau für eine pädagogische Bearbeitung bilden kann.

Nicht zu dieser Schule gehörig, aber in den Ergebnissen nahestehend sind die Arbeiten von Ackerknecht und Thalhofer[1]. Hier ist das zugrundeliegende Erfahrungsmaterial nicht so deutlich ersichtlich, aber die Forderung nach psychologischer Vertiefung der Jugendschriftentheorie ist ihnen mit den oben genannten Arbeiten gemeinsam, wobei sie beide schon auf die pädagogische Auswertung ihrer Erfahrungen Wert legen. Bei beiden fällt der Mangel eines sichtbaren Er-

[1] Ackerknecht, Erwin, Büchereifragen, Berlin 1924, Weidmannsche Buchhandlung (darin die beiden Aufsätze „Jugendlektüre und deutsche Bildungsideale" und „Jugendbücherei" aus den Jahren 1914 bzw. 1917). Thalhofer, Frz. Xav., Die Jugendlektüre, Schöningh, Paderborn 1924, 2. Aufl., herausgegeben von Jos. Antz, 1925 (umfassende und vorsichtig abgewogene Behandlung des ganzen Fragenkomplexes).

fahrungsmaterials nicht allzusehr ins Gewicht. Wenn diese beiden Kenner der Jugendschriftentheorie und -Praxis Sätze über die Jugendschrift formulieren, ist es klar, daß sie auf langjähriger Erfahrung und auf psychologischer und pädagogischer Durchdringung beruhen. Beide weichen von dem einseitig literarischen Standpunkt Wolgasts ab. Bei Thalhofer hat das noch eine besondere Bedeutung, weil er lange den Wolgastschen Grundsätzen nahestand und allmählich auf Grund persönlicher Erfahrungen und Experimente seine Ansicht in der Jugendschriftenfrage wandelte.

Benfer und Fronemann[1] stellen eine etwas andere Richtung unter den Erscheinungen der letzten Jahre dar. Ihr Augenmerk ist nicht so sehr auf Tatsachenforschung und psychologische Durchdringung der Frage, als auf das Erziehungsziel gerichtet. Schon diese Einstellung allein erklärt die Nachbarschaft Wolgastscher und Walter Hofmannscher Grundsätze; tatsächlich stehen beide trotz der Kenntnis und Anerkennung der beiden Arbeiten von Bühler und Busse Wolgast und W. Hofmann sehr nahe. Bei Benfer läßt sich das aus seinem Kampfe gegen die Schundliteratur erklären, der leicht zu einer übermäßigen Betonung des Literarischen führt. Im übrigen will er der Praxis dienen, ohne sich mit Theoretischem allzu lange aufzuhalten. Bei Fronemann ist dieselbe Einstellung aus einer noch zu starken geistigen Bindung an die bisher gangbaren Grundsätze in der Jugendschriftentheorie zu erklären. Obwohl er unumwunden zugibt, daß Wolgast vornehmlich literarisch orientiert war und daß seit Busse und Bühler feststehe, daß auch psychologische Grundsätze bei der Beurteilung der Jugendschrift in Frage kommen müßten, und obwohl er die Grundsätze Wolgasts bis auf einen kleinen Rest zunächst fallen läßt, sucht er doch in der Hauptsache Wolgast zu verteidigen. Er glaubt das zu können, indem er ihn zeitgeschichtlich auffaßt. Darin liegt offenbar ein Widerspruch. Denn entweder zeigt eine solche Betrachtungsweise, daß Wolgasts Grundsätze aus den geistigen Strömungen gegen Ende des letzten Jahrhunderts herausgewachsen, also zeitgeschichtlich bedingt sind, dann war Wolgasts Wurf nicht von so genialer Art in seiner Zeitgebundenheit; oder aber sie zeigt, daß Wolgasts Grundsätze nicht aus der Zeit heraus zu erklären, daß sie nicht zeitbedingt sind, daß sie vielmehr über sich hinauswiesen, dann ist nicht zu verstehen, warum nun Fronemann die meisten Grundsätze Wolgasts, die doch so sehr in die Zukunft wiesen, fallen läßt. Fronemann ist, wie gesagt, Ziel-Theoretiker. Aehnlich wie Wolgast, dem die Erziehung zum Kunstgenuß oder zur literarischen Genußfähigkeit als Ziel vorschwebte, ohne seine Theorie genügend zu unterbauen durch psychologische Erkenntnisse, stellt auch Fronemann ein Erziehungsziel auf, das sich mit Gedankengängen W. Hofmanns berührt, nämlich die Erziehung zur Nationalliteratur, zum Volkstum, zur Volksgemeinschaft, ohne zu zeigen, inwieweit das tatsächlich in einem bestimmten Alter möglich ist. Es bleibt bei einer äußeren Anerkennung psychologischer Grundsätze neben den bisherigen literarischen, ähnlich wie es mit dem in die Wolgastsche Theorie herübergenommenen Begriff der „Kindertümlichkeit" der Fall war.

Immerhin zeigen auch diese Arbeiten, die sich mit dem Erziehungsziel in der Jugendschriftenfrage befassen, daß man an der Tatsachenforschung und an deren psychologischer Bearbeitung, wie sie die Schule Bühler-Busse darstellen, nicht achtlos vorbeigehen kann. Aber ein Grund zur Nervosität scheint mir nicht vorhanden zu sein. Die Tatsachenforschung steht auf festem Grund, ohne sie gibt es

[1] Benfer, Heinrich, Kampf dem schlechten durch das gute Buch, Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund 1923, 2. Aufl. 1926. Fronemann, Wilh., Das Erbe Wolgasts, Julius Beltz, Langensalza 1927.

keine Jugendschriftentheorie. Das Ziel wird sein müssen, Tatsachenforschung und Zieltheorie miteinander in Einklang zu bringen, jene hat voranzugehen, diese nachzufolgen. Dieser erkenntnistheoretische Standpunkt ist unanfechtbar und fraglos richtig. Albert Rumpf.

Volksbücherei-Statistik

„Jede Bibliothek, ob groß oder klein, muß Qualitätsarbeit leisten" (Leitsätze der Vorträge des 14. Kursus). Dieser Forderung wird jeder rechte Bibliothekar von ganzem Herzen zustimmen. Die folgenden Ausführungen möchten dazu eine praktische Anleitung geben. Als Bibliothekar muß ich in der Lage sein, mir selbst ein Urteil zu bilden, bzw. eine Kontrolle darüber zu haben, ob meine Bibliothek ihre Bildungsaufgabe wirklich erfüllt, ob meine Bücher den Lesern wirklich nahekommen, so daß eine Buchwirkung im Sinne unseres Bildungsideals möglich ist. „Ueber die Wirkung der Bücher im Sinne des Bildungsideals einer Bücherei ist bei der Ausleihe trotz bestmöglicher Abschätzung von Buch und Leser und der mutmaßlichen Wirkung nichts Bündiges zu sagen. Abgesehen von der Befragung der Leser bei der Rückgabe der Bücher bieten Buch- und Leserkarten einen Anhaltspunkt für die Wirkung bestimmter Bücher, wenn auch nur im allgemeinen. Es sind darum die Buch- und Leserkarten am Schlusse des Jahres daraufhin durchzuarbeiten" (Leitsätze). Damit soll wohl nicht gesagt sein, daß diese Durcharbeitung, d. h. die Buchstatistik, weniger Wert habe, sondern nur, daß sie nichts Vollkommenes darstellt. Warum sollten wir also nicht den Anhaltspunkt benutzen, den uns die Bibliotheksarbeit an die Hand gibt? Freilich, aus welchen Ursachen und in welchem Grade eine Buchwirkung erfolgt, das dürfte im einzelnen schwer zu kontrollieren sein. Für die praktische Arbeit ist die Frage, ob meine Bücher, die ich als gut und wertvoll eingestellt habe, überhaupt eine Wirkung auf den Leser ausüben, ob sie ihn warm machen, sein Interesse wecken, ihn begeistern und anregen, daß er freiwillig ein Urteil über das gelesene Buch abgibt, daß er auch andern Lesern das Buch zum Lesen empfiehlt. Andererseits kennen wir ja auch das enttäuschte Gesicht, womit ein Buch zurückgebracht wird, dessen Titel den Leser irregeleitet hatte; durch freundliche, sachgemäße Beratung des Lesers suchen wir ja solche Irrtümer auf ein Mindestmaß zu beschränken. Wir wollen und müssen jedem Leser gerecht werden. Darum müssen wir die Bibliothek so einrichten und den Gang der Ausleihe so regeln, daß jeder Leser nach eigenem freien Ermessen und Geschmack seine Wahl trifft, und die gewünschten Bücher auch erhält. Das sind die Voraussetzungen für eine möglichst zuverlässige Buchstatistik. Diese Voraussetzungen möchte ich etwas näher erläutern. Zunächst müssen wir erreichen, daß jeder Leser selbst zum Umtausch der Bücher kommt (bei den Stadtbibliotheken conditio, sine qua non). Um dieses Ziel zu erreichen, ist es vor allem notwendig, getrennte Ausleihestunden für Kinder und Erwachsene zu halten. Wenn also abends eine Ausleihe für Erwachsene ist, dürfen Kinder unter keinen Umständen zugelassen werden. Das Lesepublikum gewöhnt sich bald an diese Ordnung, und auf die Dauer wird jede Ordnung als Wohltat empfunden und anerkannt. Der Bibliotheksraum muß so eingerichtet sein, daß der Verkehr sich reibungslos und ruhig abwickelt, und jeder Leser persönlich seine Wünsche äußern, und sich mit dem Bibliothekar beraten kann. Dazu bedarf es gar keiner langen Erörterungen. Zur Erleichterung dient ja auch die Wunschkarte, worauf der Leser die gewünschten Bücher notieren kann. Natürlich muß der Leser einen Ueberblick haben über den Bücherbestand. Dafür geben wir ihm einen gedruckten Katalog in die Hand. Der Katalog muß nicht nur

die Bücher übersichtlich geordnet aufführen, sondern auch die einzelnen Bücher einigermaßen kennzeichnen. Im Jugendkatalog müssen wenigstens die spezifischen Mädchenbücher (M) gekennzeichnet sein. Für ausgebaute Bibliotheken empfiehlt es sich, nicht einen großen Gesamtkatalog herauszugeben, der schon wegen der Kosten selten gedruckt werden kann, und daher leicht veraltet. Wenigstens für die Jugendbücherei drucke man einen besonderen Katalog, am besten sogar für jede Abteilung besonders (ein Blatt = 4 Seiten); das ist billiger und praktischer. Was soll die Jugend auch mit einem dicken Katalog anfangen? Familienkarten gibt es doch hoffentlich in unsern Bibliotheken nicht mehr. Auch die nach Fertigstellung des Katalogs neu eingestellten Bücher, besonders Neuerscheinungen, müssen in gewissen Zeitabschnitten veröffentlicht werden. Das mag geschehen durch Anschlag in der Bibliothek oder einen Nachtrag, der jedem Leser überreicht wird. Sehr zu empfehlen ist auch die Veröffentlichung in der Kirchenzeitung; da sieht auch die Oeffentlichkeit, daß wir nicht rückständig sind; und mancher neue Leser kommt dadurch zur Bibliothek.

Und nun die Bibliothek selbst. Der Bücherbestand muß, wie schon aus dem Gesagten erhellt, geordnet sein, sowohl die Jugendbücherei (nach Altersstufen) wie auch die Bücherei für die Erwachsenen (nach dem Inhalt). Ich setze die Signaturen als bekannt voraus (vgl. Handbuch). In der Jugendbücherei signiere ich die vier untersten Abteilungen mit J, z. B. I J 16, II J 36, III J 96, IV J 156. Diese Signatur sieht etwas kompliziert aus. In Wirklichkeit ist sie sehr einfach. Denn ich nehme jeden Jugendlichen in eine bestimmte Abteilung auf, gebe ihm den entsprechenden Katalog, der laufend numeriert ist, und schreibe ihm eine Karte, auf deren Kopf die betreffende Abteilung aufgestempelt wird. So braucht der Jugendliche für jedes Buch nur eine Nummer zu schreiben bzw. zu behalten. Es ist in der Praxis ebenso amüsant wie interessant zu beobachten, wie bald die Jugendlichen die Nummern der Lieblingsbücher auswendig wissen. Für die 5. Abteilung, die den Uebergang zur Bücherei der Erwachsenen bildet, habe ich die Signatur Bj gewählt, z. B. „1 Bj 10 Conscience, Jakob von Artevelde". Ein Wort noch über die Doppelexemplare. Sie sind ein Kreuz für die Statistik, und manchmal auch für die Buchführung bzw. die Kontrolle. Dabei halte ich sie nicht einmal für ein notwendiges Uebel. Schaffen wir doch lieber mehr Bücher, und damit mehr Auswahl. Wo aber Bücher doppelt geführt werden, muß auch die statistische Angabe doppelt sein. Der Bücherbestand muß ferner stets dem Katalog entsprechen, d. h. es dürfen keine Bücher längere Zeit fehlen. Beschädigte Bücher müssen gleich repariert, verlorene oder unbrauchbar gewordene durch neue Exemplare ersetzt werden; über die Lesezeit ausgebliebene Bücher müssen abgeholt werden. Das alles hat den Zweck, dem Leser eine ausreichende Auswahl zu bieten. Selbstverständlich muß die Bibliothek einen reichlichen Bestand an Büchern, und zwar an neuen Büchern aufweisen. Nur keine alten Ladenhüter, die der Großvater und die Großmutter schon gelesen haben. Bibliotheken sind keine Antiquariate, sie müssen mit der Zeit fortschreiten und sich ständig verjüngen. Womit natürlich nicht geleugnet sei, daß es auch vortreffliches altes Lesegut gibt, das wir erhalten müssen; nur darf das Gewand nicht alt und vergilbt sein. Speziell für die Jugend nehme man doch keine Bücher mit alter Rechtschreibung. Endlich, und das ist heute auch selbstverständlich, muß die Ausleihe sich des modernen Mittels der Kartotheken bedienen, deren Technik ich hier wohl nicht zu erläutern brauche. Zum Schlusse noch ein praktischer Hinweis. Für die Buchstatistik, namentlich in der Jugendbücherei, ist es mißlich, wenn stofflich ganz verschiedene Büchlein in einem Bande zusammengebunden sind. Für unsere Zwecke sind die Einzelbändchen vorzuziehen.

Wenn wir so die notwendigen Voraussetzungen geschaffen haben, dann dürfen

wir an die buchstatistische Arbeit herangehen, und uns davon zuverlässige Resultate versprechen. Und wenn auch, wie schon gesagt, diese Statistik nichts Vollkommenes darstellt, nicht mit mathematischer Genauigkeit und Sicherheit arbeitet, so ergibt sich doch aus den bisherigen Erläuterungen, daß diese Statistik um so zuverlässiger wird, je besser die Bibliothek eingerichtet und geordnet ist. Und das muß doch der Stolz eines jeden Bibliothekars sein. Ich weiß, wieviel Arbeit und Ausdauer dazu gehört, um dieser Forderung als nebenamtlicher Bibliothekar gerecht zu werden, weiß aber auch, wie schöne Früchte solche Arbeit bringt. Im folgenden möchte ich eine einfache Methode darlegen, nach der in jeder gut geleiteten Pfarrbibliothek gearbeitet werden kann.

Für die Buchstatistik benutzen wir lediglich die Buchkarten. Denn bei der vorbeschriebenen Ordnung der Bibliothek erübrigt sich der zeitraubende Vergleich mit den Leserkarten. Ein praktischer Hinweis nur. Bei der Numerierung der Leserkarten nehme ich für die Knaben eine ungerade, für die Mädchen eine gerade Zahl. So sehe ich schon aus der Buchkarte, wie oft das Buch von Knaben bzw. Mädchen gelesen wurde, eine Differenzierung, die bei Jugendbüchern von Belang ist. Das Alter der jugendlichen Leser ergibt sich bekanntlich auch aus der Buchkarte. Um die Auszählung zu erleichtern, versehen wir die Buchkarten jährlich zu einem bestimmten Termine mit einer Markierung. Ich benutze dazu einen breiten Datumstempel mit roter Farbe. Die andern Eintragungen sind mit schmalem Stempel in blauer Farbe. Sämtliche Buchkarten, sowohl im Präsenzkasten wie auch im Fristkasten, werden mit dem roten Datumstempel unter der letzten Eintragung markiert. Dasselbe geschieht im folgenden Jahre zum gleichen Termine. Eine Arbeit, die man vor oder nach der Ausleihe rasch erledigen kann. Die Buchkarten müssen natürlich aufbewahrt werden, auch wenn sie vollgeschrieben sind. Sie dürfen erst weggeworfen werden, wenn die Auszüge gemacht sind. Auch diese Arbeit ist leicht. Wir zählen auf der Buchkarte die Eintragungen von einer Markierung bis zur nächsten, und notieren diese Ausleiheziffer im Kataloge hinter jedem Buchtitel. Dann stellen wir das ganze Ergebnis alphabetisch zusammen. So ergibt sich z. B. für die Jugendbücherei folgendes Bild:

I Ali Baba und die vierzig Räuber. 4
III Altmann, Auf der Fährte des Verschollenen. 26
III Amicis, Herz. 11
IV Anderdon, Ein wahrer Robinson. 10

Die römische Ziffer bedeutet die Abteilung, die arabische die Ausleihe. Aehnlich sieht das Ergebnis der Abteilung Belletristik aus, z. B.

Achermann, Auf der Fährte des Höhlenlöwen. 14
„ Die Jäger vom Thursee. 12
„ Der Schatz des Pfahlbauers. 8
„ Kannibalen der Eiszeit. 12

So haben wir mit verhältnismäßig leichter Mühe ein wertvolles Material gesammelt. Wertvoll ist es zunächst für unsere eigne Bücherei. Wir sehen, welche Bücher oft, und welche selten oder gar nicht ausgeliehen wurden, und erhalten dadurch wertvolle Fingerzeige für den weitern Ausbau der Bibliothek. Es springt aber jedem in die Augen, daß hier auch ein allgemeines Interesse aller Bibliotheken vorliegt. Und wenn nun aus vielen Bibliotheken ein derartiges Material zusammengetragen und verarbeitet wird, so kommt unsere ganze Bibliotheks- und Bildungsarbeit damit wieder einen guten Schritt weiter. Es gehört ein rechter Bienenfleiß dazu. Aber ich hoffe, daß ich nicht vergebens appelliere an die Schaffensfreude meiner Kollegen. Möchten sich recht viele melden zur Mitarbeit. Freiwillige vor!

Heinrich Rüth.

Buchgemeinde 1927

Die Buchgemeinde zählt augenblicklich 53 000 Mitglieder. Sie hat noch täglich guten Zuwachs zu verzeichnen; aber trotzdem ist im neuen Jahr eine energische Wiederaufnahme der Propaganda für sie notwendig.

Die Buchgemeinde ist zu einem wesentlichen Faktor innerhalb des Borromäusvereins geworden und wird im Rahmen und zum Segen der Gesamtorganisation weiterhin wirken und zwar umso leichter, je mehr für ihre Ausbreitung gesorgt wird. So geht denn unsere herzliche Bitte an alle Vereinsleiter, jetzt im Frühjahr einen neuen Werbefeldzug für sie zu unternehmen. Wir müssen noch einen beträchtlichen Zuwachs erreichen! Aber man wolle bei der Werbung darauf achten, daß die Buchgemeinde hauptsächlich für gebildete Katholiken in Frage kommt. Für diese ist sie eine geradezu vorbildliche katholische Einrichtung. Es gibt keine Buchgemeinschaft, die so billige und hochstehende Bücher verbreitet, wie unsere Bonner Buchgemeinde. Daher sollte man sich besonders innerhalb unserer altbewährten Mutterorganisation des Borromäusvereins noch weit mehr als bis jetzt für sie einsetzen! Man sollte versuchen, die vielen Tausende, die noch nichts von der Buchgemeinde wissen, dafür zu erwärmen. Wie mancher Gebildete sehnt sich nach guten Büchern, glaubt aber, sie sich nicht mehr leisten zu können, da er nur von den teuren Preisen auf dem Büchermarkt weiß. Wenn er dann erfährt, daß er bei uns drei prachtvolle Werke gegen einen Mitgliedsbeitrag von 9 Mark erhält, der dazu noch in Raten gezahlt werden kann, so ist das Erstaunen ebenso groß wie die Bereitwilligkeit zum Beitritt. Wir hören freudige Anerkennung genug. Man sollte aber noch viel mehr Kapital daraus schlagen, daß nun mal auf katholischer Seite eine so vorzügliche Einrichtung wie die Buchgemeinde besteht, und man sollte viel stolzer darauf sein, daß gerade der Borromäusverein es war, der sie ins Leben rief. Borromäusverein und Buchgemeinde müssen in gleicher Weise, aber jede der Eigenart entsprechend, gefördert werden. Eine dieser Organisationen soll nicht zum Schaden der anderen bestehen, sondern beide sich glücklich ergänzen und dadurch den Beweis dafür ablegen, daß die große Idee des Vereins durch die Erweiterung gewonnen hat.

Was unserer Buchgemeinde gelegentlich vorgeworfen wird, sind die Pflichtreihen; aber gerade durch diese sind wir in der Lage, unsere Bücher so ungewöhnlich preiswert abzugeben. Durchbrechen wir sie in größerem Umfang, so können wir den Jahressatz von 9 Mark nicht halten. Man hält uns die Berliner Buchverbände entgegen. Gut, aber wie steht's damit? Die Deutsche Buchgemeinschaft z. B. hat eine Auswahl von ca. 150 Büchern, verlangt aber für jedes einzelne Buch — was allerdings in Halbleder erscheint (ein Mehr von etwa 0.20 bis 0.30 Mark pro Band) — 0.90 Mark, also fast 1 Mark mehr als wir! Dabei gibt sie beinah nur längst erschienene, freigewordene Werke heraus, die auch anderswo in preiswerten Ausgaben zu haben sind. Merkwürdig, wie unkritisch die Masse dieser Buchgemeinschaft gegenüber steht! Erst jetzt überläßt sie ihren Mitgliedern als neueste Vergünstigung einen Teil der Buchausgaben, auf die sie keine Honorarkosten zu zahlen hat, zu billigerem Preis. Aber soviel steht jedenfalls fest: wenn die Bonner Buchgemeinde 300 000 Mitglieder zählen würde, so wäre sie in der Lage, ihren Mitgliedern weit größere Vorteile zu bieten, auch bei dem Satz von 3 Mark pro Buch, als die Deutsche Buchgemeinschaft. Dabei hätte man bei ihr die absolute Gewähr, nur einwandfreie Bücher zu erhalten, was man bei der Deutschen Buchgemeinschaft leider nicht immer hat, wie auch wieder aus dem Aufsatz von Pfarrer Josef Weiger „Mystifikation

oder Fälschung?" in der Köln. Volksztg. vom 6. Februar ds. Js. zu ersehen ist. — Warum hätte man denn weit größere Vorteile bei der Buchgemeinde? Weil sie eine durch und durch ideale Gründung ist, die ihren Reingewinn nicht an Privatpersonen ausschütten, sondern nur zum Ausbau und zur Förderung literarischer Zwecke verwenden will. Also, es liegt in der Hand von uns Katholiken selber, wenn wir unsere eigene Organisation auch äußerlich zu demselben oder zu noch mehr befähigen, als die Berliner Buchverbände können. Inhaltlich sind wir überlegen und werden es immer sein.

Unsere Jahresreihe 1927 bedeutet aber auch schon äußerlich betrachtet einen großen Fortschritt gegenüber 1925 und 1926. Kaum zwei Jahre alt bieten wir unseren Mitgliedern bereits ein Auswahlbuch und zwar besonders in Rücksicht auf diejenigen, welche erst 1926 in die Buchgemeinde eintraten und den ersten Band des Neuen Testaments nicht bezogen haben. Zur Jahresreihe 1927 gehört also 1. in der religiösen Schriftenreihe der zweite Teil des Neuen Testaments, nämlich die Apostelbriefe und die Geheime Offenbarung, übertragen von Prof. Tillmann, ausgestattet wie der erste Band aus 1925 und geschmückt mit fünf Vierfarbendrucken und einer farbigen Landkarte. Als zweite Gabe bringen wir einen Roman von Franz Herwig, die Geschichte eines kleinen tapferen Berliner Jungen, der sich, aus armseligen Verhältnissen stammend, zu einem tüchtigen und mutigen Mann entwickelt und nicht nur zum Oberhaupt in seiner Familie, sondern auch zum Kräftewecker in seiner weiteren Umwelt wird. Der Roman heißt: „Willis Archipel" und soll einmal einen Begriff von dem inneren Gesicht der Großstadt Berlin geben, von ihrer Arbeitsfreude, ihrer zähen Energie, der Freude am Kleinen, der Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit. Das dritte diesjährige Werk der Buchgemeinde ist eine Beethoven-Biographie von Dr. Arnold Schmitz, eine Jubiläums-Prachtausgabe anläßlich Beethovens 100. Todestag. Beethovens Persönlichkeit und Kunst soll uns in allgemein verständlicher Form geschichtlich dargestellt werden, seine Verbundenheit mit der rheinischen Heimat und ihrer Eigenkultur, seine Beziehungen zu den Ideen der Aufklärung und des deutschen Idealismus, aber auch zum Geiste des Empire. Das moralische Prinzip und der Wirklichkeitssinn seiner Kunst werden besonders betont, vor allem wird gezeigt, wie sie sich nach dem Willen ihres Schöpfers höheren geistigen Gesichtspunkten, sozialen, ethischen und christlich-religiösen Werten unterordnet. Reicher Bildschmuck wird zur Verschönerung des Werkes beitragen. — Der Wahlband, den wir an Stelle des religiösen Buches ermöglicht haben, ist ein froher Roman von Lilli Schmitz-Cardauns, derselben Schriftstellerin, die uns das köstliche Buch „Hermelinchen und seine Brüder" geschenkt hat. In ihrem neuen Roman „Großmutter und ihre Gesandten" läßt sie wieder ihren prachtvollen Humor, jedoch auch gepaart mit Ernst, spielen. Sie schildert den Haushalt einer Schriftstellerin, alles ist in Unordnung, der Gatte sucht Hilfe bei seiner Großmutter und seinen bei dieser lebenden vier Schwestern. Eine nach der anderen kommt, keine kann ernstlich etwas ausrichten, bis schließlich die höchste Macht der Vorsehung den Knoten löst. Es ist ein gesundes, heiteres Buch.

Aus den früheren Jahrgängen sind außer dem Graf'schen Roman noch alle Werke erhältlich, die Jahresreihe 1926 sogar noch vollständig zum alten Satz von 9 Mark. Es sei besonders auf unsere prachtvolle Fioretti-Ausgabe hingewiesen, die wir Weihnachten veranstaltet haben. Alfred Gottwald hat sie mit wunderbarer Einfühlungskraft ausgestattet, so daß das Werk zu einem Juwel deutscher Buchkunst geworden ist. Es kann von unseren Mitgliedern wahlfrei zum Preise von 6 Mark bezogen werden. In keinem Hause sollte es fehlen, und man wird es auch vorteilhaft zu Geschenkzwecken, wie etwa zur ersten heiligen

Kommunion und anderen festlichen Gelegenheiten beziehen. Ferner machen wir darauf aufmerksam, daß die Federer-Novellen nur auf beschränkte Zeit Eigentum des Verlags der Bonner Buchgemeinde bleiben werden. Auch sie eignen sich vorzüglich zum Verschenken und stehen unseren Mitgliedern nach wie vor zum Preise von 3 Mark zur Verfügung. So billig ist noch kein Federerbuch gleichen Umfanges herausgegeben worden. Leider durften wir auf Grund einer besonderen Abmachung mit Heinrich Federer keine Besprechungsexemplare versenden, wurden dadurch natürlich in der Verbreitung des Buches gehemmt. Die Bücherwelt jedoch wird noch eine Würdigung bringen.

Zur praktischen Seite der Propaganda für die Buchgemeinde möge noch betont werden, daß wir z. Zt. einen ganz neuen Prospekt „Die Buchgemeinde und ihre Veröffentlichungen im Urteil der Kritik" hergestellt haben mit anhängender Beitrittserklärung und Bestellzettel. Diesen Prospekt halten wir für besonders zugkräftig, er kann in größeren Mengen bei uns bezogen werden. Außerdem sind Flugblätter mit Angabe der Jahresreihe 1927, ferner unser vierseitiger Prospekt mit Satzungen in seiner neuesten Fassung vorrätig. Für Anregungen jeder Art, besonders auch für tätige Mithilfe durch eifrige Werbung, durch Abfassen kleiner Artikel für die katholischen Kirchen- und Tageszeitungen sind wir außerordentlich dankbar. Die Buchgemeinde muß einen neuen Aufschwung erleben! Was sie selbst dazu tun kann, soll geschehen. Sie ist zu jedem Entgegenkommen, welches im Bereiche ihrer Macht liegt, gern bereit. Aber allein kann sie nicht zum Ziel kommen, Tausende müssen ihr helfen, und dazu sind an erster Stelle die Zweigstellen des Borromäusvereins mit ihren Leitern berufen. Mögen sie sich unserer dringenden Bitte nicht verschließen!

Dr. Hetta Wolff.

Beſprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingeſandte Bücher zu beſprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht beſprochene Bücher werden nicht zurückgeſandt.)

Religion

Poſt, P. Leo M., O.P.: Die katholiſche Wahrheit nach der Summa des hl. Thomas von Aquin. Erſter Teil: Gott — Schöpfung — Weltregierung. Münſter i. W. 1926, Aſchendorffſche Verlagsbuchhandlung. Gbd. M. 4,—.

Poſt unternimmt den ſehr zu begrüßenden Verſuch, die katholiſche Wahrheit in ihrer ganzen Geſchloſſenheit zur Darſtellung zu bringen, und zwar unter Verzicht auf eigentliche apologetiſche Auseinanderſetzungen grundſätzlich poſitiv: die Wahrheit ſoll für ſich ſelbſt ſprechen, in der ihr innewohnenden Leuchtkraft aufgezeigt werden. Poſt folgt dabei dem Aufbau und den Ausführungen der Summa theologica des hl. Thomas von Aquin, der wie kein anderer Theologe die katholiſche Wahrheit in einer ſo geradlinigen Konſequenz verfolgt und durchgeführt hat. Das Buch wendet ſich nicht etwa nur an einen beſtimmten Kreis von theologiſch beſonders intereſſierten Leſern, ſondern an alle Gebildeten überhaupt. Bei der heute zutage tretenden Abkehr von der meiſt unfruchtbaren Polemik wird gerade eine ſolche Darſtellung gewiß viele Freunde finden, auch gute Dienſte leiſten für religiöſe Arbeitsgemeinſchaften. Poſt will zwar keine eigentliche Ueberſetzung bieten, aber gerade die Partien, wo er wörtlich dem Text des hl. Lehrers folgt, machen den beſonderen Wert des Buches aus und werden manchen anregen, an Hand eines ſolch kundigen Führers an den Text ſelbſt heranzugehen.

Bonn. Heinrich Oſtlender.

Mit Gott allein. Eines einſamen Pfarrers Geſpräche mit Gott. Erſter Band: Erkenntniſſe. Freiburg, Herder. Geb. i. L. M. 5,20.

In ſeinen ‚Geſprächen mit Gott' macht der anonyme Verfaſſer den Verſuch, den Inhalt unſeres katholiſchen Glaubens in Gebetsform wiederzugeben. So wird die Glaubenswahrheit gleichſam zum Gegenſtand eines traulichen Zwiegeſpräches der gottliebenden Seele mit Gott. Es iſt das ein Betrachtungsweg, der nicht neu iſt, und mit Recht weiſt er auf große Vorbilder für dieſe Betrachtungsweiſe hin. Wenn er auch alle für ſie gewinnen will, ſo denkt er doch im beſonderen an den Religionslehrer, der das Kind nicht nur in die Glaubenswahrheiten einzuführen habe, ſondern es auch lehren müſſe, gleichſam dieſe zu Gebeten umzuwandeln. So allein lerne man Gott erkennen nicht allein verſtandesgemäß, ſondern mit Herz und Gemüt; und das heißt Erkennen in Liebe wandeln. Man muß geſtehen, daß dem Verfaſſer es gelingt, in ſeinen einzelnen Geſprächen eine Seelenatmoſphäre zu ſchaffen, die das Herz warm macht. Das Ganze atmet tiefes Glaubensleben und fließt aus einer tiefgläubigen Seele; innerliche Menſchen werden hier viel Anregung finden.

Trier. Peter Eiſen.

Welſer, Benedikt: Die Harmonie der Schöpfung. 3. Aufl. Paderborn, Schöningh. Geb. M. 3,75.

Das ſchlichte Büchlein ſtellt eine eigenartige Ausdeutung des herrlichen Lobliedes dar, in der der Pſalmiſt die geſamte ſichtbare Schöpfung zum Lobe ihres Schöpfers auffordert. Ausgehend von einer guten Ueberſetzung des ‚Benedicite' behandelt der Verfaſſer die einzelnen vom Pſalmiſten erwähnten Geſchöpfe und zeigt von jedem, mit welcher Weisheit und Güte es von Gott erſchaffen iſt und wie alle in ihrer Zweckmäßigkeit und Schönheit das Lob Gottes verkünden, um ſo dem Menſchen Mahnung zu ſein, in ihnen Gott zu erkennen und zu preiſen. So führt die Schöpfung den Menſchen empor zu Gott und zu ſeiner perſönlichen Heiligung. Gerade die Heiligen haben dieſen Sinn der Natur am beſten erkannt. Das zeigt uns der Verfaſſer in ſeinem Schlußkapitel ‚Die Heiligen'. Daß das Büchlein ſich fern hält von allem wiſſenſchaftlichen Getue und nicht auf den Stelzen hochtrabender Phraſen einher-

geht, ist sein Vorzug. Seine schlichte einfache Art wird auf Menschen von schlichter Denkart seine Wirkung nicht verfehlen.

Trier. Peter Eisen.

Cohausz, Otto, S. J.: Seherblicke auf Patmos. Eine gemeinverständlich-praktische Erklärung der Geheimen Offenbarung des hl. Johannes. M. Gladbach 1927, Volksvereins-Verlag. Ganzlwd. M. 5,—.

Cohausz unternimmt hier den Versuch, das schwerste und dunkelste aller Bücher der hl. Schrift zu erklären. Nicht eine trockene Exegese will er bieten, sondern den Sinn und die Gedanken dieses Buches allgemeinverständlich deuten und für unsere Zeit nutzbar machen. Seine Schrift ist entstanden aus einer Reihe von Vorträgen, die der Verfasser in Großstädten gehalten hat. Dabei hat er sich leiten lassen von der Absicht, den Falschdeutungen früherer und erst recht heutiger Sektierer entgegenzutreten, die ja immer, aber erst recht heute die geheime Offenbarung zum Tummelplatz ihrer Willkür und Phantasie gemacht haben. Nach einleitenden Erklärungen über Verfasser und Zweck geht er die einzelnen Teile durch und erklärt sie Satz für Satz, zeigt deren Bedeutung für die damalige Zeit, um dann am Schlusse die Anwendung auf unsere Zeit und ihre Gebrechen zu machen. Dadurch erreicht er, was er auch eingangs als weiteren Zweck zum Ausdruck bringt; seine Ausführungen wollen nicht nur Wissen, sondern auch religiöse Erbauung geben. In seinen Erklärungen folgt er meist den bewährten Führern auf dem Gebiete der Exegese und dadurch gibt er seinen Ausführungen den wissenschaftlichen Untergrund. In einer Zeit, wo selbst nüchterne und gutgläubige Katholiken sich durch die Deutungen der neuesten Sektierer, der „Ernsten Bibelforscher", Adventisten u. a. verwirren lassen, wirkt die ruhige und sachliche Auslegung, wie sie Cohausz hier bietet, ernüchternd und heilsam.

Trier. Peter Eisen.

Rothe, Kurt: Auf dem Heimwege. Beiträge zur Seelenkunde und Seelenpflege unserer suchenden Zeitgenossen. Zweite Auflage. VIII und 206 S. Paderborn 1926, Bonifaciusdruckerei. Kart. M. 4,—, gbd. M. 5,—.

Auf mehr als einer Seite wird das kleine Buch zum großen Kommentar für die religiöse Lage der Gegenwart, eine Art Einzelprobe auf die Theorie, wie sie in den durch uns früher angezeigten Schriften von Pfeilschifter, Kiefl, Hermelink, Simon, Rost und Pribilla (Bücherwelt: 1925, März S. 129/30; Juni, S. 268/69; September, S. 417; 1926, Dezember, S. 553/54), von akademischer Warte aus oder im Rahmen der jüngsten Einigungsversuche gesehen, gegeben ist. Nicht jedoch als ob der Verfasser der wissenschaftlichen Forschung fern oder fremd gegenüberstünde, im Gegenteil: eine staunenswert umfassende Beherrschung der philosophischen und theologischen Literatur zeichnet ihn aus, wie sie wohl wenigen Konvertiten zur Verfügung stand und steht, und die selbst einem Theologen von Fach alle Ehre machen würde. Um so mehr soll letzteres hervorgehoben sein, als der Verfasser Laie und nicht bloß in dem ihm als Juristen zunächstliegenden Gebiete des Kirchenrechts, sondern auch in Dogmatik und Apologetik gleichbewandert ist. Jener Vorsprung wirkt sichtlich mit, daß die Schrift auch da, wo der Verfasser an die Aufgabe der vergleichenden Beschreibung der Lehrgegenstände und -Gegensätze gelangt oder an der religiös-praktischen Lebenshaltung von Katholiken oder Konvertiten die Sonde anlegen muß, das Streben nach objektivster Behandlung und einen gemessensten Ernst niemals missen läßt. In gebildeten Kreisen wird das Buch eine wichtige Aufgabe erfüllen im Geiste eines klaren Sehens und milden Verstehens, wie dem Verfasser dieses in sieben Stufen eigenster Erfahrung, gründlichen Studiums und sorgfältiger Beobachtungen sich aufbaut. Argumente mögen belehren, aufklären, beweisen, überzeugen: „Die tiefsten Fragen des Inneren und ihre Konsequenzen im Aeußeren können nicht außerhalb gelöst werden, sondern fordern lediglich den Selbstentscheid" (Gertrud v. Jezschwitz). Mitentscheiden wird — das lernt man gleicherweise aus dem ernsten, schönen Buch — die vom Glauben geleitete und verklärte, vom Gebete gestützte Liebe. Nach juristischer Klarheit und pädagogischem Feingefühl eine der eigenartigsten, im Aufriß und Aufschluß eine der lehrreichsten unter den Schriften zur Konversionspsychologie der letzten zwei Jahrzehnte!

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Gebete großer Seelen. Taschenformat. In vornehmer, moderner Buchausstattung. 3. Aufl. München 1924, Verlag Ars sacra Joseph Müller. Gbd. in Ganzlwd. M. 3,60.

Das Büchlein zeigt uns Meister des religiösen Lebens in ihrer Zwiesprache mit Gott, im Gebet aus der Not des Lebens, dem Druck des Herzens und aus der überquellenden Freude der in Gott frohlockenden Seele. Es ist kein Gebetbuch im landläufigen Sinne, für eine Gemeinschaft etwa; nicht einmal der einzelne wird alle diese Gebete so, wie sie da sind, sich zu eigen machen können, dafür sind sie zu persönlichen Ursprungs. Aber es wird sich an der religiösen Innerlichkeit, die hier spricht, das persönliche Gebetsleben neu entzünden und vertiefen. Das ist der besondere Wert dieser Gebete, deren Zusammenstellung in solch treffender und zusagender Auswahl ein glücklicher Gedanke war.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Timpe, Georg, P.S.M.: Schifflein Gottes. Gedanken zum Rosenkranz. Mit dem Bild „Schifflein Gottes", nach einem Gemälde von Hans Franke. VIII u. 52 S. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Gbd. in Halblwd. M. 2,40.

Wer seinen Rosenkranz andächtig, d. i. im Sinne der Kirche betrachtend, beten will, der mache dieses Büchlein von Timpe zu seiner geistlichen Lesung. Diese 15 Betrachtungen sind von einer religiösen Tiefe und einem Gehalt, daß der Leser davon innerlich ergriffen und mit fortgerissen wird. Was besonders betont werden muß, das ist des Verfassers Bestreben, den katholischen Grundsatz: „Durch Maria zu Jesus hin!" im Rosenkranz wahr zu machen; und das andere: Das kindliche Verhältnis des Menschen zu seinem Gott zu wecken und zum Grundprinzip unseres religiösen Denkens und Handelns zu machen. Wo der Rosenkranz gemeinschaftlich gebetet wird, würde es sich empfehlen, vor den einzelnen Geheimnissen Abschnitte aus diesem Büchlein vorzulesen; das trüge sicher dazu bei, die Andacht des gemeinschaftlichen Gebetes zu heben.

Trier. Peter Eisen.

Murawski, Friedrich: Christus und der Mann. 204 S. Mit Titelbild. Einsiedeln, Benziger & Co. Geb. M. 3,40.

Den Mann gewinnen für die Sache Christi, das ist der Sinn dieses Büchleins. Zu diesem Zweck zeigt der Verfasser ihm Christus als sein Vorbild und seine Kraft in allen Lebenslagen, in denen die moderne Männerwelt den Kampf des Lebens zu führen hat. So wird es zu einer Pflichtenlehre, die letzten Endes eine Spezialisierung der Nachfolge Christi für den katholischen Mann bedeutet. In den Händen namentlich von Sodalen wird es gute Früchte bringen.

Trier. Peter Eisen.

Der lebendige Tag. Joseph-Kühnel-Gedanken. Aus seinen Schriften zusammengestellt von Schwester Maria. M.Gladbach 1926. Volksvereins-Verlag. Pappbd. M. 1,20, Leinwd. M. 1,60.

Joseph Kühnel hat in seinen Schriften Gedanken, die durch ihre Tiefe und die Eigenart ihrer Fassung wirken. Solche Gedanken hat eine „Schwester Maria" gesammelt und zusammengestellt und auf die einzelnen Tage des Jahres verteilt. Dabei hat sie dieselben nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet, daß eine bestimmte, aufsteigende Linie unverkennbar ist. Ausgehend vom Gedanken der Persönlichkeit führt das Büchlein durch alle Stufen sittlichen Strebens empor bis zum letzten Ziel: „Dein Inhalt ist Gott, dein Ziel ist dein Friede". Ganz fraglos hat die Anleitung dieses Büchleins, jeden Tag unter das Licht eines religiösen Gedankens zu stellen, ihr Gutes; denn das helle Licht und die Kraft eines solchen Gedankens hilft denken, zwingt zum Besinnen auf sich und sein eigentliches Ziel und hilft der Seele sich freimachen von dem ertötenden Einerlei des Alltags.

Trier. Peter Eisen.

Mohr, Heinrich: Das Himmelreich auf Erden. Sonntagsbüchlein für schlichte Leute. 252 S. Freiburg i. B. 1926, Herder. Geb. in Lwd. M. 3,50.

Das Geheimnis der zwingenden Gewalt, die Mohr in seinen Schriften auf seine Leser ausübt, liegt nicht so sehr in dem Inhalt seiner Lesungen, denn darüber schreiben gar viele ohne diese Wirkung, vielmehr dürfte es die Form sein, in die er seine Gedanken kleidet, und da ist es wieder nicht

zuletzt die schlichte Art, die nicht nur auf „schlichte Leute" Eindruck macht. In der neueren religiösen Literatur hat sich in den letzten Jahren eine Sprache breit gemacht, die schon an Geschraubtheit grenzt, aber gerade der Mensch, der sich erbauen will, sucht die Einfachheit und Natürlichkeit, wenn er sich in die Einsamkeit seiner Seele zurückzieht. Bei Mohr kommt noch ein Umstand hinzu, der den Erfolg seiner Bücher erklärt, und das ist seine außerordentliche Befähigung, Menschen zu kennen und zu behandeln. Wer z. B. zur Jugend spricht, wie er es S. 33 ff. tut, der kennt die Jugend durch und durch und weiß, an welchem Zipfel er die jugendliche Seele zu packen hat. So wird auch dieses dritte Sonntagsbüchlein seinen Weg zu den Herzen finden und dort niederreißen, was nicht gut ist, ausgraben, was verschüttet war, und aufbauend das schaffen, was es bezweckt, nämlich ein „Himmelreich auf Erden".

Trier. Peter Eisen.

Decker, Othmar M., O.P.: Mein Weg aufwärts. Ein Lebensbild des hl. Thomas von Aquin unter besonderer Berücksichtigung seiner praktischen Bedeutung für Gottsucher. Einsiedeln 1926, Benziger. Gbd. M. 2,60.

Das Büchlein bietet in stellenweise etwas stark rhetorischer Sprache anregende und wirksame Erwägungen im Anschluß an einzelne Züge aus dem Leben des Aquinaten, wobei allerdings Legendäres besser unbeachtet geblieben wäre oder wenigstens als solches hätte gekennzeichnet werden sollen. Als Leserkreis kommt in erster Linie unsere heranwachsende studierende Jugend in Betracht.

Bonn. Dr. Heinrich Ostlender.

Stolz, Alban: Legende oder der christliche Sternhimmel. Neue illustrierte Prachtausgabe, bearbeitet von Pfr. Joh. Lang und Pfr. Joh. Nist. 1481 S. Lex.-8° Limburg 1925, Gebr. Steffen. In Prachteinband M. 20,—.

Ueber diese vortreffliche Legende hat Schreiber dieser Zeilen in Heft 9, Jahrgang 1925 der Bücherwelt seine Ansicht eingehender dargelegt. Hier handelt es sich bloß um eine Meinungsäußerung über die Neubearbeitung des Stolzschen Werkes. Wertvoll sind die zahlreichen Vollbilder nach hervorragenden Meistern wie Raffael, Dürer, Steinle u. a. Wenn aber die Herausgeber im Vorwort schreiben: „Manche sprachliche Härten und Derbheiten, die aus der Zeit der Abfassung heraus beurteilt werden müssen, ließen aber den Wunsch nach einer sprachlichen Ueberarbeitung der Stolzschen Legende rege werden; dieser Aufgabe unterzogen wir uns", dann muß dazu bemerkt werden, daß diese Ueberarbeitung kaum nötig war, und die gestellte Aufgabe nicht mit dem richtigen Verständnis gelöst wurde. Wer z. B. nicht einmal mehr das schöne Wort „Hornung" statt Februar ertragen kann, soll die Hand von Alban Stolz lassen. Der Vergleich von einigen Dutzend Stichproben in der Original- und in vorliegender Neubearbeitung wird den Leser bald überzeugen, daß den Neuarbeitern die Ehrfurcht vor Stolzens Stil in hohem Grade fehlt. Wer in Hettingers prachtvollem Essay über Alban Stolz in ‚Aus Welt und Kirche' nachgelesen hat, wie ernst es Alban Stolz mit jedem Wort und Ausdrucke nahm, wird nur mit größtem Bedacht da und dort eine kleine Aenderung vornehmen. Die wegen ihres trefflichen Bildschmuckes empfehlenswerte Ausgabe verliert für den Kenner durch solche „Stilkorrekturen" an Wert.

Dettlingen. Hermann Herz.

Steinen, Wolfram von den: Heilige und Helden des Mittelalters. Dante, Die Monarchie. 119 S. — Bernhard von Clairvaux, Leben und Briefe. 125 S. — Franziskus und Dominikus, Leben und Schriften. 125 S. Breslau 1926, Ferdinand Hirt. Jeder Band gbd. in Halbldwd. M. 5.—.

Diese neue Sammlung will hervorragende Staats- und Kirchenmänner des Mittelalters lebendig vor uns hinstellen als Führer und Mahner, so wie sie es einst ihrer Zeit gewesen sind. Sie sollen selber unmittelbar zu uns reden durch ihr Leben, besonders durch ihr Schrifttum, weil, was in einem der größten Zeitalter einmal wirklich war, auch heute noch wirksam ist.

Dante war selber eigentlich weder Heiliger noch Held. Seine Monarchie, die hier in guter Übersetzung geboten wird, hat aber für die mittelalterliche Welt, aus der diese Helden und Heiligen hervorgingen, ein groß-

zügiges Idealbild gezeichnet von einer Gemeinschaftsordnung universalster Art, die Staat und Kirche, Imperium und Sacerdotium in gleicher Weise umschloß, unter Wahrung ihrer selbständigen Wirksamkeit in ihrem eigenen Bereich. Die beigegebenen zahlreichen Anmerkungen des Herausgebers bieten vor allem die für das Verständnis dieser Schrift unentbehrlichen Erklärungen der zugrunde liegenden philosophischen Begriffe und Anschauungen.

Die nach Form und Gehalt gleich wirkungsvollen Briefe des hl. Bernhard von Clairvaux sind erstmalig in solchem Umfange ins Deutsche übertragen. In der vorliegenden Zusammenstellung wie auch in der Einführung, die v. d. St. vorausschickt, spricht eigentlich kaum der Mystiker Bernhard zu uns, dafür aber um so eindrucksvoller der Mensch und der Heilige, der, vielseitig wie selten einer, in einem so bewegten Jahrhundert die religiösen, geistigen und politischen Bewegungen nicht nur mit verfolgte, sondern auch durch die Macht seines Wortes und seiner Persönlichkeit nachhaltig in sie eingegriffen hat. Man kann dieser Übersetzung der auch für die Zeitgeschichte höchst wertvollen Briefe eine recht weite Verbreitung unter gebildeten Lesern wünschen.

Im Anschluß an ein Lebensbild des hl. Dominikus und des hl. Franziskus bieten die Texte aus dem Schrifttum des letzteren — von Dominikus besitzen wir keinen schriftlichen Nachlaß — Regeln und Regelfragmente, Erlasse, Briefe und Gebete. Die Fioretti sind unbeachtet gelassen, weil sie erst ein Jahrhundert nach Franziskus ihre heutige Form erhielten. Gerne würden wir um des Gegenstandes sowie mancher Vorzüge der Darstellung willen hier die gleiche uneingeschränkte Empfehlung aussprechen wie bei den Bernhardbriefen, wenn nicht der Herausgeber seiner eigenen anti- bzw. überkonfessionellen Auffassung mehrfach einen in der Richtung seiner sonstigen Ausführungen eigentlich nicht recht begründeten Ausdruck gegeben hätte. Ähnliches ist zu sagen über v. d. St.s Einleitung zur Monarchie Dantes. Hier wird das „unvergänglich Bedeutungsvolle" des Mittelalters, auf das der Herausgeber mit unverkennbarer Verehrung und Hochschätzung schaut, seiner Bedeutung dadurch wieder entkleidet, daß relativistisch ein Absolutes, dauernd Gültiges an den Werten und Anschauungen dieser Zeit geleugnet wird. So bleibt an den Helden und Heiligen als wegweisend nicht viel mehr übrig, als ein von seinem eigentlichen Programm, von seinen Grundanschauungen und Zielen, also von seinem inneren Leben losgelöstes Streben, ein unbestimmtes und darum unwirksames „was man gewollt".

Bonn. Heinrich Ostlender.

Baldus, Alois: Kirchengeschichtliche Charakterbilder. Für höhere Schulen. 19. bis 22. Auflage. Neu bearbeitet nach den Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens. Köln, J. P. Bachem. Geb. M. 3,—.

Die „Kirchengeschichtlichen Charakterbilder" von Baldus haben sich in der Zeit ihres Bestehens immer mehr Freunde an den höheren Schulen und auch außerhalb dieser Kreise erworben. Der Verfasser konnte 18 Auflagen fast unverändert erscheinen lassen. Nun ist eine neue Auflage erschienen, die innen und außen ein ganz neues Gesicht zeigt. Veranlaßt ist diese Umgestaltung durch die bekannten „Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen", die nachgerade eine völlige Revolution auf dem Gebiete des Schulbuches bedeuten, zum Schrecken der Verleger und des Buchhandels und nicht zuletzt des Elternhauses, das sich gezwungen sieht, die alten Bücher durch neue zu ersetzen, die zudem meist teurer sind als die alten. Auch die neue Auflage des Buches von Baldus ist teurer geworden, aber nur scheinbar; denn während das frühere Buch nur für zwei Klassen (OIII u. UII) bestimmt war, kommt die neue Auflage für vier Jahrgänge (IV bis UII einschl.) in Betracht. Es soll nämlich den Schüler begleiten von der Zeit an, wo in ihm das historische Interesse sich regt, bis zu dem Alter, wo im jungen Menschen ein erstes historisches Verständnis zu erwachen beginnt. Das bedeutete aber für das Buch eine Stoffvermehrung um fast ein Drittel, und da ist es mit Genugtuung zu verzeichnen, daß der Verfasser in der Auswahl der neuen Themen eine sehr glückliche Hand hatte, denn die Vermehrung des Stoffes kommt, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in erster Linie der neueren und besonders der neuesten Zeit zugute, so daß damit die so überaus wichtige Einführung des Schülers in das Leben und Wirken der Kirche der Gegenwart ermöglicht ist. Dabei hat Baldus die führende Linie seines Bu-

ches nicht durchbrochen, sondern alle Themen sind so eingegliedert, daß seine Charakterbilder zusammen als geschlossenes Bild der gesamten Kirchengeschichte wirken. Da es in erster Linie als Lehr- und Lernbuch gedacht ist, hat er die Marginalien aus der letzten Auflage vermehrt und dadurch die Brauchbarkeit für Schüler und Lehrer erhöht. Die frühere prägnante und sachliche Diktion ist auch in der neuen Auflage beigehalten worden. Hier und da ist diese früher dem Buche zum Vorwurf gemacht worden: es verrate wenig Wärme und lasse den Leser kalt. U. E. ist diese Diktion gerade ein Vorzug des Buches, denn es ist die historische Diktion, und es ist Aufgabe des Lehrers (hier des Religionslehrers), den Stoff im Unterricht lebendig zu machen und seine Schüler für die darin liegenden Gedanken zu erwärmen. Eines gefällt nicht an dem Buche, das ist sein ungewöhnliches Format; für eine neue Auflage dürfte der Verlag bestrebt sein, ihm die handliche Form eines Schulbuches zu geben. Sonst aber darf man nach allem sagen, daß das Buch von Baldus in seiner neuen Aufmachung allen Anforderungen entspricht, die man neuestens an eine „Kirchengeschichte" für diese Zwecke stellt. Man kann es zudem nicht nur Lehrern und Schülern, sondern auch allen empfehlen, die sich kurz und sachlich über die wichtigsten kirchengeschichtlichen Fragen unterrichten wollen. Viele ernstgerichtete Mitglieder unserer Bibliotheken werden es mit Nutzen und Freude lesen.

Trier. Peter Eisen.

Zur religiösen Lage der Gegenwart. Schriftenreihe, herausgeg. von P. Dr. Erhard Schlund, O. F. M. München, Dr. Franz A. Pfeiffer u. Co.

Heft 2. Schlund, Erhard: Katholizismus und Vaterland. 3. erw. Aufl. 1925. 96 S. M. 2,40.

Die Abhandlung ‚Katholizismus und Vaterland' will, wie Verfasser in der Einleitung betont, „in einer prinzipiellen Untersuchung das Verhältnis von Katholizismus und Vaterland für die Gegenwart berechnet, aufzeigen". Die Frage „Kirche und Staat" soll nicht behandelt werden. Die beachtenswerte Schrift bringt manche Anregung und hilft manche Ideen klären. Vereinzelt lassen sich kleinere Ausstellungen machen und kann der Leser anderer Meinung sein. So ist im Kapitel „Die Vaterlandsliebe als christliche Tugend" der Begriff „Vaterland" nicht klar herausgeschält und kann der Absatz von der Lehre unseres Heilandes über das Vaterland beanstandet werden. Zu schroff und zu subjektiv erscheint ferner die in dem gleichen Kapitel ausgesprochene Ansicht: „Ein wahrer Christ muß unbedingt auch sein Vaterland lieben. Sonst kann er kein wahrer Christ sein. Und zwar ist er ebenso unter Sünde verpflichtet, sein Vaterland zu lieben, wie er auch unter Sünde verpflichtet ist, Gott und die Eltern zu lieben" (S. 41). Beachtenswertes, gerade für die heutige Zeit, bringt insbesondere das Kapitel: Auswüchse und Abwege.

Heft 6. Pribilla, Max: Kulturwende und Katholizismus. 117 S. 1925. M. 3,—.

Die Schrift ‚Kulturwende und Katholizismus' ist ein Aufsatz aus den Stimmen der Zeit in erweiterter Form. Sie will den Katholiken die Bedeutung der ihnen gestellten Aufgabe vor Augen führen. In fünf Abschnitten werden behandelt: Kulturwende. — Katholizismus und Protestantismus. — Katholizismus und Vergangenheit. — Katholizismus und moderne Philosophie. — Die Aufgabe der Katholiken in der Kulturkrisis unserer Zeit. — Die bedeutungsvolle Abhandlung berücksichtigt die hauptsächlichen modernen Geistesströmungen und zeigt Verständnis und wohltuende Toleranz gegenüber anderer Weltanschauung. Sie ist getragen von der Ansicht, daß es „Pflicht der Katholiken ist, an das große Ziel gegenseitiger Verständigung ihr Bestes zu setzen und dadurch zugleich der katholischen Wahrheit die Wege zu bereiten".

Heft 9. Heinrich, Karl Borromäus: Das Gesicht des deutschen Katholizismus. Gesehen von einem Laien. 76 S. 1925. M. 2,—.

Karl Borromäus Heinrich betont bescheiden in seinem Beitrag ‚Das Gesicht des deutschen Katholizismus', daß seine Schrift keinerlei Anspruch auf wissenschaftliche Wertung erhebe, weil sie wesentlich individuellen Charakter trage. In anregender Weise wird in vorliegender Abhandlung das Verhältnis zwischen Religion und Nation untersucht. Die Kultur-

aufgabe des Katholizismus wird gewürdigt und seine Segnungen für Deutschland, gerade bei der sozialen Lage der Gegenwart, nachgewiesen. Die Schrift enthält viele gesunde Ansichten darüber, wie Deutschland der innere und äußere Friede zu geben und zu erhalten sei.

Bonn. Maria Virnich.

Lebensbilder

Baumann, Emile: Der heilige Paulus. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Marie Amelie Freiin von Godin. 464 Seiten. München 1926, Kösel & Pustet. Gbd. M. 6,50.

Mit einer Treue, die einem Theologen von Fach wohl anstehen und einem Schüler von St. Chrysostomus zu Antiochien alle Ehre machen würde, hat der Verfasser in der Apostelgeschichte und in den paulinischen Briefen zuvor gelesen. Dann hat er den Osten besucht, ist auf Paulus' Pfaden, von Historikern wie Tacitus oder Geographen wie Pausanias begleitet, durch die Wüsten von Kleinasien und über die Höhen des Taurus gezogen, hat den Hall der Ewigkeitsstimme des unsterblichen Heroldes Christi in Jerusalem und Ephesus, Athen und Korinth, Cypern und Malta aus Tempeltrümmern oder Meeresbuchten noch jetzt vernehmen dürfen; und auch die weiten Strecken der paulinischen Forschung hat er durchwandert von Renan bis Loisy, von all den andern heute kaum mehr Genannten bis zu den nicht mehr Bekannten — aber er hat mehr gesehen als dies alles und diese alle: er hat Paulus gesehen „nicht weichlich und heidenähnlich, sondern seine Züge in ihrer hebräischen und heiligen Herbheit, sein synthetisches Bild" (S. 25). Man muß es dem Verfasser bezeugen, daß er mit einem bis zum Ziele gehenden Eifer, mit dem ganzen jugendlichen Feuer einer heiligen Energie diesem seinem Programm gerecht zu werden strebt, den Mystiker der modernen Erlebnistheologie aus der Seele des Apostels hinwegzubannen, um der paulinischen Biographie wieder den wahrhaft glaubenden Metaphysiker und erhaben leidenden Missionär, den demütig sich opfernden und reumütig sich heiligenden Paulus vor die Augen zu stellen. In der Tat „kommen wir dem Apostel so nahe, als hätten wir mit ihm leben dürfen, und je mehr man sich mit ihm" — und mit dieser Biographie — „befaßt, um so tiefer fühlt man die Schönheit seiner Seele, die Gewalt seines Genies. Ich sage Genie, denn es bleibt uns ja leider nur dies so menschlich profanierte Wort, um seinen übernatürlichen Wert zu bezeichnen" (S. 11).

Die das Buch beherrschende Geschichtsphilosophie selbst wirft das Welt- und Geschichtsbild des antiken und modernen Stoizismus beiseite und ist schon das der gesunden katholischen Tradition (vgl. besonders S. 137; 348) von einst; und wo noch das Wort Mystiker (S. 331 bis 389) als Residuum der Forschungsperiode, der der junge 26jährige Schriftsteller eben erst entwachsen, ihm unterläuft, kündet sein Ton wiederholt, daß es nur eine andere Wendung ist für das, was die Theologie der Väter mit dem Manne des Glaubens an der Persönlichkeit des Apostels bezeichnete.

So trägt das Buch nicht bloß Titel und Bild des Heiligen an der Stirne, es trägt auch „Helm und Wehr des Glaubens" (Eph. 6, 16 f.) so mutig, wie Paulus sie trug von Damaskus bis Malta und an den Rand des Kolosseums und so stolz, wie die Ritterschaft des Malteserordens später sie getragen: Apostel, Ritter, Dichter ein geschlossener Waffenbund, sich bewußt, stets nur Apologeten der Tatsachen des Himmels zu sein. Raum und Zeit, die das Buch umspannt; die Luft, die es atmet; die Seele, die aus ihm spricht: alles ist echt katholisch an ihm. In der Uebersetzerin hat das Original eine hervorragende Künstlerin der Sprache (corr. jedoch S. 368 Z. 6 v. o.; S. 396 Z. 5 v. u.) gewonnen. Wie es in wenigen Monaten dort 70 000 Leser gefunden, so sollte auch die deutsche Uebertragung das ihrige dazu mithelfen, daß St. Chrysostomus' Wort aufs neue sich bestätige: Gleich einer feurigen Kugel zog dieser Feuerbrand Christi bis an die Grenzen der Oikumene und seine Diözese wurde die Welt!

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Wattendorff, Ludwig: Der heilige Augustinus. Ein vom Verfasser genehmigter Auszug nach dem französischen Werke „Saint Augustin"

von Louis Bertrand. Mit Zeichnungen von Hans Adamy. 202 S. Trier 1926, Paulinus-Druckerei. In Ganzleinen gebunden M. 3,80.

Das französische Original von Louis Bertrand wird sehr gerühmt. Die deutsche Bearbeitung von Wattendorff verdient nicht minder hohe Anerkennung. Was mich dieses Buch gleichsam in einem Atem durchlesen ließ, ist folgendes: Der hl. Augustinus wird einem hier menschlich ganz nahegebracht. Wir folgen seiner Entwicklung bis zur Vollreife des apostolischen Bischofs und des überragenden Verteidigers katholischer Wahrheit ganz im Rahmen der Orte, an denen diese Entwicklung oder Wirksamkeit sich vollzog, des kulturellen Untergrundes, auf dem Augustinus wuchs. So wird das Buch nicht bloß zu einem menschlich überaus ansprechenden Lebensbild des Heiligen, es gewährt auch tiefe Einblicke in die Kulturverhältnisse und das Städteleben seiner Zeit und gibt uns damit eine sehr schätzenswerte Bereicherung unserer Kenntnis des christlichen Altertums in Nordafrika und Italien. Diesem Heiligenbild fehlt so ganz der mittelalterliche Goldhintergrund, desto herrlicher aber erstrahlt die Wirkung der göttlichen Gnade in einem genial veranlagten, wenn auch lange Zeit irregehenden Geiste. Darum ist dieses Buch auch durch keine andere Biographie auch nicht durch die Schriften des hl. Augustinus, nicht einmal durch seine Konfessionen überflüssig. Es kann vielmehr in seiner Eigenart über all dies recht viel Licht verbreiten.

Mainz. Georg Lenhart.

Segmüller, Fridolin: Pius X. Leben eines Dieners Gottes der Neuzeit. 216 S. Einsiedeln, Benziger.

Die Biographie ist einfach, aber warm geschrieben. Sie folgt dem Leben Pius' X. vom bescheidenen Elternhaus durch alle Stufen der Entwicklung und des Wirkens bis zur Höhe des Papstthrones, von dem aus Licht und Kraft dieses Lebens durch die katholische Welt ging, bis das Vaterherz in den Schrecken des Weltkrieges aus Sorge und Not um seine Kinder brach. Die Einfachheit, mit der der Verfasser das Leben seines Helden zeichnet, gibt dem Büchlein volkstümlichen Charakter und sichert ihm in katholischen Volkskreisen dankbare Aufnahme. Die Wärme, die aus jeder Zeile spricht, läßt ahnen, daß der Verfasser diesem „Diener Gottes der Neuzeit" mit ehrfurchtsvoller Bewunderung gegenübersteht und auch seinerseits ein Scherflein dazu beitragen möchte, daß das katholische Volk trotz der Jahre, die jetzt schon zwischen der irdischen Vollendung Pius X. und uns liegen, nicht müde wird, zu beten, damit diesem heiligen Papste der Neuzeit bald die Ehre der Altäre zuerkannt werde.

Mainz. Georg Lenhart.

Philosophie

Schwertschlager, Josef: Die Sinneserkenntnis. München, Jos. Kösel u. Friedr. Pustet.

Schwertschlagers Buch über die Sinneserkenntnis ist wesentlich ein Lehrbuch, welches den Anfänger mit der Materie vertraut machen will. Daraus ergeben sich die Vorzüge sowie die Nachteile, welche dem Werke anhaften. Es ist ungemein klar geschrieben, dabei reichhaltig und das Problem von allen Seiten beleuchtend. Die Schwierigkeiten freilich, welche sich an der Materie ergeben, sind oft zu leicht genommen. Die Einwände sind zu kurz und nicht immer überzeugend abgetan. Ja, der Verfasser neigt wie jeder Lehrer dazu, mehr zu dozieren als zu beweisen. Man glaubt sogar zu bemerken, daß das Werk aus Vorlesungen zusammengestellt ist. Denn die Sprache ist etwas flüchtig, hat nicht die Prägnanz, welche der Schriftsprache gebührt, sondern eher den Unterhaltungston. Die stilistisch glänzende Fassung, wie man sie etwa bei Nicolai Hartmann bewundern muß, sucht man hier vergebens.

Der Inhalt jedoch ist wertvoll. Der Verfasser rollt das Erkenntnisproblem von der physiologischen und psychologischen Seite her auf. Er geht von der Scholastik aus, aber er sucht sie durch moderne psychologische Erkenntnis mit Erfolg zu vertiefen. Stark, vielleicht sogar etwas zu stark, ist das biologische Element gewürdigt. Und auch dem Pragmatismus in seiner gemäßigten Form ist die wohlverdiente Stellung eingeräumt.

Der Verfasser gelangt auf der eben gezeichneten Grundlage zu einem kritischen Realismus, wobei er die Diltheyschen Argumente als Hauptgründe für denselben gelten läßt. Neu und wertvoll ist die Auffassung über die Wahrnehmungen. Es ist mit das Scharfsinnigste und Beste, was ich auf diesem Gebiete gelesen habe. Der erste Teil des Buches, welcher die Sinneserkenntnis im allgemeinen behandelt, steht auf wissenschaftlicher Höhe und bringt eine Fülle hervorragender Tatsachen im geschlossenen Rahmen. Nicht ganz so gut ist der zweite Teil, welcher die einzelnen Sinne und ihre Tätigkeit behandelt. Was der Verfasser hier gibt, geht nicht über das hinaus, was in jedem Lehrbuch sich findet. Augenscheinlich hat Schwertschlager diesen Teil nur im Interesse der Studierenden beigegeben, um ihnen weitere Mühen in der Aufsuchung des Materials zu ersparen.

Das Werk als Ganzes ist wertvoll und man kann es dem Jünger der Philosophie, der erst einmal in die Materie eindringen will, nicht warm genug empfehlen.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Lange, F. A.: Geschichte des Materialismus. Zwei Bände. Leipzig 1926. Alfred Kröner.

Heute, wo der Materialismus als Weltanschauung überwunden, oder wenigstens auf Generationen hinaus zur Bedeutungslosigkeit verurteilt ist, lohnt es sich, seinen philosophischen Systemen in ihrem Wandel und in ihren Vertretern historisch-objektiv nachzugehen, um eine Generalbilanz über seine Bedeutung im Kulturleben der Menschheit zu ziehen.

Albert Langes ‚Geschichte des Materialismus', die soeben in neuer Auflage unter Heinrich Schmidts Leitung herauskam, kommt diesem Bedürfnis weitgehendst entgegen. In zwei inhaltsreichen Bänden rollt der Werdegang des Materialismus von Demokrit bis zu den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vor uns ab. Also bis zu einer Zeit, in welcher er wieder einmal eine Blütezeit durchmachte. Der Zusammenbruch jedoch ist in dem Werke nicht mehr enthalten, da Albert Lange ihn nicht mehr erlebte. Und es ist schade, daß der Neuherausgeber das Werk nicht bis zur Gegenwart ergänzt hat.

Lange selbst ist kein Materialist, sondern Neukantianer. Aber sein angeborener historischer Sinn läßt dem Materialismus volle Gerechtigkeit widerfahren. Er würdigt nicht nur das Gute an ihm, das er immerhin hatte, sondern deckt auch seine Schwächen, wenn auch mit Nachsicht auf. Aus kantischem Geiste setzt sich der Verfasser mit dem Materialismus auseinander, freilich auch mit jener Einseitigkeit, welche wir an dem kantischen System empfinden. So wird Lange dem teleologischen Prinzip durchaus nicht gerecht, während uns die neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen der Naturwissenschaften und der Biologie, etwa bei Driesch, doch gerade wieder auf dasselbe hinführen. Ebensowenig läßt sich des Verfassers Mißachtung gegen die Scholastik mit der neuesten Forschung vereinbaren. Und es ist auch zu bedauern, daß er die Wertideen zwar nicht verkennt, aber, im Gegensatz zu Eucken, doch recht kümmerlich behandelt. Infolgedessen gelangt er zu keiner objektiven Würdigung des religiösen Momentes in der Kultur.

Das sind gewiß bedauerliche Mängel. Aber sie sind zu offenkundig, als daß der moderne Wissenschaftler noch darüber stolpern könnte. Die Reichhaltigkeit und Gediegenheit von Langes Werk wird durch dieselben nicht wesentlich beeinträchtigt. Lange verfügt über eine ungeheuer klare Darstellung. Die schwierigsten Probleme weiß er faßlich, einprägsam, in meisterhafter Diktion darzustellen. Er gibt scharfe Profilbilder von Demokrit, Epikur sowie ihrem Gegner Aristoteles. Ein inhaltschweres Kapitel, vielleicht das Beste vom Guten, stellt Kants Weltanschauung in ihrem Gegensatz zum Materialismus dar. Nicht minder gut durchdacht ist die Abhandlung über die moderne Naturwissenschaft samt ihren Hauptvertretern, mit Darwin an der Spitze. Freilich ist auch hier manches durch die neuere Forschung überholt. Aber selbst in Irrtümern steckt eine Fülle von Anregung.

Langes Buch ist eben kein Werk, das unbesehen hingenommen werden darf, sondern es fordert zu Auseinandersetzungen auf. Es ist für uns in gewissem Sinne dasjenige, was Averroez für die Scholastik war: Ein Werk dunkler Schatten, aber auch hellsten Lichtes, das freilich nur demjenigen leuchtet, der damit umzugehen versteht.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Geschichte

Maier-Schirmeyer: Lehrbuch der Geschichte für höhere Schulen. Mittelstufe, herausgegeben von Dr. Ludwig Schirmeyer, Oberstudienrat in Osnabrück. Frankfurt a. M. 1926, Moritz Diesterweg.

1. Band: Altertum. Geschichte des griechischen und römischen Volkes. Von Studienrat Dr. Wilhelm Hack. VIII und 79 S., 16 Tafeln. M. 2,40.

2. Band: Mittelalter: Von der germanischen Frühzeit bis zur Reformation. Von Oberstudienrat Dr. Ludwig Schirmeyer. VIII und 76 S., 6 Tafeln. M. 2,30.

3. Band: Von der Reformation bis zum Wiener Kongreß. Von Studiendirektor Dr. Alfred Maurer. VII und 153 S., 12 Tafeln. M. 3,20.

4. Band: Neueste Zeit. Von 1815 bis zur Gegenwart. Von Studiendirektor Dr. Alfred Maurer. VIII und 113 S., 8 Tafeln. M. 2,80.

Die Meinungen über die Form, die das moderne Geschichtslehrbuch haben müsse, sind geteilt. Die einen wünschen das Lernbuch, die anderen das Arbeitsbuch, die dritten das Lesebuch. Schirmeyer geht mit Glück den mittleren Weg, indem er die Vorzüge der drei Arten in seinem Lehrbuche vereinigt. Es bietet einen klaren, gut gegliederten Ueberblick, der die einzelnen geschichtlichen Betätigungsgebiete — politische Geschichte, Kulturgeschichte, Verfassungsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Rechtsgeschichte, Geistesgeschichte — nach Gebühr berücksichtigt, die Höhen- und Knotenpunkte der geschichtlichen Entwicklung klar herausarbeitet und auch im Druck das Wesentliche hervorhebt. Es bietet ihn in einer frischen, durch Karten und Skizzen verdeutlichten, stets vornehmen Darstellung, die Geist und Seele unserer Jungen packt und nicht über ihre Köpfe wandert. Und es bietet endlich in den beigefügten vergleichenden Tabellen — warum fehlen sie im 2. Band? — das Material für einen Arbeitsunterricht, der sich auf das Erreichbare beschränkt und in der nachschaffenden Gestaltung und Vertiefung des durch Lehrer und Lehrbuch vermittelten Geschichtsbildes sein Genüge findet.

Linnich (Rhld.) August Schmitt.

Mertens, Martin: Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte. Nach den neuen Richtlinien für die Erteilung des Geschichtsunterrichts völlig neu bearbeitet von Dr. Josef Bisinger, Dr. Wilh. Hüttermann und Dr. Franz Körholz. Freiburg i. B. 1926, Herder.

1. Teil: Deutsche Geschichte von der germanischen Frühzeit bis zum Westfälischen Frieden (1648). 23. und 24. Auflage. Mit 5 Kartenskizzen. Seite 1—120.

2. Teil: Vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongreß (1815). 19. und 20. Auflage. S. 121—214.

3. Teil: Vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart. 17. und 18. Auflage. Mit 6 Kartenskizzen und einer Tabelle. S. 215—310.

„Der alte Mertens" in neuem Gewandel Den Forderungen der neuen Lehrpläne gemäß bringt er viel mehr Kultur- und Wirtschaftsgeschichte; gibt mannigfache staatsbürgerliche Belehrung; stellt die deutsche Westmark in den Vordergrund; behandelt die Grenzgebiete und das ausländische Deutschtum mit besonderer Liebe und räumt, wie früher, dem Christentum den ihm gebührenden Platz ein. Dafür ist mit Recht die Kriegsgeschichte auf das Nötigste zusammengestrichen. Die Darstellung ist im ganzen leicht verständlich. Die Anschaulichkeit wird durch die Angabe von Zahlen, Maßen und Werten, die einen Vergleich ermöglichen, erhöht. Die Gliederung ist von größter Klarheit und Durchsicht.

Zweifellos wird auch „der neue Mertens" ein vorzügliches Lernbuch bleiben und, wenn er seine Ergänzungen in einem lebendigen Geschichtsunterricht findet, gute Dienste leisten können. Freilich nur dann! Für sich allein ist er — das liegt in der Natur des bloßen Lernbuchs und soll kein Vorwurf sein — mit all seinen Abteilungen und Unterabteilungen viel zu abstrakt und in der Darstellung zu trocken, um für die Schüler eine freudvolle Lektüre zu bilden.

Linnich (Rhld.) August Schmitt.

Kallen, Gerhard: Josef Görres und der deutsche Idealismus. Festvortrag bei der Reichsgründungsfeier der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster am 18. Januar 1926 (Aschendorffs zeitgemäße Schriften 11). 48 S. Münster i. W. 1926, Aschendorff. Geh. M. 1,20.

Gegenüber der üblichen Einteilung von Görres' Leben in eine weltbürgerlich-republikanische, eine patriotisch-romantische und eine apologetisch-katholische Periode suchte Kallen nach dem einigenden Band, das sie verknüpft. Er findet es in der Philosophie der idealistischen Epoche, die „seine Entwicklung durch alle Handlungen hindurch begleitet und bestimmt, ihr gewissermaßen die Richtung gegeben" hat (S. 5). „Sein Leben ist die praktische Anwendung auf seine idealistische Weltanschauung und ihre Dialektik" (S. 41). Ob sich das Leben des „eigenwilligen Koblenzers" (S. 5) auf eine so glatte Formel bringen läßt? Ohne Zweifel aber hat Kallen recht, wenn er — wie vor ihm schon andere — das religiöse Lebensgefühl als die Kraft bezeichnete, „von der aus als archimedischem Punkte dieses reiche Leben bewegt und getragen wird" (S. 6).

Die Görresforschung wird von der kleinen geistvollen Schrift wertvolle Antriebe erhalten.

Linnich (Rhld.). August Schmitt.

Hohenlohe, Alexander von: Aus meinem Leben. XIII. 413 S. Frankfurt a. M. 1925, Sozietätsdruckerei. Geb. M. 10,—.

Als persönlicher Adlatus seines Vaters, der damals kaiserlicher Statthalter in Elsaß-Lothringen war, später als Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Weißenburg-Hagenau kam Prinz Alexander in enge Beziehungen zum Auswärtigen Amt und zum Hof; hatte reichlich Gelegenheit, „hinter die Kulissen der Weltbühne zu schauen" (S. 276), besonders als sein Vater Reichskanzler geworden war; und wäre vielleicht selbst einmal zu höchsten Würden emporgestiegen, wenn er sich nicht 1906 als Bezirkspräsident von Kolmar durch die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten seines Vaters die Ungnade des Kaisers zugezogen hätte. Seitdem lebte er meist als Privatmann im Auslande. Erst wenige Jahre vor seinem Tode siedelte er nach Badenweiler im Schwarzwald über, wo er vor drei Jahren starb.

Naturgemäß nehmen die Kapitel über Elsaß-Lothringen einen breiten Teil seines Buches ein. Im Grunde bringen sie nichts wesentlich Neues und bestätigen nur — was uns inzwischen längst zu schmerzlicher Gewißheit geworden ist —, daß die deutsche Verwaltung des Reichslandes schmählich versagt hat. Auch der Prinz Alexander zu Hohenlohe ist trotz seiner gegenteiligen eigenen Meinung — und er hat eine sehr hohe Meinung von seinen eigenen Ansichten — nicht in das Innerste der elsaß-lothringischen Volksseele eingedrungen, der junge Reichstagsabgeordnete, der sich den borussischen Konservativen verschrieb, ebensowenig wie der altgewordene Memoirenschreiber, der, ohne Verständnis für die religiösen Belange, jede Gelegenheit benutzt, den verhaßten „Ultramontanen" eins auszuwischen und den katholischen Klerus politischer Verhetzung bezichtet, die er richtiger seinen landfremden damaligen Parteifreunden ostelbischen Geblüts und ihren eingesessenen Nachläufern aufs Schuldkonto buchen sollte.

Plastisch ist die Schilderung des Korpslebens seiner Universitätsjahre, dessen erzieherische Wirkung er nicht bestreitet, um seine Auswüchse freilich desto schärfer zu geißeln. „Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit zur Förderung der Karriere" (S. 30), „Servilität", „Byzantinismus" und ähnliche liebliche Schmeicheleien schreibt der „Alte Herr" ihnen ins Stammbuch, wobei scharfe Seitenhiebe gegen das „reaktionäre" heutige Korpsstudententum nicht fehlen.

Die Darstellung der Familiengeschichte zeugt von einer wohltuenden Pietät des Sohnes gegenüber den Eltern, von denen er stets mit Verehrung und Liebe spricht. Die Meinung freilich, daß sein Vater neben Bismarck der bedeutendste deutsche Staatsmann des 19. Jahrhunderts gewesen sei (S. 282), wird ihm so leicht niemand abnehmen, wenn auch „Onkel Chlodwigs" Porträt von willfährigen Hofjournalisten einst über die Maßen karikiert worden ist.

Den letzten deutschen Kaiser behandelt er mit mitleidiger Nachsicht, ohne ihn von jeder Schuld freizusprechen. Bismarck ist es, den er trotz aller persönlichen Bewunderung für die Geistesrichtung verantwortlich macht, „die schließlich das deutsche Volk in sein Unglück gestürzt hat" (S. 296). In der Abwendung von dem Kultus der Gewalt, in

der Beseitigung der preußischen Vorherrschaft, in einer förderalistischen Gestaltung des Reiches, in der Wiedergewinnung der moralischen Grundlagen seines völkischen und staatlichen Seins sieht er die wirksamsten Bürgschaften einer glücklichen Zukunft des deutschen Volkes und eines dauernden europäischen Friedens.

Er wendet sich nicht bloß an uns. Aber alle Rezepte, die er den Völkern verordnet, sind aus der längst verschimmelten geistigen Rüstkammer der Aufklärungszeit hergeholt. Daher grimmiger Spott über die „angeborene Denkfaulheit der Menschen" (S. 410), die zu erhalten die Feinde des Fortschritts, Staat, Presse und Kirche, sich „verschworen" hätten (S. 410). Daher sein lächerliches Gruseln bei dem fröstelnden Gedanken an die Gefahren, die von der katholischen Kirche „für die geistige Freiheit der Menschen ausgehen könnten" (S. 287). Daher seine, des Halbrussen, Verständnislosigkeit für nationale Eigenart, die ihm „nur etwas Willkürliches, durch den Zufall Entstandenes, sogar für das Glück und die Fortentwicklung der Menschheit Hinderliches" ist (S. 410).

Bei aller Treffsicherheit vieler Beobachtungen und Bemerkungen im einzelnen fehlt dem Prinzen Alexander von Hohenlohe doch der tiefere Sinn für die Triebkräfte und Zusammenhänge geschichtlichen Werdens wie auch für die Bedingungen und Bedürfnisse staatlichen und völkischen Lebens.

Linnich (Rhld.). August Schmitt.

Naturkunde

List, Stephan: Probleme und Erkenntnisse der Naturwissenschaft im Wechsel der Jahrhunderte. München 1925, R. Oldenbourg.

Zu sehen, wie die Menschheit gerungen hat mit den vielen Fragen, die die Natur uns aufgibt, ist ein schöner Genuß. Von den alten Griechen und Römern angefangen über das Mittelalter bis in unsere Tage werden im vorliegenden Schriftchen Stimmen mitgeteilt, die sich über die jeweiligen Lösungsversuche ausgesprochen haben.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Lais, Robert: Auf der Spur des Urmenschen (Der Weg zur Natur. Gemeinverständliche Darstellungen aus dem Reich der Natur). Mit 44 Bildern und 2 Tafeln. VIII u. 184 S. 8°. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Kart. M. 3,50; geb. in Leinwand M. 4,20.

Das Buch bildet eine passende Ergänzung zu dem im gleichen Verlage erschienenen „Frühschein der Kultur" von Ledroit. Während dieses in poetischen, aber doch im Rahmen des Wahrscheinlichen sich haltenden „Geschichten" einen Einblick in das Leben des Menschen der Vorgeschichte in Europa gibt, stellt Lais unser Wissen über den Kulturbesitz dieses Menschen dar und zwar in solcher Form, daß er zu selbständigem Forschen anleitet und Winke gibt, wie und wo man suchen muß. Die Funde der Urzeit, d. h. die Werkzeuge, sind sehr eingehend beschrieben, auch das Material und die Art und Weise, wie der Mensch es bearbeitet hat. Zum Schluß faßt Lais die Ergebnisse zu einem Bilde der Vorzeit zusammen. Ueberall merkt man den gründlichen Kenner des Stoffes. In einer Zeit, wo so viel über den Urmenschen phantasiert wird, muß man es dem Verfasser danken, daß er zwar der Phantasie die Flügel nicht ausreißt, sie aber doch auch nicht schrankenlos fliegen läßt. Wir können das Buch uneingeschränkt allen Volksbibliotheken empfehlen.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Behm, Hans Wolfgang: Welteis und Weltentwicklung. Gemeinverständliche Einführung in die Grundlagen der Welteislehre. 48 S. 8° Leipzig 1926, R. Voigtländer. brosch. M. 1,—.

Wer die sonderbaren Anschauungen der Welteislehre kennenlernen will, kann das Schriftchen sehr wohl gebrauchen. Aber wir können es doch nur solchen empfehlen, die naturwissenschaftlich geschult sind, sonst könnten sie sehr leicht der Gefahr erliegen, diese Dichtungen für Wahrheit zu halten.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Schmiedel, Ottomar: Das Alter der Erde nach dem Abkühlungsprozeß. Mit 12 Abbildungen. 70 S. gr. 8°. Berlin 1927, Dümmler. Kart. M. 4,—.

Immer wieder reizt es den Menschen, herauszubringen, wie lange unsere Erde schon besteht und seit wann Menschen auf ihr leben. Auf beide Fragen ist man gewohnt, ungeheure Zahlen als Antwort zu erhalten. Für das Alter der Erde sucht der Verfasser die Antwort aus dem Abkühlungsprozeß abzuleiten. Frühere Berechnungen ergaben Zahlen, welche gegenüber den von der Geologie geforderten zu klein waren, nämlich „bloß" 50—100 000 Jahre. Seit der Entdeckung des Radiums kennt man eine Wärmequelle, die offenbar den Abkühlungsprozeß verlangsamt. Der Verfasser stellt aber diese Wärmequelle nicht in Rechnung, so daß seine Zahlen nur einen Mindestwert angeben; es sind Zahlen, die wesentlich höher sind als die bisher errechneten und die mit den von der Geologie geforderten in Einklang stehen. Daß man von den verschiedensten Seiten her zu so hohen Zahlen kommt, ist immerhin ein gewisses Zeichen, daß die Zahlen nicht einfach aus der Luft gegriffen sind. Das mathematische Gewand aber, in welchem die Zahlen hier auftreten, darf uns nicht verleiten, die Resultate als mathematische Gewißheiten anzusehen, denn ihre Sicherheit hängt durchaus von den Voraussetzungen ab, auf welchen die Berechnung fußt, und darin steckt manche Willkür.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Die Himmelswelt, Mitteilungen von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik. Herausgegeben von Prof. Plaßmann, Jahrgang 36. Heft 11/12. Bezugspr. jährl. M. 10,—; für Mitglieder der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik (V A P) unentgeltlich. Berlin 1927, Ferd. Dümmler.

Aus dem Inhalt des Heftes sei besonders hervorgehoben: Hopmann, Das Russeldiagramm und die Kosmogonie; Perlewitz, Ortsbestimmungsmethoden in der Luft und auf See. Allen Freunden der Sternkunde, die nicht bloße Unterhaltung, sondern echt wissenschaftliche Belehrung suchen, können wir die Zeitschrift empfehlen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Schmid, Bastian: Allgemeine Naturgeschichte (Tierreich, Pflanzenreich und Mineralreich). Für Haus und Schule. Mit 30 farbigen Tafeln und 268 Textbildern. gr. 8°. 462 S. Berlin-Grunewald 1926, Pestalozzi-Verlagsanstalt. Geb. in Halblwd. M. 16,—.

Wie schon der Titel zu verstehen gibt, ist erstaunlich viel in diesem Buche enthalten, so daß es auch als Nachschlagebuch für die drei Reiche gelten kann. Aber trotzdem ist es kein trockenes Buch: neben der Systematik kommt auch das Biologische zur Geltung. Auch hierüber sagt der Verfasser in wenigen aber klaren Sätzen außerordentlich viel. Kurze und treffende Ausführungen finden sich über das Seelenleben der Tiere an verschiedenen Stellen des Buches. Hier macht sich aber der Mangel einer richtigen Terminologie fühlbar. Auf Seite 20 sagt der Verfasser: „So weitgehend die körperliche Aehnlichkeit der Menschenaffen beispielsweise mit dem Menschen ist, so groß und unüberbrückbar sind die geistigen Unterschiede zwischen beiden." Dann sollte man aber doch überhaupt nicht von „geistigen" Fähigkeiten der Tiere reden. Von den auffallenden Triebhandlungen bei Gliederfüßern, die der Verfasser schildert, sagt er ganz richtig „eine Einsicht in seine Handlungsweise würde eine größere Intelligenz voraussetzen als die unsere" (S. 159). Da nun diese Tiere, also nicht bloß die höheren Säugetiere, offenbar lernen können, so möchte ihnen der Verfasser schon eine gewisse Intelligenz zuschreiben, freilich mit der einschränkenden Bemerkung, daß es sich nur um „Grundelemente dessen handelt, was man Intelligenz nennt", da „den Tieren doch die Merkmale des bewußten logischen Schlußverfahrens fehlen". Da würde man doch besser tun, bei den Tieren überhaupt nicht von Intelligenz, auch nicht von Spuren der Intelligenz zu reden, zumal der Verfasser selbst sagt, daß es „keinen Uebergang und keine Brücke zum geistigen Menschen" gibt. Als besonderer Beweis gilt ihm die Sprache, die den Tieren fehlt, nicht aus Mangel an den Organen, wenigstens bei den höheren Tieren, sondern weil es ihnen an Verstand gebricht. Die Tiersprache ist etwas ganz anderes als die Begriffssprache des Menschen (S. 19). Das Werk ist schön geschrieben und glänzend mit Illustrationen ausgestattet, so daß wir es allen Volksbibliotheken empfehlen können.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Zimmermann, Otto: Das große Wunderbuch. Die Wunder der Welt in Wort und Bild. Mit 220 Bildern im Text und vier mehrfarbigen Tafeln. 240 S. gr. 8°. Stuttgart-Gotha, Fr. Andreas Perthes. In Ganzleinen M. 8,—.

Das Buch trifft wirklich eine gute Auswahl aus dem Schönsten und Staunenswerten, was Natur und Technik zu bieten haben. Mit Recht sagt der Verfasser, daß der Mensch, der bewundern kann, inwendig reicher und glücklicher ist und sein Leben größer und länger lebt als der Seelenblinde, dem Herz und Augen für das Wunder verschlossen sind. Text und Bilder des Buches sind in gleicher Weise geeignet, den Leser staunen zu lassen in Betrachtung all' des Wunderbaren, was es auf Erden, am Himmel droben und auf dem Grunde des Meeres gibt, und all' des Großartigen, was der Menschengeist ersonnen hat. Obwohl der Verfasser „Wunder" erzählen will, hält er sich doch frei von Uebertreibungen, sondern stellt einfach die Wahrheit recht anschaulich dem Leser vor Augen; ausnehmen möchten wir etwa die Behauptung, daß die einfache Zelle Verstand habe und überlege, was sie tun wolle (95) oder die Bemerkung, daß Buddha von Gott geweiht sei (187), denn das hat Buddha wohl selbst nicht geglaubt. Bis zum Mittelpunkt der Erde sind es nicht 12 740 km, wie es S. 142 heißt, sondern nur die Hälfte. Diese kleinen Schönheitsfehler sollen aber den Genuß am Buche nicht beeinträchtigen.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Kunst

Deutsche Volkskunst. Bd. 7: Thüringen, von R. Redslob; Bd. 8: Schlesien, von G. Grundmann und K. Hahm. Jeder Band mit rund 200 Abbildungen. Geb. je M. 8,50, kart. M. 7,50.

Beide Bände sind besonders gut gelungen. Ihr Studium ist darum ein hoher Gewinn, weil es unsere Anschauung über den stammlichen Reichtum Deutschlands in gründlicher und schöner Weise vertieft, und sicher ist die Bewahrung und der Zusammenklang der in ihrer Verschiedenheit wertvollen Stämme wichtiges politisches und kulturelles Ziel der Gegenwart. Redslobs Ausführungen über Thüringen sind durch lebendige Kraft der Schilderung (so vor allem der Glasbläserei) und durch viele geistesgeschichtliche Ausblicke ausgezeichnet. Wofür man aber am meisten dankbar ist, sind die trefflichen Auseinandersetzungen über den Geist einer spezifisch protestantischen Kunst. Die Darlegung geschieht in so objektiver Weise, daß das Buch auch Katholiken empfohlen werden kann. Mit feinem Verständnis für soziologische Fragen erörtert er die Umwandlung des Kirchenbaus, die auf Grund der protestantischen Haltung eingetreten ist. — Das Schlesienwerk dürfte uns Westdeutsche vor allem darum fesseln, weil es eine uns polar entgegengesetzte Stammlichkeit behandelt: ein dem Slaventum nahes und erst spät koloniſiertes Volk, das mit großer Deutlichkeit Charakter und Probleme Kolonialdeutschlands zeigt. Eine andere Erdgebundenheit und Primitivität steht damit der hohen und lichten Freiheit des Rheins gegenüber — so stark, daß von Kirchtürmen gesagt werden kann, sie seien, obwohl ragend, ohne Aktivität, die Ebene hänge gleichsam mit ihrer ganzen Schwere an ihnen. Diese Anschauungen sind mit größtem Fleiß begründet, so daß die Bände geeignet erscheinen zur Benutzung beim erdkundlich-kulturellen Unterricht in der Schule.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Musik

Volbach, Fritz: Handbuch der Musikwissenschaften. Bd. 1: Musikgeschichte, Kulturquerschnitte, Formenlehre, Tonwerkzeuge und Partitur. Münster 1926. Aschendorf. XIV u. 353 S. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,20.

Der Titel vorliegenden Werkes mag allzu anspruchsvoll erscheinen, mißt man Tendenz und Inhalt etwa an den Handbüchern, die O. Walzel und A. E. Brinckmann für die Gebiete der Literatur- und der Kunstwissenschaft herausgeben. Daß es

in erster Linie als Handbuch für den Schulmusikunterricht gedacht ist, hätte der Titel nicht verschweigen sollen. Es wendet sich natürlich auch an weitere Kreise, aber stets mit populärwissenschaftlicher Grundhaltung. Aber es sollte auch unter solchen Umständen ein Mindestmaß wissenschaftlicher Verantwortlichkeit walten, das ich hier mehrfach vermisse. Unzuverlässige Literaturzitate rächen sich erfahrungsgemäß oft genug, wenn gerade Laien durch sie an die Literatur herangeführt werden sollen (Ergebnis einer Stichprobe: Von den Werken über Schubert S. 114 ist nicht einmal die Hälfte einwandfrei nach Erscheinungsjahr, letzter Auflage und Umfang zitiert). Der Name Ernst Kurth durfte in einem Ueberblick über den heutigen Stand der Musikwissenschaft, wie er S. 14/15 geboten wird, nicht fehlen. Es wird immer bedenklich bleiben, unkritische Leser über den Sinn von Beethovens 9. Sinfonie mit den bekannten Worten R. Wagners aufzuklären. „Tabellarisches Aussehen" der geschichtlichen Darstellung will der Verfasser nach Kräften vermieden haben. Hier müßten spätere Auflagen noch stärker durchgreifen. Eine kurze Charakteristik braucht nicht mehr Raum als die wenig oder nichts sagenden Worte, mit denen beispielsweise Alexander Ritter, Ludwig Thuille oder Egon Melleß eingeführt werden. Anregend können, sachgemäße Anleitung vorausgesetzt, die in Tabellenform gegebenen Kulturquerschnitte wirken. Hier vermisse ich aber z. B. zu Ph. J. Bach und den Mannheimern in der Rubrik „Dichtkunst" die Stürmer und Dränger. Als Ganzes und in Einzelheiten gelungener erscheint der systematische Teil des vorliegenden Bandes.

Köln. Willi Kahl.

Deutsche Musikpflege. Herausgegeben von J. L. Fischer in Verb. mit Ludwig Lade. 192 S. Frankfurt 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes. Geb. M. 7,50.

Diese Aufsatzsammlung, die der Bühnenvolksbund als Jahresgabe für 1925 verteilt, stellt seiner Kulturarbeit auch auf musikalischem Gebiet das schönste Zeugnis aus. Mit reifem Verantwortlichkeitsgefühl für die Aufgaben dieser Zeit werden von Fachleuten die verschiedensten Gebiete des heutigen Musiklebens in seiner ganzen Breitenausdehnung behandelt: Oper, Kirchenmusik, Konzertleben, Film- und Rundfunkmusik, Volksmusikpflege, Musikwissenschaft, Musikerziehung, um nur einiges zu nennen. So ist ein Buch zustandegekommen, dem man angesichts der Fülle und geistigen Stoßkraft seiner Ideen einen Erfolg wünschen möchte, wie es vor Jahren H. Kretzschmars „Musikalischen Zeitfragen" zuteil wurde.

Köln. Willi Kahl.

Schwers, Paul und Friedland, Martin: Das Konzertbuch. Ein praktisches Handbuch für den Konzertbesucher. XXIV und 501 S. Stuttgart 1926, Muth. Geb. M. 6,—.

Ein neues Konzertbuch wird naturgemäß immer erst seine Daseinsberechtigung gegenüber dem weltbekannten „Führer durch den Konzertsaal" von Kretzschmar erweisen müssen. Da läßt sich allerdings leicht sagen, dieser Führer könne „als Mittel zur schnellen allgemeinverständlichen Orientierung für den Laien seinen Zweck kaum erfüllen." Es darf kein Vorwurf sein, daß Kretzschmar so etwas weder konnte noch wollte. Anderseits sollte die heutige Generation nie vergessen, was sie der Wirkung jenes Konzertsaalführers in die Tiefe (statt in die Breite) zu verdanken hat. Indes, unsere schnellebige Zeit braucht auch Kunstaufklärung in einem beschleunigten Tempo. Und da kommt dieses neue Konzertbuch einem dringenden praktischen Bedürfnis entgegen. Gegen die Methode dieser Einführung ist nichts einzuwenden. Sie hält zwischen technischer Analyse und subjektiver Deutung eine vernünftige Mitte ein und wird so viel Nutzen stiften, zumal der Kreis der behandelten Werke weit in die Gegenwart hineinreicht. Unverantwortlich scheint mir nur das summarische Urteil über die heutige Lebenskraft der vorklassischen Musik (S. 469). Sie ist doch heute wirklich weit mehr als „nur ganz ausnahmsweise" im Konzertsaal erprobt.

Köln. Willi Kahl.

Musik im Haus. Heft 76, 78, 79, 81. Musica orans. Heft 1, 11, 12. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Als köstliche Weihnachtsgaben der Sammlung „Musik im Haus", die sich immer mehr als musikalische Kulturtat erweist, seien nachträglich sinnige, gemütstiefe Weihnachtslieder („Bethlehem", Werk 41) von H.

Lemacher, ein farbenfrohes Stimmungsbild „Heilige Nacht", Werk 22, von Fr. Frischenschlager für Alt und Klaviertrio sowie ein Heft von G. Rüdinger (op. 62) angezeigt, das alte Weihnachtslieder in schlichter Gestalt bearbeitet. Gleiches gesundes volkstümliches Empfinden verraten 22 Volkslieder für gemischten Chor („Im Wald und auf der Heide", op. 63) von Rüdinger.

In der „Musica orans" legt H. Lemacher einen sechsstimmigen a-capella-Chor „Veni creator spiritus" (Werk 24) voll packender Wirkungen und namentlich harmonischer Ausdruckstiefe vor, Ad. Pfanner einen Zyklus geistlicher Gesänge („Der schönste Frühling"), der nach Brahms die Gattung des Altliedes mit obligater Bratsche wirksam wieder aufgreift, und Karl Kraft eine weihnachtliche Choral-Kantate (op. 26) voll herber Schönheit.

Köln. Willi Kahl.

Schöne Literatur

Calderon, Don Pedro: Eine Auswahl deutscher Uebertragungen. 2. Bände. 433 u. 455 S. Wien, Phaidon-Verlag.

Es ist überflüssig, über Calderons Bedeutung ein Wort zu verlieren. Höchstens könnte man die Tatsache registrieren, daß er mehr bewundert als tatsächlich gelesen und gekannt wird. Gewiß haben wir eine Calderon-Gesellschaft, und ab und zu besinnt sich auch ein Theaterdirektor wie Reinhardt darauf, daß das eine oder andere Drama recht bühnenwirksam ist.

Aber es fehlt uns das Buch, welches zwischen Calderon und dem deutschen Leserkreise der Vermittler sein sollte. Zwar begannen schon die Romantiker damit, ihn in ihren Kreis einzuführen. Die Dramen wurden verschiedentlich übersetzt und auch verschiedentlich verlegt. Zuletzt brachte noch Wurzbach kurz vor dem Kriege eine elfbändige Auswahl der Werke des Spaniers. Nun hat der Phaidon-Verlag eine zweibändige Ausgabe einer Anzahl der besten Dramen des Meisters herausgebracht.

Der erste Band enthält das ‚Große Weltentheater', ‚Das Leben ein Traum', ‚Der Arzt seiner Ehre', ‚Der Maler seiner Schmach' und ‚Mariamne'. Der zweite bringt den ‚Standhaften Prinz', ‚Ueber allen Zauber Liebe', den ‚Schultheis von Zalamea' und ‚Dame Kobold'. Die Ausstattung ist vornehm, künstlerisch, das Format ungemein gefällig. Beide Bände sind eine Zierde für jede Bibliothek. Immerhin ist es keine Volksausgabe, deren Anschaffung im Bereiche der Ausgabemöglichkeit des kleinen Mannes stände. Und das wäre vielleicht der einzige Vorwurf, den man dieser trefflichen Auswahl aus Calderons Werken machen könnte, wobei man jedoch ehrlich zugeben muß, daß der Preis gegenüber der Ausstattung durchaus gerechtfertigt ist.

Es wäre zu hoffen, daß dem Verlag ein Erfolg beschieden wäre, so daß er, hierdurch ermutigt, auch noch den einen oder anderen weiteren Band der Dramen des großen Spaniers folgen lassen könnte. Denn manches wertvolle Stück vermißt man noch in diesen Bänden. Ja, viele seiner Sakramentsspiele sind überhaupt noch nicht im Deutschen erschienen. Und doch gehören sie zu dem Besten, was die katholische Literatur hervorgebracht hat. Sicher hat der Dichter mit seiner glühenden Phantasie, seiner tiefen Innigkeit und der Fülle seiner Gedanken metaphysischen Inhaltes gerade unserer Zeit so manches zu sagen.

Vergessen wir nicht, daß wir in ihm einen Dichter haben, der sich Dante und Shakespeare ebenbürtig zugesellen kann.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Hebel, J. P.: Die Schwänke des Rheinländischen Hausfreundes. Mit 32 Original-Lithographien von Dambacher. Berlin, Mauritius-Verlag. Gbd. M. 6,—.

Hebels Schwänke sind so allgemein Volksgut geworden, daß die Kritik sich mit ihnen nicht mehr zu befassen braucht, um ihnen den Weg in die breitesten Schichten zu bahnen. So oft man sie wieder liest, leuchtet ein neuer, vorher nicht oder weniger beachteter Glanz an ihnen auf. Nun hat dazu Dambacher 32 Original-Lithographien geliefert, worin sich der Geist dieser Schwänke ganz vorzüglich widerspiegelt, ihr Spaß und ihre Komik vortrefflich zum Ausdruck gebracht wird. Mit Behagen verweilt das Auge bei den Bildern eines Illustrators, der Hebel so gründlich verstanden hat.

Dettlingen. Hermann Herz.

Handel-Mazzetti, Enrika von. Auswahl und Einführung von Dr. Johannes Maria Fischer, 125 S. 8°. M.-Gladbach 1926, Führer-Verlag. M. 3,—. (Die Auswahl aus neuerer Dichtung und Kunst, 6. Band.)

Die Begeisterung für die österreichische Prosa-Epikerin hat sich seit mehr als zehn Jahren merklich abgekühlt. Ihr Ringen mit dem Ritastoff zeitigte kein ausgereiftes Dichtwerk. Den schlichten Kriegsgeschichten fehlte der hinreißende Schwung. Der Deutsche Held ist nicht durchglüht von der üppigen Lebenskraft ihrer prunkenden Barockromane. So begegnet ihre eben vollendete Sandtrilogie keineswegs so heißer Erwartung wie vor einem Jahrzehnt die drei Bände der Stephana Schwertner. Damit hat der vornehm schlichte Auswahlband Fischers die edle Aufgabe, weite Kreise der studierten Stände wieder auf die große Dichterin hinzuweisen. Gerade beim Zusammenbruch unserer äußeren Stützen brauchen wir das wunderbare Leuchten der Liebe. Und diese wahrhaft göttliche Tugend ist das Thema aller Schöpfungen der Handel. Mit packender Wucht gestaltet sie die Liebe ihres edlen Herzens in Frauen oder auch Männern, die in heroischem Ringen starken Gewaltmenschen den Sieg entreißen.

Fischer hat sein Buch eingeleitet durch einen guten Ueberblick über das Schaffen der Dichterin (S. 7—26). Die Auswahl bringt auf etwa 100 Seiten zwei Stücke aus dem Meinrad Helmperger, eins aus Jesse und Maria, eins aus Stephana Schwertner, eins aus Ritas Vermächtnis. Vielleicht wäre der Dichterin mehr gedient gewesen, wenn die 40 Seiten aus Jesse und Maria gekürzt worden, der 1. Abschnitt aus dem Helmperger weggeblieben wäre, um auch Raum zu gewinnen für die neueren Schöpfungen. Vor allem würde die herrliche Gestalt des Siegers von Aspern weiteste Kreise fesseln. Bei Dichterabenden, für die das Büchlein den Stoff handlich bereitstellt, würde man auch gern die eine oder andere Versdichtung der Handel-Mazzetti heranziehen, etwa einen Abschnitt aus dem Deutschen Recht, oder eins ihrer religiösen Gedichte.

Dalheim (Rhld.) Meinrad Vonderheide.

Handel-Mazzetti, Enrika von: Der deutsche Held. Schul- und Volksausgabe. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Franz Berger. XXV u. 248 S. 8° Paderborn, Ferdinand Schöningh. Gbd. in Ganzlwd. M. 2,—.

Die weitschichtigen Romane der Handel-Mazzetti hat man schon mehrfach für die Schule zurechtgestutzt. Aber Ranftls Versuche, Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr und gar die 2 Bände von Jesse und Maria auf dünne Hefte zusammenzuziehen, haben nicht viel buchhändlerischen Erfolg gehabt. Nicht wesentlich besser erging es den durch Streichungen ganzer Kapitel gekürzten Ausgaben des Hausenschen Verlages; bei der Auswahl aus Stephana Schwertner konnte der 3. Band des gewaltigen Romans gar nicht berücksichtigt werden. Mehr Aussicht bietet der vorliegende Versuch, den Deutschen Helden, in dem der vielgefeierte Erzherzog Karl eine erhebende Rolle spielt, für die Schule zu erobern. Die im Einvernehmen mit der Dichterin vorgenommenen Kürzungen lassen fast zwei Drittel des Textes bestehen, schneiden also nur verzögernde Breiten und entbehrliche Nebenfiguren weg. In der Einführung ist besonders dankenswert ein Brief der Dichterin über ihren Deutschen Helden: „... Karl, der Habsburger, der Katholik, der Oesterreicher, ist mein Held; an seine rechte Seite tritt, von seiner Hand emporgehoben, der ehedem grandiose, dann zum Mörder herabgesunkene, aber durch christliche Sühne geläuterte deutsche Krieger preußischer Nation, Tessenburg" (S. XXII). Das Buch sei allen empfohlen, denen der dicke Band des Kösselschen Verlags zu teuer ist. Ersetzen kann allerdings eine solche Auswahl das Kunstwerk der großen Meisterin nicht.

Dalheim (Rhld.) Meinrad Vonderheide.

Herwig, Franz: Die Eingeengten. Roman. 484 S. München 1926, Josef Kösel u. Friedrich Pustet. Gzl. M. 9,—.

In Nr. 10, 11 und 12 dieser Zeitschrift, Jahrgang 1926, ist der Roman „Die Eingeengten" hinsichtlich seiner Problematik eingehend besprochen worden. Richtet man den Blick auf die Idee der Dichtung, auf Konzeption und Komposition, dann ragt er aus dem Gewoge der Durchschnittsleistung

bedeutend hervor. Dem reifen, geschulten Leser erscheint dieser Roman als ein wuchtiges Gemälde der gottverlassenen Menschheit unserer Großstädte. Diese rein künstlerische Wertung ist wohl zu trennen von einer Beurteilung in volkspädagogischer Hinsicht. Der Dichter hat dieses Werk für die Führer, aber nicht für die zu Führenden geschrieben. Der Tiefengehalt dieser Dichtung liegt wahrlich nicht an der Oberfläche. Sie verlangt geistige Auseinandersetzung mit den schwierigsten Problemen der Sozialphilosophie, und das ist eine Arbeit, die dem Durchschnittsleser nicht zugemutet werden kann. Für Volksbibliotheken kommt der Roman also nicht in Frage. Es wäre jedoch ebenso töricht wie unbillig, dem Dichter Vorwürfe zu machen, weil er uns keine Volksdichtung geboten hat. Hier müssen also ideelich-literarische und volkspädagogische Wertung scharf auseinandergehalten werden. (Mit einer Darstellung der ideelich-literarischen und volkspädagogischen Seite des Romans ist eine totale Kritik natürlich nicht erschöpft. Die Würdigung des Romans vom Standpunkte der Milieu- und Anlagepsychologie, der Psychologie der Verwahrlosung sowie der Moraltheologie und der Großstadtseelsorge wird noch erfolgen.)

Hamborn. Heinrich Kautz.

Truog-Saluz, Tina: 1. Peider Andri. Erzählung aus dem Unterengadin. 236 S. Basel, Friedr. Reinhardt. M. 3,60.

—: 2. Das Erbe. Zwei Erzählungen aus dem Unterengadin. 130 S. Ebda. M. 2,—.

—: 3. Der rote Rock. Erzählung aus dem Unterengadin. 158 S. Ebda. M. 2,—.

—: 4. Im Winkel. Erzählung aus dem alten Chur. 200 S. Ebda. M. 3,60.

Aus einsamen Strichen der Erde, wo die Berge hoch aufragen, Wasser hervorquellen als Lebenstrank alles Lebendigen in der weiten, völkerreichen Ebene, strömt immer neue, frische Kraft dem Dichter und der Menschheit zu. Tina Truog-Saluz, die Graubündnerin, ist ganz verwurzelt in ihrer Heimat, schildert seelenkundig die herben, einem harten Leben zu Dienst verpflichteten Menschen und weiß doch Licht aus dem Dunkel zu greifen, wie Wilhelm Raabe einmal so schön die Aufgabe des rechten Dichterberufs nennt. Nicht, als ob die Dichterin immer das Ernste im Leben suchte, gewiß, es ist da, aber zugleich auch das, was unser Leben hell und licht macht: Kinderaugen und Kindermund, Liebe zur Heimaterde und Gottvertrauen. Ihre Glaubenswelt ist die protestantische, eher noch die pietistische, die der stillen Frömmigkeit, die nur helfende Liebe will.

1. „Peider Andri" ist ein Kind dieses rhätoromanischen Landes, das mutterlos aufwächst, von der treuen, selbstlosen Liebe Detas, der Dienerin des Hauses, behütet, die schön dem Kinde zu erzählen versteht, ja sogar ganz zart und tief das Geheimnis des Lebens etwas zu entschleiern vermag. Durch das Kind findet sich der traurige, einsame Vater wieder zurück zu starkem Lebensdienst, ein gemütlicher, aber treuer Lehrer unterrichtet den Knaben, der ein rechter Bub unter Buben ist, bis er heranwächst, aufs Studium vorbereitet wird und nun in Zürich Heilkunde studiert, um später als Arzt der Heimat, die in den einsamen Dörfern so oft der helfenden Hand entbehren muß, dienen zu können. Innige Liebe verbindet Peider Andri mit Maria Meiß, der Tochter eines Züricher Kaufherrn, aber Maria liebt nicht ein Leben in der kargen Heimat Peider Andris und will ihm nur folgen als Gattin, wenn er in die Stadt zieht. So steht denn Peider Andri zwischen Heimat und dem Mädchen, und schließlich geht er doch wieder in seine arme Heimat, dient ihren armen, hilflosen Kranken. Wenn auch seine Seele wund ist an der Trennung von dem im Grunde guten Mädchen, sie wird wieder stark im Helfen. Wie sagt doch der Vater Peider Andris: „Ja, du hilfst ihm, Herr, du gibst ihm Arbeit." Es ist ein menschlich schönes Buch, voll feiner Schilderung, vornehmlich für Gebildete.

2. Andrea Pitschen ist eine rechte herbe Bauerngestalt, die innerlich weich, äußerlich trotzig sich auflehnt gegen das harte Urteil der Bauern über seine Familie, in der ehedem der Geiz heimisch war, bis er eine durch die Schuld seiner Ahnen verarmte Familie zu sich nimmt, ja, beim Hochwasser rettend und sterbend seinem Namen das Erbe der Selbstsucht nimmt und ihm einen guten Klang gibt. Ganz köstlich ist die Kindergestalt der kleinen Silvia mit ihrem Geplauder, das wie Sonnenstrahl in das Leben des ernsten Mannes leuchtet

(z. B. S. 77/78). Ein wenig schroff ist, aber nur anfangs, das Urteil über den evangelischen Pfarrer (S. 22 ff., S. 71), aber es ist ein rein menschliches wegen des noch mangelnden Vertrauens auf den guten Kern in Andrea Pitschen, der bei den Bauern noch kein volles Vertrauen genießt. — Auch in der zweiten Erzählung „Die Tönnets" sehen wir eine ernste, menschenscheue Bauerngestalt, die selbst verletzt nichts mit dem Doktor zu tun haben will, während sein Sohn die Tochter des Arztes gewinnt. Prachtvoll ist dieser Bauerndickkopf, der dem Doktor als Brautvater durch einen vollgeladenen Mistwagen, mit dem er an ihm vorbeifährt, seine Achtung bezeugt. — Ein kerniges, schönes Buch!

3. Es ist die Geschichte eines Ehelebens, wo die feinempfindende Ursula durch einige herbe Worte ihres im Grunde guten Mannes und durch ihre Sorge vor Schicksal und Entzweiung selber es herausfordert, sich ihrem Gatten entfremdet und als Zeichen der Not für ihren Vater ihren roten Rock heraushängt. Sie trennt sich von ihrem Gatten, der sich voll Sehnsucht nach der beim Vater wohnenden Ursula verzehrt, bis sie an seinem Sterbelager sich mit ihm versöhnt. Schließlich gewinnt Ursula die Kraft der Lebensüberwindung durch hingebende Fürsorge um einen armen, blöden Krüppel. Es könnte vielleicht an dieser menschlich schönen Erzählung der Satz anstößig sein, der aus dem Munde eines alten evangelischen, ein wenig bissigen Weibes kommt: „Ja, mein Guter, wo ist es dem Teufel wohler, als in den Studierstuben allzu gescheiter Pfarrherren? Und mein Ahne hat steif und fest behauptet: in der Hölle, da sei der Boden mit Pfaffenschädeln gepflastert" (S. 20). Man muß ein wenig tiefer schauen, und nicht jeder wird das tun und zugleich das Volkstum verstehen, so daß das Buch doch keine eigentliche Lektüre für alle Kreise sein kann, sondern mehr für gebildete Leser.

4. Von einem Bürgermeisterskind Perpetua und ihrer gleichaltrigen Freundin Meta, dem Kinde einer Wäscherin, wird hier erzählt, von ihrer Jugend in einem Winkel Churs, von der frischen, ein wenig mutwilligen, aber gutherzigen Art Metas, die dem etwas zu strengen Pfarrer nicht gefällt, um so mehr aber der gütigen Art der alten Jungfer Menhardt, die für alle Kinder eine Heimat hat. Während Perpetua Gattin des jungen Pfarrers Gottfried Bilgeri wird, auf den Meta im stillen gehofft, trägt Meta schwerer am Leben durch das uneheliche Kind einer Verwandten, dessen sie sich annimmt, wie auch durch einen Fehltritt ihres Bruders. Doch, sie lernt, immer mehr einsam durch das Leben gehend, gütig zu helfen wie die alte Freundin ihrer Jugendtage. Das Buch ist sehr fein, aber in seinem ausgesprochen evangelischen Milieu doch wohl mehr für Einzelleser bestimmt.

Bonn. Josef Zimmermann.

Boßhart, Jakob: Auf der Römerstraße. Nachgelassene Jugenderinnerungen und Erzählungen. 242 S. Leipzig 1926, Grethlein. Ganzleinen. M. 6,50.

Die schlichte und tiefe, gütige Menschlichkeit Boßharts, die durch alle seine Werke geht (s. Bücherwelt 1926, Heft 4 und 5), zeigt sich schon in diesen Jugenderinnerungen. Die Selbstbiographie ist menschlich sehr wertvoll. In den Erzählungen hören wir von der Römerstraße, die am väterlichen Hof vorbeiführte, vom Werden der Dichterphantasie, von tiefer Heimatliebe (in ‚Hans Urech' und ‚Schaniggel'), leben selber das Mitleid des Dichters mit dem ‚Mäuslein', einem kleinen, alten, geplagten Frauchen mit, freuen uns, wie in ‚Genesung' ein Ehepaar durch die Sorge um ein darbendes Kind von der Selbstsucht frei wird, erleben in ‚Wie einem jungen Nimrod die Jagdlust verging' und im ‚Stadtfuchs' seine große Tierliebe. Die Biographie setzt Gebildete voraus in unseren Büchereien.

Bonn. Josef Zimmermann.

Benson, Rob. Hugh: Der Feigling. Roman. Uebersetzung von R. und A. Ettlinger. 414 S. Einsiedeln, Benziger & Co. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—.

— Konventionelle Menschen. Uebersetzung von R. und A. Ettlinger. 336 S. Einsiedeln, Benziger & Co. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Auch diese Erzählungen verraten ausgesprochen psychologisches Talent. Wie sein früherer Roman ‚Durchschnittsmensch' sind auch diese beiden Problem-Romane. Im ‚Feigling' geht er mit feiner Psychologie

dem Problem der Feigheit nach und zeigt uns an einem sonst ganz prächtigen jungen Menschen, wie und warum er in besonders schwierigen Fällen feige versagt und einer wahnsinnigen Angst nicht Herr wird. Das bringt ihn um Achtung und Liebe seiner Familie und besonders seiner Braut. Das Schlimmste aber ist, daß er vor sich selbst keine Achtung mehr hat. So gerät seine Seele in dumpfe Verzweiflung, in der er beschließt, Selbstmord zu begehen. Aber auch hier bringt er nicht den Mut auf, das Gift zu nehmen. Ein katholischer Priester gibt ihm die Lösung seiner Feigheit und führt ihn aus dem Irrgarten seiner seelischen Zerrissenheit heraus. Bei einem Brande des elterlichen Schlosses zeigt er großen Mut und rettet die Familiendokumente, findet aber dabei den Tod. Diese wenigen Tatsachen werden nun vom Verfasser uns in der Seele seines „Helden" gezeigt. Dabei seziert er die psychologischen Vorgänge in so feiner Weise, daß die Seele dieses gequälten Menschen offen vor uns liegt. Ob eine solche Erzählung viele Freunde finden wird? Wer den Durchschnittsleser kennt, wird diese Frage verneinen müssen; denn die allerwenigsten haben ein Verständnis für die Feinheiten einer solchen psychologischen Darstellung; wer aber gerne liest in der Seele eines anderen, wird mit Genuß und Freude ein solches Buch lesen.

Auch seine Erzählung ‚Konventionelle Menschen' ist rein psychologisch gegeben, aber hier wird ein Problem aufgeworfen, das doch mehr Menschen interessieren dürfte. Es ist nämlich das Problem der Konversion. In England hat das Buch Aufsehen erregt, und da heute die Konversionen auch bei uns an der Tagesordnung sind, wird manch einer nach einem Buche greifen, das wieder mit feinster Psychologie dieses Problem beleuchtet. Benson, der u. W. selbst Konvertit war, schildert die Konversion eines jungen Engländers aus einer adligen Familie und hat offenbar manche persönliche Erfahrungen in die Seele des jungen Kämpfers hineinverlegt. Wie schon in seinem ‚Durchschnittsmensch' steht auch hier der Gegensatz zwischen Konvention d. i. Natur und Gnade d. i. Uebernatur im Vordergrund. Neben der feinen psychologischen Art geht eine vornehme Behandlung des Gegners einher. Sein Irrtum und sein Verhalten wird psychologisch verständlich gemacht. So ist auch hier Benson vorbildlich in der Behandlung des Religiösen.

Trier. Peter Eisen.

Mayer, Ant.: Peregrinus Windesprang. Roman. 544 S. 8°. Berlin-Grunewald. Horen-Verlag. In Ganzleinen M. 8,—.

Peregrinus Windesprang ist ein Mensch, der sich mit den Erscheinungen unserer Zeit ehrlich auseinandersetzt. Seine Vorfahren haben ihm ihr unruhiges Blut vererbt. Darum findet er nirgendwo Ruhe und Befriedigung. Wie ein moderner Parzifal irrt er von Erfahrung zu Erfahrung, ohne den Gral zu finden. Das Ende ist Flucht vor der Zivilisation: die Reise übers Meer. Die Begegnungen mit den Menschen sind Stationen seiner Reise. Er lernt den Emmerich kennen, der so seltsame Erlebnisse hinter sich hat, den Hasser der Maschinen. Der öffnet ihm die Augen über die Mechanisierung unseres Daseins. Der moderne Mensch hat seine Seele dem Fortschritt — was er so nennt — hingegeben. Bei einem Versuche, die Arbeiter von seinen Ansichten zu überzeugen, erleidet er, da sie in ihrem Unverstande seine Mahnungen zu wörtlich nehmen und die Maschinen zerstören, den Tod. Noch andere Freunde, die geistig hochstehen, hat er. Am tiefsten greifen zwei Frauen in sein Leben ein. Beide entgleiten ihm, weil ihm die Kraft des Handelns fehlt. Oberflächlich ist seine Auseinandersetzung mit dem Christentume. Selbst eine Ablehnung des Katholizismus hätte verziehen werden können, wenn er sich ernstlich bemüht hätte, die Diskussion auf einer gleichartigen Basis durchzuführen. Es fehlt da der geistige Gegenspieler, an dem sich seine Ueberlegungen hätten entzünden können. Valerie, dieses liebenswürdige, triebhafte Wesen konnte ihm Erkenntnisse vermitteln, die in ihren Liebeserlebnissen lagen. Diese Frau, die sich selbst als Heidin fühlt (daß sie trotzdem in der Kirche als Sängerin mitwirkt, berührt eigenartig), konnte ihm in anderen Dingen nicht Führerin sein. Es berührt schmerzlich, diese betont antichristliche Einstellung in einem Buche von sonst hoher Geistesrichtung zu finden. Typisch für unsere Zeit ist die kühle Resignation, mit der sich der Held am Ende bescheidet. Es fehlt der Mut zum letzten Entscheid. Dabei ist das Buch von einer großartigen Reife des

Ausdrucks, sorgsam abgestuft und beherrscht in der Oekonomie der Kräfte. Es ist ein Werk von Qualität. Darum ist es schade, daß es uns nach der weltanschaulichen Seite nicht befriedigt.

Emden. Georg Schäfer.

Didring, Ernst: Inseln des Sturms. Roman. Uebertragung aus dem Schwedischen von Else von Hollander-Lossow. 335 S. Braunschweig 1926, Georg Westermann.

Die Dichter des Nordens sind alle auf eine besondere Weise Heimatkünstler. Aus der Arbeit der Menschen, aus der Atmosphäre des Landes ziehen sie ihre besten Kräfte. Didring hat einmal versucht, dem Boden zu entfliehen. In der „Weltspinne" wollte er den Roman der internationalen Verflechtung des Kapitals schreiben. Das ist ihm vollständig mißlungen. Es ist so, als fehle ihm da der tragende Grund. Nun hat er wieder einen Roman aus seiner Heimat geliefert, der alle seine Vorzüge aufzuweisen hat. Wie „Die Leute auf Hemsö", so zeigt auch dieses Buch „Inseln des Sturms" das harte, freudenarme Leben der Fischer. Strindberg ist wohl wuchtiger und durch den monotonen Ablauf des Geschehens eindringlicher. Didring kann gleichwohl neben ihm bestehen. Er ist beschwingter in seiner Art. Der ewige Kampf mit den Elementen hat die Leute auf Graalöga hart gemacht. Tod und Unglück bedeuten ihnen wenig. Unter ihnen lebt eine Frau, eine Fremde, die der leichtsinnige Anders Sjöberg einst aus ihrer Heimat entführt hat, und die dann seine Frau geworden ist. Anders als die Fischer erhofft sie von ihren Kindern ein besonderes Schicksal. Aber alle scheitern irgendwie in ihrem Leben. Im ewigen Widerstreit zwischen Gut und Böse sind sie zerrieben worden. Nur selten setzt Didring der Erzählung helle Lichter auf. Das behagliche Leben der Honoratioren auf der großen Nachbarinsel sticht scharf ab von der Einförmigkeit des Lebens der Fischer, die doch auf ihre Art Helden sind. Es sind ja keine großartigen Geschehnisse, die sich da zutragen. Und doch wirkt das Leben dieser Menschen aufregend und abenteuerlich. Man kann sich kaum eine spannendere Lektüre denken. Dieses Buch ist unterhaltender als mancher Abenteuerroman, der sich in äußerlichen Verwicklungen erschöpft. Hier wirken der Alltag und das gewöhnliche Leben. Es ist voll von Geheimnissen und Untiefen, die aus der Natur des Menschen kommen. Die Seele des Menschen aber ist wie das Meer; ewig in Unruhe und Bedrängnis, getrieben von Stürmen, Leidenschaften und Trieben. Weil Didring sein Thema voll ausschöpft, weil Mensch und Landschaft zu prächtiger Einheit miteinander verwachsen sind, ist sein Buch stark und kräftig geworden. Die Uebersetzung ist der Qualität des Werkes angemessen.

Emden. Georg Schäfer.

Viebig, Klara: Die Passion. Roman. 414 S. 8°. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt.

Dieser Roman entfaltet das bittere Schicksal eines unehelichen Mädchens, das von der Mutter die bange Not, von dem Vater, einem leichtfertigen Primaner, den Fluch der Ansteckung geerbt hat. Heimatlos wird Eva Wilkowski in Berlin hin- und hergeworfen, zunächst noch unter der Obhut der armen Mutter, dann ganz verlassen. Dieses zerrissene Leben gibt auch dem Roman etwas Kinoartiges, Sprunghaftes. Begegnungen, Todesfälle, selbst Entschlüsse wirken überraschend, ohne aber gerade schlecht motiviert zu sein. Besonders im Anfange treten Verführung, Ansteckung und Entbindung breit hervor. Eine gutherzige Dirne huscht durch das ganze Buch. Doch wird der etwas verfängliche Stoff dezent behandelt. Erfahrenen Lesern könnte der Roman die Augen öffnen für die Not der Enterbten und Ausgestoßenen; aber es fehlt das Erhebende: in das düstre Dasein strahlt wenig Menschengüte und gar kein Trost von oben.

Dalheim (Rhld.). Meinrad Vonderheide.

Boy-Ed, Ida: Gestern und morgen. Roman. 342 S. Berlin 1926, August Scherl. Geh. M. 4,—, Gzl. M. 6,—.

Wenn Adrian Herlhaus auch kein königlicher Kaufmann war und zu schwach, um sein Hamburger Großkaufmannshaus vor dem Zusammenbruch zu retten, den der Krieg und die Nachkriegszeit mit allen ihren Wirren herbeizuführen drohten, so war er doch ehrlich. Als ihm das Geschick aber einen reichen Australier als Teilhaber zugeführt hatte, da war in seinem Hause „mehr Betrieb, aber weniger Stolz dabei". Der harte Kampf mit diesem rück-

sichtslosen und betrügerischen Gentleman-Gauner um Dasein und Ehre, in dem Adrian seelisch zusammenbricht und schließlich stirbt, ist der äußere Rahmen für die reizvolle Schilderung des Seelen- und Liebeslebens dreier Frauen, seiner Tochter aus erster Ehe, seiner jungen zweiten Frau und deren Mutter.

Bochum. Florian Asanger.

Pöhlmann, Olga: Hans Kleberg. Roman aus dem Nürnberg Albrecht Dürers. 214 S. 8°. Breslau 1926, Bergstadtverlag. Gbd. in Lwd. M. 5.—.

Dieser Roman aus dem stolzen und reichen Nürnberg der prunkvollen Tage Albrecht Dürers ist kein geschichtlicher Roman schlechthin. Aber er ist andererseits doch stark historisch eingestellt und in seiner Sprache so sehr altertümelnd verbrämt, daß einem das Lesen wirklich nicht leicht wird. Interessant mag diese Erzählung sein und kulturell belehrend; aber sie wird nur auf einen beschränkten Leserkreis von solchen rechnen können, die unterrichtet genug sind, um sich mit vollem Genuß und unterscheidendem Verständnis einer solchen geschichtlichen Darstellung zu freuen.

Bochum. Florian Asanger.

May, Adolf: Anderlieb. Ein Roman aus Brandenburgs alter Zeit. 247 S. Brandenburg 1923, J. Wiesike.

— Das Hexlein des Herrn von Bredow. Roman von Dom Brandenburg aus dem 16. Jahrh. 306 S. Brandenburg 1924, ebda.

— In hoc signo vinces. Geschichtlicher Roman aus Brandenburgs Wendenzeit. 320 S. Brandenburg 1925, ebda.

Dichterische Bedeutung kommt diesen brandenburgischen Heimatromanen nicht zu. Will jemand sie aber lediglich ihrer geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Details halber lesen, so mag er auf seine Kosten kommen. Zurückgewiesen werden muß die in dem Roman aus der Wendenzeit auftauchende Behauptung, das Christentum habe die Lehre aufgestellt: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Zwar werden diese Worte Heinrich I. in den Mund gelegt, doch erhalten sie den Anschein objektiver Wahrheit, da der anwesende Mönch den König nicht berichtigt.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Schelver, Hugo von: Sonnenwendfeuer. 216 S. Karlsruhe i. B. 1926, Verlag Badenia. M. 4.—.

Mit großem Geschick hat von Schelver es verstanden, die letzten Kämpfe des sterbenden Heidentums gegen das mächtig aufstrebende Christentum volkstümlich und wesenhaft zu schildern. Daß er in diese Erzählung — er selbst nennt sie einen Roman aus den österreichischen Bergen — die Entstehung des bekannten Wallfahrtsortes Mariazell einflicht, gibt ihr einen besonderen Reiz, besonders für Leser, die jene Gegend wenigstens vom Hörensagen kennen. Die Zeichnung der Persönlichkeit und der Landwirtschaft ist recht gut zu nennen. Die Sprache ist nicht unschön, aber wirklich etwas zu unruhig. An Interpunktionszeichen sind wohl viele Hunderte rein überflüssig.

Bochum. Florian Asanger.

Thedering, J.: Traum und Leben. Heimatliche Romanzen und Balladen. 87 S. Papenburg, o. Jahr. H. Rohr.

Der Oldenburger Arzt Thedering hat schon manche ansprechenden Verse geschrieben. Gewiß: er wandelt keine neuen Wege. Er ist Epigone. Aber seine feine und liebenswürdige Art hebt ihn doch über den Durchschnitt hinaus. Er hat nichts mit den „Dichtern" gemein, die unsere Familienblätter bevölkern. Wie sein Berufsgenosse Fr. W. Weber, so hat auch er ein starkes Formtalent. Seine Stoffe hat er zum größten Teile der heimischen Sagenwelt entnommen. Die Gedichte liest man mit Freuden. Manchmal spinnt er freilich seinen Faden zu lang. Die Ballade von der „Wallinde" hätte fehlen können, Sie ist in der Ausführung wenig geglückt und in der Wahl des Stoffes unglücklich.

Emden. Georg Schäfer.

Reimmichl: Bergblumen. 3 Erzählungen. 355 S. Innsbruck, Tyrolia. M. 3,50.

Diese drei Erzählungen des Tiroler Volksschriftstellers Sebastian Rieger-Reimmichl berichten hauptsächlich über das Geschick dreier Frauen, die ein Leben voll des herben Leides führen, denen aber end-

lich und schließlich auch wieder Freude und Glück erstehen. Ein tröstliches und erhebendes Büchlein für die Frauen, die an dem wechselvollen Schicksal dieser drei Prachtmenschen der dichterischen Gestaltungskraft Reimmichls gern und innig Anteil nehmen werden. Ob die Tendenz der ersten der drei Geschichten nicht doch zu aufdringlich erscheint, möchte ich dahingestellt sein lassen.

Bochum. Florian Asanger.

Reimmichl: Die Schützen. Eine vaterländische Geschichte. (Neuauflage der Erzählung: Auf unseren ewigen Bergen.) 267 S. Innsbruck, Tyrolia. M. 2,50.

Im Hintergrunde die Alpen und als roter Faden, der die ganze Erzählung durchzieht, die Treue der Tiroler zu ihrem Lande. So entwickelt sich ein ergreifendes Bild aus dem Weltkrieg, aus dem heldenmütigen Ringen und Streiten um den Süden der deutschen Länder, um Tirol, dessen innerer Kern, der Kampf im Herzen einer fremdstämmigen Frau zwischen der Liebe zu ihrem Mann, einem Tiroler, und zu ihrem Vater, einem Italiener, wohl der künstlerischen Darstellung wert ist, die sie beim Reimmichl gefunden hat. Denn ein solcher Zwist muß in jedem Grenzgebiet unter gleichen Umständen ähnlich verlaufen. Mit prächtiger Sorgfalt und wahrer innerer Hingabe an die Sache schildert Reimmichl Land und Leute, so verschieden sie auch voneinander sein mögen.

Bochum. Florian Asanger.

Molo, Walter v.: Im ewigen Licht. Roman. 226 S. 8°. München 1926, Albert Langen.

Ich kenne die beiden ersten Romane der Bobenmatztrilogie nicht; sie sind für das Verständnis dieses dritten Teiles auch nicht nötig. Pankraz Bobenmatz fühlt sich als gehorsames Werkzeug des göttlichen Willens, als er den flachen Durchschnittsmenschen Gehsteg erschießt, weil dieser seine Frau nicht freigeben will. Der sich anschließende Sensationsprozeß steigt in spannender Verhandlung auf bis zur — Freisprechung des Mörders. Diesen selbst ficht Lob und Schmähung, Glück und Unglück, Leben und Tod nicht an: „Ich bin im Licht" (S. 225).

Will uns Molo in diesem sonderbaren Heiligen mit dem faszinierenden Auge und dem geheimnisvollen Wissen einen neuen Erlöser schenken? Gewiß, „den Forderungen der Ewigkeit muß das Vergängliche weichen" (Motto), aber Bobenmatz steht im Banne eines verhängnisvollen Wahns, wenn er sich neben Christus stellt und sich als willenloses Werkzeug Gottes fühlt. Solch ein Prophet kann die in Lüge und Feigheit versunkene Welt nicht retten. Trotzdem wird Molos gerissenes Kunstgeschick, die Frische der Dialogführung, das Blendende der Paradoxa auch diesem Romane begeisterte Leser erobern.

Dalheim (Rhld.). Meinrad Vonderheide.

Uebelhör, Max: Die Tänzerin von Es-Scham. Der Roman eines Abenteurers von Ehre. (Der Abenteuerroman.) 365 S. Stuttgart 1927. Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5,75.

Mehr kann man eigentlich nicht erwarten. Da ist ein Spion, der während des Krieges nach England geht, der von dort aus nach Aegypten fährt, um nach abenteuerlicher Flucht auf einem Flugzeuge an der türkischen Palästinafront zu landen, wo er sich, durch Bekämpfung der feindlichen Gegenspionage einige Verdienste erwirbt. Dort ist der Orient: überhebliche Paschas, verschlagene Syrer, Soldaten und abenteuerliche Existenzen. Bei allen diesen Fahrten schleppt er die ihm von den Engländern aufgelistete Gegenspionin, eben die Tänzerin von Es-Scham, mit sich herum, bis er sich ihrer mit Geschick entledigt. Schließlich gelingt es ihm noch, seinen gerissensten Gegner, den eigenen Schwager matt zu setzen. Es sind also Spannungen genug in dem Buche. Dabei verzichtet Uebelhör ganz auf jenen aufdringlichen Hurraton, der die meisten Kriegsbücher so unleidlich macht. Trotzdem die deutsche Sache siegt, ist er nicht blind gegenüber deutschen Schwächen. Er wird bissig, wenn er auf den Bürokratismus der Behörden und die Ueberheblichkeit mancher Amtsstellen zu sprechen kommt. Er übersieht auch die Schwächen der englischen Gesellschaft nicht, die er in einzelnen Typen gut charakterisiert. Die gewollt saloppe Sprache, die an manchen Stellen von guter Wirkung ist, klingt auf die Dauer nicht gut. Unangenehm berührt an einer Stelle der Hinweis auf ein früher erschienenes Buch des Verfassers. Vor solcher Selbstanzeige sollte doch der gute Geschmack schützen.

Emden. Georg Schäfer.

Scheff, Werner: Dagfin der Schneeschuhläufer. Roman. (Der Abenteuerroman.) 288 S. Stuttgart 1927. Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5,75.

Dieser Roman ist bereits verfilmt. Man hat mir gesagt, der Film sei nicht einmal so schlecht. Den Hauptanteil an dem Erfolge trägt die Landschaft, die wunderschöne Schneelandschaft der Alpen. Davon ist in dem Buche wenig zu merken. Da wirkt sie nur als zufällige Staffage. Landschaft und Menschen sind nicht organisch miteinander verbunden. Sie ist kein notwendiger Bestandteil der Handlung. Ebensogut hätte die ganze Geschichte in einer ganz gleichgültigen Gegend spielen können, ohne den Charakter des Ganzen zu ändern. Daß Dagfin Schneeschuhläufer ist, auch das ist belanglos. Die Handlung selbst ist geschickt aufgebaut, und, wie alle Erzählungen dieser Sammlung, spannend und sauber erzählt. Dagfin nimmt einen Mord auf sich, der an dem Manne der von ihm verehrten Frau begangen ist, um sie zu schonen. Daraus ergeben sich mancherlei Verwicklungen. Am Ende gesteht dann ein türkischer General, der sich als Beschützer der Frau aufführte, daß er den Mord begangen hat. Durch interessante Nebenfiguren wird der Leser gefesselt. Einen größeren Wert hat das Buch nicht. Es ist Unterhaltungsliteratur, die man gelegentlich zur Abspannung liest.

Emden. Georg Schäfer.

Knies, Richard: Härass and Siebenguldennas. Eine Nachtwächtergeschichte. 3. Aufl. Ausgabe mit Bildschmuck von Willy Hesse. Saarlouis 1927, Hausen. Geb. M. 3,—.

Diese Nachtwächtergeschichte ist eigentlich ein kleiner Religionskrieg in einem hessischen Dorfe und von Knies drollig und urwüchsig erzählt. Die beiden Nachtwächter und alle um sie herum sind wirkliche Menschen, die der Dichter in ihrer Eigenheit mit gesundem Humor darstellt. Geradezu köstlich ist die „Apologie" der katholischen Marienverehrung, wie sie der katholische Nachtwächter gegenüber seinem protestantischen Kollegen führt, der dem Nachtwächtergruß den „katholischen Schwanz" nehmen möchte. Betont werden muß, daß trotz des „religiösen" Stoffes die Erzählung für beide Teile nichts Verletzendes enthält.

Trier. Peter Eisen.

Uhlmann-Bixterheide, Wilhelm: Westfalens Sagenbuch. Die schönsten Sagen der roten Erde. 4., erw. Aufl. 292 S. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.

In kaum einer andern dichterischen Gattung prägt sich das Wesen des Volkes so rein und echt aus als in der Sage. Darum sind gute Sagensammlungen stets eine empfehlenswerte Lektüre, besonders für unsere von geistiger Entwurzelung so sehr bedrohte Jugend. Die Auswahl Uhlmann-Bixterheides ist eine recht glückliche. Da sie bereits gut eingeführt ist, so bedarf es hier nur dieses kurzen Hinweises.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Jugendschriften

Lies mich. Sammlung Luxemburger Jugend- und Volkserzählungen. Luxemburg, St. Paulus-Druckerei.

Von dieser in erster Linie für die Kinder des Luxemburger Landes bestimmten, aber auch anderwärts brauchbaren Sammlung liegen drei Bändchen vor. Nr. 3: Ich will euch erzählen, von M. Textor; 4: Leute, von Jak. Lichtfuß und 5: Aus stillen Winkeln, Heimaterzählungen von Paul Noesen. Das Bändchen 3 scheint für Kleine und Kleinste bestimmt, zum Lesen und Vorerzählen. Es bietet ein buntes Gerank von Märchengeschichten, kraus und lieb, voll kindlicher Herzlichkeit und Wärme. Mehr für größere Leser ist Bändchen 4. Hier fesselt zunächst ein famoser, volkstümlicher Humor, der Bauerntypen und Bauernstreiche trocken und spannend festhält. Ein weiterer Vorzug dieser gesunden Erzählart ist die Heimat-Note, die in ihnen wehmütig und stark klingt und zum Aufhorchen zwingt. Die Begabung des Verfassers ist unverkennbar. Nicht minder aber auch die Begabung des Verfassers von Bändchen 5, Paul Noesen. Er hat die Gabe, für seine schlichten Heimatgeschichten den vollen Liebeston zu treffen, der auch in unsern Herzen mitschwingt. Da ist z. B. die Ge-

schichte „Der Dom", die ein Künstlerschicksal schildert, das in Enge und Gebundenheit sich bescheiden muß, ganz in Einfachheit und fast möchte man sagen Selbstverständlichkeit erzählt, so daß wir die wahre Empfindung durchspüren. Da sind insbesondere gutgeschaute Bilder aus dem katholischen Volksleben Luxemburgs, die uns anheimeln. In Summa, drei Bändchen, die wir in unseren Bibliotheken, zumal auf dem Lande, gut gebrauchen können.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Sapper, Agnes: Werden und Wachsen. Erlebnisse der großen Pfäfflingskinder. Buchschmuck von Helene Rheinhardt, Friedrichroda. 140. Tausend. 119 S. Stuttgart 1926, D. Gundert.

So altmodisch auch die Erzählungsweise der Agnes Sapper anmutet, sie scheint doch recht viele Liebhaber zu haben, denn sonst könnte ihr Buch nicht eine so hohe Auflage erleben. Hinter ihren Zeilen schauen die gutmütigen Augen einer Erzählerin uns an, die sich allen Grundsätzen der Jugendschriften zu Trotz nicht scheut, mit ihren Büchern belehrend wirken zu wollen. Das zeigt schon die Einleitung zu diesem zweiten Band und auch die ganze Art, mit der sie ihre Gestalten zeichnet; daß ihr dabei die weiblichen besser und lebenswahrer gelingen, mag ihren Grund darin haben, daß sie eben eine Frau ist und das auch nie verleugnet. Bei den Pfäfflingen männlichen Geschlechts ist namentlich das sexuelle Wachsen mit all seinen Gefahren und Schwierigkeiten ganz übergangen, vielleicht mit Absicht. Deshalb wirken diese weniger lebenswahr. Das religiöse Moment spielt auch eine Rolle, aber mehr in pietistischer Form; dadurch hat sie konfessionelle Gegensätze glücklich vermieden. So kann man ihr Buch besonders der weiblichen, gereifteren Jugend in die Hand geben; ob aber die moderne Jugend daran ihre Freude hat, ist eine andere Frage.

Trier. Peter Eisen.

Heimatscholle. Lesebuch für ländliche Knaben-Fortbildungsschulen. Bearbeitet von Ober-Regierungsrat Kellner usw. (Teilwerk aus Diesterwegs Unterrichtswerke für ländliche Fortbildungsschulen, herausgegeben von Schulrat Anton Senner in Frankfurt a. M.) Frankfurt 1926, Moritz Diesterweg. M. 3,10.

Ein Lesebuch, das vom guten Alten bis zum Neuesten wählt und außer als Unterrichtsbuch in den ländlichen Bibliotheken willige Leser finden wird. Solche Einzelstücke werden oft noch lieber gelesen als buchfüllende Geschichten. Diese Stücke stehen literarisch alle auf besonderer Höhe.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Max, Hero: Legende vom Christkind. Vom Sternlein. 6.—10. Tausend. Berlin, Franz Schneider. M. 1,20.

Wer der Meinung ist, daß es nichts dem kindlichen Gemüt und dem Gottesbegriff der kleinen Christenseele schadet, wenn das Christkind, das „alle Jahre einmal auf die Erde darf", auch einmal als ein bißchen ungezogen dargestellt wird, der kann diese Legende seinen Kindern mal vorerzählen, aber nur dem ganz kleinen „dummen" Kinde, das noch nicht reflektiert. Das Christkind, um den Inhalt kurz anzudeuten, will auch mal die wilden Spiele der Erdenkinder mitmachen, sich verhauen und balgen, wie ihm ein naseweiser neuer Himmelsbürger erzählt hat; es trotzt gegen seine Mutter, und der liebe Gott erlaubt ihm diesen Erdenausflug zur Einheimsung der Erfahrung, daß es auf der Erde doch ganz, ganz anders und böser zugeht als im Himmel. Es ist frisch und einfach erzählt, wenn auch nicht ganz geraten im einfachen Tonfall; aber wie die Vermenschlichung der Tiernatur vielfach zu Uebertreibung führt, so ist tieferem und ernsterem Sinn diese Verkindlichung des Göttlichen doch allzu gewagt; die Kinder haben so viel, woran sie sich ergötzen; möge das Christkind nicht dazu herhalten! Die zweite Geschichte des schmalen Bändchens ist harmlos belanglos.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Ackerknecht, Büchereifragen 111
Baldus, Kirchengeschichtl. Charakterbilder 123
Baumann, Der hl. Paulus 125
Behm, Welteis und Weltentwicklung 130
Benfer, Kampf dem schlechten durch das gute Buch 112
Benson, Der Feigling 137
— Konventionelle Menschen . . . 137
Boßhart, Auf der Römerstraße . . . 137
Boy-Ed, Gestern und morgen 139
Bühler, Das Märchen u. d. Phantasie des Kindes 108
— Das Seelenleben des Jugendlichen 108
— Kunst und Jugend 108
Busse, Das literarische Verständnis der werktätigen Jugend 108
Calderon, Eine Auswahl deutscher Uebertragungen 134
Cohausz, Seherblicke auf Patmos . . 120
Decker, Mein Weg aufwärts 122
Didring, Inseln des Sturms 139
Fischer, Deutsche Musikpflege 133
Fronemann, Das Erbe Wolgasts . . 112
Gebete großer Seelen 121
Grundmann-Hahm, Schlesien 132
Handel-Mazzetti, Auswahl (Fischer) . 135
— Der deutsche Held. (Schul- und Volksausg.) 135
Hebel, Die Schwänke des Rheinländ. Hausfreundes 134
Heeß, Raabe, seine Zeit u. seine Berufung 104
Heimatscholle 143
Heinrich, Das Gesicht des deutschen Katholizismus 124
Herwig, Die Eingeengten 135
Hohenlohe, A. v., Aus meinem Leben 129
Kallen, Josef Görres und der deutsche Idealismus 129
Knies, Härassa und Siebenguldennas . 142
Kubczak, Ostwart-Jahrbuch 1926 . . 97
Kühnel, Der lebendige Tag 121
Lais, Auf der Spur des Urmenschen . 130
Lange, Geschichte des Materialismus 127
Lies mich 142
List, Probleme und Erkenntnisse der Naturwissenschaft 130
Maier-Schirmeyer, Lehrbuch der Geschichte 128
Max, Legende vom Christkind 143
May, Ad., Anderlieb 140
— Das Hexlein des Herrn von Bredow 140
— In hoc signo vinces 140
May, Wendenzeit 140
Mayer, Peregrinus Windesprang . . 138
Mertens, Hilfsbuch f. d. Unterr. i. d. deutschen Geschichte 128
Miegel, Gedichte 101
— Gedichte und Spiele 103
— Balladen und Lieder 103
— Geschichten aus Altpreußen . . 102
Mit Gott allein, 1. Bd. 119
Mohr, Das Himmelreich auf Erden . 121
Molo, Im ewigen Licht 141
Murawski, Christus und der Mann . 121
Musik im Haus 133
Musica orans 133
Plaßmann, Die Himmelswelt 131
Pöhlmann, Hans Kleberg 140
Post, Die kath. Wahrheit, 1. Teil . . 119
Pribilla, Kulturwende u. Katholizismus 124
Quast, Die literarischen Neigungen im Kindes- und Jugendalter 108
Reimmichl, Bergblumen 140
— Die Schützen 141
Rothe, Auf dem Heimwege 120
Rumpf, Kind und Buch 108
Sapper, Werden und Wachsen . . . 143
Scheff, Dagfin der Schneeschuhläufer 142
Schelver, Sonnenwendfeuer 140
Schlund, Katholizismus und Vaterland 124
Schmid, Allgemeine Naturgeschichte . 131
Schm edel, Das Alter der Erde . . . 130
Schwers-Friedland, Das Konzertbuch 133
Schwertschlager, Die Sinneserkenntnis 126
Segmüller, Pius X. 126
Steinen, Heilige und Helden des Mittelalters 122
Stolz, Legende oder der christliche Sternhimmel 122
Thalhofer-Antz, Die Jugendlektüre . 111
Thedering, Traum und Leben 140
Timpe, Schifflein Gottes 121
Truog-Saluz, Peider Andri 136
— Das Erbe 136
— Der rote Rock 136
— Im Winkel 136
Uebelhör, Die Tänzerin von Es-Scham 141
Uhlmann-Bixterheide, Westfalens Sagenbuch 142
Viebig, Die Passion 139
Volbach, Handbuch der Musikwissenschaften 132
Wattendorf, Der hl. Augustinus . . . 125
Welser, Die Harmonie der Schöpfung 119
Zimmermann, Das große Wunderbuch 132
Zollinger, Das literarische Verständnis der Jugendlichen 108

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Klassizismus

Immer wieder hat man heute von vielen geistigen Gebieten den Eindruck des Niedergangs, so vor allem von der Kunst, deren Kräftezerfall erschütternd wirkt, wenn man aus einer früheren starken Zeit ohne vermittelnde Zwischenglieder zur Gegenwart gelangt. Im Gegensatze dazu zeigt die heutige Geschichtswissenschaft einen ganz bedeutenden Aufstieg; wenn irgendwo der Fortschritt in die Augen springt, so ist es bei ihr, die mit ihren Spitzenleistungen eine bisher unerreichte Höhe behauptet.

Diese Tatsache wird auch der Volksbildner mit Teilnahme beobachten und berücksichtigen. Denn es liegt daran, diejenigen, die wach oder erweckbar sind, mit wesentlicher Vergangenheit in Berührung zu bringen — sei es, um bei ihnen deren Werte wirksam zu machen, sei es, um den Blick für die verwandelte Lage der Dinge in der Gegenwart zu schärfen.

Ein solches Vorgehen erschwerte früher die übliche Haltung der Geschichtswissenschaft, die sich entweder mit der Mitteilung oberflächlicher politischer Tatsachen begnügte oder auf geistigem Gebiete noch mit der Vorarbeit beschäftigt war, sich der Fakten zu versichern. Heute nun ist eine Betrachtungsweise eingeleitet worden, die auf den Kern einer Epoche gerichtet ist, und daher eine hohe Fruchtbarkeit gewinnt. Sie scheint von der Kunstforschung geführt zu werden, der die Literaturgeschichte — noch nicht in gleicher Ausdehnung und feiner methodischer Sicherung — folgt, während die Geschichtsschreibung der Musik noch bedenklich unter der geistigen Höhe neuer Geschichtsklärung geblieben ist. Man kann das Ziel solcher wissenschaftlicher Bemühung dahin bestimmen, daß sie die Erfassung einer Epoche oder einer Person als Lebenseinheit wolle; d. h. es kommt darauf an, alle Aeußerungen einer Zeit oder eines Menschen als Ausdruck einer einheitlichen geistigen Grundhaltung zu erfassen, auf die sie zurückzuführen sind. Eine derartige Geschichtsdarstellung ist fesselnd und gewinnreich auch für den Laien.

Um nicht bei theoretischen Abstraktionen zu verweilen, wenden wir uns einem Beispiele derartiger Geschichtserkenntnis zu, das durch eine hohe Qualität ausgezeichnet ist: Eckart von Sydows Beschreibung der ‚Kultur des deutschen Klassizismus'[1]. Er weist in diesem Buche auf, daß dieser Epoche in all ihren bunten Erscheinungen ein gleich bleibender Charakter zukommt, der im Aeußerlichsten wie in der Mode, im Persönlichsten wie in der Lebensführung, in den objektiven Werken der Kunst und in den metaphysischen Anschauungen als derselbe faßbar ist: eine stille appolinische Vornehmheit und Dämpfung alles Tuns, wobei der Mensch, klar, aufrecht und beruhigt, als das Maß der Dinge erscheint. Diese Zeit hat die Neigung, den letzten Fraglichkeiten und Härten des Lebens auszuweichen, und mag uns gerade darum ferner sein. Die zentralen Ergebnisse über ihre Eigenart gründen auf zuverlässigen Untersuchungen, die ihre größte Helle bei der Erschließung klassizistischer Kunst erreichen. Der Grundstil dieses Geschichtsabschnittes ist einfach, gediegen und tief beschrieben.

In den Händen eines Laien wird ein solches Werk kaum seine ganze Fruchtbarkeit entfalten. Es bedarf des Führers, und wer als Führer es recht zu deuten vermag, kann damit eine Arbeitsgemeinschaft in die Mitte europäischer Fragen einführen, wobei die Anknüpfung an das bekanntere Werk von Schiller und Goethe das Verständnis erleichtern dürfte. Es scheinen mir von hier aus vor allem vier große Problemkreise sichtbar zu werden. Der erste umfaßt die Frage unserer

[1] 264 S., mit 84 Abb. auf 75 Tafeln. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1926. Geh. ℳ 16,—, geb. ℳ 20,—.

kulturellen Erschöpfung, der zweite die des sozialen Aufbaus, der dritte die des Deutschtums, der vierte die der Entchristlichung Europas.

Bei der Erörterung der ersten Gruppe wäre zu zeigen, welcher Unterschied zwischen lebensvoller Klassik und lebensschwachem Klassizismus besteht, der deutlich die Ermattung der Volkskräfte spiegelt. Es wäre dann weiter nach der Lage unserer Gegenwart zu forschen: ob nach dem Klassizismus, besonders durch das Kriegserlebnis, ein neuer frischer Wille spürbar geworden ist. Man kann aufweisen, was überhaupt Krisis der Kultur bedeutet.

Die Schwächlichkeit des Klassizismus hat zum Teil darin ihren Grund, daß er durchaus nicht mehr Volksstil, sondern Angelegenheit oberer Kreise ist, Ausdruck einer gehobenen Bildungsschicht. Sydow erläutert trefflich, wie das allmählich zu sozialer Herrschaft gelangende Bürgertum geistig matt und unschöpferisch bleibt. Es hat erst später seine Grundanschauung kulturell ausgeprägt, woraus sich für unsere Zeit die Frage ergibt, welcher Stand in ihr bestimmend in die Geschichte eintritt, was Volk als arbeitendes Volk für die kulturelle Gestaltung besagt.

Die geistige Lage des gegenwärtigen Deutschland wird aber nicht nur von der sozialen Gliederung abhängig sein, sondern mitentscheiden wird auch der Typus des deutschen Menschen, der die Führung gewinnt. Im Klassizismus herrschte durchaus der humanistische Deutsche; später, im Kaiserreiche, war es der Ost- und Norddeutsche, der die Uebermacht hatte. Daran schließt sich naturgemäß die Frage, welche Möglichkeiten überhaupt für den deutschen Menschen bestehen, ob er eine ursprüngliche Beziehung zum Klassischen hat, und wo sie ursprünglich in Erscheinung tritt.

Die Ueberlegungen, die dem Aufbau einer Kultur gelten, werden immer wieder zu der Tatsache hinführen, daß für sie die religiös-metaphysische Einstellung grundlegend ist. Der Klassizismus, den eine pantheistisch durchsetzte Humanität bestimmt, erhellt mit besonderer Deutlichkeit, daß Europa nicht mehr christliches Europa ist, was es im Mittelalter war, daß der Mensch sich von dem religiösen Bereich immer weiter entfernte. Den Wandel der Geschichte vom Religiösen aus betrachten, heißt in ihre letzte Tiefe eindringen.

Wer sich mit solchen Fragen beschäftigen und in andern den Sinn für ihren Ernst wecken möchte, wird v. Sydow für seine Darstellung dankbar sein, die im Klassizismus einen Schnittpunkt dieser Probleme aufdeckt.

Heinrich Lützeler.

‚Die Sonne Satans'

Zwei Typen des Menschengeschlechtes ragen über den Wald des Alltags hinaus, lenkten zu allen Zeiten das Interesse auf sich, ja nötigten zu einer, wenn auch kontradiktorisch verschiedenen Bewunderung: der Heilige und der Verbrecher. Unendliche Gegensätze! Antipole, unendliche Fülle des Lichtes und des Schattens! Und doch beides Männer der Tat, zielstrebig, entschlossen, frei von bänglicher Ablenkung, spießiger Einengung und konventionellen Hemmungen!

In seinem Romane ‚Die Sonne Satans'* (im Orginal ‚Sous le soleil de satan') geht Georg Bernanos ihrer Fährte nach und gewinnt dem Thema, das so oft schon behandelt wurde, neue Seiten ab, oder vielmehr er legt ihm wieder das sakrale Gewand des Mittelalters um, welches man leider als unmodern und für unsere Geistigkeit unpassend abgelegt hatte.

Mit Unrecht! Es hat nur deshalb bislang nicht gepaßt, weil Handwerker statt Künstler sich des Stoffes bemächtigt hatten, Leute, welche nicht mehr die Gestaltungskraft eines mittelalterlichen Dichters besaßen und die ihrem Thema nicht gewachsen waren. Anders Bernanos! Ein echter Dichter! Seine Sprache klingt wie Musik, und unter den geheimnisvollen Klängen seiner Leier werden seine Ideen lebendig, gewinnen Gewalt über uns. Sein Roman ist eine Sonate, in strenger Tektonik gebaut. Er besteht aus drei Sätzen. Wie bei den Meistern der klassischen Musik hebt er mit einer Marcia Funebre des Sünders an, leitet zum Molto vivace der Versuchung über, um endlich in einem großartigen Andante des Heiligen auszuklingen.

Manches hat Bernanos mit Anker Larsen gemeinsam. Wie dieser, so sieht auch er in dem Ringen des Menschen und der ganzen Menschheit nicht bloß die Wirkung psychischer Kräfte, sondern die Arbeit unmaterieller Fluiden, geheimnisvoller überirdischer Ströme. Aber der Däne kennt nur e i n e Macht aus überirdischer Welt: das Religiöse, das Heilige, den Lebensstrom, der, nach seiner Ansicht, immer wieder, kaum seinem göttlichen Urgrunde entströmt, im Leben erstarrt. Weiter geht der nordische Romantiker nicht. Wohl dagegen Bernanos. Er erweitert jenen Strom zu dem Begriffe der Gnade und stellt ihm eine antipolare Strömung entgegen, welche die Kunst längst vergessen hatte, und die die meisten nur noch aus dem Katechismus kennen: die Sünde.

Beide Strömungen sind Machtsphären der Ewigkeit. Hinter ihnen stehen als letzte Ursache die Gottheit und der Satan. Zwischen beiden aber der Mensch, der Bewohner der Erde, untertan dem ‚Fürsten dieser Welt', dem Satan, dem er nur mit der Aufbietung aller Seelenkräfte, gestärkt durch die göttliche Gnade, entrinnen kann. ‚Satans Sonne' ist die Weltfreude, die uns tausendfach anlächelt. Mit Engels- und Dämonsstimme versucht uns der Fürst der Finsternis, „wirkt auf uns wie ein Gott".

Der Held des Romans ist ein Kämpfer, ein Eiferer für das Heil der Seelen, ein Priester, der seine und der Welt Freiheit vom Satan erstreiten will. Kein beschaulicher Heiliger, wie sie von hoher Kirchensäule friedlich auf die Menge hinabsehen, sondern einer, an dem sich die Geister stoßen, der vom Leben unruhig hin- und hergeworfen wird, ein Ringender, Strebender, ja manchmal Verzweifelnder. Er ist ein Führer anderen, aber sich selbst eine Last, ein Verhängnis. Kein froher Gottesstreiter, sondern ein gequälter Mann, berufen, andern den Frieden zu bringen, aber selbst die ewige Unruhe zu tragen. Satan verstrickt ihn

---

* Hellerau 1927, Jakob Hegner. 555 S. Geh. Mk. 6,—.

so in den Lebenskampf, daß er zuweilen den rechten Weg nicht sieht und nur mit Gewalt sich aus dem Seelendunkel fortkämpft. Er ringt mit Satan wie ein Kämpfer in der Arena, Körper an Körper, streitet mit ihm um die Seelen seiner Mitbrüder in einer Weise, wie sie die Legenden des Mittelalters berichten, die aber der aufgeklärte Mensch als Sage, wenn nicht als närrische Phantasie hinzunehmen gewohnt ist.

Der Heilige von Lumbres ist eine eigenartige Heldengestalt, so ganz entfernt von dem, was wir uns gemeinhin unter einem Gottesstreiter vorstellen. Selbst in der Entscheidungsschlacht des Todes weiß er noch nicht, ob er als Sieger oder Besiegter das irdische Schlachtfeld verläßt. Erst nach seinem Hingange scheint die Gottheit für ihn Zeugnis abzulegen, sein irdisches Wallen als Kampf durch die Finsternis zum Licht zu legitimieren.

‚Die Sonne Satans' ist von einem ganz großen Dichter geschrieben. Es ist ein Werk, zu dem man immer wieder greift, das sich unauslöschlich dem Gedächtnis einprägt, etwa so wie Michelangelos ‚Jüngstes Gericht'. Man ist gebannt. Jeder Widerstand verschwindet vor der hehren Poesie des Dichters, die in ihrer herben Strenge manches mit den Rigorismen von Port Royal und Dantes ‚Göttlicher Komödie' gemein hat. Aber Bernanos bringt den Stoff in modernem Gewande, in der geschmeidig-schönen Sprache eines Anatole France. Mit der gigantischen Wucht einer Pyramide ragt dieser Roman über die seichte Alltagsliteratur der Neuzeit hinaus. Gleichwertiges neben ihm behaupten zu wollen hieße lügen.

Karl Möhlig.

Sigrid Undset

Jenny. (Berlin 1921, Universitas. Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 361 S.)

Frühling. (Ebenda 1926. 354 S.)

Kristin Lavranstochter. 1. Band: Der Kranz. (Frankfurt a. M. 1926, Rütten und Loening. 408 S.)
2. Band: Die Frau. (Ebenda 1926. 586 S.)
3. Band: Das Kreuz. (Ebenda 1927. 622 S.)

Die norwegische Romandichterin ist besonders durch das letzte große Werk in Deutschland bekannt und geachtet worden. Es heißt, die Verfasserin sei eine Konvertitin. Der Weg von ‚Jenny' und ‚Frühling' zu ‚Kristin Lavranstochter' ist eine Konversion, eine Sammlung zerfahrener Menschennatur zu der Wesensordnung des gesunden Lebens. In den beiden ersten Büchern experimentieren Menschen ohne die ewigen Grundsätze und laborieren an ihrer Haltlosigkeit und Willkür. Anscheinend noch unbewußt muß auch dort schon die erlebnisstarke Frau Zeugin des Martyriums werden, das sich eine in Auflösung begriffene Zeit selbst bereitet. Dieser Krankheitsprozeß setzt sich auch noch in das Werk der Konversion hinein fort; so schnell und leicht nimmt die Natur auch nach Erkenntnis der Heilkräfte und nach Bejahung der Heilsordnung den Gesundheitszustand nicht an. Die seelische Heimkehr der Verirrten liegt also nicht vor dem dreiteiligen Roman, sondern in ihm. Ganz zu verstehen ist somit das eigentlich wertvolle, das letzte Werk nur aus den Irrwegen der beiden ersten Erzählungen. Von dem letzten her empfangen wieder die ersten ihre Gehaltsdeutung. Denn wie in ‚Kristin' durch

alle Liebeserlebnisse letzten Endes die gesamten Lebensbeziehungen versinnbildet werden, so ist auch die Erotik in ‚Jenny' und in ‚Frühling' ein Gleichnis der Lebensliebe insgesamt. Wer daher in allen drei Büchern an der Erotik hängenbleibt, sie vielleicht als einen Genußreiz hinnimmt, dem dürfte das Lesen nicht zur Mitkonversion werden. Auch wenn die deutliche, zur Gesundung hindrängende Sprache der ‚Kristin Lavranstochter' das erforderliche Gegengift enthält, so muß doch gewarnt werden, auch dieses Buch in die Hände unterscheidungsunfähiger Leser zu geben. Bei der üblichen rückhaltlosen Empfehlung des Werkes muß dieser Vorbehalt gemacht werden. Es ist Tatsache, kaum eines der gewohnten starken Schriftwerke ist so mit Enthüllungen des Geschlechtslebens, der ehelichen und fraulichen Erlebnisse geladen. Die Unverschwiegenheit, die Kühnheit der Wirklichkeitsschilderung kann nur durch den großen Ernst des Gesamtwerks in der Wage gehalten werden. Und es ist keine geringe Anforderung, die breitausgedehnte Erzählung mit Lesergeduld zu ertragen und somit das Gift aus der linken Hand gegen das Gut aus der rechten auszugleichen. In diesem Übermaß der Epik liegt ein anderes, ein technisches Bedenken: es fragt sich, ob die Sündentiefe und Gnadenhöhe des Buches nicht durch die Geschehnisbreite verkürzt werden. Diese Tiefen- und Höhenausmaße sind auch mehr weltanschaulich gedacht als künstlerisch ausgebildet; es überwiegt die naturhafte chronikartige Berichterstattung; letzte Formerfüllung wie bei den großen Lebenswerken der Odyssee, des Parzival, der Göttlichen Komödie ist hier nicht erreicht. Es muß auch dies gesagt werden, damit sich nicht die Ansicht festsetzt, als sei schon jetzt aus der noch elementaren Welt des Nordens ein überzeitliches, ein katholisches Werk geboren. Eine derartige Schwäche scheint in den Grenzen der weiblichen Kunstbefähigung zu liegen. Nicht allein darin erinnert Undset an die Handel-Mazzetti. Mehr noch als die Aehnlichkeit ihres Paares Kristin und Erlend mit Maria und Jesse ist hier die gefühlsmäßige Beseelung — um nicht zu sagen Verwischung — der epischen Sachlichkeit zu erwähnen; da spielt noch, natürlicherweise, die reiche Klaviatur aus der modernen Gefühlszerfaserung der ‚Jenny' und des ‚Frühlings' in die Lebens- und Volksschilderung des norwegischen Bauernadels des 14. Jahrhunderts hinein.

All solche Ausstellungen ließe man ungesagt, wenn Undsets Werk eine geringere Aufmerksamkeit verdiente. Es hat ihnen die Fülle von Werten entgegenzuhalten. Möchte man in unserem Schrifttum einen ähnlichen Weg der Gesundung aufzeigen können! Das Leben, das in ‚Jenny', der verworrenen Künstlergeschichte, und in ‚Frühling', einer nur natürlichen Erkenntnis der sich selbst rächenden Wirrungen, noch dumpf leidet, tritt mit ‚Kristin Lavranstochter' in das helle Licht der ganzen Lebensweisheit, der menschlichen mal der geschichtlichen, einschließlich der offenbarungsmäßigen. In die mittelalterliche Zeit der zwischen Natur und Übernatur eingespannten Lebensordnung muß Undset sich selbst und ihre Zeit schon zurückführen, um sagen zu können, was not tut. Da sind noch elementare Kräfte, da lebt noch das Menschengeschlecht in dem mythischen Bann der Natur und strebt aus ihm heraus zu dem mystischen Bunde der Übernatur. Da findet und gebraucht es noch auf diesem Wege die sichtbarlichen Zeichen für seine innere Umformung, fühlt mit unzersetztem Instinkt, was ihm kirchliche Gemeinschaft und kirchliche Formensprache bietet. Da lebt es noch aus Verwandtschaft, aus Familie, Hofgemeinschaft, Nachbarschaft und Stammestum, da ist das Schicksal seines Königreiches noch sein eignes Familienschicksal. Vieler nachplätschernder Worte bedarf es nicht, man muß es in den 1616 Seiten des Romans selbst mitlesen, um es mitzufinden.

Es ist ein episches Werk, wenn auch nicht ein Epos, das muß ebenfalls so gesagt werden. Denn dieser Stil tritt nach dem romanhaften Geplauder der ersten Veröffentlichungen mit einer bestechenden Sachlichkeit auf. Er umschließt dadurch die Gefahr, das Werk als reine gediegene Epik auf sich wirken zu lassen. Es verbirgt sich aber noch hinter dieser Epik die Genesende der kranken Moderne, und als solche muß sie gewertet werden. Ihr Lebenswille erscheint jedoch durch diesen Willen zur formalen Epik als durchaus gesund, und das ist das Beste, das man am Ende, glückwünschend, sagen darf.

Josef Zeiten.

Karl Linzen

Die Architektur war immer der beste Ausdruck für den Geist einer Zeit. „Wie die Menschen denken und leben", sagt Herder sehr richtig, „so bauen und wohnen sie." Ein gotischer Dom, ein griechischer Tempel, sie sagen uns mehr über die Menschen, die das Bauwerk aufrichteten, als irgendeine gelehrte Abhandlung. Darum sind auch die repräsentativen Bauten unserer Epoche, das Chilehaus in Hamburg, die Unternehmen des Bauhauses in Dessau und die andern Baulichkeiten ungeheuer aufschlußreich für uns und die kommenden Generationen. Sie sind so nüchtern, sachlich, zweckvoll, bis in die letzten Einzelheiten schmucklos und berechnet, nun, so klar ist das alles, wie der moderne Mensch sich zu geben bemüht, der ja in allem den Vorrang des Zweckes anerkennt. In diese Welt ist Karl Linzen hineingestellt. Man kann nicht behaupten, daß er da gut hineinpaßt; denn sein ganzes Wesen ist kraus und verschnörkelt, eher barock als modern zu nennen. Er steht abseits vom tätigen Leben und sehnt sich nach den Tagen zurück, die wärmer und innerlicher, gemütvoller und etwas umständlicher waren als unsere schnellebige Zeit. Es ist darum kein Zufall, wenn der größte Teil seiner Werke aus Erinnerungsbüchern besteht, aus Geschichten, in denen die Unrast der Modernen keinen Platz findet; denn sie sind aus der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm. Seine besondere Stärke liegt darin, daß er die Vergangenheit lebendig zu machen versteht. Verwunderlich ist es deshalb nicht, daß die wenigen Geschichten aus neuer Zeit wenig gelungen sind.

Er ist 1874 in Weimar geboren. Dort lebt er noch heute. Diese von Erinnerungen beschwerte kleine Stadt war der rechte Ort für ihn. Hier konnten seine Eigenheiten ausreifen. Abseits vom großen Weltverkehr, abgezogen von der Unrast der Großstadt, und doch nicht vergraben in einer bedeutungslosen Provinzialstadt, hier hatte er Ruhe und Anregung. Diese Abgeschiedenheit hat ihn nicht dazu verführt, in jedem Jahre mit dem Produkte einer Langeweile aufzuwarten. Er hat jedes Buch lange genug überlegt, sorgsam ausgefeilt und umständlich gestrichelt, bis es den Anforderungen entsprach, die man an ein Buch von Rang stellen kann.

Aus einer Mappe älterer Erzählungen sind die drei Geschichten des Buches ‚Die Glaskugel'[1] entnommen. Es sind also aller Voraussicht nach die früheften der vorliegenden Arbeiten. In der mittleren Erzählung ‚Die sechste Stunde' zeigt sich schon der echte Linzen. Es sind Erinnerungen eines alten Mannes, die da aufgefrischt werden, Erinnerungen an seine Jugendgeliebte, die er verlor, weil der Vater ein Lump war. Eine stormsche Stimmung beherrscht das Ganze. Der altmodische Gartensaal mit den verblichenen Möbeln, das absonderliche Wesen des alten Mannes, der einem vornehmen Geschlechte entstammt, und seine wunderlichen

[1] Bd. 35 der Hausschatzbücher. München, Kösel u. Pustet.

Gefühle, die in einer vergangenen Zeit wurzeln, das alles gibt der Erzählung sein eigenartiges Gepräge. Dazu gibt der umständliche, altväterliche Ton, in dem das vorgetragen wird, den richtigen Rahmen ab. — Die Titelnovelle ist eine Geschichte aus Kriegszeiten. Sie ist noch nicht ganz ausgereift. Der Zufall spielt darin eine recht große Rolle. Nach der Schlacht bricht in das Haus eines Schuhmachers ein Schwerverwundeter ein. Es ist der Sohn seiner Jugendgeliebten. An seinem Sterbelager erlebt er noch einmal seine Jugendgeschichte, seine große Liebe, die mit einer schmählichen Enttäuschung abschloß. Mit einem herben Ausklange endet sie. Aber warum muß der Junge ausgerechnet in sein Haus kommen? — Die dritte handelt von einem Slowaken, der die ganze Liebe seines einsamen Alters an ein verkrüppeltes, idiotisches Kind hängt. Als es ihm genommen werden soll, da flüchtet er, und wird vom Gewitter erschlagen. Das Buch ist noch recht unausgeglichen. Ihm fehlt noch der Schliff und die Abrundung. Aber als Frühwerk ist es beachtlich. Es kündet eine besondere Begabung an.

Mehr als ein Versprechen bedeutet ‚Aus Krieg und Frieden'[1] auch nicht. Belanglos ist die Geschichte ‚Der Korporal'. ‚Die Heidechronik' ist zu kraß in ihrem Effekt. Er hat den Ton der Chronik nicht getroffen; das Düstere, Ahnungsschwere des Vorgangs ist nicht wirksam genug herausgeholt. Der Abstand zwischen Linzen und Storm, der diesen Kunstgriff bis ins Letzte beherrschte, ist sehr erheblich. Besonders anspruchsvoll ist auch die Gymnasiastengeschichte ‚Marathon' nicht. Das sind Durchschnittsleistungen, bestenfalls Verheißungen. Ein Lieblingsmotiv von ihm taucht zum erstenmal in ‚Niemals' auf. Es ist ein Brief — eine Technik, die er virtuos handhabt — aus Südamerika, in dem eine Frau ihrem Jugendgeliebten ihren Irrtum zu erklären sucht, jenes unselige Verhängnis, das sie auseinandergebracht hat. Das beste Stück dieser Sammlung ist ‚Winterträume', in dem die entsagungsvolle Liebe eines alternden Mannes zu seiner Pflegetochter dargestellt wird.

Die Erzählung ‚Hochzeitsspuk'[2] ist gleichfalls einer Mappe älterer Arbeiten entnommen. Sie zeigt von allen Jugendwerken die größte Reife. In der Form zeigen sich noch Anklänge an Storm und Raabe. Sie ist viel gebändigter und geschlossener im Aufbau als die andern Werke. Es ist ein Stück aus dem Dreißigjährigen Krieg, eine Traumnovelle — heute sind diese ja recht in Mode gekommen —, in welcher der Feldschreiber Hinz Vogelsang die letzte Nacht vor der Schlacht, die ihm den Tod bringt, durch einen köstlichen Traum noch einmal an Verlorenes erinnert wird. Mitten im rauhen Lagerleben blüht ihm ein inniges Glück. Er wird seiner Jugendgeliebten angetraut. Die Wirklichkeit ist aber nicht so hold. Sie bringt ihm den Tod. Wundervoll ist das Schweben zwischen Traum und Wachen. Da weiß Linzen die Töne anzuschlagen, die seine späteren Werke so wertvoll machen. Hart und kraftvoll hebt die Erzählung an, zart und verhalten ist das Mittelstück. Herbe ist der Ausklang.

Zu einem mächtigen Wurfe holte er aus, als er den zweibändigen Roman ‚Marte Schlichtegroll' begann. Hier ist er der unbekümmerte Fabulierer, der das Geheimnis der Form erkannt hat. Drei Handlungen laufen nebeneinander her, verschlingen sich, ohne im Wirrwarr zu enden. Drei Schauplätze wechseln miteinander ab, verschieden in Stimmung und Farbe. Wieder, wie in ‚Niemals' ist es ein Bericht, der über den Ozean muß. Aber diesmal ist es der Mann, der sich verteidigen muß, der Rechenschaft ablegt über sein Tun, das wie ein Verrat an seiner Braut aussieht.

---

[1] München, Kösel u. Pustet.
[2] Sammlung ‚Das Tor'. München, Kösel u. Pustet.

Der Schiffsarzt Olaf Haddenbrook hatte auf der Ueberfahrt von Südamerika zur Heimat die liebliche Doña Leocadia Brandão kennengelernt, und sich mit ihr verlobt. Stärker noch als diese Liebe war der Einfluß der Heimat, mächtiger war das Band, das ihn mit seiner Jugendgespielin, der zarten, geheimnisreichen Marte Schlichtegroll verband. Schon an Bord, mitten im unterhaltsamen Treiben der Passagiere, während des scheuen Liebesspieles mit dem sonnigen, brasilianischen Mädchen, spürte er die engen Bindungen an die nebelgraue Heimat. Und nun zeigt er der Frau die Größe seines Konfliktes. Noch einmal entrollt er vor ihr das Treiben an Bord, die Eigenheiten der Leute, die sich hier zusammengefunden hatten. Aber gleichzeitig erzählt er ihr seine Jugendgeschichte, das frohe und doch durch die besondere Stimmung des friesischen Landes gedämpfte Treiben der Kinder. So lernt sie verstehen, wie innig er seinem Lande verwachsen war. Während er ihr dies alles auseinandersetzt, berichtet er über sein jetziges Leben als Landarzt in dem kleinen Flecken Heydkrug, in dem er sich nach seiner Heirat mit Marte Schlichtegroll niedergelassen hatte, die eines Tages durch einen unerklärlichen Unfall aus dem Leben schied.

Diese drei Handlungen, eigentlich sind es viel mehr; denn es kreuzen sich unendlich viele Schicksale, sind kunstvoll gegeneinandergestellt. Das heitere, sorgenlose und an Anregungen reiche Leben auf dem Schiffe, das bunte Treiben in der kleinen Stadt, die reich gesegnet war mit Originalen, die Schwere der Einsamkeit auf Heydkrug, das alles findet in ihm einen geschickten und herrlichen Schilderer. Die bunten Lebensläufe der Menschen wehen durcheinander, tragische und leichte, schmerzhafte und heitere. Wie die Schreiber der nordischen Sagas, so ist auch er ein sorgsamer und getreuer Berichterstatter, dem so leicht kein Zug entgeht, der den Menschen Blut und Leben verleiht. Und vor allem beherrscht er die Kunst, jene Stimmung zu erzeugen, die den Leser mitreißt und die ihn für die Schicksale der Personen sich interessieren läßt.

Mehr noch als in diesem Buche zeigt sich seine Verwandtschaft mit Raabe in ‚Die gefrorene Melodie'[1]. Das ist nicht das Verhältnis des Abschreibers zu seinem Vorbilde, des Schülers zum Meister. Dazu ist Linzen inzwischen zu selbständig geworden. Er ist ein Eigener, der es nicht nötig hat, fremde Töne einzufangen, um damit die eigene, kärgliche Melodie zu bereichern. Das Verhältnis gründet sich mehr auf eine Verwandtschaft der Geisteshaltung. Wie Raabe, so stellt auch Linzen den Typ des guten, gebildeten Bürgers dar, der aus einer reichen Tradition zu schöpfen vermag. Er zieht die Essenz aus der Bildung alter Geschlechter, ihrer Gelehrsamkeit und der Abgeschlossenheit ihres Wesens. Beide haben die Vorliebe für besondere Menschen, seltsame, ja, skurrile Käuze und sonderbare Situationen. Dazu kommt bei Linzen noch die Neigung zum Exotischen und zu philosophischen Betrachtungen.

Es ist wieder ein Erinnerungsbuch, diese Aufzeichnungen eines Menschen, der im Leben Schiffbruch erlitten hat, und der sich nun rechtfertigt. Klaus Noggerath, der Maler, schreibt seine Lebensbeichte: Die Unbefangenheit seiner Jugend, die freilich immer etwas bedrückt war durch die schwere Atmosphäre in dem alten Hause hinter der St. Lukaskirche, in der er Gelegenheit fand, in das Leben vieler Menschen Einblick zu gewinnen, bis er selber aus Neid schuldig wird an seinem besten Freunde. Das Ganze ist wuchtig wie eine alte Ballade, wo Haß und Mißgunst die Unschuld vernichten.

Unnachahmlich ist Linzens Art der Menschenschilderung. Da steht breit und gewichtig der alte Noggerath, der Weltreisende und Freund des Fürsten, den ein

[1] München, Kösel u. Pustet.

langes Leben unter Menschen zum Skeptiker und Verächter — auch der Religion — gemacht hat. Heimlich erzählt man sich von ihm, daß Kainsschuld ihn drücke. Da sind die Kinder: Klaus Noggerath, in dem einsamen Haus aufwachsend, die beiden Nachbarkinder, Fiametta und Lorenzo, beide schicksalhaft in sein Leben eingreifend, und Magda Mortensen, diese seltsame Blume in der Residenz, deren Lieblichkeit so früh erlöschen mußte. Prächtig sind auch die Muhme Flörchen und der schweigsame Diener und der ganze Kranz von Menschen. Sehr fein sind auch die Geistlichen der Lukaskirche dargestellt. Gespenstisch leben selbst die Dinge mit. Und wieder geht das Schicksal um, verstrickt die Menschen, die alle Warnungen nicht beachten. Aber in so wenigen Worten läßt sich die Atmosphäre des Ganzen nicht einfangen, dieses Düstere, Geheimnisvolle, das da umgeht, und die stillen Kämpfe. Ganz spärlich sind die Lichter hingesetzt, die das Buch erhellen. Und doch wirkt das alles nicht kraß und abstoßend. Linzen ist der Meister des Gedämpften, der halben Töne, die manches nur erahnen lassen. Was er da zu sagen hat, ist ernst und gewichtig. Er kennt die Psyche des Heranwachsenden, seinen einsamen Stolz und seine Unsicherheit. Was aber verschroben und eigenbrötlerisch zu sein scheint, das ist die Maske, die sie sich vorgebunden haben. Die Seltsamkeiten sind Zeichen einer scheuen Seele, die ihr Innerstes nicht zu zeigen wagt. Es ist der Fluch der Erbsünde, der auf den Menschen lastet. Man muß sie zu verstehen trachten und versuchen, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es ist wohl überflüssig, besonders zu betonen, daß dieses Buch ernste, gereifte Leser voraussetzt. Andere würden damit auch wenig anzufangen wissen. Die ganze Haltung des Buches macht das Werk, ähnlich wie Raabes Schrifttum, nur dem zur großen Freude, der die Bildungswelt des Bürgertums aufzufassen in der Lage ist.

Mit diesem Buche endet — vorläufig — das dichterische Werk Linzens. Es bleibt noch sein Band Essays zu erwähnen übrig. In bedeutsamer Weise sticht der ‚Zug der Gestalten'[1] von seinen Romanen ab. Was dort dunkel war und vom Zwielichte des Geheimnisses umsponnen, das löst sich hier in kristallhelle Klarheit auf. Wieder bewährt sich seine besondere Kunst, Persönlichkeiten aufleben zu lassen. Es sind aber nicht irgendwie erträumte Begebenheiten, von denen er spricht, sondern Tatsachen, die sich irgendwo im Laufe der Menschheitsgeschichte zugetragen haben, und deren Verlauf man leicht an der Hand der geschichtlichen Quellen nachprüfen kann.

Die Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist es, vergangene Zeiten aufzuspüren, um sie uns näher zu bringen. Freilich hatte auch in dieser Wissenschaft die Ueberhandnahme des Spezialistentums die letzte Arbeit, die Zusammenschau verhindert. Die Kärrnerarbeit des Zusammenscharrens des Materials hatte überhandgenommen. Darum war man so überrascht, als Spengler den Schritt unternahm, das Material zu einem einheitlichen Bilde zu verarbeiten. Der Erfolg konnte da nicht ausbleiben. Dieser Vorwurf trifft auch andere Wissensgebiete. Es ist noch nicht lange her, daß Nadler seine Vorwürfe gegen die Goethegesellschaft erhob, daß ihre Arbeit in der Form, die sie jetzt habe, unfruchtbar sei. Wer hat denn auch — außer einigen Fachgelehrten — ein Interesse daran, wenn unbekannte Akten über Goethes Verhältnis zu seinem Gutspächter aufgefischt werden? Man muß Emil Ludwig recht geben, wenn er das letzte Jahrbuch der Gesellschaft also beschreibt: „Vorne eine Nachbildung des Goethe-Bildes von Tischbein, mit einer langen Erörterung der Frage, wie ein Neffe Lavaters, ein Arzt und ein Musiker die Echtheit des Bildes bestritten und sich dabei geirrt haben. Folgt Karl Augusts Meinung über Goethes Stellung im Atheismus-Streite Fichtes. Folgt die Frage,

[1] München, Kösel u. Pustet.

ob Goethe von Lukrez gelernt haben könnte. Folgt die Frage, warum Goethe die Heldin der Elegien Faustina genannt hat usw." Ja, ist das nicht Wissenschaft für die Wissenschaft? Das l'art pour l'art haben wir abgelehnt. Diese Materialsammlungen, wenn sie sich an einen weiten Kreis wenden, lehnen wir gleichfalls ab. Aufgabe der Wissenschaft ist es, dem Leben zu dienen; damit soll sie nicht auf öde Nützlichkeitsformeln gebracht werden. Aber irgendwie soll sie geistig befruchten und die Seelen erfassen. Man muß dem Kultusminister Becker recht geben, wenn er in der ‚Neuen Rundschau' schreibt: „Es ist nicht die Anatomie, sondern die Physiologie des historischen Ablaufs, die das funktionelle Denken unserer Jugend beschäftigt, wobei man sich klar sein muß, daß das Funktionelle nicht im positivistischen, sondern im psychologistischen Sinne gemeint ist. Nicht die Quellenpublikation, sondern der Essay ist der literarische Ausdruck unseres zeitgenössischen historischen Bewußtseins."

Und das ist das Zeichen dafür, daß Linzens Werk einer Notwendigkeit entsprang. Diese Essays, hinter denen eine immense Arbeit steckt, sind in ihrer literarischen Gestaltung von einer Geschliffenheit des Ausdruckes, daß jeder Gedanke an die Mühe des Stoffsuchens verschwindet. Die Quellen sind gewiß nicht nutzlos. Aber hier steht der Mensch vor uns. Wir verstehen seine Art und die geschichtlichen Ereignisse. Was ist uns Camille Desmoulins? Was wissen wir vom Menschen Robespierre? Was wir von der französischen Revolution wissen, das sind bestenfalls einige Daten, ein Einblick in die politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge, ein Gewirr von Tatsachen, die von menschlichen Dingen wenig zu sagen haben. Und nun stehen sie vor uns, von Linzen zum Leben erweckt. Oder Liszt? Jenseits aller musikalischen Streitfragen, jenseits von Klatsch und Verleumdung steht dieser alte Mann, der in Rom ein eingezogenes Leben führt. Die Schicksale der Kinder Goethes. Diese Tragik, Nachkomme zu sein, wird aus dem Essay Linzens ‚Die Ruhelosen' (aus ‚Krieg und Frieden' übernommen) erst recht ersichtlich. Bismarck, den die Legende zum eisernen Kanzler, zum Uebermenschen gemacht hat, steht als liebenswürdiger Briefschreiber da. Und dem vergessenen Maler Buchholz wird auch ein Blatt des Gedenkens geweiht.

Man macht es den Deutschen gern zum Vorwurfe, daß sie die Kunst Essays zu schreiben nicht verstünden. Ihre Art sei zu schwerfällig und zu unbeholfen, um diese hurtige und doch männliche Kunst zu beherrschen. Außer Hermann Bahr, dem man gallische Leichtigkeit, und Scheffler, von dem man widerwillig zugibt, daß er einige gute Gedanken in flüssige Form gebracht habe, ward selten einer genannt. Linzen gebricht es weder an der Tiefe noch an der Klarheit. Es ist erstaunlich, daß sein Ruf nicht stärker ist. Ob es daran liegt, daß er Deutscher und Katholik ist, das weiß ich nicht. Wenn man beobachtet, wie die eleganten Feuilletonisten, die ein Nichts geistreich zu umkleiden wissen, ob ihrer Kunst gerühmt werden, dann versteht man es nicht, daß Linzen kaum erwähnt wird. Aber das hat wenig zu sagen. Auch seine Zeit wird kommen.

Georg Schäfer.

Robert Louis Stevenson

Leben und Werk

Im Jahre 1883 erschien ‚Die Schatzinsel', der bekannte Abenteuerroman Stevensons, den er für Buben geschrieben hat, und im Jahre 1886 die kurze Erzählung ‚Dr. Jekyll und Mr. Hyde'. Diese Werke sind am berühmtesten geworden, bilden die Grundlage des literarischen Erfolges Stevensons. Der Dichter, im Jahre 1850 zu Edinburg geboren, war also beim Erscheinen der ‚Schatzinsel' 33 Jahre alt. Alles literarische Bemühen, das vorausging, war ohne weitere Wirkung geblieben. In England hat sich dann späterhin fast ein Mythus um Stevenson gebildet, vor allem dank der Hingabe seiner Freunde: Graham Balfours, der seine erste Biographie schrieb, und Sidney Colvins, der die Herausgabe seiner Briefe mit ausgezeichneten Bemerkungen versah. Gegen diesen Mythus mußte Frank Swinnerton 1914 und dann 1924 wieder sein bedeutendes, geistvolles, scharfsinniges Buch: ‚Robert Louis Stevenson. Eine kritische Studie', schreiben. In Frankreich und Deutschland blieb die Kenntnis Stevensons auf die Kreise einiger weniger beschränkt, die man wohl ein wenig verallgemeinernd mit dem Sammelnamen Aestheten zu bezeichnen pflegt. In Frankreich hat Marcel Schwob das größte Verdienst um ihn. Die Freundschaft, die Schwob mit Stevenson verband, hinderte den Dichter aber nicht an der klaren Beurteilung der Versuche Marcel Schwobs. Diese sind blutlos, erheben sich kaum über ein glänzendes Kunstgewerbe und tragen öfter krankhafte Züge. In Deutschland hat Franz Blei einiges Verdienst an der Bekanntmachung der ‚Schatzinsel', die dann bald bei Reclam erschien. Kleine Ausgaben im Inselverlag und bei Georg Müller sind dann ohne weitere Wirkung geblieben. Die große Ausgabe, die jetzt bei Buchenau und Reichert erscheint, hat dagegen einen außerordentlichen Publikumserfolg. Sie ist unter der Leitung von Marguerite und Kurt Thesing veröffentlicht und umfaßt bis jetzt 11 Bände. Die hauptsächlichsten Romane, Novellen und Kurzgeschichten sind damit im Deutschen zugänglich. Hoffentlich bringt die Ausgabe auch noch eine Auswahl aus seinen Briefen, weil Stevenson einer der interessantesten Briefschreiber ist. Sein Brief z. B. über Shaws: ‚Cashel Byrons Beruf' hat geradezu Weltberühmtheit. Ferner wäre zur Vervollständigung des Bildes Stevensons eine Auswahl aus seinen oft sehr lohnenden Essays (einer über sein erstes Buch: ‚Die Schatzinsel' ist erfreulicherweise als Nachwort dem deutschen Bande mitgegeben) und eines seiner Reisebücher notwendig.

Etwas merkwürdig berührt uns der späte Nachruhm des englisch-schottischen Dichters. Der Gründe für seine heutige Wirkung sind offenbar viele: der einfachste und nächstliegende ist wohl der, daß Stevenson keine hohen Anforderungen an die Lektüre stellt. Er ist dazu ein ganz ungewöhnlicher, spannender Erzähler. Etwas tiefer gesehen, kann man sagen, daß er den Menschen von Geschmack durch seine schriftstellerischen Qualitäten verwöhnt, einem einfacheren Denken aber durch seine liebenswürdigen Gemeinplätze und einen öfters flachen Optimismus keine Erbitterung und allzugroße Anstrengung verursacht. Zudem sind die Menschen durch die unnötige und verdrehte Problematik der letzten literarischen Generation in Deutschland wirklich genötigt, nach einer erfreulicheren Kost sich umzusehen. Und heiter und hell, munter und witzig, natürlich auch ein wenig melancholisch, ist es bei Stevenson. Warum soll man sich die Freude an seinem Werk, das das eines ästhetisch hochbegabten Unterhaltungsschriftstellers ist, verderben lassen? Stevenson hat keine gequälte Psychologie und weiß spannend vorzutragen.

Sein Leben ist nur kurz gewesen. Von 1850—1894 hat es gedauert. Es hat

ihn durch Europa getragen, nach Amerika und den Südseeinseln. Dort ist er 1894 auf Samoa gestorben. Seine Hauptwerke sind einige Bände Essays, von denen man insbesondere gern die ‚Essays in the Art of Writing' veröffentlicht sähe. Daneben ein paar Bände unwichtiger Gedichte, einige erfolglose Dramen und einige sehr an Wert unterschiedliche Reisebücher. Außer den Essays, den Reisebüchern, haben nur seine Romane und kürzeren Erzählungen heute noch Interesse. Die deutsche Ausgabe bringt: ‚Die Schatzinsel'; ‚Der Junker von Ballantrae'; ‚David Balfour von Shaw' und den zweiten Teil: ‚Catriona', die einzige Liebesgeschichte des Dichters. Um das hier gleich einzuschalten: die Werke des Dichters sind sittlich ganz einwandfrei und vermögen allen Altersstufen etwas zu bieten. Die kurzen Erzählungen sind im allgemeinen nicht nach der englischen Ausgabe geordnet, sondern meist frei zusammengestellt. Sie alle hier aufzuzählen, geht nicht an. Die Bände sind nach der ersten Erzählung genannt; so ‚Die tollen Männer'; ‚Die Abenteuer John Nicholsons'; ‚Der Selbstmörderklub'; ‚Der Pavillon auf den Dünen'; ‚Die Geschichte einer Lüge' und 2 Bände Studien: ‚In der Südsee'.

Für den Charakter und das Leben Stevensons scheinen mir wichtig zu sein, besonders zwei Dinge: 1. seine Tuberkulose und 2. seine Nervosität. Das erstere Leiden hat ihn durch die Länder geführt, ihm das Meer und die Schönheit der Landschaften stärker, als es sonst wohl der Fall wäre, gezeigt. Seine Reisen waren ja meistens Reisen zur Herstellung seiner Gesundheit. Seiner Nervosität verdankt er mit die eigentümliche Sensibilität seiner Landschaftsschilderungen, die Chesterton so lobt, sein ungewöhnliches und bezauberndes Plaudertalent, das alle an ihm rühmen und das ihm so viele Freunde machte, da er immer für jeden das persönliche, treffende und gewinnende Wort hatte. Freilich bemerkt Swinnerton mit Recht, daß seine Freunde ihm mehr Hingabe bewiesen als er ihnen. Und doch waren sie ihm so fest verbunden und ließen nicht von ihm. Zu diesen ersten persönlichen Freunden sind nun viele hinzugetreten, die dem bestrickenden Zauber seines Wesens in seinen Schriften sich verpflichtet und dankbar fühlen, jetzt auch in Deutschland viele.

Das Weltbild Stevensons

J. W. Mackail hat einmal die ausgezeichnete Bemerkung gemacht, daß alle Helden Stevensons im Grunde verkappte Knaben seien. So ist Stevensons Weltbild stark von kindlichen, knaben- und jünglinghaften Zügen geprägt: die Freude am Abenteuer, Verwegenheit, Kühnheit, ein gewisser Realismus, die begeisterte Hingabe an sinnliche Dinge, Mut, Aktivität zeichnen ihn aus, sind ihm vorbildlich. So bilden denn auch häufig jugendliche Gestalten seine Helden, so z. B. die unvergeßliche Gestalt des Junkers von Ballantrae. In dem köstlichen Capriccio: ‚Die Vorsehung und die Guitarre' wird die Situation gelöst durch ein Sichbesinnen und Rückerinnern an die Jugend. Wie ein etwas heruntergekommenes Schauspielerpaar in später Nachtstunde in die Wohnung eines streitenden Malerehepaares eindringt, aber wenig ausrichten kann, so daß der Schauspieler mit dem Maler unten bleibt und die Schauspielerin mit der Frau des Malers nach oben geht und dann nach einiger Zeit plötzlich der unbegabte, aber herzenskundige Schauspieler das Lied aus der Brautzeit singt:

O mon amante,
O mon désir,
Sachons cueillir
L'heure charmante!

und nun alle Schwierigkeiten sich lösen, das ist köstlich, rührend, poetisch, natürlich auch ein wenig flach, aber ungemein charakteristisch für Stevensons Hochschätzung der Jugend.

Mit seiner steten und ständigen Krankheit, der nur ein heftiger und fast egoistischer Wille diese Werke abzuringen vermochte, hängt auch seine Verehrung der Gesundheit, des Lebens zusammen. Die Paroxysmen Nietzsches in den Hymnen auf das Leben erreicht er zwar nicht. Daran hindern ihn seine Schwächlichkeit, sein gesunder Menschenverstand und sein Geschmack, aber eine besondere Hochachtung vor vitalen Qualitäten ist doch sehr bezeichnend für ihn. Die Freude am Leben ist für Stevenson fruchtbar geworden in der großen Intensität, mit der er körperliche und sinnliche Eigenschaften einer Person oder eines Gegenstandes auffaßt und darstellt. Die Landschaftsschilderungen, vor allem die Heide, das Meer und die Südseeinseln sind uns außerordentlich greifbar bei ihm. Die Natur wird nicht ein Symbol des Geistigen bei ihm, sondern sie ist realistisch, sensuell gefaßt. Eine große Farbigkeit ist seinen Naturbildern eigen. Nur ein Beispiel dafür, ein kurzer Satz aus den ‚Tollen Männern': „Der auffallend leuchtende Meeresspiegel hatte den häßlich stumpfen Hauch runzeligen Bleis angenommen". Diese Farbigkeit kann natürlich besonders wunderbar sich entfalten bei seinen Tropenbildern und seiner Schilderung Frankreichs. Jedoch ist es erstaunlich, wie viele Unterschiede und Feinheiten der Farbe er entdeckt bei den Landschaften Englands und Schottlands. Nicht umsonst hat er lange Jahre in Barbizon bei Fontainebleau unter den berühmten Malern gelebt. Die Feinheit seiner Farbenempfindung ist irgendwie dem französischen Impressionismus benachbart. Diese Feinheit Stevensons hindert ihn aber nicht ganz an gelegentlichen Kraftentfaltungen. Besonders beachtenswert ist die Erzählung: ‚Die tollen Männer'. Hier ist die Natur gewissermaßen alles und selbstherrlich. Die Menschen sind nur Staffage in dem tollen Wirbel, der teuflischen Macht des Meeres. Während die sonstigen Landschaftsschilderungen Stevensons mehr an den großen Claude Lorrain und die vollendete Humanität seiner Bilder erinnern, ist hier fast die Wirkung Ruysdaels, des ebenso großen Holländers, erreicht, auf dessen Bildern die Menschen nichts sind und die Macht der Elemente ihren Triumph feiert.

Stevenson kommt aus dem Puritanismus. Sein Vater war noch im strengen Sinne gläubig. Stevenson hatte selbst wohl, obwohl er ein Kind des 19. Jahrhunderts ist, die stärkste Beziehung zum 18. Jahrhundert. Die Zeit des Mittelalters war ihm gleicherweise wie die Reformation fremd. Doch merkt man dann und wann noch Nachklänge des Puritanismus, besonders in der Moral. Der Konflikt zwischen Immoralismus, zügelloser Hingabe an die Triebe und Verneinung der Triebe, der ein echt puritanisches Problem ist, gegenüber der Ordnung von Übernatur und Natur im Katholizismus, ist der Grundkonflikt Stevensons. Er hat ihn uns besonders anschaulich dargestellt in ‚Dr. Jekyll und Mr. Hyde'. Im übrigen ist Stevenson alles eher als ein Puritaner. Er glaubt, daß letzten Endes schon die Gerechtigkeit auf Erden sich recht leicht dokumentiert, daß alles einen guten Ausgang nimmt, an das Fegfeuer sogar scheint er in einer Erzählung zu glauben. Der Zufall spielt bei ihm eine erstaunlich große Rolle. So wird die ganze Entwicklung der Erzählung: ‚Der Junker von Ballantrae' dadurch in Fluß gebracht, daß das Werfen einer Guinee darüber entscheidet, wer von den beiden Brüdern ins Feld ziehen soll. Der Zufall scheint hier der Gott zu sein, während bei Homer die Götter in die Handlung eingreifen und Dante in der Göttlichen Komödie immer durch den Mund Vergils auf das Geheiß und den Willen Gottes zurückweist. Einen Haß gegen die katholische Kirche, ihren Glauben und ihre Sitte hat Stevenson aber gar nicht. Sie ist ihm unwichtig. Er kennt sie nicht. Höchstens dürfte sich die traditionelle Abneigung gegen den Katholizismus in der Gestalt des Obersten Burke im ‚Junker von Ballantrae' äußern, der gerade keine erlauchte Gestalt der Erzählung ist.

In seiner Farbigkeit, Sensibilität und seiner Freude am Leben gehört Stevenson dem 19. Jahrhundert; in seiner Klarheit, Übersichtlichkeit, Eleganz, seinem Zauber, seiner Flachheit dem 18. Jahrhundert an. In einem strengeren Sinne kann man ihn nicht zu den Dichtern rechnen, die eine Weltanschauungsproblematik in ihren Werken zeigen. Sie ist natürlich darin, wird aber nicht besonders hervorgehoben. So kann er von vielen zu ihrer Freude gelesen werden. Das Predigen hat er für seine Essays aufgehoben.

Die Kunst Stevensons

Erstaunlich ist, daß Stevenson trotz seiner Krankheit eine solche Fülle von Werken schaffen konnte. Noch mannigfaltiger ist der innere Aspekt dieser Werke. Eine außerordentliche Gestaltenfülle, eine unerschöpfliche und abwechselnde Fülle von Ereignissen, eine unerhörte Schönheit und Mannigfaltigkeit der Schauplätze und Landschaften gehen vor unserem geistigen Auge vorüber. In allen Gattungen der Dichtung hat Stevenson sich versucht: in der Lyrik, in der Dramatik, in Romanen, Abenteuergeschichten, historischen Romanen, kurzen Geschichten und Novellen. In Poesie und Prosa. Sein Talent verläßt selten die Grenze des Unterhaltungsschriftstellers, manchmal wird es ganz journalistisch.

Diejenigen, die den Mythus Robert Louis Stevenson erfanden, behaupteten auch, daß Stevenson gewissermaßen als Meister vom Himmel gefallen, keine Vorgänger habe und keine Entwicklung zu verzeichnen habe. Frank Swinnerton hat aber mit Recht auf die große Bedeutung Edgar Allan Poes und noch anderer hingewiesen. Mit köstlichem und gewinnendem Freimut hat Stevenson selbst im Nachwort zur ‚Schatzinsel' seine Anreger genannt: Sterne, Poe, Washington Irving. Von den Romanen des Victor Hugo, Dumas und Marryat unterscheidet ihn ein gewisser Realismus. Die wüste Antithetik, die man bei Hugo findet, wirkt heute unwahrscheinlich, während man Stevenson noch außerordentlich gut lesen kann. Freilich eine gewisse Unwahrscheinlichkeit bleibt auch ihm nicht erspart. Er schreibt im Zeitalter des Dampfschiffes und muß für seine Erzählungen in die Zeit der Segelschiffe gehen. Aber deren Leben vermag er wie kein zweiter darzustellen. Diese Seeräuber bei Stevenson zeigen keine sentimentale, kitschige Züge. Es sind Gesellen, denen man wahrhaftig nicht begegnen möchte, aber lebenswahr. Es ist heruntergekommene Gesellschaft, bei der freilich Züge von Mut, Entschlußkraft und ähnlichen Eigenschaften uns ein menschliches Interesse geben. Die Frau spielt in den Romanen Stevensons keine Rolle, höchstens dient sie als Staffage.

Die Werke, die uns heute bei Stevenson wesentlich erscheinen, sind neben einigen Essays und einigen Reisebüchern, vor allem dem köstlichen: ‚Reise mit einem Esel durch die Cevennen', vorzugsweise die kurzen Erzählungen und die Romane. Dabei scheinen mir die kurzen Erzählungen in bezug auf Einheitlichkeit der Handlung, artistische Vollendung wie Gedankengehalt, den Vorzug vor den Romanen zu haben. Frank Swinnerton hat den Mut gehabt, die kleineren Erzählungen Stevensons ihrem Werte nach in drei Klassen einzuteilen und diese Einteilung dann auch weitläufig zu begründen. Zur ersten Gruppe, der höchststehenden, rechnet er die folgenden sieben (alle in der deutschen Ausgabe enthalten): Der Selbstmörderklub; Der Pavillon auf den Dünen; Die Vorsehung und die Guitarre; Die krumme Janet; Der Schatz von Franchard; Die Bucht von Falesa und Der Flaschenteufel. Zur zweiten Klasse gehören (alle in der deutschen Ausgabe): Der Diamant des Rajahs; Die tollen Männer; Will von der Mühle; Markheim; Olalla; Die Insel der Stimmen und Dr. Jekyll und Mr. Hyde. Der dritten Klasse gehören an (ebenso alle in der deutschen Ausgabe): Die Geschichte einer Lüge; Des Sire de Malétroits Tür; Die Abenteuer John Nicholsons und Der Leichenräuber. Damit

ist so ungefähr die gesamte Produktion der kleineren Erzählungen Stevensons gut eingeordnet. ‚Der Selbstmörderklub' und ‚Der Pavillon auf den Dünen' weist bereits Züge der heutigen Detektivgeschichte auf. ‚Die krumme Janet' ist eine schottische Teufelsgeschichte, ‚Der Schatz von Franchard' ist eine französische Erzählung, ‚Die Bucht von Falesa' berichtet uns die Einbürgerung eines Weißen unter den Eingeborenen, mit köstlichem Humor vorgetragen und mit erstaunlicher Kenntnis des Milieus. ‚Der Flaschenteufel' ist eine Teufelsgeschichte mit gutem Ausgang, nicht ganz von der starken atmosphärischen Kraft der ‚Krummen Janet'. ‚Die Vorsehung und die Guitarre' zeigt Stevenson als Meister der ironischen Charakteristik. Sie ist vielleicht das heiterste, beschwingteste Stück, das Stevenson geschrieben hat. Von den minderbegabten Kurzgeschichten, die als Ganzes nicht so zufrieden stellen, nur einzelne Momente in ihnen sind restlos geglückt, möchte ich vor allem erwähnen: ‚Will von der Mühle', eine Jugendarbeit, etwas schwärmerisch, übertrieben und sehnsüchtig, doch voll lauterer Naturpoesie. ‚Dr. Jekyll und Mr. Hyde' ist persönlich für Stevenson sehr aufschlußreich. ‚Die Geschichte einer Lüge' ist sehr schwach. ‚Der Leichenräuber' ist zu grausig. ‚Die Abenteuer John Nicholsons' sind als Ganzes nicht hervorragend, aber die Reise vom Mordhaus zum Bahnhof ist ein Glanzstück für die Fähigkeiten Stevensons, Spannung zu erregen. Von seinen Romanen, deren Stoff er mit Vorliebe dem 18. Jahrhundert Schottlands entnahm, ist der bedeutendste: ‚Der Junker von Ballantrae'. Das hinterlassene Fragment ‚The Weir of Hermiston' soll sein wertvollstes Romanwerk sein. Im ‚Junker von Ballantrae' ist die Gestalt des Junkers eine ganz bedeutende Leistung Stevensons. Sie kann nur verglichen werden mit Silver aus ‚Der Schatzinsel' und mit Alan aus ‚David Balfour von Shaw'. ‚Der Junker von Ballantrae' zeigt die formalen Qualitäten Stevensons in vollem Glanze. Wie er es versteht, eine Handlung, die bereits abbrach, wieder aufzunehmen und unser Interesse zu erwecken, das ist eine wahre Virtuosenleistung. ‚Der Junker von Ballantrae' läßt uns die Stärke der Begabung Stevensons nochmals lebhaft spüren, aber auch ihre Grenze. Unsere Phantasie wird bewegt, alle unsere Sinne werden gespannt, wir werden jeden Augenblick durch eine große Virtuosenleistung überrascht, besonders einprägsam sind die großen Szenen des Romans, ich erinnere nur die Duellszene und die Schlußszene, aber der Handlung fehlt trotz aller formalen und artistischen Qualitäten eben das, was Swinnerton die Idee nennt. So realistisch uns die Gestalten der Erzählung dünken, im Grunde sind sie phantastisch, entbehren sie eben jenes Realismus, der ein Zeichen wahrhaft produktiven Künstlertums ist, wie ihn die Gestalten Shakespeares, Vergils und Dantes haben.

Stevenson ist mehr Artist denn Künstler. Diese Feststellung vermag uns den Zauber seiner gewinnenden Person nicht zu brechen wie die Schönheit, Feinheit, Grazie und Klarheit seiner Werke. Sie vermag uns nur seine Grenzen zu zeigen. Maclair macht einmal die Bemerkung, daß wenige Menschen so geliebt wurden und werden wie Stevenson. Auch die Götter liebten ihn, meint er, und darum nahmen sie ihn so früh von der Erde. Gerade dann, könnte man hinzufügen, als er neue Wege in seiner Kunst beschritt, gerade vielleicht vor der Vollendung, die er nun nicht erreichte. Sein Erbe ist aber erfreuend und schön und dürfte noch einige Zeiten überdauern.

Paul Adams.

Volksbücherei und Volksschule

„Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien,
Wenn sie verschlagen sind auf fremden Strand."

Diesem Worte Gottfried Kellers nachsinnend, erkennen wir noch tiefer Bedeutung und Ziel aller wahren Volksbildung, unser Volk gesund und jugendfrisch zu erhalten, indem es sein Volkstum froh als Reichtum in seiner Kunst und seinen Sitten empfindet, seine Sprache nicht als Kanzleisprache, sondern als lebendig aus dem Herzen quillendes Wort erlebt, das für die Regungen des Herzens den rechten Ausdruck findet, zumal in der Mundart. Ist doch das Volkstum wie ein Baum, der tiefverwurzelt sein muß in heimischer Scholle. Jüngst hat noch Ernst Thrasolt in seinem Vortrag „Kunst und Volkstum" (erschienen in ‚Vom Wesen und Wollen katholischer Büchereiarbeit', Bonn, Borromäusvereins-Verlag) wie auch der viel zu wenig beachtete Josef Seiten in seinem ‚Im Aufbau der Zeit' (Paderborn, Junfermann) Beachtenswertes darüber gesagt. Heute mühen sich die Besten um die Bergung echten Volksgutes, damit unser Volk nicht ganz arm, auf fremden Strand verschlagen, entwurzelt werde. Vielleicht kommt eine Zeit, die gerade diese Arbeit als fruchtbringend für die Zukunft wertet, während sie manchen heute noch gepriesenen Roman lächelnd beiseite schiebt. Es scheint auch heute der Wert der dichterischen Arbeit unserer Tage gerade in der erdverwachsenen, volksnahen Dichtung zu bestehen, die hie und da, wie etwa Paula Groggers ‚Grimmingtor', wie eine über Nacht erblühte Blume uns vor die Seele tritt.

Volksbücherei und Volksschule dienen beide dem Volkstum, wollen beide lebendige Kräfte im Volke wecken und pflegen, sie sind Hüter echter Volkskultur, dienen lebendigem Leben. Wenn hier von Volksbücherei und Volksschule die Rede ist, so ist gedacht an die Tatsache, daß die Volksbücherei aufbaut auf der Volksschule, auf dem Wissen, aber noch viel mehr auf dem, was der Schüler an echter Dichtung, an echtem Volksgut in einem beseelten Unterricht erlebt hat. Der Volksbibliothekar muß anknüpfen an den Unterricht, an das Lesebuch der Volksschule, wenn er zielbewußt aufbaut. So ist es doch wohl recht, wenn auch der Volksbibliothekar seine Gedanken über den deutschen Unterricht in der Volksschule darbietet und darauf hinweist, welche Werke dem Lehrer zur Beseelung und Vertiefung des Deutschunterrichts geschenkt worden sind. Er selbst wird manches daraus lernen für seine Ausleihe, für die Anknüpfung an schon bekannte Dichtung, für die Gestaltung von Vorlesestunden, von Lesegemeinschaften und dankbar sein für die Arbeit, die vom Volksschullehrer schon geleistet ist. An diese anknüpfend entwickelt sich echte Volksbildung organisch wie die Pflanze aus keimendem Samen.

Beachtenswert sind für den Volksbibliothekar die ‚Richtlinien des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung für die Lehrpläne der Volksschulen' (1923, Breslau, Ferd. Hirt). Es sei hier nicht auf alle Unterrichtsstoffe und ihre Darbietung hingewiesen, obwohl fast alle in der Volksbücherei weiter dargeboten werden, sondern nur auf die deutsche Dichtung. In den anderen Gebieten zeigt sich aber auch, wie sehr die Volksbücherei auf dem Fundament steht, das die Volksschule errichtet. In den „Richtlinien" heißt es bzgl. der Grundschule u. a.: „Es muß die Forderung erfüllt sein, daß die Kinder, wenn sie die vier Klassen der Grundschule durchlaufen haben, leichtfaßliche Lesestücke fließend, lautrichtig und mit sinngemäßer Betonung lesen können.... Durch das Lesen werden die Kinder mit für sie geeigneten, aus dem Schatze des deutschen Schrifttums aus-

gewählten Stücken in gebundener und ungebundener Rede bekannt gemacht.... Auf schönen Vortrag der gelernten Gedichte, der jedoch nicht in Geziertheit ausarten darf, ist planmäßig hinzuwirken, wie auch sonst lautreine und deutliche Aussprache und ausdrucksvolles Sprechen sorgfältig, soweit erforderlich auch durch geeignete sprachtechnische Uebungen, gepflegt werden muß" (S. 17/18). Für die vier oberen Jahrgänge der Volksschule heißt es ebenda: „Der Unterricht im Deutschen soll die Schüler zum Verständnis der deutschen Sprache führen, ihr Sprachgefühl entwickeln, freien, natürlichen Gebrauch des Wortes und der Schrift pflegen und Freude an deutscher Art und Dichtung wecken.... Die Einführung in das Verständnis der Wortbedeutung, auch ihres zeitlichen Wandels, ist sorgsam zu pflegen und nicht nur im Deutschunterricht, sondern auch in anderen Fächern zu betreiben. Auch einiges Verständnis dafür, daß sich die Sprache lebendig entwickelt, ist zu wecken. Dabei wird der Vergleich mit der Mundart, die auch sonst im Sprachunterricht berücksichtigt werden muß, förderlich sein" (S. 25/26). So die Richtlinien. Es zeigt sich hier tiefes Verständnis dafür, daß die deutsche Sprache kein totes Vehikel für den Verstand sein darf, sondern von Herzblut durchtränkt, in der Muttersprache sagen wir ja unsere seligsten Gedanken. In den Lehrplänen, wie sie mir von Bonn und Frankfurt vorlagen, sind diese Richtlinien ausgearbeitet, ist außer dem Stoff der Lesebücher noch Klassenlektüre angegeben, z. B. für die Oberklasse der Knaben Schillers ‚Wilhelm Tell', Uhlands ‚Ernst, Herzog von Schwaben', Storms ‚Die Söhne des Senators', ‚Pole Poppenspäler', etwas aus Stifters ‚Bunte Steine', bei Mädchen etwa noch Webers ‚Dreizehnlinden' und Goethes ‚Hermann und Dorothea'. Freilich weist Susanne Engelmann in ihrer ‚Methodik des deutschen Unterrichts' (2. Aufl. 1927, Leipzig, Quelle & Mayer) auf S. 103 mit gutem Recht darauf hin, daß die idyllischen Epen dem Entwicklungsalter, das im Bedürfnis der Selbstbehauptung zur Ballade und zum Drama hinstrebt, nicht angemessen seien, so sei für die erste Klasse der Volksschule ‚Hermann und Dorothea' eine Qual trotz aller Kunst und Mühe des Lehrers. Uebrigens bieten die Referate von Brechenmacher und Rumpf im ‚Literarischen Ratgeber des Borromäusvereins' eine Fülle von geeigneter Klassenlektüre, zumal in billigen Jugendschriftenreihen. Schon dieser mehr allgemeine Hinweis zeigt, wie sehr der Deutschunterricht der Volksschule der rechten Benutzung der Volksbücherei vorarbeitet. Jeder Volksbibliothekar muß wissen, welche Dichtungen schon auf der Schule gelesen wurden, welche Dichter, besonders zeitgenössische, in den Lesebüchern vertreten sind, damit er an schon geweckte Interesse anknüpfen kann. Anderseits sollte jeder Lehrer den Katalog der in Frage kommenden Volksbücherei besitzen, um die Schüler wirksam auf geeignete und empfehlenswerte Dichtungen hinweisen zu können. Gottdank arbeiten viele Lehrkräfte selbst leitend in der Volksbücherei, wobei ihnen Kenntnis des Lehrstoffs wie der Schüler, der jetzigen wie der ehemaligen, zustatten kommt. So kann planmäßig die volksbildnerische Arbeit der Volksbücherei auf der Volksschule sich aufbauen. Oft genug erweist sich auf Grund der Durcharbeitung der Lesebücher für die Volksbücherei die Notwendigkeit, sie nach den im Lesebuch schon vertretenen Dichtern zu ergänzen.

Immer wieder begegnet man in den für die Hand des Lehrers gedachten Schriften über den Deutschunterricht den Gedanken über volkseigene Dichtung und eigenes, aktives Sicherarbeiten der Dichtungen. Zunächst möchte ich hier nennen Severin Rüttgers ‚Die Dichtung in der Volksschule' (384 S., 2. Aufl., Leipzig, Dürrsche Buchhandlung). In diesem, zumal durch ein gutes Namen- und Sachregister auch praktisch wertvollen Werk widmet der Verfasser der Volksdichtung einen breiten Raum, ganz im Sinne der Volksschule und der Volksbücherei. Der Volkserzieher bekommt eine klare Darstellung der Eigenart des Märchens, der

Sage, der Legende, der Fabel, des Schwanks, der deutschen Volksbücher, wie auch der neuzeitlichen Dichtung. Auch sind viele Anregungen für die Darbietung im Unterricht gegeben, viele Quellen und Texte sind genannt. Nicht alles, zumal bei angeführten Romanen, scheint mir für Jugendliche schon geeignet, aber im ganzen sah ich ein so abwägendes, vernünftiges, der Fassungskraft des Kindes entsprechendes Darbieten der Dichtung, daß ich glaube, Lehrer, aber auch Volksbibliothekare werden reichen Gewinn aus diesem Werke ziehen. Auch bei der Führung zu volkseigener Dichtung in Vereinen und Lesegemeinschaften leistet das Werk gute Vorarbeit. Feine Gedanken fand ich über Kind und Erotik (S. 264), über das Zurückgreifen auf schon Erworbenes (S. 322), was ja auch für uns gilt. Jeder Volksbildner sollte diese Lebensarbeit eines volksnahen Mannes sich zum Beispiel nehmen.

Grundlegend für das Mitempfinden echter Dichtung ist natürlich die eigene Anlage, aber auch die Erziehung in der frühen Kindheit. Das Kind hat durchweg ein feines Gefühl für Rhythmus wie auch für den Stimmungswert heller oder dunkler Laute. Ein etwa 2½jähriges Kind hörte einmal ein Märchen, das ich erzählte, verstand freilich noch nicht viel von seinem Inhalt, wohl aber empfand es das Steigen und Sinken der Stimme, hörte auf sie wie auf eine Melodie und sagte: „Onkel schön singen!" Auch in Kinderliedern und Reigen schwingt das Rhythmische und regt die Kinder zum Mitschaffen an. Wenn der Lehrer gerade eigenes Sicherarbeiten und Erleben bei den Kindern will, um Kräfte zu wecken, muß er an diese Dinge anknüpfen. Das sehe ich in zwei Werken, die für die Grundschule von Bedeutung sind, in Otto Karstädt ‚Dem Dichter nach. Schaffende Poesiestunden' (1 Teil. 386 S. 1925. Langensalza, Julius Beltz) und in Fritz Vogt ‚Schöpferische Poesiestunden' (84 S. 1926. Osterwieck a. Harz, Zickfeldt). Sollte ein Volksbibliothekar glauben, es sei doch zuviel und wohl auch überflüssig, auf die Arbeit in der Grundschule, ja sogar in der Kleinkinderschule, zurückzugreifen, dann übersieht er, daß gerade dann alle Tore der Kinderseele offenstehen und das Kind nach rhythmischer und gestenmäßiger Wiedergabe strebt und so an den Quellen der Kunst trinkt. Das alles zeigt sich später in der Volksbücherei, von der übrigens schon das Schulkind in der Jugendbücherei Gebrauch macht. Karstädt will anknüpfen an Rhythmus und Lautmalerei in dem Kinderlied, macht die Dichtung nicht zum geistigen Turnstoff, sondern läßt die Kinder miterleben und nachschaffen. Schallnachahmung, dramatisierte Darstellung von Kinderliedern, Spielen der Märchen in schöpferischem Nachahmetrieb, Weiterspinnen der Dichtung, Bilden eigener Rätsel zeigen Lehrer und Kind auf den Spuren des Dichters. Eine Fülle von Kinderdichtern und Dichtungen ist hier dargeboten, die jedem Kinderzieher zustatten kommt. Wohl jeder von uns hat einmal erlebt, wie Kinder ein von uns erzähltes Märchen mitformten, ja sogar bei einem freierfundenen den Lauf der Handlung mitbestimmten. Das alles zeigt mir, daß Karstädt einen richtigen Weg geht, in erster Linie freilich auf das Dichterische, Künstlerische achtet. Fritz Vogt geht in ‚Schöpferische Poesiestunden' einen ähnlichen Weg, will produktive Arbeit des Kindes, legt großen Wert auf Rhythmus und Sprachmelodie, Geste, Mienenspiel, zieht aber noch stärker das Bild, die Zeichnung heran, aus der erst die Dichtung heraus entwickelt und geformt wird. Eigene Reime und Sprüche erarbeiten sich die Kinder, kleine Dichter sind am Werk. Das ist etwas ganz Wundervolles, bietet freilich für den Lehrer viel Arbeit und verlangt natürlich auch Beherrschung der Zeit und Bewahrung vor uferloser Arbeit. Aber Gottdank, daß wir solche Lehrer haben. Als mir jemand bei einer Konferenz, als ich vom Vorlesen und Erzählen sprach, sagte: „Das ist aber schwer!", da habe ich mich gefreut.

Bei solcher Erkenntnis lernt der Erzieher noch am ehesten Eindringen in den Stoff und seine Darbietung.

Unmittelbar für den Gebrauch des Lehrers zur Darbietung der Dichtungen der Lesebücher sind geschaffen ‚Wege zum goldenen Tor' und ‚Wege zur Schatzkammer'. Beide Werke sind herausgegeben von H. Dohmann, W. Dortmann und W. Ebel (Verlag J. Kamp, Bochum). Jede Dichtung, jede Erzählung wird in einer Darbietung und in der Mitarbeit der Kinder gezeigt, oft skizzenhaft, oft ausführlicher. Viele Hinweise auf ähnliche Dichtungen, Bilder, Lieder, Vertonungen führen weiter zur selbständigen Lektüre, zur rechten Benutzung der Volksbücherei und zur geeigneten Auswahl der Klassenlektüre. Man spürt: hier wird das Dichterische nicht zergliedert und zerfasert, hier wird die Seele eingestimmt wie in der Ouvertüre der Oper, nur das Notwendigste wird erklärt. Daß dieses Werk nur Anregung zu eigenem Schaffen, nicht Kopierung will, dürfte selbstverständlich sein. Gerade in dem rheinischen Lesebuch ‚Die Schatzkammer' (Düsseldorf, Schwann) ist wirklich der Weg zum Schatz deutscher Dichtung geebnet für die Volksbücherei. Auch der Volksbibliothekar muß sich mit den Lesebüchern, ihrem Unterrichtsstoff und ihren Dichtern beschäftigen, damit er bei der Ausleihe daran anknüpfen kann. Da aber manche Dichtung daraus sich auch für Vereine eignet, so dürfte auch er die ‚Wege zur Schatzkammer' und die ‚Wege zum goldenen Tor' beschreiten, um recht darzubieten und vorzulesen. Uebrigens sei noch auf meinen kleinen Aufsatz über Lesebücher in der ‚Bücherwelt' (1925, 22. Jahrgang, S. 361—363) verwiesen.

‚Leben und Schaffen', Lesebuch für ländliche Knaben-Fortbildungsschulen, herausgegeben von Oberregierungsrat Dr. Wilkes, Reg.-Rat Kley, Schulrat Lombart und Schulrat Antz (328 S., reich illustriert, M. 4,—, 1927, Trier, Paulinus-Druckerei) weist über die eigentliche Volksschule hinaus. Das Leben in der Heimat, die Landschaft, ihre Bräuche, alles wird dargestellt und gedeutet, damit der junge Mensch nicht entwurzelt werde, sondern immer mehr hineinwachse in das Volkstum. Das will ja auch schon die Volksschule, aber der junge Mensch, der schon früh mitschaffen muß in der Landarbeit nach seiner Schulentlassung, ist in seiner Fortbildungsschulzeit doch mehr für solche Dinge empfänglich, da sein Blickfeld sich gerade durch die Berufsarbeit ständig erweitert. Dieses Lesebuch ist wirklich lebensvoll und kann unter rechter Anleitung durch den Lehrer dem jungen Menschen manches geben für sein Leben und Schaffen, ihn auch hinweisen auf Heimatdichtung und Pflege echten Volkstums auf dem Lande. Es zeigt, wie sehr man sich bemüht, in allem dem rechten Volkstum zu dienen, wie man sich den Weiteraufbau volksbildnerischer Arbeit, anknüpfend an die Volksschule als Grundlage und an die Berufstätigkeit, denkt. — Aehnliche Wege geht auch die Volksbücherei in der Pflege bodenständigen Volkstums bei der Auswahl ihrer Bücher. — Volksbücherei und Volksschule werden bei der Pflege lebendiger Volkskräfte die religiös-sittliche Kraft, „die fromme Kraft", wie Adalbert Stifter einmal sagte, nicht vergessen, weil sie dem lebendigen Menschen dienen wollen und dabei seine wertvollste Kraft nicht übersehen.

Daß mit dieser Darbietung der Beziehung von Volksbücherei und Volksschule nichts Erschöpfendes gesagt ist, wird jedem klar sein. Was hier nur als Anregung gegeben wurde, kann jeder Lehrer wohl für sich weiterausführen aus eigener Erfahrung. Sehr verstehe ich Seidenfadens Freude im ‚Heiligen Feuer' (Februar 1927, 14. Jahrgang, Heft 5, S. 196 ff.), Volkslehrer sein zu dürfen. Wir alle sollen es ja sein. Auch H. Deckelmann hat in seiner ‚Literatur des neunzehnten Jahrhunderts im deutschen Unterricht' (Berlin, Weidmann) vieles gegeben. Heinrich Kautz erzählt u. a. ‚Im Schatten der Schlote' (Einsiedeln, Benziger) von litera-

rischen Schülernachmittagen (S. 290 ff.). Sicherlich hat Josef Seiten recht, wenn er sagt: „Die Schule muß lebend sein, nämlich der Lehrer und die Methode". (‚Im Aufbau der Zeit', Paderborn, Junfermann, S. 93.) Der Volksbibliothekar muß sich anschließen an lebensvollen Unterricht der Volksschule, so daß unser Volkstum und unsere Sprache wirklich das Jugendland unseres Volkstums bleiben. All diese eben dargelegte Arbeit ist auf dem Wege dazu. Die Volksbücherei hat davon rechten Nutzen. Diese lebendig lebende Schule gibt unserem Volke „Gelegenheit zu ausgeglichener Wesensentfaltung und zur Volksgemeinschaft, zur Mensch- und Volkswerdung" (Seiten, ebda., S. 92).

Josef Zimmermann.

Von einer ländlichen Volksbücherei

Ein Jahr hatte der Borromäusverein in Weiden-Lövenich, einer kleinen Landpfarre von etwa 3500 Seelen, unweit der Großstadt Köln gelegen, geruht, um gegen Weihnachten 1925 zu neuem Leben zu erwachen. Eine gründliche Werbetätigkeit, ein Predigtsonntag, 2500 Flugblätter und einige Zeitungsartikel trugen dazu bei, daß ein Jahr später 138 Familien der Pfarre als Mitglieder dem Vereine angehörten, so daß mit einer Leserzahl von wenigstens 400 Personen zu rechnen ist. An diese 138 Familien wurden im Jahre 1926 3618 Bücher an 56 Ausleihetagen entliehen. Als Vereinsgabe erhielten 49 Familien 60 Bücher im Werte von rund 200 Rm. Teilweise hatten die Mitglieder auf eine Gabe zugunsten der Bibliothek verzichtet. Durch die Buchgemeinde wurden etwa 60 Bücher verteilt. Die Bibliothek zählte zu Beginn des Jahres 1926 898 Bücher, im Laufe des Jahres wurden 100 Bücher neu angeschafft, so daß heute 998 Bücher vorhanden sind. 124 Bücher mußten durch einen Buchbinder neu eingebunden werden. Im Juli 1926 erschien unser Bücherverzeichnis in neuer Auflage. Da von dem Gedanken ausgegangen wurde, daß sich dieses Verzeichnis selbst tragen müsse und die Vereinskasse in keiner Weise belasten dürfe, mußten die Herzen katholischer Verleger erweicht werden, was große Mühe kostete. Die Aufwendungen für den Ausbau der Bibliothek betrugen rund 650 Rm. Da der Betrag aus den Mitgliederbeiträgen allein nicht gedeckt werden konnte, wurde seitens der Zivilgemeinde, des Kreises Köln-Land und der Regierung ein namhafter Geldbetrag zur Verfügung gestellt.

Neue Arbeiten erwarten uns im Jahre 1927: wir gedenken, unseren Bücherbestand bedeutend zu erweitern, um unseren Lesern, die sich aus den verschiedensten Kreisen zusammensetzen (Arbeiter, Landwirte, Beamte, Kaufleute usw.) möglichst alle Wünsche erfüllen zu können.

Laurenz Lang.

Vereinsbühne und Laienspiel

Im Februar 1908 erschien als 37. Flugschrift des Dürerbundes eine erste Auslese von ‚Theaterstücken für Dilettantenbühnen'. Zwei Jahre vorher hatten Dr. Hermann Dimmler und P. Expeditus Schmidt mit der Gründung der ‚Volksbühne' das Theaterspiel in katholischen Vereinen in Pflege genommen. „Theater wird überall im Volke gespielt und gern genossen," so rechtfertigte der Dürerbund seine Hinwendung zum Dilettantentheater, „in allen Schichten und in allen Altern, von Kindeszeiten an. Und so hat ein Wegweiser zum Guten hier einen bedeutsamen und verantwortungsvollen Beruf." Oktober 1912 folgte als 101. Flugschrift eine zweite Auslese. Die beiden Hefte führten rund 350 Stücke auf, all das, was man aus der deutschen Bühnenliteratur dem Dilettanten anvertrauen zu können glaubte. Von unbedingtem Werte war nur weniges; zumeist waren es Stücke, die auf der Berufsbühne keine bleibende Stätte gefunden haben. In der zweiten Auslese tauchten vereinzelt Stücke auf, die nicht Literatur sein *wollten*, sondern die Zweckbestimmung „für die katholische Vereinsbühne" an der Stirne trugen. Im letzten Kriegsjahre kam eine dritte Auswahl des Dürerbundes heraus, die 185. Flugschrift, diesmal betitelt ‚Die Laienbühne'. *E. K. Fischer*, der für die Zusammenstellung zeichnete, nannte nicht nur im Vorwort katholische Theaterverlage und die Zeitschrift ‚Volkskunst', sondern nahm in das Musterverzeichnis auch eine ganze Anzahl von Stücken auf, die sich zur katholischen Vereinsbühne bekannten. Die Gruppierung unterschied drei Stufen, „nach Graden schauspielerischen Könnens. Unter die Stücke für bescheidenere Kräfte und Jugendliche sind die Märchen, manche Schwänke, Lustspiele und Weihnachtsstücke, kleine allegorische Spiele und Bilder aufgenommen; die Stücke für mittelgute Spieler enthalten historische Stücke, bürgerliche Schauspiele und Lustspiele mit einfachen, doch wirkungsvollen Handlungen und Figurentypen; die Stücke für sehr geübte Spieler von künstlerischer Fähigkeit umfassen psychologisierende Plaudereien und Lustspiele, soziale Gesellschafts- und Bauerndramen. Sie machen nur knapp ein Sechstel der Sammlung aus und wollen nur Proben sein. Gelingt ihre Wiedergabe, so kann sich die Spielerschaft auch an die größeren Vorbilder dieser Dramatik wagen, an Kleist, Grabbe, Grillparzer, Hebbel, an Hauptmann und Ibsen, an Eulenberg, Schnitzler und die neuen Idealisten." Während die beiden ersten Auswahlhefte unterschiedslos „literarische" Anforderungen an die Dilettanten stellten, sucht Fischer durch die Abstufung in der dritten Auslese der Wirklichkeit, den tatsächlichen Bedürfnissen und Fähigkeiten näherzukommen. Bei der obersten Stufe läßt er freilich eine innerlich begründete Abgrenzung der Laienbühne von der Berufsbühne vermissen, und es zeigt sich, daß die neue Bezeichnung ‚Laienbühne' doch nur ein anderer Name für eine alte Sache ist.

Nun bietet Fischer in der 208. und 210. Flugschrift des Dürerbundes eine völlige Erneuerung und Umgestaltung der alten Verzeichnisse, mit größtenteils neuem Aufführungsstoff. Mit zwei verschiedenen Gruppen wendet er sich an ganz verschieden geartete Kreise. ‚*Die neue Vereinsbühne*' nennt er die eine Auslese, ‚*Die Laienbühne als Gesinnungstheater*' die andere. Der Weg von der 37. zur 210. Flugschrift, eine Zeitspanne von nahezu 20 Jahren, spiegelt die Entwicklung dessen, was man früher unbedenklich ‚Dilettantentheater' nannte, und was heute als ‚Laienbühne' auftritt. Die Umtaufe besagt an sich sehr wenig, aber es ist doch in den 20 Jahren etwas Neues geworden. Die *Jugendbewegung* (das Wort im strengen, nicht im willkürlich erweiterten

Sinne verstanden) ist zum Spiel gekommen, — vom Lied und Tanz zum dramatischen Spiel. Sie hat damit keine neue Ausdrucksform erfunden. Ihr Spiel ist dem uralten Trieb entsprungen, der sich auch im ‚Dilettantentheater' äußert. Nicht *was* sie tut, ist neu, sondern *wie* sie es tut. Die Jugendbewegung hat ja auch nicht die Naturfreude erfunden. Ehe sie da war, hat man ‚Touren' gemacht, und in größeren Haufen ‚Ausflüge'. Wenn die neue Jugend ‚auf Fahrt' geht, ist es aber etwas anderes. Aehnlich liegt es beim dramatischen Spiel. Bedeutet dies Andere und Neue, daß nun alles, was an Bühnenspiel der ‚Laien' vorher war, erledigt zu sein hat? So wenig, wie durch die jugendbewegte Wandergruppe der Tourist von ehedem die Daseinsberechtigung verloren hat. Freilich sagt die bewußte Jugendbewegung — und ein Teil ist noch *sehr* bewußt —, daß durch ihre neuen Kulturformen die alten dem Untergang geweiht seien. So lange sie aber noch nicht untergegangen sind, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als weiter zu existieren, — und sie sollten den Mut dazu haben. Auch die Vereinsbühne, die nun einmal vor dem neuen Jugendspiel da war und einen anderen Pflanzboden hat.

Fischer sagt in der 208. Flugschrift: „Angesichts der umfangreichen Laienbühnenbewegung, die dem Vereinstheater den Kampf angesagt hat, zögerten wir zunächst mit der Erneuerung der alten Dramenlisten, aber schließlich siegte doch die Erkenntnis, daß neben der *Laienbühne als Gesinnungstheater* die *Vereinsbühne als Unterhaltungs- und Bildungstheater* weiterbestehen wird und daß deshalb *alles* getan werden muß, *auch* der Vereinsbühne wertvolle Aufgaben zu schaffen und ihren Spielleitern Fingerzeige zu geben zur Reformierung ihrer Tätigkeit." Die Grenzlinie zwischen dem Alten und dem Neuen auf der Laienbühne sehen wir allerdings nicht da, wo Fischer sie sucht. Wie kommt er zu der Kennzeichnung ‚Gesinnungstheater'? Ein Vergleich der beiden Listen zeigt, daß Fischer unter ‚Vereinsbühne' die *Theatervereine* (‚Dilettanten-Klubs') versteht und unter der ‚neuen Laienbühne' die gesinnungsmäßig, weltanschaulich verbundene Spielgemeinschaft. Er führt in der 210. Flugschrift viele Stücke an, die wir nicht zum Laienspiel der neuen Jugend rechnen können, obwohl sich die umfangreiche Einleitung zu dem Verzeichnis fast ausschließlich auf das Schrifttum der Jugendbewegung stützt. In seinem Sinne ist die katholische Vereinsbühne mehr ‚Gesinnungstheater' als ‚Vereinsbühne'. Mindestens steht sie *zwischen* jener Fischerschen Vereinsbühne und dem neuen Laienspiel. Die ‚Volkskunst' ist seit 15 Jahren bemüht, die katholische Vereinsbühne vor der Vermischung mit dem Theaterklub zu bewahren; die Abgrenzung ist deswegen schwierig, weil sie nicht auf der Oberfläche, sondern in der inneren Haltung liegt. Freilich haben die Wesensunterschiede auch Einfluß auf das *äußere* Verhalten, vor allem auf die Stoffwahl. So können nur ganz wenige von den Stücken, die Fischer der ‚Vereinsbühne' empfiehlt, in katholischen Vereinen heimisch werden, viel dagegen, wohl die *meisten* aus der zweiten Liste. Gegenüber dem neuen Jugendspiel muß natürlich das ‚Gesinnungstheater' der katholischen Vereinsbühne auch sein Daseinsrecht behaupten. Sie braucht nicht vor ihm in ihres Nichts durchbohrendes Gefühl zu versinken, — sie darf es aber auch nicht kopieren wollen.

Der Eigenart des neuen Laienspiels sind ‚*Die Blätter für Laien- und Jugendspieler*' angepaßt. Der Schriftleiter, Dr. *Ignaz Gentges*, weiß jedem Hefte Charakter und Gehalt zu geben und einen Kreis von Mitarbeitern um sich zu sammeln, die das Ohr der bewegten Jugend haben dürften. Es wird gelegentlich den ‚Blättern' vorgeworfen, daß sie zuviel in Theorie und Abstraktion machten. Mit Unrecht erhebt man das zum Vorwurf. Aus dem Geist

der Jugendbewegung gewachsen und für ihre Spielscharen bestimmt, mußte die Zeitschrift dem Hang der Jugendbewegung zu Reflexion und Diskussion Rechnung tragen. Die letzten Hefte kommen den Wünschen der ‚Praktiker' weit entgegen, z. B. das recht gediegene Heft 4 des zweiten Jahrganges mit dem Thema ‚Probenarbeit'. Die Forderung, die ‚Blätter' möchten sich mehr nach den Aufgaben und Bedürfnissen der Vereinsbühne richten, ist durchaus abwegig. Im gleichen Maße, in dem sie das tun wollten, würden sie sich für die Jugendbewegung und ihr Spiel entwerten. Es ist ja nicht so, als ob die ‚Blätter' seither „zu hoch" gestanden hätten, um der Vereinsbühne dienen zu können. Wenn das wäre, könnten sie sich bemühen, die Vereinsbühne zu sich emporzuziehen. Sie stehen nicht einfach höher als die Vereinsbühne, sondern anderswo, in einem ganz andern Lebensbereich. Wenn sie diesen ihren Standort verlassen, verlieren sie den Boden unter den Füßen. Eine innere Notwendigkeit, daß der Bühnenvolksbund und die ‚Blätter' die katholische Vereinsbühne in Obhut nehmen, besteht ohnehin nicht. Im Gegenteil, das Bühnenspiel der katholischen Vereine kann seiner Eigenart entsprechend nur im Zusammenhang mit der übrigen Bildungspflege zu höherer Zielsetzung und Gestaltung gebracht werden, — und diese umfassende Bildungspflege liegt den katholischen Verbänden ob, in die sich ja alle Vereine einfügen.

Einer Abschließung und Inzucht der katholischen Vereinsbühne soll damit nicht das Wort geredet sein. Trotz der Eigengesetzlichkeit des neuen Laienspiels und der Vereinsbühne kann diese von jenem mancherlei gewinnen. Daß und wie gerade die Leistungen des Bühnenvolksbund-Verlages für unsere Vereinsbühne fruchtbar gemacht werden können, zeigt die ‚Volkskunst' (Volksvereinsverlag, M.-Gladbach) seit Jahren. Ich wage zu behaupten, daß von keiner andern Stelle so viel und so erfolgreich gearbeitet worden ist, um den Jugend- und Laienspielen des Bühnenvolksbundes den Weg in die Vereine zu bahnen, wie von der ‚Volkskunst' und ihrer Beratungsstelle. Es darf dabei auch auf das neue Auswahlverzeichnis ‚Die Volkskunstliste guter Spiele für die Laienbühne' hingewiesen werden. Das Spielgut der Jugendbewegung, soweit es überhaupt für andere Lebenskreise erschließbar ist, hat Aufnahme darin gefunden. Was unsere Vereinsbühne als ‚Gesinnungstheater' ist, und wo sie sich in der Stoffwahl mit der ‚Vereinsbühne' Fischers und mit dem Laienspiel der Jugendbewegung berührt, geht aus dem genannten Verzeichnis hervor. Es ist das Ergebnis einer zwanzigjährigen Prüfungsarbeit, die auch in Zukunft fortgesetzt wird, und es liegt im Sinne einer fachlich soliden Arbeitsteilung, daß die ‚Bücherwelt' die kritische Bewertung dieser Art von Literatur der ‚Volkskunst' überläßt.

Emil Ritter.

Flugschriften des Dürerbundes. 208 Die neue Vereinsbühne. Von E. K. Fischer; 2 Mark. 209 Kultur der Feste. Von Wilh. Spohr; 1 Mark. 210 Die Laienbühne als Gesinnungstheater. Von E. K. Fischer; 2,40 Mark. München, Georg D. W. Callwey, Verlag.

Die Blätter für Laien- und Jugendspiel. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin SW. 68. Jährlich 4 Hefte, Bezugspreis 2,40 Mark.

Die Schatzgräberbühne. Eine Sammlung deutscher Volks-, Jugend- und Puppenspiele. Bisher 34 Hefte. Herausgegeben vom Dürerbund bei Georg D. W. Callwey, München. 40—60 Pfg. das Heft.

Totentanz in elf Bühnenbildern. Von Wilhelm Wiesebach. Ferdinand Schöningh, Paderborn. 3 Mark.

Die Treue des Jakobus Balde. Ein Spiel neuer deutscher Jugend. Von Karl Glock. Würzburg, Verlag Karthause. 1,25 Mark.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Schulz, Alfons: Das Buch der Richter und das Buch Ruth, übersetzt und erklärt. (Die Heilige Schrift des Alten Testamentes, übersetzt und erklärt. In Verbindung mit Fachgelehrten herausgegeben von Franz Feldmann und Heinr. Herkenne, II. Bd., 4. und 5. Abt.) 129 S. Bonn 1926, Hanstein.

Derselbe Verfasser, der das Buch Josue übersetzt und erklärt hat, hat auch das Buch der Richter und das kleine Buch Ruth bearbeitet. Er vertritt den Standpunkt, daß das Richterbuch nicht in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen, sondern durch größere und kleinere Zusätze erweitert worden ist, von denen manche noch auf den eigentlichen Verfasser zurückgehen können. Der Abschnitt über die Zeitrechnung läßt zu wünschen übrig; hier hätte die Annahme mancher Aegyptologen und Alttestamentler berücksichtigt werden müssen, daß der Auszug der Israeliten aus Aegypten unter dem Pharao Menephtah erfolgt ist, eine Annahme, die der Verfasser in seinem Kommentar des Buches Josue (S. 4) nicht als unmöglich hinstellt. Jedenfalls bedarf dieser Abschnitt bei einer neuen Auflage einer Umarbeitung.

Godesberg. H. J. Heyes.

Feldmann, Franz: Das Buch der Weisheit, übersetzt und erklärt. (Die Heilige Schrift des Alten Testamentes, übersetzt und erklärt. In Verbindung mit Fachgelehrten herausgegeben von Franz Feldmann und Heinr. Herkenne, VI. Bd., 4. Abt.) 131 S. Bonn 1926, Hanstein.

Wir dürfen uns darüber freuen, daß Feldmann sich die Bearbeitung dieses Buches vorbehalten hat, da er bereits vor einem Vierteljahrhundert eine Monographie über den Text desselben hat erscheinen lassen und sich hernach auch viel mit dem Buche beschäftigt hat. Der Kommentar ist eine reife Frucht langjähriger einschlägiger Studien. Die einleitenden Ausführungen zu dem Buche verraten den kundigen Fachmann, die Uebersetzung ist gut, die Erklärungen sind gediegen. Da die Bonner Alttestamentliche Bibel nicht an erster Stelle für zünftige Forscher bestimmt ist, die sich in der Literatur zu den biblischen Büchern auskennen, dürfte eine Scheidung der Literatur in katholische und nichtkatholische am Platze sein.

Godesberg. H. J. Heyes.

Janvier, P. M. A., O. P.: Das Leiden unseres Herrn Jesu Christi und die christliche Moral. Ins Deutsche übertragen von P. Beda Ludwig O. S. B. Band III. 1. und 2. Auflage. 134 S. Kirnach-Villingen 1926, Verlag der Schulbrüder. Leinwandband M. 2,80.

Noch einmal bringt der Uebersetzer von Janviers Konferenzen (vgl. Bd. I: Bücherwelt 1925, März, S. 128/29; Bd. II: ebenda 1925, August, S. 365/66) die reifen Früchte großer Gedanken einer durch Jahrzehnte gegangenen aszetischen und homiletischen Meisterschaft, deren Eigenart zwar traditional mitbestimmt, aber nicht weniger original weitergeführt ist, diesmal gestellt unter die Leitgedanken: „Christus als Opfer und Sühne". In lapidarer Einfachheit steigt das Königtum Christi als des unsterblichen Königs der Martyrer über die Ungerechtigkeit und Leidenschaft sterblicher Größen hinwegschreitend zu grandioser Höhe empor, bis die letzte Betrachtung: „Christus in seinem Leiden wirkend für andere", in ihrer philosophischen Weite und theologischen Tiefe lange Abhandlungen über das heute viel erörterte Problem der Gemeinschaft weit überragend, die Passion des Herrn als das ergreifendste und heiligendste Schauspiel zusammenfaßt, um die katholische Moral als Lehre der aus Gnade und Glauben fließenden Tat in neuer Lichtgebung überzeugend zu rechtfertigen. So bilden die drei Bände eine in das Blut der stillen heiligen Passion des Erlösers getauchte und von der Glut tiefernster Meditation überhauchte Apologie der katholischen Moral, einzig in ihrer Art!

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Morawski, Marian: Abende am Genfer See. Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung. Aus dem Polnischen übertragen und bis auf die Gegenwart ergänzt von Jakob Overmans. 13. u. 14., verbesserte Auflage. (27.—29. Tausend.) XII u. 294 S. 8°. Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 3.30. Gbd. in Lwd. M. 4.50.

Daß mit der 13. und 14. Auflage der „Abende am Genfer See" erst das 27.—29. Tausend des berühmten und beliebten Buches hinausgeht, kann einigermaßen überraschen. Zwischen 1904, wo der Herausgeber das Buch aus Osteuropa nach Deutschland brachte, und heute liegen 22 Jahre. Es gingen also jährlich etwa 1000 Exemplare in die deutsche Welt, gewiß eine an sich beachtenswerte Zahl, aber doch zu wenig im Hinblick auf die große Zahl der Zweifelnden und Suchenden, zu wenig in Berücksichtigung auch des hohen literarischen Wertes, der die ‚Abende' zweifellos auszeichnet. Die Bestimmung der Rechtsnachfolger Morawskis, daß der literarische Charakter des Buches erhalten werden müsse, verbieten dem Herausgeber textliche Veränderungen, weshalb er in einem „kritischen Rückblick" Ergänzungen bietet, die in meisterhafter Weise den gegenwärtigen Stand der in den sieben Abenden behandelten religiösen Fragen beleuchtet. Der Leser wird gut tun, wenn er den Hinweis auf diesen kritischen Rückblick, der am Ende eines jeden Abends gegeben wird, gleich beachtet und das bei der Lektüre gewonnene Bild sofort ergänzt und vervollständigt.

Religiöse Unklarheit und Verworrenheit beherrscht die Zeit. Daneben läuft freilich auch ein starkes Sehnen nach religiöser Klarheit und Freude. Hier bietet sich allen Deutschen, namentlich den Studierenden und Akademikern ein kundiger und gewinnender Führer an. Er kommt gerade wieder zur rechten Stunde. Möge sein Angebot freudige Beachtung und erfolgreichen Widerhall finden, damit wachsende religiöse Klarheit und Wahrheitsfreude wieder allgemeines Gut der katholischen Seele werde.

Mainz. Georg Lenhart.

Isidora, Schwester aus der Gengenbacher Kongregation: Die sieben Gaben des Heiligen Geistes. Betrachtungen über ihre Bedeutung für das geistliche Leben. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Engelbert Krebs, Professor der Dogmatik an der Universität Freiburg (Bücher für Seelenkultur.) XVI u. 336 S. 12° Freiburg i. Br. 1926, Herder. Gbd. in Lwd. M. 7,—.

Das Buch wird viel Beachtung finden und manche Aeußerung der Theologen hervorrufen. Eine Nonne, die nur durch die Volksschule ihres schwarzwäldischen Heimatdorfes hindurchgegangen ist und im Gengenbacher Kloster unter den Paramentenstickerinnen sitzt, hat es im Gehorsam gegen ihren Superior geschrieben, und kein Geringerer als der bekannte Freiburger Dogmatiker Engelbert Krebs macht es der Oeffentlichkeit zugänglich. Schwester Isidora „schrieb am leeren Tisch, ohne Buch und sonstige literarische Hilfsmittel: sie begann im Jahre 1912 mit weitspannendem Plan und vorschauender Einteilung und Anordnung der Gedankenreihen; und sie schrieb wegen der Kürze der wöchentlich zugemessenen Schreibzeit mehrere Jahre lang." (S. 2.) Die Original-Niederschrift selbst, die in einem kleineren eingeweihten Kreise schon längere Zeit bekannt war, hat schon ihre Geschichte, und es dauerte lange, bis Prof. Krebs sich entschloß, sie herauszugeben, und zwar unverändert. Er bemerkt dazu, nachdem er sich über Erkenntnisart und Sprechweise der Verfasserin geäußert hat (S. 2—4): Infolge der erwähnten Unvollkommenheiten der Handschrift gab es für den Herausgeber, der unter der unscheinbaren Schale den edlen Kern nicht verkannte, zwei Möglichkeiten: entweder die Betrachtungen durch Textänderungen und Anmerkungen zurechtzumachen, so daß sie ohne Mißverständnis auf ihren tiefen Grund hinab ausgeschöpft werden konnten, oder den Text unverändert abzudrucken, aber in einer vorausgeschickten Einleitung auf die Tatsache und die Gründe dieser Unvollkommenheiten aufmerksam zu machen, die theologischen Unrichtigkeiten im einzelnen richtigzustellen, die großen Wahrheitsschätze in ihrer Bedeutung herauszuheben und so den Leser instandzusetzen, ohne Gefahr des Irrtums sich in dem früchtereichen Garten zu ergehen, der hier erschlossen wird." (S. 5.) Krebs hat den letzteren Weg ge-

wählt, in der richtigen Annahme, daß an dem Texte, so wie ihn Schwester Isidora geschrieben, nichts geändert werden dürfe. Nur hat er die vielen Zwischenüberschriften beigegeben, die bezeichnenderweise in dem Manuskript fehlen. Die Ausführungen des Herausgebers über „Mißverständliches und Verbesserungsbedürftiges" (S. 7 ff.), der Traktat über „die theologische Bedeutung der vorliegenden Betrachtungen" (S. 11 ff.) machen die Krebssche Einleitung (S. 1—41) zu einem sicheren Führer durch das hochinteressante Buch (S. 42—366), das uns im Hinblick auf die Verfasserin, ihren Bildungsgrad und ihr Rüstzeug von einem Rätsel ins andere wirft. Da denkt man immer wieder an Joh. 7, 15. 16. Ein Fingerzeig über ihre Erkenntnisquelle dürfte in folgender Mitteilung des Herausgebers liegen: Sie war eine junge Schwester, in den zwanziger oder anfangs der dreißiger Jahre stehend, als ihr beim Beten und Betrachten die ewigen Wahrheiten der Offenbarungslehre in einem „inneren Lichte" aufzuleuchten anfingen. Möge dieses Licht, das der Verfasserin aufgeleuchtet ist, damit andere Gott und sich in diesem Lichte betrachten, recht vielen bei der Lektüre dieses einzigartigen Buches aufleuchten! Spiritus, ubi vult, spirat!

Mainz. Georg Lenhart.

Hilpisch, Gg.: Die Genossenschaft der Barmherzigen Brüder von Montabaur. 88 S. Wiesbaden 1926, Rauch. In Leinenband M. 4,50.

Nach den Akten der Bischöflichen Behörde, nach der Genossenschaftschronik und nach seinen eignen Erinnerungen und Erfahrungen hat der 80jährige Domdekan Prälat Hilpisch in Limburg die Entwicklungsgeschichte der Barmherzigen Brüder von Montabaur in einer ansprechenden, warmherzig geschriebenen Schrift dargestellt. Man wird bei der Lektüre, die nie ermüdet, von innigem Danke gegen Gott erfüllt, der dem Geist ernster christlicher Nächstenliebe nie seinen Segen versagt, der heute noch das Schwache und Unscheinbare erwählt, um das Starke zu beschämen. Schon unter diesem Gesichtspunkt ist die schöne, dem Herzen entflossene Arbeit des verdienstvollen, greisen Domdekans überaus dankenswert. Dazu darf sie als Beitrag zur Geschichte des apostolischen Bischofs Peter Jos. Blum, dessen Wirksamkeit so viele Parallelen zu der Kettelers bietet, nicht übersehen werden. Für die Barmherzigen Brüder aber bedeutet sie einen Ehrenschild, den sie aus pietätvoller Hand empfingen und für ihre weiteren Wege hochhalten werden.

Mainz. Georg Lenhart.

Lebensbilder

Waltendorf, M. J. v.: Sponsa Christi. Schwester Maria Angelika von Jesus, Unbeschuhte Karmeliterin (1893—1919). Nach ihren Aufzeichnungen. Mit Erlaubnis des Karmel von Pontoise herausgegeben. Mit 3 Bildern. (Bücher für Seelenkultur.) VIII u. 162 S. 12° Freiburg i. Br. 1926, Herder. gbd. in Lwd. M. 4,20.

Eine zweite „Blüte vom Karmel". Im allgemeinen steht Referent derartigen jugendlichen Selbstbiographien mit einiger Zurückhaltung gegenüber. Hier aber ist er von der Lektüre doch stark gefesselt worden. Warum? Erstens durch die wie eingegossen erscheinende Jesusinnigkeit, die das Kind schon auszeichnet und sich von der ersten heiligen Kommunion an steigert, ohne daß das Kind selbst etwas Besonderes dazu tut. Zweitens durch die Berührung der Kleinen mit dem deutschen Protestantismus, der sie im blutsverwandten deutschen evangelischen Pfarrhaus ihre Verlassenheit fühlen läßt und die katholische Jesusinnigkeit nur stärkt, die nach der Rückkehr in die Heimat immer verklärender ihre Seele durchglüht. Drittens durch die religiöse Reife, die kein Gebetbuch braucht und will, sondern von selbst die Seelenverbindung mit dem eucharistischen Heiland zu finden weiß. Viertens durch die Einfachheit, mit der Yvonne dem plötzlich erkannten Berufe sich hingibt und ihre Berufswege geht, bis die Stunde der Verklärung schlägt. Darum muß ich in dem Werkchen, von allen anderen Zwecken, die es haben mag, abgesehen, wirklich ein Buch für Seelenkultur sehen.

Mainz. Georg Lenhart.

Eine Sonnenblume. Leben und Wirken der Mutter Maria von der Passion, Stifterin der Franziskanerinnen-Missionärinnen Mariens, 1839—1904. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe, besorgt von P. Leo Schlegel, O. Cist. 376 S. Wiesbaden 1926, Rauch. gbd. M. 6,50.

Es handelt sich wieder um das Leben und Wirken einer großen, starken, heiligmäßigen Frau, der die Ehre der Altäre winkt. Zwei Gedanken greifen in diesem Leben stark ineinander über: opferfrohe Liebe zum eucharistischen Heiland und auf diesem Fundament missionsbegeisterte Arbeiten zur Ausbreitung der Kirche. Man darf nicht verhehlen, daß der Uebersetzer mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt gearbeitet hat, um das Erblühen dieser Heilandssonnenblume in vollendeter Schönheit aufzuweisen. Möge das Buch namentlich in unseren Frauenklöstern in recht vielen Seelen ähnlich tatstarke Heilandsliebe wecken, damit wir der Gottesgnade, die uns in den trüben Tagen der Gegenwart so viele Sonnen wahrer Heiligkeit leuchten läßt, würdig bleiben!

Mainz. Georg Lenhart.

Mut, D. W.: Zwei neue Heilige. Die hl. Theresia vom Kinde Jesu und der hl. Petrus Canisius. 152 S. München 1925, Salesianerverlag. Gbd. M. 3.—.

In dem Büchlein nimmt die Darstellung der Heiligsprechungsakte einen breiten Raum ein. Das gibt ihm einen eigenen Wert. Unangenehm fällt auf, daß der hl. Theresia vom Kinde Jesu im ganzen 115, dem hl. Petrus Canisius nur 32 Seiten gewidmet sind, die sich wie ein Anhang zu dem ersten Lebensbilde ausnehmen. Bei der überragenden Bedeutung des hl. Petrus Canisius hätte das nicht geschehen sollen. Für eine Neuauflage dürfte dem Verfasser zu empfehlen sein, das über den hl. Petrus Canisius Gesagte in das Canisiusbändchen seiner „Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten" hineinzuarbeiten.

Mainz. Georg Lenhart.

Mut, D. W.: Der hl. Petrus Canisius. Der Retter des katholischen Glaubens in Deutschland. 96 S. München 1925, Salesianerverlag. Gbd. in Pappband M. 1.50.

Die kurze Lebensbeschreibung zeichnet sich durch große Uebersichtlichkeit aus, die den vielverzweigten äußeren Lebensweg des Heiligen gut überschauen läßt. Dabei wird das Bild seiner Wirksamkeit mit möglichster Sorgfalt gezeichnet, daß man mit lebhafter Bewunderung vor der ungeheuren Vielseitigkeit dieses einen Mannes erfüllt wird, dessen Verehrung ins gesamte kath. Volk Deutschlands zu tragen, eine heilige Ehrenpflicht ist.

Mainz. Georg Lenhart.

Mut, D. W.: Der selige Joseph Cafasso, Beichtvater und Seelenführer des ehrw. Don Bosco. 258 S. München 1925, Salesianerverlag. Kart. M. 3.—.

Der Titel könnte zu der falschen Meinung veranlassen, es sei das Leben des seligen Joseph Cafasso hauptsächlich in seinen Beziehungen zu Don Bosco dargestellt. Gewiß ist oft von Don Bosco die Rede, gewiß ist das ganze Buch ein Beweis, daß Don Bosco auf den Schultern Don Cafassos steht, daß dieser das Werk Don Boscos von Anfang an mit Rat und Tat gefördert hat. Der eine Heilige hat eben einen zweiten Heiligen gebildet und auf seinen Weg gestellt. Aber nur ein Kapitel (XV. S. 112 ff.) handelt ausdrücklich von den engen Beziehungen der beiden begnadeten Männer zu einander. Alles andere zeigt den seligen Joseph Cafasso in seinem priesterlichen Wirkungskreis, der die Ausbildung von Seelsorgern und die Seelsorge selbst umfaßte. Immer wird man bei der Lektüre an das Schriftwort erinnert: Mirabilis Deus in sanctis suis (Ps. 67, 36). Der Heilige, den der Wille treibt, Seelen für Christus zu gewinnen, kennt keine irdischen Rücksichten und Berechtigungen, er geht den geraden Weg und arbeitet bei Tag und Nacht, bis der gebrechliche Körper unter Entbehrungen und Mühsalen zusammenbricht. Der selige Joseph Cafasso ist dafür ein glänzender Zeuge, und sein Biograph hat alles getan, um sein Zeugnis in hellstem Lichte erstrahlen zu lassen.

Don Cafasso wurde am 26. April 1925 selig gesprochen, das Jahr 1927 bringt voraussichtlich die gleiche Ehre für Don Bosco.

Mainz. Georg Lenhart.

Görres' Briefe an seine Braut und Familie. Ausgewählt und er-

läutert von Robert Stein. 102 S. 7 Abb. 8° M. Gladbach 1926, Volksvereinsverlag. Brosch. M. 2,40, geb. M. 3,60.

Ueberströmendes Liebesglück des jugendlichen Bräutigams, sorgende Liebe des Vaters und Großvaters reden aus diesen Briefen eines Mannes, der nicht bloß ein bedeutender Gelehrter und Politiker, sondern auch ein gütiger, reiner Mensch war. Der historisch-politische Hintergrund der Zeit scheint in den maßvollen Erläuterungen des Herausgebers zwischen ihnen hindurch, ohne die frische Unmittelbarkeit des Eindrucks zu beeinträchtigen. Das Büchlein stellt sich in einer höchst gediegenen Aufmachung dar und wird für jeden, der mit historischem Sinn ein tieferes menschliches Empfinden verbindet, eine Quelle erlesenen Genusses bilden. Besonders die deutschen Mütter, denen es gewidmet ist, dürften Trost und Kraft in ihm finden.

Linnich (Rhld.) August Schmitt.

Hedin, Alma: Mein Bruder Sven. Nach Briefen u. Erinnerungen. Volksausgabe. 172 S. Mit 17 Bildern. Leipzig 1927, F. A. Brockhaus. Geh. M. 3,30, geb. in Lwd. M. 5,—.

Sven Hedin gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten Reisenden unserer Zeit. Durch seine Kühnheit und seine Ausdauer gelang es ihm, manchen weißen Flecken auf der Karte auszufüllen. Dazu ward ihm noch die Gabe, das Geschaute und Erlebte flüssig darzustellen und durch gute Zeichnungen zu erläutern. Seine Reiseberichte lesen sich wie spannende Romane, die durch ihre Zuverlässigkeit noch an Wert gewinnen. Er gehört darum auch wohl zu den meistgelesensten Autoren Europas. Es hat ihm auch nicht an Ehrungen jeder Art gefehlt. Zu lesen, daß er trotz alledem ein bescheidener, liebenswürdiger Mann blieb, befriedigt darum sehr. Von diesen Eigenschaften legt das Buch seiner Schwester Alma Zeugnis ab. Wenn auch eine Schwester ihrem Bruder mit besonderer Liebe zugetan ist, so ist sie doch in ihrem Werke von einer Verhimmelung weit entfernt. Man kann es begrüßen, daß der Verlag Brockhaus durch Herausgabe einer Volksausgabe das Werk auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Der Mensch Hedin verdient es. Naturgemäß hat das Buch durch die notwendigen Kürzungen an Anschaulichkeit verloren. Manches Wichtige wird nur obenhin gestreift. Man muß daneben seine Reisewerke lesen. Und wenn das Buch dazu anregt, so hat es immerhin seinen Zweck erfüllt. Besonders die Jugend sollte lesen, wie hart er hat arbeiten müssen, wie unendlich die Schwierigkeiten waren, mit denen er zu kämpfen hatte, damit sie Mut sammele für das Schwere, welches das Leben ihnen auferlegt. Man kann das Werk, welches zum größten Teil aus Familienbriefen besteht, — hier zeigt er sich auf eine liebenswerte Art — unbedenklich den Büchereien empfehlen.

Emden. Georg Schäfer.

Lebenskunde

Wurm, Alois: Der Sieg über das Leben. 55 Seiten und 54 Tafeln in Kupfertiefdruck. München, Verlag Josef Müller. Leinen M. 12,—.

Dies Buch behandelt den Kampf des individuellen Lebens gegen das große Leben da draußen — nicht in unanschaulichen Erörterungen, sondern an Hand von Bildern, die Lebenssieger aller Art uns vor Augen stellen. Es ist ungemein wertvoll, daß sich ein Psychologe dieses Mittels bedient, durch das er viele Worte spart, Irrtümer verhindert und die Kraft des Eindrucks steigert. Natürlich leidet dabei die eigentliche Erfassung des Kunstwerkes, und vielfach sind minderwertige Werke für diesen Zweck besser geeignet als Meisterschöpfungen. Aber es wäre falsch, daraus einen Vorwurf abzuleiten, da ja diese Veröffentlichung ganz andere Ziele als solche der Kunsterschließung verfolgt. Mit rechter Volkstümlichkeit geschrieben, vermeidet die Schrift alle zu schwierigen Feinheiten, manchmal freilich auf Kosten der Tiefe und der Lebenswahrheit. Daß es seine Absichten erreicht, verdankt es vor allem den wunderbaren Bildern, die zu den besten Wiedergaben gehören, die es heute in Deutschland gibt. Das ist ein solches Leben auch der zarteren Töne und des Lichtes, daß man oft den Eindruck hat, erst jetzt sei eine würdige Reproduktion von Kunstwerken möglich. Hier dient die aus-

gezeichnete technische Leistung des Verlags in entscheidender Weise dem rechten Sehen und damit dem Erfassen der ganzen künstlerischen und menschlichen Fülle.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Benkard, Ernst: Das ewige Antlitz. Eine Sammlung von Totenmasken. Mit sechs Abbildungen und 112 Tafeln. 1927, Frankfurter Verlagsanstalt. Geh. M. 12,—, Leinen M. 15,—.

Es ist ein tiefer Gedanke, das Gesicht großer Toten abzubilden, wie es in diesem Buche sachlich schlicht geschieht. Eine Einleitung unterrichtet über die Geschichte der Totenmaske, während das Nachwort ihre Echtheit prüft und biographische Bemerkungen enthält. Nicht bei allen Totenmasken lohnt sich die Mitteilung. Bei einigen ist das Gesicht schon in der Auflösung, so bei Beethoven; in anderen Fällen wurde der Ausdruck der Züge durch Krankheit verändert und zerstört, so bei Heine, Hugo Wolff und Nietzsche; bei einer dritten Gruppe bleibt die äußere Erscheinung des Menschen unter seinem wirklichen Gehalt, so bei Flaubert, dessen Zucht und Leidenschaft man aus diesem Bild eines Kleinbürgers kaum erschließt. Dann aber ist die Totenmaske wieder so wichtig, daß man sie zur Erfassung des Menschen nicht entbehren kann. Einige Male hat der Tod schonungslos den wahren Charakter bloßgelegt, den geschichtlicher Glanz — so bei Friedrich d. Gr. — oder eigenes Schauspielertalent — so bei Richard Wagner — uns verhüllte. Ist hier der Eindruck ein abstoßender, so erwacht man zu ehrfürchtigem Staunen, wenn das im Tod ausgeformte Gesicht uns neue Werte sehen läßt; so ist es mit Schillers Kopf, der die herrliche philosophische Kraft dieses Künstlers offenbart, oder mit Wedekinds Gesicht, das in seiner Ruhe und Klarheit zur Ueberprüfung des Urteils von dem entwurzelten Spötter drängt. Wo die Ueberraschung negativer oder positiver Art fehlt, erleben wir manchmal eine ganz dichte Zusammenfassung dessen, was ein Mensch ist, nirgendwo mehr als bei Dostojewsky, der fast als Urbild des Russen erscheint mit seiner Mischung aus Dumpfheit und Heiligkeit. Das Tiefste aber geben uns diese Bilder dann, wenn der Tod dem Sterbenden nicht Riß oder grauenhaften Ausgang, sondern krönende Vollendung war. Er wurde es vor allem drei katholischen Menschen: dem Franziskaner Bernhard von Siena, dem französischen Philosophen Pascal, jenem stürmischen Sieger über Zweifel und Sünde, und dem priesterlichen Dichter Guido Gezelle aus Flandern. Auf ihren Stirnen liegt etwas von dem Glanz einer anderen Welt. Im Anblick ihrer Züge erfährt man von neuem, was Mensch sein heißt.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Erziehung. Unterricht

Kurz, P. Edelbert O. F. M.: Moderne Erziehungsziele und der Katholizismus. Zur religiösen Frage der Gegenwart. Heft 7. 84 S. München, 1927, Franz A. Pfeiffer. M. 2,50.

P. Kurz zeigt eine unbeirrbare Folgerichtigkeit katholischen Denkens. So wird hier aus unserer Bindung an Gott den Schöpfer und an Christus den Erlöser das katholische Erziehungsziel mit scharfer Bestimmtheit herausgearbeitet. Von diesem Standpunkte aus ist es leicht, die sozialistischen Pläne und die Anschauungen der modernen pädagogischen Wissenschaft bei aller Anerkennung berechtigter Gedanken als ungenügend und unhaltbar nachzuweisen. Für den Kampf um das Reichsschulgesetz bietet diese zeitgemäße Broschüre schneidige Waffen, vor allem aber wird sie katholische Eltern und Erzieher selbst aufrütteln durch die Wucht der Folgerungen aus den Grundlagen unseres Glaubens. Für regsamere Leser städtischer Bibliotheken.

Dalheim. Meinrad Vonderheide.

Rahn, Fritz: Gedichte meiner Buben. Versuche dichterischer Gestaltung in der Schule. (Sammlung: Kunst des Kindes, Band 1.) 200 S. 8° Stuttgart 1927, Verlag Silberburg. M. 5,—.

Das Buch ist ein interessanter Versuch zur künstlerischen Erziehung, die zwar seit einem Menschenalter in der pädagogischen Welt genannt und ‚betrieben', in letzter Zeit aber erst von Leuten, die es können, ernsthaft angewandt wird. Fritz Kahn kann es. Seine Stuttgarter Buben sind in der Erfindung des sprachlich-adäquaten Ausdrucks zu gegebenen Themen recht glücklich

gewesen. Man muß sich nur vor zwei Fehlern hüten, wenn man die Bedeutung des Buches klar erkennen will. Einmal handelt es sich nicht um Neues; denn auch in früheren Zeiten ließ man Kinder in Schulen ‚dichten', sich metrisch betätigen und Bilder und Gleichnisse formen; neu ist die Art, wie Kahn verfährt, und die man als nachahmenswert empfehlen kann. Zum andern sollte man nicht so ehrfürchtig-wichtige Worte machen um diese Leistungen, Mörike und Goethe herbeigeistern oder von ‚Wundern' reden, wie Thomas Mann das tut. Hier wird gutes Lehrgeschick und das Persönlichkeits-Fluidum, das mit einem sauber umrissenen Begriff des Dichterischen auf die Jungen einwirkte, das meiste getan haben. Oder wirkt auch das bekannte, dem Schwabenstamm eigentümliche Dichtertalent mit? Nun, gewissen Dichtern kann es gar nichts schaden, — es ist ihnen vielmehr ganz gesund, wenn sie sehen: was sie dichten, das können diese Bengels schon lang! Wenn nur diese Herren Buben nun nicht auf verkehrte Gedanken kommen, z. B.: da wir mit elf, zwölf Jahren Gedichte machen, die sogar einen Vergleich mit der Lyrik Goethes in dessen Alter aushalten, was sollen wir uns dann später noch mit fremder Dichtung abgeben? — Ohne Scherz, es ist ein ganz eigenartiges Buch, das auch dem Literaturpädagogen manches zu denken gibt.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Geschichte

Spranger, Eduard: Die Antike und der deutsche Geist. Festrede, gehalten auf der 30. Hauptversammlung der bayerischen Gymnasiallehrer im Reichssaal zu Regensburg am 6. April 1925.

Sonderdruck aus Bayer. Blätter für das Gymnasialschulwesen: 61. Jahrgang, 4. Heft. 12 S. München und Berlin 1925, R. Oldenbourg. Geh. M. 0,80.

Der Vortrag in der gewohnt aufwuchtenden Sprache des bekannten Pädagogen kann bei seiner Kürze manches nur andeuten, zumal da beide zur Rede stehenden Gegenüberstellungen „die Antike" und „der deutsche Geist" nicht in wenigen Worten geschichtsphilosophischer Wertbestimmung zu erschöpfen sind. Doch erörtert der Verfasser näherhin wenigstens 3 Aufgaben, in deren Ausgestaltung der Geist der Antike in erster Linie uns heute Führer sein könne: in der Aufrichtung der Idee der Welt, des Staates und des Pflichtenkreises einer kontinuierlichen Fortführung unserer Eigenkultur. Dazu hätte jedoch unseres Erachtens das Gesamtproblem noch enger gesehen werden müssen unter dem Gesichtspunkte der fördernden und hemmenden, bindenden und bändigenden Kräfte, um für den genannten dreifachen Aufgabenkreis sichtbar werden zu lassen, wo die Antike nur noch Anregung, deutsches Geistesleben aber freischöpferisch tätige Weiterbildung zu sein vermöge. Letzten Endes müßte dies hinausführen auf eine Bewertung des dem Verfasser stillschweigend im Hintergrund stehenden stoischen Lebens- und Staatsideals bzw. seiner Ausprägung im römischen Imperium: dies übrigens eine interessante Widerspiegelung des Wandels der Auffassung, der sich innerhalb der klassischen Philologie zwischen 1913 und 1925 vollzogen hat (vgl. O. Crusius, Der griechische Gedanke im Zeitalter der Freiheitskriege. 1913; O. Zielinski, Die Antike und wir. 1923; R. Heinze, Von den Ursachen der Größe Roms. 1925), welch letzteren Betonung der „virtus Romana" als Ausdruck von „officium" und „iustitia" schon in Sprangers „Lebensformen" durchschimmert. Der gedankenreiche Vortrag schließt mit einem warmen Appell, das Gymnasium auszubauen nicht zum Kultus der Vergangenheit, sondern zum idealen Dienst an der Kultur der Zukunft.

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Elsaß-Lothringisches Jahrbuch. Herausgegeben vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt a. M. Bd. V. 263 S. Mit einem Bildnis, 11 Tafeln und einer Uebersichtskarte. Berlin und Leipzig 1926, Walter de Gruyter & Co. Geheftet M. 12,—, gbd. M. 14,—.

Gegenüber den beiden Jahrgängen 1923 und 1924 (vgl. Bücherwelt: 1925, Dezember,

S. 562/63) ist die diesen nicht nachstehende Fülle des Stoffes hier noch mehr in den elsässisch-lothringischen Raum eingebettet. In seinem Vortrag zur Jahresversammlung des Instituts verfolgt der bekannte Kirchenhistoriker H. v. Schubert (Der Entwicklungsgang der Kirche am Rhein) „von Irenäus bis Görres" die großen Linien mit dem Blick in die ganze Weite der Kirchen- und Kulturgeschichte; wenn auch bei solchem Blitzzug nur wenige Stationen zu machen möglich ist, so gerät dem Spezialisten frühmittelalterlicher Kirchengeschichte doch die wichtige erste Hälfte des 19. Jahrhunderts etwas zu kurz. Die am Ende der Stauferzeit merkbar schon einsetzende Annexionspolitik Frankreichs drängt „das Elsaß als politisch-deutsches Binnenland", wie Alb. Brackmann aufzeigt, mehr und mehr aus seiner eigenstaatlichen Mittellage heraus. Das sichere Gefühl für das, was kommen konnte und dann kommen sollte, bewegt den hervorragenden Humanisten Wimpfeling. Ein mit lebhafter Teilnahme gezeichnetes Gesamtbild, zumal Wimpfelings Bedeutung als „Verfassers der ältesten deutschen Geschichte", gibt W. Friedensburg, während die „Geschichtschreibung im staufischen Elsaß" eine minutiöse Kleinforschung und weite Gesichtspunkte verbindende Behandlung durch J. Hashagen erfährt. Auf die Beiträge von Fr. Grimme zur Baugeschichte des Metzer Doms; von E. C. Scherer betreffend einen Streit zwischen den Straßburger Jesuiten und den Bischöfen von Speyer um die Abtei St. Walburg, wo wiederum die französische Reunionspolitik den großen Hintergrund für den scheinbar kleinen historischen Zwischenfall und juristischen Einzelfall abgibt; von E. Polaczek über „elsässische Fayencen in deutschen Sammlungen" mit sorgfältig gewählter Wiedergabe in neun Tafeln jener Stücke aus einer im Bürgertum des 18. Jahrhunderts hochbewerteten Kunst kann an dieser Stelle ebenfalls nur kurz verwiesen werden. Die kirchenpolitische Entwicklung unter der Statthalterschaft des Frhrn. von Manteuffel behandelt A. Sachse mit besonders eingehender Darstellung des Auf- und Ausbaues der sog. kleinen Seminarien zu Zillisheim, Straßburg und Metz, wobei die vermittelnde Haltung der damaligen Oberhirten beider Bistümer wiederholt deutlich in die Erscheinung tritt. Zum Problem der elsässischen Kirchenpolitik nach 1870 überhaupt, das von G. Wolfram (Oberpräsident Eduard von Möller und die elsaß-lothringische Frage, Berlin 1925) unter Verwertung ungedruckten Materials neu untersucht worden ist, gibt W. Platzhoff im Anhang (S. 242 f.) wertvolle Fingerzeige. Auf die ebenda (S. 241) besprochene, von Th. Th. Gerold veröffentlichte Geschichte der evangelisch-theologischen Fakultät und des mit ihr verbundenen theologischen Seminars [La Faculté de théologie et le Séminaire Protestant de Strasbourg (1803—1872). Étude d'histoire et de philosophie rel. publ. par la Fac. de théol. prot. de l'Université de Strasbourg, fasc. 7. Strasbourg-Paris 1923], die einen bisher unbekannten Abschnitt theologischen Unterrichtes und elsässischen Geisteslebens zum Gegenstande hat, darf noch besonders aufmerksam gemacht werden. Den Beschluß des vorliegenden Jahrbuch-Bandes bildet wiederum die elsässisch-lothringische Bibliographie und zwar für das Jahr 1924, worin eine reiche Stoffsammlung vereinigt ist und mit richtigem Griff die engere und weitere Heimatkunde, besonders auch hinsichtlich der Geschichte der einzelnen Orte neuesten Datums, ihren rechten und werten Platz erhält.

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Literaturkunde

Marcus, Carl David: Knut Hamsun. 242 S. Mit 17 Bildern. Berlin 1926, Horen-Verlag. Lw. M. 6.50.

Marcus, der schon durch sein Strindberg-Buch als Führer zu den nordischen Geistesheroen bestens bekannt ist, erschließt uns in seinem neuen Buch das Verständnis zu einem anderen Nordländer, zu Knut Hamsun.

Das Buch setzt eine gewisse Bekanntschaft mit dem einen oder anderen Werke Hamsuns voraus. Aber dieses Verständnis will Marcus weiterhin vertiefen, die Fäden zwischen dem Dichter und seiner Kunst enge verknüpfen. Marcus ist mehr Pädagoge und Lehrer als Künstler. Daher die einfache, nüchterne und sachliche Einteilung. Er nimmt das Biographische

vorweg, um dann Werk für Werk, zuerst Roman, dann Lyrik und endlich Drama zu besprechen. Diese Darstellungsweise hat etwas von der Methode eines Opernführers an sich und ernüchtert in etwa.

Aber besser und gediegener als die Form ist der Inhalt. Seit seinem Strindberg-Buch ist Marcus geistig gewachsen. Sein Verständnis für nordische Literatur hat sich vertieft, und sein Urteil geschärft. Er hat eine Fülle von neuen Eindrücken in sich aufgenommen. Das alles kommt dem Hamsun-Buch zugute. Eine gediegene Leistung voll sinniger Gedanken, feiner Empfindungen und großen Wissens! Auch die Sprache ist geschult, manchmal von poetischem Hauche angeweht.

Das Wesentlichste bringt das Schlußkapitel, das in Anspielung an einen Roman Hamsuns, ‚Letztes Kapitel' betitelt ist. Es birgt den Extrakt aus den einzelnen Kapiteln, die synthetische Erfassung nach der vorhergehenden Analyse. Alles ungemein klar, etwa in der Art einer akademischen Vorlesung.

Hätte Marcus in dieses letzte Kapitel alles das hereingearbeitet, was er in den vorhergehenden Kapiteln analysiert hat, so wäre das Gesamtbild des Dichters anschaulicher, konkreter und plastischer geworden als es nun ist. Es wäre vielleicht das trefflichste Hamsun-Buch, nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die weite Zukunft. Aber offenbar ist dieses Werk aus Vorlesungen entstanden. Und die Gedanken sind über den Rahmen derselben zu einem einheitlichen Porträt nicht verschmolzen worden. Das ist ein Mangel. Ein zweiter besteht darin, daß manches Problem in bloßen Andeutungen steckengeblieben ist. Das gilt vor allem für die Herausarbeitung der Weltanschauung Hamsuns und weiterhin von seinem Verhältnis zur Gottesidee. Marcus ist kein wertender Philosoph. Gewiß liegen in seiner Darlegung auch diese Probleme keimhaft. Aber sie mangeln der Entfaltung. Der Verfasser geht nicht tief genug, um uns das Innere Hamsuns gründlich zu erschließen.

Wollte man aber daraus Marcus einen Vorwurf machen, so täte man ihm Unrecht. Denn man muß bedenken, daß er der erste ist, welcher diese Probleme aufnimmt. Er geht keinen geebneten Weg, sondern muß sich das Notwendige selbst und allein suchen. Unter diesen Gesichtspunkten muß man anerkennen, daß sein Buch ein vielversprechender Anfang in der Hamsun-Literatur ist.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Kunst

Seligmann, Leopold: Das heilige Licht. Gedanken zur Entwicklung der mittelalterlichen abendländischen Kunst. 40 S. Text und 48 Tafeln in Mattdruck. 8° München 1926, J. Bruckmann. Gbd. in Lwd. M. 9,—.

Eine zusammenhängende Reihe ursprünglicher Gedanken, die auf die Grundauffassung zurückgehen, daß „Kunst der erhabenste Niederschlag geistiger Erlebnisse der Zeiten" und daß „Geist gleich Licht" ist. Sie sind das Ergebnis eingehender Beschäftigung mit denjenigen Problemen der frühmittelalterlichen Kunstentwicklung, die mit der geistigen Haltung jener Zeit eng verknüpft sind. Das Werk will vor allem die geistigen Erlebnisgrundlagen der abendländischen Kunst herausstellen. In einer von hohem Standpunkte aus erfolgenden und zusammenfassenden Schau werden die großen Linien, die den einzelnen Epochen der frühmittelalterlichen Kunst Form und Begrenzung geben, nach Ursache und Wirkung mit wenigen Strichen gezeichnet. Seligmann charakterisiert die karolingisch-ottonische Epoche als das Ringen um Gott, die romanische als die Ruhe in Gott, die frühgotische als mystische Erlöserliebe. Trotz seiner Kürze hat das Werk doch mehr als anregende Bedeutung für die Erforschung des Wesens der frühmittelalterlichen Kunst. Es zeugt von Ehrfurcht vor der christlichen Religion, ist aber in philosophischer und theologischer Beziehung nicht von jedem Irrtum frei geblieben. Schon wegen seiner hohen Gedankengänge kann das Werk nur für geistig Hochstehende in Betracht kommen. Die Auswahl der Abbildungen, ihre technische Ausführung und der Druck des Buches verdienen besonderes Lob.

Bonn. Remigius Boving.

Musik

Wolfurt, Kurt von: Mussorgskij. Stuttgart 1927, Deutsche Verlagsanstalt.

Mit Spannung durfte man diese Monographie eines der besten Kenner von Mussorgskijs Leben und Kunst erwarten. Reiche persönliche Beziehungen verbinden den Verfasser mit Rußland, und so konnte er ein umfangreiches Quellenmaterial verwerten, das den westeuropäischen Mussorgskijbiographen bisher unzugänglich, wenn überhaupt bekannt war. Im Stil schlichter Sachlichkeit gibt uns Wolfurt Einblick in diese zuletzt tragisch umdüsterte Künstlerlaufbahn, deren Wege man ganz besonders noch in einer Auswahl von 86 Briefen des Komponisten verfolgen kann. Aus einer verständnisvollen Würdigung der Werke wächst das Bild des realistischen, impressionistischen und expressionistischen Mussorgskij heraus, dessen Schicksal es aber doch schließlich war, daß ihm „letzten Endes versagt blieb, für seine in ferne Zukunft weisenden Tonvisionen die entsprechende musikalische Technik zu finden". Das prächtige Buch wird in deutschen Kreisen starken Anklang finden. Ist doch gerade Deutschland in den letzten Jahren Zeuge einer fast stürmischen Mussorgskij-Renaissance geworden.

Köln. Willi Kahl.

Berl, Heinrich: Das Judentum in der Musik. Stuttgart 1926, Deutsche Verlagsanstalt.

Dieses Buch bietet nicht die Sensation, die mancher vielleicht in Erinnerung an ein vor kurzem erschienenes Werk von A. Bartels über die Ausbreitung des Judentums in der Literatur erwarten könnte. Dazu wäre das musikalische Gegenstück noch zu schreiben. Berl, ein Vorkämpfer der zionistischen Bewegung, arbeitet zunächst den Gegensatz einer Musik des Ostens zu der des Westens scharf heraus, erweist die Zugehörigkeit der jüdischen Musik zur Musik des Ostens und identifiziert schließlich die gegenwärtige Stilkrise (Ende der harmonischen Musik, Problem eines „neumelodischen" Stils) mit einer asiatischen Krise, wonach also Juden, vor allem wie Mahler und Schönberg, nachdem wir in Wagner „das Ende der Musik" schon erlebt haben, die „Frühröte ihrer Erneuerung" ankündigen sollen. Seine stärksten Wirkungen erweist das Buch, wenn es in der Art Paul Bekkers, dem es auch gewidmet ist, mit Antithesen spielt. Es sind oft auf den Blick bestechende Ergebnisse, aber ebenso oft Wirkungen ohne rechte Ursache. Das im einzelnen nachzuweisen, überschreitet den Raum eines kurzen Referats, das immerhin auf ein in mehrfacher Hinsicht für die gegenwärtige Lage der Musik aufschlußreiches Buch hinweisen darf, zugleich aber den Leser zu kritischer Lektüre mahnen muß.

Köln. Willi Kahl.

Naturkunde. Technik

Hoeck, Henry: Wetter, Wolken, Wind. Ein Buch für jedermann. Mit 31 Einschaltbildern. 253 S. Leipzig 1926, J. A. Brockhaus. Geh. M. 6,50, gbd. Halbleinen M. 9,—.

Ein sehr interessantes Buch gibt uns der Verfasser, ein bekannter, weitgereister Hochtourist und Schriftsteller, in seinem letzten Werke. Er hat sich die Aufgabe gestellt, über das Gebiet der Wetterkunde ein zusammenfassendes, für ‚jedermann' verständliches Buch zu schreiben. So wird erzählt, in wirklich volkstümlicher Form: von der Heimat des Wetters, seinen zahlreichen Mitteln, den verschiedenen Winden, ihre Entstehung und Auswirkung, von Wolken, Nebel, Regen, Schnee, Reif und sonstigen Erscheinungen; über ‚des Wetters Zorn', die Gewitter, Blitz und Donner erfahren wir Ausführliches. Dann folgen noch einige Kapitel über die Wettervorausage, die bestimmt dankbare Leser finden werden; dann über den Aberglauben, der sich von jeher um die Witterungserscheinungen gerankt hat. Zum Schlusse wird noch einiges über den Menschen in seinem engeren Verhältnisse zum Wetter gesagt, wie es schädlich oder günstig auf ihn einwirkt. Die Sprache des Werkes ist für jeden verständlich. Der Verfasser hat es vermieden, viel Fremdwörter zu gebrauchen und alle angewandten verdeutscht. Die zahlreichen, vortrefflichen Einschaltbilder von oft bizarren Wolkengebilden erhöhen den Wert und die Verständ-

lichkeit des Buches außerordentlich. Das Werk gehört in die Hand eines jeden Menschen, der noch irgendwie mit der Natur im Zusammenhange steht, vor allem aber hat es unserer Jugend gefehlt.

Essen. Cäcilius Papenheim.

Verhoeff, K.: Wanderungen durch die Wunder der Lebensgemeinschaft. 237 S. Leipzig 1925, Akademische Verlagsgesellschaft.

Der Verfasser wendet sich in seinem Büchlein an alle Naturfreunde. Es sind „Wanderungen" insofern, als wir durch die verschiedenen Kreise des Kleintierlebens geführt werden, sie in ihren „Lebensgemeinschaften" belauschen, und sie uns so manche „Wunder" offenbaren, dem die Wissenschaft noch ein „ignorabimus" zugestehen muß. Das Buch ist im leichten Plauderton geschrieben und deshalb auch für solche, die keine besonderen Fachkenntnisse haben. Anderen, die auf diesem Gebiete zu Hause sind, wird es durch die von der Gewohnheit abweichende Methode der Darstellung vielleicht auch etwas geben können. Vor allem aber möge es bei der Jugend die Liebe zur Natur im kleinen fördern.

Essen. Cäcilius Papenheim.

Evenius, Joachim: Unsere Honigbiene. Ihr Bau, ihr Leben und ihre Zucht. Mit einem Anhang über die Honigbiene in der Rechtspflege. Mit 36 Abbildungen. 108 S. Berlin und Bonn 1926, Ferdinand Dümmler. Gbd. M. 3,85.

Das Büchlein gibt in allgemein verständlicher Weise eine Darstellung über den Körperbau und die Lebenserscheinungen der Honigbiene nach dem heutigen Stande wissenschaftlicher Forschung. Der Versuch, auch den Leser zu allgemeinen biologischen Erkenntnissen zu führen, liegt in den wiederholten Hinweisen auf die gegenseitige Bedingtheit von Bau und Funktion eines Organismus und seiner Glieder. Auch von der Imkerei wird manches Interessante berichtet, und vor allem auf ihre wirtschaftliche Bedeutung hingewiesen. Dem Spezialisten gibt der Verfasser noch ausführliche Werke an zum weiteren Studium, während das vorliegende für jeden von Interesse ist.

Essen. Cäcilius Papenheim.

Kaboth, Hans: Grüngoldene Brüche aus Berg und Wald. Natur- und Jagdschilderungen. Mit Bildern von Arthur Thiele. 111 S.

—: Mein Bergwald und sein Wild. Natur- und Jagdschilderungen. Mit Bildern von Arthur Thiele. 137 S. Hildesheim, Franz Borgmeyer.

Ein Naturfreund, der mit lebendigen Augen in die Natur hineinschaut und sie mit warmem Herzen liebt, hat hier zwei Büchlein geschrieben. Kleine Ausschnitte, Erlebnisse, sei es in Waldeinsamkeit, sei es auf der Jagd oder sonst Beobachtungen von Waldtieren, sind tief empfunden und plastisch gestaltet. Wer die Natur mit ihrem Leben noch nicht kennt, muß sie liebgewinnen. Die Bändchen können helfen, heute die Liebe zur Natur und ihren Bewohnern wieder zu wecken oder zu heben.

Essen. Cäcilius Papenheim.

Norddeutsche Landschaft. Eine Auswahl aus den „Naturstudien" von Hermann Masius. Mit 8 Bildern herausgegeben von Wilhelm Stapel. 286 S. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. (Aus alten Bücherschränken, eine Sammlung vergessenen und gefährdeten deutschen Volksgutes. Herausgeg. von Wilh. Stapel.) M. 4,—.

Die wertvolle Sammlung hat es sich zur Aufgabe gemacht, aus dem reichen literarischen Erbgut des deutschen Volkes halbvergessene Schätze hervorzuholen. Masius, den man als einen Schüler Alexander von Humboldts und Friedrich Theodor Vischers bezeichnen könnte, schrieb seine „Naturstudien" um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie gehören zum Schönsten und Feinsten, was die deutsche Literatur in dieser Hinsicht zu verzeichnen hat. Er will keine Naturwissenschaft geben, auch kein „Naturdichter" sein, er gibt nach seinen eigenen Worten „keine naturhistorische, sondern ästhetische, jedenfalls gemütvolle Betrachtung" der Natur. Wir haben einen Uebergang von Romantik zum Realismus. Man spürt, er kennt Droste-Hülshoff, Theodor Storm und Gottfried Keller. Die einzelnen „Studien" sind der Niederschlag von Erlebnissen, die er auf seinen Wanderungen durch die einzelnen Teile, vor allem der norddeutschen Landschaft hatte. Und mit welcher Ehrfurcht und Hingabe sind sie erzählt! Man muß, wie der Herausgeber

sagt, „sich die knappen Schilderungen laut vorlesen, in ihrem ruhigen, klaren Rhythmus, in ihrem zart-festen Klang". Die Sprache ist meisterhaft und so ganz anders wie in der Moderne, mehr ruhig und objektiv wie bei Goethe und Humboldt. Wir wünschen, daß durch diese treffliche Auswahl Masius sich einen größeren Leserkreis erwerbe.

Essen. Cäcilius Papenheim.

Brockhausen, H.: Pflanzenwelt Westfalens, herausgegeben von Prof. Dr. H. Poelmann, 233 S. Mit 67 Abbildungen. Paderborn 1926, Schöningh. Geh. M. 7,—, geb. M. 9,—.

Der hohe Bildungswert der Heimatkenntnis wird heute immer mehr anerkannt, und darum ist auch die Heimatkunde mehr und mehr Ausgangspunkt des Unterrichts geworden. Vorliegendes Buch bildet als 2. Band der Sammlung „Westfalenland" einen glänzenden Beitrag zur Heimatkunde Westfalens. Leider ist es dem vor 5 Jahren verstorbenen Botaniker, der als einer der besten, wenn nicht gar als der beste Kenner der westfälischen Flora gilt, nicht mehr möglich gewesen, das Buch selbst herauszugeben, der Tod nahm ihm die unermüdliche Feder aus der Hand. Zu bedauern ist es auch, daß manche Zeichnungen von der Hand des Verf. im Nachlaß nicht mehr vorgefunden wurden und der Herausgeber die geplanten Bilder aus anderen Werken ersetzen mußte. Poelmann hat in pietätvoller Weise die Originalität seines Lehrers und Freundes gewahrt und Text und Bild zu einem einheitlichen Ganzen gestaltet.

Das Buch ist keine trockene Flora, noch viel weniger ein Bestimmungsbuch für botanisch Interessierte, sondern eine lebenswarme Darstellung der inneren und äußeren Lebensverhältnisse der Pflanzenwelt Westfalens. Im allgemeinen sind nur die wildwachsenden Pflanzen berücksichtigt und die Kulturpflanzen nur, wenn sie der Gegend ein gewisses Gepräge geben und verwildert auftreten. Dadurch vor allem wird das Buch zu einem Heimatbuch. Die allgemeinen ökologischen bzw. biologischen Beobachtungen und Tatsachen werden auch über Westfalens Grenzen hinaus von Interesse sein und auch da dem Buche Freunde erwerben.

Essen. Cäcilius Papenheim.

Beebe, William: Galápagos das Ende der Welt. 352 S. Mit 95 bunten und einfachen Abbildungen und 3 Karten. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. Geb. M. 16,—.

Ein Buch, das das Interesse aller Naturfreunde verdient. Es erzählt uns von einer im Jahre 1923 unternommenen amerikanischen Expedition zu den kleinen Inseln unter dem Aequator im stillen Ozean, die auf den größten Karten uns nur als kleine Pünktchen erscheinen, in ihrem organischen Leben aber äußerst abwechslungsreich, mannigfaltig und reizvoll sind. Nur zwei und einhalb Monate dauerte die Expedition, von welcher kaum 100 Stunden wirklich auf den Galápagosinseln verbracht wurden, aber sie zeitigte, infolge der gründlichen Vorbereitungen des wissenschaftlichen Leiters, eine überaus reiche Ausbeute der Flora und Fauna der Inseln. Es wurden gesammelt, um aus dem reichen Material nur einiges zu erwähnen, 3000 Insekten, 100 Pflanzen, 106 Vogelbälge, 200 mikroskopische Präparate, 200 Fische, 400 Photographien und 3350 m Filmstreifen und gegen 175 Bilder und Zeichnungen. Ueber das gesammelte Material wurden von Fachgelehrten 22 wissenschaftliche Abhandlungen in „Zoologica", dem Organ der Neuyorker Zoologischen Gesellschaft, veröffentlicht.

Wenn der Verfasser auch bescheiden dies Werk „ein Mosaik der Ergebnisse dieses vorbildlichen gemeinsamen Strebens und Schaffens" nennt, so ist dies Mosaik, trotz der Verschiedenheit der Verfasser der einzelnen Abschnitte, die alle Mitglieder der Expedition waren, doch zu einem herrlichen Gemälde der Galápagosinseln geworden. Mit viel Liebe und Verständnis sind Gewohnheiten und Leben der Tier- und Pflanzenwelt der einzelnen Inseln eingehend geschildert, und die geologischen Verhältnisse sind so in die Darstellung hineinverwoben, daß wir uns ein plastisches Bild von den „herrenlosen Wunderinseln" machen können. Man muß die herrlichen Schilderungen des Aufenthaltes auf den Inseln mit den Verfassern miterleben, um den hohen Wert des Buches voll und ganz würdigen zu können, dann wird die Lesung des Buches allen zu einem wahren Genuß. Wir wünschen dem auch bildlich trefflich ausgestatteten Buche einen weiten Leserkreis.

Essen. Cäcilius Papenheim.

Weyrauch, Robert: Die Technik, ihr Wesen und ihre Beziehungen zu anderen Lebensgebieten. 280 S. 8 Tabellen. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Die Grundidee dieses Werkes ist, eine „Darstellung der Technik als Kulturfaktor" zu geben. Gerade auf dem Gebiete der Technik wird über eine Unmenge von Einzelkenntnissen auch in Fachkreisen verfügt, aber etwas Zusammenfassendes ist sehr wenig vorhanden. Da kommt das Werk des Verfassers recht, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Weyrauch, Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart, ist durch theoretische Arbeiten sowie durch praktische Schöpfungen auf dem Gebiete der Technik bekannt. Nach einer allgemeinen Einleitung schildert er das technische Schaffen nach Grundlagen, Arbeitsweisen, modernen Aufgaben und Fortschritten, sowie sein Verbundensein mit der Geschichte; er geht dann auf die Zusammenhänge zwischen Technik und Wirtschaft ein, dann, nach einem Kapitel über das Wesen der Wissenschaft, folgen Technik und Naturwissenschaft, Technik und Geisteswissenschaft, Technik und Kunst, Technik und Kultur. Alles ist allgemeinverständlich gehalten, und es kann das Buch viel dazu beitragen, das mechanische Schaffen der Technik zu „vergeistigen", andererseits überhaupt weite Kreise dem technischen Schaffen näherzubringen. Für Fachleute oder solche, die durch dieses Werk zu weiterem Selbststudium angeregt werden, befindet sich eine reiche Literaturauswahl am Schlusse des Buches.

Essen. Cäcilius Papenheim.

Baunach, M.: Die Entwicklung der Luftschiffahrt. (Band 1 der Schriftenreihe der Vereinigung Natur und Kultur.) 80 Seiten mit vielen Bildern. Innsbruck—Wien—München, Tyrolia. Geh. M. 1,50.

Das Büchlein gibt uns einen gedrängten, aber durchaus guten Ueberblick über die Entwicklung der gesamten Luftschiffahrt von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. In kurzen Kapiteln faßt der Verfasser das Wesentliche über die kühnen Forscher der Luftfahrt zusammen, und ihre Bedeutung wird uns durch zahlreiche Abbildungen nähergebracht. Angefangen mit den Luftfahrzeugen, ‚leichter als Luft', also Ballone und Luftschiffe, geht der Verfasser am Ende des zweiten Teiles, der die Flugzeuge ‚schwerer als Luft' behandelt, etwas eingehender auf die modernsten technischen Errungenschaften ein, zuletzt noch die Frage des Weltluftverkehrs streifend, die ja auch nicht mehr in allzugroßer Ferne steht. Als Einführung und Anregung für jeden zu empfehlen.

Essen. Cäcilius Papenheim.

Heilkunde

Kaufmann, Georg: Der Muskelrheumatismus. Eine gemeinverständliche Darstellung des Wesens, der Entstehung, der Behandlung und der Verhütung der Krankheit. München 1925, Verlag der Aerztlichen Rundschau, Otto Gmelin. M. 1,80.

Der Muskelrheumatismus ist eine heutigentages so weit verbreitete Krankheit, daß man eine für den gebildeten Leser verständliche Darstellung wie die vorliegende begrüßen darf. Was Rheumatismus ist, und wie er entsteht, ist eingehend unter Berücksichtigung der geltenden Theorien auseinandergesetzt und dabei die Bedeutung der Konstitution des Menschen mit Beziehung auf genanntes Leiden gezeigt. Endlich ist die Behandlung des Muskelrheumatismus einer kritischen Würdigung unterzogen. Hierbei hätte vielleicht der Wert der modernen Proteïnkörpertherapie etwas mehr in den Vordergrund gestellt werden können. Die Broschüre ist sachlich geschrieben und dürfte eine wertvolle Bereicherung der volksmedizinischen Literatur sein.

Bonn. Alois Wolff.

Länder- und Völkerkunde

Arsenjew, Wladimir K.: Russen und Chinesen in Ostsibirien. Uebers. von Franz Daniel. 228 S., 103 Abb. und 1 Karte. 8° Berlin 1926, Scherl. Gbd. M. 12.—.

Asmis, Rudolf: Als Wirtschaftspionier in Russisch-Asien. Tagebuchblätter, 234 S. 96 Abb. nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und 1 Karte. 2. Aufl., XX, 8° Berlin 1926, Stilke. M. 8.—, gbd. M. 10.—.

Die politischen Ereignisse der letzten Jahre, nicht zuletzt die der allerjüngsten Zeit, lehren immer deutlicher, daß der Osten das Rätsel für unsere Zukunft birgt, und Tagespresse und Büchermarkt beginnen diesem für Europa so überaus wichtigen Problem in immer steigendem Maße Rechnung zu tragen. Es handelt sich nicht etwa nur um das Streben jener bisher politisch und kommerziell abhängigen Länder nach Freiheit und Gleichberechtigung im Völkerkonzern, sondern ganz besonders auch um die Tatsache, daß der Weltmarkt durch diese kommerziellen Selbständigkeitsbestrebungen und die durch sie veranlaßte Errichtung von industriellen Anlagen in jenen Ländern immer kleiner wird und dadurch folgerichtig eine allmählich zunehmende Verarmung Europas eintritt. Dieser Gefahr gilt es nun in etwa zu begegnen, und gerade die Wirtschaftsgeographie betrachtet es als ihre Aufgabe, die materiellen Bedürfnisse anderer Länder zu erforschen, um auf diese Weise Handel und Industrie etwaige Absatzmöglichkeiten zu weisen. In dieser Beziehung sind gerade die beiden vorliegenden Werke, die sich mit den endlosen Landflächen des Ostens, Rußland, Sibirien und seinen Nachbargebieten, beschäftigen, von ganz besonderem Interesse.

Prof. Arsenjew weilte in den Jahren 1906—1917 im Auftrage der Priamurischen Abteilung der Russischen geographischen Gesellschaft in Ostsibirien. Als erste Frucht seiner dortigen Forschungen konnte er sein in Deutschland gut bewertetes Werk „In der Wildnis Ostsibiriens" vorlegen, und deren zweites Ergebnis bildet das hier zur Besprechung stehende Werk, das zuerst in deutscher Ausgabe erschienen ist. Nach einer kurzen physisch-geographischen Uebersicht und einem geschichtlichen Ueberblick schildert er den Chinesen als Ackerbauer, die Ausbeutung der Eingeborenen durch diesen, die Tätigkeit der Pelzhändler und Fallensteller sowie die verschiedener anderer Berufe, die noch auf einer primitiven Stufe der Entwicklung stehen. Dann handelt er von Heilkräutern und Narkotika, speziell von der Shenshen-Wurzel, dem Chanschinbranntwein und dem Opium. Die nächsten Kapitel belehren uns über die Exzesse chinesischer Spielwut und das Räuberunwesen der Chunchusen, und die letzten sind einer Darstellung der chinesischen Selbstverwaltung und ihrer Gesetze, einer Beschreibung der chinesischen Organisationen in den Städten und einer eingehenden Schilderung des Zobelwesens gewidmet. Das Schlußwort gibt eine Charakteristik der Chinesen und ihres Verhältnisses zu den Russen. Hinter der ganzen Darstellung steht der ständige Kampf zweier Rassen um den Boden des Landes. Außer 102 Tafelbildern in Tiefdruck, die uns landschaftliche Szenerien und interessante Lebensformen dieser fremden Welt vor Augen führen, bietet der Verfasser noch mehrere Spezialregister über kulturelle, geographische, naturwissenschaftliche oder andere Dinge, für die ihm manche Interessenten besonders dankbar sein werden.

Weit mehr als das soeben besprochene liegt das von Asmis in der oben angedeuteten Richtung, und außerdem liegt ihm auch ein weit größerer Aktionsbereich zu Grunde. Der Verfasser, der zurzeit als deutscher Botschafter in Bankok (Siam) weilt, trat 1922 seine erste Reise nach dem Fernen Osten an, um für die deutsche Industrie Absatzmöglichkeiten ausfindig zu machen und überhaupt die wirtschaftliche Lage der dortigen Länder zu studieren. Die Eindrücke dieser Reise, die sich nicht nur auf Russisch-Asien beschränkte, sondern auch die Nachbarländer berührte, schildert er uns in seinen, jetzt bereits in 2. Aufl. erschienenen Tagebuchblättern, die nicht nur für die Vertreter des deutschen Außenhandels, sondern auch für all die von Wert sind, die die politische und wirtschaftliche Umgestaltung der Verhältnisse in Asien mit Interesse verfolgen. Nach den Eingangskapiteln, die unter anderem auch von Plan, Ausrüstung und Reisetechnik handeln, berichten uns die nächsten des Verfassers Erlebnisse und Eindrücke im europäischen Rußland und Transbaikalien, in Tschita und in der Mongolei,

in den Randgebieten des Amur und in Turkestan, und endlich während der Fahrt von Nikolajewsk am Amur über Japan, China und die Mandschurei nach Wladiwostok und zurück über Tschita und Moskau nach Berlin. Das Schlußkapitel gibt als Ergebnis der Reise einen Ueberblick über die russische Asienpolitik und die Auswirkung des Bolschewismus auf die Nachbarländer des Ostens. Von besonderem Interesse sind die zahlreichen, gut gewählten und recht instruktiven Abbildungen, die es dem Leser ermöglichen, eine lebendige Vorstellung von diesen fernen Ländern zu erhalten.

Beide Werke sind keine Lektüre für die große Masse und wollen dies natürlich auch nicht sein, aber all jenen sind sie zu empfehlen, die sich für den Osten, seine geographischen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse interessieren. Sie bieten dem Leser ungleich mehr als die landläufigen oberflächlichen Reisebeschreibungen.

Godesberg. W. Kirfel.

Oehler, W.: Chinas Erwachen auf dem nationalen, wirtschaftlichen, sozialen, geistigen und religiösen Gebiet. Erlebtes und Erforschtes. 137 S. 8° Wernigerode 1926, Verlag „Die Aue". M. 2.50.

In einer Zeit, in der wir mit Spannung die Entwicklung der politischen Verhältnisse im Fernen Osten verfolgen und das Erwachen des Riesenvolks der Chinesen aus jahrhundertelangem Dornröschenschlaf miterleben, ist ein Buch willkommen, das über die inneren Verhältnisse des Landes und seine kulturellen Grundlagen sowie Lebens- und Denkformen weitere Kreise zu unterrichten imstande ist. Der Verfasser desselben hat jahrelang als Missionar in China gewirkt, sein Buch bezieht sich nur auf die evangelische Mission, es erscheint aber als objektiv und ist frei von konfessionellem Gegensatz. Aus dem Buche ersehen wir, wie sich allmählich das nationale Bewußtsein entwickelt hat und in der Gegenwart auswirkt; wir hören, wie gerade Jungchina, insbesondere die Studentenschaft, an der Spitze der nationalen Bewegung marschiert. Ferner erhalten wir einen Einblick in das chinesische Wirtschaftsleben, Hausindustrie und Bergbau, Fabrikwesen und Verkehrsmittel, Art des Ackerbaues und die soziale Lage des chinesischen Bauern, kurz, in die fundamentalen Grundlagen der Wirtschaft, aber auch in die Nöte und Lasten, die die breite Masse des Volkes bedrücken. Dann werden wir in das engere Familienleben und seine Reform eingeführt, wir hören von der Art der Gattenwahl, von Hochzeit und Ehe, von Familienbesitz und seiner Bedeutung, dann aber auch von chinesischer Weltanschauung, besonders von „Sitte" (li) und „Natur" (tao), den beiden großen Orientierungslinien für chinesisches Denken und Handeln. Hier stoßen wir auf die Faktoren, die das chinesische Volk Jahrtausende hindurch beherrscht und in konservativer Abgeschlossenheit in der Entwicklung hinter anderen Völkern zurückgehalten haben. Dann erzählt das Buch von den alten Führern und der „neuen Gedankenflut", d. i. der Renaissance-Bewegung, die heute China erfaßt hat. Das letzte Kapitel endlich ist den religiösen Verhältnissen im heutigen China gewidmet, und hier erfahren wir, was in mancher Beziehung besonders interessant ist, von dem Aufleben des Buddhismus, seiner Regeneration und Kampfstellung gegen das Christentum, berührt werden aber auch andere religiöse Strömungen der Gegenwart. Von Anfang bis zum Ende liest man das Buch mit größtem Interesse, zumal es uns tiefere Einblicke in Verhältnisse gewährt, die zurzeit in einem großen Entwicklungsprozeß stehen, deren Endgestaltung für Europas Zukunft aber nicht gleichgültig sein kann.

Godesberg. W. Kirfel.

Boeck, Kurt: Indische Wunderwelt. Reisen und Erlebnisse in Britisch-Indien und auf Ceylon. Mit einer Kartenskizze und 180 Bildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. 213 S., 68 Taf., 8°. Leipzig, H. Haessel. Gbd. in Lwd. M. 9.—.

Forstmann, Karl: Himatschal. Die Throne der Götter. 25 Jahre im Himalaja. 431 S., 91 Abb. auf Tafeln, 79 Textillustr., 2 Beilagen und einer Karte. 8°. M. 12,—, gbd. in Lwd. M. 15.—.

Wie vor Jahrtausenden, so übt auch heute noch das Wunderland Indien eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Menschen aus. Landschaftsbilder von bunter, subtropischer Ueppigkeit bis zur Todesstarre der gigantischsten Gletscherwelt der Erde, ein geradezu unglaubliches Völkergemisch, das

vom tiefsten Schokoladenbraun bis zum hellen Gelb des Südländers hinüberspielt, eine Literatur, die mit einem vor Jahrtausenden gedichteten Liederschatz anhebt und sich seitdem lawinenartig in stets zunehmender Fülle bis auf unsere Tage hinabwälzt, Religionen, die neben edelstem Monotheismus, inbrünstiger Gottesliebe oder vollkommenster Selbstentäußerung die Bizarrerie vielarmiger und vielköpfiger Ungeheuer aufweisen, eine Philosophie, die mit dem Kinderlallen eines eben zum Nachdenken erwachten Volkes beginnt und in den scharfsinnigsten und tiefgründigsten Systemen endet, eine Kunst, die sich zum Teil gewissermaßen die Formfülle des Urwalds zum Vorbild genommen, kurz, diese und noch manche anderen Faktoren wirken zusammen, um dem Lande den Charakter eines Wunderlandes zu verleihen. Was Griechenland und Rom für Europa, das war Indien für das große Asien, der Brennpunkt geistiger Kultur, und die Fabeln und Märchen, die es gedichtet, sind über die ganze Welt gewandert und heute gemeinschaftlicher Besitz aller Völker. Wen hätte nicht schon einmal die Sehnsucht gepackt, nach Indien zu reisen und seine Wunderwelt mit eigenen Augen zu sehen! Aber den meisten ist nur vergönnt, die Reiseberichte anderer zu lesen, Bilder zu schauen, die sie von Indien gezeichnet, Bilder, die aber meist allzu oberflächlich hingeworfen oder durch den Mangel von Fachwissen ohne perspektivische Tiefe sind. In mancher Beziehung machen die beiden vorliegenden eine Ausnahme.

Kurt Boeck, der bekannte deutsche Indienreisende, schildert uns in dem vorliegenden Buche seine Eindrücke und Erlebnisse, „nicht als chronologisch aufgebautes, ermüdendes Reisetagebuch, noch als erschöpfende geographische Beschreibung, sondern in Form eines aufmerksamen Spazierganges durch wichtige Gebiete des Riesenlandes". In packender Sprache und launiger Art entwirft er in 15 Kapiteln manchmal skizzenhaft mit wenigen Strichen interessante Bilder von dem indischen Leben in Stadt und Land, von Brahmanen und Buddhisten, von Kriegern und Zauberern, von Pagoden und Tempeln, von öffentlichem und familiärem Leben usw. Die ganze Schilderung ist durchsetzt mit historisch oder kulturgeschichtlich interessanten Einzelheiten. Die 68 Tafeln des Bilderteils, die die eigenen Aufnahmen des Verfassers wiedergeben, bilden den Schluß des gut ausgestatteten Buches.

Forstmanns Himatschal — hima bedeutet „Schnee", und atschala oder besser acala „Berg", das Ganze also „Schneegebirge" — handelt hauptsächlich über den Norden Indiens, die Bergwelt des Himalaya, seine Bevölkerung, Religion und Kultur. Wir erhalten einen trefflichen Einblick in die unglaubliche Völkermischung einer Stadt wie Darjiling — der Autor schreibt merkwürdigerweise stets „Dardschieling" —, ferner in die Fauna und Flora der Himalayawelt. Besonders eingehend handelt das Buch von den religiösen Verhältnissen der dort lebenden Bergvölker, die sich zum Lamaismus bekennen, einer Mischung von Buddhismus mit primitiven Volkskulten. In diesem Zusammenhang spricht er denn von Wallfahrten zu den Gräbern heiliger Religionslehrer, von Tempeln und Göttern, von Orakeln, Kalendern, Gebetsfahnen und anderen Kultgegenständen, von dem hierarchischen Aufbau des lamaistischen Ordenswesens, religiösen Maskentänzen und Leichenzeremonien, kurz, von all den Eigenarten und Torheiten, die dem Lamaismus, dieser merkwürdigen Mischung von Religion und Dämonenwesen, zu eigen und für den religionswissenschaftlich etwas eingestellten Leser von Interesse sind. Die Bilder sind trefflich ausgewählt und recht instruktiv, und ein sorgfältiger Index erleichtert das Nachschlagen irgendeiner Stelle. In seiner ganzen Ausstattung macht das Buch einen recht vornehmen Eindruck.

Beiden Büchern ist ein guter Absatz zu wünschen.

Godesberg. W. Kirfel.

Schöne Literatur

Heinrich, Karl Borromäus: Der heilige Johannes von Colombini und andere religiöse Erzählungen. 242 S. M. Gladbach und Köln 1927, Orplid-Verlag.

Heinrichs Gabe ist es, sich hineinzuversenken in die Seele derer, die abseits vom breiten Wege gehen. In früheren Werken zeigte er so oft, wie Menschen von dunklem Blut, vom Schicksal getrieben zer-

brechen, hier lösen sich Menschen von der Bindung menschlicher Enge und gründen ihre Seele ganz in Gott, werden Heilige. Sie sind werdende Heilige, die immer mehr die Torheit des Kreuzes, Armut, Niedrigkeit, Demut als tiefste Lebensweisheit empfinden und danach leben. Feine psychologische Darstellung macht diese Abwendung von der Erdenliebe begreiflich, zeigt auch, wie sich nach und nach die Fäden lösen, die noch mit der Welt verbinden und von Gott trennen. Schlicht und innig ist die Sprache, ähnlich alten Legendenbüchern, zugleich fein durchgeformt, freilich hie und da zart, wie gesponnenes Glas. Aber gerade das gibt das feine Klingen in heiligen Seelen wieder, das von dem Heiligsten im Menschenherzen, der Gottessehnsucht, uns ein wenig sagt, damit in heimlicher, stiller Stunde unsere Seele mitverklinge in Gott.

Bonn. Josef Zimmermann.

Peter Schwabentans Schaffen und Träumen. Gedichtet von Hermann Herz. I. Vikar und Preßhusar. 1921. II. Der rote Kurat. 1926. 256 u. 293 S. Regensburg, Jos. Habbel. Gbd. in Lwd. 2,50 und 3,—.

Wer den ersten Band vor fast 6 Jahren gelesen, wird ihn nicht vergessen haben. Nach Lesung des zweiten las ich den ersten nochmals, jetzt mit noch mehr Genuß. Schwer zu verstehen, wie der 1. Band, zumal in geistlichen Kreisen nicht noch weit mehr durchdringen konnte. Ob der Titel es tut, ob die Reklame fehlte, ob die reichlich bescheidene Ausstattung schuld war? Und doch steckte darin eine Art zeitgemäßer, gesundester Pastorai. Und das gilt fast noch mehr von dem eben erschienenen zweiten Band. Auch diesen las ich mit steigendem Genuß ein zweites Mal. Seitenlang wirkt die Lektüre wie eine packende geistliche Lesung.

Dieser Peter Schwabentan „hat ja seine Mucken, aber trotzdem ist er ein ganzer Kerl". So muß selbst das Domkapitel feststellen. Ein apostolisch denkender Priester, aus einfachsten Verhältnissen heraus in seinen geliebten Priesterberuf hineingewachsen. Nicht ohne Sturm und Drang, unter vieler Entsagung, aber immer mit ganzer Seele ringend um die Erfüllung der Berufsgnade.

Zum Priester geweiht, bleibt er noch lange wenig weltgewandt, ist leicht beengt, dem Salon gar nicht homogen, aber in betontem sozialen Empfinden immer geneigt, an die Seite der Schwachen, der Armen, der mühsam Schaffenden zu treten. Etwas unausgeglichen in seinem cholerisch-sanguinischen Temperament, oft zu leisem Spott und Satire drängend. Wie schrieb doch mal ein Major, der einst Generalsekretär des Borromäusvereins werden wollte: „Bin in der Kritik stark, bisweilen scharf, ab und zu boshaft, mein's aber nicht schlimm." So Peter Schwabentan, aber stets aus kerniger innerer Gutheit und aus selbstlosesten Motiven heraus.

Ein fähiger Theologe, der jede Frage klar spürt, wie sie dem Seelsorger ehedem und erst recht heute sich aufdrängt. Und wie die theologischen Probleme, so packen ihn ebenso ernst die sozialen, die pastoralen, die kulturellen, die politischen. Ob ihm der thomistisch-molinistische Streit nachgeht — und der drückt ihn besonders —, ob er die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit durchlebt, ob er mit dem Leidproblem am Krankenbett mühsam ringt, ob er mit seinen Arbeitergetreuen einem roten Wahlansturm entgegentritt, ob er das moderne Sektenwesen hirtenklug bekämpft, ob er apologetische Kurse hält oder erfrischende Dogmatik bietet, ob er von politischem oder religiösem Katholizismus spricht oder ob er den Babel-Bibel-Streit mit einem edlen, katholisierenden protestantischen Akademiker behandelt — bei allem packt er stark den nur einigermaßen homogenen Leser.

Gewiß: bisweilen drückt die Wucht dunkler Fragen Schwabentan schwer und ein gewisser lähmenwollender Pessimismus legt sich auf die Gedankengänge. Aber immer wieder ringt er sich durch in echt priesterlicher Auffassung seiner Aufgabe. Seine klar-gläubige Priesterseele drängt schließlich immer wieder vor zu Christus, dem Quellgrund alles Priesterwirkens. Die Welt um sich, in sich und über sich sieht er zuletzt doch nur im Lichte des Kreuzes. Um nur eins zu erwähnen: Sinn und Wert des gottgeweihten Klosterlebens kann wohl kaum überzeugender dargestellt werden, als wie es in einem der schönsten Kapitel des zweiten Bandes geschieht: „Bei den Nonnen". Das wird auch mancher Nichtpriester mit Ergriffenheit lesen. Wie hier, so spürt man auch bei manchem Krankenbesuch Schwabentans den starken Pulsschlag eines edlen Priesterherzens.

Prachtvoll auch, wie der durch und durch lautere Priester schwerer Verdächtigung seiner Priesterehre gegenübertritt, wie er Aug in Aug mit dem Kreuze des Herrn gerade dabei innerlich wächst — ein Vorbild für Oelbergsstunden.

Bei alledem verschlägt es nicht allzuviel, wenn man hier und da eine etwas gar grobe Bemerkung gemildert, auch ein Urteil mehr ausgeglichen und abgeklärt sehen möchte. Ein gewisser Radikalismus erhebt bisweilen sein Haupt, der die künstlerische oder auch die ethische Schönheitslinie — „über alles die Liebe" — leise streift. Die breite Behandlung der thomistisch-molinistischen Streitfrage mit ihrer komplizierten Terminologie ist, trotz Anhang, nicht ganz glücklich. Auch manche innere Schwierigkeiten und Hemmungen konnten bei knapperer Schilderung mehr als Spannungskräfte angedeutet werden, deren Hin- und Herdrängen den seelischen Untergrund des Seelsorgerlebens aufhellte. Aber das Ganze wirkt letztlich in seiner Geradheit und Ehrlichkeit, vor allem in seinem kerngesunden, übernatürlichen Glaubensgeist erquickend und erhebend.

Dabei verfügt Herz über plastische Gestaltungskraft, über großen Bilderreichtum. Er hat feinen Sinn für duftig zarte Kleinmalerei besonders da, wo er Menschenseele und Natur in köstlichen Zusammenklang zu bringen weiß.

Nichts ist gemacht, alles ist gewachsen, aus eigenstem inneren Erleben heraus durch ein starkes Temperament und ein gütiges Herz hindurch geschaut und gestaltet und zur Höhe wertvoller Typik erhoben.

Hoffentlich folgt der dritte Band baldigst. Später sollte eine Neuausgabe in einem Bande in würdiger Ausstattung erfolgen.

Pützchen b. Bonn. G. Rohr.

Falk-Rönne, Jörgen: Die Frau Konsul. Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Gertrud Bauer. 235 S. Stuttgart 1926, Verlag von J. F. Steinkopf. Lbd. M. 4,50.

Das ist einmal ein köstliches Buch! Wie diese frische, lebenstüchtige Frau Konsul, die als Mädchen doch nur Kajütenjungfer war, die Vorurteile einer selbstbewußten Beamtenkaste bloß durch den Zauber ihrer Persönlichkeit ins Wanken bringt, wie sie während einer Epidemie helfend und organisierend voll Kraft und Güte sich betätigt, wie sie, tapfer entsagend, zwischen ihrem ehemaligen Liebsten und dem von ihm verführten Mädchen den Ehebund stiftet, wie sie das den Krebsgang gehende Geschäft ihres Mannes wieder belebt und diesen selbst, früher eine steife und pedantische Rechenmaschine, gänzlich verwandelt — wie sie das alles anstellt, das werde ich beileibe nicht verraten, das muß man lesen. Und wenn man es liest, dann wird man lachen, nicht laut und heftig, aber leise und herzlich. Echter Humor ist in unsern Tagen selten geworden; dieser dänische Pfarrer aber besitzt ihn, und er zwingt ihn nicht durch Situationen gewaltsam herbei, sondern läßt ihn aus dem innersten Wesen seiner kernigen, sittlich fundierten Gestalten hervorleuchten, eine wirklich wärmende Flamme. — Ein nicht geringer Reiz des Buches liegt in dem Milieu: es spielt auf den Färöerinseln, und der Verfasser, der sechs Jahre auf ihnen wirkte, weiß uns die Eigenart dieser Felseneilande und ihrer Bewohner plastisch nahezubringen. Zum Schluß: Die herbe, reine Luft der Nordsee weht auch durch alle Szenen dieser Erzählung, und so darf man sie auch als Lektüre für Erwachsene breiterer Volkskreise unbedenklich empfehlen. — Die Uebersetzung verdient alles Lob.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Spiero, Heinrich: Ernst Zahn, das Werk und der Dichter. (Reihe ‚Dichtung und Dichter'.) 96 S. Stuttgart 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 2,50.

Zahn, Ernst: Die schönsten Erzählungen von ... Stuttgart 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. in Lwd. M. 4,50.

Nun ist Ernst Zahn auch schon 60 Jahre alt. Aus diesem Anlasse hat sein Verleger, die Deutsche Verlags-Anstalt, zwei Werke herausgebracht, die bestimmt sind, ihn zu seinem Geburtstage zu ehren und für sein Werk zu werben. Das Letzte ist wohl kaum nötig, denn, wie die Auflageziffern beweisen, ist seine Gemeinde schon recht ansehnlich. Dieser rechtschaffene Schweizer hat es wohl verdient, daß man ihn anerkennt. Man kann mit Einzelheiten nicht einverstanden sein. Aber sein Gesamtwerk ist achtunggebietend. Der Liliencronbiograph Spiero hat nun sein Lebensbild aufgezeichnet, das bei aller schuldigen Verehrung und ungeachtet des Zweckes, ein Ehrengeschenk zu seinem Ge-

burtstage zu sein, ihn nicht kritiklos verherrlicht. Das gibt dem Buche über den besonderen Anlaß hinaus seinen Wert. Die Freunde Zahns werden in diesem Werkchen gern nachlesen, wie Zahn geistig und leiblich aufwuchs und in jeder Beziehung zum Manne ward. Als Werbemittel wird der Band Erzählungen gute Dienste tun. Dieser innerlich wie äußerlich schmucke Band, der wohlfeil zu nennen ist, mag ihm manchen Freund wecken. Ich wüßte kaum bessere Novellen von ihm als die hier vereinigten. Ganz innig und verhalten ist die Liebesgeschichte ‚Der Tag der Perpetua', in der ein vorbeiziehender Wanderer die schlummernden Liebeskräfte des Mädchens aufweckt, eine kurze Liebe freilich, die ohne Sentimentalität ist, die aber das Leben des Mädchens völlig umschmeißt. Herbe und schwermütig sind die Geschichte eines Dorfkünstlers ‚Der Geiger' und das tragische Schicksal des Ritters, das im ‚Der Tod des A Pro' geschildert wird, während die Erzählung vom Heldentum eines sterbenden Knaben, ‚Die Reitstunde' ganz zart und traurig ist. Hart und unerbittlich ist die Konsequenz der ‚Mutter' — wohl die beste Novelle Zahns — mit der sie das Leben ihres mißratenen Sohnes auslöscht. So leicht läßt einen das Buch nicht wieder los. Es zeigt die besonderen Qualitäten Zahns und beleuchtet seine Eigenheiten von allen Seiten. Und da auch uns das Schaffen Ernst Zahns manche gute Stunde bereitet hat, so schließen auch wir uns dem Chore seiner Gratulanten an und wünschen ihm — wenn auch mit etwas Verspätung —, daß sein ferneres Leben unter glücklichen Vorzeichen stehe. Sein Werk aber wird am besten für ihn Zeugnis ablegen. Und darum möge seine Schaffenskraft noch lange erhalten bleiben.

Emden. Georg Schäfer.

Zaunert, Paul: Westfälische Sagen. Aus der Sammlung: Stammeskunde deutscher Landschaften. Mit 24 Tafeln und 42 Abbildungen im Text. 386 S. Jena 1927, Eugen Diederichs.

Der Verlag Diederichs hat sich mit seinen großangelegten Sagen- und Märchensammlungen ein unbestreitbares Verdienst erworben. Er leistet mit ihnen Kulturarbeit im besten Sinne des Wortes. Denn aus Sage und Märchen erkennt man das geistige Antlitz des Volkes, aus der Sage speziell die charakteristischen Züge des einzelnen Stammes. Daß diese Eigenart heute mehr denn je bedroht ist, ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache. So gilt es, altes, kostbares Gut zu retten, solange es noch zu retten ist, und nicht bloß zu retten für die Regale der Bibliotheken, sondern es auch wieder ins Volk zu tragen. Dieser Aufgabe ist sich Zaunert durchaus bewußt gewesen. Denn obwohl sein Buch auf wissenschaftlicher Grundlage ruht, so ist es dennoch in einem prächtigen, urwüchsig-volksmäßigen Deutsch geschrieben, so daß man den westfälischen Bauern, der ja der Hauptträger der Sage ist, selbst erzählen zu hören glaubt. Die Sagen sind nach Motivkreisen geordnet (Urzeit und Heidentum — Der neue Glaube — Zur Landes- und Weltgeschichte — Volksglaube usw.). Innerhalb dieser Kreise bringt der Herausgeber die Sagen auch in ihren mannigfaltigen Variationen; sein Ziel ist dabei aber nicht Vollständigkeit, sondern das Charakteristische der Sagen und damit des Stammes zu bringen. Obwohl er mancherlei Selbstgehörtes sowie Aufzeichnungen anderer aus neuerer und neuester Zeit gibt — gerade in Westfalen hat die Ueberlieferung noch eine starke Lebenskraft — so widersteht er dennoch der Versuchung, seinem Werk, das ja eine Stammeskunde sein will, durch Häufung des Neuen eine besondere Note zu geben, sondern der oben angedeutete Gesichtspunkt bleibt immer maßgebend. Es fehlen die Schildageschichten (Beckumer, Kleineberger usw.), weil diese nichts speziell Westfälisches darstellen, ferner die Münchhausiaden und Bombergiaden, weil Proben kein Bild dieser Helden vermitteln können, die Erzählungen in ihrer Gesamtheit aber den Rahmen des Buches gesprengt hätten. Alles in allem aber darf man sagen, daß Zaunert das Wesentliche der westfälischen Sage erfaßt hat. Reiches, charakteristisch ausgewähltes Bildmaterial, eine knappe Einleitung, die der Entstehung der Sagen nachgeht, Quellennachweise, Anmerkungen und ein Ortsregister erhöhen den Wert des Buches, das ich gern in der Hand jedes Westfalen sähe. Für die Jugend kommt es wegen des erotischen Einschlages einiger Stücke nicht in Betracht.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Strauch, Hugo: Die tolle Stadt. Roman. 287 S. Münster i. W. o. J., Verlag der Westfälischen Vereinsdruckerei.

Hugo Strauch verfügt über ein hübsches Erzählertalent, das sich im lebhaft vorwärtsdrängenden Tempo der Handlung, in scharfer, oft humorvoller Charakterzeichnung und in einem natürlichen, oft blitzartig hin- und herzuckenden Dialog am glücklichsten äußert. Legt man an sein Buch aber den höchsten, künstlerischen Maßstab, so ergeben sich doch einige Mängel. So ist es ihm nicht gelungen, den Uebergang seines Haupthelden, des fein organisierten Künstlers Gert Verhoven, zum Täufertum psychologisch glaubhaft zu machen. Noch weniger überzeugend wirkt es, wenn Gert schließlich aus Fanatismus zum Angeber seines eigenen Weibes und Kindes wird, mit dem Erfolg, daß seine Tochter unter dem Schwerte des Henkers stirbt. Das Unwiderstehliche, Triebhaft-dämonische der aus Blut und Geist seltsam gemischten Täuferbewegung ist eben nicht genügend erfaßt und gestaltet. Das erkennt man besonders, wenn man etwa Lulu von Strauß und Torneys ‚Jüngsten Tag' daneben stellt, dessen ganze Atmosphäre mit einer gewaltigen seelischen Spannung und einer grausigen Weltuntergangsstimmung geladen ist. — Immerhin aber bleibt der Roman von Hugo Strauch ein Unterhaltungsbuch von Qualität, das man auch der reiferen Jugend ruhig in die Hand geben darf.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Schaumberger, Heinrich: Im Hirtenhaus. Eine oberfränkische Dorfgeschichte. Mit Bildern von Rudolf Köselitz. 233 S. Weimar 1926, Herm. Böhlaus Nachf. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—, Büchereieinband M. 3,50.

Ein richtiges Volksbuch, so wie es der einfache Leser liebt. Die Menschen darin sind so unkompliziert wie nur möglich. Auf der einen Seite steht die verfolgte Unschuld, während auf der anderen die Bösewichter lauern. Die Handlung gibt keine Rätsel auf. Der arme Lorenz wird mit seiner Familie ins Hirtenhaus, d. h. das Armenhaus gebracht. Am Ende siegt das Gute. Seine Widersacher erleiden die verdiente Strafe, während er selbst, nachdem er im Armenhause für Ordnung gesorgt hatte, zu Ehren und Wohlstand kommt. Es tut wohl, nach so viel unechter Sensationsmache ein so schlichtes Buch in die Hand zu bekommen. Mit liebenswürdiger Einfachheit ist da alles geschildert. Die unbedingte Freude und das große Gottvertrauen einer im Herzen frommen Persönlichkeit klingt aus den Schilderungen. Erwünscht wäre noch ein Hinweis auf die Lage und die Regierung der Bauern zu jener Zeit. Der einfache Mann wird sich nicht ohne weiteres in die damaligen politischen und sozialen Verhältnisse hineinfinden können.

Emden. Georg Schäfer.

Hofmann, Anton Albert: Der schwarze Jobst. Roman aus der deutschen Vergangenheit. Leipzig, Graz, Heimatverlag Leop. Stocker. M. 4,50.

Der wilde lange 30jährige Krieg hatte Deutschland, Land und Volk, aufs äußerste zerrüttet. Leibes- und Seelennot herrschte allüberall. Aus jener harten, düsteren Zeit heraus, die dem Kriege folgte, gibt uns der Dichter hier einen farbensatten Ausschnitt mit reicher innerer und äußerer Handlung. Zarte, liebliche Bilder und wüste, wilde Geschehnisse ziehen an unserem Geiste vorüber. Wie die tolle Gret mit ihrem Mißtrauen gegen Gott an ihrer eigenen Schuld zerschellt, so überwindet die Liebe und das Gottvertrauen bei Eve alle, selbst die fürchterlichsten Schwierigkeiten. Das im Vertrauen auf Gott und in ihrer Liebe zu Meister Peter überaus mutvolle Weib bringt es fertig, den schwarzen Jobst zu entdecken, was eine große Schar von Soldaten unter einem tüchtigen Obristleutnant nicht vermocht hatte. Starke Menschen mit reichem geschichtlichem Sinne werden das Buch vielleicht mit Genuß lesen. Ich persönlich hasse solche Szenen wie die um Mitternacht beim Galgen, wiewohl ich nicht leugnen kann und will, daß sie mit großem Geschick gezeichnet ist.

Bochum. F. Asanger.

Leip, Hans: Tinser. Roman einer Heimkehr. 326 S. Leipzig o. J., Grethlein & Co.

Tinser gehört zu dem armen Rest der ungeheueren Gefangenenläger von Wostronoi; an 30 Mann hausen die deutschen Gefangenen in den schauerlichen Oeden der Taglaisümpfe in Bretterzelten. Als Platinjäger hocken sie in den Schurfen wie in offenen Gräbern, wollen so viel erwerben, um nach der heißersehnten deutschen Heimat zurückkehren zu können. Stoi, früher der bayrische Hauptmann Staudelhofer, und Tinser, der Sohn eines angesehenen Hamburger Werft-

besitzers, sind ihre Führer. Diesen beiden, die ihren Landsleuten später die Heimkehr ermöglichen wollen, gelingt es, der Grenze näher zu kommen. Unterwegs erschießt Stoi eine russische Agentin Stasja, wird dann aber, psychisch gänzlich zermürbt, zu Moskau in dem Arbeiterlokal Mosselprom von dem wehmütigen Singen eines Mongolen suggestiv derart beeinflußt, daß er in Anwandlung von Schwermut sich das Leben nimmt. Auch Tinser bricht zusammen. Der deutsche Gesandtschaftssekretär kann ihn dann nur mit Mühe aus der Gefängnis-Irrenanstalt herausholen, bringt ihm in die Klinik die nötigen Pässe und Fahrkarten und läßt ihn von einem Agenten heimlich bis zur Grenze begleiten, wo Tinsers Schwester, telegraphisch benachrichtigt, mit ihrem Bräutigam Ubskill den Bruder erwartet. Ubskill ist der Typ eines Leutnants vom alten Schlag nach Auftreten, Sprache und Anschauung. Der befreite Tinser will, nun mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit, in der väterlichen Werft sich eine neue Zukunft aufbauen und dabei der Gemeinschaft bestens dienen. Indessen kann der alte Vater, innerlich zerrissen und gegenwartsfremd, sich gar nicht in die neue Zeit hineinfinden, sondern klagt die Zeinde, das Vaterland, ja Gott selbst an, daß seine Werft so weit zurückgegangen ist und statt der tausend nur mehr zehn Arbeiter beschäftigt, die nicht mehr stolze Fünfmaster, wie einst eine allgemein bewunderte „Bayern", bauen, sondern nur bedeutungslose Kanus für das hohle Getändel auf der Alster machen.Vom Vater abgewiesen, geht Tinser nach Berlin, um das alte Universitätsstudium wieder aufzunehmen. Auch wird er bitter enttäuscht, da er alles so anders findet, als er erwartet hat. Darum wird er scheuer und einsamer, steht rat- und hilflos in der brandenden Welt, in der Spengler ihm die letzte Hoffnung nimmt. Es gelingt ihm, vorübergehend im Zoologischen Garten als Aushilfswärter sich einschieben zu lassen; dann soll er in Hamburg, nahe bei der väterlichen Besitzung, als Gast Rennolds dessen angeheirateten zwei Knaben ein paar deutsche und englische Vokabeln einbleuen. Ein wechselvolles Schicksal führt ihn, der immer wieder auf seinen ersten Plan zurückkommt und die väterliche Werft einer glänzenden Zukunft entgegenführen und dadurch der Allgemeinheit würdig dienen will, nach Kopenhagen, Danzig, Paris, London, zur Schweiz und durch große Teile von Deutschland. Ueberall nimmt er Erkenntnis in sich auf, die zur Läuterung seiner Ansichten beitragen und ihn immer reifer machen, wegweisend in die neue Zeit mit den neuen Aufgaben als echter Deutscher hineinzutreten: sein Vater, der nur schwer hat umlernen können, übergibt ihm endlich die Werft, der er nun schaffensfroh und hoffnungsfreudig seine ganze Kraft widmet.

Tinser ist eine nach innen gerichtete Natur. Er zieht sich gerne in das Reich seiner eigenen Grübeleien und Gedanken zurück, in denen er sprunghaft daherjagt. „Denken ist Bilderjagd, Worte zünden es an, es brennt im Gehirn, ein brennender Film" (S. 32). Leise Erinnerungen sind ihm Apperzeptionsstützen, die ihn dazu bringen, lange Gedankenreihen in buntem Gemisch und Gewirr aufzurollen. Eigenartige Frauen greifen hier und da bestimmend in das Geschehen ein, allerdings nicht immer zum Ruhme weiblicher Tugend und Ehre. In Galew sehen wir den modernen Geschäftsmann, der „Unternehmungen in die Welt klebt, wie ein anderer Briefmarken in ein Album". Daneben tauchen Gesellschaften auf, wo es mehr geistreichelnd als geistreich hergeht. Moderne Probleme werden eher von der Oberfläche schillernd gezeigt, als in der Tiefe erfaßt und gewürdigt. Das russische Gespenst, in dem Kommissar Rondjeff verkörpert, taucht, nicht immer klar motiviert, wie ein böser Schatten allerorts bei Tinser auf.

Auch in diesem Roman zeigt Hans Leip, wie in seinem früheren ‚Godekes Knecht', sich als Meister der Sprache; nicht selten überrascht er durch sentenzenhafte Prägnanz und Kürze und packende Bildhaftigkeit.

Bonn. Alois Dünchem.

Kraze, Friede H.: Die Frauen von Volderwiek. Roman. 135 S. Hamburg 1926, Quickborn-Verlag. Ganzleinwand M. 4,—.

In formaler Hinsicht enttäuscht dies neue Buch der Kraze, das übrigens kein Roman, sondern höchstens eine etwas breit ausgesponnene Novelle, noch besser Erzählung ist. Denn von irgendwelcher Architektonik des Baues ist keine Rede, und die Geschehnisse sind doch gar zu konventionell. Auch die Kunst der Stimmung ist nicht mehr so bewundernswert, wie in ihren früheren Büchern. Sollte dies Abgleiten nicht vielleicht

auf eine allzu reichliche Produktion zurückzuführen sein, die auch bei bedeutenden Talenten nicht ohne Einfluß auf die Kraft der Gestaltung zu bleiben pflegt? Freilich — ihre Frauengestalten sind auch in diesem Buch noch von eigenartigem Reiz, aber doch auch schon leicht angekränkelt von einem sentimentalen Hauch. Ueberhaupt hat das ganze Buch etwas Süßliches, das wenigstens einem männlichen Gaumen leicht zuwider wird. — Seinem geistigen Gehalt nach kann der Roman wohl befriedigen, wenn auch nicht restlos; so wird z. B. die rationalistische Deutung des Pfingstwunders durch Martje von der Mutter nicht energisch genug rektifiziert, und die badende Nymphe am Schluß wirkt zum mindesten überflüssig. Im übrigen aber führt die Kraze nicht, wie wohl sonst, heikle Probleme fragwürdigen Lösungen zu, sondern singt ein hohes Lied auf die Treue gegen sich selbst und gegen den Geliebten. Diese wird dann nach mancherlei Hindernissen auch belohnt, indem die verschiedenen in Betracht kommenden Paare nach alter guter Romansitte sich am Schlusse „kriegen".

Rheine i. W. Anton Aulke.

Schrott-Fiechtl, Hans: Das linke Pfarrerle. Ein Tiroler Kulturroman. Graz, Heimatverlag Leopold Stocker. M. 5,—.

Des rechten Pfarrers Kaplan ist das linke Pfarrerle. Dr. Lageder ist es erst auf langem Umwege geworden, wiewohl er es schon in seiner Jugend einmal hatte werden wollen. Dr. Lageder war führender Chemiker in der Industrie und Wissenschaft. Ein harter Schlag war es für ihn, Frau und Kind zu verlieren. Da ist sein Entschluß gefaßt; er geht an die Universität nach Innsbruck und wird Priester. Sein Vater, ein reicher Bierbrauer, ist ein hervorstechender Vertreter des österreichischen Liberalismus. Daß dieses linke Pfarrerle in vielem anders ist als andere Neu- und Jungpriester, ist natürlich ganz selbstverständlich. Denn sein Werdegang hat mit dem seiner Amtsgenossen so wenig gemein, und seine Mittel — neben seinem elterlichen Vermögen besitzt er als Beirat einer großen Firma noch ein jährliches großes Einkommen — erlauben ihm eine ganz andere Lebenshaltung. Mit vollem Eifer arbeitet er nach seiner Priesterweihe unter den Tiroler Bauern und Arbeitern und bekämpft mit Freiheit und Geduld, mit Liebe und weltmännischer Klugheit die Hindernisse, die ihm in den Weg treten. Er ist seinen Seelsorgepfleglingen nicht nur ein Führer auf dem Heilswege, sondern auch ein hilfsbereiter Berater in ihren irdischen Sorgen. Daß der Teufel der schwärzesten Verleumdung sich an ihn heranwagt, ist nicht verwunderlich. Aber der Schmutz reicht nicht an ihn heran. Ob die vielen Angriffe Schrott-Fiechtls auf die Ausbildung der Priesteramtskandidaten und ihre Methode in der Seelsorge im Kerne da und dort begründet sind, das mögen die beurteilen, die dafür zuständig sind. Schrott-Fiechtl und ich sind es nicht.

Bochum. F. Asanger.

Sheehan, P. A.: Die Gräber von Kilmorna. Eine Geschichte von Anno 67. Genehmigte Uebersetzung von Oskar Jakob. 382 S. Einsiedeln, Benziger M. 5,—, gbd. M. 6,—.

Stimmung und Klang einer Heldenballade von eigenartiger Färbung und Formung der Gestalten schwingen in der Seele des Lesers, solange Sheehan erzählt, wie die zwei irischen Patrioten und Sin Feiners, Halpin, der Volksschullehrer und Myles Cogan, der Müller und Mehlhändler, einen ganz aussichtslosen Aufstand gegen England ins Werk setzen, bei dem sie beide den Heldentod sterben wollen, während für die Rettung der anderen Teilnehmer Vorsorge getroffen ist. Ihr Martyrertod für Irlands Freiheit soll — das ist ihre einzige Absicht — das in materialistischer Alltäglichkeit träge gewordene irische Blut wieder in Wallung bringen und dem Denken der Nation auf Jahre hinaus einen idealen Schwung verleihen. Halpin fällt, Myles wird gefangen und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Die Schilderung von Halpins Heldentod und Begräbnis und der unsagbaren zehnjährigen Zuchthausdrangsale Myles' schwingt und singt im Ton der echten Heldenballade. Nach des letzteren Begnadigung und der Rückkehr in die Heimat weitet sich die Geschichte zum Bildungsroman mit stärkstem sozialem und politischem Einschlag. Myles hat im Zuchthaus den Lauf der Welt anders als früher sehen gelernt. Father James veranlaßt ihn dann, seine Bildung durch ernste Lektüre und Studium unverdrossen zu vervollkommnen. Er tut dies in aller Stille und Zurückgezogenheit vom

politischen Leben, an dem er jede Freude verloren hat. Es geht der Roman nun ganz in die Breite und Tiefe der Erörterung der religiösen, sozialen und vaterländischen Probleme Irlands. Mit herbem Schmerz über den zunehmenden sittlichen und intellektuellen Verfall Irlands wird viel Treffliches gesagt. Man glaubt sich oft genug in die Inferioritätsdebatten der deutschen Katholiken und in den Streit der politischen Meinungen Deutschlands und des Führerproblems versetzt. Daß die Poesie dabei in den Hintergrund gedrängt wird, ist begreiflich. Der Schluß formt sich wieder zur Heldenballade. Myles läßt sich überreden, in den Wahlkampf einzugreifen, um dem Volke Idealismus und Heldensinn zu predigen. Ein Steinwurf zerschmettert ihm dabei den Schädel. Neben Halpin findet er in Kilmorna sein Grab. Father James' Nachruf klingt in niederdrückendem Pessimismus aus. Das irische Volk ist daran, die Tradition des Heldenzeitalters zu verlieren und ganz im Materiellen aufzugehen.

Diese Geschichte der Gräber von Kilmorna, die man ernsteren Lesern aller Volksklassen gern empfiehlt, sollten vor allem jene lesen, die Führer für die breiten Volksmassen erziehen wollen und jene, die sich als solche Führer ausbilden lassen. Es ist bei dieser Erzählung nicht bloß ein echter Dichter, sondern auch ein weiser Soziologe, ein begeisterter Patriot und gründlicher Volkskenner am Werk gewesen, der den Leser in einen Kreis von Personen führt, die alle ihr eigenes Gepräge haben und in keine Schablone hineinpassen, dem deutschen Leser aber auch manches Rätsel bei der Beurteilung ihrer Handlungsweise aufgeben.

Dettlingen. Hermann Herz.

Ward, Wilfrid: Zur unrechten Zeit. Ein Roman. Allein berechtigte Uebersetzung von Hanns Schwarz. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Nach der vierten Auflage des englischen Originals hat H. Schwarz übersetzt. Es will schon viel besagen, wenn im heutigen England der Roman einer der bedeutendsten zeitgenössischen katholischen Schriftstellerinnen überhaupt vier Auflagen erlebt. Die Uebersetzung liest sich im allgemeinen recht gut. Leider hat sich eine reichlich große Menge von oft bösen Fehlern eingeschlichen, deren Beseitigung unbedingt nötig gewesen wäre. Frau Wilfrid Ward hat die Problemstellung in ihrer Dichtung derartig gewählt, daß die Teilnahme des Lesers vom ersten bis zum letzten lebendig bleibt. Es handelt sich im eigentlichen um einen hochgebildeten katholischen Laien, der begeistert von der erhabenen Größe der Geschichte der katholischen Religion und Kirche und erfüllt von einer hohen Ueberzeugung seines Eigenwertes für die Entwicklung und Lösung von philosophisch-theologischen Grenzfragen die Theologie beziehungsweise die offizielle Ausdeutung der Hl. Schrift, wenn auch nicht böswillig, so doch überstürzt in das Joch moderner „Wissenschaft" zwingen will. Alles in gutem Glauben, freilich mit einer recht beträchtlichen Dosis von Selbstüberhebung gemischt, die nur an sich glaubt. Nach der Verurteilung seiner Meinung, erst durch seinen Bischof, dann durch Rom, trennt er sich in seinem Zorne ganz von der Kirche, kommt aber nach schwerer, harter Zeit, geläutert durch Kummer und Leid, schließlich zu ihr zurück und findet Ruhe und Frieden im Ordensstand. Mit seiner Trennung von der Kirche geht zugleich ein Bruch von Banden der Freundschaft, Liebe und Verwandtschaft vor sich, der wirklich tragisch anmutet, mich aber in seiner endgültigen Lösung nicht befriedigt hat. Der Roman ‚Zur unrechten Zeit' kommt aber heute und auch später noch immer zur rechten Zeit. Denn solche theologische Heilkünstlergedanken tauchen dann und wann hier und dort immer wieder auf. Das Buch ist natürlich keine leichte Lektüre für müßige Stunden, sondern es verlangt Hingabe und Verständnis, birgt aber auch manchen Genuß.

Bochum. Florian Asanger.

Coppée, François, und Souvestre, Emile: Die Freuden des Abbé Moulinet und andere Erzählungen. Freie Uebertragung von Herm. Siegfr. Rehm. 250 S. Wiesbaden 1926, Herm. Rauch, Geb. in Lwd. M. 6,—.

Der Uebersetzer hat in diesem Bande drei Erzählungen von Coppée (Die Freuden des Abbé Moulinet, Palmsonntag, Das Kind) und vier Geschichten von Souvestre (Der Schatz, Die unnützen Dinge, Die beiden Wahlsprüche, Die Postreise) vereinigt. Souvestre holt seine schlichte Volkslektüre für alt und jung aus der altfränkischen Zeit der engen Postkutschen. Coppée schildert moderne Verhältnisse und stellt etwas höhere Ansprüche, fesselt aber auch weitere

Kreise (wegen der Geburtswehen, S. 61 ff., wird man die Titelerzählung Kindern vielleicht nicht gern in die Hand geben). Beide Schriftsteller sind gemütvolle Beobachter des Volkslebens, beide wollen durch ihre sonnigen Erzählungen zu beglückender Lebensauffassung erziehen. Die Uebertragung Rehms erlaubt sich kleine Auslassungen und Milderungen. So stören Gallizismen selten, aber auf Druckfehler und falsche Kasusendungen stößt man mehrfach.

Dalheim. Meinrad Bonderheide.

Kosztolányi, Dezider: Der blutige Dichter. Roman. Uebertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. 3.—5. Tauf. 376 S. Frankfurt a. M. 1926, Iris-Verlag.

Thomas Mann schrieb zu diesem Neroroman ein Vorwort voll starken Lobes. Er nennt den Verfasser einen Künstler von europäischem Rang. Nun, dazu gehören, wie mir scheint, doch noch andere Qualitäten, als dieses Buch sie zeigt. Zwar einen in mancher Hinsicht guten historischen Roman schrieb Kosztolányi, und man darf dem deutschen Dichter zustimmen, wenn er die Echtheit des Kostüms, das weder theatralisch, noch archäologisch wirke, wenn er ferner die Lebendigkeit der Bilder aus der antiken Weltstadt, die Schärfe der Charakteristik und das Ergreifende mancher Szenen rühmt. Und auch das stimmt, was er von der Idee des Buches sagt: „Ihr schlimmes und schamhaft stolzes Wissen um Kunst und Künstlertum, Sie ließen es eingehen in diesen Roman des blutig-qualvollen Dilettantismus und verliehen ihm damit alle Tiefe und Melancholie, alles Grauen und alle Komik des Lebens." Aber diese Idee wird der historischen Seite des Romans zum Verhängnis. Der Verfasser erklärt alle Scheußlichkeiten, ja das ganze Leben und Schicksal dieses Kaisers aus seiner dichterischen Phantasie. In entsprechende Werke habe er sie infolge mangelnder Künstlerkraft nicht umzusetzen vermocht; dafür habe er dann gelebt, was er nur hätte träumen dürfen. Sein vergebliches Ringen mit der Kunst habe etwas Erhabenes, ja Moralisches an sich gehabt. Das läuft also scheinbar auf eine Rettung Neros hinaus; aber einer solchen widerspricht durchaus der historische Befund. Denn dieser letzte, völlig entartete Sproß eines glänzenden Geschlechtes war eine durch und durch gemeine Natur, ein lüsterner und roher Geselle, neidisch, habsüchtig und blutdürstig, dazu eine Memme, wie sie im Buche steht. Das zeigt schon sein Bild mit dem stumpfen Blick und den Zügen, die nur tierische Gelüste spiegeln. Aus dem Bestreben, den Charakter Neros lediglich aus seiner Künstlerphantasie zu deuten, entspringt denn auch wohl die von der Geschichte abweichende Motivierung mancher seiner Schandtaten, z. B. der Ermordung des Britannicus. Anderseits erklärt sich daraus das gänzliche Fehlen der Person des Tigellinus, die dem Verfasser wohl nicht in seine Theorie paßte, ferner die Uebergehung des Stadtbrandes, der Christenverfolgung und seiner wüsten unsagbar gemeinen Orgien. Der Dichter allbekannter historischer Gestalten aber muß sich in den Hauptzügen doch an die Geschichte halten, er darf nicht an Stelle des historischen Bildes ein selbsterfundenes Gemälde vor uns hinstellen, sonst hört eben der Held auf, ein geschichtlicher zu sein, und wir verlieren das Interesse an ihm. Es ist ja allerdings ein schönes Vorrecht des Poeten, uns seinen Helden menschlich näher zu bringen, aber dieses Werk bedeutet m. E. doch einen Versuch am untauglichen Objekt. — Trotzdem bleibt es infolge der dichterischen Kraft, die sich darin ausspricht, ein interessantes und spannendes Buch. Wenn auch die Schilderung sittlich bedenklicher Vorgänge infolge der oben skizzierten Einstellung des Verfassers sehr zurücktritt, so kommt es doch wohl nur für gereifte und urteilsfähige Leser in Betracht.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Bock, Alfred: Die Pariser. Roman. Berlin 1927, Deutsche Landbuchhandlung.

Dieser Roman aus dem hessischen Bauerntum zeigt echtes, kräftiges Volkstum mit seinen Vorzügen und Schwächen, Fehlern und Tugenden, Parteiungen und Zänkereien. Das Land und die von ihm bedingten Leute erstehen vor dem Leser in ihrer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit. Carl Bautzer hat der Erzählung vier gut gezeichnete Bilder beigegeben.

Bochum. Florian Asanger.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Arsenjew, Russen und Chinesen in Ostsibirien 181
Asmis, Als Wirtschaftspionier in Russisch-Asien 181
Baunach, Die Entwicklung der Luftschiffahrt 180
Beebe, Galápagos 179
Benkard, Das ewige Antlitz 173
Berl, Das Judentum in der Musik . 177
Bernanos, Die Sonne Satans . . . 147
Bock, Die Pariser 191
Boeck, Indische Wunderwelt 182
Brockhausen, Pflanzenwelt Westfalens 179
Coppée-Souvestre, Die Freuden des Abbé Moulinet 190
Dohmann u. A., Wege zum goldenen Tor 163
— Wege zur Schatzkammer . . . 163
Elsaß-Lothr. Jahrbuch, Bd. 5 . . . 174
Evenius, Unsere Honigbiene 178
Falk-Rönne, Die Frau Konsul . . . 185
Feldmann, Das Buch der Weisheit . 168
Fischer, Die neue Vereinsbühne . . 165
— Die Laienbühne als Gesinnungstheater 165
Forstmann, Himatschal 182
Gentges, Die Blätter für Laien- und Jugendspieler 166
Görres, Briefe an seine Braut und Familie 171
Hedin, Mein Bruder Sven 172
Heinrich, Der hl. Johannes von Colombini 183
Herz, Peter Schwabentan. 1. Vikar u. Preßhusar. 2. Der rote Kurat . . 184
Hilpisch, Die Genossenschaft der Barmherzigen Brüder von Montabaur . 170
Hoeck, Wetter, Wolken, Wind . . . 177
Hofmann, Der schwarze Jobst . . . 187
Janvier, Das Leiden unseres Herrn Jesu Christi. 3. Bd. 168
Isidora, Die sieben Gaben des Hl. Geistes 169
Kaboth, Grüngoldene Brüche aus Berg und Wald 178
— Mein Bergwald und sein Wild 178
Karstädt, Dem Dichter nach 162
Kaufmann, Der Muskelrheumatismus 180
Kosztolányi, Der blutige Dichter . . 191
Kraze, Die Frauen von Volderwiek . 188
Kurz, Moderne Erziehungsziele und der Katholizismus 173
Leip, Einser 187
Linzen, Die Glaskugel 150
— Aus Krieg und Frieden 151
— Hochzeitsspuk 151
— Marte Schlichtegroll 151
— Die gefrorene Melodie 152
— Zug der Gestalten 153
Marcus, Knut Hamsun 175
Morawski, Abende am Genfer See . 169
Mut, Zwei neue Heilige 171
— Der hl. Petrus Canisius . . . 171
— Der sel. Joseph Cafasso . . . 171
Norddeutsche Landschaft (Hermann Masius) 178
Oehler, Chinas Erwachen 182
Rahn, Gedichte meines Buben . . . 173
Richtlinien für die Lehrpläne der Volksschulen 160
Rüttgers, Die Dichtung in der Volksschule 161
Schaumberger, Im Hirtenhaus . . . 187
Schlegel, Eine Sonnenblume 171
Schrott-Fiechtl, Das linke Pfarrerle . 189
Schulz, Das Buch der Richter und das Buch Ruth 168
Seligmann, Das heilige Licht . . . 176
Sheehan, Die Gräber von Kilmorna . 189
Spiero, Ernst Zahn 185
Spranger, Antike und der deutsche Geist 174
Stevenson, Werke (Deutsche Ausgabe. 11 Bde.) 155
Strauch, Die tolle Stadt 186
Sydow, Kultur des deutschen Klassizismus 145
Undset, Jenny 148
— Frühling 148
— Kristin Lavranstochter 148
Verhoeff, Wanderungen durch die Wunder der Lebensgemeinschaft . 178
Vogt, Schöpferische Poesiestunden . . 162
Waltendorf, Sponsa Christi . . . 170
Ward, Zur unrechten Zeit 190
Weyrauch, Die Technik 180
Wilkes u. A., Leben und Schaffen . . 163
Wolfurt, Mussorgskij 177
Wurm, Der Sieg über das Leben . . 172
Zahn, Die schönsten Erzählungen v. E. Z. 185
Zaunert, Westfälische Sagen 186

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Friedrich Schnack

Friedrich Schnack iſt im Jahre 1888 im Städtchen Rieneck unweit Gemünden geboren. Die main- und weinfrohe Frankenlandſchaft hat mit ihrer blühenden Farbigkeit ſeine Kindheit überweht und ihn verliebt und verträumt in ſie gemacht. Ihre im Atem von Wicken und Winden ſchwelgenden Dörfer, ihre Gärten voll Apfelblüten und Kreſſen, ihre Wälder und Außgehege, ihre Weizenfelder und goldnen Bienenwolken, ihre uralten Brunnen und vergißmeinnichtumblauten Teiche, ihre Mönche und Hirten, ihre Bildſtöcke und Flurkapellen halfen des Dichters Welt bauen. Zunächſt auf lyriſche Art in ſeinen Gedichtbänden ‚Das kommende Reich', ‚Vogel Zeitvorbei' und ‚Das blaue Geiſterhaus'. Schon dieſe Titel laſſen Schnacks Abkehr von aller Oberfläche und Alltäglichkeit der Dinge und Ereigniſſe erkennen. Er iſt auf dem Novalisweg, der nach innen und darum zur Innigkeit führt. Seine Gedichte ſingen alle das Lied des Vogels Zeitvorbei. „Ich fuhr in die Netze der Stille hinein", offenbart uns ſelbſt der Dichter. Hier findet er die wunderhütende ‚Fabel', ſieht ihr ‚verwunſchenes Reis blühen', lauſcht ihrem ‚goldnen Horn', in das ſie ‚ſtößt'. Er iſt mit ganzer Seele ‚an die Traumſchaft der Magie verloren'. Ihn erfüllt die ‚Zauberei', die ‚im Walde wogt', und deren tönende Seele unter ‚mythiſchem Mond'. Ihm ‚raunt die Waſſerfabel', ‚er findet den Zauberring im Teich, den Stein aus der verwunſchenen Krone', ihm ‚tönt das Horn der Träume', ‚Weſen ſtrömen in der Wolke', ‚auf zottigem Felſen ſchlummert der Weltalte Ohnezeit', blau glänzt ſein ‚holder Falter Nirgendwo'. So webt er um alles Sichtbare den Schleier eines Geheimniſſes, das Märchen eines Traumes, die Glorie eines Jenſeitsglanzes. Das heimatliche Franken erſteht, verwandelt zu einem Zauberreich, einem Mythenland, einem Traumparadies, fern von den lauten Städten der Zeit, ‚aus deren Steineingeweiden Maſchinen brüllen', deren ‚Donner' den ‚Azur ſeiner Seele' tief betrübte.

Dennoch wird die Sehnſucht in ihm wach, ‚ein Wanderer und Weltweiſer' zu werden. Aus den Käſten, in denen ‚Zimtholz und Lorbeer' lagen, duften Träume empor von fernen Ländern. ‚Brennend hab ich die Früchte aus fernen Reichen betrachtet'. ‚Selig der Schiffer, der fühlend die Meere befährt!' Durch ein arabiſch Tor ſteuert er in abenteuerlichen Fahrten und Viſionen öſtlichen Welten zu. Er preiſt die violetten Berge Aſiens, ‚mit Feigen an den ſilbernen Brüſten', das Aroma japaniſcher Büſche, die purpurnen Sänften, indiſche Korallenberge, ſilberne Moſcheetürme, blaue Gewäſſer, den düſter donnernden Nil. Aber ‚nicht kann mich verlaſſen, was einmal ich riß an mein Herz'. Die Heimat, die ihm im Blute blüht, ruft ihn zurück. Er kehrt heim und entdeckt mutig neu ‚die alte wunderbare Welt'.

‚Ich habe euch wieder: oh Waſſer und Wolke,
Vergißmeinnicht wachſe und blühe mich ein:
Bei meiner Ahnen unſterblichem Volke
Will ich ein Hüter und Landpfleger ſein.'

Dieſe vierzeilige Strophe iſt Schnacks Lieblingsform. In ſeinem erſten Gedichtband finden ſich noch häufig ungewöhnlich lange weitausſchwingende Verszeilen, wie wir ſie von Walt Whitman und Francis Jammes her kennen, indem mehrere Gedanken und Bilder hintereinandergeſetzt werden, die ebenſogut als neue Zeilen untereinander ſtehen könnten. Der Rhythmus iſt vorwiegend daktyliſch. Ihm entſpricht Schnacks Bevorzugung der dreiſilbigen Worte bei Zuſammenſetzungen, wie: Tauſendfalt, Hexenmund, Schlangendorn, Feuermolch, Mittagsſpuk, Wurzelſohn, Harzgedüft, Sternenbrot, Traumgeruch, Goldgezott, Mittnachtland, Traum-

nachtschmerz und: kinderklein, wegeweit, pfauenblau, bitterkalt, feuerwild, sommeralt, geisterleis, zauberwirr, schattenfremd, hünenalt, flammenfahl. Schon beim Lesen dieser Wortfolge fällt der außerordentliche Klangzauber der einzelnen Zusammensetzungen auf. Von ähnlicher Wirkung sind die vom Dichter gern gebrauchten Knüpfungen zweier Eigenschaftsworte durch ‚und', besonders wenn sie, was häufig der Fall ist, als Versausklang stehen. So etwa: schwarz und wild, stumm und tot, schwül und loh, ernst und gut, tief und schlicht, fremd und gram, rot und schwer. Leere Worte kommen im Schnackschen Vers nicht vor. Daher ist seine musikalische Schönheit, die durch geübtere phonetische Mittel, wie Stabreime, noch erhöht wird, von bestrickendem Zauber.

Gleiches ist zu sagen von der Schaukraft seiner Bilder. Sie haben immer die Frische und Farbenglut der Urtümlichkeit. Keine verbrauchten und verblaßten Vorstellungen stören. Oft wird das Erlebnis, wie es empfangen wurde, in Bilder von rein sinnlich erfaßbarem Ausdruck umgedeutet, meist aber sind die Darstellungen gesteigert zu traumhaften Gesichten oder mythischen Phantasien. Sie fallen sofort in die Sinne und erzeugen lebendige Vorstellungen, Bilder wie: ‚Der Regen läuft mit Mäusefüßen übers Dach', ‚den Busch im Hag bereift ein böses Mehl' oder — wenn das Laub der Waldwipfel summt —: ‚der Wind hob und senkte atmend seine tausend Brüste'. Dagegen ist bei einem Gedicht wie ‚Seele im Baum', wo der Dichter das Wesen des Baumes, sein Verwurzeltsein, zu einem Schicksal ausdeutet, die Erfassung der dichterischen Vision notwendig, wenn sich die Anschauungskraft der Bilder fruchtbar erweisen soll. Die dritte und vorletzte Strophe lauten:

‚Ich wiege mich im Winde,
In den Stürmen der Prüfung schon lang.
Oh alt ist meine Rinde,
Doch jung mein Laub und Klang.
Meine Wurzeln wollen vom Lichtreich nichts wissen,
Sie wachsen in den Finsternissen.

Wie lang mein Laub wird grünen,
Weiß Schatten nicht, weiß nicht mein Ast:
Unruhe muß ich sühnen,
Bis ich verwandelt wurde ganz zur Rast,
Dann darf ich in die Mütter sinken
Und meinen Samen wieder trinken.'

In der Mannigfaltigkeit der bildhaften Sprachformungen scheint Schnack unerschöpflich. Er hat die immer reiche Fundgrube der ewig schaffenden Natur. Seine Kenntnis der Tier-, Vogel- und Pflanzenwelt ist außerordentlich. Alle Farben, Klänge und Gerüche sind ihm offenbar, und selbst die stumme Kreatur vermag er, wie das obige Gedicht bezeugt, zu erlösen zum jubelnden oder klagenden Wort. Dies Bestreben, geheimnisvollen Kräften der Natur eine wahrnehmbare Gestalt zu geben, drückt sich schon in einer Reihe von Gedichttiteln aus: ‚Hausgeist', ‚Traumsturz', ‚Meerfahrt im Gemüt', ‚Waldlegende', ‚Märchenstimme', ‚Traumtiere', ‚Brunnengeist in Afrika'. Auch die Vorliebe für Worte wie: Traum, Fabel, Legende, Mythe, Magie und ähnliche ahnungsvolle und phantasiebeschäftigende Vorstellungen erklärt sich hieraus.

So reich die meisten Gedichte Schnacks an Prunk tragen, so findet sich doch bereits in einer Reihe neuerer Verse eine starke Betonung des Volkstümlichen. Hier hat die neue Sprachkunst den guten Kampf gekämpft und sich in ihrer vielfachen

Ueberladenheit selbst überwunden und überwältigt. Es entstehen Strophen von beglückender Schlichtheit und Anmut, wie etwa das folgende wundervolle Schutzengelgedicht:

‚Ich gehe erdenaus und -ein,
Ich höre sommertiefes Schallen
Von einer Stimme Wohlgefallen,
Die kühlet alle Erdenpein.

Mich lockt ein Ton, so zart und rein:
Es wird mein guter Engel sein.

Ich hause nicht im Raum allein,
Aus dem die schwarzen Jahre fallen,
Wo sich die Winterschmerzen ballen
Und Herzen frieren hart zu Stein.

Mich tränkt ein unsagbarer Schein:
Es wird mein guter Engel sein.

Stört mich der arge Bruder Kain,
Zerfleischen mich die Todeskrallen,
Muß ich zu früh im Staube fallen
Und kein Erbarmen darf mir sein,

Gehn viele stumm, bleibt einer mein:
Es wird mein guter Engel sein.‘

In der schlichten, frommen Hingabe an die gütige Erde findet der Lyriker Schnack sein Glück. Zeitfern flüchtet er hirtenhaft in die Landschaft, in das Idyllische. Aber sie wird ihm mehr als beseligende Zuflucht und Abgeschiedenheit. Er fühlt sie als Schöpfung, als das sichtbare Liebeswerk einer gütigen, göttlichen Macht. Wie ein tröstliches Licht scheint ihm das Ewige durch alles Irdische hindurch und macht den Menschen gut.

Der gute Mensch, der dieses stille Leuchten wahrnimmt und zum Leitstern wählt, kehrt als Führer- und Siegergestalt immer wieder in des Dichters epischen Werken. So zieht im Zaubermärchen ‚Klingsor‘ der Wanderer aus, die Geliebte zu suchen, deren Bildnis in seinem Herzen lebt. Er weiß sie in der Gefangenschaft des Erzzauberers und Bösewichts Klingsor schmachten, dessen Opfer sie trotz aller Wehr und Standhaftigkeit werden muß, wenn nicht noch zeitig Rettung kommt. Ein Meer von sinneverwirrenden Lockungen läßt der Betörer und Verderber gegen den Wanderer anbranden. Eine Flucht von Lustgemächern öffnet sich ihm in Klingsors Schloß, in denen ihn die Versuchung in den verführerischsten Gestalten und glühendsten Reizen umgirrt. Aber das Licht der reinen Liebe, deren Gottesstrahl aus dem Herzen des Mannes flammt, siegt über allen Trug und Zauber und stürzt Klingsors Macht. Der treue Sucher und die ausharrende Geliebte schließen glücklich einander in die Arme. — Daß aber der gute Mensch vorübergehend auch von der rechten Straße abirren und verderblichen Einflüssen und Gewalten erliegen kann, zeigt Angelus, der Held des Romans ‚Die Goldenen Aepfel‘. Schon nach kurzer Wanderung schwenkt er ins Abenteuerliche ab, um ein „bequemer und reicher Nachbar“ zu werden. Märchenhafte Gärten und Gemächer verheißen berauschende Feste, und Liebesnächte voll heißer Sinn-

lichkeit locken mit zauberſüßen Gewalten, daß er des Wegs vergißt. Doch jäh in ſeine Mitternächte ruft die Stimme ſeines Schickſals und entreißt ihn der innigſten Umarmung. Und als er noch keinen Entſchluß faſſen kann, auch nicht als die Stimme ſtärker, mahnender erſchallt, tritt ihm ein greiſer Sendling am Gartenеingang entgegen: „Verlaßt den Garten, geht, verſöhnt Gott und Euer Schickſal“, fordert er. „Wandelt Euch! ... Wie gut und ſtark war Euer Ausgang, wie elend Euer Eingang ins Haus des Böſen ... Wandert den begonnenen Weg bis zum letzten Tor. Irrt wieder, ſchwankt und taſtet, wenn es nicht anders iſt, aber erreicht es. Ihr müßt es erreichen. Macht Euch auf: ſucht die goldenen Aepfel Eurer Unſterblichkeit. Ihr werdet ſie finden, wenn Ihr am wenigſten es vermutet. Denn das Große iſt unſcheinbar, und die Gnade iſt alles ...“ Trotzdem Angelus guten Willens auf den rechten Weg zurückeilt und gläubig weiterwandert in die Welt, irrt er wieder und wieder ab, bis er endlich am Weltende diejenige findet, deren Liebe er einſt von ſich ſtieß. Sie hat ihn in Treue geſucht und mit ihrer Liebe jede Schuld getilgt. „Miß nicht“, ſagt ſie zu ihm, „in dir Schuld und Sühne, da Liebe iſt. Ich war unſelig und du warſt unſelig: dies iſt vorbei. In dich kehre ich heim, von dem ich ausging. Mich dünkt, du ſollteſt fröhlich ſein!“ Im Gegenſatz zu dieſen edlen Menſchen, die um ihrer Seele willen den guten Kampf kämpfen, ſteht die breite Maſſe, deren Gier Geld und Genuß ſind. In grellen oft naturaliſtiſchen Bildern malt Schnack dieſe Oberflächenwelt und erweiſt damit, daß er, der Zeitferne und Traumnahe, kein Zeitfremder iſt, ſondern die irrende Gegenwart bis in die letzten Winkel kennt. In Nobis, der letzten Stadt der Welt, raſen ſich noch einmal alle Lebenskräfte in Leidenſchaftlichkeit aus: In den Schänken rauſchte die Muſik der Sinne, nicht der Seele; die feiſtwänſtigen Geldwechſler hatte die Eigenſucht aufgetrieben und gemäſtet; Geizhälſe, Schinder und Wucherer „fletſchten die grauſamen Wolfsgebiſſe, in denen es von goldenen Hauern gleißte“; „die Säufer lagen vor den Kneipen und ſoffen, daß es durch ihre Schlünde gurgelte, als ſtürze ein Strom in eine Schlucht. Andere wälzten ſich bei ihnen, die ihre Merkbücher aus den Taſchen nahmen und daraus die geläufigſten und neueſten Zoten und Witzeleien vorlaſen, zum Entzücken der fröhlichen Vettern, die ihnen ſchenkelklatſchend und weintriefend Beifall zollten“. In ſolch lebenswahrer Charakteriſtik — man denkt an Bilder Daumiers — zeichnet er alle Typen, nur noch Zerrbilder des Menſchen. — Mit noch grelleren Farben, oft in herrlichen Grotesken, ſetzt er die Schilderung der gegenwärtigen Unkultur fort in dem nächſten Roman ‚Die Hochzeit zu Nobis‘, deſſen Handlung an die der ‚Goldenen Aepfel‘ unmittelbar anſchließt. In die Stadt der letzten vierundzwanzig Stunden aller Menſchen muß auch der amerikaniſche Dollarfürſt einlaufen. Er kann mit ſeinem Geld zwar die Stadt kaufen, ihren Menſchen ein ungeheueres Feſt von ausgelaſſenſten Gelagen und maßloſeſten Ausſchweifungen ſchenken, er kann dieſen Taumel mit der Hochzeit eines edlen Liebespaares krönen — aber den Tod ſich willfährig machen kann er nicht. Er bleibt ihm und ſeinem „allein geſundmachenden Lebenselixier“, den Multibillionen, gegenüber der Unerbittliche, wenn auch noch ſo anmaßend das Dollarbanner neben der Todesfahne am Stadthaus ſich bauſcht und bläht. In dieſem Dollarprotz, der in köſtlicher Groteske den bezeichnenden Namen Knockout führt, hat Schnack den Prototyp unſerer Zeit geſtaltet. Er muß untergehen wie die ganze Maſſe ſeiner hündiſchen Nachläufer und Anbeter. Nur die beiden guten Menſchen, das Liebespaar Maja und Finn, an die die hölliſche Orgie des Weltgeſindels nicht heranreicht, werden gerettet. „... Ueber den entſetzlichen Gewittern und den drangſalierenden peitſchenden Stürmen der Weltuntergangsmuſik, der Feuerknechtſchaft rollte hoch die unendliche Melodie der Freiheit, die ſchimmernde Perlenwoge der Liebesverkündigung, die azurne Strö-

mung der Verklärung, des Erbarmens und der allersüßesten Gnade, die die Herzen liebkoste und kühlte. Ihr reiner ätherischer Flügel, den nicht die trübe Flammenwelt versengte und nicht der beißende Qualm des Lasters schwärzte, trug Finn und Maja über die donnernden Abgründe der Vernichtung empor, führte sie, aufgeschlossenen Gesichts und getroffen vom Geheimnis der Unterwelt, fort vom Lustplatz der Qual und trug sie durch das finstere Tor zurück ..." Sie gehen ein in die „große Heilsflut der Freiheit und Liebesbindung", in die ihnen schon die Liebenden der obengenannten Bücher vorangegangen sind, als die wenigen Reinen und Guten, die hinübergerettet werden in das kommende Reich.

Zu ihnen gehören auch Sebastian und Urle in des Dichters jüngstem Roman ‚Sebastian im Wald'. Dieses Buch ist ganz von dieser Welt. Die phantastische Märchenhaftigkeit und traumhafte Exotik, die Schnak in den übrigen Romanen mit verblüffender Sprachgewalt in alles Diesseitige einbaut und so eine ganz neue Wirklichkeit werden läßt, sind hier nicht gebannt. Dagegen blüht eine abenteuerreiche Vergangenheit in den brasilianischen Urwäldern als unvergänglicher Zauber in der Brust des in sein Heimatstädtchen heimkehrenden jungen Franken. Der einstige Jäger findet im heimatlichen Wald in der Hirtin Urle die Geliebte. An ihrer Seite vergißt und verlernt er das anfängliche Heimweh nach der fernen Wildnis. Ein Blockhaus im Walde, dessen Hüter er wird, gibt ihres strahlenden Glückes menschenfernes Heiligtum. Hier hausen sie wie zwei Waldvögel in tiefer Geborgenheit mit Wind und Bäumen, Vögeln und Käfern. Aber eines Tages fällt ihre Waldherrlichkeit einem Brand zum Opfer. Auch das Blockhaus samt all ihrer Habe wird vernichtet. Sebastian trifft das Unglück schwer. Denn der Wald war längst seiner wiedererwachten heimlichen Sehnsucht Erfüllung geworden. Traumwandelnd in ihm hatte er täglich seine brasilianische Wildnis wieder erlebt. Nun sind ihm Wirklichkeit und Traum tot. Er muß im Städtchen wohnen und in der Fabrik den Lebensunterhalt für Weib und Kind verdienen. Finster und verdrossen tut er es. Aber wieder siegt die beharrliche Liebe und das gläubige Vertrauen des gütigen Herzens: Urle betet für ihren Mann. Es ist das erstemal, daß Schnack einen Menschen im Jenseitigen Zuflucht suchen läßt. Sonst schreiten sie aus eigener Kraft ihrem guten Geiste folgend in immer reinere Gefilde. Hier kniet Urle vor einem steinernen Bildstock Marias mit gefalteten Händen und fleht: „O Königin der Tränen, Mutter der Schmerzen! Einsame unter den Einsamen, an den stillen Wegen der freudlosen Erde, ausgesetzt den Winden, dem Regen und den Stürmen. Bald wird Schnee auf dein Herz fallen, und deine Zähren gerinnen zu Eis. Träufle einen Tropfen Balsam in die Seele meines Mannes, mit ein wenig Honig aus deinen himmlischen Waben versüße mir die bittern Tage. Sieh auf mich herab, gnädig und barmherzig. Flöße mir Milde ein und halte mich aufrecht, denn ich habe einen kleinen Jungen ..." In den Träumen des Kindes erwacht die Traumwelt des Vaters wieder. In der kleinen Fichtenhecke des Gartens spielt er mit seinem Buben Indianer und Waldläufer. Er holt seine Urwaldschalmei, die er seit dem Brand nicht mehr blies, wieder herbei, und mit ihrem Tönen wächst der kleine Busch um sie zur Wildnis, die alle Umwelt vergessen läßt. Und aufs neue strahlt das Glück um die beiden lieben Menschen, Sebastian und Urle, die mit ihrem Kinde Kind sein und träumen können. Mitten in der Welt haben sie sich ihr Menschentum schlicht und rein bewahrt und ihrer Seele Reichtümer erschlossen, die unvergänglich sind.

Schnacks Bücher sind bei all ihrer großen Kunst keine von denen, die er selbst in seinen goldenen Aepfeln als überflüssig bezeichnet, weil sie nicht mehr zeigen, „als die persönliche und daher engbegrenzte Meisterschaft ihrer Verfasser". Sie gehören vielmehr zu den wenigen, die „des Menschen Läuterung und seinen Weg

zur Liebe und Seele offenbaren" und die darum Führer sein können auch für den, der das kommende Reich mit stärkeren Jenseitshintergründen besäumt sieht, als Friedrich Schnack.

Peter Bauer.

Anmerkung: Alle Bücher des Dichters im Verlag Jakob Hegner in Hellerau.

Anton Schnack

Er ist vier Jahre jünger als sein Bruder Friedrich und bis jetzt nur als Lyriker hervorgetreten. Seine Verse füllen die Bücher ‚Die tausend Gelächter', ‚Der Abenteurer', ‚Strophen der Gier' und ‚Tier rang gewaltig mit Tier', die bis auf das letzte alle vergriffen sind. Eine Reihe von Gedichten stehen außerdem in Rockenbachs Anthologie ‚Junge Mannschaft'. Seit 1920 hat der Dichter nichts Geschlossenes mehr veröffentlicht.

Antons Vers ist durchaus verschieden von dem seines Bruders. Die Langzeile, die bei Friedrich in den ersten Gedichten maßvoll gebraucht wurde, wuchert bei ihm in wilder Üppigkeit. Sie hat den großen, dithyrambischen Rhythmus von Walt Whitman. An ihn erinnert die Art, wie die Dinge aufgerufen und durch folgende Häufungen von Adjektiven, substantivischen Beifügungen und kurzen Relativsätzen umrissen, beleuchtet und verklärt werden. Aber Anton Schnacks Vers ist kunstvoller. In die Aufzählungen mischt sich nie Abstraktes wie bei Whitman, vielmehr steigert sich mit immer neuen Klängen und Farben die Bilderfülle zu berauschendem Reichtum. Auch setzt Schnack an das Ende seiner Verszeilen das Reimwort, wenn auch bei deren Länge das Ohr kaum noch einen Genuß davon hat. Ebenso tritt die vom Dichter geliebte Sonettform kaum noch in Erscheinung, da statt der vierzehn Zeilen oft mehr als dreißig bis vierzig Langzeilen zu einem Gedicht aufgewandt sind. Die erste Strophe des Sonetts ‚Franken' mag die charakteristischen Eigenheiten veranschaulichen:

„Franken durchschweifend schönen Sommertags; die alten Türme mit den Uhren,
dumpf, die Klöster voll Geläut, die Winde leicht und blau, im Wiesengrün
ein helles Mädchenkleid;
Oder zur Nacht, verstummt, tiefschwarz, um zwölf Uhr, lau, versüßt von Tymiandüften, goldnem Honigruch, aus dünnen Wolken, Mond und Feuersterne,
glühend niederfallend
In Wälder, stundenlang und wild, unheimlich, Gürtel versunkner Einsamkeit;
wer aber durch den Abend ging, langsam, versonnen, wallend,
Durch Monatsklee und kurzgeschornes Gras, sah Sterne reichlich über Wolken
segeln, sah Wetterleuchten aus dem Horizonte brechen mit Feuerwellen,
flackernd und gewaltig breit."

Zweimal steht ein Semikolon in diesem Wortgefüge, wo die Stimme fällt und der Rhythmus sich eine Atempause gönnt. Das zweite Mal schwingt die von der Lust am Wort immer neu sich entzündende Melodie bis zur Hälfte des dritten Verses. Erst am Schluß der Strophe tritt die durch den Punkt bezeichnete Generalpause ein. Hier werden die Erlebnisse eher mit Klängen, als mit Bildern formuliert. Aber sie sind wie Zauberworte, vor denen die Hülle des Alltäglichen fällt und das Wesentliche sich offenbart. In Tönen, Farben und Düften. Alle Sinne werden zum Empfang aufgerufen: Man hört das Geläut der Klöster, sieht das leichte Blau und im Wiesengrün das helle Mädchenkleid, riecht den Tymianduft und Honiggeruch der Nächte.

Aber mehr noch als durch die Verstechnik unterscheidet sich Anton Schnack vom Bruder Friedrich durch sein Temperament. Während dieser mit Innigkeit allem hingegeben ist und wie ein geheimnisvoll berührtes Saitenspiel aufklingt, stürmt Anton, zumal in seinen frühsten Gedichten, mit der Leidenschaft eines Abenteurers durch die wild brausenden Städte. Das stille Land ist rasch vergessen, und auf den ‚Scheiterhaufen der Nächte verbrennt' seine Jugend. ‚Das Rot lockt so verführerisch vor jedem Freudenhaus', wo ‚die Dirnen süße Vögel' sind. Maßlos ist der ‚Wunsch vor dem Schlaf', zu dem sein heißes Blut aufrauscht: Hineinzufallen zu Schmausereien, Trinkgelagen, sinnlichen Tänzen und Lasterhöhlen. Aber Sättigung und Ueberdruß ermüden ihn bald: ‚Ich möchte einsam sterben, da ich gefüllt bin von allen Dingen wie ein blauer Brunnenkrug.' Dann ruft ihn der Krieg zu ‚Gemetzel und Mord'. Das Versbuch ‚Tier rang gewaltig mit Tier' ist ein erschütterndes Tagebuch, das in grandiosen Gemälden alle Schrecken und Greuel des furchtbaren Ringens der entmenschten Völker verzeichnet. Hier denkt er sehnsüchtig und in wehen Träumen der Landschaften, Städte und Frauen, die ihn beglücken, aber auch an den, der in diesen Abenteurertagen ihm fremd und gleichgültig war, an: Gott. In Angst und Verzweiflung ruft er ihn an. Auch in neueren Gedichten, in denen das wilde Schweifen und der Sturm des Blutes einer stilleren Hingabe, hauptsächlich an die Landschaft, gewichen zu sein scheinen, wird dieser Aufblick zu ihm aus aller Erdgebundenheit Herzensdrang. Beim Anblick einer Abtei entringt sich ihm der heiße Wunsch: ‚Oh, als Mönch vergehen ganz in Gott, abends in der Dunklung im Gespräch mit ihm' und das Wunder erleben, daß, wenn das Blut wieder aufbrüllt, ‚aus ihrem Ständer steigt die unberührte Mutter, des Herren reine Magd mich gütig segnet mit Kraft und Gnadentau'.

Und in dem schönsten seiner letzten Gedichte ‚Maria am Feldrain' wird die ‚verwirrte Zeit' sogar etwas Fernes, Ueberwundenes genannt. In ihm offenbart sich die Heimkehr zur ländlichen Stille auch als eine Rückkehr in das Seelenheimatreich der Kindheit. Es verklärt mit seinen milden Strahlen das Abenteurerantlitz und gibt dem Profil des Lyrikers seine edelste Linie, weshalb es als Ausklang für sich und seinen Dichter hier werben möge:

„Mütterliches Gesicht meiner verwirrten Zeit, Schneenacht meines Schlafs,
fittigschlagender Engel mit der begnadeten Demut, Heilige aus Frühling und Duft,
Sternenstrom, festliche Königin, thronend auf Blüten und Blau,
Schwer ist der Schlag meines Bluts, furchtbar verbrannt in den Flammen
der Sünde, entweiht in den Nächten des Fluchs, da ich begehrlich lag bei venusinischer Frau.
Heimwärts komme ich aus brüllender Städteluft.

Deine Sterne sind schön über dem Wolkenzug, der vergeht in unergründlicher Nacht,
Deine Wiesen sind ewiglich blumig von zärtlichem Windhauch überschimmert,
Froh fahre ich sommers aus in das Gelände am Tymianrain, wo dein Heiligtum unter kühlenden Linden verborgen,
Wo Schmetterlinge dich fröhlich umgaukeln, wo dich Vogellieder umsüßen, wo die Sonne aus tausend geöffneten Himmeln dich golden und königlich macht.

Wunderbar treu bin ich dir in der Einsamkeit meiner Gebete.
Duftblumen schlagen sich auf aus der Geläutertheit meines herrischen Bluts,
Ueber das einst der furchtbare Samum der Sünde hinwehte,

Das die Städte verbrannte mit der heißen Visionenbrunst aus Tänzen,
Gelächtern, lärmenden Spielen, Gelagen und Dingen frevlichen Muts.
Aber nun bin ich allein, mit klarer Weisheit im Herzen, die nahe und allem
Verwirrenden fern,
Und du gehst durch das Blau meiner Träume mit Blumengesträuch, herrlichen
Gärten, mit Engeln und goldnem, erlösendem Stern.

Peter Bauer.

*) Von den Gedichten sind nur die Kriegsverse ‚Tier rang gewaltig mit Tier' vom Ernst-Rowohlt-Verlag, Berlin, erhältlich.

Die Mystik im Romane

Auf der Suche nach neuartigen Motiven sind einige Romanschriftsteller in neuester Zeit auf die Mystik verfallen, die obwaltenden Neigungen der Zeit findig ausnützend. Aber weder die Mystik noch der Roman haben dabei irgend einen Vorteil gehabt, denn die Mystik, die verwendet wird, ist gewöhnlich nicht die wahre, und der Fluß der Handlung in den Erzählungen wird durch solche pseudomystische Abwege bedenklich gestört. Dem urteilsfähigen Leser kostet es deswegen keine geringe Ueberwindung, wenn er aus dem einen oder dem anderen Grunde solche Hervorbringungen der Literatur kritisch durcharbeiten muß, lieber läse er eine unterhaltsame Abenteuergeschichte.

Die katholische Mystik insbesondere ist etwas so Zartes, so Innerliches, daß sie den rohen Zugriff des gewöhnlichen Romanschriftstellers nicht erträgt und wie eine duftige Blume in der Hand des Pflückenden rasch verwelkt. Die Andersgläubigen, und solche sind es meistens, die sich auf diese Motive werfen, können den Kern der christlichen Mystik nicht erfassen, ihnen wird der Verkehr der Seele mit Gott durch die Gnadenmittel der Kirche und die Kraft des Gebetes stets ein verborgenes Land bleiben, was am ehesten schon daran erkannt wird, daß diese Schriftsteller die Mystik als etwas betrachten, das durch menschliche Anlagen und Uebungen erreicht werden kann, ungefähr wie irgend eine beliebige Sportübung. Somit stürzen sie sich notwendigerweise auf einige Aeußerlichkeiten, auf aufregende Lebensumstände, auf Verwicklungen, in denen das Weibliche eine Rolle spielt, auf Kuriositäten des Mittelalters, alte Burgen und seltsame Klöster, lauter Dinge, die höchstens zufällig mit der Mystik etwas zu tun haben.

Am schmerzlichsten berührt uns dies, wenn es sich um die wunderzarte Blüte der deutschen Mystik handelt. Was haben sich da nicht schon Eckhart, Tauler und Suso gefallen lassen müssen. Der Roman Diehls über Suso ist ein Beispiel dafür. Eine breit erzählte Liebesgeschichte nimmt den größten Raum darin ein, von der Gestalt des großen Mystikers erhält der Leser ein vollständig falsches Bild. Wenigstens entschädigen in diesem Romane die farbigen Naturgemälde und die blühende Sprache, was aber im mystischen Roman Gjellerups ‚Die Gottesfreundin' nicht der Fall ist. Beim Dänen, dem die Theosophie ein Lieblingsthema ist, wird so recht offenbar, daß die christliche Mystik nicht mit den Mitteln dargestellt werden kann, die für die Theosophie genügen können. Der Eckhart-Roman von Paul Gurk wurde im 23. Jahrgang der ‚Bücherwelt', S. 378, besprochen.

Es konnte deswegen in katholischen Kreisen keine besondere Erwartung sich regen, als angekündigt wurde, daß einer der bekanntesten Dichter der Gegenwart, Wilhelm von Scholz, einen mystischen Roman veröffentlichen würde. Man wußte zwar, daß v. Scholz sich mit den deutschen Mystikern vielfach beschäftigt

hatte, er hatte vor Jahren ein Büchlein ‚Die deutschen Mystiker' herausgegeben, aber man weiß zur Genüge, was man in Romanwerken als Mystik bezeichnet. Der nunmehr erschienene Roman, der erste größere Roman des Dichters, ‚Perpetua, Der Roman der Schwestern Breitenschnitt' (Berlin, Horenverlag, geb. M. 8) brauchte also nicht zu enttäuschen, was man schon beim Durchblättern erkennen konnte, wenn man las, daß Martin Luther mit Eckhart, Suso und Tauler als Mystiker auf die gleiche Stufe gestellt wird.

Aber ein Werk des Präsidenten der Dichterakademie in Berlin verlangt eine besonders eingehende Begründung des kritischen Urteils. Die Absicht des Dichters möge daher uns als Ausgangspunkt der Betrachtung dienen. W. v. Scholz möchte uns in der Gestalt von zwei Schwestern, Maria und Katharina Breitenschnitt, zwei verschiedene Aeußerungen einer über die verstandesmäßigen Möglichkeiten reichenden seelischen Fernwirkung vorführen. Maria, die spätere Schwester und Aebtissin Perpetua, tritt in das Kloster Himmelpforte ein, ihre seelischen Kräfte wirken Wunder und verschaffen ihr den Ruf großer Heiligkeit. Katharina hingegen wird durch die gleichen Kräfte in menschliche Verwirrungen hineingezogen, sie kommt in ein falsches Licht und wird als Hexe verbrannt. Schon hier ist ein Grundirrtum in der Auffassung der Mystik, denn der Mensch vermag derartige übernatürliche Fähigkeiten nicht durch eigene Kraft zu erreichen, sondern nur durch eine besondere Gnade Gottes. Besonders tadelnswert ist jedoch die Schilderung der angeblichen Hexenkünste der Katharina. Es tut uns sehr leid, dies sagen zu müssen, aber wir müssen dem Dichter vorwerfen, daß er in seinem Romane die übelsten Methoden der Hintertreppenromane anwendete, nämlich die ausgetretenen Geleise der verzerrten Zeichnung katholischer Priester und Mönche betrat. In Pater Eustachius Galprunner hat er ein Schreckgespenst gezeichnet, das auf die Erregung von Schauer und Gruseln berechnet ist, so recht eine Lektüre für stürmische Winternächte. Der Präsident der Dichterakademie befindet sich hier in der zahlreichen Gesellschaft der Romanschreiber, die seit über einem Jahrhundert dieses dankbare Thema abwandeln. Der Pater Eustachius ist ein Ungeheuer, das kein Erbarmen kennt. Entgegen aller geschichtlichen Wahrheit, die das Amt des Strafvollstreckers bei den Hexenverbrennungen nicht durch Geistliche ausüben ließ, sondern durch die Zivilgewalt, läßt der Dichter den wütigen Dominikaner am Verbrennen der Hexen seine Lust finden, eine Lust, die er in folgenden Worten schildert:

Dunkel und fern dämmerte über seiner Seele die Wollust — die er immer schlecht, an dem Leiden ungeliebter fremder, oft häßlicher alter, selten auch einmal schöner junger, doch immer fremder Weiber genossen — die grausame Todeswollust, wenn die eisernen Krallen der Folter in weiße Haut griffen, die schlanken Körper noch in die Länge zerrten, wenn der Henker ihnen das Haar absengte und sie in Zuckungen stöhnten, winselten und schrieen; die Qualwollust, die hier zum ersten Male aus einem ihm sonderbarerweise nahe gekommenen Weibe würde aufzucken können.

Dieser sadistische Erguß erinnert übrigens bedenklich an den Erzpriester in Viktor Hugos ‚Notre Dame de Paris', was ja nicht verwunderlich ist, da alle ähnlichen melodramatischen Ausnützungen der katholischen Kirchengeschichte auf die gleichen ungesunden Steigerungen hinauslaufen, ein Beweis dafür, daß es den Schriftstellern an echtem religiösen Gefühle gebricht und sie nur auf auffällige Einzelheiten ihr Augenmerk richten. Es war deswegen für W. v. Scholz unheilvoll, daß er zu derartigen „Kunstmitteln" Zuflucht nahm, weil dadurch sein Anspruch auf Darstellung religiösen Lebens durch ihn selber eine Zurückweisung erfährt, wie sie dem schärfsten seiner Kritiker nicht vernichtender hätte gelingen können. Fernab von der wahren innerlichen Mystik irrt das Schifflein des Verfassers. Ueber

diesen Seiten haben Meister Eckhart und der liebliche Dominikaner Suso wahrlich nicht Pate gestanden, der Dominikaner Eustachius Galprunner ist ein Ergebnis der Mord- und Schauerliteratur und nicht der tief zur Seele dringenden Lehre der deutschen Mystiker des Mittelalters. Auch das fromme Leben der Nonne Perpetua vermag daran nichts zu ändern, denn bei einer genauen Untersuchung ergibt sich, daß ihre wunderwirkende Frömmigkeit mehr an Theaterkulissen erinnert als an die stille und demütige Klosterzelle. Nicht von innigem Erleben geht solche Frömmigkeit aus, eher von der Berechnung auf billige Wirkungen.

Nähme man diese vorgebliche Mystik aus dem Romane Perpetua heraus und würde man die übrigen Teile des Werkes als Hintergrund einer anderen Handlung verwenden, so könnte ein künstlerisches Werk daraus geschaffen werden. Denn das Buch ist an Schönheiten aller Art sehr reich, es tut einem leid, daß man des Hauptinhaltes wegen ein so hartes Urteil darüber fällen muß. Wir nennen nur ein zartes Einleben in die Naturgeschehnisse, wie es in der modernen Literatur sehr selten ist, ein feines aus reifer Lebenserfahrung geborenes Gefühl für den Wandel des menschlichen Lebens, für die verschiedenen Lebensalter, für den Niederschlag von Erlebnissen. Der Dichter ist ein Meister im Schildern seelischer Zustände, er weiß Feinheiten und Spannungen in Worte zu bringen, die auf tiefe Hintergründe schließen lassen. Und dazu kommt noch eine eigentümliche Sprache, die an einigen Stellen sich zu poetischer Schönheit erhebt, eine sorgsam abgetönte Sprache, die sich dem Gefühl innig anschmiegt und innerliches Erleben bald andeutend, bald breit ausführend in feinen Linien zu zeichnen versteht. Am besten gelingen ihm die lyrischen Partien, die Ruhepunkte in der Handlung, von denen man einzelne geradezu als Perlen der deutschen Prosa herausgreifen möchte. Und ein solcher Dichter hat sich um die Darstellung eines Hexenprozesses, in dem ein unmenschlicher Wüterich die Hauptrolle spielt, abgemüht! Es ist als ob der Dichter selbst sich vorgenommen hätte, einen guten Roman mit teuflischen Künsten zu verderben, als ob, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, ein Dämon in ihn gefahren wäre. Dinge, zu denen ein Schriftsteller nun einmal kein inneres Verhältnis gewinnen kann, läßt er lieber unberührt. Und die Mystik insbesondere erfordert etwas mehr als einige geschichtliche Kenntnisse, oder einige Zitate aus den Schriften der Mystiker. Sie ist eine einsame Bergblume, die es nicht verträgt, in den Vasen eines Empfangsraumes zur Schau gestellt zu werden. Mystik und Roman vertragen sich nur dann, wenn ein frommer Dichter, eine Novalisseele, scheu ihr eigenes Erleben darin niederlegt. Und das wird nicht alle Jahre geschehen.

Joseph Froberger.

Neue Bücher über bildende Kunst

Wie überall in der Welt, so wird man auch im Reiche der Kunst verschiedene Werte und Grade, eine Stufenleiter künstlerischer Gestaltungs- und Gesinnungsstärke annehmen müssen. Es braucht nicht alles gleich Rembrandt oder Raffael zu sein. Zwischen jenen äußersten Höhen, auf denen sich das Göttliche einmal in gnadenvoller Stunde einem Einsamen offenbart und jenen Modertiefen, denen Schund und Kitsch unaufhörlich entsprießen, die mit verfälschten künstlerischen Mitteln künstlerische Wirkungen erzielen möchten, liegt ein weites Gebiet mittlerer Bergeshöhe, wo solides künstlerisches Handwerk wächst, eine Art „Gebrauchskunst", die wir volkserzieherisch gar nicht missen können. Denn, geben wir es ruhig zu, es wird immer nur eine verschwindende Minderheit sein, bei der sich der Sinn für jene höchste Kunst, der letztlich angeboren sein muß, wecken läßt. Höchstes Gebot aller Kunstkritik — auch bei Büchern über Kunst — bleibt nur, den Strich gegen Schund und Kitsch möglichst scharf zu ziehen. Andererseits läßt sich kritische Toleranz überall dort rechtfertigen, wo es sich um jenes künstlerische Mittelgut handelt, das als treuer Wegbegleiter des einfachen Menschen, sei es als Erholungslektüre nach getaner Arbeit, sei es als gediegener Bilderschmuck seines Heims, die Aufgabe täglichen Erfreuens innig und schlicht erfüllt. Anspruch darauf, mit den strengsten Wertmaßstäben gemessen zu werden, haben allein jene Kunstwerke im höchsten Sinne des Wortes, die aber nie alltägliche „Gebrauchskunst" sind, sondern sich immer nur in seltenen Feierstunden erschließen.

Es ist erstaunlich und bedauerlich zugleich, daß unsere künstlerisch überproduktive Zeit fast allen Sinn für gediegenes Mittelgut verloren hat. Unsere gegenwärtigen Künstler leben nur noch in Extremen: entweder das verzweifelte Greifen zum Höchsten oder das Versinken in Schund und Kitsch. Man kommt wirklich in Verlegenheit, soll man einen schlichten, aber zugleich sinnhaltigen Wandschmuck fürs Volk von der Hand moderner Künstler vorschlagen. Denn es ist doch wahrlich absurd, wenn sich der einfache Mann seine Wohnstube mit Reproduktionen erhabener und gewaltiger Meisterwerke vollhängt, die von der Ebene des Alltags aus immer unzugänglich bleiben. Das, was wir „Gebrauchskunst" nannten, die schmückt und zugleich erhebt, tut not, sei es in der Form von aufhängbaren Reproduktionen oder in Buchform. Noch vor etwa hundert Jahren waren in dieser wie in so vieler Hinsicht die Verhältnisse bedeutend gesunder. Man hatte einerseits damals Geschmack und lebte andererseits in seinen künstlerischen Tagesansprüchen nicht über sich selbst hinaus. Ein Blick auf die viel zu wenig gekannte und geschätzte Malerei der Goethe- und Biedermeierzeit beweist das zur Genüge. ‚Aus behaglichen Zeiten' betitelt sich ein von Martin Lang herausgegebenes und eingeleitetes Bilderbuch (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart), das in 60 Bildern die Biedermeierwelt für uns Heutige wieder lebendig werden läßt. Das sind nicht alles überragende Meisterwerke, aber sie waren einmal ein Spiegelbild des Lebens, haben das Heim dieser gediegenen Biedermeiermenschen sinnvoll geschmückt und können noch heute das Auge erquicken. Würden wir nicht vor uns selbst, vor den Absurditäten unseres gegenwärtigen Lebens davonlaufen, wenn wir, wie die Menschen vor 100 Jahren, Spiegelbilder unseres Alltags an die Wände hängen wollten? Also hängen wir lieber, auf die Gefahr hin Romantiker gescholten zu werden, Biedermeierbilder in unsern Zimmern auf oder blättern in stillen Stunden in Büchern über diese versunkene Zeit. Auch ein Bändchen wie die von Kurt Schauer in der Reihe der ‚Marburger Kunstbücher für Jedermann' veröffentlichte ‚Malerei der Goethezeit' (Teubner 1927) ist ebenso

zur künstlerischen Erbauung in dem angedeuteten Sinne wie zur Orientierung über die noch reichlich unbekannte Malerei dieser wichtigen Geistesepoche wärmstens zu empfehlen. Die Malerei vom Rokoko bis zur Empfindsamkeit, zum Sturm und Drang und der frühen Romantik, von den deutschen Nachfahren Poussins und Watteaus bis zu Gräff, Chodowiecki, C. D. Friedrich und Otto Runge auf der einen Seite, vom höfischen Rokokoklassizismus des Raphael Mengs zum reifen Klassizismus der beiden jüngeren Tischbein, der Carstens und Schick auf der anderen Seite, wird in 60 ganzseitigen Abbildungen übersichtlich vorgeführt und durch eine glückliche Einleitung gekennzeichnet und kurz erläutert. Jedem halbwegs kunstempfänglichen Menschen haben diese Landschaften, idyllischen Szenen, Porträts, Gruppenbilder usw. etwas zu sagen, auch heute noch. Und warum eigentlich? Weil sie nicht, wie das meiste unserer heutigen künstlerischen Produktion, artistische Privatangelegenheiten darstellen, sondern notwendig gewachsener Ausdruck sind eines einheitlichen Kulturganzen, das letztlich immer von volkhaften Kräften gespeist wird. Volkstümlich — das Wort im höchsten Sinne genommen — möchten die farbigen Kalenderbilder zum Leben der hl. Elisabeth von Wunibald Großmann wirken, die den von Chr. Rauch herausgegebenen Band ‚Hessenkunst' (Jahrbuch für Kunst und Denkmalpflege in Hessen und im Rhein-Main-Gebiet) zieren (Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg 1927). Nicht das Arbeiten mit den Mitteln moderner Ausdruckskunst in Linie und Farbe soll als Einwand gelten; abstoßend und unkünstlerisch wirkt nur die Art, in der Großmann die Gestalt der heiligen Elisabeth teils ins wandervogelmäßig Süßliche, teils geradezu ins Hysterische verfälscht. Auch die farbige Komposition der Bilder mutet keineswegs erfreulich und überzeugend an; jedenfalls wird der Künstler auf diesem Wege weder zu hoher Kunstvollendung kommen noch den Zugang zum Herzen des Volkes finden. Die übrigen Beiträge des Buches — überaus wertvolle Aufsätze über hessische Kunst — dienen in schöner Weise der Erschließung der heimischen Kunstwelt.

Ein ungemein starkes und erfreuliches Zeugnis unermüdlicher Beschäftigung mit den heimischen Kunstschätzen stellt auch die umfangreiche monographische Publikation dar, die der Münsterbaumeister Friedrich Kempf dem ‚Freiburger Münster' gewidmet hat (Verlag G. Braun, Karlsruhe 1926). Aus einem umfassenden bautechnischen Wissen heraus, das man in so vielen kunsthistorischen Büchern über Architektur vermißt, werden Baugeschichte und Baubeschreibung des Münsters bis in alle Einzelheiten hinein gewissenhaft entwickelt, wird vor allem auch die gesamte künstlerische Innenausstattung, die ganze Fülle von Altarwerken, Plastiken, Codices usw. einer subtilen, aber dabei doch allgemeinverständlichen Analyse unterzogen, so daß man bei der Lektüre des Buches das Werden dieses wenn nicht gewaltigsten, so doch edelsten Bauwerkes deutscher Gotik gleichsam als „Augenzeuge" miterlebt. — In eine völlig andersartige Kunstlandschaft, herber, derber und nicht so ohne weiteres zugänglich wie das Reich der verschwenderisch blühenden Gotik, führt das Buch von Heinrich Ehl, ‚Norddeutsche Feldsteinkirchen', als 6. Band in der von Hans Much herausgegebenen Reihe ‚Hansische Welt' erschienen (Georg Westermann, Braunschweig-Hamburg 1926). Ehl faßt den Feldsteinbau als das dem Backsteinbau gegenüber ältere und im eigentlichen Sinne autochthone Gewächs Norddeutschlands auf, das auf die nordische Backsteingotik in vieler Hinsicht stilbestimmend eingewirkt hat. „Wie Westdeutschland die spezifisch rheinische Romantik des Uebergangsstils ausgebildet hat, so hat das norddeutsche Bauerntum seine Feldsteinromantik geschaffen", die eine unmittelbare und urwüchsige künstlerische Aeußerung des Volkstums darstellt. Das Volk als Stilschöpfer er-

kannt zu haben, bezeichnet Ehl mit Recht als das eigentliche Ergebnis seiner Untersuchung, die jeden Kunstfreund, der etwas vom Geheimnis des Kunstwerdens erraten möchte, erfreuen wird. — Mit dem Volk als Stilschöpfer im unmittelbarsten Sinn befaßt sich die vom Reichskunstwart Redslob im Delphinverlag, München, unter dem Titel ‚Deutsche Volkskunst' herausgegebene Schriftenreihe; der 7. und 8. Band, ‚Thüringen' (von Edwin Redslob) und ‚Schlesien' (von Günther Grundmann und Konrad Hahn) liegen uns vor, wieder Publikationen von höchstem volkskundlichen Wert und in bezug auf Text und Bildbeigaben von der gleichen Güte, die an dieser Stelle schon des öfteren lobend anerkannt wurde. Bedauerlich war, daß der ungewöhnlich hohe Preis (M. 7,50 bis 9,50) ein Eindringen dieser Schriftenreihe in breitere Schichten gebildeter Leser unmöglich macht. Die im gleichen Verlag erscheinenden ‚Kleinen Delphin-Kunstbücher', die um zwei neue Bändchen, ‚Rembrandt, der Radierer' (von Arthur Rümann) und ‚van Dyck, der Meister des Porträts' (von Arthur von Schneider), bereichert worden sind, haben dagegen den Vorzug äußerster Billigkeit und werden somit ihre Aufgabe bestens erfüllen: popularisierend zu wirken, ohne dabei verflachend zu sein.

Daß unsere an echter gewachsener Kunst so erschreckend arme Zeit immer wieder zur größten abendländischen Kunstepoche, der christlichen Kunst des Mittelalters, hinflüchtet, um sich dort Auskunft zu holen über die unvergleichliche Art, mit der man einmal Gewaltiges und zugleich Allgemeingültiges nach Form und Inhalt zu schaffen vermochte, dieser „reaktionäre" Zug in unserer ganzen modernen Kunstentwicklung ist nur zu verständlich. Und es liegt ein Stück ausgleichender Gerechtigkeit darin; denn aus dem äußersten Mangel heraus, an dem wir auf künstlerischem Gebiete alle leiden, ist unser Blick für die Fülle des Gewesenen in einer Weise hellsichtig geworden, wie in keiner Geistesepoche zuvor. Daher der fast schon erdrückende Ueberfluß an Werken über alte und vor allem mittelalterliche Kunst. Was kann man aus dieser Unzahl an jährlich erscheinenden Kompendien, Einzelstudien, historischen Abhandlungen usw. mit gutem Gewissen empfehlen? Eine gedankentiefe, mit hoher innerer Anteilnahme geschriebene „synthetische" Entwicklungsgeschichte der mittelalterlich-christlichen Kunst bietet das Buch von Leopold Seligmann, dem bekannten Kölner Kunstsammler, ‚Das heilige Licht' (F. Bruckmann, München). Die Entwicklungslinie, die Seligmann sieht, von der frühchristlichen Epoche, wo die Kunst „Symbol des Wort Gottes" war, über das „Ringen um Gott" (karolingisch-ottonische Epoche) und die „Ruhe in Gott" (romanische Epoche) zur „mystischen Erlöserliebe" der frühgotischen Epoche mag, wie all solche Synthesen, an dem Grundfehler kranken, daß die ganze Fülle entwicklungsgeschichtlicher Tatsachen nicht immer genügend berücksichtigt wird, Kunsthistoriker wie Theologe mögen also zu vielfachen Einwänden berechtigt sein, gleichviel — das Buch, das mit wundervollen Abbildungen ausgestattet ist, gehört zu den ernsthaftesten und lesenswertesten seiner Art. Jedenfalls leidet es nicht an jener peinlichen Fachgelehrsamkeit, die allzu oft vergißt, daß es doch etwas anderes ist, ob man ein Fliegenbein unter die Lupe nimmt oder ein Kunstwerk kritisch untersucht. Auch bei der fachlich strengsten kunsthistorischen Abhandlung möchte man noch den Hauch eines wirklich inneren Verhältnisses zum Kunstwerk als solchem verspüren. Als eine Arbeit von jener peinlichen rein naturwissenschaftlich-philologischen Art müssen wir das Werk von H. Pestalozzi-Pfyffer, ‚Der Meister E. S. und die Schongauer', bezeichnen (Verlag J. P. Bachem, Köln). Ein Laie wird mit diesem Buch überhaupt nichts anzufangen wissen; für den Fachgelehrten muß es zweifellos interessant sein zu hören, daß Meister E. S., der rätselvolle Monogrammist aus der Mitte des 15. Jahr-

hunderts, der sich bisher noch jeder Identifizierung entzogen hat, ein Meister E. Schongauer, d. h. der Großvater Martin Schongauers und dessen Lehrmeister in der Kunst des Kupferstechens und des Malens gewesen sei. Das Beweismaterial der Verfasserin für diese These und überhaupt die ganze Methodik ihrer Arbeit will mir freilich sehr wenig überzeugend vorkommen. Ausstattung, Druck und Bildbeigaben des Buches sind so gut, daß man sie für ein wichtigeres Thema verwendet sehen möchte. In ganz anderer Weise, das heißt: wirklich von innen heraus, wenn auch nicht unmittelbar, vielmehr unter dem Gesichtspunkte eines ganz bestimmten stofflichen Interesses, beschäftigt sich das neue Werk von Paul Brandt, ‚Schaffende Arbeit und bildende Kunst' (Alfred Kröner, Leipzig 1927) mit der mittelalterlichen Kunst. Zwar wird das überaus fruchtbare Thema auch eingehend an Werken des Altertums erläutert, doch der Hauptakzent des Buches liegt durchaus auf dem mittelalterlichen Teil. Denn erst das Christentum hat die antike Geringschätzung der Arbeit vom Religiösen aus zu überwinden vermocht und damit die menschliche Arbeit als gottgewollte, sinnvolle Lebensrhythmik in der Form von Monatsbildern, Bibelillustrationen, Portalskulpturen usw. auch künstlerisch immer wieder zu erfassen gesucht. Mancher werktätige Mann, der zugleich etwas Sinn für künstlerische Dinge hat, wird an Hand der schlichten Ausführungen Brandts und mit Hilfe der prachtvollen Reproduktionen den Zugang zu Kunstwerken finden, den er ohne das einmal geweckte stoffliche Interesse wohl kaum gefunden hätte. Diese kunstpädagogischen Qualitäten, weniger wissenschaftliche Ergebnisse, machen den Wert des Buches aus, das sich zugleich wie ein Hohes Lied menschlicher Arbeit liest.

Von der christlichen Kunst des Mittelalters kommend, betritt man mit reichlich geteilten Empfindungen das heikle Gebiet der modernen christlichen Kunst. Wie viele Wege ist man in den letzten Jahrzehnten hier schon gegangen, wie viele Experimente sind schon gemacht, Möglichkeiten erwogen worden — und doch stehen wir heute noch immer vor der gleichen Frage: wie kommen wir zu einem neuen christlichen und kirchlichen Stil, der zugleich religiös angemessen und zeitgemäß ist. Immer ehrwürdig wird der Versuch von P. Desiderius Lenz, des Begründers der Beuroner Schule, bleiben, einen neuen hieratischen Stil gleichsam aus dem Boden zu stampfen, bewußt zu schaffen, zu züchten. Freilich, durchblättert man ‚Die XIV Stationen des heiligen Kreuzwegs, nach Kompositionen der Malerschule des Klosters Beuron', die der Herderverlag in 5. Auflage vorlegt, so kann man sich nicht verschwegen, daß diese ganze Richtung heute nur mehr historisches Interesse hat. Das ist alles zu blaß, zu matt, vieles wirkt zu theatralisch, zu gestellt, um auch nur religiös erhebend wirken zu können, von rein künstlerischen Wirkungen ganz zu schweigen. Eine neue starke christliche Kunst wird wohl kaum in der Stille einer klösterlichen Zelle geschaffen werden, die Zeiten eines Fra Angelico sind leider vorbei; uns werden nur Künstler weiterhelfen, die sich mutig in unsere Zeit hineinstellen, die die ganze Problematik der Gegenwart an sich und in sich selbst erfahren haben und dabei doch unerschütterlich gläubig geblieben sind, also daß auch ihre künstlerische Form gleicherweise von Zeitlichem und Ewigem, von Natur und Uebernatur getragen und erfüllt ist. Die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" (München) ist seit 25 Jahren bemüht, solche Künstler zur Mitarbeit am Aufbau eines neuen christlichen Kunstgebäudes heranzuziehen. Wie weit wir noch vom Ziel entfernt sind, bringt die uns vorliegende ‚Jahresmappe 1925' der genannten Gesellschaft schmerzlich zum Bewußtsein. Von den abgebildeten Architekturwerken, Plastiken und Malereien wird wenig in 10—20 Jahren noch genießbar sein. Fast alles ist fromm und groß gewollt, aber nur in den wenigsten Fällen ist

eine wirklich packende künstlerische Formgebung und Durchgestaltung festzustellen. Einzig das von Leo Samberger geschaffene großzügige und durchgeistigte Porträt des Nuntius Pacelli kann als ein Kunstwerk von hohem Range angesprochen werden. Aber Samberger hat seinen eigentlichen Ruf — er ist wohl der einzige große Porträtmaler, den wir haben — nicht im Bereiche des christlichen Kunstschaffens begründet, ist nicht im engeren Sinne christlicher Künstler zu nennen. So müssen wir uns wohl damit abfinden, daß Kirche und Kunst heute getrennte Wege gehen, daß — anders als im Mittelalter — alle hohe künstlerische Produktivität außerhalb wächst, sich nicht mehr im Hause der Kirche entfaltet. Das ist gewiß eine schmerzliche Erkenntnis, aber andererseits darf, wie es oft genug geschieht, die Kunst in ihrer Einwirkung auf Leben und Gedeihen der Kirche nicht überschätzt werden. „Mit Neid blickt man auf frühere Perioden, wo die Kirche auch in der Kunst tonangebend war. Als ob die Pflege der Kunst als solcher zu den Aufgaben der Kirche gehörte! Weder Christus noch die Apostel haben je ein Wort über Kunst gesprochen — —. Wir sind unendlich reicher als die, denen die Kunst als höchstes Gut gilt. Die Brauchbarkeit für die Heilsabsichten der Kirche ist für ein kirchliches Werk ausschlaggebend. Ein künstlerisch ganz armseliges Gnadenbild kann fromme Christen auf die Knie zwingen. Auch das unbedeutendste Werk bildet kein Hindernis für das Einströmen des Heiligen Geistes." Wir entnehmen diese wichtigen Gedankengänge dem anregenden Buche von Josef Kreitmaier, ‚Von Kunst und Künstlern' (Herder, Freiburg 1926), das als Führer durch die schwierige Problematik modernen christlichen Kunstschaffens vorzügliche Dienste leistet. Vor allem der eben zitierte Einwand Kreitmaiers sollte bei jeder kritischen Stellungnahme zu neuzeitlichen Werken kirchlicher Kunst berücksichtigt werden. Von diesem betont religiösen, seelsorgerischen Standpunkt aus kann man auch manchem von der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" vertretenen Werke zustimmen, selbst wenn es rein künstlerisch nicht absolut einwandfrei und erfreulich sein sollte.

Wir möchten diesen Bericht nicht abschließen, ohne auf ein Buch aufmerksam gemacht zu haben, das restlos erfreulich, künstlerisch durchaus einwandfrei ist und in keiner Volksbibliothek, aber auch in keinem Heim eines wahren Kunstfreundes fehlen dürfte. Es ist das prachtvolle Werk von Ernst Haider über Leben und Werk seines Vaters ‚Karl Haider', in der äußeren Aufmachung schon, dem vornehmen Ganzleineneinband, dem großen Format, dem schönen Druck und den ausgezeichneten Bildtafeln eine verlegerische Leistung von höchstem Niveau (Benno Filser, Augsburg 1926). Und wer ist Karl Haider? Die wenigsten wissen, daß der 1912 verstorbene süddeutsche Landschafts- und Bildnismaler zu den Großen der deutschen Kunstgeschichte gehört, zu jenem immer wiederkehrenden deutschen Typus, dessen ehrwürdigster Ahnherr Dürer ist und der in der Gegenwart in Hans Thoma einen gewaltigen Vertreter gefunden hat. Die besten Bilder Haiders, die farbig und formal blühend stark und zugleich tief vergeistigt sind, werden die ganze jüngste Malergeneration überdauern. Der Filserverlag möge eine großformatige Mappe farbiger Reproduktionen nach Haiderschen Gemälden herstellen; wir hätten damit einen Wandschmuck, der überallhin, in das Zimmer des einfachen Mannes so gut wie in die Wohnung des Gebildeten paßt. Denn Haider hat allen, ohne daß seine künstlerische Formensprache dabei übergewaltig wäre, das gleiche zu geben, das, wonach wir in manchen Stunden des Tages vergeblich dürsten und was wir bei keinem modernen Künstler so stark und innig finden, nämlich: seelische Erhebung. Reinhold Lindemann.

Neue Franziskus-Bücher

Das Gedenkjahr der siebenhundertsten Wiederkehr des Todes des hl. Franz hat eine große Anzahl von Schriften erscheinen oder neu herausgegeben werden lassen, die seiner Verherrlichung dienen. Auf einige, die für weitere Kreise bestimmt und besonderer Empfehlung wert sind, sei hier hingewiesen.

Franz von Assisi und seine Welt. Mit künstlerischer Einleitung von Dr. Walther Rothes und historischem Begleittext von P. Dr. Sigismund Brettle O. M. Conv. Herausgegeben und in Bildern dargestellt von M. Michael-Durach. X und 60 Seiten Text in 4° mit 22 Farbtafeln. München, Delphin-Verlag 1927. Ganzleinen Preis M. 12.—.

Drei haben sich zu dem Buche verbunden: eine Künstlerin, ein Kunsthistoriker und ein Kirchenhistoriker aus dem Orden des hl. Franz. Die Einleitung von Walther Rothes gilt ganz vorwiegend der Einfühlung in die farbigen Gemälde und die noch außerdem das Buch schmückenden Schwarz-Weiß-Zeichnungen von Maria Michael-Durach. Diese Bilder sind eine Wanderung zu den wichtigsten Stätten des Lebens und Wirkens des seraphischen Heiligen. Wer je in Assisi war, wird von der unmittelbaren Frische der Auffassung in ihnen lebendig berührt werden. Ein innerliches Erleben hat sie geformt. Das sucht Rothes mit liebevoller Versenkung ganz nachzuempfinden und dem Leser und Beschauer zu vermitteln. Der Text von P. Dr. Brettle, der als Ordensarchivar in Rom und Italien überhaupt die rechte Gelegenheit hatte, sich wissenschaftlich, religiös und volksmäßig in die Eigenart des großen Sohnes von Assisi einzuleben, verrät den geschulten Gelehrten, aber auch einen Künstler der Sprache. So ist in diesem Buche ein schöner Einklang des geschriebenen und des gemalten Inhaltes mit der gesamten Ausstattung, der den Verfassern und dem Verlage hohe Ehre macht.

Sankt Franziskus von Assisi in Kunst und Legende von Beda Kleinschmidt. 151 S. gr. Oktav mit farbigem Titelbild und 128 Abbildungen, 4. und 5. Aufl. B. Kühlens Kunst- und Verlagsanstalt in M. Gladbach 1926. Halbleinen gbd. M. 10.—.

P. Dr. Beda Kleinschmidt, O. F. M., von dessen monumentalem Werke über Assisi vor kurzem erst der 2. Band erschienen ist (mitbearbeitet von P. Remigius Boving), schenkt uns als Zeichen seines Schaffenseifers und seiner ganz wiederhergestellten Schaffenskraft nach dem gelehrten Forschungs-Werke zwei Bücher, die einem weiteren Leserkreise gewidmet sind, dieses und das an nächster Stelle zu erwähnende. Die erste Auflage erschien 1911. Die vorliegende 4. und 5. ist stark umgearbeitet. Beda Kleinschmidt ist ein bekannter und anerkannter Kunsthistoriker. Das prägt auch diesem Buche den Stempel auf. Bei Brettle steht die Biographie für sich da. Bild und Text gehen still nebeneinander her. Hier dagegen ist das Bild, und zwar in seiner kunstgeschichtlichen Erfassung, der Mittelpunkt, um den die Lebensbeschreibung, die Legende und erbauliche Einführung kreist. So ist das Besondere dieses schönen Buches eine Ikonographie des hl. Franz. Zwar gibt der Verfasser durchaus keine Kunstgeschichte als solche. Schon die Kapitelüberschriften: ‚Franziskus in der Welt, der Ordensstifter, der Naturfreund, der Menschenfreund, der Gottesfreund, Vollendung, Verherrlichung' zeigen, daß auch hier der Zweck ist, uns in das Wesen des Heiligen einzuführen, ein Zweck, dem auch die den einzelnen Kapiteln fortlaufend vorangestellte geschichtliche Darstellung dient. Aber immer wieder zwingt es sozusagen den kunsthistorisch arbeitenden Verfasser, uns den Helden im Spiegel der künstlerischen Darstellung der verschiedenen

Jahrhunderte zu zeigen. Ueber die Gediegenheit des historischen wie des kunsthistorischen Textes braucht man bei Kleinschmidt, wie bei P. Dr. Brettle auch, kaum noch etwas Besonderes zu bemerken.

Maria und Franziskus von Assisi in Kunst und Geschichte von P. Dr. theol. Beda Kleinschmidt (= Franziskus und sein Werk in Einzeldarstellungen, in Verbindung mit P. Dr. Ewald Müller O. F. M. und P. Dr. Hieronymus Trumpke, herausgegeben von Beda Kleinschmidt I.) 147 S. gr. Oktav mit 1 Farbendruck, 33 Tafeln, 50 Textbildern. Verlag von L. Schwann in Düsseldorf, 1926. Geb. in Ganzleinen M. 18,—

Man nimmt dieses Buch mit Neugierde zur Hand, wie sich wohl die in dem Titel ausgedrückte Zusammenstellung rechtfertigen möge, und ist dankbar, so viel Ueberraschendes und Neues zu finden. Kleinschmidt ist von der Beschäftigung mit der Kirche von Assisi und dem hl. Franz in der Kunst her zu dem Plan einer größeren ‚Iconographia Franziscana' gekommen, deren erster Band der vorliegende ist, und deren zweiter einer über Christus und Franziskus sein soll. Die Anlage ist so, daß in einem ersten Teile: Maria und Franziskus in der Geschichte, d. h. die Verehrung Mariens durch den hl. Franziskus und deren Rolle in seinem Leben und für die erste Entfaltung seines Ordens dargestellt, im zweiten dann Maria und Franziskus in der Kunst behandelt wird, d. h. zunächst Marias Erdenwandel und Franziskus, dann Maria und Franziskus in der Himmelsglorie. In diesen Hauptabschnitten gruppiert der Verfasser die Bilder und Bildwerke, die Franziskus in Verbindung mit Maria zeigen, nach den Ereignissen und Geheimnissen des Lebens Mariä, wie die Unbefleckte Empfängnis und Franziskus, die Verkündigung, Maria und Franziskus in Bethlehem, die Flucht nach Aegypten, Maria als Mutter und Franziskus usw. oder, im zweiten Hauptabschnitte: Maria im Kreise der Heiligen, Franziskus in der Sacra Conversazione, Franziskus als Fürsprecher bei Maria, Maria und Franziskus auf Pestbildern, Marienvisionen des hl. Franziskus, die Gürtelspende usw. Erst wenn man in so vielen verschiedenen Motiven immer wieder den hl. Franziskus wiederkehren sieht, wird man inne, wie eng ihn das Vertrauen der Gläubigen mit der höchsten Heiligen zusammengebracht hat. Es ist nicht etwa nur die Sacra Conversazione, die sie mehr äußerlich zusammengestellt hätte. Vielmehr einmal als Marienverehrer und Vater des Ordens, der für die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis eintrat, und zum anderen als ganz besonderer Fürsprecher, wie vor allem in den Pestbildern, hat Franziskus in der Tat eine besondere Stelle eingenommen. Daher bietet das Buch viel, ikonographisch auch für den Forscher, wertvolles Material.

St. Franziszi Blütengärtlein ‚Fioretti', verdeutscht von Franz Kaulen, mit Einführungsworten von Heinrich Federer. Verlag der Buchgemeinde Bonn 1926. Geb. in Ganzleinen M. 6,—

Die rührige Buchgemeinde des Borromäusvereins hat mit diesem Buche, das sie ihren Mitgliedern zu einem ganz geringen Preise als Sondergabe anbietet, einen kühnen Wurf getan. Sie hat zwar den Text von Kaulen, wohl wegen seiner Treuherzigkeit, übernommen, aber durch den Maler Alfred Gottwald als etwas ganz Neues einen reichen Schmuck an Bildern, Initialen und Vignetten herstellen und dann dieses Buch in den rühmlich bekannten Druck-Werkstätten von Hermann Rauch in Wiesbaden und der wohl noch bekannteren graphischen Kunstanstalt der Gebr. Klingspor in Offenbach a. M. ausführen lassen. Also eine Gabe, die den edelen Inhalt in der edelsten Form birgt, und das zu einem wirklich erstaunlich billigen Preise. Ueber die Fioretti und zu ihrem Ruhme brauche ich

hier nichts zu sagen. Ob aber die Kaulensche Uebersetzung wirklich die beste ist? Dieses altertümliche Deutsch hat doch viel vom schwerfälligen Kanzleistil an sich, anstatt von frischer Volkssprache. Gottwalds Buchschmuck ist reich an Erfindung und sicher in der Zeichnung. Dabei verbindet er sich, was Buchschmuck ja vor allem soll, sehr gut mit dem Drucke, so daß als Ganzes ein einheitlich vornehmes und doch gar nicht anspruchsvolles Werk entstanden ist, ein Buch, dessen Schönheit der Verehrung des hl. Franziskus Ausdruck gibt, ohne daß es seiner Einfachheit innerlich widerspräche.

Der heilige Franziskus. In Fresken von Giotto, mit Text aus der ‚Vita major' und ‚minor' des heiligen Bonaventura. Herausgegeben von Dietrich von Hildebrand. 20 Seiten Text und 20 Bilder, 24°, Theatiner-Verlag München, Rom 1926.

In diesem kleinen Büchlein, so groß nur wie ein Gebetbuch, ist der Versuch gemacht worden, statt moderner Schriftsteller und Künstler nur die Alten sprechen zu lassen. 20 Bilder, bis auf einzelne zumeist aus den Giotto- oder doch seiner Schule zugehörenden Fresken der Oberkirche zu Assisi, andere aus der Bardikapelle an S. Croce zu Florenz, sind je mit einer Lesung aus den genannten Viten des hl. Franz verbunden, ganz kurzen Lesungen, wie das kleine Format des Büchleins erforderte. Also ein kleines, feines Franziskusbreviert! Die Uebersetzung ist sehr gut. Dennoch glaube ich, daß man ein größeres Format nehmen müßte, um Giottos Fresken einigermaßen zur Anschauung zu bringen. Wer sie kennt, sieht sie in seiner eigenen Erinnerung. Wer sie aber nicht kennt, wird sich schwerlich nach den kleinen farbigen Abbildungen eine Vorstellung von ihnen bilden können. Doch im ganzen ist ein liebes und erfreuendes Büchlein entstanden, aus dem die Liebe zu dem Heiligen spricht, der es sein Entstehen verdankt.

Wilhelm Neuß.

Spanische Reisebilder

Das Reisen nach Spanien ist gegenwärtig sehr beliebt, seit dem Kriege ziehen jedes Jahr neue Freunde der spanischen Nation über die Pyrenäen. So ist es begreiflich, daß die Reisewerke über das Land sich zusehends mehren, neue Liebhaber zur Betrachtung der eigentümlichen Städte und Landschaften anreizend. Aus der Durchsicht einer Anzahl älterer und neuerer Reisewerke ergibt sich nun, daß einige der Verfasser sich über die Schwierigkeiten der eindringlichen Erfassung Spaniens nicht so recht bewußt waren, denn Spanien entfernt sich vom Durchschnitte Mitteleuropas so erheblich, daß es einer ernsten Anstrengung bedarf, um in sein Leben und seine Geschichte einen Eingang zu finden.

Dazu kommt noch ein ganz besonderer Grund. In Spanien selbst gibt es verschiedene Richtungen in der Betrachtungsweise des Landes und der Geschichte, die in der Literatur, der Presse und der Ideologie der gebildeten Spanier Ausdruck finden, Richtungen, die einander oft ganz entgegengesetzt sind, und zu einer „Rechten" und „Linken" geführt haben. Der Prüfstein der verschiedenen Richtungen ist ihre Stellung zur religiösen Frage und besonders ihre Haltung zur Geschichte der katholischen Kirche in Spanien. Der Reisende, der sich in diesem Wirrwarr zurechtzufinden sucht, steht in der Gefahr, von der Einseitigkeit jener in Anspruch genommen zu werden, die ihren Gegnern jede Berechtigung ihrer Ansichten versagen, worin besonders die liberale Ideologie sehr mächtig ist.

Außerdem sind gewisse Erscheinungen im Leben Spaniens für den Neuling sehr befremdend und zum Teil eher abstoßend als anziehend, wie die religiösen Gebräuche, die Volksbelustigungen, die Armut der einfachen Volksklassen in den Städten, das Schulwesen und noch so vieles andere, das nur aus der Geschichte der vergangenen Jahrhunderte erklärt werden kann. Darum ist es sowohl unangebracht, in ein einseitiges Lobreden über spanische Zustände zu verfallen, als sich der ätzenden und unbarmherzigen Kritik des Besserwissers zu ergeben.

Es gehört überhaupt ein gewisses Maß an geistiger Vorbereitung dazu, um mit Gewinn eine spanische Reise zu unternehmen, neben die Kenntnis der Sprache gehört noch eine ausreichende Orientierung in der Geschichte des Landes und der Kunst. Die spanischen Städte sind oft die reinsten Museen, ihre Bedeutung liegt vielfach mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart, allerdings in einer so reichen und bedeutungsvollen Vergangenheit, daß auch die Gegenwart geistig noch davon zehrt, wie z. B. Avila, Burgos, Salamanca und Toledo. Wer nur als Tourist das Land besucht und in Hast die vom Führer angegebenen Sehenswürdigkeiten besichtigt, wird nur wenige Spuren des Gesehenen in seiner Erinnerung bewahren, alles wird sich bald in einem unbestimmten Nebelfleck von Eindrücken verwischt haben. Vorbedingung ist also, daß der Reisende entweder mehrere Monate auf seine Reise verwendet und an den wichtigeren Orten längere Zeit bleibt, oder daß er sich auf wenige Punkte beschränkt und diese aufmerksamer ins Auge faßt. Unter diesen Voraussetzungen will ich die wichtigsten der im Jahre 1926 erschienenen Werke über Spanien einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Am leichtesten fällt die Aufgabe beim hübschen Buche Benno Elkans, Spanien, Gesehen von einem Künstler (München, Delphin-Verlag). Elkan hat seine Aufgabe auf die Wiedergabe der künstlerischen Eindrücke eingeengt, er will weder Geschichte treiben, noch das Volksleben schildern, noch Urteile über die Zukunft des Landes abgeben. Er fühlt sich im Lande wohl, er hat rasch Spanien lieben gelernt, mitteleuropäische Begriffe vergessend und sich auf die

eigene Art der dortigen Menschen einstellend. Die Zeitlosigkeit der Spanier, ihre Ruhe, ihr Gegensatz zum Amerikanismus hat ihn berückt. Einmal gibt er seinen Gefühlen hellen Ausdruck, wenn er schreibt:

Spanien, wie bist du zeitlos und von unserer Geschäftigkeit nicht berührt, wie wohl tut deine Stille, deine Größe, dein Schweigen. Wie wohl tun deine ehrenhaften Menschen, die eins mit dir sind. Wie schön ist es in dir, Kastilien, El corazón y castillo, Herz und Burg von Spanien.

Abfällige Urteile, über Spaniens Katholizismus finden sich nicht, sogar Philipp II., an dem sich sonst die Federn in Entrüstung üben, erfährt bei ihm ein gerechtes Urteil, die ernste Größe und die rückhaltlose Folgerichtigkeit seiner Regierung anerkennend. Aber was in erster Linie wohltut, ist die frische Unmittelbarkeit, mit der hier in einem sprudelnden, von farbig geschauten Bildern erfüllten Stil uns die Schönheiten der spanischen Städte dargeboten werden. Für gebildete Spanienfahrer bedeutet das Werk eine treffliche Anleitung zu künstlerischem Genuß.

Zu einem guten Teil kann man das Gleiche von einem anderen Spanienbuche sagen, nämlich von Manfred Schneiders Wanderfahrten durch Spanien (Stuttgart, Walter Haedecke, gbd. M. 9.50). Auch er legt den Nachdruck auf die künstlerische Einführung, dabei die Architektur bevorzugend. Für die romanischen Kirchenbauten hegt er eine Vorliebe, den Leser zu eigenartigen, noch nicht richtig bekannten spanischen romanischen Kirchen kundig führend. Der Verfasser hat einige abseits gelegene Gegenden Spaniens aufgesucht, damit den Leser auf sogenanntes Neuland aufmerksam machend. Das Land ist nämlich an landschaftlichen und künstlerischen Schönheiten so reich, daß diejenigen, die der großen Verkehrsroute folgen, sich keine treffende Vorstellung vom wirklichen Spanien mit allen seinen Mannigfaltigkeiten machen können. Früher sahen die Reisenden viel mehr, als sie nämlich vor Einrichtung der Eisenbahnen zu Fahrten zu Fuß oder zu Roß gezwungen waren, man vergleiche dafür nur Lorinses Reisewerk über Spanien (Reiseskizzen, 4 Bde., Regensburg 1855), das viel tiefer in das Leben der Nation einführt als die nach Herstellung des Eisenbahnnetzes erschienenen Werke. Die Bahn zwingt die Reisenden in ihre Macht; was seitwärts der großen Strecken liegt, versinkt allmählich in die Vergessenheit. Es ist daher ein Vorzug des Buches Schneiders, daß es in Städte und Gegenden führt, die durch den Reiz der Neuheit wirken, wie z. B. die Balearen, die Insel Ibiza, Denia, Calatayud, Daroca, Teruel. Wer es will, kann in Spanien noch viel derartige Städte und Landschaften, die wenige Mitteleuropäer gesehen haben, „entdecken".

Leider mußte er an einigen Stellen dem Idol der modernen Aufklärung sein Opfer bringen. Philipp II. läßt er „Massenverbrennungen von Ketzern als Höhepunkt öffentlicher Feste anordnen". Ein etwas seltsamer Nachtisch! Und von der hl. Theresia sagt er, daß sie mit Not der Verbrennung entging. „Heiligkeit und Ketzerei wohnen nahe beisammen, denn sie verletzen beide gleichermaßen die Norm." Leute, die so wenig vom Katholizismus wissen, finden sich in Spanien nicht leicht zurecht.

Mit mehr Ansprüchen tritt ein Werk Hans Roselieb s auf, Spanische Wanderungen (Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft). Roselieb will uns eine starke, charaktervolle Studie der spanischen Städte bieten, er hat sichtlich große Arbeit auf sein Buch verwendet und es liest sich deswegen mit viel Gewinn, auch für jenen, der Spanien aus eigener Anschauung kennt. Sein Buch hat zwei scharf von einander geschiedene Teile, im ersten versucht er es, eine historische und völkerkundliche Grundlage seiner Betrachtungen über Spanien zu geben, der zweite Teil

enthält die erwähnten Städtebilder. Leider hat der erste Teil mich bitter enttäuscht, in einem Grade wie wenige Bücher der letzten Jahrzehnte. Da Roselieb Katholik ist, hatte ich erwartet, daß er einmal vom Standpunkte seiner Religion aus manche Schiefheiten anderer Schriftsteller tapfer und frohgemut berichtigen würde. Ich hatte geglaubt, daß endlich einmal wieder ein Katholik, dem Vorbilde des herrlichen Alban Stolz folgend, unbekümmert um die Meinung der Welt, sagen würde, was uns allen Spanien bedeutet, das wunderbare katholische Spanien, das trotz aller Fehler doch eine der anziehendsten Erscheinungen der Gegenwart bleibt. Aber Roselieb hat dies nicht getan. Er hat vielmehr in seiner geschichtlichen Uebersicht eine Reihe von Verzeichnungen begangen, die den Katholiken zum Widerspruch reizen. Schon an anderer Stelle habe ich eine Anzahl dieser Entgleisungen angegeben. Was er über das jetzige geistige Leben der Spanier sagt, ist vielfach unrichtig und parteiisch. So hätte er doch neben der liberalen Zeitung El Sol, der er Sätze des Lobpreises widmet, auch die katholischen Zeitungen des Landes anführen können, oder er hätte bei seiner Behauptung, es gäbe in Spanien keine Zeitschriften, die hervorragenden Zeitschriften der Jesuiten, Dominikaner, Augustiner, Franziskaner kurz erwähnen dürfen, da sie wie La Ciudad de Dios oder España y America keineswegs Fachblätter sind, sondern Zeitschriften allgemein bildenden Charakters. Man bedauert dies um so mehr, als in den Schilderungen des zweiten Teiles sich vieles recht Schöne befindet, das eine große Verbreitung verdient. Wenige Schriftsteller sind so tief in das Geheimnis der historischen Städte Spaniens eingedrungen. Wenn man Roselieb einen Rat geben darf, so wäre es der, den historischen ersten Teil fallen zu lassen und in einer neuen Auflage nur den zweiten herauszugeben; er und das Buch würden dabei bedeutend gewinnen.

Nur kurz sei hier ein umfangreiches Werk erwähnt, das mehr für Fachleute bestimmt ist, das Buch Spanische Städte vom verstorbenen Oskar Jürgens (Hamburg, Friederichsen), das mit einem Atlas von Stadtplänen versehen ist. Es ist das Ergebnis großen langjährigen Fleißes und wird als Unterlage künftiger Studien über spanische Städte wichtige Dienste leisten können. Der hohe Preis des Werkes (90 M.) gestattet weiteren Kreisen die Anschaffung nicht, aber jeder, der einen Einblick in die Entwicklung spanischer Städte nehmen möchte, möge es in einer Bibliothek einsehen. Es vereinigt eine Fülle von Material, das vor manchen Irrtümern bewahren kann.

Joseph Froberger.

Chronik der französischen Literatur*

Nach einem schweren Erdbeben oder einer hohen Springflut hat der Lotse vollauf zu tun, um die neugeformte Fahrrinne in dem Hafen auf der Schiffskarte anzuzeigen und auszuzeichnen. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich auch in der heutigen Literatur. Jetzt, da infolge eingreifender Verschiebungen in den sozialen und kulturellen Verhältnissen der Welt ein neues Geschlecht heranreift, ist auch das Bild, das die Romanschriftsteller von ihren Zeitgenossen hinterlassen haben, veraltet und unwahr geworden. Sie müssen wiederum von vorne anfangen zu arbeiten am Gebäude der Comédie Humaine des modernen Menschen, von unserer heutigen Gesellschaft. In Frankreich wird die „enquête positive", schon vor dem Kriege von Proust eingeleitet (Du coté de chez Swann 1913), unermüdlich weitergeführt. Hört man auch öfters sagen, daß er von seinem Zimmer aus die Welt nur durch seine Phantasie umgeschaffen habe in ein Werk, das von einem krankhaften Geisteszustand zeuge, so fährt man doch fort, in seinem Sinne die Beziehung des Menschen zum eigenen Ich und zu seinem eigenen Körper zu studieren. In diesem Bestreben kann man die Wechselwirkung konstatieren, welche die Literatur von den okkulten und psychologischen Wissenschaften und von der Sportmanie erfuhr. Dieser scheinbar reine Subjektivismus, der bald hinter uns liegen wird, bildet nur die Uebergangsphase zu einer Veränderung der Beziehungen des Menschen zur Natur, zu seiner Seele, und zu Gott. Das Ende dieser Enquête wird ebenfalls eine literarische Periode abschließen; unsere Periode.

Bei dieser Veränderung treten einige neue Motive in den Vordergrund. Der moderne Romanschriftsteller will nicht mehr Gelehrter sein, gefesselt vom Joch einer Formel; er will sich neben den Gelehrten stellen, und ein Erfinder, ein Träumer, ein Täuscher bleiben, dessen artistische Lüge nur aus seiner leidenschaftlichen Liebe zur Wahrheit geboren werden darf. Die Gedankengänge jedes einzelnen weichen ziemlich von einander ab: spontanes Sich-Ausleben steht psychologischem Zwange gegenüber, der einzelne Mensch der Gemeinschaft; die Intuition dem Verstand. Im allgemeinen sucht er Kontakt mit der ganzen Welt, auch mit der unsichtbaren. Die Seele will er vom Leibe trennen, um ihr all seine Aufmerksamkeit zu schenken. Das Gute und das Böse will er in seinem Ursprung kennen lernen. Man denke nur an die jüngsten Bücher von Louis Artus und Georges Bernanos, von Marcel Jouhandeau und Emile Baumann. Daß Jean Cocteau in seiner ‚Orphée' einen Schutzengel auftreten läßt, liegt auch in der Linie dieser unterirdischen Entwicklung des „renouvellement mystique". Das sind jedoch

* Diese Chronik ist erste Station eines kritischen Rundflugs, der uns durch das neuere prosaepische Schrifttum des Auslandes führen soll, mit der Absicht vor allem, ein klareres Bild vom Wesen und neuen Werden des jeweiligen Volkes im Spiegel seiner Dichtung, im Fluge freilich, zu gewinnen, um so das neue geistige Europa auch in solchem Betracht besser kennenzulernen und dabei unsere eigenen volksbildnerischen Erkenntnisse zu erweitern und zu vertiefen; dann mit dem besonderen, praktischen Ziele, den Blick unserer Uebersetzer für das Wesentliche, Eigenartige schärfen zu helfen und das Augenmerk auf solche ausländischen Werke zu richten, die durch katholische Verleger auch bei uns eingeführt zu werden verdienen. In letzterer Hinsicht verfährt man ja oft noch recht schwerfällig, wahl- und kritiklos, so daß wir noch immer mit Büchern beglückt werden, die ruhig hätten draußen bleiben dürfen, während auch für uns wertvolle oft von anderen, rührigeren Verlegern abgefangen werden. — Die nächste Landestelle wird wahrscheinlich Rußland sein. In jenen Ländern, die, wie Frankreich, England, Skandinavien, auf die Dauer größere Ausbeute versprechen, soll mehrmals im Jahre Station gemacht werden. Die allgemeine geistige Weltlage, der allenthalben sich zeigende Prozeß der Umbildung und Neugestaltung wird freilich die Hoffnung auf Ertrag einstweilen noch ziemlich niedrig halten. — Natürlich stammen die Chroniken von genauen Kennern der jeweiligen Literatur. Die Schriftleitung.

Ausnahmen; denn François Mauriac macht irgendwo darauf aufmerkſam, daß der heutige Romanſchriftſteller den Menſchen ſtudiert, nicht den Sonderling oder den Heiligen, ſondern den Herdenmenſchen, der uns gleicht, unſeren Bruder, welcher das ihm vorgezeichnete Bild nur mit ſeinem eigenen Innern zu vergleichen braucht, um zu konſtatieren, ob es Wahrheit oder Lüge enthält. Daß bei den meiſten Jüngeren dieſer Hauptgedanke vorherrſcht, um die äußere und innere Lebenshaltung des „jeune homme de leur temps“ wiederzugeben, iſt deutlich.

Hier ſind es beſonders Drieu la Rochelle und Philippe Soupault, welche am tiefſten durchgedrungen ſind.

‚Plainte contre l'Inconnu‘ und ‚L'Homme couvert de femmes‘ des erſteren ſchildern uns die fieberhafte Jagd des modernen Menſchen nach etwas, das er nicht nennen kann, denn wenn er innehält bei Bekanntem, ſieht er, daß er etwas ganz anderes ſucht, und ſetzt wiederum ſeinen müden Irrgang durch das unbegreifliche Leben fort. ‚En Joue‘ des zweiten zergliedert, analyſiert die Reaktionen des neuen „enfant du siècle“ gegenüber Krankheit, Tod und Liebe und zeigt uns ſeine Seele in rauher, ſcharfer Nacktheit, überſättigt von Senſualität und Spiritualität. Daß viele hier noch am ſuchen bleiben, geht deutlich aus dem unglücklichen Buche ‚Mon corps et moi‘ von René Crevel hervor. Die rückſichtsloſe Schärfe, welche Mauriac bekundet in ſeinem theoretiſchen Büchlein: ‚Le jeune Homme‘, hat noch kein einziger erreicht. Man braucht nur die Unterredungen von Frédéric Lefèvre aufzuſchlagen, um beſtätigt zu ſehen, daß die neuen Meiſter in Verwendung der großen konſtruktiven Elemente bei den Alten in die Lehre gegangen ſind. Ihr Blick auf das Leben mit ſeinem Inhalt iſt aber verändert, und darum hat ſich auch ihr Stil und ihre Wortkunſt geändert; die Sprache fügt ſich dem äußeren Lebensbild und dem Zeitgeiſt. Die meiſten ſtreben nach einer mehr direkten Ausdrucksweiſe, ſcharfen, ſchneidenden Worten, erſchütternden Bildern, kurzen, nervöſen Satzbildungen. Mac Orlan hat dieſe fieberhafte Jazzband-Proſa ſehr ſcharf gekennzeichnet: „Wenn man die Worte in ihrem dynamiſchen Werte betrachtet, und jedes als einen kleinen Motor auffaßt, ſieht man, daß die Worte, die wir gebrauchen, nicht ſchnell genug herumdrehen. Wir gebrauchen Worte, die 150 Umdrehungen machen, während wir das Bedürfnis haben für Worte, die 2000 oder 3000 Umdrehungen erreichen. Die alten Worte ſpiegeln nicht mehr die Straßenatmoſphäre. Wir ſuchen Worte, welche die Illuſion von Schnelligkeit hervorrufen — ſiehe da den ‚Kern der Sache‘!“

Andere Spracherſcheinungen ſind: größere Sorge für die Technik, mehr Anerkennung der ſaftigen und farbigen Gaſſenſprache, weniger Ehrfurcht vor feſten Regeln der Grammatik und Syntax, Ausbreitung des Wortſchatzes, Aenderung in Bedeutung und Sinn des Wortes uſw.

Wenn Georg Duhamel ſpricht über „les révolutionaires de ce matin“, dann fährt er fort: tous ceux, qui ont fouvré des pétards dans la syntaxe vitriolé la grammaire, écartelé la typographie, éventré le vocabulaire et soufflé dans les mots comme au cul des grenouilles pour voir. Das Streben nach ſchönen Worten hat manchen zur blumenreichen Ueberladung im Ausdruck verführt; nur allzu oft hemmt uns der verſchwenderiſche Wald der Bilder den Durchblick auf die Romanhandlung; Epik kann und darf keine Lyrik werden.

Unſer Anlauf iſt dieſes Mal etwas ſchwerfällig, etwas lang ausgefallen; allgemeine Erörterungen ſcheinen das nun einmal mit ſich zu bringen. Jetzt ſind wir glücklich in der Ebene angelangt und können uns zugute tun an einigen mit Sorgfalt geprüften Romanen; les succès de 1926.

Werden dieſe Bücher in 1946 noch in einer Neuauflage erſcheinen? Höchſtwahrſcheinlich nicht! Die Vergangenheit gibt uns das Recht, dies als ſicher anzunehmen. Darum können wir ruhig an der Oberfläche bleiben; wir ſchreiben keine Kritik für die Ewigkeit. Wer anſtändige franzöſiſche Romane kaufen will — es gibt wahrlich noch welche, quoique l'espèce en est rare — muß nicht bei Albin Michel hineinlaufen.

Daß all dieſe Ausgaben moraliſch verwerflich ſind, beweiſt zum ſoundſovielten Male der neue Roman von Pierre Benoit, ‚Alberte‘[1], Bekenntnis einer Frau, im Gefängnis geſchrieben. Alberte iſt Witwe. Camille, ihre Tochter, kommt, um ihren Verlobten Franz, einen Autobauer, vorzu-

stellen, und macht ihn auf die Schönheit der Mutter aufmerksam. Die Leidenschaft, welche bis dahin in Alberte schlummerte, erwacht. Franz verliebt sich in sie, und sieht in Camille ein Hindernis für sein Glück. Seine Unschlüssigkeit dauert nicht lange. Durch sein Zutun kommt seine Verlobte auf einer Autofahrt um. Alberte weiß das, folgt ihm aber doch nach Paris, Acht Jahre ist sie seine Maitresse. Langsam nimmt aber die Leidenschaft bei Franz ab. Er trachtet eine jüngere Frau zu heiraten. Aus Neid und Liebe — denn Alberte liebt ihn noch immer — klagt sie ihn an und sie kann diese Anklage beweisen, wenn sie sich selbst beschuldigt — Benoit ist ein ausgesprochener Anhänger von Freud und der modernen Rechtsprechung in Frankreich. Alberte fühlt sich nicht schuldig, denn, sagt sie, alle Frauen ohne Ausnahme würden in solch einem Falle handeln wie ich; würden die Leidenschaft von Franz geschürt haben ... Dieses Leugnen des freien Willens, womit die Aufhebung und Auslösung der sittlichen Verantwortlichkeit zusammengeht, dazu noch die beinahe überspannte Leidenschaftlichkeit der Gefühle, gibt diesem Buche, ohne daß es einfach obszön wäre, doch einen gefährlichen Charakter. Uebrigens ist es flott und treffend geschrieben, mit gediegenem Aufbau und voll tragischen Szenen. Das große Geheimnis seiner Kunst ist, daß er eine packende Geschichte auszudenken weiß, und diese dann in allen Einzelheiten erzählt — in Frankreich keine alltägliche Erscheinung.

Blaise Cendrars, der du in deinen ehernen Versen nie ein Wort zuviel sagst, wie hast du jetzt ein ganzes Buch zuviel schreiben können! ‚Moravagine'[2] liegt uns schwerer im Magen als etliche Pfund Salm; das Buch hat uns see- und nervenkrank gemacht. „Un cerveau isolé de monde peut se créer un monde", aber dein „monde" ist nur für „cerveau isolé" zu genießen. Wir besitzen noch unser Gleichgewicht und möchten es gerne behalten; darum wecken auch deine steuerlosen Helden wenig Sympathie. Ein dankbares Studienobjekt für pathologische Medizinstudien ist noch nicht immer geeignet, einen Roman von 362 Seiten auszufüllen. „Moravagine", der letzte, legitime Nachkomme des letzten Ungarnkönigs, wird im Alter von 8 Jahren vermählt mit einer österreichischen Prinzessin seines Alters, welche er einmal im Jahre sieht. Mit 18 Jahren erwürgt er sie. Man steckt ihn in ein Staatsgefängnis und später in eine Irrenanstalt. Ein befreundeter Mediziner, dem er die Manuskripte des Moravagine an Blaise Cendrars vermacht hat, verhilft ihm zur Flucht. Dann leben sie zehn Jahre miteinander. Moravagine stirbt am 17. Februar '17 in der Gefängniszelle von „le masque de fer" auf der Insel Ste Marguerite. Die Streifzüge während der 10 Jahre — und was für Streifzüge — bilden den Inhalt des Romanes: eine unzusammenhängende Odyssee durch Deutschland, Rußland, Amerika mit Höhepunkten wie eine Verschwörung gegen den Zaren, ein Aufenthalt bei den blauen Indianern und der Weltkrieg. Wer mit einem Idioten eine Weltreise macht, kann manches erleben, um so mehr, wenn es bei dem Kompagnon im Oberstübchen auch nicht ganz richtig ist. Der Stil ist abgehackt und sachlich. Paradoxe Behauptungen in Menge; schwüle Stellen und empörende Gotteslästerungen.

In seiner langen Laufbahn als Sittenrichter hat Bourget die Blätter schon öfters wenden müssen. Aengstlich fragten sich selbst seine größten Verehrer, ob er wohl den Weg finden würde im Irrgarten des neuen Lebens. ‚Le Danseur mondain'[3] hat das Unbillige dieser Furcht mit einem Schlage aus der Welt geschafft. Bourget ist hier nicht nur im vollen Besitze seiner starken und reichen Kraft, sondern sein „coup d'essai" war auch ein „coup de maître". In diesem Buche dringt er durch bis in die Herzkammer des modernen Lebens. Mit nie fehlender Sicherheit zerlegt er die Abneigung der Kriegsgeneration vor dem alltäglichen Leben mit seinen bürgerlichen Tugenden und der Bequemlichkeit, um sich den neuen Lebensbedingungen anzupassen. Klar erfaßt er die tiefere Ursache der moralischen Schwäche bei den Jüngeren. „Ce qu'il y a de plus noble en eux, leur désespoir, les entraîne à se dégrader." Als Hauptgedanke seines Romanes wählte er das Trauerspiel eines ersten tiefen Falles, welcher zwei Möglichkeiten bietet: Rückkehr zum normalen Leben oder Versinken in dem bodenlosen Abgrund. Stéphane Beurtin, Sekretär von Mr. Jaffeux entwendet diesem fünf wertvolle

Bücher, welche er verkauft, um eine Spielschuld zu tilgen. Die Entdeckung seines Vergehens verursacht den Tod seiner Mutter, welcher er verspricht, ein ehrlicher Mensch zu werden. Als Tanzlehrer tritt er auf unter einem anderen Namen in einem Hotel zu Hyères, wo er Freundschaft schließt mit der Schwester eines seiner Schüler: Renée, welche sich in ihn verliebt. Gilbert Savy stiehlt ein kostbares Juwel, auch um eine Spielschuld zu tilgen. Stephane gibt ihm das nötige Geld, aber läßt ihn schwören, niemals mehr zu spielen. Das Juwel schickt er zum Polizeikommissar, während er sich selbst für den Dieb ausgibt. Mr. Jaffeux, ein Familienfreund der Savy's hat sich mit der Angelegenheit befaßt und klagt Beurtin öffentlich des Diebstahls an. Schließlich kommt alles ans Licht, auch die Beweggründe von Stephane's fremdartigem Verhalten. Ein Roman aus der alten Schule hätte ein ganz anderes Ende gebracht, aber der neue Zeitgeist fühlt eine Abkehr von dem sentimentalen Unwahrhaftigen. Stephane verweigert Renée die Hand, weil sie voneinander getrennt sind durch die „façons de sentir sur le fond même de la vie." Renée ist eine strahlende Mädchengestalt, voll Innigkeit und Heldenmut. Augenblicklich arbeitet Bourget an einem neuen Roman ‚Nos actes nous suivent'.

Den katholischen Roman hat in den letzten Jahren Emile Baumann eifrig gepflegt; er mußte sich auch im eigenen Lager viele Vorwürfe gefallen lassen. Es ist keine leichte Aufgabe, katholisch und Romanschriftsteller zu sein! Aber er hat Mut. Ungescheut wählt er theologische Themen, wie z. B. in L'Immolé, La Fosse aux lions, Le Baptème de Pauline Ardel, und auch jetzt wieder in Le signe sur les mains[4]. Ganz richtig hat er erkannt, daß die ehrenvolle, am Tage der Weihe vollzogene Berufung zum Priesteramte nicht immer eine süße Bürde und ein leichtes Joch sei. Aus Furcht, er möchte zu weit gehen, wenn er im Priester den tragischen Aufstand des Fleisches ausmalte, hat er sich auf den Anfang dieser heiligen Gebundenheit beschränkt und nur den mühevollen Aufstieg zu den Höhen des Priestertums beschrieben. Wie kann Jérome Cornier sich zum Priester berufen fühlen einzig deswegen, weil ein Kamerad ihm versprechen ließ, seine Stelle einnehmen zu wollen, wenn er falle? Ist seine Liebe zu Agnès Duprot nicht Beweis, daß er für das Eheleben bestimmt ist? Ist es bei seiner tiefgewurzelten Sinnlichkeit nicht Sünde, ihn zu bereden, und für ihn, auf nichtssagende Sophismen hin sich dennoch weihen zu lassen? Würde ein vernünftiger Priester mit etwas Erfahrung und Menschenkenntnis so vorgegangen sein? Wir fürchten dann auch für die Zukunft von Abbé Jérome Cornier. „Je vous (Dieu) plaindrais d'avoir un prêtre comme moi." — Dieses Wort hätten seine Seelenführer mehr beachten müssen. Interessant ist nur die hingeopferte Agnès, eine jener unverheirateten Frauen, welche die Stigmata einer geheimen Kreuzigung tragen. Aus diesen an innerer Tragik so reichen Einzelheiten hätte etwas ganz anderes geschaffen werden können.

Ein ganz anderer Katholizismus ist der des Henry de Montherlant: ein Schriftsteller von sehr persönlicher Begabung, aber ein etwas exzentrischer Charakter. Sein jüngstes Buch ‚Les Bestiaires'[5] ist das Epos des Stierkampfs: die Erfüllung eines Jugendversprechens. Henry de Montherlant wurde geboren unter dem Zodiakalzeichen des Stieres. 1909 wohnte er in Bayonne einem Stierkampfe bei und schrieb darüber an einen Schulkameraden: „Ueber dieses Schauspiel, das erschütterndste und großartigste, das ich jemals sah, werde ich später sicher etwas schreiben." Als Gymnasiast verbrachte er seine Ferien in Spanien und nahm teil an kleineren Stierkämpfen. Alban de Bricoule, die Hauptperson von ‚Les Bestiaires', ist denn auch niemand anders als Montherlant selbst. Die Intrige ist sehr einfach. Alban lernt den Matador de la Cuesta kennen und macht dessen Tochter Soledad den Hof. Sie will seine Liebe annehmen unter der Bedingung, daß er in der Arena einen sehr wütenden Stier tötet. Alban nimmt die Herausforderung an, siegt, aber läßt die Soledad im Stiche, um sie zu strafen für ihre Grausamkeit. Diesen Kern umhüllen eine dythyrambische Verherrlichung der Stierkämpfe und eine farbenreiche Schilderung des andalusischen Volkslebens, besonders das Leben der Stierzüchter und -zähmer. Sein Pinsel hat die harten, rauhen Farben eines krassen Realismus gemischt mit den mehr weichen Schattierungen einer morgenländischen Sinnlich-

keit. Sein Held ist naiv, wie die Helden Homers, und seine Eitelkeit ist die arrogante Eitelkeit Achills. Der Schlüssel zum mystischen Charakter dieses Romans ist der Mithraskult; der Sonnengott, dem man vorzugsweise Stiere opferte. Dieser Mithraskult lebt noch unbewußt weiter in der schlummernden Tiefe der katholischen Volksseele Spaniens. Ein anderer Grundgedanke des Montherlant ist die Möglichkeit einer Rückkehr zur Gleichheit von Mensch und Tier durch die indische Philosophie, formuliert in der Lehre der Seelenwanderung. In diesem Lichte muß man den folgenden Satz auffassen: „Qui sait si une fois encore il (Alban) ne se changera pas en taureau", weil er der Tod sieht „comme un simple renouvellement de l'être". Eine weite Perspektive auf die Geistesverfassung Montherlants öffnet auch dieses Wort: „Plus nos rapports sont intimes avec la nature, plus nous sommes proches du surnaturel."

Joseph Delteil braucht nur sehr wenige Worte, um das Epos des Weltkrieges auszumalen, und doch ist sein Bild „fertig". Es fehlt buchstäblich nichts an ‚Le Poilu'[6]. Alles ist gleich scharf beobachtet und ebenso scharf wiedergegeben. Delteil ist ein großer Maler und ein großer Karikaturenzeichner, der aus hundert Nebensächlichkeiten die pittoreske Hauptsache zu destillieren weiß. In seinen kurzen, einfachen Sätzen blitzt die Jugendglut, welche jedes Ding in die volle Sonne stellt. An kleinen Proben hat der Leser mehr als an dutzend Zeilen Lobsprüche darum ....

„Le Poilu. Son fusil lui pend sur le cul et son échine ballote dans sa capote de boue. Le sac de travers, les musettes à la débandade, il clopine comme un crapaud. Il est sale de poudre, de défaite et de pluie. Il est beau d'yeux et de coeur ... Le nez lui coule sur les pieds. Il est laid. Il est beau ... Ses yeux emplissent son visage. Son coeur emplit son corps." In einer Zeile wird Wilson vollständig gezeichnet: „Wilson est un doux quaker triste, avec des lorgnons et une grimace." Clémenceau: „Soudain au Sénat, un vieillard monte à la Tribune. Il a 80 ans et toutes ses dents. Il est gros, bourru, tout poil ... Ses moustaches pendent comme deux pattes ... deux pattes de tigre." Was für herrliche, frische Bilder: „Le soleil se penche sur l'épaule du soir. D'une colline à l'autre, une abeille fillait du miel."

Wenn Delteil über den Widerspruch zwischen der Urgesundheit seiner Inspiration, der Macht seines Wortes und seinen Gassenjungenstreichen, um eine Wette zu gewinnen, siegt, dann wird er der beste Prosaschriftsteller des heutigen Frankreichs.

„Une oeuvre de poésie et de rêve et non pas un roman" — das ist das allgemeine Endurteil über ‚L'âge d'or' von Edmond Jaloux[7]. Das goldene Zeitalter ist die Jugend, des Menschen sonniger Lenz, wenn er die Täuschungen des späteren Lebens nicht vermutet und Traum und Poesie für blaue Möglichkeiten hält. Aber niemand entgeht dem harten Griff des wirklichen Lebens, das unser goldenes Netz von Hoffnungen auseinander reißt und unser Herz leer und einsam macht. Glücklich wer im eigenen Innern ein kleines Eckchen bewahrt hat, wo das junge Feuer der Begeisterung weiter brennt, und diesen Herd von Lebensoptimismus sorgfältig verschlossen hält gegen entweihende Blicke. ‚L'âge d'or' ist eine gefühlvolle Verherrlichung des inneren Sieges über die äußere Niederlage dieser Lebenspoesie. André Simiane hat sich etwas bewahrt aus seiner goldenen Zeit: seine Liebe zu Beatrice, die ihn seine spießbürgerliche Frau und seinen beschränkten Wirkungskreis vergessen läßt. Der Schriftsteller zerlegt seine Gefühle fein wie Spinnengewebe in einer wundernswerten Prosa und es gelingt ihm meisterhaft, um sich herum eine Sphäre stiller Wehmut zu schaffen. Stille Wehmut ist hier die Dominante, denn aus dem Vergleich von Ideal und Wirklichkeit wächst eine schmerzliche Verzweiflung heraus, welche der Schriftsteller durch Verwischung der Grenzen von Realität und Schein zu mäßigen weiß.

*

Ein Badeort bei Regenwetter. Vier Badegäste, worunter eine Dame, alle Schriftsteller, welche sich langweilen. Die Decamerone-Geschichte kommt aufs Tapet, oder, um ein Beispiel zu wählen, das uns näher liegt: ‚Croix de Berny', woran Mme. de Girardin, Méry Sandeau und Théophile Gautier mitwirkten, bekommt ein Pendant. Die Rollen wurden wundervoll verteilt. Henri Duvernois tritt auf als ein leichtsinniger und sentimentaler Künstler; Pierre Benoit bildet sich zu einem ernsten gediegenen Ingenieur, welcher das Leben sehr ernst nimmt; Paul Bourget wird der

Held einer mondainen Tragödie, mit einem Mord, und einem drückenden Familiengeheimnis auf seinem Gewissen und die Seele voll Gewissensbisse; Gérard d'Houville — Schriftstellername von Mme. Henri Regnier, Tochter von de Hérédia — spielt die Rolle eines jungen Mädchens, das die Liebe zu fürchten anfängt in dem Momente, da sie diese kennen lernt, aber ihr Glück mit Gewalt erobert. Der Maler Antoine Barge hat in einem Anfall von Neid seine Frau und ihren Geliebten getötet. Seine Tochter wächst heran, ohne etwas von diesem Familiendrama zu wissen. Ganz unerwartet vernimmt sie den Verlauf der Sache und trotzdem wählt sie den leichtfertigen Schriftsteller Bernard Souchet zu ihrem Gatten und läßt den frommen Ingenieur Lucien Havelot gehen. Dies war der Inhalt von ‚Le Roman des Quatre'. In ‚Micheline et l'amour'[8] geben die vier Schriftsteller die Fortsetzung des Lebens ‚Micheline'. Wie man vermuten konnte, ist ihr Eheleben bei weitem nicht wolkenlos, aber das drohende Gewitter löst sich glücklich auf in einen erquickenden Regen, dank der großen Opferwilligkeit des Ingenieurs Havelot. Das ganze Buch besteht aus Briefen und Tagebuchaufzeichnungen. Was Komposition angeht, ist es viel besser als sein Vorgänger; die Verschmelzung zwischen den vier Mitarbeitern ist viel inniger; es gibt viel mehr Einheit, mehr Harmonie. Der Vorteil eines solchen Zusammenwirkens ist, daß man hinter dem Schriftsteller besser den Menschen sieht, und seine Menschlichkeit klarer kennenlernt. Wer schon etwas von diesen Autoren gelesen hat, bringt es ohne Mühe fertig, den Anteil eines jeden Einzelnen festzustellen.

Zum Schlusse zwei Debütromane. ‚Sous le soleil de Satan' von Georg Bernanos[9] bringt die Leidensgeschichte eines Priesters; Abbé Donissan, ein Sklave Gottes, und vom Teufel besessen. Nichts schien ihn zu diesem außerordentlichen Beruf vorherbestimmt zu haben; mittelmäßige Begabung, kräftiger, linkischer Sohn des Landes, langsam im Denken und träge im Wort. Seine Konfratres können ihn nicht leiden, darum Verkennung, Verdächtigung, Verbannung. Gottes Gnade kommt aber über ihn. Er empfängt die Gabe der intuitiven Seelenkenntnis; die Seelen stehen nackt vor ihm, entblößt vom Schleier des Fleisches, mit ihren Tugenden, ihren Sünden, ihren schändlichen Geheimnissen. Die Menschen, welche ihre eigenen Schwächen nicht mit offenen Worten bekennen wollen, aber seelenfroh sind, wenn sie sehen, daß man sie begreift, strömen zu ihm. Sein Leben bringt Abbé Donissan im Beichtstuhl zu; Tag und Nacht ist er auf dem Posten, begierig nach Seelenbeute. Von seiner Gabe profitiert er selbst wohl am wenigsten. Sobald er den Beichtstuhl verläßt, ist er wiederum der ungeschickte, schwankende, schwache Mann, der zweifelt an Gottes Barmherzigkeit. Denn auch der Teufel hat von dieser Seele Besitz genommen; nie verläßt er ihn, schleichender Schatten über all seinen Wegen. Immer schleicht die Versuchung an ihn heran, die Versuchung zur Verzweiflung. Sein Seelenleiden ist furchtbar: niemals das mindeste Zeichen der göttlichen Gegenwart, aber immer und überall die Obsession von Satan und die Furcht sich einmal dem Satan übergeben zu müssen, um diesem Zwiespalt ein Ende zu machen. Diese Angst erreicht solch eine Höhe, daß man befürchtet, ob er nicht in Verzweiflung gestorben sei. — Dieses Buch hat sehr viele fromme Seelen aus ihrem selbstgenügsamen Schlendrian aufgeschreckt. Zu gerne vergißt man, daß der bockfüßige Satan eine nüchterne Wirklichkeit ist und einen wesentlichen Teil unserer Heilslehre ausmacht. Ein Heiliger sah in einer Vision, wie die Seelen dichter als Schneeflocken in den ewigen Abgrund fielen. Zu gerne sieht man im Katholizismus eine Reihe von Formalitäten, bestimmt für einen Paß nach „Oben", und sonst nichts. Daß ein Abbé Donissan sich für das Heil der Seelen zur freiwilligen Beute des Teufels macht, daß er in seiner Liebestorheit seine eigene Seligkeit auf das Spiel setzt, läßt feige Seelen kalt und unbewegt. Diese übernatürliche Verleugnung seiner selbst würdigt man selbst keines Mitleides, und darum fand der Roman von Bernanos bei vielen auch kein Mitleid. Sicher, er hat seine Schwächen. Der zynische Prolog gefällt uns nicht, will er auch beweisen, was Satan vermag in einer Seele, welche ihm gehört. Der Kontrast mit dem zweiten Teil ist zu stark. Auch haben wir Bedenken gegen manche Tat von Abbé Donissan; die Bestürzung geht öfters zu weit. Die langen Monologe sind auf die Dauer langweilig. Daneben gibt es aber Szenen, welche sehr vieles wiederum ausgleichen: u. a. das Be-

gegnen mit Satan in der Nacht auf dem Wege, und die Begegnung mit der beinahe wahnsinnigen Mouchette. Der große Fehler dieses bitteren und starken Buches ist, daß die Liebe fehlt: in diese ewige Polarnacht fällt kein einziger Sonnenstrahl. Und doch: unser Gott ist ein Gott der Liebe. Das hätte Bernanos nie vergessen dürfen. Er ist jetzt beschäftigt mit einem neuen Roman, welcher das Leben einer heiligen Frau erzählen wird; eine Frau, welche gequält und gefoltert wird von einem Beichtvater, welcher sie nicht begreift. Es bestehen die besten Aussichten, daß die Erbschaft eines Balzac, Barbey und Bloy auf ihn übergeht.

‚Mont Cinère' von dem amerikanischen Franzosen Julien Green[10] fesselt nicht weniger unsere Aufmerksamkeit. Sein Hebel ist die Habsucht, aber Habsucht gesteigert zum halben Wahnsinn. Der Zugang zu dieser Leidenschaft ist nicht leicht zu erzwingen, weil er kein Steigen oder Sinken kennt, sondern sich immer gleich bleibt in weher Monotonie. Dem Green ist es aber doch gelungen, sein bewegliches Spiel sehen und miterleben zu lassen. Auch gibt er eine gute psychologische Erklärung seiner Anwesenheit; die Furcht, zurückzufallen — unbegründet natürlich — in die einst am Leibe erfahrene Armut. Eine eingebildete Kranke, die habgierige Frau Mrs. Fletscher, und ein junges Mädchen — Großmutter, Mutter und Kind — das sind die drei Protagonisten des furchtbaren Dramas, das sich abspielt in einem amerikanischen Landhause: Mont Cinère. Diese drei Frauen leben, leiden und streiten; sie prägen sich uns tief ein und bleiben in unserem Gedächtnis haften. Das Haus ist besessen vom bösen Geiste der Habsucht: alle müssen sich ihm auf die eine oder andere Weise beugen. Die Großmutter fürchtet Vergiftung, weil ihr Unterhalt der Mrs. Fletscher zuviel kostet; die Mutter legt sich alle nur denkbaren und undenkbaren Entbehrungen auf, und das Mädchen vermutet, daß Mrs. Fletscher ihr Mont Cinère entwenden will. In der dramatischen Stille, worin sie leben, wächst der gegenseitige Haß, denn in der Einsamkeit konzentrieren sie alle Gedanken auf das eigene Ich: es gibt keine Zerstreuung, keinen Widerstand, die Spannung bleibt. Diese innere Konzentration, englischen Romanen nachgeahmt, gibt diesem Erstlinge seine hohe Bedeutung. Green ist noch jung, aber seine Mrs. Fletscher kann ruhig mit Harpagon und Grandet verglichen werden, ja, er ragt in mancher Hinsicht über sie hinaus; seine frühzeitige Reife hat in ihm den Edelmut der Jugend nicht erstickt. Die zwei Schwächen des Romanes sind die Unsicherheit, worin der Autor uns läßt über die wahre Ursache des Todes der Großmutter, und der dunkle, schwankende, nachlässige Schluß. Die Heirat des Mädchens Emily mit Stevens, ihrem Nachbar, ist keine Absurdität, sondern eine originelle Erfindung des Schriftstellers und der Anfang der Lösung. Emily hat ihren letzten Trumpf ausgespielt und verliert. Da muß das Drama enden.

Dr. H. van de Mark, z. Z. Paris.

---

[1] Pierre Benoit, Alberte. Librairie Albin Michel. Paris 1926. 318 S., br. 9 Franken.

[2] Blaise Cendrars, Moravagine. Librairie Bernard Grasset. Paris 1926. 326 S., geb. 9 Franken.

[3] Paul Bourget, Le Danseur mondain. Librairie Plon Nourrit & Cie. Paris 1926. 296 S., br. 9 Franken.

[4] Emile Baumann, Le signe sur les mains. Librairie Bernard Grasset. Paris 1926, 240 S., br. 9 Franken.

[5] Henry de Montherlant, Les Bestiaires. Librairie Bernard Grasset. Paris 1926. 298 S., br. 9 Franken.

[6] Joseph Delteil, Le Poilu. Librairie Bernard Grasset. Paris 1926. 231 S., br. 9 Franken.

[7] Edmond Jaloux, L'âge d'or. Librairie Vald Rasmussen. Paris 1926. 156 S., br. 9 Franken.

[8] Paul Bourget, Micheline et l'amour. Librairie Plon Nourrit & Cie. Paris 1926. 288 S., br. 9 Franken.

[9] Georges Bernanos, Sous le soleil de Satan. Librairie Plon Nourrit & Cie. Paris 1926. 363 S., br. 9 Franken.

[10] Julien Green, Mont Cinère. Librairie Plon Nourrit & Cie. Paris 1926. 301 S., br. 10 Franken.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Saitschick, Robert: Paulus. 106 S. Berlin 1926, Fährmann-Verlag. Kart. M. 2.50, Lwd. M. 3.50.

Wir finden in dieser kleinen Paulus-Biographie zu viele Uebertragungen des Biographen der ‚Menschen und Kunst der italienischen Renaissance' (1925) aus seinen dortigen Helden herüber in die Seele des Apostels und zu wenig gewürdigt das neue Element im Leben des vor Damaskus Berufenen, das in seiner objektiven Totalität mit mystischer Erfahrung (S. 60 ff.) nicht ausreichend erklärt ist, nämlich das heilige Ferment der Gnade. Dies der tiefste Grund, weshalb es dem vorliegenden Versuch, so selbständig in der Auffassung und eigenartig in der Formgebung und so sicher in dem zeitgeschichtlichen Verstehen der jüdisch-pharisäischen Religiosität er genannt werden muß, nicht gelingen kann, das Seelengeheimnis jenes Auserwählten, der zu den Größten unter den wahrhaft Großen gehört, uns in seinen innersten Tiefen zu erschließen. Daß Paulus „gewollte Askese als einen Abbruch an innerer Freiheit empfunden haben muß" (S. 55), wird man ohnehin, selbst wenn keine seiner Briefe als nur die beiden an die Korinther erhalten wären, nicht erweisen können. Auffallend erscheint überdies, daß der Verfasser, der uns eben erst das Problem von ‚Schicksal und Erlösung' (1926) in einer packenden Originalität entrollt hat, nicht einen Paulus dem Ringen der Antike um die Schicksalsidee entgegenstellt. Hier hätte zum Vorschein kommen müssen die entscheidende Antithese zwischen einer in der Fortuna-Vorstellung dem Pessimismus erliegenden, senilen, absterbenden Welt und der im neuen Glauben einen neuen Morgen begrüßenden Generation der Novogeniti, deren stärkste Säule eben dieser ganz in und aus der Gnade als überzeitlichem, göttlichem Faktum lebende Apostel geworden ist.

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Meister Eckehart. Das System seiner religiösen Lehre und Lebensweisheit. Textbuch aus den gedruckten und ungedruckten Quellen, mit Einführung von Otto Karrer. Gr. 8, 380 S. Text mit 15 Bildern und Faksimiles in Kupfertiefdruck. München, Verlag Joseph Müller. Brosch. M. 18,—, Halbleder M. 24,—.

Das starke Interesse für die deutsche Mystik des Mittelalters hat auch die Literatur über ihren führenden Meister Eckehart immer mehr anwachsen lassen, allerdings auch viele populäre Schriften über ihn gezeitigt, die sich mehr durch geistreiche Art und Begeisterung für ihren Gegenstand auszeichnen als durch geschichtliche Treue. Um so willkommener ist da das Werk Karrers. Sein Ziel ist, mit den Mitteln geschichtlicher Forschung Eckeharts Lebenswerk auf seinen Umfang und auf den inneren Zusammenhang genau zu untersuchen, um es in seinem eigenen Charakter und seiner zeitgeschichtlichen Stellung zu erfassen und besonders die Gedankenwelt des Meisters in ihrer Ursprünglichkeit, frei von den unbewußten Uebermalungen der späteren Zeit, zusammenhängend darzustellen.

Das umfassende Textbuch ist besonders wertvoll dadurch, daß hier erstmalig in weitgehendem Maße auch die lateinischen Werke des Meisters nach den Handschriften herangezogen sind. Sie stellen ohne Zweifel für die Beurteilung von Eckeharts wissenschaftlichem Denken die Hauptquelle dar. Die Anmerkungen des Herausgebers wollen vor allem durch Anführung zahlreicher Parallelen aus den Vätern und der vorausgehenden Scholastik den Nachweis erbringen, daß Eckehart, wie auch andere „Meister", aus dem Strom der Ueberlieferung geschöpft hat. Die hier gezogenen Verbindungslinien bieten zugleich einen wertvollen Ueberblick über die Stellung der Theologen von Eckeharts Zeit und Vorzeit zu den gleichen Fragen. Was die religiöse Seite der Texte angeht, so geben sie ein eindrucksvolles Bild von der packenden, gemütstiefen Art des „Lebemeisters" und von der Stärke und Innerlichkeit seiner Gedanken. Sie zeigen besonders auch, daß für Eckehart die theologische Speku-

lation im Dienste des religiösen Lebens steht. Karrers Einleitung zeichnet dazu in sicheren und klaren Strichen das Leben des „deutschen Bruders Eckehart" im Rahmen der zeit- und geistesgeschichtlichen Lage, die Persönlichkeit des Denkers, Theologen und Mystikers, des Predigers von seltener, ja schöpferischer Sprachgewalt, dazu des herzenskundigen, verstehenden Menschen und Seelenführers. Besonders sei hingewiesen auf die Darstellung der Verurteilung Eckeharts und der dabei gegen ihn gerichteten Ränke seiner Gegner. Bei der Untersuchung von Eckeharts Schrifttum, namentlich der noch unedierten lateinischen Werke, ist Karrer zu dem Ergebnis gekommen, daß Eckehart theologisch in keinem Punkte die Lehre der Kirche verlassen hat, daß er philosophisch Kind seiner Zeit ist und grundsätzlich der Schule des hl. Thomas von Aquin angehört, wenn er auch die augustinische Ueberlieferung nicht ganz verleugnen kann und durch seelische Verwandtschaft sich zu Plato, bzw. dem Neuplatonismus hingezogen fühlt. Der Satz „man kannte Aristoteles wie Plato ‚durch die Vermittlung der arabischen Weisen" (S. 44) hätte allerdings dabei nicht ausgesprochen werden dürfen; denn er gilt so für das ganze Mittelalter nicht, erst recht nicht für die Zeit Eckeharts. Um seine Auffassung Eckeharts zu belegen, bringt Karrer im Anhang eingehende Untersuchungen über Verfängliches, Mißverstandenes und Verurteiltes bei Meister Eckehart. Es ist ein Verdienst Karrers, manche bedeutsame Klärung und Richtigstellung zu bringen. Zweifellos werden sich an seine Darlegungen neue Erörterungen der einzelnen Lehrpunkte Eckeharts anknüpfen. Karrers Gesamtauffassung von Eckehart wird jedoch nicht ohne Widerspruch bleiben. Die Entscheidung liegt nicht da, wo Eckehart mit den übrigen Theologen übereinstimmt, sondern bei Eckeharts Eigenem. Karrers eigene Darstellung zeigt bei einzelnen Stellen, daß sie einer unverfänglichen Deutung widerstreben. Es ist dazu so oft von Verwandtschaft mit Neuplatonismus und Phantheismus, von schärfster Zuspitzung der Gedanken, rhetorischer Emphase über die Grenzen der eigenen Meinung hinaus die Rede, daß sich die Frage erhebt, welche Gesamtfärbung und Art dadurch Eckeharts System erhält. Eckehart selbst war sich des verfänglichen Eindrucks seiner Schriften wohlbewußt. Gerade in seinen von Karrer mit Recht besonders herangezogenen lateinischen Werken sagt er einmal, „daß manches in den folgenden Aufstellungen und Untersuchungen auf den ersten Blick hin ungeheuerlich, zweifelhaft oder falsch erscheinen werde". Der Hinweis, daß hier Karrers Untersuchungen noch nicht abschließend sind, soll jedoch nicht die Bedeutung des Buches herabsetzen. Es ist jedenfalls eine wichtige Neuerscheinung und eine wertvolle, anregende Lektüre für jeden theologisch oder philosophisch Gebildeten und Interessierten.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Das Leben der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (1873 bis 1897). Nach den offiziellen Urkunden des Karmels in Lisieux. Von Generalvikar Msgr. Laveille. Preisgekr. von der franz. Akademie. Deutsch von Prof. Dr. A. Weiß. 1.—10. Tausend. 8°. 512 S. Kirnach-Villingen, Baden, Verlag d. Schulbrüder. Kart. M. 3,50, Ganzl. M. 4,50.

1. Grundsätzliches und Tatsächliches. Es ist verständlich, wenn ernste Katholiken dem Anschwellen der Theresienliteratur kritisch gegenüberstehen. Nicht immer dient diese Literatur echt katholischer Frömmigkeit. Zumal die gänzliche unkritische deutsche Ausgabe der verschiedenen Jahrgänge des „Rosenregen" hat geschadet. Der ernste Einspruch des unverdächtigen und verdienten greisen Rektors Monsignore Höveler war eine anerkennenswerte Tat. Die wahllose unkontrollierte und unkontrollierbare Veröffentlichung von Gebetserhörungen dient nicht der Ehre Gottes noch der göttlichen Würde und Größe des katholischen Glaubens. Bei vielen Lesern wird dadurch nur genährt Wundersucht, Scheu vor mutiger Ertragung und Ueberwindung von Leid und Not, also eine geradezu egozentrische „Frömmigkeit", die dem christlichen Kerngedanken wirklich nicht entspricht.

Und die Heiligenverehrung selbst wird dadurch nicht selten auch bei sehr ernsten Katholiken einer starken Belastungsprobe ausgesetzt. Ganz zu schweigen von der Diskreditierung des katholischen Frömmigkeitsideals bei Nicht-Katholiken.

Gewiß: vor allem ist erforderlich vorbehaltlose Hingabe an die göttliche Wahr-

heit, Ehrfurcht und Demut des Glaubens, das echte Kindsein vor Gott. Peter Wust sagt einmal so schön: „Das rechte kindliche Staunen hat immer die Ehrfurcht in der seelischen Tiefe als die mütterliche Begleiterin bei sich.“ Wer nicht ehrfürchtig und bereitwillig hinzuhorchen und hinzuschauen geneigt ist auf Gottes Wort und Gottes Werk, wer nicht demütig gläubig erfaßt all das mögliche wunderbare Wirken Gottes in der geheiligten Menschenseele, hemmt die schönsten Glaubensfrüchte im eigenen Leben in ihrem Wachsen und Reifen.

Aber trotz allem Geheimnis schlägt der Glaube die Vernunft und ihre ernste Betätigung nicht tot, setzt sie vielmehr durchaus voraus, erweitert sie dann, überhöht und vertieft sie.

So muß auch bei der Darstellung eines Heiligenlebens mit seinen so vielseitigen oft zartesten Verästelungen göttlicher Gnadenwege vor allem Ehrfurcht, kindlich frohes gläubiges Staunen die Feder führen. Aber es muß auch hinzukommen ernste Vernünftigkeit, welche die Tatsachen sprechen läßt, reife Unterscheidungsgabe, die dieselben sichtet, wägt und wertet, sich bescheidendes aber doch auch eindringendes Verständnis seelischer Vorgänge, erleuchtete Abwägung der höchsten Interessen der Ehre Gottes und des Heiles der Seelen. Dann erst kann sich ein Heiligenleben ergeben, das der Allgemeinheit dient. Dann wird sich zeigen, wie die wahre Heiligkeit stets in den Mittelpunkt des Lebens stellt die Ehre Gottes, die tapfere Nachfolge Christi, Kreuzesmut und Opfersinn — kurz die Liebe zu Gott nach Christi Sinn und Beispiel.

Und gerade das Leben der so liebenswürdigen Heiligen von Lisieux verdient in dieser Hinsicht Achtung, Bewunderung, Nachahmung.

Die hl. Theresia vom Kinde Jesus zeichnete im Gehorsam ihre Lebenserinnerungen auf, besonders die Geschichte und die Entfaltung ihres Berufes. Darin sollte sie ihren Mitschwestern, zumal ihren leiblichen Schwestern im Karmel zu Lisieux, all das Erbauliche in eigener Darstellung festlegen, woran man sich in der mündlichen Unterhaltung so oft dankbar erquickt hatte, was immer schon so sichtlich den Stempel göttlicher Führung und Fügung trug. Bald nach dem Tode der Heiligen ließ die Priorin diese Erinnerungen drucken. Diese „Geschichte einer Seele“ von ihr selbst erzählt, wurde in den Jahren 1898—1925 in 410 000 Exemplaren, die gekürzte Ausgabe sogar in 2 Millionen verbreitet. Das ist gewiß kein Zufall. Es ist auch mit buchhändlerischer Regsamkeit allein nicht erklärbar. Da muß doch wohl die Eigenart dieses Heiligenlebens einem weitgefühlten Bedürfen entgegenkommen. Man möchte fast denken an das Wort: „Uns tut not die Unbeirrtheit und Instinktsicherheit des lächelnden, heiter spielenden Kindes“ (Pet. Wust). Die zeigt und lehrt in der Tat die jugendliche Heilige. „Heiter lächelnde Fra Angelico-Stille“ (Wust) und in heldenmütiger Lebensmeisterung auch „kraftvollen Michelangelo-Atem“ (P. Przywara) in glücklicher zielbewußter Durchdringung und harmonischer Ergänzung.

2. Das neue Lebensbild. Daher ist es freudig zu begrüßen, daß jetzt ein gründlicher Kenner des Lebens der Heiligen ihr Lebensbild zeichnet. Die Akten der kanonischen Prozesse, unveröffentlichte Briefe, Berichte von Augen- und Ohrenzeugen, standen ihm zur Verfügung. Eine Hauptquelle blieb naturgemäß „Die Geschichte einer Seele“. Der Verfasser geht mit bemerkenswerter Sachlichkeit gründlich und nüchtern vor, lehnt auch bewußt ab jede zu starke Gefühlsbetonung. Daß dieses jugendliche Heiligenleben auch überreich ist an poetischer Zartheit und Schönheit, kann selbstverständlich auch der nüchternste Darsteller nicht übersehen. Aber immer wieder umschreibt der Verf. das Leben der Heiligen mit der klaren Linie göttlicher Einfachheit und Größe. Maßgebend sind ihm die Gedanken der vollen Liebe und Hingabe an Gott, des Kindwerdens vor Gott im erhabensten Sinne, des apostolischen Eifers für die Erfüllung der Gottespläne, des Durstes nach der Rettung unsterblicher Seelen.

So wird das Heiligenleben auch hineingestellt in den Blickpunkt der Allgemeinheit, wird reich an Gesichtspunkten, die das Leben eines jeden Gläubigen tragen und bestimmen sollten.

Von besonderem Wert ist das Kapitel über den „kleinen Weg der geistigen Kindheit“, wie ihn das Leben der Heiligen so eindringlich lehrt. Man versuche nur, wie überhaupt in das ganze Buch, so besonders in dieses wertvolle Kapitel sich in heiliger

Stille ehrlich aufhorchend hineinzulesen, dann versteht man die Worte Pius XI.: „Die geistige Kindheit ist ein Weg, der wohl nicht alle zu den Höhen führt, auf die Gott Theresia geleitet hat, der aber für alle nicht nur möglich, sondern auch leicht ist.“ Kindliche Liebe und Hingabe, frohdankbares Vertrauen: der Weg zu Lebenswert und Lebensgröße — das in diesem Heiligenleben zu zeigen, ist dem Verf. vorzüglich gelungen. Und darum geht von dem Buche auf den willigen Leser eine starke Wirkung aus.

Man möchte fast meinen, dem Verfasser wären für seine Arbeit richtunggebend gewesen die großen Gesichtspunkte, die bei der Abfassung des neuen Meßformulars für das Fest der Heiligen zu einem so schönen Aufbau der Meßgebete geführt haben.

Dieses Meßformular läßt mit wenigen Strichen das ganze Lebensbild der Heiligen auf dem Goldgrund der göttlichen Gnadenführung und starker kindlicher Hingabe an dieselbe aufleuchten. Daran sollten sich alle orientieren, die über die hl. Theresia vom Kinde Jesus sprechen oder schreiben wollen.

Der Verfasser, der über ein starkes, ja glänzendes Darstellungstalent verfügt, sieht auch keineswegs ab von der Schilderung der Schwierigkeiten auf dem Lebensweg der kleinen Heiligen. Im Gegenteil zeigt er gerade an der Art, wie Theresia den Menschlichkeiten des Lebens begegnet, auch in ihrer klösterlichen Umgebung, ihre übernatürliche Größe.

Hier und da stößt eine gewisse Breite, die kein eigentliches „Mehr“ bringt, so z. B. S. 308—9, wo die Schilderung der äußeren Gestalt der Heiligen, sozusagen ein Porträt wegfallen konnte. Aber bewußt hält der Verf. hier und sonst sich frei von süßlicher Schmeichelei und schwächlicher Gefühlsseligkeit. Das Buch als Ganzes ist ein wahrer Hymnus auf das Pauluswort: „Das Größte aber unter ihnen ist die Liebe.“

Die Ausstattung ist gut. Einige Uebersetzungsfehler oder -Härten müßten bei Neuauflagen ausgemerzt werden: S. S. 13, 21, 55, 64, 197, 249, 348, 350, 353, 406, 464. Für die Ueberschriften sollten andere Typen gewählt werden. Als Bildbeigabe wäre eine ernstere Darstellung erwünscht gewesen als das etwas posenhafte Rosenbild.

Das schöne Buch verdient weiteste Verbreitung in allen Kreisen.

Pützchen b. Bonn. G. Rohr.

Hoffmann, P. Pelegrinus O. S. B.: Die heilige Theresia vom Kinde Jesu und vom hl. Antlitz, Führerin auf dem Wege der geistigen Kindheit. 128 S. Einsiedeln, Benziger u. Co. Geb. M. 2,60.

Auch dieses knapp zusammengedrängte und in den charakteristischen Einzelzügen gut ausgedeutete Lebensbild verdient Empfehlung. Es geht auf das wesentliche Ziel des Tugendlebens, hält sich frei von Uebertreibungen und lockt nicht in ungesunder Weise mit Gebetserhörungen. Es ist auch für die Jugend recht geeignet.

Pützchen b. Bonn. G. Rohr.

Gerards, P. Alberich O. Cist.: Theresien-Gebetbuch. Erwägungen und Gebete zu Ehren der hl. Theresia vom Kinde Jesu. 280 S. Kirnach-Villingen, Baden, Verlag der Schulbrüder. Gbd. M. 2.50.

Mit der Form eigentlicher Gebetbücher zu Ehren der hl. Theresia kann man sich schwer befreunden. Solche führen zu weit ab von der Liturgie der Kirche. Wenn wenigstens dabei noch gezeigt würde, wie die hl. Theresia gerade die Liturgie sehr hoch schätzte! Als Lesungen können die Ausführungen über das Tugendleben der Heiligen heilsam anregen. Der Geist der heiligen Karmeliterin wird am wirksamsten vermittelt durch ein gediegenes Lebensbild. Das Büchlein füllt durchaus keine Lücke aus.

Pützchen b. Bonn. G. Rohr.

Weiß, Franz: Danken und Dienen. Schriften zur religiösen Bewährung und Betätigung. 1. Band: Aus Liebe zur Jugend. 154 S. 2. Band: Aus Liebe zur Familie. 140 S. 3. Band: Aus Liebe zur Pfarrei. 132 S. Einsiedeln, Benziger u. Co. Geh. je M. 2.—, geb. je M. 3.—.

Die unter dem Titel Tiefer und treuer bisher erschienenen Büchlein des Verfassers zur religiösen Verinnerlichung und Erneuerung, zwölf an der Zahl, haben großen Anklang gefunden, wie die Auf-

lagenzahl beweist. Auch den vorliegenden neuen Bändchen ist eine solche Verbreitung zu wünschen. Der Obertitel ist nicht ohne weiteres klar. Danken und dienen ist so viel wie Gottes- und Nächstenliebe. Sie soll sich zeigen in unserer Sorge für die Jugend, die wir zu Gott hinführen und dadurch heiligen (1. Bd.). Sie soll sich bewähren innerhalb der Familie, indem sie wahrhaft christlich gestaltet wird (2. Bd.). Sie soll sich endlich auch in der großen Familie, die wir Pfarre nennen, offenbaren, indem dort echte religiöse Gemeinschaft gepflegt wird (3. Bd.).

Prälat Weiß ist ein Seelsorger, das spürt man auf jeder Seite. Er ist mit dem ganzen Herzen bei seiner hehren Aufgabe und weiß auch den Leser zu begeistern. Mit einem gewissen Mißtrauen ging ich an die Lektüre wegen der großen Zahl der Schriften des Verfassers, befriedigt begann ich dann die Besprechung. Alle drei eignen sich für Geschenkzwecke, auch wegen der geschmackvollen Ausstattung. Das erste gehört in die Hände der Eltern und Erzieher, das zweite ist von Eheleuten und solchen, die es werden wollen, mit Nutzen zu lesen, das dritte macht Stimmung für Teilnahme am Pfarrleben und kann jedem erwachsenen Pfarrkind in die Hand gegeben werden.

Ründeroth. Heinrich Weertz.

Bichlmair, Georg: Okkultismus und Seelsorge. 8°. 129 S. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. M. 2.—.

Der angesehene Wiener Jesuit schenkt diese Schrift den Seelsorgern. Er hat in seinem Wirken viel mit Anhängern des Okkultismus zu tun gehabt. Durch eingestreute Briefe von Okkultismus würzt er die Abhandlung, die auch sonst anziehend geschrieben ist. Verfasser ist m. E. mit Recht der Meinung, daß nicht alles „glatter Schwindel und Betrug" ist, wenn auch viel Schwindel und Betrug dabei unterläuft. Wenn man den Maßstab, mit dem manche in unseren Reihen die okkulten Phänomene geprüft haben wollen, an die biblischen und der Heiligen Wunder anlegen wollte, würde man diese schließlich auch kaum halten können. Bichlmair steht ungefähr auf dem Standpunkte, den der Benediktiner Alois Mager einmal auf einem Kursus in Bonn vertrat, und dieser erklärt sich in einer Besprechung der neuen Schrift im Offertenblatt (Brühl-Köln, Februar) mit Bichlmair solidarisch. Doch ist es nicht der Hauptzweck der Schrift Bichlmairs, in die okkultischen Lehren einzuführen und sie zu widerlegen, was auch geschieht. Der Verfasser will vor allem untersuchen, woher es kommt, daß so viele Menschen, die doch vom Christentum herkommen, hier kein Genüge gefunden haben und sich flüchteten in die oft so verstiegenen Anschauungen z. B. der Anthroposophen oder Spiritisten. Er stellt dabei eine katholische Gewissenserforschung an, weist auf Mängel hin in der Feier des Gottesdienstes, in der Betätigung von Katholiken in der Politik oder Wirtschaft usw. Viele Katholiken, sagt er S. 125, müßten mehr Ernst aufbringen im Kampfe gegen den praktischen Materialismus und Egoismus, in den sie zu tiefst verstrickt sind. Es sollte mehr ‚geistliche' Menschen geben im Priester- und Laienstande. Namentlich sollten Politiker, die den Ehrennamen ‚christlich' führen wollen, es unterlassen, durch den Materialismus und Egoismus ihres praktischen Lebens der Oeffentlichkeit Aergernis zu geben.

Ründeroth. Heinrich Weertz.

Philosophie

Saitschick, Robert: Schicksal und Erlösung. Der Weg von Eros zu Agape. Darmstadt und Leipzig 1927, Ernst Hofmann u. Co. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.60.

Saitschick hat uns hier wieder ein Buch abgeklärter Lebensweisheit geschenkt. Ein Buch, das mit der Mentalität des Lesers wächst, ihn immer wieder mit andern Augen ansieht, immer wieder mit neuen Gedanken zu ihm spricht. Es hat, wie die Werke der großen Denker, doppelten, ja dreifachen Boden, und je nach der geistigen Ebene, auf der sich der Leser bewegt, spricht das Buch zu ihm.

Es knüpft an große dramatische Kunstwerke der Weltliteratur an. Auf den ersten Blick scheint es eine psychologische Charakterstudie dramatischer Helden, wie Lear, Hamlet, Prospero, Faust, Tannhäuser und der fliegende Holländer zu sein. Sie alle werden aus dem Brennpunkte der Seele

heraus analysiert. Mit feinem Gefühl für das Wesentliche tastet Saitschick ihre Seele ab, führt durch den Schein zum Sein, über Irrungen zur Wahrheit. Die Gestalten wachsen ins Allgemein-Menschliche, werden zu Symbolen für das Ewig-Wiederkehrende, kurz für alles, was Mensch heißt. Unter der Maske der einzelnen Figuren erkennen wir uns selbst, unser eigenes Herz, unsere eigene Seele. Das ästhetisch-psychologische Feld weitet sich zu den Gefilden der Metaphysik. Das Buch wird so zu einem hohen Liede der Menschheit, zu einer Kunde von den geheimen Kräften und Mächten, die in der Menschenbrust tief verborgen ihren Sitz haben. Zwar sind sie nicht zu sehen und physikalisch zu fassen. Und der oberflächliche Mensch ist deshalb gern geneigt, ihr Dasein zu leugnen. „Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn," meint Goethe einmal. Aber nichts ist nach Saitschicks Ansicht gefahrvoller, als sie zu übersehen, denn sie sind die einzig wahrhaften Realitäten, die unser Tun und Handeln immer wieder bedingen. Es ist das Unglück unserer Zeit, sie zu ignorieren, ihr Nichterkennen das Grundübel des modernen Maschinenmenschen.

Gleich der Stimme des Rufenden in der Wüste mahnt hier der Philosoph Saitschick zur Umkehr. Die erste Stufe zur Besserung glaubt er in der Selbsterkenntnis und der Selbstbesinnung zu finden. So gibt er denn „eine Deutung unseres Daseins ohne Weitläufigkeiten, ohne Hüllen diskursiven Denkens". Er zeigt den „geraden Weg zum Mittelpunkte, zum Wesentlichen". Er lüftet die Lebensschleier, belichtet das Tragische im Leben und weist gleichzeitig auf die Ueberwindung des Schicksals hin.

Ein wundersames Buch, ein Gesang von innerer Freiheit, an die heute viele nicht mehr glauben können. Das Buch ist von hehrem, christlichem Geiste durchweht. Eine magische Kraft strömt von seinem Optimismus aus, der nicht auf Betäubung oder Leugnung des Uebels beruht, sondern auf heroischer Ueberwindung desselben. Keine ausgeklügelte Zurechtlegung von Problemen, sondern ein griffsicheres Erfassen. Jeder Satz geformte Lebensweisheit! Alles erlebt, nicht bloß gedacht! Dazu in der Sprache jene gehaltvolle, knappe Form, wie wir sie bei den Klassikern Roms und Hellas bewundern, die aber unsern Journalisten verlorengegangen ist.

Natürlich ist das Buch keine Kaffeelektüre. Es verlangt besinnliches Lesen. Aber denjenigen, der die Mühe nicht scheut, erwartet ein so herrlicher Lohn, wie ihn nur ein Mann von Saitschicks geistigem Ausmaß geben kann. Denn von ihm gilt, was er selbst von Prospero sagt: „Er steht über den Wellen des Lebens und läßt durch die ihm eigene magische Kraft das Leben mit allen seinen Gegensätzen an sich vorüberziehen. Er schaut auf das Gewirr und den Sturm des Daseins, auf Torheit, Hohlheit, Mittelmäßigkeit mit zurückhaltender Teilnahme herab."

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Geistesgeschichte

Deutsches Lesebuch. Herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal. Eine Auswahl deutscher Prosastücke aus dem Jahrhundert 1750—1850. Zweite Aufl., vermehrt um 28 Stücke und 43 biographische Charakteristiken. Zwei Bde., 360 u. 330 S. München 1926, Verlag der Bremer Presse. Büttenbroschur M. 14.—; Pappe M. 16.—; Ganzleinen M. 20.—.

Dies Werk ist ein ungemein sinnreicher und umfassender Ausdruck von der Art und den Leistungen des deutschen Geistes. Eine tiefe und verantwortungsvolle Einsicht hat über die Auswahl der einzelnen Stücke entschieden. Daß alles Erraffte fehlt, beweisen auch die Unterschiede der ersten und zweiten Ausgabe, zwischen denen für den Herausgeber eine formende Zeit glücklichen Findens und feinen Erlebens gelegen haben muß. Einige Aufsätze sind durch deutlichere ersetzt — so Novalis' Fragmente durch die zusammenhängenden Gedanken über „Die Natur". Die neu hinzugenommenen Abschnitte verraten oft ganz überraschende Möglichkeiten unseres fernhin reichenden, so bunten Volkes — z. B. Eckermanns Seiten über den Bogen schießenden Goethe eine klassische Helle, die man oft dem faustisch Verworrenen abgesprochen hat, Schinkels Brief aus Venedig eine Sinnlichkeit des Auges, zu der man den innerlichen Menschen nicht fähig glaubte, Mommsens Sulla eine wahrhaft

plastische Kraft der Darstellung und Villers Briefe eine Anmut des Scherzens, die, wissend und doch unbeschwert, von Südlichkeit strahlt. Es ist dem Herausgeber, der hier in echt schöpferischer Weise dient, besonders zu danken, daß er das Lesebuch bis zu unserer Gegenwart, zu Bachofen und Nietzsche, heraufgeführt hat.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Lebensbilder

Liesenberg, Karl: Peter Josef Löllgen. Ein Leben im Gesetz von Nehmen und Geben. 362 S. 8°. Neustadt an der Haardt 1927, Pfälzische Verlagsanstalt.

Wenn man ein solches Buch in erster Linie nicht literarisch werten darf, dann ist das auf keinen Fall eine Herabsetzung, sondern bei unseren Literatenzuständen schon eine gewisse Empfehlung. Hier wird einfach und geradlinig das Leben des Peter Löllgen aus der Sternengasse in Köln geschildert, von seinem Kindertraum in der St. Peters-Pfarre bis zum Mitlenker einer großen Druckfirma in Köln. So um 70 herum beginnt die Geschichte und 1914 mit Kriegsausbruch endet sie. Wer diese Zeit ganz oder teilweise erlebte, kann sich die berühmte Schokoladenfabrikanten-Familie und die große Zeitung mit Druckerei ganz gut mit den richtigen Namen benennen, zumal er mit Fingern greifen kann, daß die Kölnische Volkszeitung nicht gemeint ist. Reizvoll sind für den Kölner besonders die Schilderungen, die sich mit dem Stadtbilde, mit bedeutsamen Ereignissen wie dem Dombaufest befassen. Weniger gefallen eingestreute Betrachtungen langatmiger Art, die als Briefe oder Meinungsäußerungen von Personen eingestreut sind. Aber vielleicht waren sie nötig, um den Charakter des Peter noch klarer ins Licht zu setzen. Dieser Charakter ist der des pflichtbewußten, tüchtigen Bürgers der Vorkriegsjahre, der mit Fleiß den Erfolg zu verbinden wußte, der, etwa wie in Soll und Haben, mit der Ehre seines Geschäfts und seiner Firma die eigene Person so mengt und mischt, daß Trennung oder Riß Tod bedeuten würde. Neben dem Kölner wird auch der Interessent für die schwarze Kunst Gutenbergs hier auf seine Kosten kommen. Zum Schluß erreicht die Darstellung ein zu rasches, fast nur berichtendes Tempo; hervorzuheben sind einige mit ganzer Liebe umfaßte, echt rheinische Frauengestalten.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Tetzner, Lisa: Der Gang ins Leben. 155 S. Jena 1926, Diederichs. M. 5.—.

Ein Kind macht tastend die ersten Schritte in die Welt, noch lebt es in der Märchenwelt der Kindheit, erfährt aber immer mehr vom Leben, bis es auf einmal als herangewachsener Mensch mitten im Leben steht, auf eigenen Füßen, mit einer leisen Enttäuschung in den Augen und um den Mund, weil so manches anders als im Kindestraum. Das ist eine alte Geschichte, aber Lisa Tetzner, die Märchenerzählerin, hat sie recht schlicht und liebevoll erzählt; wieweit das Buch Selbstbiographie oder Dichtung ist, kann ich nicht ganz entscheiden. Aus freireligiöser Welt stammt die kleine Anne, die Künstlernatur der Mutter und die Freude der Großmutter am Erzählen liegt in ihr, das schlichte Landleben zur Sommerszeit, Sonnentage in Italien, Rauschen des nordischen Meeres, Erzählen des Vaters von Reisen, Empfindsamkeit durch viele Krankheit, all das formt ihre Kinderseele, bis sie auf einmal hinaustritt aus der Kindheit ins Leben und erfahren muß, daß es auch häßliche, böse Dinge gibt. Der Kindheitstraum ist vorbei. „Sei tapfer, kleine Anne," sagt Lisa Tetzner. Manch gutes Wort findet sie auch für katholisches Leben, wie es sich schon in ihren ‚Wanderungen als Märlesbas' zeigte. Sie zeigt nun, zumal dem gereifteren Menschen und dem Erzieher, ein Spiegelbild der Kindheit.

Bonn. Josef Zimmermann.

Kraigher-Porges, Josepha: Lebenserinnerungen einer alten Frau. 1. Buch der Kindheit. 280 S. 8°. Leipzig-Zürich, Grethlein & Co. Ganzleinen M. 7.—.

Natürlich steht jedem frei, seine Kindheitserinnerungen niederzuschreiben; eine andere Frage ist, ob wir sie gern lesen mögen. Gewiß enthalten diese Schilderungen aus dem verflossenen Kärnten, die z. T. ganz außerordentlich berührende Verhältnisse der alten Dorf-Lebensweise ent-

hüllen, vieles, was alle interessiert, weil es allgemein menschlich ans Herz rührt. Dahin gehören vor allem auch die fast wilden Kindesschicksale der Erzählerin: frühverwaist von Mutters Seiten, unter dem Bann einer sinnlich zügellosen Stiefmutter, bei merkwürdigen Schmiedsleuten usw., doch fällt es mitunter schwer, den Charakterisierungskünsten der Verfasserin Glauben zu schenken. Bezüglich der religiösen Vorstellungen sehen wir ein Gemisch von Freud, Heidentum und — Katholizismus. In diesem Punkte wird mancher Leser sich unerquicklich berührt fühlen, weil er die Empfindung nicht los wird, daß dieses Gemisch nicht das Ursprüngliche ist, daß namentlich die Schiefheiten in katholischen Dingen sich als hinterher aufgeklebte sogenannte Lebensweisheit hinstellen möchten. Sympathisch und gut berühren die Partien, die zeigen, mit welch tapferem Lebenswillen das phantasiereiche, arme junge Ding, dessen Vater eine so erbarmenswürdige Rolle spielt, sich aus allen Widrigkeiten herausarbeitet, auch bei sittlichen Gefahren. Für unsere Bibliotheken kommt das Buch schwerlich in Betracht.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Geschichte

Muschler, Reinh. Conr.: Friedrich der Große. Eine Entwicklungsgeschichte des Menschen. 8° 640 S. 8 Abb. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Geh. M. 12.—, geb. M. 16.—.

Die traditionelle Wertung von Friedrichs Werk und Persönlichkeit ist gerade in unseren Tagen heiß umstritten. Hat er nicht Schlesien von Oesterreich losgerissen? Das Deutschtum dieses Staates geschwächt? Ihn der slawo-magyarischen Mehrheit ausgeliefert? Die Verpreußung Deutschlands vorbereitet? Die kleindeutsche Lösung des deutschen Problems ermöglicht, deren Unvollkommenheit uns beim Untergang der Donaumonarchie, beim frühen Sturz des kleindeutschen Kaiserreiches und bei der gegenwärtigen Isolierung des österreichischen Bruderstaates zu bitterem Erlebnis geworden ist? Hat er nicht, von Ruhmsucht, Ehrgeiz und Unsterblichkeitsverlangen erfüllt, jenen furchtbaren Angriffskrieg mutwillig vom Zaun gebrochen, der fast ein Vierteljahrhundert ganz Europa erschütterte und den preußischen Staat mehr als einmal an den Rand des Verderbens führte? Nicht durch die skrupellose Wahl machiavellistischer Mittel seinen „Antimacchiavell", billiges Produkt eines schöngeistigen, von Pflichten und Verantwortung wenig belasteten Thronfolgers, Lügen gestraft? Von allerlei dunklen Geschichten seines Privatlebens, die sein Andenken belasten sollen, ganz zu schweigen. So argumentieren die einen.

Die anderen aber umjubeln unentwegt den Kriegshelden, Staatsmann und Denker. Heben ihn als Symbol preußisch-deutscher Macht und Größe zum Halbgott empor oder zerren ihn in die seichte Niederung ihrer eigenen sporenklirrenden Ruhmredigkeit und nationalistischen Aufgeblasenheit herunter.

Wie auch immer man sich zu der objektiven Notwendigkeit seines Handelns stellen mag, an der überragenden Größe seiner Persönlichkeit ist kein Zweifel möglich. Die Universalität seines Könnens, die Großzügigkeit seiner Entwürfe, die Ungebeugtheit seines Willens, die majestätische Haltung im Unglück, die eiserne Pflichterfüllung, mit der er in klarer Erkenntnis seiner Schuld und in „unermeßlicher Arbeit" 23 lange Friedensjahre seinem Staate diente, geben seiner Gestalt für alle Zeiten das große Format.

Reinhold Conrad Muschler unternahm ein gutes Werk, als er sich daran begab, den König in seiner menschlichen Größe uns näherzubringen. Aber weil er in bewußter oder unbewußter politischer Tendenz alles Negative unterschlägt oder beschönigt, ist sein Porträt nicht ganz „linienecht" geworden. Wobei obendrein gegen Schluß die Darstellung in umständlichen zeitgenössischen Berichten zerfließt, die zur Charakteristik seines Helden nur geringen Beitrag liefern.

Linnich (Rhld.)). August Schmitt.

Weltwirtschaft

Obst, Erich: England, Europa und die Welt. XVI und 350 S. 54 Textzeichnungen und 17 weltwirtschaftliche Tabellen im Anhang. Berlin 1927, Kurt Vowinkel-Verlag. Leinen M. 36.—.

In der modernen Wirtschaftsgeographie kehrt seit Jahren der Gedanke immer wieder, daß die Entwicklung des heutigen Wirtschaftslebens zur Bildung von großen Wirtschaftsreichen treibe, innerhalb deren die Gewinnung der Rohstoffe, ihre Verarbeitung durch die Industrie und ihr Umsatz durch den Handel geregelt und gesichert sei. Auf Europa angewandt deckt sich diese Anschauung in etwa mit den Gedankengängen des Pan-Europaismus, der einen europäischen Staatenbund anstrebt. Wichtig ist nun die Frage: Wie stellt sich England dazu? Wird es sich anschließen oder wird es sich ganz vom festländischen Europa trennen und zusammen mit seinen Kolonien und Dominions ein eigenes Wirtschaftsreich zu bilden suchen?

Diese schicksalsschwere Frage bildet den Grundton zu Erich Obst's Werk: England, Europa und die Welt. Auf zwei Wegen sucht er der Beantwortung dieser Frage nahezukommen. Zuerst durchforscht er (S. 1—107) die Geschichte des englischen Volkes, um eine Norm zu finden, nach der England in politischen Entscheidungen voranzugehen pflegt, und er findet sie in dem „berüchtigten und spezifisch englischen right or wrong — my country" (S. 29) Recht oder Unrecht — es gilt mein Vaterland! d. h. in der krassesten politischen Selbstsucht. Im Weltkrieg hat England seine wirtschaftliche und politische Vormachtstellung in der Welt verloren. Es muß sich neu orientieren, wo liegt jetzt sein Nutzen? Das untersucht er im 2. Teil des Buches (S. 113—300). Er durchgeht das ganze Wirtschaftsleben Englands: die Versorgung mit Nahrungsmitteln (S. 113—172), die Gewinnung und Verarbeitung der Rohstoffe, alle Zweige der Industrie (S. 172—284) und des Handels (S. 285—300) und fast überall stellt er — gegenüber der Vorkriegszeit — einen Rückgang Englands und ein gewaltiges Vorwärtsdringen der überseeischen Länder fest. Neben der Union und Japan haben sich namentlich die englischen Dominions wirtschaftlich selbständig entwickelt und haben sich eine eigene beachtenswerte Industrie geschaffen und wachsen so zu starken Konkurrenten für das Mutterland heran. „Was aber soll dann werden?" fragt der Verfasser (S. 319). Wird „England untätig mit ansehen, wie sich seine Weltlage von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verschlechtert?" Er zieht den Schluß: „Für jeden, der sehen will, bleibt England in Zukunft nichts anderes übrig, als sich als Stück des europäischen Wirtschaftsraumes zu bekennen und ehrlich mit dem Festland zusammenzuarbeiten."

Das großangelegte Buch fesselt vom Anfang bis zum Ende. Das liegt zum Teil an dem Gegenstand, dann aber auch an der lebendigen packenden Darstellung. Im ersten Abschnitte scheint fast zu viel Gewicht auf eine zielstrebige Darstellung gelegt zu sein, denn es kommt dadurch das Gefühl auf, als ob den geschichtlichen Tatsachen Gewalt angetan und als ob glückliche Umstände als beabsichtigte Handlungen hingestellt würden. Bei näherem Zusehen erkennt man jedoch, daß das vermieden ist. Verfehlt ist jedoch die Schilderung des Kampfes Heinrichs VIII. mit dem Papste (S. 20). Der Verfasser steht hier unter dem Banne der einseitigen, oft widerlegten, protestantischen Geschichtsauffassung, die es anscheinend nie begreift, daß hier für das Handeln des Papstes in letzter Linie rein dogmatische und nicht politische Beweggründe maßgebend waren. Der zweite Abschnitt des Buches gehört mit zu dem Besten, was über die letzte moderne Wirtschaftsbewegung geschrieben ist. Es gibt wohl kaum ein Buch, das ein derartig reichhaltiges, durchgearbeitetes, statistisches Material über das Wirtschaftsleben der letzten Jahrzehnte (bis 1925) bietet wie dieses. Solche, die sich mit Politik und Wirtschaftslehre befassen, werden in dem Buche manche Zusammenstellung finden, die sie sonst vergeblich suchen. Erleichtert wird der Gebrauch des Buches durch ein gutes Register und durch den klaren übersichtlichen Druck der Tabellen. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn die deutschen Uebersetzungen der englischen Texte nicht erst am Schlusse des Buches, sondern auf derselben Seite angegeben worden wären, wo der englische Text steht.

Godesberg. P. Irlenborn S. J.

Literaturgeschichte

Salzer, Anselm: Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zweite, neubearbeitete Auflage. Regensburg 1926. Habbel. Jeder Band geb. M. 25.—.

Band 1: Von der ältesten Zeit bis zum Dreißigjährigen Kriege. Mit 95 Abbildungen im Text und 82 Tafelbildern und Beilagen.

Band 2: Vom dreißigjährigen Kriege bis zu den Freiheitskriegen. Mit 129 Abbildungen im Texte und 45 Tafelbildern und Beilagen.

Es ist keine leere Phrase, wenn man sagt, daß das Erscheinen der zweiten Auflage dieser umfangreichsten, vom Standpunkt der katholischen Weltanschauung aus geschriebenen Geschichte der deutschen Literatur lebhaft begrüßt wird. Man freut sich, daß der zweite Band dem ersten so rasch nachfolgte und auch das Erscheinen des dritten nicht mehr allzulang auf sich wird warten lassen. Noch mehr freut man sich, daß die glänzende Bildausstattung der zweiten Auflage hinter jener der ersten nicht zurücksteht und daß der gelehrte Verfasser bei der Neubearbeitung es an gründlicher Durcharbeitung nicht hat fehlen lassen. Welch einen Berg von Literatur Salzer für sein Werk durchgearbeitet hat, wird der wissenschaftliche Apparat erweisen, der dem Schlußband beigefügt werden soll. Es belehrt schon ein Blick ins Inhaltsverzeichnis, das den ganzen Aufriß des Werkes gibt, über die vielfachen einschneidenden Veränderungen, die bei der zweiten Auflage vorgenommen wurden. Zunächst sind beide Bände zusammen um nicht weniger als 412 Seiten gekürzt worden. Fast jeder Abschnitt hat sich Kürzungen gefallen lassen müssen, der eine größere, der andere kleinere. Im ersten Bande sind die Umarbeitungen und Kürzungen am stärksten an den Perioden vor der Staufenzeit bemerkbar. Auch sind nicht unwesentliche Umgruppierungen vorgenommen worden. So sind jetzt, wohl mit Recht, die Ausführungen über Gottsched und seine Gegner, die Schweizer, sowie jene über den sächsischen und halleschen Dichterkreis aus der achten Periode (Das Zeitalter der Aufklärung und der französischen Revolution) herausgehoben und in die siebente Periode (Der Dreißigjährige Krieg und die Neugestaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse) zurückverlegt worden. In der neuen Auflage behandelt die achte Periode ausschließlich die Zeit der deutschen Klassiker und schließt mit Beginn der Romantik. Vielleicht hätte die letzte Periode eine noch etwas stärkere Kürzung durch knappere Fassung der Inhaltsangabe einzelner Werke unserer Klassiker ertragen können.

Salzers Literaturgeschichte ist eine Leistung großen Formates. Das Ideal einer Darstellung der deutschen Literatur formuliert er im Vorwort so: „Soll eine Literaturgeschichte nicht eine bloße Aufzählung von Dichternamen oder nach Gattungen geordneter Literaturdenkmäler sein, so muß sie im Sinne echt wissenschaftlicher Vertiefung und historisch-genetischer Methode die einzelnen Werke aus ihren Voraussetzungen zu erklären suchen. Daher habe ich den jeweiligen religiösen, politischen und sozialen Verhältnissen meine volle Aufmerksamkeit geschenkt und durch deren Darlegung das Verständnis der Schriftwerke zu erleichtern gesucht, in denen sich jene widerspiegeln. Wie die Kulturzustände in unseren Landen, so mußten auch die literarischen Erscheinungen des Auslands, insofern sie hemmend oder fördernd auf die Entwicklung unserer Poesie einwirkten, gebührend gewürdigt werden." Sein Programm hat der Verfasser vortrefflich durchgeführt. Wer dieser mit behaglicher, epischer Ruhe und Breite vorgetragenen Schilderung des Entstehens und Wachsens der deutschen Literatur folgt, der sieht, wie da ein anfänglich kleiner Garten mit einigen winzigen Pflänzlein, die aus eigenem Boden herauswuchsen und unter dem Einfluß des Christentums früh sich in die Gesellschaft zahlreicher lateinischer Dichtungen versetzt sahen, allmählich zum unabsehbaren großen Parke sich weitet, bald mit herrlichen Riesenbäumen bestanden, bald mit wohlgepflegten Blumenbeeten bereichert, oft genug auch mit Plätzen von minderwertigem Gestrüpp überwuchert. Er schaut die Gärtner, die Dichter und Literaten, an der Arbeit, wie sie den Eigenwuchs des Bodens mehren und sorgsam pflegen, wie sie aber auch in die Gärten fremder Völker Aus-

schau halten nach Gewächsen und nach Arbeitsmethoden, die sie in den großen Nationalpark der eigenen Literatur verpflanzen könnten. So anschaulich, klar und genau erzählt Salzer Werden und Wachsen, Verwilderungen, Verwüstungen und wieder sorgsamen Aufbau und Ausbau des Gartens unserer Literatur, daß der Leser stets den lebhaftesten Anteil an der Arbeit der Gärtner nimmt, bei jeder Eis- und Sturmperiode um das Schicksal der Pflanzungen sich sorgt und jedesmal wieder froh und freudig aufatmet, so oft ein linder Frühlingsregen über dem Garten niedergeht, und warme Lüfte und heller Sonnenschein alles in üppiges und heiteres Blühen bringen. Seine ganze sorgende Liebe und Begeisterung für unsere Nationalliteratur hat der Verfasser in das Werk hineingelegt. Nirgends ist er der hämische oder spottsüchtige Nörgler und Kritisierer. Auch da, wo er brandmarken muß, übersieht er das Gute und das Fördernde in den minderwertigen Epochen und verfehlten Bemühungen niemals. Darum ist auch seine Literaturgeschichte, deren glückliche Vollendung noch das Jahr 1927 bringen möge, ganz hervorragend geeignet, für die deutsche Literatur Liebe und Begeisterung zu erwecken und den Begeisterten ein sehr zuverlässiger Führer und Berater zu sein. Es ist ihr die weiteste Verbreitung in den Kreisen der gebildeten Leserwelt zu wünschen.

Dettlingen. Hermann Herz.

Naturkunde. Technik

Wagner, R.: Die Heide. (Naturwissenschaftliche Bibliothek.) 2., verb. Aufl. 195 S. mit einer farbigen und sechs schwarzen Tafeln. Leipzig, Quelle und Meyer. In Leinenband M. 3,—.

Nicht nur den gegenwärtigen Zustand der Heide, sondern auch ihre Geschichte weiß der Verfasser uns in anschaulichen Bildern vorzuführen. Der Leser sieht, wie die Eismassen der Eiszeit allmählich abschmelzen, die Gletscher sich zurückziehen und das Gelände für Vegetation und Tierleben frei wird. Ebenso anschaulich ist das, was über den gegenwärtigen Zustand der Heide erzählt wird. Der Leser lernt nicht nur kennen, was es in der Heide zu sehen gibt, sondern wird auch bekannt mit den Ursachen und natürlichen Bedingungen dafür, daß das Leben der Heide gerade diese Gestaltungen angenommen hat. Dem Freunde der Heide und dem Naturfreund überhaupt wird die Lektüre des Buches viele Anregungen geben.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Fehringer, Otto: Raben-, Raub-, Hühnervögel, Singvögel (Schluß), Segler, Nachtschwalben, Bienenfresser, Hopfe, Racken, Eisvögel, Spechte, Kuckucke, Tauben. Mit 96 farbigen Tafeln nach Vorlagen von Kunstmaler Walter Heubach † und Tiermaler Erwin Aichele. (Sammlung naturwissenschaftlicher Taschenbücher XI.) kl. 8°. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Geb. M. 5,—.

Der vorliegende Band der wertvollen Sammlung naturwissenschaftlicher Taschenbücher gibt zunächst einige allgemeine Bemerkungen über die dargestellten Vögel, besonders auch über die Flugbilder von Raubvögeln, dann einige Gedanken über Vogelpflege und Vogelschutz. Die Hauptsache aber sind die Bilder mit den beigegebenen, zwar recht kurz gehaltenen aber doch vielsagenden Bemerkungen zur Beschreibung der dargestellten Vögel. Diese sind nicht für sich allein dargestellt, sondern im Zusammenhang mit der sie umgebenden Natur. Dadurch sind die Bilder kleine Kunstwerke und stimmungsvolle Ausschnitte aus der Natur.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Litzelmann, Erwin: Unsere heimische Tierwelt in Alltag, bei Spiel und Tod. Mit 51 Bildern. (XII u. 168 S.) 8°. Freiburg i. B. 1926, Herder. Kart. M. 3,40, geb. in Leinw. M. 4,—.

Man merkt diesen Schilderungen aus dem Leben der Tiere an, daß sie viel Selbsterlebtes erzählen. So sind sie auch geeignet, den Leser zur Beobachtung der Natur und zum Genuß ihrer Schönheiten zu führen. Wir wünschen dem Bändchen die weiteste Verbreitung unter unseren jungen Naturfreunden.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Lorenz, Johannes: Rundfunk von Schrift und Bild. Fernsehen, Fernphotographie, Fernkino. Volkstümliche Darstellungen. 48 S. 8°. Leipzig 1926, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 1,20.

Der Verfasser hat es verstanden, auf wenig Seiten außerordentlich viel zu sagen und zwar so klar, daß der einigermaßen physikalisch Gebildete wirklich einen Einblick in all das Wunderbare bekommt, was die heutige Technik auf diesem Gebiete geleistet hat.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Reisebilder, Länder- und Völkerkunde

Hennings, Emmy: Der Gang zur Liebe. Ein Buch von Städten, Kirchen und Heiligen. 311 S. München o. J. Kösel & Pustet. Gzl. M. 7.50.

Der Inhalt dieses Bandes ist eigenartig wie der ahnungsreiche Haupttitel, der auch durch den Untertitel: Ein Buch von Städten, Kirchen und Heiligen, nicht ganz erklärt wird. Den äußeren Rahmen für diese versonnenen Pilgergedanken bildet eine Fahrt aus dem Tessin über Mailand, Genua, Pisa und Florenz nach Rom und ein längerer Aufenthalt in der Ewigen Stadt, der die Verfasserin in hochberühmte und stillere Heiligtümer führt. Die Weihnachtsfeier und die Karwoche des Anno santo regen das zarte Dichtergemüt der kindlich frommen Konvertitin an. Diese frauliche Besinnlichkeit, die sich allerdings bisweilen zu orakelhafter Dunkelheit versteigt, kann auf gleichgestimmte Gemüter einen bezaubernden Reiz ausüben. Bezeichnend ist für die Dichterin, daß sie schon als Kind ihr eigenes Wachstum belauscht; sie hat eben wache Sinne für die leisesten Regungen. Besonders die religiöse Empfindung ist aufs feinste ausgebildet und spürt in jedem Erlebnis Gnade von oben. Mit liebevollster Einfühlung versenkt sich die Verfasserin in die edlen Heiligengestalten, deren Bilder und Reliquien uns nach dem sonnigen Süden ziehen. Besinnliche Rompilger, vor allem Frauen, werden die Weihe der heiligen Orte unter so feinsinniger Führung nochmals verkosten. Doch braucht man Rom nicht gesehen zu haben, um das Buch liebzugewinnen. Aber die Masse der Leser würde nicht die nötige Sammlung aufbringen für die zarte Lyrik dieser tiefreligiösen Seele.

Dalheim. Meinrad Vonderheide.

Enders-Schichanowsky, Augusta: Im Wunderland Alaska. Erlebnisse und Eindrücke einer deutschen Frau in der Arktis. Mit Abbildungen u. Karte. Leipzig 1926, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 208 S. Geh. M. 5,—, in Leinen M. 6,—.

Das Reisen in unwirtlichen Kulturgebieten gehört zur unbestrittenen Domäne des Mannes. Schon der Versuch einer Frau, es hierin dem Manne gleich zu tun, setzt in Erstaunen und wächst weiter zu Interesse, wenn man sieht, daß diese Frau auch angenehm über ihre Reisen zu plaudern versteht. Das Buch von Enders-Schichanowski über ihre zwei Reisen nach Alaska packt uns in mancher Hinsicht. Die Dame ist eine Künstlerin, die ebensoviel Forschungseifer wie Naturempfinden besitzt. Kein Mannweib. Im Gegenteil, das weibliche Gefühl verleugnet sich nie. Im Plauderton führt sie uns hinauf zum vegetationsarmen und goldreichen Alaska, schildert die erhabenen Gefilde der Polarregion. Mit liebevollem Gefühl nimmt sie sich der spärlichen Fauna und Flora des hohen Nordens an, und das Echo ihrer Begeisterung steigt als Sehnsucht im Herzen des Lesers auf.

Das Große, das Erhabene wird zum Idyll, zum Paradies, welches durch die Figuren der hineingezeichneten Menschen angenehm belebt wird. Mit feinem Künstlerinstinkt setzt die Verfasserin Impression neben Impression und formt das Ganze zu einem einheitlichen Gemälde, das uns einen ebenso getreuen Einblick in die Seele der Frau als in die Einöden Alaskas gewährt.

Die Sprache ist melodisch, lyrisch beschwingt und der Gang der Erzählung manchmal — nach Frauenart — etwas abschweifend. Der nüchterne Logiker mag das als Fehler buchen. Aber der Psychologe möchte es nicht anders sehen; denn das Hineinzwängen in eine weniger elastische Form müßte auf die Darstellung lähmend einwirken.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Elliott, L. E.: Mittelamerika. Neues Leben auf alten Kulturen. Deutsch von Pauline Hahn. 431 S. Mit 55 Abbild. und einer Karte. 8°. Leipzig 1926. Brockhaus.

Eines der großen Ereignisse, die das Mittelalter abschlossen und die aufdämmernde Neuzeit einleiteten, war die Entdeckung Amerikas. Bekanntlich suchten damals die Spanier unter Kolumbus in westwärts gerichtetem Kurs um die Erdkugel einen Seeweg nach dem Goldlande Indien, entdeckten bei diesem Unternehmen aber zunächst einige der mittelamerikanischen Inseln, die Antillen, fanden dann auch das Festland und eroberten dasselbe. Bei ihrer Landung an der mittelamerikanischen Küste stießen die kühnen Abenteurer aber nicht auf unzivilisierte Wilden, sondern auf kultivierte Völker. Hier herrschte vor allem die Maya- und Nahua-Kultur. In ihrer Art war sie hochentwickelt, aber, und das war ihre Eigentümlichkeit und zugleich ihre Schwäche, teilweise noch in der Steinzeit zurückgeblieben. Dies ist auch einer der Hauptgründe dafür, daß sie beim ersten Ansturm der überlegenen Spanier zusammenbrechen mußte. Wenn nun auch schon früh im 16. und 17. Jahrh. von spanischen Missionaren einiges von altamerikanischem Kulturgut und Schrifttum vor dem Untergange gerettet wurde, so begann man doch erst spät im 19. Jahrhundert mit der systematischen Erforschung dieses Kulturkreises, mit Ausgrabung und Sammlung seiner Reste. Eigentlich erst nach dem Weltkriege wurde unser weiteres gebildetes Publikum infolge des exotischen Zuges, der sich seitdem in der Literatur und auf dem Büchermarkt geltend macht, auf diese alten Kulturen und die wildromantischen Zeiten der ersten amerikanischen Eroberung durch Cortez und seine Gefährten hingewiesen, und ein Buch, das schließlich auch das gleiche Ziel verfolgt und unter historischen Rückblicken und mit Zuhilfenahme reicher Illustrationen die Aufmerksamkeit auf die Gebiete der hochinteressanten Maya-Völker lenken will, ist auch das vorliegende. Sein Verfasser hat eine Reihe von Jahren in diesen Gegenden verbracht, er hat sie nach allen Seiten hin durchquert und scheint infolgedessen recht wohl in der Lage zu sein, eine zuverlässige Schilderung zu bieten. Er behandelt in seinem Buche die mittelamerikanischen Staaten, die zwischen Mexiko und Panama liegen, und führt den Leser also durch Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua, Costa Rica und Britisch-Honduras. In der Hauptsache hat das Werk des Verfassers eigene Erlebnisse in diesen Gebieten zum Gegenstand. Der Stil ist leicht und die Uebersetzung flüssig. Die Illustrationen sind gut gewählt und recht instruktiv. Karte und Register sind sehr nützlich, und die äußere Ausstattung ist in jeder Beziehung zufriedenstellend.

Godesberg. W. Kirfel.

Breuler, Bernardo: Im Lande des Silberstroms. Argentinien Land und Leute. 221 S. Berlin-Hamburg-Leipzig, Morawe u. Scheffelt. M. 4,75.

Kein Buch eines romantischen Künstlers, wie man aus dem Titel vielleicht schließen möchte. Nicht mit glühenden Farben leicht hingepinselt. Auch kein Buch der Hotel-Abenteuer oder der Baedecker-Sehenswürdigkeiten. Vielmehr eine Darstellung der reinen Sachlichkeit, ein Prospekt der argentinischen Volkswirtschaft, und zwar aus dem Gesichtswinkel eines Kulturpioniers heraus geschrieben, dessen zähen Willen und reiche Erfahrung man durch die Diktion der Feder hindurchspürt. Das Buch ist ungemein klar, bringt eine Fülle erlebter und gesehener Tatsachen. Der Schriftsteller tritt ganz hinter sein Thema zurück. Und was will er? „Ein Führer und Ratgeber für alle diejenigen sein, welche die deutsche Heimat verlassen und sich in Argentinien ansiedeln wollen." Es ist das Buch eines Mentors, der weder bänglich abschreckt, noch durch phantasievolle Erzählungen und Wunderberichte aus der Heimat fortlocken will. Der Verfasser ist ein gewiegter Kaufmann, der in jahrelangem Verkehr Land und Leute seiner neuen Heimat kennengelernt hat. Bestimmt und abgewogen klingen seine Urteile, einleuchtend sind die Folgerungen, die er häufig zieht. Man hat das beruhigende Gefühl, daß man sich auf den Autor verlassen kann.

Freilich, das kulturelle Gebiet tritt hinter den Wirtschaftsfragen stark zurück, wird nur gestreift. Die Politik wird ebenfalls nur vom Standpunkte des Kaufmanns aus betrachtet. Das historische wie das künstlerische Moment fehlt gänzlich. Muß fehlen, denn das Buch ist aus der Praxis für die Praxis geschrieben.

Der Reihe nach bespricht der Verfasser die einzelnen Provinzen nach dem Gesichtspunkte der Kolonisationsmöglichkeit. Licht- und Schattenseiten der Verhältnisse zeichnet er genau auf. Man folgt ihm gerne in seinen grundgescheiten Auseinandersetzungen und wünscht, daß jedem Auswanderer das Buch in die Hand kommen möchte. Manches Unheil würde so verhütet werden.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Berges, Philipp: Wunder der Erde. Reisetage in fernen Breiten. 158 S. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus.

Berges' Buch von den Wundern der Erde trägt die Kennzeichen der typischen Reiseliteratur, die seit den Zeiten Marco Polos bis auf den heutigen Tag interessiert. Immer wieder wird die Menschheit gespannt den Wunderberichten lauschen, welche von märchenhaften Städten, fremden Sitten und seltsamen Gebräuchen erzählen. Immer wieder wird uns die Kunde über Völker fesseln, deren Kulturverhältnisse den unsrigen diametral entgegengesetzt sind.

Neues bringen die Bücher nur insofern, als sich im Laufe der Zeit manches ändert, und, wie wir meist dabei feststellen, sich alles unsern Verhältnissen mehr und mehr angleicht. Im übrigen erhalten wir, was das Seltsame und Merkwürdige anbetrifft, in jedem neuen Buche nur eine Bestätigung dessen, was schon bekannt ist. Die Erde ist nach allen Seiten, wie es scheint, heute so durchforscht, daß es kaum noch gelingt, auch nur den Schimmer eines Neuen zu entdecken.

Auch Berges' Buch bringt die alten Gesänge von der Herrlichkeit des Ostens, ohne auch nur in der Melodie zu variieren. Nicht besser und nicht schlechter als viele andere. Und doch immer interessant. Vor unserm staunenden Auge öffnen sich die heiligen Tempel zu Madura, fließen die heiligen Gewässer des Ganges, erhebt sich strahlend im Märchenglanz die Taj Mahal. Skizze reiht sich an Skizze. Nach Indien landen wir in der Südsee, fahren über Japan nach China und Amerika. Des Seltsamen zieht ein bunter Zug wie am Karneval an uns vorbei. Immer Neues wird uns in dieser geographischen Revue geboten, und wir schließen das Buch mit der Befriedigung, wie sie das Schauen von so viel Herrlichkeit gewähren kann.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Schöne Literatur

Homer: Ilias in Auswahl. Uebersetzt und ausgewählt von Thassilo von Scheffer. 151 S. München und Berlin 1925, Verlag von R. Oldenbourg. Geb. M. 2,—. (Nr. 22—23 der Dreiturmbücherei.)

—: Odyssee in Auswahl. Uebersetzt und ausgewählt von demselben. 157 S. München und Berlin 1925. Ebda. Geb. M. 2,—. (Nr. 24—25 der Dreiturmbücherei.)

Die Neuübertragung der Ilias und Odyssee von Thassilo von Scheffer ist von der Kritik allgemein anerkannt worden, und das mit Recht. Scheffer, der auch als feinsinniger Lyriker bekannt ist, besitzt sprachschöpferische Kraft, dichterische Einfühlungsgabe und die notwendige Ehrfurcht vor dem Original, so daß es ihm gelungen ist, zwischen allzu freier Nachschöpfung und allzu sklavischer Gebundenheit an den Text die schwer zu treffende richtige Mitte zu finden. Man darf wohl sagen, daß mit dieser Uebersetzung die bisher immer noch unübertroffene Vossische eine gefährliche Nebenbuhlerin erhalten hat; denn erreicht Scheffer den alten Voß auch nicht ganz in der prachtvollen, volkstümlichen Treuherzigkeit des Ausdrucks, so liest sich seine Uebertragung doch weit glatter und leichter, da er das bei Voß Veraltete glücklich erneuert und sprachliche und besonders rhythmische Härten vermeidet. Außer Scheffer versuchte vor etwa einem Jahrzehnt noch R. A. Schröder eine Neuübertragung des Homer. Ihn übertrifft Scheffer zweifellos. — Die vorliegenden, hübsch ausgestatteten Auswahlbändchen, die für ein breiteres Lesepublikum und für den Gebrauch in der Schule bestimmt sind, enthalten etwa ein Viertel bis ein Drittel des ursprünglichen Umfanges. Sie bieten aber trotzdem keine zusammenhanglose Aneinanderreihung hervorragender Einzelstücke, sondern scheiden nur alles für den eigentlichen Gang der Handlung Nebensächliche aus, so daß der Eindruck eines geschlossenen Kunstwerkes gewahrt bleibt und der Uneingeweihte kaum Lücken bemerkt. Lehrer und Schüler

besonders solcher Anstalten, die kein Griechisch haben, seien auf die hübschen Bändchen nachdrücklich hingewiesen.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Handel-Mazzetti, Enrica von: Das Blutzeugnis, des Rosenwunders dritter Teil. Ein deutscher Roman. 1.—16. Tausend. 617 S. München 1926, Kösel & Pustet. Gzl. M. 9.50.

Bei dem nunmehr vollendeten Romanwerke der Handel-Mazzetti handelt es sich nicht um eine Trilogie, sondern um eine breit angelegte einheitliche Dichtung. Der erste Band (s. Bücherwelt 1924, S. 197) bietet in zwei heißbewegten Bilderreihen die gewaltige Exposition zu dieser hinreißenden Tragödie. Der Schlußsatz: „. . . weit ist der Weg von der Erkenntnis zur Reue, von der Reue zum Bekenntnis, und zur Entsündigung dessen, der . . . hoffärtig ist wie Luzifer", gibt die große Aufgabe an, die Else Walch, der reine Engel voll zarter Frauengüte, als Vermittlerin göttlicher Gnade in den beiden folgenden Bänden an Karl Sand zu lösen hat. Sand kann nur geläutert werden in furchtbarem Leid. Seine Begegnungen mit Else rufen die schändlichste Verdächtigung auf den Plan. Dr. Walchs Bemühungen, in dieser Frage Klarheit zu schaffen, bringen die Handlung nur in langsamem Aufstieg weiter (vgl. die Besprechung des 2. Bandes Bücherwelt 1926, S. 180). Desto wuchtiger reißt der vorliegende 3. Band die große Tragödie rasch zum Höhepunkte empor. Das Aufeinanderplatzen von Männerstolz und Männergroll ist seit dem Zorn des Achilleus selten in so herber Wucht dargestellt worden wie in diesem Redekampfe zwischen Walch und Sand. Soll der Verurteilte nun mit einem Fluche das Schafott besteigen? Tiefste Seelenprobleme heischen Entwirrung. Ein Wunder scheint nötig, damit Else ihre heilige Aufgabe vollbringe. Verwunderlich ist die Lösung, die die Dichterin findet. Elses bezaubernde Art kann den Verurteilten in der Verkleidung eines jungen Studenten versöhnlich stimmen. Im Bunde mit des Himmels Gnade, die sich dem reinen Beten nicht versagen kann, erringt des Mägdleins Klugheit einen staunenswerten Triumph. Doch der Sieg ist noch nicht vollendet. Erst Elses Blutopfer kann den Fluch in Himmelssegen verwandeln. Mit kindlichem Heldenmut tritt sie öffentlich für Sands Ehre ein und wird dafür von einem Bösewicht erschossen. Ihr Opfer enthüllt dem Mörder den Adel selbstvergessener Liebe und entfacht seinen Sühnewillen, und dem Vater Walch enthüllt es die Wundermacht der christlichen Lehre.

Man sieht, die bewegende Kraft aller großen Handelschen Romane, die hohe Liebe, durchpulst auch dieses gewaltige Werk. Auch die Kampfstellung der Geschlechter und Konfessionen ist uns geläufig. So überragend sich auch hier wieder die Gestaltungskraft der großen Prosaepikerin offenbart, die stete Wiederholung desselben Motivs ernüchtert unsere Begeisterung doch etwas, und die eigenartige Technik des Weiterspinnens von Gedanken wird fast zur Manier. Manchmal stößt eine barocke Übertreibung, eine theatralische Pose, eine pathetische Phrase, wie sie besser zum Stil des 17. Jahrhunderts passen. Brave Priester müssen gleich wieder „heilig" sein, und Männertränen fließen häufiger. Die wunderkräftige Liebe Elses ist doch zu erdhaft-menschlich und zu ätherisch-weltfern zugleich. Trotzdem zwingt die Dichterin selbst den widerstrebenden Leser in den Bann ihrer wuchtigen Dichtung. Die unruhige Zeit vor 100 Jahren, die fast wie ein Symbol unserer gärenden Tage erscheint, wird in einem breiten Kulturbild entfaltet. Alle Richtungen, alle führenden Geister kommen in irgend einer Form zu Wort. In bunter Mischung sprudeln fast alle deutschen Dialekte hinein, deren Eigenart die Österreicherin mit köstlicher Frische erfaßt hat, ja selbst eine Reihe fremder Sprachen klingt in dieser gewaltigen Sinfonie mit. Aber viel bemerkenswerter ist die Kunst, die in die Tiefen des Natur- und Menschenlebens dringt und uns eine Fülle markiger Gestalten hinzaubert. Schade, daß die Länge des Romans einen allzu leicht zu raschem Hinwegeilen über tausend Schönheiten verlockt!

Dalheim. Meinrad Vonderheide.

Thode, Henry: Der Ring des Frangipani. Ein Erlebnis. 225 S. Berlin, Frankfurter Verlagsanstalt.

Kein Roman, sofern man darunter ein mehr oder weniger freies Erzeugnis der Dichterphantasie versteht, zu welchem die Wirklichkeit nur die Elemente beigesteuert

hatl Thodes ‚Ring des Frangipani' ist die Rekonstruktion eines Abenteurerlebens, veranlaßt durch die Auffindung eines Ringes. Wem gehörte dieser Ring? Was besagt seine geheimnisvolle Inschrift ‚myt wyllen dyn eygen'? Mit Scharfsinn verfolgt der Gelehrte seine Fährte in die Vergangenheit zurück, lichtet das geheimnisvolle Dunkel, aus welchem sich allmählich die flackernden Umrisse zu festen Konturen verdichten. Wissenschaftlich, doch mit künstlerischem Feingefühl fügt Thode Dokument zu Dokument, und, o Wunder, hebt so plastisch die Gestalt des unruhvollen Grafen Christoph Frangipani heraus. Das Reich der Poesie liegt nicht fern der Wirklichkeit. Die Tatsachen des Lebens sind an sich höchst poetisch, nur daß sie meist von trockenen Wissenschaftlern statt von Künstlern behandelt werden, wodurch ihnen das Lebenselement genommen wird und nur das Knochengerüst der Tatsache bestehen bleibt. Anders Thodel Mit feinfühlendem Geist ordnet er die Dokumente, läßt ihnen aber ihren klingenden Gefühlsgehalt, beschränkt sich darauf, sie an der passenden Stelle einzuordnen. So fügt er Ton zu Ton, bis sie zu einer wundersamen Melodei werden. Der Abenteurer, ‚der die Freuden und Leiden der beiden Barone von Trenck durchkostet hat', wird zum Helden eines Romans von hinreißender Gewalt. Verwegene Kämpfe, Verrat und Gewalttätigkeit reden ihre rauhe Sprache, die jedoch durch die treue Liebe eines edlen Weibes harmonisch abgetönt wird. Durch den Erlebnismodus hat Thode die Geschichte eigenartig in der Gegenwart verankert. Man folgt ihm mit Interesse. Möchte man doch öfters solcher Synthese von Wissenschaft und Kunst begegnen, statt daß man zu geistiger Umschaltung gezwungen wird, wenn man von dem einen Gebiet zu dem andern hinübergehen will.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Jörger, J.: Die letzten Schattenauer. Roman. 2. Aufl. 324 S. Basel, Friedrich Reichardt. M. 6.40.

Ein adeliges Bauerngeschlecht der Schweiz mit dem ganzen inneren Stolz tritt vor uns hin: der Vater Werner hat sich an der Magd, die sein Sohn Paul liebt, versündigt; er stirbt bald dahin und Paul wie Afra, die Magd, haben Werner in der Sterbestunde Schweigen gelobt. Paul lebt ehelos, das sündige Geschlecht soll aussterben, seine Schwester Gertrud wird von ihm zum Eintritt ins Kloster gedrängt, wo sie Frieden findet. Für Afra und Tom, deren Sohn, sorgt Paul aufs beste. Immer mehr wird Paul äußerlich hart und bitter, um das Leid seines Innern durch eine rauhe Schale zu schützen, während früher in schalkhaften Briefen und in Scherzen seine Frohnatur, verbunden mit hoher Begabung, hervortrat. Nun gilt er als der streitbare Vertreter des Sonderrechts der Höfe, wenn er auch eine durchaus rechtliche Natur ist. Die Bewohner der Schattenau leben einsam, still für sich, bis Tom, als er gewachsen ist und ein gutes Mädchen liebt, von Paul die Anerkennung seiner Vaterschaft erzwingen will. Tom glaubt, Paul sei sein Vater. In äußerster Erregung erschießt ihn Paul. Vor Gericht behauptet Paul seine Vaterschaft und entlastet so sich von der Anklage und schützt den Namen seines toten Vaters. Seine Schuld büßt er bei einer Rettung von Menschen aus einer Wassersflut. Dieses Schicksal vom Untergang eines stolzen Bauerngeschlechtes ist ergreifend, das katholische Volksleben ist außerordentlich schön und würdig dargestellt, so daß der noch weiter nicht bekannte Verfasser dieses Bauernromans eine Hoffnung bedeutet. Zwar ist die Erzählung ernst, aber zugleich oft voll Sonne, sodaß dieses Schicksal vom mannhaften Tragen einer Schuld für andre den gereiften Leser wie echte Tragik innerlich erhebt.

Bonn. Josef Zimmermann.

Huber, Michael, O. S. B.: Heimatlos. Wandern und Werden. 750 S. München 1926, A. Huber, Graphische Kunstanstalt. Gbd. M. 10,—.

Als Wander-, Erziehungs-, Bildungs- und Künstlerroman gibt sich „Heimatlos". Der Haupthelb, ein uneheliches Waisenkind, entflieht mit einem Kameraden der Erziehungsanstalt und gelangt nach Italien, wo sein Künstlerblut vor den herrlichen Kunstwerken in Gärung gerät. Er bildet sich als Bildhauer aus und findet auch seine Braut. Der Weltkrieg läßt ihn im Lazarett in einem Amerikaner den leiblichen Vater finden. Die Revolution bricht aus. Der Held gründet dann ein Waisenhaus, um darin als Waisenvater nach seiner Methode junge Menschen zu bilden. Zu einer Dichtung hat dem Verfasser das Talent gefehlt. Das Romangerippe ist der Rechen geblieben, woran

der Autor seine Kunstbetrachtungen, seine Ansichten über Politik und Erziehung, sowie die Schilderungen von Land und Leuten Italiens aufgehängt hat. Und das darf gesagt werden: Er hat gut beobachtet und geschaut. Auch wer manches über Italien gelesen hat und im Lande gereist ist, findet in dem Buche manche neue, wertvolle Beobachtung. Ebenso sind darin wertvolle Gedanken über Erziehung niedergeschrieben.

Dettlingen. Hermann Herz.

Wilks, Bernd: Die vom Erlenhof. Westfälischer Bauernroman aus der Senne. 220 S. Warendorf i. W. o. J., Heimatverlag der J. Schnellschen Buchhandlung E. Leopold.

Eine anspruchslose Bauern- und Dorfgeschichte ohne literarische Bedeutung. Aber auch für ein bloßes Unterhaltungsbuch ist die Charakterzeichnung reichlich matt und die Sprache stellenweise zu papieren. Für diese Mängel entschädigt nur schwach ein zuweilen aufleuchtender feiner Humor. Auch die Schilderung der Umwelt, die sonst derartigen Heimatromanen immerhin einen gewissen Wert verleiht, ist wenig intensiv.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Voigt-Diederichs, Helene: Dreiviertel Stund' vor Tag. 243 S. 8.—10. Tausend. Jena 1926, Eugen Diederichs. Brosch. M. 5,50, geb. M. 8,—.

Eine Waise, wie sie verlassen und hin- und hergetrieben lebt, um als Näherin in einer niederdeutschen Stadt und als Frau eines Seemanns Ruhe zu finden. Manche gute Seelenschilderung, aber kein sonderlich starker Beitrag zu niedersächsischem Volkstum, wie einige Kritiker meinen. Natürliche Herbheit und Keuschheit ist das Beste an der Erzählung; das verworrene Verhältnis dieser Mädchenseele zu Gott ist ein schmerzliches Dokument für eine im Gnadenleben erschütterte Zeit.

Essen-Borbeck. Josef Feiten.

Franck, Hans: Septakkord. Vier Novellen. 203 S. Leipzig, H. Haessel. Geb. M. 5,50.

Thema dieser vier Novellen: Schicksal und Einzelleben. Das übermächtige Schicksal zwingt den einzelnen, sich ihm zu unterwerfen. Die beiden ersten Novellen zeigen die schicksalhafte, über alle äußere Konvention und alles sichtbare Unglück hinweggehende Verbundenheit in der Liebe von Mann und Weib: Die Ehefrau des Festungsbaumeisters Egbert von Wabrawe läßt sich mit ihm lebenslänglich in eine Festung einsperren, um nicht von ihm getrennt zu werden. (Die Südseeinsel.) Der Bergführer Florian Stefanelli und die Gräfin Ulrike von Holtwärder entdecken in einer Stunde, da sie zwischen Tod und Leben schweben, ihre Liebe, und diese Liebe hört bis zu ihrem Tode nicht auf. (Das Seil.) Die beiden letzten Novellen zeigen das Schicksalhafte in tragischer Form: In der einen (Nachgeholt) wird berichtet, wie eine unfreiwillige Schuld sich in einer völlig unerwarteten Weise rächt: Der Leutnant von der Eschen hat den Hauptmann Felitzsch, der vor seiner Hochzeit steht, im Duell erschossen — und er selber begeht an seinem Hochzeitstage Selbstmord. Die Erinnerung an seine Tat treibt ihn dazu. Und in der letzten Novelle (Hyazinth) geht eine arme Tagelöhnerstochter an einem Erlebnis zugrunde, das sie aus ihrer bisherigen Welt hinausführt: Ein Strauß Blumen, den sie geschenkt bekommt, führt sie in ein Reich der Schönheit, aus dem sie in ihre häßliche Umgebung nicht mehr zurückfindet.

Franck ist kein unmittelbarer Erzähler; er denkt und grübelt zuviel, als daß er plastisch und anschaulich gestalten könnte. Charakteristisch ist dafür, daß er die Novelle „Nachgeholt" nicht nur durch sich selber wirken läßt, sondern ihr noch eine Deutung nachschickt. Nicht immer ist es Franck gelungen, Unwahrscheinlichkeiten glaubwürdig hinzustellen: Er müht sich zu sehr um ihre Erklärung. „Septakkord" ist mehr ein Beweis für die Fähigkeit zu sorgsam berechnenden psychologischen Konstruktionen als ein Ausdruck dichterischer Gestaltungskraft. Daß das individualistische Schicksalspathos, welches das Buch beherrscht, aus einem säkularisierten Protestantismus heraus entstanden ist, braucht wohl nicht besonders bemerkt zu werden.

Godesberg. Waldemar Gurian.

Neumann, Alfred: Der Teufel. Roman. 476 S. Stuttgart 1926, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. M. 7,50.

Dieses Buch erhielt den Kleistpreis für 1926. Es ist ein typisches Erzeugnis der Romankunst unserer Tage: In ihm wird

ein sonderbarer psychologischer Fall konstruiert, auf alle seine Möglichkeiten hin untersucht und erschöpfend dargestellt. Alles ist glänzend berechnet: Die Spannung wird bis zum Schlusse aufrechterhalten, ja immer mehr und mehr gesteigert. Aber wenn man das Buch zu Ende gelesen hat, wird klar, daß es keine Dichtung ist. Mit Recht hat von Einsiedel über Neumanns Roman bemerkt, daß noch so glänzende Regiekünste dichterische Kraft und dichterisches Anschauungsvermögen nicht ersetzen können.

Thema des Romans: Oliver Necker, ein Barbier aus Gent, Teufel genannt, wird der Vertraute und intimste Mitarbeiter König Ludwigs XI. von Frankreich. Er opfert ihm und seinem Werke, der Größe des von ihm geschaffenen Reiches, alles, was er hat: seine Ehre, sein Weib, seinen Ruf, sein Leben. Er schreckt vor nichts zurück, wenn es nur dem König und seinem Werke dient. Ja, er nimmt, um dem Könige Leben und Werk zu erleichtern, ihm die Verantwortung ab: König und Vertrauter werden zu einer Person; es kommt sogar allmählich dazu, daß alle Untaten des Königs in Olivers Namen geschehen: Der Haß des Volkes soll nur den Vertrauten treffen, um das Reich nicht zu gefährden. Und so verlangt Oliver, nachdem König Ludwig XI. gestorben ist, von seinen schwachen Nachfolgern, daß sie ihn hinrichten lassen. Das Interesse des Reiches will es! Denn was unter dem starken Ludwig möglich war, ist jetzt unmöglich geworden: Die Tyrannei, welche zur Errichtung des Reiches unumgänglich war, muß jetzt in sichtbarer Weise aufhören — und die Hinrichtung Olivers soll zeigen, daß für sie nicht die Dynastie, sondern nur ein Günstling verantwortlich war. Die Sprache des Werkes ist für den konstruktiven Charakter, der ihm eigentümlich ist, typisch: sie ist reich an Antithesen, überraschenden Paradoxen; das Ergebnis sorgfältiger, mühseliger Ueberlegungen. — Bemerkt sei noch, daß einige Szenen — die mit Olivers Zustimmung erfolgende Verführung seiner Frau Anna durch König Ludwig — in erotische Tiefen hineinführen, die den Roman Neumanns nicht als eine für jedermann geeignete Lektüre empfehlen lassen.

Godesberg. Waldemar Gurian.

Fechter, Paul: Der Ruck im Jahrstuhl. Roman. 493 S. Stuttgart 1927, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. in Ganzlwd. M. 7,50.

Paul Fechter hat den ersten Roman von Bedeutung geschrieben, der die trübe Zeit der Deflation behandelt. Der Ruck im Jahrstuhl: das ist das plötzliche Einhalten der Inflation, die manchen Leuten nicht ungelegen war, da sie auch hier ihre Geschäfte machen konnten. Es geht in der Hauptsache um die Geschicke einer Familie, die vor dem Kriege reich war und nun mit einem Male vor dem Nichts steht. Das gibt natürlich Konflikte. Wenn auch der Großvater die Sache in Ruhe aufnimmt, die Großmutter und die Mutter können sich in diesen raschen Umschwung nicht hineinfinden. Plötzlich arm zu sein, das ist ihnen unfaßbar. Die Kinder finden sich schon besser in die Lage. Eva erlernt die notwendigen Handgriffe, um als Stenotypistin irgendwo unterzukommen. Man wird mit dem Gefühle entlassen, daß sie ihr Glück finden wird. Toni wird Filmschauspieler. Dazu treten noch eine ganze Reihe von Persönlichkeiten auf, die das Bild jener Periode gut ergänzen. Fechter behandelt diese Schilderungen mit einem glücklichen Humor, so daß die Lektüre im großen und ganzen eine behagliche ist. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß Fechter diese Zeit mit ziemlicher Offenheit schildert. Wir wissen alle, daß es keine herrlichen Zeiten waren und daß in sittlichen Dingen mit Maßstäben gemessen wurde, die keine waren. Es ist darum kein Buch für unreife Leser, besonders nicht für Jugendliche.

Emden. Georg Schäfer.

Brust, Alfred: Die verlorene Erde. Roman. 373 S. Berlin 1926, Horen-Verlag.

Das Ziel dieses Romans ist die Höherentwicklung des Menschen kraft mystischer Versenkung in Gott unter Ablehnung irgendwelcher kirchlicher Leitung. Die verschiedensten Religionen und Konfessionen erscheinen im Blickfeld des Dichters, der sie vom Standpunkt Lessings aus beurteilt, indem er sie alle gleich gut oder auch gleich schlecht nennt, wobei aber das Judentum in besonders günstigem, der Katholizismus in besonders ungünstigem Licht erscheint. Von Unparteilichkeit der Beurteilung kann also keine Rede sein. Mit diesem religiösen Ziel werden in ziemlich unklarer Weise Rassefragen verquickt: die prußische, d. h.

die altpreußische und die jüdische Rasse werden dabei als besonders hochwertig hingestellt. Aus der Güte des pruzzischen Blutes wird die Tatsache erklärt, daß Ostpreußen (dort und in Litauen spielt der Roman) dem Reiche besonders viele hervorragende Männer geschenkt habe. Aber das haben andere deutsche Stämme auch getan, so daß man dieser etwas mystisch behandelten Angelegenheit doch ein wenig skeptisch gegenübersteht. Mystische Dinge spielen auch sonst reichlich in den Roman hinein, ohne daß zwischen ihnen und den realistischen Teilen der im Zeitalter des Automobils abrollenden Handlung ein rechter Zusammenhang besteht. So reitet z. B. Graf Sauß Dagda einmal ein Feuer aus, d. h. er umreitet mehrere Male in rasendem Galopp ein brennendes Haus, bis er das Feuer schließlich als flammende Schlange vom Hause ab- und hinter sich herzieht in den Fluß. Wie soll man sich zu diesem Vorgang stellen? Mir scheint, der Dichter hätte ihn entweder als Illusion der Zuschauer geben oder ihn sonst irgendwie durch okkulte Kräfte, die wir dem Poeten ja eher glauben als dem Wissenschaftler, erklären müssen. Aber ihn so einfach als Märchentyp in eine realistische Umgebung hineinsetzen — das ist doch wohl ein Stilfehler. — Um die oben angedeutete Abwendung der beiden Haupthelden vom irdischen Treiben besser zu begründen, häuft der Verfasser in der ersten Hälfte des Romans Greuel und Laster in einer Weise, wie man es selten findet: Im Umkreise weniger Familien spuken Brudermord, Vergewaltigung, Blutschande, sodomitische Sünde, Sadismus, Päderastie, Selbstentmannung usw. in einer Weise, daß auch den abgebrühten Kritiker und Vielleser schließlich der Ekel packt. Ganz abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit dieser Häufung wird man den Verdacht nicht los, daß der Dichter es mit diesen Dingen doch ein wenig auf Sensation abgesehen habe, obwohl die ganze Art der Darstellung nicht gerade lüstern genannt werden kann. So hinterläßt das Buch trotz seiner idealen Zielsetzung einen zwiespältigen Eindruck, so daß man es auch dem reifen und gebildeten Menschen kaum empfehlen kann. Schade, denn der Verfasser verfügt zweifellos über starke dichterische Qualitäten.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Hruschka, Annie: Der Feind aus dem Dunkel. Kriminalroman. 250 Seiten. Einsiedeln o. J., Verlagsanstalt Benziger.

Ein Kriminalroman soll Spannungen erwecken. Das tut dieser. Er hat eine keineswegs abgedroschene Fabel und überrascht am Schlusse durch eine eigenartige Lösung. Größere Ansprüche kann man natürlich nicht stellen. Aber das tut man bei einem Kriminalroman auch nicht. Man ist zufrieden, wenn man gut und anständig unterhalten wird. Und das tut dieses Buch.

Emden. Georg Schäfer.

Barclay, Florence L.: Die Scheidewand. Roman. Allein berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Hanns Schwarz. 392 S. Paderborn o. J., Ferdinand Schöningh. Geb. M. 5,50.

Wenn man der Ansicht ist, daß aus der fremden Literatur nur die Werke übertragen werden sollen, die wirklich etwas Außergewöhnliches darstellen, dann muß man die Notwendigkeit dieser Uebersetzung bezweifeln. Es ist eine ganz freundliche und harmlose Geschichte, wie wir sie auch in Deutschland genug haben. Ohne Zweifel wird sie bei uns genügend Leser finden, denn sie ist unterhaltsam und geschickt in der Darstellung, sonst aber guter Durchschnitt. Die Uebersetzung ist schlecht. Das Deutsch klingt manchmal recht holperig. Es sind auch manche Anglizismen stehen geblieben.

Emden. Georg Schäfer.

Hunnius, Monika: Baltische Häuser und Gestalten. Heilbronn 1926, Eugen Salzer. Gbd. M. 4,60.

Aus baltischen Pfarrhäusern heraus hat uns Monika Hunnius, selbst eine baltische Pastorentochter, manche einfache und reine, aber auch verwickelte und böse Gestalten vorgestellt, die uns in ihrem Tun und Lassen nicht alle unbedingt gefallen, die aber mehr oder minder fast alle mit wenigen Ausnahmen etwas von der pastoralen Seelenausgeglichenheit an sich haben. Die Gestalten passen im allgemeinen zu den Häusern, und wie uns Häuser und Menschen nicht immer zu Geschmack sind, so sind auch die 14 Einzelbilder bei weitem nicht von gleichem Wert. Alle zeigen freilich die rechte Liebe der Verfasserin zu Boden und Heimat und ihren Menschen.

Bochum. Florian Asanger.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Barclay, Die Scheidewand 239
Baumann, Le signe sur les mains . 217
Benoit, Alberte 216
Berges, Wunder der Erde 234
Bernanos, Sous le soleil de Satan . 219
Beuroner Malerschule, Die 14 Stationen des hl. Kreuzwegs 206
Bichlmair, Okkultismus und Seelsorge 225
Bourget, Le Danseur Mondain . . . 214
— Micheline et l'amour 219
Brandt, Schaffende Arbeit und bildende Kunst 206
Breuler, Im Lande des Silberstroms . 233
Brust, Die verlorene Erde 238
Cendrars, Moravagine 216
Delteil, Le Poilu 218
Ehl, Norddeutsche Feldsteinkirchen . 204
Elkan, Spanien 211
Elliott, Mittelamerika 233
Enders-Schichanowsky, Im Wunderland Alaska 232
Fechter, Der Ruck im Jahrstuhl . . . 238
Fehringer, Raben-, Raub-, Hühnervögel 231
Franck, Septakkord 237
St. Franziszi Blütengärtlein „Fioretti" (Kaulen-Federer) 209
Gerards, Theresien-Gebetbuch . . . 225
Dtsche. Ges. f. christl. Kunst, Jahresmappe 1925 206
Green, Mont Cinère 220
Grundmann-Hahn, Schlesien 205
Haider, Ernst, Karl Haider 207
Handel-Mazzetti, Das Blutzeugnis, des Rosenwunders 3. Teil 235
Hennings, Der Gang zur Liebe . . . 232
Hildebrand, Der hl. Franziskus . . . 210
Hoffmann, Die hl. Theresia vom Kinde Jesu 224
Hofmannsthal, Deutsches Lesebuch . 226
Homer, Ilias in Auswahl 234
— Odyssee in Auswahl 234
(übers. v. Thassilo von Scheffer)
Hruschka, Der Feind aus dem Dunkel 239
Huber, Heimatlos 236
Jaloux, L'âge d'or 218
Jörger, Die letzten Schattenauer . . . 236
Jürgens, Spanische Städte 213
Kempf, Freiburger Münster 204
Kleinschmidt, Sankt Franziskus von Assisi in Kunst und Legende . . . 208
— Maria und Franziskus in Kunst und Geschichte 209
Kraigher-Porges, Lebenserinnerungen einer alten Frau 227
Kreitmaier, Von Kunst und Künstlern 207
Lang, Aus behaglichen Zeiten . . . 203
Laveille, Das Leben der hl. Theresia vom Kinde Jesu 222
Liesenberg, Peter Josef Löllgen . . . 227
Litzelmann, Unsere heimische Tierwelt in Alltag, bei Spiel und Tod . . . 231
Lorenz, Rundfunk von Schrift u. Bild 232
Meister Eckehart. Das System seiner religiösen Lehre und Lebensweisheit (Karrer) 221
Michael-Durach-Rothes-Brettle, Franz von Assisi und seine Welt . 208
Montherlant, Les Bestiaires 217
Muschler, Friedrich der Große . . . 228
Neumann, Der Teufel 237
Obst, England, Europa und die Welt 229
Pestalozzi-Pfyffer, Der Meister E. S. und die Schongauer 205
Rauch, Hessenkunst 204
Redslob, Thüringen 205
Roselieb, Spanische Wanderungen . . 212
Rümann, Rembrandt, der Radierer . 205
Saitschick, Paulus 221
— Schicksal und Erlösung 225
Salzer, Ill. Gesch. d. deutschen Literatur 2. A. Bd. 1 u. 2. 230
Schauer, Malerei der Goethezeit . . 203
Schnack, Anton, Die tausend Gelächter 198
— Der Abenteurer 198
— Strophen der Gier 198
— Tier rang gewaltig mit Tier . . 199
Schnack, Friedr., Das kommende Reich 193
— Vogel Zeitvorbei 193
— Das blaue Geisterhaus 193
— Klingsor 195
— Die goldenen Aepfel. 195
— Die Hochzeit zu Nobis 196
— Sebastian im Wald 197
Schneider, A. v., van Dyck, der Meister des Porträts 205
Schneider, Manfred, Wanderfahrten durch Spanien 212
Scholz, W. v., Perpetua 201
Seligmann, Das heilige Licht 205
Tetzner, Der Gang ins Leben . . . 227
Thode, Der Ring des Frangipani . . 235
Voigt-Diederichs, Dreiviertel Stund' vor Tag 237
Wagner, Die Heide 231
Weiß, Danken und Dienen 225
Wilks, Die vom Erlenhof 237

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.
Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Rektor a. D. Monsignore Peter Höveler †

In schlichter Trauerfeier waren wir am Morgen des 11. April in der einsamen Klosterkirche am Kreitz bei Neuß um die sterbliche Hülle des edlen Priestergreises vereinigt. In der Heimat, an welcher sein Herz hing, sollte er der Auferstehung entgegenharren: dicht an der Chorseite des Heiligtums, zu dessen Begründung seine edle Familie so hochherzig beigetragen.

In treffenden Worten kennzeichnete der Ortspfarrer den Dahingeschiedenen, seine Liebe zu den Kindern, den Armen, Kranken, Bedrängten, den Mitgliedern mancher Klöster. Zeigte dann besonders den Umfang der Riesenpfarre, die der Verstorbene fast durch sein ganzes 55jähriges Priesterleben hindurch um sich gesammelt als hoch begnadeter religiöser Schriftsteller.

In dieser Pfarrgemeinde fehlte wohl kein Alter und kein Stand. Abertausenden wurde Monsignore Höveler Freund und Führer durch sein Apostolat der Feder zumal, zu welchem er sichtlich berufen und selten befähigt war. Und dieses Apostolat verdient an dieser Stelle eine flüchtige Würdigung.

Peter Höveler war geboren am 16. Dezember 1847 zu Haus Kreitz bei Neuß. Nach seinen Gymnasialstudien in Neuß und nach 3½jährigen Universitätsstudien erhielt er am 16. März 1872 durch Erzbischof Paulus Melchers zu Köln die Priesterweihe. Als Kaplan wirkte er in Köln an St. Kunibert 1872—1889, an St. Kolumba bis 1896, als Rektor der Friedhofkapelle in Köln-Melaten bis 1915, von da als Rektor im Kloster vom Guten Hirten in Junkersdorf, wo er am 6. April 1927 starb.

Gründliche philosophische und theologische Studien in Münster, Bonn und besonders in Würzburg, wo der Verewigte begeisterter Schüler Hettingers war, gaben dem Reichbegabten ein tiefgegründetes Wissen, auch eine hohe Allgemeinbildung, eine edle Begeisterung für sein Priestertum, die ihn nie verließ, die vielmehr bis ins hohe Alter hinein noch immer erleuchteter und apostolischer wurde. Dazu seine edle Charakterveranlagung: aufrichtig und fest, von seltenem Herzenstakt, von seltener Güte, immer bereit zu lernen, zu verstehen, zu verzeihen, zu helfen.

Sein Frömmigkeitsideal war geformt nach der Größe des Gottesbegriffes. ‚Was ist doch der Mensch bei allem Intellekt so arm — Gott allein ist groß' schrieb er einmal nach dem Tode eines befreundeten, bedeutenden Theologen.

Er lebte vollbewußt im Gottesgedanken und als inniger Christusjünger suchte er mit Verlangen nach immer besseren Mitteln und Worten, um im Geiste Christi Menschenseelen dem Gottes- und Ewigkeitsgedanken zu erschließen. Dabei war er durchaus abhold allem Kleinlichen, Ungesunden, Gesuchten, bloß Peripherischen in der Frömmigkeit. Wer je mit dem bescheidenen Priester über diese Dinge sich austauschen durfte, in der Stille seines Arbeitszimmers, wird diese köstlichen Stunden nicht vergessen. Und er gab so gerne aus der Fülle seines Herzens. ‚Ich bin so froh', schrieb er einmal in den letzten Jahren, ‚daß ich noch etwas tätig sein kann. So lebe ich in der Einsamkeit mit meinen Büchern, die mir immer noch eine liebe Gesellschaft sind, ein eigenes Leben ... Es ist wenigstens mein Bemühen, mit meinen bescheidenen Talenten dem katholischen Volke noch etwas Gutes zu bieten.' Und das konnte Rektor Höveler vollauf. Um so mehr, als er immer wieder seinen Geistesreichtum erweiterte und vertiefte und hellsichtig und hellhörig der Zeitseele ihre Forderungen ablauschte. Ein Apostolat der Feder auf solchem Boden erwachsen mußte fruchtreich werden.

Schon die Begründung des ‚Kommunionglöckleins' im Jahre 1891 war eine

segensvolle Tat. Der damalige Kaplan an St. Kolumba, Köln, hatte bereits die Redaktion des Kölner ‚Rheinischen Sonntagsblattes' übernommen. In seiner Liebe zu den Kindern wollte er in diesem Blatte allwöchentlich den Kölner Kindern und ihren Familien in der Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion eine Anregung bieten. Ein frommer befreundeter Arzt, Dr. Thomé in Köln, der selbst ein reiches, apostolisches Leben führte, drängte aber auf ein eigenes Blatt für diese Kinder. Generalvikar Kleinheidt billigte freudig diesen Plan, rief aber nach einer Besprechung Kaplan Höveler noch an der Türe zurück und bat ihn dringend, nicht bloß den Kölner Kindern, sondern allen katholischen Kommunionkindern die geplanten Blätter als Weggeleit zum Weißen Sonntag zu geben. So geschah es auch. Freudig wurde das ‚Kommunionglöcklein' begrüßt. Zunächst in Rheinland und Westfalen, bald auch in andern Provinzen, schließlich gar in der Schweiz und in Oesterreich. Selbst in Portugal und in Amerika läutete das Glöcklein später manchen deutschen Kindern den Weißen Sonntag ein.

Der Idealpriester verstand aber auch so gut und so tief das Kindsein vor Gott. Gerade sein kristallklarer immerfroher Kindessinn fesselte jeden, der ihm näher trat. Und dieser Kindessinn, ernst und froh, wie er zum wahren Kindsein paßt, sprach ja so gewinnend aus dem Kommunionglöcklein. Und wie es abgeklärten, ganz reifen und gütigen Menschen eigen ist, so war auch Höveler besonders befähigt, kindliches Denken in seltener Einfühlungsfähigkeit zu verstehen, kindlichem Seelenbedürfnis zu entsprechen. Kindessinn und Heilandsgüte trugen und beschwingten seine Worte, sicherten ihm freudige Aufnahme in tausenden Kinderseelen. Er verstand es so wundersam, dieselben in jedem Satz zum Mitklingen zu bringen. Hunderte von Briefen von Kindern und Eltern zeigten ihm Jahr für Jahr, wie dankbar man ihm Gefolgschaft leistete. In vielen Herzen wird wohl fürs ganze Leben das Kommunionglöcklein noch nachklingen wie ein Hirtenruf, für manche wie ein lang entschwundener Heimatklang aus frommen frohen Kindheitstagen, hier und da auch wohl wie ein Mutterschrei, abgeirrten Kindern sehnsüchtig nachgesandt.

Die Gründung dieses Blattes allein sichert Monsignore Höveler einen Ehrenplatz in der Geschichte der Seelsorge, den ihm auch die literarische Kritik nicht streitig machen kann. Der Typus, den Höveler für sein Kommunionglöcklein prägte, blieb bis heute wegweisend für Versuche ähnlicher Art — dreißig Jahre lang ließ Höveler sein Glöcklein läuten in immer frischem Klang, bis er die Blätter einem geistesverwandten Nachfolger überließ.

Auch als Herausgeber des ‚Rheinischen Sonntagsblattes' (Köln) durch fast ein Vierteljahrhundert hindurch und, nach der etwas unbegreiflichen Trennung von diesem, seit 1915 des ‚St. Quirinus-Blattes' (Neuß) wurde Höveler wegweisend. Auch da gab er Bedeutendes. Von der großen Bedeutung der Sonntagsblätter war er tief durchdrungen. ‚Wieviel Gutes könnte geschehen und wie leicht wäre dauernder Gewinn zu erzielen,' äußerte er sich einmal, ‚wenn wir dieser Familienlektüre, die allwöchentlich kommt, etwas mehr Beachtung schenkten und das Betreffende nicht nach der Reklame, sondern nach seinem tiefen Gehalt prüften, aber nicht wahr, viele Nönnchen * sind da die reinsten Kinder.' Ja, seine Aufgabe als Sonntagsbote nahm er sehr ernst. Kaum eine Scherenarbeit, kein mühsam zusammengelesenes Quodlibet, nein, echte Geistesschätze, fast alle aus eigener Erarbeitung, aus tiefem Gebetsgeist, aus inniger Gottes- und stets verstehender selbstloser Menschenliebe herausgewachsen. Es ist kein Wunder, wenn selbst ein

* Er sprach vorher von der nicht genügenden Unterscheidungsgabe mancher gutmeinenden Klosterfrauen bei der Beurteilung religiöser Lektüre.

Philosoph wie Rud. Eucken einmal äußerte, das Kölner Sonntagsblatt biete dem Volke die tiefste und feinste Religion, wie er sie in noch keinem deutschen Blatt gefunden.

Und wer heute noch selbst die älteren Jahrgänge der Hövelerschen Sonntagsblätter mit nur einigem Verständnis für die Bedeutung einer religiösen Wochenschrift zur Hand nimmt, kommt nicht leicht los von der Lektüre. Gleich, ob es sich um einen religiös-belehrenden Aufsatz handelt, oder um einen Lebensausschnitt, den der Verfasser von der Straße, aus dem Salon, aus der Elektrischen, aus der Krankenstube oder vom Sterbebett, oder von einer Reise mitbringt. Ja selbst der Papierkorb oder die Uhr seiner Arbeitsstube, oder fünf Minuten am Fenster, erst recht ein einsames Friedhofs- oder Wegekreuz oder die Blumen auf dem Friedhof — alles weiß der gottinnige, gemütstiefe Menschenfreund zu verklären und auszuwerten. Und der nur einigermaßen Gleichgestimmte muß ihm immer wieder lauschen und folgen.

Und diese Unmittelbarkeit der Wirkung ließ auch in den letzten Jahren kaum nach. Zwar schrieb der Verstorbene einmal: ‚Am Abend werden die Schatten länger. So treten auch nicht selten am Abend des Lebens die Schatten eines Charakters mehr hervor. Gut, daß sie beizeiten als Schatten erkannt werden.‘ Traf das auch im Schrifttum Monsignore Hövelers zu? Gewiß, es kehren in seinen Blättern gewisse Lieblingsfragen häufig wieder: so z. B. Erziehungsfragen, Irrwege der Frömmigkeit, das hl. Altarssakrament, das Fronleichnamsfest, das Höveler so liebte und so poetisch schildert, das Kreuz, der Kreuzweg, der Rosenkranz, die Höflichkeit usf. Eigentliche Wiederholungen sind aber sehr selten zu finden. Und wenn auch der Gegenstand schon behandelt ist, Höveler weiß ihn immer neu zu beleuchten. Das eigentlich Charakteristische an Rektor Höveler: seine Aufgeschlossenheit, seine umfassende Bildung, sein Zeitverständnis, sein dichterischer Schwung, seine bestrickende, keineswegs schwächliche, aber stets verstehende Güte, seine Bescheidenheit — das alles blieb ihm nicht nur, sondern vertiefte sich und klärte sich stets mehr ab zum Gesamtbild einer im Glauben gereiften Persönlichkeit. Und so war es auch in seiner literarischen Wochenarbeit. Es blieb bis zuletzt viel Feinkost dabei für das Wochenende.

Vielleicht kann man sagen, daß die Eigenart der Feder Peter Hövelers nicht immer imstande war, den von der Hast und dem Druck des modernen Lebens erfaßten und oft betäubten Arbeiter oder den immer nur kalkulierenden Kaufmann oder Industriellen zu packen. Höveler rüttelte nicht auf mit Donnerschlägen, er liebte mehr ruhigste, freundschaftliche Aussprache, bisweilen auch behagliche Breite, auch sein Stil war bei aller guten Formung bewußt unmodern. Aber hinter jedem Satz stand seine ganze Priesterpersönlichkeit mit ihrem vorbildlichen Leben, ihrem Wahrheitsdrang, ihrer Selbstlosigkeit, ihrem Drang zu helfen, zu beglücken. Wie plauderten doch die Kinder in der Schule seines Pfarrdorfes bei der Todesnachricht: ‚Bei dem gingen die Leute alle beichten.‘ — ‚Mein Vater sagte, das war ein gelehrter Mann, der hat viele Bücher geschrieben.‘ — ‚Und meine Mutter sagte, der gab alles fort an die Armen.‘ — Darum hatten seine Sätze für den, der nur irgendwie willig zuhörte, stets überzeugende Kraft.

Ganz besondere Beachtung verdienen Hövelers Aufsätze über katholische Frömmigkeit. Darüber mag in volkstümlicher Form nicht oft klarer und klüger geschrieben worden sein. Erfrischend, wie dabei so freimütig Schäden aufgezeigt wurden, die sich hier und da durch Mechanisierung oder egoistische Orientierung in die katholische Lebenspraxis einschleichen. Der sonst so zurückhaltende und bescheidene Priester wurde schonungslos, wenn er die wahre Ehre Gottes, Christi

und seiner hl. Kirche gefährdet sah. Noch im letzten Jahre richtete Höveler im St. Quirinusblatt und später auch in eigener Schrift ein ernstes Wort an weitere Kreise, um zur Säuberung der Gottesverehrung von allzu Peripherischem, insbesondere der Heiligenverehrung bei gedankenlosen Katholiken von allzu egoistischen Motiven aufzurufen. Der selbstlose verdiente Priestergreis durfte es wagen, seine Gedanken in der als Manuskript gedruckten Schrift ‚Rosenregen' den deutschen Bischöfen in Ehrerbietung zu unterbreiten. Und wir wissen auch, wieviel rückhaltlose Zustimmung er in dieser an sich so peinlichen Frage gefunden.

Hervorhebung verdienen noch die so anmutigen Reiseschilderungen, die Höveler zu geben wußte. Die Kunst des Reisens verstand er wie wenige. Ich denke weniger an die Technik des Reisens als an die Art, eine Reise zu genießen. Jede Reise wurde ihm zu einem wahren Erlebnis, zu einem seelischen Gewinn. Auch wenn er bloß durch die Saatfelder der Heimat reiste. Und es drängte ihn, auch andere an solchem Genießen teilnehmen zu lassen. Daraus entstanden die köstlichen Skizzen zunächst in seinen Blättern ‚Diesseits und Jenseits der Alpen' (1905), ‚In den Bergen' (1906), ‚Auf alten und neuen Pfaden' (1908), ‚Am Saarnersee' (1913), später auch als Manuskript für Freunde gedruckt. Eine kleine Probe daraus — ‚Obwalden' — erschien in jüngster Zeit im Schwannschen Verlag. Seine Art zu schildern hat viel von der klaren anschaulichen Gelassenheit Stifters, auch etwas von der gediegenen treuherzigen Weise eines Jeremias Gotthelf; man denkt dabei auch oft an eines der lieblichen Richter-Bilder. Federers Schattierung liebte er nicht, so hoch er die Kunst des Meisters schätzte. Da waren ihm die Lichter zu grell aufgesetzt, die Farben zu berauschend, die Schatten zu finster.

Bei der tiefen Innerlichkeit Hövelers, seinem Gemütsreichtum, seiner seltenen Einfühlungsfähigkeit ist es nicht verwunderlich, daß er auch dichterische Fähigkeit aufweist. Nicht bloß in der Art seiner Schilderungen. Immer wieder streut er anmutige Verse, bald heilig-ernste, bald liebenswürdig-humorvolle in seine Blätter hinein. Auch manche religiöse Legende gelang ihm.

Nicht vergessen werden darf die psychologisch so feine Art, in welcher Höveler so manchem Toten, der irgendwie bedeutsam war, ein Denkmal setzte. Geradezu intuitiv war da seine Erfassung der charakteristischen Eigenart. Nicht als wenn er Schwächen übersehen hätte. Aber immer gestaltete er die Lebensdarstellung, so knapp sie war, in gütigstem Verstehen zu einem Gesamtbild, das fast suggestiv auf den Leser heilsam drängend einwirkte. Manches seiner Priester-Lebensbilder bedeutet einen Beitrag zur Kölner Kirchengeschichte der letzten 50 Jahre.

Bei alledem schrieb der Verewigte einmal, als seine Gesamtarbeit erwähnt wurde, in ehrlich gemeinter, aber unbegründeter Bescheidenheit: „Alles ist zu unreif, um über eine Wochenblattslektüre hinausgehoben zu werden. Alle die Sachen verdanken einem augenblicklichen Impuls oder einem die Zeit bewegenden Ereignis meist ihr Entstehen und haben so nur ephemeren Charakter und wenn überhaupt so nur ephemeren Wert."

Der objektive Beurteiler wird aber ganz anders die Lebensarbeit Monsignore Hövelers bewerten.

Die zweite Nummer im Jahrgang 1927 des St. Quirinusblattes ist die letzte, die Rektor Höveler zeichnete. In einem Aufsatz dieser Nummer lautet der Schlußsatz: ‚Nach der Gottesliebe, von der unser Herz erfüllt war, mißt sich der ewige Lohn.' Und der letzte Gedanke in dem Schlußgedichtlein dieser Nummer ‚Der Vater dein — er wartet schon — in Sehnsucht, den verlor'nen Sohn — ans treue Herz zu drücken.' Und der letzte Spruch darin: ‚Tränen trocknen — rühmliches Beginnen! — Besser noch, wir machen sie nicht rinnen.' Und der Schlußaufsatz dieser Nummer: ‚Kindersinn und Gottessegen.' Alles charakteristisch für den Ver-

fasser, der damals wohl schon den Flügelschlag des Todesengels spürte: Alles Ausdruck und Stempel seines innersten Wesens.

Die von Monsignore Höveler Jahrzehnte hindurch herausgegebenen Sonntagsblätter bedeuten in der Geschichte der religiösen Wochenblätter einen Markstein, sie sind wegweisend geworden.

So kann man es auch verstehen, daß der feingebildete, für jede Zeitfrage so aufgeschlossene Redakteur bei seiner Bedeutung für das volkstümliche religiöse Schrifttum im Jahre 1902 in die Mitgliederversammlung des Borromäusvereins hineingewählt wurde. Er blieb bis zum letzten Lebensjahre durch 25 Jahre hindurch einer ihrer treuesten teilnehmendsten Besucher. Selten nahm er in der eigentlichen Versammlung das Wort. Zumal im Wettstreit der Auffassungen trat der vornehme und bescheidene Mann höchst ungern werbend und drängend hervor. Wohl verfolgte er stets aufmerksam die Entwicklung des Vereins, dessen Bedeutung ihm so klar war. Wohl freute er sich an allem Zeitgemäßen, was sich im Verein gerade in den letzten 25 Jahren durchsetzte. Auch für ihn war der Verein keineswegs ein verlorener Posten, sondern in erfreulichem äußeren und inneren Aufstieg ein zielbewußter Wegbereiter katholischer Bildung. Im kleineren Kreise hörte man auch oft sein immer maßvolles abgewogenes Urteil, wegweisende Gedanken und frommenden Rat. Das zeigte sich besonders im Jahre 1903 bei der tiefgreifenden Umstellung, die damals der Borromäusverein vornahm. Auch Monsignore Höveler gehörte zu der Literarischen Kommission, die jene Umstellung vorbereitete. In der Arbeit dieser Kommission, welcher u. a. Hedwig Dransfeld, Redakteur Dr. Huppert, Konviktsdirektor Dr. Kaufmann, Pfarrer Ludwigs, Professor Macke angehörte, kam die Einsicht und die Erfahrung des Verewigten zu fruchtbarer Auswirkung. Wo es sich um zeitgemäßen Ausbau der Borromäus-Arbeit handelte, zeigte der sonst so vorsichtige Höveler einen erfrischenden Wagemut, wie nur der Jüngsten einer. Die damals Beteiligten sind zumeist in der Ewigkeit, aber so manche entscheidende Sitzung in Köln oder Godesberg wird wohl keiner vergessen haben.

Leider erlaubte die umfangreiche Redaktionsarbeit, die er dazu fast ausschließlich allein bewältigte, Rektor Höveler nicht, in gewünschtem Maße an der ‚Bücherwelt' mitzuarbeiten. Aber oft hat er in seinen Sonntagsblättern dem Borromäusverein nachdrücklich die Wege bereitet. Seine Plauderei in der Jubiläums-Nummer der ‚Bücherwelt' August-September 1920 ist ein harmloses aber feines Stück Schilderung der Mitgliederversammlungen des Vereins. Am 6. Juni 1926 widmete er dem Vereine die letzten Worte im St. Quirinusblatt in einem werbenden Bericht über die Mitgliederversammlung vom 20. Mai. Noch viermal warb er dann im Sonntagsblatt für das gute Buch in den Aufsätzen: ‚Erbauungsschriften', ‚Etwas über Lektüre', ‚Bilder und Bilderbücher für Kinder', ‚Gute religiöse Bücher'. Und auf seinen Bücherrat konnte man sich verlassen. Hielt er sich doch selbst bis ans Lebensende vertraut mit den wichtigsten Erscheinungen zumal der religiös-ethischen Literatur.

So wird dem hochverdienten Monsignore Höveler auch im Borromäusverein nicht vergessen werden, was er dem Verein war durch seine ganze Wesensart, durch seinen weisen Rat, durch seine Feder.

Uns allen, die ihn kannten, bleibt er in kostbarer Erinnerung ein steter Wegweiser im Sinne des Johanneswortes: „Kinder, laßt uns nicht lieben mit Wort und Zunge, sondern mit Werk und Wahrheit" (1 Joh. 3, 18).

G. Rohr.

Akademiker und Volk*

Die gewaltige Schar der deutschen Arbeiterschaft bildet das Fundament des Volkes. Denn die täglich vollbrachte und täglich neu wieder aufgegebene Arbeit, alles zu bereiten an Nahrung, Kleidung, Wohnung, Arzneien, Werkzeugen, Maschinen und all den tausend anderen Geräten des Bedarfes, diese Arbeit ist Voraussetzung für Dasein und Fortpflanzung eines Kulturvolkes. Es ist wahr, daß „alle Räder stillstehen" würden, „wenn der starke Arm" des handarbeitenden und maschinenregierenden Deutschland „es wollte". Der Boden würde seine Fruchtbarkeit verlieren, die er der Technik und also der Arbeiterschaft verdankt. Wir würden nichts zu leben haben. Die Wasserquellen in unseren Häusern würden versagen, das Licht erlöschen, die Arzneien fehlen, Handel und Wandel würden zum Stillstand kommen, ein großes Sterben über die Nation herabsinken. Wir sollten eingedenk sein in jeder Stunde, in der wir uns unseres Lebens freuen, in warmen und vom technischen Licht erhellten Räumen uns treffen, durch die Straßen der Stadt wandern, Zeitungen und Bücher lesen, schlafen oder wachen, daß die gewaltige Kraft der Arbeiterhände uns all diese Mittel reicht und daß in allen Gegenständen des Lebensbedarfes das menschliche Schicksal der Arbeiter mit unserem Schicksal auf mystische Weise verflochten ist.

Verflochten auch, in besonderer Weise, mit der Arbeiterschaft ist der Akademikerstand, der an Menschenzahl ungleich kleiner, im Leben der Nationen ein köstliches Gut nutzbringend zu verwalten hat. Was immer die Geschlechter, die jemals vor uns über die Erde schritten, erkannt und erfahren haben, was immer in den Menschenwerken davon angehäuft, in Schriften der Bibliotheken angesammelt, in Denkmälern aufbewahrt, durch Tradition erhalten ist — all dieses Gut wird lebendig und wirksam nur durch den lebendigen Menschen, in dessen Geist und Willen Kenntnis und Erfahrung der Menschheit wiedererwacht und wirkt. Darin liegt Bedeutung und Aufgabe des Akademikerstandes, das ist derjenigen, denen das Volk die Wohltat erweist, zu den Schätzen des Wissens und der Erfahrung auf den hohen Schulen Zutritt zu bekommen. Sagen wir es gleich, daß jeder Akademiker, den eine Nation aufbringt, seine Eigenschaft dem Umstand verdankt, daß viele andere für ihn Handarbeit übernehmen. Nur dadurch, daß viele Arbeiter sind, können einige Akademiker sein. Denn man kann nur Akademiker sein, wenn andere das Brot bereiten, Häuser bauen, Licht erzeugen, Leinwand weben, Kohle aus dem Schoß der Erde heraufschaffen. Somit steht am Beginn der Akademikerlaufbahn als erstes ein großes Geschenk des Volkes und ganz besonders des Arbeiterstandes. Niemals darf in Lebenslänge die Dankbarkeit hierfür der Seele entschwinden. Immer muß dem Akademiker, begegnet er auf der Straße dem Strom der Müden, die aus den Schächten und Fabriktoren herauskommen, das Erlebnis sich erneuern: Ihr seid es, Ihr grauen, verstaubten Brüder, denen ich meinen Anteil am Besitz der Menschheitserfahrung verdanke, wie mache ich das wieder gut?

Dieser Anteil ist anvertrautes Gut, an das Verpflichtung sich knüpft: lebenslänglich die Früchte dieses Besitzes dem Volke zuzuführen. Der Akademiker ist dem Volke tief verpflichtet und er kann, solange seine Lebenskraft reicht, dieser

---

* Mit Genehmigung des Verfassers geben auch wir einen Vortrag wieder, den Professor Dr. Friedrich Dessauer vor einigen Monaten in einer Volksvereinsversammlung in Berlin gehalten hat.

sittlichen Pflicht an der Menschheit und insbesondere an seinem Volke sich nie mehr entschlagen. —

Was ist das für ein Gut, das die Akademikerschaft in sich trägt und täglich dem Volke dienstbar zu machen hat? Wie kommt sie zu diesem Gut? Welche Rechte und welche Pflichten sind damit verknüpft? Darüber, meine Freunde, brauchen wir nicht viele Worte zu machen. Das Wissen von der Natur, vom Reich der Stoffe und Kräfte, vom Reich der Pflanzen und Tiere, von der Erde und von den Sternen, das Wissen von der Vergangenheit der Menschen, von der Geschichte und ihren schwer erkennbaren Gesetzen, das Wissen von den Sitten, Künsten und Schicksalen, das Wissen von dem Recht und der Ordnung der Gesellschaft, das Wissen vom menschlichen Körper, seinem Leben und seinen Krankheiten, das Wissen von den Sprachen, von Zahl und Maß, das ungeheure Wissen der Technik, das Wissen von der menschlichen Seele und ihren Kräften, das Wissen um die Gesetze des Geistes, endlich das Wissen und Glauben an Gott, den Schöpfer und Richter aller Dinge, dessen Stimme allzeit in unserem Bewußtsein als Gewissen erfahrbar ist — das alles im gewaltigen Maß des Erfüllten und in einem noch unendlich größeren Maße des noch Erstrebten ist der Schatz, dessen Wächter und Priester der Akademikerstand sein soll.

Dieses Reich bietet sich nicht von selbst, es will erkämpft werden. Studiengang ist mühseliger, harter, heißer Aufstieg auf hohen Berg, und selbst das Ziel, der akademische Grad, ist kein Ende des steilen Pfades, ist nur ein Aussichtspunkt, der zeigt, daß es noch immer weiter, höher hinauf geht. Aber wenn auch der Aufstieg steil und ohne Ende für den Akademiker rechter Art ist, das Glück des bei jedem Fortschritt erworbenen Besitzes ist groß. Freilich unterscheiden sich die Menschen. Ein großer Teil erwirbt auf diesem Wege nur äußere Form, nimmt Wissensstoff in sein Gedächtnis auf. Der rechte Akademiker indessen, um den es sich vor allem handelt, wird bei jedem Schritte reicher. Er sieht verborgene Zusammenhänge. Es ist, wie wenn zu der sichtbaren irdischen Welt eine zweite, tiefere hinzuträte, welche über die erste, allen Menschen sichtbare Meisterin ist. So erlangt er die Kraft, eine Welt zu sehen, die andere nicht sehen können, und Fähigkeiten, die andere nicht haben. Er kann Krankheiten erkennen und heilen, die dem Laien unverständlich sind. Er kann Sprachen und Zeichen lesen, die den anderen Rätsel bleiben. Er kann den Lauf der Sterne vorausberechnen und es ist, als ob die Sterne sich diesen Berechnungen beugten. Er kann seelische Zusammenhänge ergründen, Gesetze, welche die Menschheit bewegen und umändern, auffinden. Er kann in der Technik neue Gebilde von besonderer Macht herstellen, das Mikroskop, welches die Tiefe, das Fernrohr, welches die Weltallsweite auftut, Röntgenstrahlen, die das Innere der Körper enthüllen. So ist er wie mit Zauberkräften ausgerüstet und verwandelt was er berührt fort und fort die Welt — freilich: der rechte Akademiker, der dieses Namens würdig ist. Plato, Griechenlands größter seherischer Geist, nannte seine Schule Akademia. Daher kommt der Name und seine Vorbedeutung. Denn Plato hat zuerst und entscheidend der Welt des Geistes und der Ideen die übergeordnete Geltung und Macht über das sichtbare Reich zuerkannt. Auf hoher Stufe kann der Akademiker einer letzten Verbundenheit mit diesem Reiche inne werden. Doch hiervon zu sagen, reicht keine Sprache aus.

Die Formen des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und sozialen Lebens und damit, wenn auch auf eine mehr verborgene Weise, die Veränderungen in der Politik, das ganze äußere Schicksal von Menschen und Völkern werden von dem geistigen Schatz, den Akademiker tragen, je und je neu gestaltet. Ruhen die Völker auf

der Arbeit von Hand und Maschine, so entfalten sie sich aus dem Schatz von Wissen, Erfahrung und technischem Können heraus. Diese beiden Quellen, des Daseins und der Fortentwicklung, tragen Schicksal der Menschheit in ihrer Flut.

Aber nun meine Freunde: die beiden Stände in unserem Vaterlande, mit den andern zusammen bilden doch ein Volk; sie sind doch zusammen eine Einheit und die Verschiedenheit ihrer Dienste kann nicht eine letzte Verschiedenheit sein. Es ist doch nicht so, als diente der Arbeiter, der Ernährer, Träger und Spender der Daseinsbedingungen, und als hätte der Akademiker nicht zu dienen, sondern nur zu besitzen. Das wäre ja sinnlos. Alles was wir Akademiker geistig besitzen, dank der handarbeitenden Schicht, besitzen wir nicht für uns, sondern schulden wir dem Volk. Akademiker sind Verwalter und Vermehrer des Schatzes, nicht Selbstbesitzer zuletzt. Sie sind zugleich seine Mittler, damit der Gehalt von Macht und Hilfe, der in diesem Schatz der Erkenntnis, Erfahrung und Technik ruht, immer neu dem Volke zufließt. Aber dennoch: hier liegt ein Problem: die beiden Stände, im Volk, Arbeiter und Akademiker, sind nicht gleich, ihr Dienst ist verschieden; somit besteht zwischen beiden Unterschied, Sonderung, Trennung, Gegensätzlichkeit, aber sie sind dennoch miteinander verknüpft in größerer Einheit, durch Dienst und Pflicht, durch Gabe und Dankbarkeit, die zur Gegengabe führt. Es soll sich für uns jetzt darum handeln, diese beiden einander entgegengesetzten Kräfte, die Kraft der Absonderung der Standes- und Klassenbildung und die andere Kraft der Verbindung und Verschmelzung in Dienst und Gegendienst in die rechte Ordnung zu einander zu bringen. Denn das ist urdeutsches Leid: es fehlt an dieser Ordnung in erschreckendem Maße. Der Akademiker ist geneigt, sich vom Volke abzuheben, von der handarbeitenden Schicht sich zu trennen, sich zu seinesgleichen zurückzuziehen und jene gefährlichen Barrikaden des Anders-sein-, Mehr-sein-wollens aufzurichten. Die Arbeiterschaft aber, die härteste Last des Daseins trägt und von diesen großen Schätzen des Wissens, der Erfahrung und der darin enthaltenen Macht weiß und täglich sieht — fühlt sich allein gelassen, vom Akademiker abgestoßen, zieht sich zurück, ballt sich bedrückt, hart, kampfentschlossen. Das ist nicht gut. Das soll nicht sein, denn dadurch wird das Leben traurig und der Strom der gegenseitigen Hilfe fließt nicht in breiten, glänzenden Fluten, sondern dürftig, düster und träge.

Gewiß gibt es eine berechtigte, natürliche Ordnung des Zusammenschlusses gleichstrebender Menschen. Der Studiengang vereint sie. Sie lernen gemeinsam, gemeinsam sind ihre Aufgaben, ihre Hoffnungen und Befürchtungen, gemeinsam ihre Erlebnisse. Auch ihre Berufstätigkeit führt sie zusammen und sie erleichtern sich gegenseitig das Lebenswerk durch den Zusammenschluß. Solche natürliche Verbindung von Berufskollegen ist gesund, solange sie in ihren Grenzen bleibt. Doch sie hat ihre Grenzen. Wie überall, pflegt eine natürliche Strebung, alleingelassen, das Maß zu überschreiten. Es muß ihr von außen her eine begrenzende Macht entgegentreten.

Denn wenn die Standesbildung allein bleibt, wenn das Verbindende gemeinsamer Arbeit im Uebermaß zum Trennenden von andern wird und schließlich Sinnen und Trachten, Denken und Tun an eben diesen Grenzen endigt, dann kommt jenes Unheil der Isolierung heraus, ein Unheil, von dem Deutschlands Geschichte voll ist. Gerade uns Deutschen ist ja das tragische Talent eigen, alles Trennende zu spüren, herauszuarbeiten, zu betonen, ja ins Maßlose zu steigern und das edlere Gemeinsame preiszugeben. Das haben wir politisch getan in 400 einander feindlich gesinnten Vaterländern bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Und das haben wir mit unseren Klassen und Ständen getan, die sich in einem solchen Maße

von einander entfernten, daß schließlich in vergangenen Zeiten, aber mit Nachwehen bis in unsere Tage, die Angehörigen einer bevorzugten Klasse in einem Mitglied des „vierten" Standes den Mitmenschen vergaßen. Wenn Sie sich ganz drastisch an das verheerende dieser Abriegelung zwischen Menschenklassen erinnern wollen, so denken Sie daran, daß vor 150 Jahren weithin in Deutschland Bauern noch leibeigen waren, in manchen Staaten nicht viel anders, als die Sklaven des römischen Reiches. Da war wenig Gemeinschaft zwischen Herr und Knecht, die Unterschiede unübersteiglich. Und das ist nicht gut. Schon vom Standpunkt irdischer Wohlfahrt aus nicht, denn ein so gespaltenes Volk, innerlich zerrissen, kann nicht kräftig sein. So wie 400 Zollschranken damals die Deutschen äußerlich trennten, so rissen die Gräben der Standesunterschiede das Volk innerlich auf. Wo hat der Unfreie, Glücklose ein Vaterland, für das er Blut und Leben opfern wollte? So ist ein gespalten Volk ein schwaches Volk. Noch mehr! Sein Blut erneuert sich nicht, der Kreislauf der Menschen stockt. Erneuert doch jeder Stand seine elastische Kraft durch Zuzug von anderen Ständen und schwächt sich unaufhaltsam, wenn er Inzucht treibt. Und schließlich, um von vielen Gründen noch einen zu nennen: der Sinn des irdischen Daseins selbst wird verfehlt, denn der irdische Sinn von Volk und Staat ist Wohlfahrt der Menschen und eben nicht nur einiger weniger unter ihnen. Trennen sich aber die Klassen feindlich ab, so wird immer nur ein kleiner Teil, und der nur in stetiger Sorge und mit schlechtem Gewissen, der Erdengüter teilhaftig.

Ein solcher Zustand aber widerspricht über das Irdische hinaus Grundsätzen christlichen Denkens und christlicher Sitte, denn außer dem vom Herrgott selbst in die Wiege gelegten Unterschiede des Charakters und der Begabung gibt es kein Recht, das stärker ist als das natürliche Recht der Menschen: die gleiche Chance zu haben. Standesmäßige Abriegelung aber verneint diese Chance, sperrt Volksteile aus, indem sie andere privilegiert. Und zwar ohne sittliches Recht privilegiert, denn der ausgesperrte Stand trägt Lebenslast für den privilegierten. Deswegen beginnt Trennung der Berufe und Klassen gegen irdische Wohlfahrt und gegen Sittengesetz dann zu verstoßen, wenn Grenzen über das notwendige Maß zum Schaden der Schicksalsgemeinschaft betont werden. Nicht nur der unterdrückte, ausgeschlossene Volksteil leidet unter dem Fluche und dem Unrecht, der bevorzugte Stand selbst wird von der Strafe ereilt. Kurze Zeit und mit immer bedenklicheren Mitteln kann er seine Vormachtstellung behalten und eines Tages zerbricht sie in Umwälzung oder lauter Revolution: in die Tiefe tauchen die führenden Geschlechter, andere aus der Verborgenheit steigen zur Oberfläche empor.

Der Akademiker hat das natürliche Recht, zur Förderung seines Studienganges und seines Berufes sich mit seinesgleichen zusammenzufinden, Freundschaft in diesem Kreise zu pflegen und Erholung zu suchen. Wenn er aber sonst nichts tut als dies, wenn er nicht emporsteigt über die Grenzen seines eigenen Standes, weit darüber hinaus den Menschen ringsum seine Hilfe, seine Hand und sein Herz nicht bietet, dann wird er nicht zum Menschentum gelangen. Dann wird durch arge Verengung nie sein schlummernder Eigenwert zur Wirklichkeit. Dann wird er die Dankesschuld nicht los für die große Opfergabe, die am Anfang steht, die ihm die Andern, die handarbeitenden Menschen lebenslänglich leisten. Er wird nicht teilhaftig des Lebensstromes, der um ihn kreist, und er droht, zu jenem Typus der Minderwertigkeit zu gelangen, den wir treffend als Subalternität kennzeichnen. Denn dies ist Subalternität: im Schwächegefühl sich mit Dünkel wappnen, bei dem eigenen Stand Schutz suchend unterkriechen, gleichsam eine Festung mutloser Unfreiheit beziehend. Der Genius macht sich davon frei. Genius

als tiefster Gegensatz zu Subalternität ist Beschwingtheit des Geistes zur Freiheit über die Grenzen des Standes und der überkommenen Vorurteile hinaus. Genius kennt Grenzen und achtet sie, wo sie gelten. Aber Genius kann fliegen und wagt es; Subalternität kann nur kriechen, wagt es nicht, sich von dem Orte zu entfernen, wo sie sich unter Standesgleichen sicher fühlt.

So erkennen wir in der Ueberspannung jeder Art von akademischer Abriegelung ihr Wesen: Verletzung des Genius der Akademie, mutlose, dünkelhafte Subalternität. Wer nicht in Freimut, ohne Panzer von Titel und Graden den Weg zum Menschentum anderer Klassen beschreitet, dessen Menschentum ist verblaßt. Betont er überheblich, trennt er sich anmaßlich in eitelm Anders-Sein-Gefühl: — so hat er den Geist des akademischen Standes verraten. —

Menschen des Akademikerstandes, in deren Seele der Genius stark genug ist, ihre Freiheit zu sichern, finden den Weg zu den Menschen, den Volksgenossen ringsum und begegnen ihnen offen, aufgeschlossen, nur mit jener Distanz, die jeder erzogene Mensch vor Mitmenschen einzuhalten hat. Wie vollzieht sich solcher Verkehr? Lassen Sie mich das, meine Freunde, in einer drastisch-schematischen Antithese sagen: Fast alle Akademiker, die Aerzte, Richter, Lehrer, Ingenieure, Priester, haben alltäglich mit Menschen anderer Stände zu tun: Sie sollen nicht Schalterdienst an ihnen verrichten, sondern Menschendienst! Schalterdienst hat ein Draußen und ein Drinnen. Draußen zieht vorbei die Schar der Namenlosen, der „Anderen". Zwischen ihnen und dem Schaltermann ist die Wand des Abstandes, des Ganz-anders-seins. Trostlose Maschine: durch ein Loch wird das Dienstgeschäft gereicht — nüchtern und ohne Seele. Es könnte, es sollte doch, wo immer möglich, ein menschliches Tun, eine Begegnung sein: Menschendienst also. Freudig gereicht im tiefen Gefühl der Schicksalsverbundenheit der Menschen und der Brüder eines Volkes. Vielleicht habe ich selbst, vielleicht mein Sohn oder Enkel den Kittel seines Schicksals an. Dann soll ihm begegnet werden, wie ich dem Manne des „vierten" Standes begegne.

Auf meinen letzten Vortragsreisen in Kreisen katholischer Akademiker habe ich mit großer Freude einen Schritt des Durchbruchs traditioneller Standesvorurteile beobachtet, den ich als Symptom einer unaufhaltsamen, gesunden Entwicklung erzählen möchte. In einer Reihe von Städten haben sich katholische Akademiker entschlossen, die Abende, die sie zu Vorträgen, zur Fortbildung, zu Diskussionen benutzen, nicht mehr allein, sondern gemeinschaftlich mit andern, insbesondere mit Arbeitern zuzubringen. Sie luden zu diesen Abenden nicht die Akademiker allein, sondern Arbeiter und Arbeitervereine gemeinschaftlich ein und wechselten das Präsidium der Abende. Das ist eine Begegnung, fruchtbar für beide. Doch gwiß: sie darf nicht die einzige bleiben. Jeder von uns ist dem Bruder Arbeiter verschuldet. Wir müssen, um unseres Volkes willen, um unserer selbst willen, um Gottes willen, sie suchen, sie unsere freundwillige Nähe spüren lassen, müssen vermeiden, was sie, die Schwertragenden, ihr härteres Los spüren läßt. Nicht allzuviel Uebermut, nicht Schaugepränge, herrisches Gehaben, auch in der Jugend nicht! So nur werden wir innerlich mit ihnen ein Volk, so nur erfahren wir zu unserer Bereicherung, was in ihnen lebt und bewegt ist, so nur sind wir in Christus ihre Brüder.

Meine akademischen Freunde! Nicht unser Verdienst ist es in erster Linie, der uns den Anteil an dem großen Reich des akademischen Gutes gewährt und so vor dem handarbeitenden Bruder Mensch hervorhebt, nein, — zwei Geschenke: die göttliche Gnade des Talentes und das Opfer der Aermeren, die für uns die Arbeit mit Händen und Maschinen verrichten. Angesichts dieser Verschuldung aller ge-

hobenen Stände an dem Arbeiterstande gibt es nur eine anständige Antwort: die Dankespflicht lebenslänglich durch Berufsarbeit in menschlichem Verkehr abzutragen, den Dienst, den uns die andern vorgeleistet haben, mit Zinsen zurückzahlen. Absonderung des Akademikers gegenüber dem Arbeiterstande wäre in Wahrheit nicht Zurückhaltung des Besserseins und Stolzes, vielmehr Zurückhaltung der Scham des säumigen Schuldners. Wir Akademiker, wenn wir Glück und Macht aus Wissens- und Erfahrungsschatz genießen, sollen nie, nie vergessen, daß in der gleichen Stunde für jeden von uns Männer in den Schächten Kohlen schaufeln, Kesseln schüren, Aecker pflügen, sonst könnten wir nicht sein.

Möchten die christlichen Akademiker Deutschlands immer daran denken, Hilfe mit Hilfe vergelten, Dienst mit Dienst, damit sie vor sich selbst und vor dem Stuhle des Meisters aller Weisheit, dem höchsten Herrn der Akademie, Antwort geben können auf die Frage nach der großen Schuld, die an der Pforte des akademischen Weges jeder auf sich nahm, der den Pfad zum heiligen Berge einschlug.

Friedrich Dessauer.

Die Jungfrau von Orleans in der Dichtung

Als wundervolles Geschehen inmitten einer kriegdurchtobten Zeit enthielt das tragische Geschick der Jeanne d'Arc solch starke dramatische Kraft, daß eine dichterische Behandlung zur Naturnotwendigkeit wurde. Weit über die Grenzen geschichtlicher und menschlicher Alltäglichkeit wob sich in dem Erdenwirken des einfachen, gottbeseelten Landmädchens von Domremy ein Menschenschicksal auf der Grenzlinie von Diesseits und Jenseits ab, dessen unerhörter Gang dichterische Gestaltungskraft mächtig bewegen mußte. Abgesehen von unbedeutenderen Schöpfungen, die bald nach dem Tode Johannas einsetzten, sind Shakespeare, Voltaire, Schiller und Shaw die bedeutendsten dichterischen Gestalter des Jeanne d'Arc-Stoffes. Indem diese aber das gleiche Thema je nach ihrer Einstellung grundverschieden variieren, schafft jeder von ihnen, durch je ein Jahrhundert getrennt, ein vollständig verschiedenes Abbild der Jungfrau, das aus Nationalhaß, religiöser Gehässigkeit, romantischem Ueberschwang und geistreicher Satire seine Farben mischt.

In dem Königsdrama aus Shakespeares Frühzeit ‚Heinrich VI.' tritt im ersten Teil „Joan la Pucelle commonly called Joan of Arc" in einer Beleuchtung auf, wie britischer Nationalhaß die Urheberin der englischen Niederlagen sieht. Nur in wenigen Szenen tritt Johanna auf. Weit entfernt von der dramatischen Steigerung vor dem Auftreten der Jungfrau, die bei Schiller eine so kunstvolle Gestaltung gefunden hat, bringt der Bastard von Orleans Johanna, als der geschlagene König Karl abziehen will. Wie Schiller und Shaw geht auch Shakespeare von der übereinstimmenden Angabe der Quellen aus, wonach Johanna den echten König trotz versuchter Täuschung erkennt. Zum Beweis ihrer göttlichen Sendung kämpft sie mit dem König und besiegt ihn (nicht überliefert). Die wichtigste, geschichtlich beglaubigte Versprechung, den Dauphin in Reims krönen zu wollen, hat Shakespeare vorweg genommen, indem er die Krönung vor das Auftreten Johannas verlegt. Entgegen aller geschichtlichen Wahrheit sagt die Jungfrau dem Liebeswerben Karls Erhörung zu:

Ich darf der Liebe Bräuche nicht erproben,
Weil mein Beruf geheiligt ist von oben.
Wenn ich erst alle Feinde dir verjagt,
Dann werde die Belohnung zugesagt.

Diese Aenderung ist charakteristisch; sie weist auf den gehässigen Schluß hin. Orleans wird entsetzt, Johanna führt das französische Heer in die Stadt, und sie selbst wird als Siegerin geehrt. Vom englischen Standpunkte aus, entgegen aller geschichtlichen Wahrheit, läßt dann Shakespeare Orleans wieder in die Hände der Engländer fallen. Nachdem dann noch Johanna durch List Rouen eingenommen, aber auch wieder verloren hat (ungeschichtlich), führt sie in einer vom Dichter geschickt erfundenen Szene die Versöhnung Philipps von Burgund mit König Karl herbei. Wie bisher durch List und Schlauheit, so siegt sie hier durch Beredsamkeit. Schiller hat diese Szene in enger Anlehnung übernommen. Am stärksten wirkt sich der Haß des Dichters in der Katastrophe aus. Nach der Vereinigung der englischen Parteien ruft Johanna noch einmal die bösen Geister zu Hilfe:

Nun, ihr vertrauten Geister, ausgesucht
Aus mächt'gen unterird'schen Regionen,
Helft mir dies eine Mal, daß Frankreich siege!
Nehmt meine Seele, Leib und Seel' und alles,
Eh' England Frankreich unter sich soll bringen!

Aber ihre Zauberkünste sind zu schwach, um die Mächte der Hölle weiterhin an sich zu ketten. Die heranstürmenden Engländer nehmen die Fluchende gefangen. Auch hier ist Shakespeare zugunsten seiner Landsleute von der Wahrheit abgewichen. Denn Johanna wurde bei einem Ausfall aus Compiègne durch Burgunder gefangen und an die Engländer verkauft. Beim letzten Auftreten, ehe die Jungfrau zum Tode geführt wird, erreicht die Gehässigkeit des Dichters ihren Höhepunkt. Zunächst verleugnet Johanna in ihrem Hochmut ihren Vater; dann versucht sie mit dreistesten Lügen über ihre königliche Herkunft und durch nachdrückliche Betonung ihrer Heiligkeit der Strafe zu entgehen. Den Höhepunkt erreicht dieses Zerrbild der Wahrheit, als Johanna, die eben noch verkündet hat:

— — — — — — — — daß Jeanne d'Arc
Seit ihrer zarten Kindheit Jungfrau blieb,
Selbst in Gedanken keusch und unbefleckt;
Daß ihr jungfräulich Blut, so streng vergossen,
Um Rache schrei'n wird an des Himmels Thron!

ihre Schwachheit eingesteht und bekennt, daß sie Mutter ist! Natürlich erregt dieses „Wunder" der Jungfrau Hohngelächter der Engländer. Und um die Schmach zu steigern, läßt der Dichter sie zweifeln, wer von denen, die sich ihrer Gunst erfreuten, der Vater ist. Doch auch dieser Vorwand kann sie nicht retten, und unter Flüchen und Verwünschungen wird Johanna, die offenkundige Hexe, zum Tode geführt. — Allerdings steht bei dem Drama Shakespeares Urheberschaft nicht unbestritten fest; es gehört zu den Jugendarbeiten, die nach fremden Vorlagen bearbeitet sind. Jedenfalls aber ist diese Art einer dramatischen Darstellung des Jeanne d'Arc-Stoffes ein Ausfluß englischen Nationalhasses.

Im Gegensatz zu Shakespeare chauvinistischer Einstellung sieht Voltaire in seinem Epos ‚La Pucelle d'Orléans' (1730—62) in der Gestalt und dem Schicksal der Jungfrau nur den Inbegriff der kulturellen Verblödung des Mittelalters, die nach seiner Ansicht auf die große Macht der verhaßten katholischen Kirche zurückgeht. Seit Johanna 1456 infolge der Revision des ungeheuerlichen Prozeßverfahrens für völlig unschuldig erklärt worden war, hatte ihre Verehrung in weiten Kreisen zugenommen, und Prozessionen feierten alljährlich das Andenken an die Nationalheldin. In seinem maßlosen Hasse gegen die katholische Kirche sah Voltaire hier eine willkommene Gelegenheit, alle Roheit, Dummheit und Beschränktheit des Mittelalters, vor allem die christliche Weltanschauung im Dienste der Aufklärung mit der beißenden Lauge seines schonungslosen Spottes zu überschütten.

Johanna wird ins Unflätige und Gemeine verzerrt. Sie ist keine gottbegeisterte Heldin, sondern ein Werkzeug in den Händen betrügerischer Priester. Blendender Geist und ätzender Witz sind Voltaires wirkungsvolle Waffen. Der Hauptkampf galt der katholischen Kirche: écrasez l'infame! Dieses geistreiche Schmähwerk, an dem Voltaire drei Jahrzehnte gearbeitet hat, schien sogar dem rationalistischen Zeitgeist so unerhört kühn, daß das Epos nur handschriftlich verbreitet wurde, bis es 1762 im Druck erschien. In den Kreisen der Aufgeklärten, zu denen nicht zuletzt Fürstenthrone gehörten, galt Jeanne d'Arc fortan als der Inbegriff mittelalterlicher Dummheit.

War es klar, daß Schiller bei der dramatischen Behandlung des Freiheitsbegriffes bei den einzelnen Nationen auf den hundertjährigen Kampf Frankreichs gegen die englischen Machtansprüche stoßen mußte, in dem Jeanne d'Arc die entscheidende Rolle spielte, so ergriff er mit warmem Herzen die Gelegenheit, der besudelten Gestalt der edlen Jungfrau in einer dramatischen Ehrenrettung Gerechtigkeit zu erweisen, mehr aber noch, das „edle Bild der Menschheit" gegen den Skeptizismus der Aufklärung zu schützen. An dem Beispiel der Jungfrau sollte der ewige Kampf zwischen Idealismus und Materialismus dargestellt werden. Des Dichters Wort an Körner: „Schon der Stoff hält mich warm, ich bin mit dem ganzen Herz dabei" findet seine dichterische Ausprägung in dem Vers aus dem Gedicht „Das Mädchen von Orleans":

Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!

In seiner schroffen Kampfansage gegen Voltaire und in seiner Gestaltung der Jungfrau als einer Vorkämpferin für die sittliche Größe eines geläuterten Menschentums führt er Johanna als die Vergeistigung des Sinnlichen durch die Kämpfe ihrer irdischen Laufbahn hindurch und zeigt, daß es nicht möglich ist, „die sinnliche Natur wie eine grobe Hülle abzustreifen". Aber die Vergeistigung der Körperlichkeit zeigt sich in der Kraft der Seele, die nach veredelndem innerem Kampfe den wahren Menschen in seinem erhabenen Charakter reifen läßt. Nicht nur die von Voltaire vertretene Aufklärung mit ihrer seelenlosen einseitigen Verstandesbildung hatte Schiller zu dieser Anschauung geführt. Mehr noch ließ ihn Kants Forderung der ungehemmten Vorherrschaft des Verstandes die sinnlich geschaute Welt seines Dichtens und die Ueberzeugung von der Macht des Gemütes ernstlich bedrohen. Für Schiller wird Johanna die Gestalt, die die sittlichen Kräfte anspannt, die als Verkörperung des wahren Vernunftgesetzes in ihrer Ueberwindung der sinnlichen Natur ins Erhabene wächst, d. h. mit Schillers Worten: in Johanna verkörpert sich die „energische Schönheit". Aus dieser Einstellung heraus proklamiert Schiller als Grundtendenz seines eben angefangenen Dramas: „Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüt zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen." Von dieser Idee aus formt nun der Dichter sein Drama. Die Welt des Königs ist ein Abbild einer rein ästhetischen — dekadenten — Welteinstellung ohne Tatkraft, Vernunft und Pflichtgefühl, die ihre Schwäche hinter schönen Worten und Gedanken verbirgt. Agnes Sorel ist der Typ der „schönen Seele" ohne Kampf und Leidenschaft. Der energische Wille zur Tat verkörpert sich in Dunois, der harten Naturkraft ohne Verfeinerung, der schärfste Gegensatz zu Karl. Es bedarf der unwiderstehlichen Kraft einer hinreißenden — vom Himmel kommenden — Idee, um die Tatenlosigkeit zu beflügeln und die Gegensätze zu gemeinsamem Handeln zu versöhnen. Der Sieg des Idealismus über den Materialismus ist die Aufgabe Johannas. Von diesem Gesichtspunkte aus ist ihre überragend zentrale Stellung

sowie die Unterordnung aller übrigen Kräfte im dramatischen Aufbau geschaffen. Wenn auch die Durchführung der Grundidee von dramatischen Schwächen unterbrochen wird — breit ausgesponnene Nebenmotive, die seltsam plötzlich aufflammende Neigung zu Lionel usw. —, so feiert doch die Idee, auch bei der wesentlichen Abweichung von der Geschichte, ihren Triumph. Wie die strebenden Pfeiler und Türme der himmelstrebenden Gotik, mit dem krönenden Abschluß der Kreuzblume, führt uns das Miterleben der Ideenentwicklung in der „Jungfrau von Orleans" aus der Erdenschwere hinauf in die lichte Heimat der Ideen. Und wie das feurige Licht durch die farbensprühenden Fenster bricht und die himmlische Glorie hereinzuströmen scheint, so ersteht aus der Jenseitsvision der letzten Szene der verklärte Sieg des Idealen! Durch diese wahrhaft dichterische Gestaltung des Jeanne d'Arc-Stoffes hat Schiller, ohne — abgesehen vom Schluß — der Geschichte allzu sehr Gewalt anzutun, das fortan gültige Bild der Jungfrau von Orleans geschaffen. Nur von seinem Drama kann es heißen:

Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz: du wirst unsterblich leben!

Im Gegensatz zu Schiller betont Bernhard Shaw die geschichtliche Einstellung. Seine ‚Heilige Johanna' sieht Ereignisse und Personen vom Standpunkte der modernen Gegenwart, baut aber auf den gesicherten Ergebnissen der geschichtlichen Forschung auf. Die Gesichtspunkte, von denen aus Shaw das tragische Erdenschicksal seiner Heldin sieht, legt er in einer umfangreichen, blendend geistreichen Einleitung auseinander. Hier wird schon der Rahmen gespannt, in dem das dramatische Gemälde entwickelt wird. Das Problem ist die richtige Erfassung des Zeitgeistes, Menschen und Geschehnisse als typischen Ausdruck ihrer Zeit zu begreifen und somit unter Hinweis auf die Unwandelbarkeit der Grundlagen des menschlichen Charakters den Menschen der Gegenwart das gleiche Fehlurteil zuzuschreiben, wie es das beginnende 15. Jahrhundert gefällt hat: „Johanna wurde im wesentlichen wegen desselben Deliktes verfolgt, wegen dessen man sie heute verfolgen würde."

„Ich schreibe in voller Erkenntnis des Mittelalters", sagt Shaw. Aber der Satiriker in ihm muß die Schwächen der Menschen geißeln; er kann seine schärfste Waffe, die kaltspöttelnde Vernunft, nicht unbenutzt lassen. In enger Anlehnung an den äußeren Gang der Geschichte läßt der englische Dichter das Geschick der Jungfrau in sechs Szenen abrollen. In großem Gegensatz zu Schiller gibt es bei Shaw keine Wunder. Im modernen Rationalismus ist dafür kein Raum. Nur in lächerlicher Form, in den Augen eines beschränkten Dieners (1. Szene) wird durch ein läppisches „Wunder" in Wirklichkeit der Wunderglaube verspottet. Auch der Windwechsel vor Orleans (3. Szene) braucht nicht unbedingt ein Wunder zu sein. Johannas größtes Wunder besteht in ihrer mutigen Entschlossenheit, ihrem klaren, ungetrübten Verstande, der schärfer sieht als ihre Umgebung, in der göttlichen Kraft, die in ihr lebt und die durch himmlische Erscheinungen gestärkt wird, sowie in der Reinheit des Körpers und der Seele. Ihr gottgewolltes Ziel bringt sie notwendigerweise in Konflikt mit den beiden großen Mächten der mittelalterlichen Welt: Lehnsadel und Kirche. In der so bedeutungsvollen 4. Szene, dem Höhepunkt der Dichtung, entwickeln diese beiden Mächte durch den Mund ihrer Vertreter Warwick und Cauchon ihre Gedankengänge. Warwick, der Typ der verstandesscharfen, egoistischen Weltklugheit, das Urbild des Engländers schlechthin, sieht in Johannas Ziel, Frankreich von den Engländern zu befreien und den Dauphin zum König aller Franzosen zu krönen, „einen listigen Anschlag, um die Aristokratie zu unterdrücken und den König zum alleinigen und absoluten Herrn zu machen. Statt, daß der König bloß der Erste unter seinen Pairs sein soll, wird

er deren Herr. Das können wir nicht dulden." Wird somit der Lehnsadel zum natürlichen Feind Johannas wegen seiner bedrohten Existenz, dem sich der Kaplan von Stogumber als Typ des beschränkten Durchschnittsengländers anschließt, weil die Jungfrau England seine gesetzmäßigen Eroberungen streitig macht, „zu denen Gott es ermächtigt hat wegen seiner besonderen Fähigkeit, weniger zivilisierte Rassen zu deren eigenem Vorteil zu regieren", so vertritt der Bischof Cauchon die bedrohte Autorität der Kirche. „Sie handelt, als ob sie die Kirche selber wäre. Hat sie jemals in all ihren Aeußerungen ein Wort von der Kirche gesagt? Niemals! Es ist immer Gott und sie selber!" In kurzer Fassung stellt sich das Problem so dar: vom Standpunkte des Adels hat Johanna niemals den Adel erwähnt und nur an den König und sich selber gedacht, während in Cauchons Augen die Jungfrau niemals die Kirche erwähnt und nur an Gott und sich selber gedacht hat. Es ist Shaw selbst, der dann durch den Mund Warwicks spricht: „Ganz richtig! Schließlich ist beides aber ein und dasselbe. Es geht in die Tiefe, Eminenz; es ist der Protest der individuellen Seele gegen die Vermittlung des Priesters oder Pairs zwischen dem Privatmann und seinem Gott. Ich würde es Protestantismus nennen, wenn ich dafür einen Namen finden müßte." Indem dann der Bischof Johannas weltliche Schuld mit „Nationalismus" bezeichnet, steht die Jungfrau zwischen den beiden Mächten, die sie vom Standpunkte ihrer Existenzberechtigung zermalmen müssen. Keinesfalls kann man Shaw zustimmen, wenn er Johanna eine Protestantin nennt. Denn die wesentlichste Voraussetzung, die Trennung von der kirchlichen Lehre und das Leugnen der päpstlichen Autorität, fehlt vollkommen. Johanna blieb stets ein getreues Kind der Kirche; dazu hätte ihre kindliche Einfalt niemals einen solchen Gedanken fassen können. Die groß angelegte Inquisitionsszene bringt den Zusammenprall der feindlichen Kräfte und ihres Opfers. Mit wohlwollender Gerechtigkeit wird die Untersuchung entgegen dem Drängen Warwicks geführt. Gesunder Menschenverstand gibt der Angeklagten die Antworten ein; ihr einfältiger Sinn kann die tiefere Bedeutung der Anklage nicht verstehen. Das harte Gesetz, die Anschauung der Zeit, gewinnt den Sieg; Johanna muß unterliegen. Es ist die tiefste Wahrheit, die der Inquisitor nach der Verurteilung verkündet: „Es ist eine fürchterliche Sache, ein junges und unschuldiges Geschöpf zermalmt zu sehen zwischen diesen gewaltigen Kräften: Kirche und Gesetz. Was weiß sie von Kirche und Gesetz! Sie hat kein Wort von unserem Gerede verstanden." Ein Akt dichterischer Gerechtigkeit ist es, wenn Johannas fanatischer Feind, Stogumber, nach dem Anblick ihres Feuertodes seelisch zusammenbricht. — „Ich klage die menschliche Gerechtigkeit an, es ist nicht die göttliche Gerechtigkeit." Dieses Wort des Bischofs Cauchon im Epilog weist auf die Unveränderlichkeit des beschränkten menschlichen Standpunktes hin. In diesem Epilog kommt der Satiriker zu seinem Recht. Das ungeheuerliche Fehlurteil ist widerrufen; die Heiligsprechung ist bereits erfolgt. Wie aber würde sich die Menschheit verhalten, wenn wieder eine Johanna auf Erden erschiene? Shaws Skeptizismus weiß die Antwort: „Und jetzt sagt mir: soll ich vom Tode auferstehen und als lebendiges Weib zu euch zurückkehren?" Nur eine Antwort haben alle, die ihren Beistand oder ihre eigene Unzulänglichkeit erfahren haben: mit nichtigen Ausreden verschwinden sie! Und Johanna, die von sich sagen darf: „Mein Haupt war im Himmel, und die Glorie Gottes ruhte auf mir", muß die tragische Frage aussprechen: „O Gott, der du diese wundervolle Erde geschaffen hast, wie lange wird es dauern, bis sie bereit sein wird, deine Heiligen zu empfangen, wie lange, o Gott, wie lange?"

Ebenfalls in enger Anlehnung an die Geschichte unternimmt es Georg Terramare in seinem Jeanne d'Arc-Roman ‚Die Magd von Domremy'

(München 1925, Kösel & Pustet), das tragische Thema mit besonderer psychologischer Vertiefung zu entwickeln. In eine farbenreiche, zuweilen kraß gezeichnete Wirklichkeit ist die Gestalt Johannas hineingestellt, um die mit La Tremoïlle als Gegenspieler sich die Handlung gruppiert. In sich trägt die Jungfrau die göttliche Sendung; äußere Wunder fehlen. Somit geht Terramare von ähnlichen Voraussetzungen aus wie Shaw. Nur als mächtiger Unterton klingt das Überirdische an, das gleichwohl die tragende Macht ist. Die Sprache ist weich, lyrisch gefärbt und von plastischer Bildhaftigkeit, doch vermißt man zuweilen eine dramatische Steigerung des Ausdrucks. Wenn auch Zeichen ihrer Zeit, so sind doch die Reflexe einer oft krassen Erotik zu stark. Besonders Johanna selbst brauchte nicht in diesem heißen Brodem zu atmen! Mit reifer Kunst entwickelt der Dichter aus Johannas Innerm die Wege ihrer Sendung, die sie ebenso zu rauschenden Siegen wie zu dem Verhängnis führen, das aus den finsteren Gründen einer kaltberechnenden Staatsräson heraufsteigt, um Johanna als Todgeweihte zu umschließen.

Mit Shaws Gestaltung des an dramatischen Momenten so reichen Jeanne d'Arc-Stoffes ist unter Verwendung der um die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzenden umfassenden Erforschung der geschichtlichen Umstände die dichterische Behandlung des Problems in Anlehnung an die geschichtliche Wahrheit in ein neues Stadium getreten. Shaws Streben nach objektiver Wahrheit ist anzuerkennen. Seine Sympathie gehört ganz und gar Johanna, die er würdig gezeichnet hat. Ueberreichlich aber, von der Einstellung des Dichters aus verständlich, ist das satirische Element. Eine würdige dichterische Behandlung muß dem hehren Geiste der Heiligen entsprechend auch eine erhabene Darstellung finden, die erschüttert und erhebt, ohne durch satirische Reflexe weniger erhabene Stimmungen auszulösen. Zwischen Schiller und Shaw dürfte die dichterische Wahrheit liegen.

Willi Beils.

Max Waldau

Der oberschlesische Heimatdichter Georg von Hauenschild oder Max Waldau, wie er sich als Schriftsteller nannte, ist heute ein Vergessener, der selbst in weiten Kreisen Oberschlesiens unbekannt ist. Und doch haben seine Werke einst in ganz Deutschland Aufsehen erregt. Damals schrieben die ‚Hamburger Jahreszeiten' über seinen Erstlingsroman: „Kein Buch der neueren Literatur hat solch Aufsehen gemacht wie Max Waldaus ‚Nach der Natur'." Die gesamte Journalistik sprach sich mit seltener Einmütigkeit anerkennend aus, wir nennen nur die ‚Kölnische Zeitung', den ‚Hamburger Correspondent', die ‚Norddeutsche Presse', die ‚Weser-Zeitung', das ‚Dresdener Journal', die ‚Blätter für literarische Unterhaltung', die ‚Europa' usw. Man kann also ruhig sagen, daß sich das ganze Deutschland der 50er Jahre mit den Werken unseres Dichters beschäftigt hat. Als er im Jahre 1855 starb, widmeten ihm, dem überzeugten Demokraten, auch rechtsstehende Blätter warme Nachrufe. So schreibt Kurnik in der ‚Schlesischen Zeitung' über Max Waldau: „... Ein stolzer und hochstrebender Geist, ordnete er sich doch vollständig unter, um die Interessen der Bildung und Humanität zu fördern. Anschmiegend und voll Herzlichkeit im persönlichen Verkehr, trat er doch mit einer ehernen Festigkeit in die öffentliche Schranke, wo es galt, dem Schönen und Guten eine Bahn zu brechen. Erfüllt von den Idealen des Wahren und Guten, entbrannte er in einem edlen Zorne gegen jedes Streben, das diese Ideale zu verkehren drohte ..." Mit diesen wenigen Worten wird uns in sicheren Strichen ein Bild des Idealisten Max Waldau gezeichnet, der durch seine anziehende Persönlichkeit immer wieder neue Anhänger gewann. Die bereits erwähnte Hamburger Zeitschrift sagt darüber aus Anlaß des Aufenthaltes des Dichters in Hamburg in ihrer Septembernummer des Jahres 1850: „Dr. Georg von Hauenschild, unser hochverehrter Mitarbeiter und Freund, verweilt seit einigen Tagen in Begleitung seiner jungen Frau in unserer Mitte. Sein Aufenthalt wird sich wahrscheinlich auf einige Zeit ausdehnen, da unter seinen Augen das neueste Werk des berühmten Schriftstellers ‚Aus der Junkerwelt' vollendet werden soll. Der geistreiche Mann erregt in den intelligenten Kreisen unserer Stadt allgemeines Interesse, um so mehr, da man sich von ihm ein ganz anderes Bild entworfen hatte. Herr von Hauenschild ist ein eklatanter Beweis, daß man auch in Glacéhandschuhen und mit vollendeter aristokratischer Tournure Demokrat in des Wortes schönster Bedeutung sein kann." Der Wiener Hofbibliothekar Konstantin Wurzbach ergänzt die Schilderung des Dichters in glücklichster Weise und beantwortet uns die Frage nach dem Aussehen des Dichters: „Waldaus äußere Erscheinung ließ auf den ersten Moment den genialen Denker und Dichter erkennen. Von schwächlicher Körperkonstitution, groß aber schmächtig, erschien er, da er sich stark vorwärts zu halten pflegte, kleiner als er in Wirklichkeit war. Reiches, volles, dunkelblondes Haar umschattete sein blasses, fast leidend aussehendes Gesicht, und ein tiefdunkelglühendes Augenpaar sprach für die potenzierte Gesundheit seines Geistes. In seinen Manieren frei aber edel, in seinem Anzuge höchst glücklich einfach, aber stets elegant; wenn er gesund war, von einem unverwüstlichen Humor beseelt, der, wenn er sich steigerte, fast dämonisch werden konnte, war er ein liebevoller Sohn, der in seiner Mutter sein Idol verehrte; ein zärtlicher Bruder, an dem seine zwei Schwestern mit voller Zärtlichkeit hingen; ein glücklicher Gatte und Vater, der in seiner Frau und seinem Kinde, wie er oft sagte, eigentlich das Leben erst recht verstehen lernte. . . ."

Max Waldau ist in jeder Beziehung eine ansprechende Erscheinung gewesen,

und doch ist es heute schwer, ihn der Gegenwart lebendig zu machen. Ganz abgesehen davon, daß seine Werke vergriffen sind, würde es schwer halten, ihm eine größere Lesegemeinde zu verschaffen. Er vertrat überall mit derselben Offenheit wie Görres den Gedanken der Freiheit, leider hatte er aber nicht dieselbe Zeit zu seiner Entwicklung. Als er starb, war er noch nicht dreißig Jahre alt. Seine beiden Romane, die seinen Ruhm begründeten, hatte er als Dreiundzwanzig- und Fünfundzwanzigjähriger geschrieben. Wohl stammte er aus einer frommen katholischen Familie des oberschlesischen Adels, seine geistlichen Erzieher haben aber gelegentlich bei seiner Natur, die sich gegen jeden Zwang auflehnte, den Bogen überspannt. Deswegen ist der junge Max Waldau in einen Gegensatz zur Geistlichkeit gekommen. Er ist aber in seiner Schilderung der geistlichen Herren durchaus sachlich. In dem zweiten Teile seines Romans ‚Nach der Natur' zeigt er uns die einzelnen Typen der oberschlesischen Landgeistlichkeit. Den äußerlich tadellos angezogenen Pfarrer, der aber nur Anteilnahme an seiner Landwirtschaft hat, den Erzpriester, der in seinem geistigen Hochmute auf keinerlei Vorschläge zur Besserung des Schulwesens eingehen will, und endlich auch den Seelsorger, der in seiner Liebe und Fürsorge auch eine arme protestantische Frau einschließt. Seine Gestalten zeigt uns der Dichter allerdings in einem unbarmherzig grellen Lichte, so daß sich mancher abgestoßen fühlen kann. Der Dichter meinte es aber durchaus ehrlich. In seinem Nachlaß findet sich ein Blatt, auf dem er sich mit den Pflichten eines Landpfarrers auseinandersetzte.

Einer größeren Verbreitung seiner Prosawerke würden auch seine philosophischen Gedankengänge, die immer wieder neben historischen und kunstkritischen Bemerkungen in die Erzählung eingestreut sind, im Wege stehen. Sein glänzender Geist spielte mit den Ideen. Gleich einem farbenprächtigen Feuerwerk ließ er diesen oder jenen Gedanken vor unseren Augen aufsteigen, ohne selbst immer von ihm überzeugt zu sein. Er legte dem Leser gleichsam verschiedene Ansichten zur gefälligen Auswahl nebeneinander hin. Wenn man also will, kann man aus seinen Werken alles mögliche beweisen, unter anderem auch, daß der Dichter ein Atheist gewesen ist. Gegen diesen Vorwurf hatte er sich selbst bereits mit aller Schärfe gewandt. Daß er die Folgerungen aus seinen vorgetragenen Gedankengängen nicht gezogen hat, zeigt uns sein Leben. Er verkehrte viel mit Geistlichen. In dem Bücherschranke des Dichters findet sich heute noch ein kostbares Werk, das der Pfarrer des benachbarten Dorfes seiner Gattin geschenkt hat. Seinen ersten Zusammenbruch hatte er in der Kirche dieses Ortes, und zu seinem Begräbnisse sind nicht weniger als zehn Geistliche erschienen. Als er sich als Student in Heidelberg mit der protestantischen Rose Willy, der Tochter eines Universitätsprofessors, verlobte, hatte er die schwersten Gewissensbedenken. In einem seiner Gedichte des Nachlasses heißt es:

„Wie bet' ich heiß, doch mein Gebet ist Sünde,
So sagten mir die bleichen Mönche drüben,
Weil ich auf andrem Herd mein Herz entzünde,
Als wo sie ihre alten Bräuche üben.
Und doch, und doch, ich kann nicht weichen,
Ich folge meiner Gottheit Zeichen."

Solche Bedenken hat kein Atheist oder Feind der Kirche. In dem Kirchdorfe des Dichters habe ich im vergangenen Jahre einen Greis gesprochen, der an Max Waldau noch ganz bestimmte Erinnerungen hat. Er erzählte mir folgendes: „Freilich habe ich ihn noch gekannt. Ich war ja Ministrant, und da sind wir stets zur Kollende ins Tscheidter Schloß gegangen. Zuerst waren wir bei den Bauern und

dann gingen wir ins Schloß zum Abendbrot. Jeder Miniſtrant hat außerdem noch eine Mark bekommen. Er war ein guter Herr. . . . Auch in den Notjahren von 48 hat er ſeinen Leuten viel geholfen. Jeden Sonntag pflegte er zur Kirche zu kommen. Fehlte er einmal, ſo wußten wir, daß er krank war."

Ebenſo wie die religiöſe Einſtellung Max Waldaus in ſeinen Werken infolge ſeiner Jugend nicht voll ausgereift zum Ausdruck kommt, ſo daß man einwandfrei aus ſeinen Aeußerungen ſeine Ueberzeugung feſtſtellen könnte, ſo widerſpruchsvoll iſt auch ſein Bild in politiſcher Beziehung. Er iſt großdeutſch geſinnt, von Preußen ſagt er aber, daß es die Achſe kommender Zuſtände in Deutſchland ſein muß, da die anderen Staaten keinen Ankergrund für die Zukunft bieten. Der Gedanke, Deutſcher zu ſein, macht ihn weder niedergeſchlagen noch ſtolz. Politiſche Grenzen, Mutterſprache und ſogar Volkseigentümlichkeiten ſind zufällige Erſcheinungen, die nach ſeiner Ueberzeugung die Erfüllung der Aufgaben des Menſchengeſchlechtes nur verzögern. Sein Menſchheitsideal liegt in weiter Ferne, und er weiß, daß nur durch eine allgemeine Steigerung der Volksbildung die Zeit heraufgeführt werden kann, wo keine Geſetze mehr notwendig ſind. Nach ſeiner Anſicht iſt der freie Menſch ſtolz und edel, es gäbe aber keine Freiheit, ſolange Geſetze beſtehen. Trotzdem iſt aber Max Waldau nicht auf die Barrikaden gegangen, wie mancher andere Dichter der 48er Jahre. Er betrachtet jeden Menſchen, der zu den Waffen greift, um die Verhältniſſe zu beſſern, als einen Barbaren, ebenſo wie die Fürſten, die gegen die Rechte des Volkes Geſchütze auffahren laſſen. Nur durch die Ueberlegenheit des Geiſtes ſoll der Sieg errungen werden. Und auf den deutſchen Geiſt iſt der Dichter ſtolz:

„Der deutſche Geiſt, dem keiner zu vergleichen,
Es iſt der Geiſt, dem ſich die Völker neigen,
Indem ſie auf der — Deutſchen Nacken ſteigen."

Für dieſen deutſchen Geiſt erſehnte er einen Leib, ein Deutſchland wollte er ſehen, nicht dreißig deutſche Länder. Der Dichter liebt dieſes Deutſchland und ſeine Heimat mit der ganzen Kraft ſeiner Seele. Ueberall trat er für ſein Heimatland ein, damals wurde ja von den Verwaltungsbehörden die Phraſe von der Kulturunfähigkeit der Oberſchleſier ausgeſtreut. Max Waldau ſtellte dagegen den Herren am grünen Tiſche die Frage: Wer hat ſich denn überhaupt die Mühe genommen, Oberſchleſien kennenzulernen? Die Bildungsfähigkeit auch ſeiner ſlaviſch ſprechenden Landsleute will er dadurch beweiſen, daß er ihre Volkslieder ſammelt und in deutſche Verſe ſetzt. Die Zuſtände in Oberſchleſien waren damals unerhört traurig. Zwanzigtauſend Menſchen ſind in den Jahren 47 und 48 an Hunger und Krankheiten zugrunde gegangen. Bereits im Juni des Jahres 47 ſchrieb der Dichter: „Das hohläugige, leichenfahle Geſpenſt, der Hunger, ſchwingt ſeine Geißel und ſchlägt ſeine bleiſchwere Kralle in ihre Leiber." Dabei ſchrieben die Verwaltungsbeamten nur beſchönigende Berichte. Deswegen goß er die volle Schale ſeiner Verachtung über dieſe Menſchen aus, die keine Mittel fanden, um dem armen Volke zu helfen. Mit ſeinem Herzen ſteht der Dichter ſtets ganz auf ſeiten der Armen und Bedrängten. Die oberſchleſiſche Frage, die damals für die Regierenden überhaupt nicht beſtand, hat er mit einer Schärfe erkannt, wie niemand vor ihm zuvor. Er ſtellt feſt, daß es ſich erſt erweiſen müßte, ob ganz Schleſien eine deutſche Zukunft haben würde. Er war gegen die halben Maßnahmen der Regierung und forderte entweder eine entſchiedene Eindeutſchung oder kulturelle Autonomie. Leider iſt ſeine trübe Ahnung bezüglich unſerer Heimat in Erfüllung gegangen. Aber auch manche andere ſeiner politiſchen Vorausſagen iſt eingetroffen, ſo die Zertrümmerung Oeſterreichs und die große Revolution in Rußland. Von dieſem Lande

erwartete er überhaupt das Heil. Für Europa gab es nach seiner Ansicht noch zwei unversuchte Mittel zur Rettung: das Barbarenvolk der Russen, und wenn auch dies nicht hilft, den Sieg der Frauen über das Vorurteil, das sie fesselt. Er wandte sich überhaupt recht oft an die Frauen, die Mütter kommender Geschlechter, da er von der Gegenwart keine Besserung erhoffte.

In der Einsamkeit des Familiengutes hat der Dichter rastlos gearbeitet, denn seine Werke sollten ja an der Erneuerung der Menschheit mithelfen. Meist hat er die ganze Nacht hindurch gearbeitet und ging erst schlafen, wenn der neue Tag dämmerte. Daher ist die Zahl seiner Werke im Verhältnis zu der kurzen Spanne seines Lebens unverhältnismäßig groß. Max Waldau ist im Jahre 1825 in Breslau geboren und bereits 1855 am Typhus, der damaligen Krankheit der Oberschlesier gestorben. Außer den beiden bereits erwähnten Romanen ‚Nach der Natur' und ‚Aus der Junkerwelt', die seinen Namen berühmt gemacht haben, hatte er bereits einen dritten Roman fertig im Kopfe. Er pflegte aber erst dann an die Niederschrift eines Werkes zu gehen, wenn er es bis in alle Einzelheiten zu Ende gedacht hatte. Offenbar hatte er mit der Niederschrift dieses Romanes noch nicht begonnen, denn es ist uns nichts erhalten. Neben drei Novellen, die in Zeitschriften erschienen sind, hat Max Waldau auch sein Erstlingswerk ‚Ein Elfenmärchen' (1846) in Prosa geschrieben. Es ist dies eine Erzählung, die an den Verhältnissen ihrer Zeit Kritik übt. Als Lyriker steht Max Waldau zum Teil unter dem Einflusse Heines und Platens. Er bevorzugt die Form der Kanzonen und Sonette. Seine Gedichtsammlung ‚Die Blätter im Winde' (1847/48) ist spurlos an ihrer Zeit vorüber gegangen, da auch weniger wertvolle Gedichte Eingang gefunden haben, und die schlechte Anordnung vom Buchdrucker stammte. Noch stärker als in diesen Gedichten fordert er in den Kanzonen des Jahres 1848 freies Menschentum. Die politische Kanzone ‚O diese Zeit' (1850) gibt der wehmutsvollen Stimmung der nachrevolutionären Zeit Ausdruck. Auch in der erzählenden Dichtung hat sich Max Waldau mit Erfolg versucht. Sein Epos ‚Cordula', eine Dorfgeschichte aus dem Engadin, ist das Lieblingskind seiner Phantasie. Er hat diesen Stoff im Jahre 1854 vollständig neu umgestaltet. Im Todesjahre des Dichters erschien die ‚Rahab', ein Frauenbild aus der Bibel. Trotz des ein wenig heiklen Stoffes habe ich keine keuschere Dichtung gelesen, die das Verhältnis von Mann und Frau behandelt. Man kommt von ihr nicht mehr los, wenn man sie einmal gelesen hat. Ueberblicken wir die Werke Max Waldaus, so müssen wir feststellen, daß er bedeutend ist als Vorläufer des Naturalismus, als politischer Dichter und als Vater der schlesischen Dorfgeschichten, er hat nämlich in seinem Roman ‚Nach der Natur' zwei Dorfgeschichten ‚Der Schmiedfranz' und ‚Der Justizmann' eingestreut.

Daher sollte man vor allem in Oberschlesien nicht nur immer wieder Eichendorff feiern, sondern auch Max Waldau ein wenig zur Geltung kommen lassen. Wenn er auch weltanschaulich nicht als ein katholischer Dichter angesprochen werden kann, so liegt das daran, daß er mitten in seiner Entwicklung dahingerafft wurde. Er hat aber vieles geschrieben, was nur von einem Menschen stammen kann, der im katholischen Geiste erzogen worden ist. Aus seinen Werken ist eine Auswahl unter dem Titel ‚Lug ins Land Oberschlesien' in der deutschen Landbuchhandlung in Berlin erschienen. Die Auswahl wurde ganz mit Rücksicht auf die Verwendung in den Büchereien des Borromäusvereins getroffen.

W. Mak.

Literatur über seelische Erkrankungen

insbesondere vom pädagogischen und seelsorgerlichen Standpunkte

Religion und Seelenleiden. Vorträge der Sondertagung des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker in Kevelaer. Herausgegeben von Wilhelm Bergmann. Düsseldorf 1926, Schwann.

Diese Vorträge sind der literarische Niederschlag der 1. Sondertagung des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker in Kevelaer. Theologen, Mediziner, Psychologen, Pädagogen, Juristen, Sozialtätige u. a. haben sich zu einer jährlich tagenden Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, um die so wichtige Frage der seelischen Erkrankungen unter verschiedenen fachmännischen Gesichtspunkten zur gegenseitigen Klärung und zum Wohle der seelisch Kranken selbst zu erörtern. Es erwies sich als notwendig, Beurteilung und Behandlungswege im Lichte katholischer Weltanschauung auf Wert und Unwert zu prüfen. Denn nur so ist eine allseits fruchtbare Gestaltung erziehlicher und seelsorglicher Arbeit gewährleistet, zumal wenn der Rahmen für zu behandelnde Ansichten nicht zu eng gespannt ist. Die Niederschrift der Vorträge gibt einen umfassenden Ueberblick über die heute herrschenden Anschauungen und namentlich dem Praktiker ein unentbehrliches Rüstzeug, um sich in den Schwierigkeiten bei seelischen Hemmungen zuverlässig zurechtzufinden. In dieser Hinsicht sind die Vorträge der Mediziner Hermkes und Hegemann sehr aufschlußreich und geben eine Fülle von Anregungen, die durch die reichen Erfahrungen des Pastoraltheologen P. Chrysostomus Schulte O. M. Cap. eine wertvolle Vertiefung, besonders für Beichtväter, erhalten. Vom ärztlichen, psychologischen und pädagogisch-theologischen Standpunkte werden seitens Bergmann, Lindworsky und Bopp die Fragen der Psychoanalyse und Individualpsychologie kritisch durchgesprochen und damit die für eine erfolgreiche praktische Arbeit so wichtige Voraussetzung geschaffen, daß die rechten Grenzen kenntlich gemacht und zu meidende Gefahrenquellen aufgewiesen werden. Der Ueberblick über die Systeme Freuds und Adlers ist lehrreich, die weltanschauliche Kritik treffend und gerecht. Daß aber die reichen Wahrheitsmomente der analytischen Heilmethoden nicht genügend gewürdigt wurden, offenbart bereits die in dankenswertem Umfang mitveröffentlichte lebhafte Diskussion, zu der sich besonders die individualpsychologische Schule Badens meldete, die durch die Pfarrer Stumpf und Husse wesentlich Förderndes zu sagen wußte. Der Tagungsbericht zeigt, daß grundlegende Arbeit geleistet wurde, und ist somit ein bedeutsames Dokument der kath. Akademikerbewegung.

In noch höherem Maße gilt dies von der 2. Sondertagung, deren Bericht in gleicher Form vorliegt:

Religion und Seelenleiden. Vorträge der 2. Sondertagung des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker in Kevelaer. Herausgegeben von Wilhelm Bergmann. 339 S. Düsseldorf 1927, Schwann. M. 7,50.

Die Vorträge behandeln das Verantwortlichkeitsproblem der seelisch kranken Menschen. Die besonders historisch interessanten Ausführungen des Moralisten P. Hürth S. J. entwickeln die Stellung der Kirche zum Verantwortlichkeitsproblem und ordnen die medizinischen und psychologischen Ergebnisse grundsätzlich in das dogmatisch-moralische System der katholischen Theologie ein. Auch auf dieser Tagung bringen die Aerzte reiche Anregungen. Bergmann gibt zuverlässige Richtlinien zur Beurteilung bei Entgleisungen psychopatischer Menschen und faßt seine seit Jahren unter Theologen und Juristen geleistete Aufklärungsarbeit klar und

eindringlich zusammen. Kleefisch erschließt in fesselnder Darstellung die Bedeutung der innersekretorischen Forschung im Hinblick auf Körperbau, Temperament und Charakter, insbesondere auch für die Beurteilung normaler und pathologischer Erscheinungen des Sexuallebens. In scharfsinniger Zergliederung der verschlungenen Vorgänge im kranken Seelenleben bereichert Lindworsky nach der psychologischen Seite die ärztlichen Ausführungen. Die Heranziehung analytischer Gesichtspunkte hätte die meisterhaften Darlegungen in manchen Fragen noch mehr durchleuchtet. Für Theorie und Praxis gleich bedeutsam handelt Stadtpfarrer Husse das abnorme Schuldgefühl ab. Auf Grund reicher Erfahrung werden Ergebnisse Adlerscher Forschungsmethode in eigener Prägung zur Anwendung gebracht, ihre Bedeutung für Erziehung und Seelsorge programmatisch herausgestellt und damit reiche Anregung, wenig beschrittene Bahnen mutig zu gehen, gegeben. Mit der Behandlung der Verantwortlichkeit vor Gericht gibt der Staatsanwaltschaftsrat Schorn der Tagung den harmonischen Abschluß. Neben den psychologischen Gesichtspunkten bestimmt auch der Sinn der Strafe in ihrer heilenden und abschreckenden Bedeutung die juridische Zurechenbarkeit. Bedeutsames und Grundsätzliches wußten gerade manche Diskussionsredner, z. B. Mausbach, zu sagen. Die Sammlung der Vorträge ist berufen, auf weite Kreise klärend und belehrend zu wirken.

Eine Richtung von besonderer Eigenart, die in Kevelaer nicht zu Worte kam, tritt uns in dem Schrifttum des Homburger (jetzt Münchener) Arztes Rhaban Liertz entgegen:

Rhaban Liertz: Wanderungen durch das gesunde und kranke Seelenleben bei Kindern und Erwachsenen. 1. Aufl. 1923, 5. Aufl. München 1926, Kösel & Pustet. Geh. M. 2,75, geb. M. 4,—.

Ueber das Schuldgefühl. Franke, Habelschwerdt 1924.

Harmonien und Disharmonien des menschlichen Trieb- und Geisteslebens. 257 S. München 1925, Kösel & Pustet. Geh. M. 3,75, geb. M. 5,—.

Ueber Seelenaufschließung. 178 S. Paderborn 1926, Schöningh. Geh. M. 3,60, geb. M. 4,80.

Vor den Toren der Ehe. Ein Buch für alle, die das Glück der Ehe suchen. Recklinghausen 1927, Visarius-Verlag.

Erziehung und Seelsorge, ihr Gewinn aus seelenaufschließender Forschung. 90 S. München 1927, Kösel & Pustet. Geh. M. 3,—.

In den ‚Wanderungen durch das gesunde und kranke Seelenleben' wird zum ersten Male vom katholischen Standpunkte aus der im ganzen gut gelungene Versuch unternommen, die Ergebnisse psychoanalitischer Forschung zur Beurteilung krankhafter Seelenstörungen heranzuziehen. Bei geistig nicht richtig geleitetem Triebleben entstehen bei gewissen Veranlagungen krankmachende Verdrängungen ins Unterbewußte, die zu Gefühlsverwirrungen, seelischen Verkrampfungen und schweren neurotischen Störungen führen und besonders auch viele Sexualfehler verursachen. Bei schwierigeren Fällen ist eine psychoanalytische Behandlung angezeigt, die als Heilmethode wohl zu scheiden ist von dem weltanschaulichen und psychologischen Untergrund der führenden analytischen Schulen. Vor allem ist es dem Verfasser darum zu tun, die im Lichte der neuesten Forschung klarer erfaßten Erziehungsfehler in ihrer ursächlichen Bedingtheit herauszustellen und durch Auf-

klärung in Erzieherkreisen ihre Verhütung zu veranlassen. Daß bei einem ersten Gang in bisher unbetretenes Gebiet Einseitigkeiten, wie sie sich z. B. in der Auffassung der Skrupulosität als einer Angstneurose finden, unterlaufen können, ist verständlich, tut der Richtigkeit der Gesamtbetrachtung aber um so weniger Abbruch, als bereits die ‚Wanderungen' die Ansätze zu einer weiterfassenden Beurteilung enthalten, wie diese denn auch in den ‚Harmonien und Disharmonien' systematisch zur Entwicklung kommt. Hier gibt sich Liertz grundsätzlich Rechenschaft über die Methodik der seelenaufschließenden Forschung. In der plastischen Schilderung des neurotischen Charakters weist er die möglichen seelischen Mißgestaltungen auf, wie die Irreleitung gerade des Selbsterhaltungstriebes sie zeitigt. Unzweckmäßige seelische Ausgleichshandlungen, unmögliche Leitlinien und übersteigerte Zielsetzungen hemmen ebenso die Persönlichkeitsentfaltung, wie dies bei Fehlentwicklungen im Bereiche des Liebeslebens der Fall ist.

Den grundsätzlichen Einbau der neuen Erkenntnisse in das Gesamt der katholischen Weltanschauung vollzieht er in seinem ganz durchgereiften Werke ‚Ueber Seelenaufschließung'. Hier gibt der Verfasser die langerwartete allseitige Begründung der seelenaufschließenden Heilmethode, der heftig umstrittenen Begriffe: Unbewußtes im Seelenleben, Verdrängung, Zusammenballung, Erhöhung, entwickelt die Typik des Traumlebens und erschließt in dem Abschnitt über das Elternbild dem Erzieher Blicke in ein Gebiet, das in seiner Bedeutung nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Das Liertzsche Schrifttum widerstreitet einer oberflächlichen Lesung, seine Früchte für Seelsorger und Erzieher erschließen sich nur einer gründlichen Durcharbeit, die auch erkennen läßt, daß die Ausübung seelenaufschließender Behandlung nur Sache ganz Geschulter sein darf, wenn nicht kurpfuscherisches Unheil angerichtet werden soll.

Um die seelenaufschließende Forschung für die allgemeine Erziehungslehre nutzbringender zu gestalten, läßt Liertz einige kleinere Schriftchen folgen.

Im Büchlein ‚Ueber das Schuldgefühl' deckt er die Wurzeln des krankhaften Schuldgefühls auf und zeigt die Wege seiner Verhütung und Heilung. Es enthält noch eine Reihe von Gesichtspunkten, die das von Husse auf der 2. Kevelaerer Tagung Gebrachte vervollständigen.

In die Hände der Brautleute und Ehegatten gehört ‚Vor den Toren der Ehe'. Mit klarer Offenheit und zartem Feingefühl werden die körperlichen und seelischen Voraussetzungen und Forderungen für eine glückliche Ehe in seltener Tiefe dargelegt.

In ‚Erziehung und Seelsorge' faßt Liertz die wichtigsten Ergebnisse seelenaufschließender Forschung zusammen und bereichert früher Gesagtes von neuen Gesichspunkten. Neben aller sachlichen Belehrung wirkt erquickend der große Erziehungsoptimismus, welcher der Neigung, alle seelischen Störungen nur auf Anlageschäden zurückzuführen, entgegenarbeitet und Verantwortungsfreudigkeit und sittliche Zuversicht weckt. Dem Seelsorger vor allem gewährt die Schrift Einblick in die Entstehung von Glaubenszweifeln und Gewissensnöten, die bisher keine Pastoralpsychologie und keine Tagung geboten hat.

Wie Liertz legt auch J. Erhard das Hauptgewicht auf die seelische Seite bei den krankhaften Seelenstörungen.

Ignaz Erhard: Seelische Ursachen und Behandlung der Nervenleiden, VIII und 82 S. Freiburg i. B. 1925, Herder. Geb. M. 2,60.

Auch er verarbeitet selbständig die Ergebnisse neuester Forschungen, wie sie sich

besonders mit den Namen Freud, Adler, Coué-Boudouin verknüpfen. Die Macht des Unbewußten in Verbindung mit seelischen Verdrängungen ist ihm ebenso gewisser Ausgangspunkt seiner Betrachtungen wie die Erkenntnis, daß die Ursachen seelischer Störungen auf weite Strecken durch richtige seelische Führung und Besinnung hintangehalten werden können. Wegen der klaren Sprache und leichten Verständlichkeit empfiehlt sich das Buch besonders als erste Einführung in die Tiefenpsychologie ebenso, wie auch wegen des ernsten wissenschaftlichen Hintergrundes und seiner Durchwebung mit christlichem Geiste.

Auf den von Erhard gelegten Grundlagen baut Joseph Fischer auf.

Joseph Fischer: Seelenpflege. Aufmunterung und Anleitung zu einem gesunden, glücklichen Seelenleben. XII und 228 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. M. 4,60.

Die enge Arbeitsgemeinschaft mit dem auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden Ärzte läßt erwarten, daß das aus Exerzitienvorträgen erwachsene Buch, das von warmer Seelsorgsliebe durchglüht ist, auch pastoralpsychologisch fein durchgearbeitet sein dürfte. Und tatsächlich gibt das religiös tief fundierte Buch eine Fülle von praktischen Leitlinien, die Klarheit in Schwierigkeiten und Hilfe bei der Höherführung der Seelen gewähren. Darüber hinaus will es mit praktisch volkstümlichen, der biblischen Frömmigkeit in reichem Maße entnommenen Gedanken zu vertieftem Innenleben und zu freudiger religiöser Arbeit an der eigenen Seele anregen.

Der eigenartige Reiz starken persönlichen Erlebens liegt über dem Buch von

Alfred Laub: Nervenkraft durch Gottes Geist. Studien und Erfahrungsfrüchte. Zweite und Dritte, stark umgearbeitete und vermehrte Auflage. X und L 96 S. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. M. 4,—.

Die Durcharbeitung des berühmten Duboisschen Buches: ‚Psychoneurosen und ihre seelische Behandlung', das bahnbrechend für das seelische Verständnis der Nervenleiden gewesen ist, ist für den Verfasser selbst eine Schule zur seelischen Gesundung geworden und macht auch ihn zum Vorkämpfer der Auffassung, seelisch Entstandenes durch seelische Gegenmittel zu beseitigen. An zahlreichen Beispielen wird die Macht richtiger Vorstellungen auf das gesamte Seelenleben und die dadurch bedingte Aufhebung von Hemmungen dargetan und ein Weg zur Selbstbefreiung aus nervösen Leiden in origineller Weise gewiesen. Diese zum Teil autosuggestive Methode, durch Coués weitreichende Erfolge sehr gesichert, ist in leichteren Störungsfällen immer angezeigt. Darum vermag dieses Buch in weitesten Kreisen Nutzen zu stiften, um so mehr, als es auf einen stark religiösen Ton gestimmt ist. Die Sprache ist volkstümlich, manche Banalitäten wären zu vermeiden gewesen.

Theodor Müncker.

Um die katholische Büchereiarbeit

Altes, das sich immer wieder zu verjüngen die Kraft hat, ist eben nicht alt, mag auch manches daran in Wintersnot absterben, vom Frühlingssturm hinweggefegt werden. Zähes Wurzelleben in gesundem Mutterboden, das sich einem wetterfesten Stamm weitergibt, verbürgt alljährlich sich erneuerndes Leben auch im Geäst. — So wird es, darf man getrost hoffen, auch mit jenem Baume sein, dessen jungen Stamm die Revolution der vierziger Jahre schüttelte, und der auch den heftigeren Stürmen unserer Tage zu trotzen vermochte. Dazwischen liegen die langen Jahre stillen, treuen Früchtetreibens fürs Volk. Die Geschichte des Borromäusvereins ist kein unwesentliches Kapitel in der Kulturgeschichte Deutschlands. Galt sein Wirken bei den Verhältnissen, wie sie sich tatsächlich mit der Zeit herausgebildet haben, zumeist schlichten Leuten, so war auch das sicher keine verlorene Liebesmühe. Denn es ist doch ein unschätzbarer Gewinn für's ganze Volk, daß so mitgeholfen wurde, in solchen einfachen Menschen die gute Art des Volkes zu pflegen. In trauter Erinnerung an junge Jahre wird wohl auch mancher der solchem Einfluß Entwachsenen gern mal wieder Gast dieser Bücherstuben sein, die ihm damals eine Welt waren, und die doch auch ihm die Welt erschließen halfen, wie immer deren Bild sich ihm seitdem formte. Zweifellos hätte sich ohne solche katholische Bildungsarbeit an den unteren und mittleren Schichten des Volkes bei der Umwälzung das Weltbild anders, ungünstiger gestaltet.

Dabei bleibt indes die Frage offen, ob früher nicht doch zu wenig getan ist, indem man nach zu engem Begriff von ‚Volk' arbeitete und so das einheitliche Erstarken des Volkskörpers hemmte, dessen er bedarf, um fähig zu sein, das gemeinsame Schicksal zu tragen, die gemeinsame Weltaufgabe zu erfüllen. Diese Frage muß sich dann freilich auch in den Gewissen derer regen, die nicht zum ‚Volk' gehören wollten und die sich ebenfalls vom Ganzen absonderten. Diese Gewissensfrage aus der Vergangenheit ist uns allen eine Schicksalsfrage für Gegenwart und Zukunft geworden.

Im Bilde, das der Borromäusverein heute von sich bietet, verrät sich denn auch deutlich genug diese Erkenntnis. Man lese nur mal die Auswahl der auf seinem 14. Kursus für die Leiter und Mitarbeiter seiner Volksbüchereien im Oktober 1926 gehaltenen Vorträge, die den Teilnehmern und der breiteren Oeffentlichkeit gedruckt dargeboten werden: Vom Wesen und Wollen katholischer Büchereiarbeit. Herausgegeben von Johannes Braun (Bonn 1927, Verlag des Borromäusvereins. Der ebenda von Heinrich Ruster gehaltene Vortrag ‚Das moderne Bildungsproblem in der freien Volksbildung' wurde nachträglich erweitert und erschien eigens.) In der Fülle des den Volksbildungsfragen entschlossen zugewandten Programms war der Kursus eine erfreuliche Tat, die durch die Referenten, Träger klangvoller Namen, zudem zeigte, daß der früher schmerzlich vermißte Zusammenschluß Aller für Alle wenigstens hier in gutem Werden ist.

Die Vorträge stehen zur öffentlichen Diskussion. Es scheint uns sachdienlich, sie auch hier zu eröffnen. Wie die Dinge liegen, tut uns offene, ehrliche Aussprache not. In seiner ruhigen Art, bei aller wohl auch zum Widerspruch reizenden Schärfe im eigenen Urteil, gibt Josef Feiten, der als Erster das Wort ergreift, den rechten Auftakt. Mögen Berufene seinem Beispiele folgen, zum Segen der gemeinsamen Sache. **Die Schriftleitung.**

Die Aufgabe der Volksbücherei, also, Volk und Buch in einen gesunden Einklang zu bringen, drängt unerbittlich dahin, Wesen des Volkes und Wesen des in Frage kommenden Schrifttums zu klären. Froberger spricht die Forderung, daß das Buch für das Volk und nicht das Volk für das Buch sei, von einer gewissen Kampflage her aus, über deren Sachverhalt man nicht genug Aufschluß erhält. Gegen die Einstellung Walter Hofmanns wird zwar der Primat der Persönlichkeit vor dem Buch verteidigt, doch wird kaum verständlich, daß es wirklich heute ernstgewillte Menschen gibt, die das Volk dem Buch unterzuordnen suchen. Wenn hier sollten methodische Wegunterschiede vorliegen, so müßten sich durch gütliche gemeinsame Beratungen letzte Uebereinstimmungen aufzeigen lassen. Auf Grund der vorliegenden Darstellung läßt sich zunächst nur mit den Ansichten Frobergers

verhandeln. Als umstrittene Frage ergibt sich daraus: Was darf die Bücherei verantwortlicherweise dem Volk noch an leichterer Buchkost darbieten. Er verteidigt seine Forderung, auch solche wertlosere Ware vermitteln zu dürfen, aus der Erfahrungstatsache, daß man besser selbst solche Ware nach vorheriger Sichtung bietet, wo ein großer Leseranspruch sich sonst doch die entsprechende Kost, und zwar wahllos, beschaffen würde. Um dieselbe Sache bemüht sich auch Keckeis gegen Ende seines gründlichen Referats zur Literaturkritik; er definiert die untere zulässige Grenze mit den Worten: „Ist eine Unterhaltungsschrift in einer lebendigen und natürlich klaren Sprache geschrieben, greift die Phantasie zur Erzeugung der Spannung nicht zu kitschigen Fälschungen und erweist sich das Spiegelbild des Ganzen als die Arbeit eines ernsthaften und um das Gemeinwohl verantwortlichen Mannes, so ist meines Erachtens die untere Linie solcher Unterhaltungsschriften gekennzeichnet." Einige Zeilen weiter auf Seite 97 äußert Keckeis aber die größte Besorgnis hinsichtlich des „Zerstreuungsromans". Es fragt sich doch, ob man, mit Froberger, Seite 48, nicht anders kann, als dem Zerstreuungsanspruch (so möchte ich lieber als Zerstreuungsbedürfnis sagen) wie einer unabänderlichen Naturgegebenheit Rechnung zu tragen. Zitiert er schon selber das Wort Schopenhauers von den Leuten, die sich dumm gelesen haben, so muß weiterhin versucht werden, den krankhaften Lesehunger zu heilen. Es müßte Herr Schulze wieder dahin kommen, wo unsere Väter schon waren, daß er nicht, um sich zu zerstreuen, oberflächlichen Lesestoff brauchte; es bedürfte einer neuen Volkshaltung, die sich auch an ernsterer, gediegenerer Lesung erholte und auffrischte, die auch ohne Buch einen Feierabend bei den frischen Quellen des Lebens, in der Natur, bei den Kindern, bei Spiel und Musik, in edler Geselligkeit fände. Und auch die gnädige Frau wie ihr Dienstmädchen dürften wieder von einer verpäppelten Wesensentstellung zur Ehrfurcht vor dem Wort wie vor ihrer Zeit und ihrem Lebenssinn kommen. Man leistet doch diesem unerfreulichen Lebenszustand zuviel Vorschub, wenn man ihn als unabänderlich anerkennt. So scheint mir auch bei Froberger wie bei Keckeis ein zu großer Unterschied zwischen dem Leseanspruch bzw. der Aufnahmefähigkeit der „Gebildeten" und „Ungebildeten" gemacht zu werden. So dumm sind die schlichten Leute nicht, daß sie nicht auch ein wertvolleres Buch schätzen könnten; es ist hier wie auch dort, die Beschränkten und Aufnahmefähigen sind gemischt. Man müßte für alle fordern, daß das Beste gut genug ist. Und wenn die Rechnung gegenwärtig nicht, nicht mehr, noch nicht stimmt, so wäre neben der zurzeit gebotenen Fürsorge doch auch zu verlangen, daß man an der Schaffung eines gediegeneren Menschentums arbeite, an der Bildung des Volkes.

Dies Wort von der Volksbildung führt zu dem andern wichtigen Fragengebiet, das die Vorträge aufrühren. Tillmann spricht „Ueber Volksbildung und Weltanschauung". Was Bildung sei, erklärt er mit befriedigender Sicherheit aus der theologischen Solidität. Insbesondere am Schluß seiner Ausführung liegt seine Stärke, wo er die Bedeutung der katholischen Weltanschauung für Bildung und Volksbildung ausführt. In seiner Untersuchung des Begriffs Volksbildung und des Begriffs Volk zeigt sich auch aus seiner eignen Haltung die allgemeine Ungeklärtheit in der Erkenntnis dessen, was uns unter dem Titel Volk nottut. Während Thrasolt in seinem Vortrag „Kunst und Volkstum" die ganze Fülle des Wesens Volk intuitiv aufleuchten läßt, ohne ihm begrifflich nahezurücken, sucht Tillmann geschichtliche Stufen des Begriffs Volk zu unterscheiden. Volk als Begriff der ganzen in Nation gegebenen Masse, Volk in seiner von Erdberg am deutlichsten geforderten gestalteten Masse, Volk als Träger des Volkstums. Er findet selbst keine eindeutige Entscheidung oder neue Aufstellung, lehnt den Massenbegriff ab, bezeichnet den zweiten als künstliche Begriffsfüllung und will den dritten ganz

übergehen. So ergeben sich Auffassungen oder Formulierungen, die nicht förderlich sind. Wenn es nicht unbescheiden ist, als Kritiker auf eigene Bemühungen um diese Dinge hinzuweisen („Am Aufbau der Zeit", Junfermann, Paderborn 1926), so erübrigen sich hier unmäßig lange Auseinandersetzungen. Einiges, was bei Tillmann in Diskussion zu ziehen wäre, wird schon in dem aphoristischen Referat Stahls „Akademiker und Volksbildung" ausgeglichen. So sagt Tillmann, daß Volk die nur mit einer Volksschule Beglückten bezeichnen möge, ohne sagen zu wollen (was er selbst ausspricht), daß dies ein Urteil über Minderwertigkeit enthalten solle. Es müßte aber, um dem Wesen Volk in seiner ganzen Fülle und also auch dem Ideal der Bildung des Volkes näherzukommen, gesagt werden, daß zu dieser Volksschule die elementarere Schule der Natur, der Kirche, der Ueberlieferung, der menschennaturhaften Urständigkeit hinzukommt. Ferner, daß den Höhergeschulten leicht so viel des Wesenhaften der Menschenurständigkeit und jener elementaren Schulung verloren ging, daß sie eben auch einer Ergänzung, bezw. einer Wiederherstellung ihres zum Volksaufbau gehörigen Daseins bedürften. Und so gut wie man für den amtlich weniger geschulten Volksteil die „Volks"bildung hat, müßte man für die über- oder zerbildete Menge eine „Gebildeten"bildung ansetzen. Nein, in einer derzeitigen Erörterung der Wesenserfüllung, der Wesenserneuerung oder -vollendung unserer deutschen Mitmenschen handelt es sich um uns alle, und wir sollten das gute Wort Volk damit ehren, uns alle so zu nennen, uns alle miteinander zu ihm hin zu bilden. Nicht Volk als Massenbezeichnung, nicht als Teilbezeichnung, nicht als Minderwertigkeitsbezeichnung, sondern als Name für die leibeinsgewordene deutsche Menschheit. In dieser aber läge dann als Grundzug das, was Tillmann mit Volkstum überging. Denn Volkstum dürfte nicht so sehr die historische Aeußerungsmasse einer in ihrem Einzelmenschentum und untereinander geordneten Volkseinheit sein, als diese Ordnung, die Normen dieser Volkseinheit selbst: ganzes Menschenleben und Volksleben in den naturgegebenen Beziehungen des einzelnen wie aller zur Erde, zum Himmel, zum Mitmenschen, zur Ueberlieferung; auch ganz in den Beziehungen der Sinnenhaftigkeit zum Denken, des Wollens zum bildlichen Gestalten. Dann ist die Schule wie das Buch nur ein zweitrangiges Erziehungs- oder Bildungsmittel bei der Wesensformung des Menschen und Volkes. Noch wichtiger als sie wären die urständigen Einwirkungen der Erbanlagen, des Elternhauses, der Erde, der Kirche, der Ueberlieferung jeglicher Art. Und soweit das Buch zur Wertschätzung und Ehrfurcht und zur Hilfe für jene Bildungswerte beitrüge, müßte es gefördert und befördert werden, gefördert bei den Verfassern und befördert zu den Lesern.

Was nicht auf diese Urgesundung hinzielt, beschleunigt den Auslauf der zersetzten Volksstruktur und seiner Lebenszellen Mensch. Alle gutgemeinte derzeitige Fürsorge bleibt schließlich nur Flicken, wenn wir nicht zu einem neuen ganzen Kleide kommen. Uebereiltes leerlaufendes Lebenstempo: In den geistvollen Ausführungen Behns „Vom Schicksal des Buches" finde ich einmal ein zu wenig gehemmtes Mittun der Ueberhetzung, die kaum eingeschränkte Bemerkung, daß die Lebensdauer eines Buches (welches immer sein Wert sei) kaum mehr als ein Jahr betrage. Walzels Vortrag „Der Dichter und das Wort" enthält so ziemlich eine Repetition seiner oft ausgeführten Gedanken zur Erfassung des Kunstwerks von der Gestalt her. Er ist hier weniger eingestimmt in das praktische Gesamtthema. Es gäbe schließlich für eine sich verjüngende Literaturwissenschaft auch Themen, die zu den Haustüren des Volkes hinführten.

Josef Feiten.

Von Werk- u. Feierstunden unserer Volksbildungsarbeit

Vom Erlebnis in schlichtem Kreis

Im kleinen Kreis gleichgestimmter Menschen bei gemeinsamer Grundlage des Wissens ist literarisches Schaffen leicht und angenehm. Doch, sobald wir einen literarischen Bildungsabend für einen weiten Kreis, wie ihn etwa eine Pfarrgemeinde darstellt, vorbereiten, so ergeben sich Schwierigkeiten, die jeder Eingeweihte kennt. Es geht da kaum ohne Theater, und dieses Theater paßt dann oft gar nicht zu dem literarisch Wertvollen und zum Vortrag des Abends. Heute ist es etwas besser, wohl zum Teil durch den Bühnenvolksbund, der durch seine Laienspiele Besseres darbietet. Will man aber an einem Abend in den Seelen all der Besucher, wie sie eine Arbeiterbevölkerung bietet, ein Erlebnis hervorrufen, seelisch ergreifen, so scheint die Wirklichkeit nicht allzu hoffnungsvoll zu sein. Schon der Raum hat meist nichts Feierliches an sich; da die Auswahl an Sälen gering ist, muß man mit einem unschönen Raum oft zufrieden sein. Da ist es schon schwierig, die Zuhörer zu fesseln, sie seelisch zu ergreifen. Trotzdem glaube ich, daß man bei entsprechender Vorbereitung einen solchen Erlebnisabend im weiten, schlichten Kreis einer Arbeiterpfarre möglich machen kann.

Mit Pfarrer A. Kreuser, dem Essener Bezirkspräses der Borromäusvereine, bereitete ich einen solchen Abend vor. Für die Vortragsfolge waren schon bestimmt Franz Schuberts unvollendete Sinfonie in H-Moll, außerdem Max Mells ‚Apostelspiel'. Nun sollte ich, da der Abend als Werbeabend für die Borromäusbibliothek St. Hubertus in Essen-Bergerhausen gedacht war, aus der Schönen Literatur etwas vortragen und vorlesen. Mir schien Mells ‚Apostelspiel' einen Anhalt zu bieten für den Gedanken, den die Dichtungen enthalten mußten, um den Abend in sich einheitlich zu machen. An das Erlebnis kindlichen Vertrauens und tiefer Heilandsliebe dachte ich beim Apostelspiel, wie in irregeleiteten harten Männern durch den tiefen Glauben des Bauernmädchens Magdalen die gestorbene Liebe zum Heiland neu lebendig wird. Adalbert Stifter hat in seinem ‚Gang durch die Katakomben' (Aus dem alten Wien) einmal etwas geschrieben von der ‚frommen Kraft', die in der gläubigen Menschheit früher lebte und Dome baute. Etwas davon schien mir in der Magdalen von Mells ‚Apostelspiel' zu leben. So faßte ich den einheitlichen Gedanken des Abends als: ‚Von frommer Kraft', ohne ihn ausdrücklich öffentlich auszusprechen. Der Abend sollte aus sich wirken, ein seelisches, religiöses Erlebnis wecken. Am 6. Februar 1927 war der Abend, bei Stuhlreihen, ohne Rauchen und ohne Getränke, dazu in der Nähe des Karnevals. Trotzdem waren 300 Gäste zugegen. Die Schubert-Sinfonie war eine beachtenswerte Leistung des Jünglingsorchesters der Pfarre. Im ersten Teil meiner Darbietungen gab ich erst ein Bild aus schlichtem Alltagsleben, um anzuknüpfen an den Alltag der Zuhörer, Annette v. Droste-Hülshoffs: ‚Die beschränkte Frau'. Wie da im Unterbewußtsein dieser Frau, die oft gedankenlos ‚In Gottes Namen' sagt, doch eine fromme Kraft des Glaubens lebt und ihr ganzes Handeln bestimmt, das konnte die Zuhörer ergreifen. Auf dieses zarte, wenn auch schlichte Geschehen folgte das ungeheuer wuchtige, die Ohnmacht des Menschen vor den Elementen offenbarende Gedicht Gustav Falkes: ‚Stormfloot', schon in seinen ersten Versen: ‚Wat brüllt de Storm? / De Minsch is'n Worm! / Wat brüllt de See? / 'nDreck is he!' Dies Gedicht in Essen bei seinem Uebergang vom rheinischen Volkstum zum niederdeutschen vorzutragen, konnte ich schon wagen, und ich freue mich dessen. Dann wurde die Stimmung wieder zart durch das wundervolle Gedicht des Flamen Guido Gezelle ‚Ego flos' (Bin eine Blume), das den Menschen als ein von Gottes

Sonnenlicht umspieltes Gewächs der Erde darstellt. Von demselben fügte ich eins der schönsten Sakramentsgedichte an, die es wohl gibt: ‚Wer kann da Korn anschaun'. Es schien mir notwendig, auch Prosa zu bieten, deshalb las ich Jakob Boßhart ‚Die geblendete Schwalbe' vor. Innige Tierliebe erwacht in einem Menschen bei einer mutwilligen Tierquälerei, da er das Leiden einer armen Kreatur erlebt. Später, nach der Sinfonie Schuberts, trug ich zum zweiten Teil meiner Darbietungen von Eichendorff ‚Die Lerche' vor, dies wundersame, vielzuwenig bekannte Gedicht, als Gegenüberstellung Guido Gezelles ‚Meisennestchen', das schalkhaft ist und zugleich fast unübertrefflich das Hüpfen der Meisen von Ast zu Ast ausmalt. Als Ueberleitung zu einer Erzählung gab ich dann den Spruch Uhlands ‚Auf See', von dem Licht, das uns stille brennt in der Brust und durch jedes Dunkel führt, darauf die religiöse Erzählung von Karl Borromäus Heinrich ‚Der heilige Johannes Kolobos', die köstlich lächelnd und ergreifend ist. Diese religiöse Kraft der Legende leitete hinüber zum ‚Apostelspiel', das den Abend krönte. Zunächst gab Pfarrer Kreuser eine kurze Einführung in das Spiel, das von der Spur des Gottesreichs der Liebe erzählt: ‚Es sieht wohl, wer vermag zu sehn, da und dort seine einsamen Spuren gehn, ein kleines Licht davon, klar und stark, und wär's nur ein Kindesaug' ohne Arg'. Schon oft habe ich dies Spiel geschaut, immer wieder ergriff es mich, wie zwei Männer, die die Welt bessern wollen mit Gewalt, durch das gläubige Vertrauen eines Mädchens und durch seine Frage an den vermeintlichen Jünger Johannes: ‚Wie ist das, wenn der Heiland liebt?' erschüttert werden, so sehr, daß ihr Reich der Gewalt vor dieser Kindesseele zusammenbricht. Das Spiel war wirklich Leben, besonders von Frl. Sleumer aus der Essener Kumpaney, und auch die schlichtesten Zuhörer, denen im Alltag in Zeche und beim Hochofen wenig von solch frommer Kraft begegnet, lebten, wie ich zu merken glaubte, ganz mit, denn es war still wie in feierlichsten Stunden. Dabei schlägt das Spiel wirklich aus rohem Gestein des Alltags, der nichts Feierliches kennt, den religiösen Funken. — Wenn ich den Abend rückblickend überschaue, dann glaube ich, daß jeder Vereinsleiter es bei guter Vorbereitung versuchen sollte, ähnliche Abende, die irgendetwas Tiefmenschliches auch den schlichtesten Menschen zum Erlebnis werden lassen, zu bereiten. Wir dienen damit dem feinsinnigen, tiefen Erfassen der Lektüre, ja wir greifen an des Menschen Herz, das des Menschen Reichtum ausmacht, denn, so sagt das Apostelspiel: ‚Das Herz ist das große Ding'.

Josef Zimmermann.

Ein literarischer Abend in Siegburg

Kann man sich wohl heute, wo die Fülle des Sommers schon wieder zu uns heranwächst, noch in den letzten Winter zurückversetzen? Hier im Rheinland war er mit seinem ewigen Gemisch von Regen und Schnee nicht nur persönlich unangenehm, sondern sogar beinahe „folgenschwer" in der sonst so einfachen Angelegenheit, einen literarischen Abend zusammenzustellen.

Herr Kaplan Hoven in Siegburg wollte, in kluger Rücksicht auf die Stimmung im Rheinland, die im Januar schon fastnachtlich zu sein pflegt, bei der Gestaltung des Abends das frohe Element in Wort, Spiel und Sang in den Vordergrund rücken und hatte sein Programm dementsprechend vorbereitet. Mit seiner prächtigen Spielschar, die er sich in langer, mühseliger Arbeit herangebildet hat, sollten ein paar lustige Märchenspiele von Walter Blachetta aufgeführt werden, ich selbst hatte den schönen Auftrag, etwas Frohes zu erzählen, und der Siegburger Instrumentalverein wollte seine Weisen erklingen lassen. Da machte die winterliche Grippeperiode allerlei Dummheiten, packte die wichtigsten Spieler, so daß man den

Abend eine Woche um die andere verlegen mußte. Waren die Spieler gesund, so versagte der Instrumentalverein, kurz, der Januar verstrich, und nichts war zustande gekommen. Sollte man den Mut verlieren? Zum nächsten Winter verschieben? Nein, warum gar? Mit zäher Energie läßt sich so ziemlich alles im Leben erreichen, selbst ein literarischer Abend, den ein Unstern zu verfolgen scheint. Fast konnte man abergläubisch werden. Doch nachdem der Instrumentalverein endgültig verhindert und der Gesellenchor an seiner Stelle, aber nicht etwa unter seinem eigentlichen Leiter, sondern, da dieser beim Glatteis unglücklich vom Rade gefallen war, unter einem in letzter Minute eintretenden Stellvertreter in die Bresche gesprungen war, konnte man den Termin zum endgültig letztenmal auf Sonntag, den 13. Februar, festlegen. Beinahe hätte ich selbst noch kurz vor der Aufführung krankheitshalber absagen müssen; aber in Anbetracht der vielen Hindernisse, die mir nicht unbekannt waren, nahm ich alle Kraft zusammen und fuhr zur richtigen Stunde, mit vielen Hustenbonbons und noch mehr gutem Willen bewaffnet, nach Siegburg. Es hat sich gelohnt: Der Abend wurde für alle zu einem frohen und harmonischen Erlebnis. Zwar war der Saal nicht voll besetzt; denn die Zeit war schon zu sehr auf Fastnacht hin vorgerückt, wo bei uns am Rhein eine Ueberfülle von Narreteien geboten wird; aber die, welche da waren, bildeten gleich von Anfang an einen fröhlich aufgeschlossenen Kreis. Herr Kaplan Hoven begrüßte die Gäste in einer Ansprache, die launig der vielen Schwierigkeiten gedachte, die zu überwinden gewesen waren. Sodann sang der Gesellenchor das Lied vom Sandmännlein, und ich selbst erzählte danach das Märchen vom Sonnenstrahl, der sich eine Frau suchte (von Sophie Reinheimer). Ein feiner Humor steckt in diesem Märchen. Fühlt man ihn selbst, und kann man ihn den Zuhörern vermitteln, so hat man gewonnenes Spiel. Auch der Erwachsene läßt sich gern in das Land des Märchens führen, wenn man für und mit ihm das rechte Eingangstor findet. Ich glaube wir haben es gefunden, und so reihte sich ein Märchenstoff an den anderen und ward eine Kette vom Erzählten zum Gespielten und wieder zum Erzählten. Die Spielschar von Herrn Kaplan Hoven brachte zuerst das gereimte, lustige Märchenspiel ‚Der Pechvogel und das Glückskind'. Sieht man es nicht förmlich vor seinen Augen, wie der Pechvogel unglücklich und tölpelhaft durch die Welt wandert, bis er das strahlende Glückskind findet, die immer jubelnde Königstochter, die sein Leid auf sich nimmt, um nach Märchenirrungen und -wirrungen mit ihm zusammen glücklich zu werden? Waren alsdann die Zuhörer wieder in das erzählte Märchen zurückversetzt, hörten, wie die Schildkröte den Elefanten überlistete oder die wunderbare Mär von dem König, der nicht Brummeisen spielen und der Königstochter, die keine Pfeffernüsse backen konnte, so wurden sie nach einer durch ein Lied vom Gesellenchor ausgefüllten Pause in neuen Märchenstoff hinübergeleitet zu dem Spiel ‚Die Zaubergeige', dieser prachtvoll humoristischen Begebenheit, die ja allenthalben hinlänglich bekannt ist. Die Spielschar spielte vor selbstentworfener Stilbühne so klar, einfach und sicher, daß ihr dankbarer Beifall zuteil wurde.

Nicht ohne Kampf gegen die vorgefaßten Meinungen, und nicht ohne energischen Schnitt durch überkommenen Kitsch hat Herr Kaplan Hoven es so weit gebracht, den Siegburgern einen frohen literarischen Abend zu bieten, der echte und wahre Kunst in Einfachheit und Schönheit bot. Sein Beispiel möge im Borromäus-Verein freudige Nachahmung finden.

Hetta Wolff.

Polniſche Chronik

Man könnte die Polniſche Chronik, die ich fortan an dieſer Stelle regelmäßig geben will, mit nichts beſſer einleiten als mit der bekannten Anekdote vom Elefanten. Ein Franzoſe, ein Deutſcher, ein Engländer, ein Ruſſe, ein Pole befinden ſich aus irgendeinem Grunde in der Stimmung, über ein gemeinſam zu erkieſendes Thema, jeder nach Gutdünken, ein Buch zu ſchreiben. Der Franzoſe: ‚Les Amours de l'éléphant'. Der Engländer: ‚Elephant and british trade'. Der Deutſche: ‚Der Elefant, vom naturwiſſenſchaftlichen, hiſtoriſchen, ſoziologiſchen, literariſchen, politiſchen Standpunkt aus betrachtet'. Der Ruſſe: ‚Gibt es einen Elefanten?' Und der Pole: ‚Słon a sprawa polska', Der Elefant und die Polenfrage.

Das war zur Zeit, als noch die drei Mächte eine mit allen Faſern an ihrem nationalen Sonderdaſein hängende Volksgemeinſchaft daniederhielten. Der neue Polenſtaat iſt erſtanden, doch darin hat ſich wenig geändert. Das Nationale, Polniſche beherrſcht das Denken und damit deſſen Ausdruck, Kunſt und Literatur. Dieſes egozentriſche Weltbetrachten tritt am klarſten zutage, wenn man einige Dutzend polniſche Bücher hintereinander geleſen hat und hernach den Vergleich mit ebenſoviel Werken irgendeines anderen Schrifttums zieht. Wenn ich die Ernte von beachtenswerten Aeußerungen des literariſchen Geſtaltens überblicke, die des Jahres erſte Monate vor mir aufgeſtapelt haben, ſehe ich, dem Stoff nach, und nicht nur ſprachlich, Polniſches nichts als Polniſches; allzu Polniſches mitunter.

Erzählungen: Ein Pole erlebt das Verhängnis langewährender Gefangenſchaft im ruſſiſchen Turkeſtan, ſpinnt ein Liebesabenteuer mit ſeiner ruſſiſchen Brotgeberin an, verrät das vertrauende Weib, ſowie ſich die Gelegenheit zur Flucht bietet. Kehrt zurück nach Polen, erringt eine ungeliebte Frau, amtliche Stellung, literariſchen Ruhm, eine von Gewiſſenszweifeln gekränkte Zufriedenheit äußeren Behagens. Bis ihm die Vergangenheit, erſt über der Arbeit an einem autobiographiſchen Roman, dann in Geſtalt des nach ſeiner Rückfahrt zur Welt gekommenen Kindes, vor Augen tritt. Die Tragödie iſt nun zur unvermeidlichen, düſteren Löſung reif. Die Schuld des recht traurigen Helden wird zum Reflex des Jahrhunderte alten nationalen Widerſtreites, des Aufeinanderprallens zweier Nationen, zwiſchen denen die Einzelweſen zermalmt zugrunde gehen. Wenn der Autor auf dieſes politiſche Schickſalsdrama ein Ohnetſches verſöhnliches Finale aufgepfropft hat, ſo gewann er damit vielleicht ein paar tauſend empfindſame Leſer, doch das künſtleriſche Niveau ſeines ungemein wirkſamen Stoffes iſt gemindert. Das Ganze heißt ‚Von Tag zu Tag', wird mit raffinierter Technik — in das Tagebuch des Helden wird ſeine autobiographiſche Erzählung eingeſchachtelt, ſo etwa wie in E. T. A. Hoffmanns ‚Kater Murr' — berichtet. Der Autor, Ferdynand Goetel, gab vordem Beſſeres und berechtigt zur Hoffnung, daß er auch künftig nicht bloß dem Publikum zu Dank ſchreiben werde. Sein Stil iſt zu loben, kernig, bildhaft.

Wenn bei ihm die Warſchauer Welt der Miniſterien, Banken, Salons mit ihren emporkeuchenden Schiebern, deklaſſierten Gutsbeſitzern und thronenden Bureaukraten, Parlamentariern nur kurſoriſch geſchildert wird, in die Goetels Held letztlich gerät, ſo bildet dieſe, von tauſend Miasmen geſchwängerte Stickluft die Atmoſphäre, in der ſich Wodzimierz Perzynskis Figuren ohne Unterlaß bewegen. Diesmal hieß er ſein Unſittenbild: ‚Nicht wir, der Wald', nach einem polniſchen Sprichwort, das Menſchen, lange vor Taine, aus ihrem Milieu heraus verſtehen, entſchuldigen heißt. Bankdirektoren ſind abwechſelnd gemein und ſentimental, erotiſch und platoniſch. Eine vierge sage wird beinahe zur vierge folle, doch ſchließlich von einem begüterten Agrarier und Poeten aufs Land ſowohl der patriotiſchen Arbeit als der Literatur gerettet. Die übliche Sauce von Pikanterie, Gefühlsduſelei, ſozialem Oel und patriotiſcher Anklage iſt um die wenig aufregende Handlung gebreitet, die, wieder wegen ihres politiſchen Untertons, zahlreiche Leſer findet. Seht, ſo ſehen unſere neuen Herren, die „nouveaux Messieurs" aus und die alten, die ihnen dienen!

Adolf Nowaczynski, ein Satiriker von Raſſe und ein unübertrefflicher Meiſter des fein zugeſchliffenen Worts,

nimmt seine Mitwelt nicht weiter ernst und macht ihr den Prozeß, indem er die Mängel seiner Mitwelt in einer Utopie aus künftiger Zeit geißelt. ‚Das System des Dr. Caro' verjüngt ein paar zum Sprechen und Erbrechen getroffene Mitlebende aus der Warschauer société, und läßt sie, durch Dr. Voronow um ein eifrig tintenkleckssendes Saeculum in ihrem Leben gestreckt, vor der richtenden Zukunft defilieren. Alexander Wat erfreut sich und uns ebenfalls mit Novellen aus den kommenden Jahrhunderten. Einen Augenblick glauben wir uns dem polnischen Bereich entrückt, doch gemach, schon finden wir im Heros der Besten seiner Phantasiestücke nach Apollinaires Unmanier (die übrigens auch ihren Chesterton und Erenburg als Muster keineswegs verleugnen) einen polnischen Juden, der, zum Papst gewählt, die Juden zur erblichen Priesterkaste bestimmt. — Anzuerkennen, daß der Autor in seiner Novelle jede verletzende Verhöhnung der Kirche vermied.

Polnisch: Wenn die brillante, Historienmalerin Zoffia Kossak-Szczucka die Gestalten von ‚Großen und Kleinen' wiederbelebt, die früheren Jahrhunderten entsteigen und agieren, ohne zu vergessen, welcher Zeit sie angehören. Natürlich sind es polnische Fürsten und Ritter, Mönche und Bauern, Räuber und Hexen. Polnische Landschaft umgibt den Gutshof, von dem aus Frau Rygier-Nakowska die Marquise Marie Johanne Wielopolska ihre „Freunde", die zärtlichen und geliebten Haustiere, betrachten, denen sie, von manchem Menschen enttäuscht und angewidert, ein Denkmal im ‚Buch von den Freunden' setzten.

Ein Pole begleitet den kraftvollen, urwüchsigen Ukrainer, der sich in Piotr Choynowskis ‚Jugend, Liebe, Abenteuer' durch die flammende Welt des Krieges und hernach der russischen Revolution schlägt, und die Gestalt des Barbaren ist durch das Prisma eines polnischen Temperaments gesehen. Wenn es dann scheint, als sei von den besten Prosabüchern der letzten Monate von Juljusz Kaden-Bandrowskis ‚Im Schatten eines verlorenen Erlenhaines' und von der Rygier-Nakowska internationaler Erzählung ‚Choucas' die nationale Note ferne, so täuscht die Dekoration. Auch hier spricht das nationale Empfinden, das sich beim Polen so wohl mit echt humanem Weltbürgertum vereint; mit tief christlichem Geist, den sozialistische Färbung der politischen Ideen in nichts mindert. Kaden-Bandrowski gibt Jugenderinnerungen, die sich zu einer unvergeßlichen Galerie von schlichten Menschenbildnissen erweitern und das Krakau der neunziger Jahre mit dem Stabe des Magiers aus dem Schutt hervorzaubern. Die Rygier-Nakowska löst das Problem des Mannschen ‚Zauberbergs' im christlichen Sinn, daß unheilbare Krankheit nicht in hoffnungsloses Rasen und Wüten stürze, vielmehr den Sinn zum reinen Ausklang und geduldigen Verscheiden befähigen kann.

Soviel von der erzählenden Prosa. Drama und Poesie standen im Zeichen Emil Zegadowiczs, des einsamen Poeten, der plötzlich durch seine machtvolle ‚Faustübertragung' und die beiden von erdrückendem Reichtum zeugenden Bände seiner Dichtungen, „Dziewanny" und ‚Das Wachholderhaus' sich als der Fürst des polnischen Parnasses bekräftigte. Er kommt von Wyspianski, Kasprowicz und weiter zurück von Sowacki und Krasinski; hat seinen Whitman und Verhaeren mit Gewinn erlebt, weiß um Rilke und Dehmel, beugte sich vor Goethes Genius. Doch sein eigenes Wesen glich alle diese Harmonien und Disharmonien aus, so daß nun die liebenswerte Persönlichkeit eines großen Dichters vor uns sich erhebt, der an die erhabensten Themen, Gott und Vaterland, Natur und Menschheit, rühren darf, ohne der Vermessenheit geziehen zu werden; zugleich der Scholle anhängt und hinaus in die Welt blickt und in diesem, nie des Heimischen vergessenden Polentum ganz im Rahmen bleibt, den wir für Höhen und Niederungen des polnischen Schrifttums als den unzerstörbaren ansehen müssen.

Dr. Otto Forst de Battaglia.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Wunderle, Georg: Zur Biologie des kirchlichen Lebens. Gedanken über seine Entwicklung und Erstarrung. (Zur religiösen Lage der Gegenwart. Schriftenreihe herausgegeben von P. Ehrhard Schlund O.F.M.: Heft 16.) 67 S. München 1927, Dr. Frz. Pfeifer-Verlag. Geh. M. 2,20.

Man muß den Versuch, das Gesetz der Entwicklung und Beharrung kirchlichen Lebens statt in der gewohnten historischen Betrachtungsweise hier unter vorwiegend religionspsychologische Gesichtspunkte gestellt zu sehen, warm begrüßen. Die Untersuchung gelangt zu dem Ergebnis, daß eine Entwicklung der kirchlichen Gemeinschaft nur als organisch-teleologische, nach Zentralisation und Differenzierungen (charismatische Begabungen; reguläre Kirchenämter; Gemeinschaft der Christgläubigen) verstanden werden kann. Diese Grundgedanken eines Thomas v. Aquin werden mit der dem Verfasser bekannt eigenen Tiefbohrung in moderner Beleuchtung neu aufgerollt und erhalten eine besondere Prägung durch die Gegenüberstellung der heute die protestantische Theologie lebhaft bewegenden Sorge ob eines innerhalb der evangelischen Kirche sich geltend machenden Erstarrungsgesetzes. Die Nachwirkung Schleiermachers bzw. die Aufschließung des soziologischen Kirchenbegriffes erfährt hierbei gebührende Berücksichtigung und die Hintergründe altreformatorischer und kalvinischer Einstellung im gegenwärtigen Protestantismus werden (S. 50/59) überzeugend aufgedeckt. Eine Heraushebung des innerhalb der liberalen Theologie der letzten drei Jahrzehnte wirksamen Gegensatzes zur urchristlichen statutarischen Kirchenidee überhaupt hätte noch genauer jene Zusammenhänge enthüllen können und die Verheißung des in der katholischen Kirche fortlebenden Christus in ihrer kühnen Größe und majestätisch einzigartigen Erfüllung schauen lassen. Die vorliegende Schrift wird auch ohne dieses zu einem Ausschnitt modernster Behandlung der wichtigen Frage über die Kirche, in deren geschichtlichem Gange durch die Jahrhunderte es „keiner Reformation und Revolution, sondern nur einer energischen Besinnung und Zurückwendung zu dem gestern und heute und morgen lebendigen göttlichen Stifter bedarf" (S. 66). In ihrer gefälligen Darbietung eines nicht leichten Problems hat die Abhandlung dem Theologen wie dem Laienakademiker wertvollste dogmatische Vertiefung und apologetische Klärung zu bieten. Die im Anhange aufgenommene, teilweise wenig bekannte Zeitschriftenliteratur neuesten Datums wird hiezu noch dankenswerte Dienste leisten.

Horb am Neckar. Stephan Lösch.

Lortzing, J.: Das Wesen der katholischen Frömmigkeit. Geistliche Wanderungen zum Nutzen der gesamten Christenheit. IV und 100 S. Paderborn 1927, Ferdinand Schöningh. Geh. M. 2,—; gbd. M. 3,—.

Es ist ein stilles, frommes Wandern „im Mondenschein des Glaubens, im Morgenrot der Hoffnung, im Sonnenglanz der Liebe", und der Führer versteht es, emporzuleiten bis dorthin, wo die Höhenluft des Gottesfriedens seine Leser umgibt. Aber es ist zugleich ein ernster Aufstieg, der Geist und Gemüt und Willen in strenge Zucht nimmt. Man könnte die Erwägungen einen Kommentar zur Ansprache des Papstes Pius XI. vom 11. Februar 1923 über den katholischen Opfergedanken nennen. Die Lehre der Heiligen Schrift, die Glaubensentscheidungen der Kirche, das Tugendbeispiel der Heiligen und die reichen Erfahrungen des Lebens weiß der Verfasser mit jenem Leitgedanken in ein anziehendes Gewebe von gewinnender Einheitlichkeit zusammenzuflechten. Ein kurzes Schlußwort wendet sich an die evangelischen und katholischen Mitchristen. Es überzeugt in seiner Schlichtheit und Wärme, klaren Volkstümlichkeit und geraden Herzlichkeit mehr als manche lange Erörterungen über das vielverhandelte Problem der Wiedervereinigung der Christenheit und rüttelt zum Evangelium der in Berufstreue und Lebenswandel sich be-

währenden Tat in einer Weise auf, daß die Schrift des annähernd 25 Jahre im Amte früher tätigen, in der Konfessionskunde wohlbewanderten evangelischen Geistlichen schon dieser letztgenannten Abschnitte wegen hüben wie drüben Eingang finden sollte.

Horb am Neckar. Stephan Lösch.

Linhardt, Robert: Feurige Wolke. Kanzelvorträge auf die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. 1. Band: Weihnachts- und Osterkreis; 2. Band: Pfingstkreis. Freiburg 1925/26, Herder. Gbd. in Lwd. M. 4,50 bzw. 3,60.

Was Linhardt einleitend sagt, ist ein Programm für die Predigt in neuer Form mit altem Inhalt. Die „freigeformten" Predigten, die er in diesen zwei Bänden vorlegt, sind eine Erfüllung dieses Programms; und was er mit ihnen beabsichtigt, wird wohl durch die allermeisten erreicht: was im Prediger selbst lebt als Ueberzeugung und Wahrheit, das soll „Erlebnis" werden in seinen Zuhörern. Das erzielt er nun nicht nur durch den Freimut, mit dem er alle Wunden der modernen Großstadtmenschen aufzeigt, sondern vor allem dadurch, daß er sich ganz biblisch und theologisch einstellt. Dadurch gewinnen seine Predigten ein geistiges Niveau, durch das sie sich vorteilhaft von manchen sogenannten modernen Predigtbüchern abheben. Diese seine Art bestimmt auch die Brauchbarkeit seiner Predigten für den Prediger. Sie sind und wollen vor allem sein Anregung zu eigenem Schaffen und in diesem Sinne können sie dem Prediger vorzügliche Dienste tun.

Trier. Professor Eisen.

Linhardt, Robert: Brennender Dornbusch. Vorträge zur Lebensgestaltung. 1. Bd.: Weihnachts- und Osterkreis. Freiburg i. B. 1926, Herder. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,50.

Seinen zwei Bänden ‚Feurige Wolke' läßt Linhardt ein neues Bändchen Predigten folgen und gibt ihm den Titel ‚Brennender Dornbusch'. Dieser Titel ist ein Programm; ganz aus dem Geiste des Buches Exodus sind diese Predigten geschaffen und wollen den modernen Menschen erwecken aus dem Geist der Verzagtheit und ihn führen zu dem Gott der Feuerwolke und des brennenden Dornbusches, daß er ihn erfülle mit Kraft und Lebenswillen, und daß er den Weg durch die Wüste des Lebens hinfinde zum Gelobten Lande. Wie früher hat auch hier der Verfasser den Weg gewählt, der nicht etwa nur den Verstand anregt, sondern den ganzen Menschen erfaßt; und das ist gerade der große Vorzug dieser Art Predigten, die ganz aus dem Rahmen des Althergebrachten herausfallen und mehr als gesprochenes Wort, nämlich Betrachtung sein wollen und es wirklich sind. Durch Voranstellen der Schrifttexte, aus denen die einzelne Predigt verstanden sein will, wird diese Wirkung noch vermehrt. Die Themen, die er behandelt, erzählen von den Nöten der modernen Menschenseele und Gesellschaft. Als Predigtbuch wird es dem Seelsorger, als Betrachtungsbuch dem gebildeten Laien viel zu sagen haben.

Trier. Peter Eisen.

Kramp, Joseph, S. J.: Die Opferanschauung der römischen Liturgie. 2., völlig neu bearbeitete Auflage. 310 S. 8°. München, Kösel & Pustet.

Es ist ein neues Buch geworden. Schon der Aufbau und Umfang zeigen das. Verf. ist diesmal ausgegangen von dem Opferbegriff der römischen Messe. Daran schließt er die Untersuchungen über die Opferanschauungen der griechischen Liturgie. Ihm folgt das dritte Kapitel mit der Opferlehre des hl. Thomas v. Aquin. Ein viertes Kapitel enthält theologische Erörterungen. Der Nachtrag setzt sich mit der Frage Liturgie und Mysterienfeier auseinander. Es ist ein Buch, das zu den bisherigen Theorien eine neue fügt. Es beachtet zu wenig, daß die römische Liturgie, ja die Liturgie überhaupt, allmählich ihre jetzige Gestalt bekommen hat. Beachtung wird es nur bei Theologen und theologisch stark interessierten Lesern finden.

Bonn. Hugo Dausend.

Kurz, Matthäus: Liturgische Betrachtungsschulen, mit 37 Meßbetrachtungen. (Methode der Betrachtung und der Beschauung. 12.) 132 S. Wiesbaden, Herm. Rauch.

Wer durch dieses Büchlein tieferes Verständnis für die Liturgie zu bekommen glaubt, wird enttäuscht. Die hl. Messe ist vielmehr benutzt, um bei den verschiedenen Teilen über einen Stoff, der nicht zur hl.

Messe gehört, einige entsprechende Anmutungen zu erwecken. Literarisch hat es keinen Wert.

Bonn. Hugo Dausend.

Die Väterlesungen des Breviers. Uebersetzt und kurz erklärt von Athanasius Wintersig, Benediktiner der Abtei Maria Laach. (Ecclesia orans, XIII.) XV u. 389 S. Freiburg i. Br., Herder.

Zu den kostbarsten literarischen Schätzen gehören die Werke der Kirchenväter. Verdienst Wintersigs ist es, sie in guter Uebersetzung mit Einleitung und kurzer Erklärung weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben, soweit sie im Brevier, dem Gebetbuch der Kirche, vorkommen. Aber er beschränkt sich nicht auf die kurzen Abschnitte, die hier aufgenommen sind, sondern setzt sie in den Zusammenhang und bietet größere, abgerundete Stücke.

Bonn. Hugo Dausend.

Dieckmann, H.: Alle meine Quellen sind in Dir. Düsseldorf, L. Schwann. Geb. M. 3,—.

Inhaltreiche, schöne Gedanken zu einer Reihe kirchlicher Feste entwickelt der Verfasser. Sie knüpfen an liturgisch-biblische Texte und verwenden sie auch reichlich. Ein Buch, das über unsern Gottesdienst unterrichtet oder tiefer in ihn einführt, ist es nicht, aber wohl ein wertvolles, ansprechendes religiöses Buch für die verschiedensten Kirchenfeste.

Bonn. Hugo Dausend.

Fuerth, Maria: Das Heilige in der katholischen Liturgie. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. Geb. M. 3,30.

Das Büchlein tritt mit den Anschauungen eines Otto über das Heilige an die Liturgie der Kirche heran. Es entwickelt manch schönen, anregenden Gedanken, was um so mehr freut, weil Verfasserin nicht die katholische Glaubensüberzeugung hat. Da kann es nicht wundern, wenn Anschauungen zutage treten, die theologisch bedenklich, ja unrichtig sind. Es kann nur mit großer Einschränkung empfohlen werden.

Bonn. Hugo Dausend.

Rieder, Karl: Der Brautunterricht. Eine praktische Anleitung für den Seelsorgsklerus (Hirt und Herde, 13. Heft). VI u. 40 S. 8°. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geh. M. 1,—, geb. M. 2,—.

Es behandelt den wichtigen Gegenstand in ernster, erhabener Weise. Ist es auch zunächst für den Seelsorgsklerus bestimmt, so wird es bei Eheleuten als Lesung sicher Nutzen stiften.

Bonn. Hugo Dausend.

Der Gottesdienst des Krankenlagers. Pascals Krankengebete, übertragen von Jos. Ranft. XVI, 46 S. Wiesbaden, Herm. Rauch.

Pascal, der feine Stilist und philosophisch und mathematisch hochbegabte Franzose, hat Gebete für Kranke hinterlassen, die jeden Leidgebeugten, der sie langsam betend erwägt, zu einem Leidaufgerichteten machen, den sein Leiden besonders adelt. Ranft hat den Gebeten eine ansprechende deutsche Form gegeben.

Bonn. Hugo Dausend.

Maurer, J. J.: Der hl. Franz Xaver, der Apostel Indiens und Japans. 317 S. Paderborn 1926, Bonifatiusdruckerei. Leinenband M. 5,50.

Maurer bezeichnet diese Biographie als Versuch, nach den neuesten Veröffentlichungen der Xaverius-Forschungen einmal den rein geschichtlichen Franz Xaver aus der Hülle älterer Biographien, besonders der Legenden der Barockzeit, herauszuschälen.

Wenn das Werk ein Versuch ist, dann muß der Versuch als wohlgelungen bezeichnet werden. Zunächst liegen ihm umfangreiche Quellenstudien zugrunde. Dann geht der deutschen Ausgabe eine dänische voraus, die wieder auf einer ursprünglich deutschen Niederschrift beruhte. So hat das Buch eine mehrfache Durcharbeitung erfahren, bevor es in der gegenwärtigen Form vorgelegt wurde. Daß dies dem Werke nur zum Vorteil gereichen konnte, liegt auf der Hand.

Der scharfe Schnitt zwischen historischer Wahrheit und legendärer Ueberrankung tut dem Bilde des hl. Franz keinen Eintrag. Im Gegenteil: das Bild hebt sich leuchtender, deutlicher hervor, Franz strahlt in wunderbarem Kolorit und steht uns doch menschlich überaus nahe. Seine ganze Größe, sein Leben in Gott, sein Wirken

aus und für Gott ist hier mit einer Hingabe und Meisterschaft gezeichnet, daß der Leser den „Baba Padre", den „großen Vater" bald mit tiefer Verehrung im Herzen trägt und wachsender Bewunderung auf seinen Missionsfahrten begleitet. Mirabilis Deus in sanctis suis! Vielleicht leuchtet diese Wahrheit bei diesem streng geschichtlichen Bild des Heiligen heller auf als aus einer legendär umrankten. Wir wundern uns nicht, daß die überragende Größe des Heiligen das legendäre Rankenwerk schuf, aber wir wissen auch, daß Franz dessen nicht bedarf, um als großer Heiliger zu erscheinen. Möge das treffliche, vorzüglich geschriebene und gut ausgestattete Buch viele aufmerksame Leser finden, die den Wegen des Heiligen mit Ehrfurcht folgen!

Mainz. G. Lenhart.

Faustmann, Karl: Die Ritter des Heiligen Geistes. Eine Geschichte der Bischöfe. I. Bd. 432 S. Kirnach-Villingen, Baden, Verlag der Schulbrüder. Geb. M. 10,50.

Es handelt sich hier vor allem um die religiöse, die kirchliche Bedeutung des katholischen Episkopates. Daneben wird freilich auch der Episkopat in seiner vielseitigen kulturellen Wirksamkeit als Segen Gottes für das Gesamtwohl der Menschheit aufgewiesen. Der Verfasser reiht Gedanken, Linien, Skizzen, Bilder aneinander und läßt daraus ein Volksbuch entstehen, das seine Leser in einem weiteren Kreise als nur dem wissenschaftlich interessierten sucht. Der vorliegende erste Band umfaßt 2 Bücher. Das erste Buch läßt Glaubenslicht fluten über Bischofsamt und Bischofspflicht und zeigt wahre Perlen katholischen Bischofslebens in poetisch-verklärter Fassung. Im 2. Buche wird der enge Zusammenhang, die gegenseitige lebensvolle Beeinflussung von Papsttum und Bischoftum dargelegt und Licht und Schatten gewissenhaft verteilt. Die Fülle des Gebotenen wird mitunter fast zur Ueberfülle, die nur deshalb nicht empfunden wird, weil der Verfasser seine Gedanken immer geistvoll in die entsprechende Form zu gießen weiß. Bis ein gutes Buch heute Volksbuch wird, ist ein weiter Weg zurückzulegen. Faustmanns ‚Ritter des Hl. Geistes' könnten und müßten es zur heute so notwendigen Belebung des sentire cum ecclesia werden, und unsere katholischen Volksbibliotheken, der Borromäusverein mit seinen Haus- und Familienbüchereien müßten ihm den Weg dazu brechen.

Mainz. G. Lenhart.

Jehle, Edmund: Kirchengeschichte für Schule und Haus. Mit 17 Bildern von Philipp Schuhmacher. Freiburg i. B. 1926, Herder. Steif broschiert M. 0,75.

Nach Art der kirchengeschichtlichen Charakterbilder werden in diesem Büchlein die wichtigsten Personen und Ereignisse der Kirchengeschichte in leicht verständlicher Sprache behandelt. Diese kleine Kirchengeschichte ist für Volks- und besonders für Fortbildungsschulen bestimmt; diesem Leserkreis und weiten Kreisen des katholischen Volkes will der Verfasser die Größe und Schönheiten des Gottesreiches auf Erden zeigen; dementsprechend ist auch die ganze Darstellung warm und innig. Oft folgt am Schluß eines Abschnittes eine praktische Ausdeutung und Anwendung auf die heutige Zeit. Gerade dem Religionsunterricht in den Fortbildungsschulen wird das Büchlein beste Dienste leisten.

Trier. Peter Eisen.

Seelenkunde. Lebensformen

Vom Leben getötet. Schicksal eines Kindes. 2. Auflage. Mit einem Geleitwort des Verlages „Zur Geschichte und Bedeutung des Buches", Freiburg 1927, Herder & Co.

Nachdem der ‚Fall Machan' durch Kritik und Behörde entschleiert worden war, zog der Verlag das Buch aus dem Handel. Große Erklärungen in der führenden Tagespresse verkündigten den tapferen, ehrlichen Entschluß. Nach Abflauen der Sensation legt nun der Verlag die 2. Auflage vor. Der Name der Herausgeberin der 1. Auflage, M. J. Breme, steht nicht mehr auf dem Titelblatt. Aus den ‚Bekenntnissen eines Kindes' ist das ‚Schicksal eines Kindes' geworden.

Das Empfinden, daß diese 2. Auflage des ‚Falles Machan' ein gewisses Aufsehen erregen mußte, hat der Verlag selbst gehabt. Aus diesem Grunde ein dreiteiliges Vorwort auf acht Seiten. Der erste Teil

des Vorwortes gibt eine kurze Uebersicht über die Geschichte des Buches bis zum Geständnis der Mutter, selbst Verfasserin des angeblichen Tagebuches zu sein. Der zweite Teil bietet die Rechtfertigung des Verlages gegenüber der Neuauflage. Ja, warum ein Buch neu veröffentlichen, dessen Inhalt auf nicht einwandfreier Grundlage beruht? Hätte das Buch ästhetische Werte, könnte man es als „Roman" billigen. Wenn auch anerkannt werden muß, daß eine gewisse Fähigkeit der Darstellung vorliegt, so muß doch deutlich der Abstand von einer wahrhaft literarischen Leistung festgestellt werden. Ehrliche Kritik muß bezeugen, daß das Buch nur geringe ästhetisch-literarische Qualitäten besitzt. In dem Falle, daß es sich um die Leistung einer Siebzehnjährigen handelte, würde man den entsprechenden Maßstab anlegen müssen. Nun aber, da nach Eingeständnis eine erwachsene Frau als Verfasserin gelten muß, kann von einer objektiven Bewertung nichts abgestrichen werden.

Das Vorwort des Verlages legt ganz im Sinne der vorstehenden Ueberlegungen das Hauptgewicht der Rechtfertigung keinesfalls auf die ästhetisch-literarische Seite. Vielmehr versucht es, den Wert des Buches als Dokument der sozialen Zeitnot hinzustellen. Seine Rechtfertigung ist wörtlich folgende:

„Im ‚Falle Machan' entschleiert sich ein Uebel unserer Zeit. Die Persönlichkeiten dieser Tragödie sind typische Menschen unserer großstädtischen Verhältnisse ... Nicht weil der Wissenschaftler oder der Literaturfreund aus dem Buche Aufschlüsse und Erkenntnisse holen kann, sind diese „Aufzeichnungen" veröffentlicht worden, sondern weil in ihnen eine sittliche Wunde unserer Zeit offenbart wurde ... Das Buch von der Margret Machan hat deshalb eine unerhörte soziologische Wucht, weil es tief zurückweist in Zustände, die aus unserem Gesellschaftsleben aller Schichten zu verbannen wir nicht die Kraft zeigen. Und als Schilderung irgendeines unbehüteten Mädchens unserer Zeit gibt es nichts anderes als das typische und logische Ende einer weit verbreiteten und gemeinhin geduldeten irrigen Lebensführung."

Ueberschaut man den Rechtfertigungsbeweis des Verlages, so ergeben sich als Gründe: 1. Typen des großstädtischen Menschen sollen gezeigt werden; 2. eine sittliche Wunde der Zeit soll aufgedeckt werden; 3. ein wuchtiges soziologisches Dokument soll wirken; 4. das typische und logische Ende einer falschen Lebensführung soll veranschaulicht werden. Die Frage ist nun: kann dieses Buch, erdichtet von der Mutter, die vier Rechtfertigungsgründe des Verlages tragen? Ist das Buch berechtigterweise irgendwie Dokument? Zwar wird versichert, daß weder Literatur noch Wissenschaft von dem Buche Gewinn haben können. Wie der Literaturfreund ästhetische Werthaftigkeit verlangt, so der Wissenschaftler wirkliche, unverfälschte, phantasiefreie, zweckfreie Tatsachen. Darum kann das Buch unmöglich soziologisches Dokument sein. Ebensowenig kann von einer soziologischen Wucht gesprochen werden. Dazu fehlt das Gewicht der Tatsache, der Wahrheit. Nur strenges Registrieren der Lebenswirklichkeit nach den Forderungen der exakten, methodisch einwandfreien Forschung kann soziologische Wucht erzielen. Mit Bezug auf die typischen Werte des Falles ist zu sagen, daß der ‚Fall Machan' weder das typisch-proletarische noch das typisch-kleinbürgerliche Milieu und Lebensschicksal wiedergibt. Die Phantasie der Schreiberin hat den Fall mit seinen Autofahrten, gönnerhaften Herrschaften, spendefrohen Liebhabern, reichlichen Cafehausabenden und der vornehmen Kundschaft und bösen Nachbarschaft bereits allzu romantisch ausgesponnen. Das Dasein des typischen proletarischen Lebens hat enge und ganz andere Dimensionen.

Bleibt noch zu erörtern die pädagogische Rechtfertigung der Neuherausgabe. Das Vorwort kommt gegen Schluß tatsächlich auf die „erzieherische Wirkung" des Buches zu sprechen. Die pädagogische Maxime lautet: „Solange die Gesellschaft in Kinos, Theatern, Kunstwerken, Literaturerzeugnissen, Dielen, Tanzsälen, Revuen und Stätten der Nacktkultur (— sind das die Stätten des Proletarier- und Kleinbürgerdaseins oder der abgesunkenen Bourgois? —) in größtem Umfang die Versuchung auf Lebenslust, Luxusbedürfnis und Blutregung geradezu organisiert, muß sie sich als mitschuldig bekennen," — also der

Erzieher muß jene Stätten der Verführung kennen. Hierbei muß man sich aber klar sein, daß es sich bei Besuchern von Dielen, Revuen und Stätten der Nacktkultur nicht mehr um das normale Objekt der Psychologie und Pädagogik handelt, sondern um den Gegenstand der Verwahrlosten-Psychologie und der Pädagogik der Schwererziehbaren.

Weil das Buch in verworfenste Tiefen des Seelenlebens, zwar nicht der Hauptheldin, aber des Milieus hineinleuchtet, ist das Buch keine Lektüre für Heranreifende, auch nicht für die Jugend der Großstädte, Industrie- und Hafenstädte. So betont es auch der Verlag, und darin muß man ihm beipflichten.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Dehn, Günther: Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend. Dritte Auflage. 79 S. Berlin 1926, Furche-Verlag.

Alles, was in diesem Buche gesagt ist über die religiöse Entwicklung der Jugendlichen, bezieht sich auf sozialistische Kreise. Nichts wäre verfehlter, als mit den hier gebotenen Ergebnissen in unserem Lager zu arbeiten. Berücksichtigt man diese Einschränkung, so läßt sich freilich nur Lobenswertes über die Schrift sagen. Auf Grund eines gediegenen empirischen Materials wird das Bild der Seelenwüsten gezeichnet. Den Religionspädagogen interessiert besonders die Stelle, wo die Jugendlichen auf die Frage: „Warum bist du nicht mehr religiös?“ antworten: „Weil ich Religionsunterricht bekommen habe!“ Am besten ist ausgeführt die Frage nach dem religiösen Habitus des Jugendlichen. Psychologen und Pädagogen werden die Schrift mit reichem Gewinn lesen.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Stockhaus, C.: Die Arbeiterjugend zwischen 14 u. 18 Jahren. 78 S. Wittenberg, Bez. Halle, 1926, R. Herrosés Verlag (H. Herrosé).

Grundlage dieser Schrift ist der tägliche Umgang des Verfassers mit Arbeiterjugend. Von seinen Schülern läßt er Fragebogen ausfüllen und Spontanberichte schreiben, d. h. kleine Aufsätze machen über Themen, die ihm das Wertverhalten der Jugendlichen offenbaren sollen. Das Ganze hat warme Lebensnähe und verrät pädagogischen Takt. Ueberall da, wo praktische Pädagogik ausgeführt wird, kann man Freude an der Lektüre haben. Blasser dagegen wirken die zusammenfassenden Abschnitte. Bei einer zweiten Auflage muß unbedingt das Literaturverzeichnis aufgefrischt und ergänzt werden. Wenn die Lichtbilder am Schluß mit innerem Recht dem Buche auch weiterhin angefügt werden sollen, dann müssen die entsprechenden Unterlagen und Beziehungen irgendwie im Text gesondert bearbeitet werden.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Woldt, Richard: Die Lebenswelt des Industriearbeiters. Heft 1 der Sammlung: Münsterer Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Abhandlungen. Herausgegeben von W. F. Bruck, F. Hoffmann und H. Weber. 70 S. Leipzig 1926, Quelle & Meyer.

Auf dem knappen Raum von 70 Seiten ist eine gute, gemeinverständliche Einführung in die Soziologie und Psychologie des Industriearbeiters geboten. Entsprechend dem Charakter der Vorlesung, aus der das Büchlein hervorging (Verfasser las an der Universität Münster und an der Technischen Hochschule Berlin), sind die Ausführungen mehr wegweisend als erschöpfend. Die der exakten Forschung zur Verfügung stehenden methodischen Mittel sind nicht restlos benutzt worden. Die Untersuchungsmethode ist hier weniger induktiv als intuitiv. Aber grade dieser Umstand gereicht der Schrift zum Vorteil. Knapp, nüchtern, aber plastisch und überzeugend tritt die Totalität der industriellen Lebensumwelt, die den Arbeiter einspinnt, in die Erscheinung. Von besonderem Werte sind die Darlegungen im vierten Abschnitt mit den Erörterungen über Masse und Führer, Differenzierung in der Arbeiterführerschaft. Daß der Verfasser das Zeug hatte, eine gediegene Einführungsarbeit zu bieten, belegen nicht zuletzt die Anmerkungen am Schluß des Büchleins. Nicht alle einschlägige Literatur ist vermerkt, jedoch das Beste, was zur ersten Einführung dienen kann. Diese Schrift ist wirklich eines der besten Ergebnisse des industriesoziologischen und -psychologischen Gebietes, soweit es sich um Einführungsliteratur populärer Art handelt.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Wilbrandt, Robert: Die moderne Induſtriearbeiterſchaft. Eine Einführung in die Grundfragen der Sozialreform. 213 S. Stuttgart 1926, Ernſt Heinrich Moritz (Inhaber Franz Mittelbach).

Wilbrandts Buch iſt zurzeit das wiſſenſchaftliche Werk über die moderne Induſtriearbeiterſchaft. Hauptſächlich mit ſtatiſtiſchem Material arbeitend, werden ausgeführt die beiden Themata: „Die Induſtriearbeiterſchaft in ihrem Kampf mit dem Kapital", ſodann „Die Induſtriearbeiterſchaft in ihrer Abhängigkeit vom Kapital". Weil in der Schrift die größeren Zuſammenhänge der Sozialpolitik aufgeſucht werden, tritt das Einzelgeſchick zurück, ſo daß der induſtriepſychologiſche Gedanke weniger gepflegt erſcheint. So endet das Buch auch mit einem Ausblick auf die Induſtriearbeiterſchaft als Objekt einer wiſſenſchaftlichen Sozialpolitik. Der Induſtriepädagoge hat von dem Buche inſofern Gewinn, als er Einblick gewinnt in die weiteren Ideenkomplexe, die ſeine Arbeit an der Induſtriemenſchheit fundamentieren.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Heimatkunde. Volksgemeinſchaft

Anheiſſer, Roland: Mein Köln. Bilder eines deutſchen Malers. 184 S. 4°. Düſſeldorf 1926, L. Schwann. 24 M.

Der Künſtler, der bereits früher in größerer Sammelmappe oder als Einzelblätter manche von dieſen feinen Erinnerungs- und Stimmungsbildern veröffentlicht hatte, ſchenkt mit dieſem Buche eine ganz köſtliche Gabe. Viel Verſchwundenes lebt wieder auf in dieſen vom Verlag in Lichtdruck vorzüglich herausgebrachten Bleiſtiftſkizzen, Federzeichnungen, Kupferſtichen und Aquarellen, und das Erhaltene wird mit den Augen eines echten Künſtlers in prächtigen Stimmungen geſehen und mit künſtleriſcher Hand feſtgelegt. „Die Bilder ſollen dem Kölner die Liebe zur Heimat ſtärken, dem Fremden ein Geleit ſein durch die Schönheiten und eigenartigen Schöpfungen alter deutſcher Kunſt." Reizvoll ſind die eingeſtreuten Skizzen von Mönchen und Nonnen, einzeln oder in Gruppen, kleiner Szenen von der Straße uſw. Auch der Text gibt von warmer Liebe und feinem Blick gezeichnete Stimmungen, die auch ohne Bilder wirken würden. In großen Zügen wird die ſtolze Kölner Vergangenheit auf dem Hintergrunde deutſcher Geſchichte vor unſer Auge geſtellt in lebendigem Stil voll Kraft und faſt dichteriſcher Begeiſterung. Soviel Darſtellungen der Kölner Geſchichte und Kunſt es auch gibt, man wird einer neuen nicht überdrüſſig werden, wenn ſie ſich in der feinen, mit Künſtlerſinn und Künſtlerhand geſchaffenen Form Anheiſſers gibt. Menſchlich nahe rückt der Künſtler beſonders mit ſeinen wehmütigen Erinnerungen an die Vergangenheit und ſeinem Appell, über aller Kultur auch die Natur nicht zu vergeſſen. Jedem Kölner in der Heimat und Fremde, aber auch einem jeden, dem Köln als Stätte alter Kultur lieb iſt, wird das in einen mit dem Schattenriß des Domchors bedruckten Leinenband gekleidete Buch, das ſich auch als Feſtgeſchenk eignet, reichen Genuß und viel Freude bereiten.

Köln. Joſeph Theele.

Heusgen, Paul: Die Pfarreien der Dekanate Meckenheim und Rheinbach. Mit 3 Urkunden-Beilagen und 1 Karte. XIX. 466 S. Köln 1926, J. P. Bachem. Br. 23 M., geb. 25 M.

Der Direktor des Kölner Diözeſanarchivs, Dr. F. Lohmann, der ſich durch die Ordnung und wiſſenſchaftliche Erſchließung bislang noch nicht genügend erſchöpfter Urkundenſchätze verdient macht, hat erfreulicherweiſe mit einer neuen Folge die ‚Geſchichte der Pfarreien der Erzdiözeſe Köln' wieder aufgenommen. Und gleich der erſte Band iſt bedeutend und verheißungsvoll. Mit einer Ueberfülle entſagungsvoller Kleinarbeit, die er neben gewiſſenhafter Führung ſeines Amtes als Bibliothekar des Prieſterſeminars leiſtete, hat Dr. Heusgen die Bauſteine zur Geſchichte der Dekanate Meckenheim und Rheinbach zuſammengetragen. Neben einer allgemeinen Geſchichte der beiden Dekanate, die von der vorgeſchichtlichen Zeit ausgeht, werden die einzelnen ſo ausführlich behandelt, daß faſt mehr Orts- als bloße Pfarrgeſchichte entſteht. Weitgehend ſind auch Bilder und Inſchriften, Flurnamen, Volksſagen und -bräuche berückſichtigt, ſo daß gerade wegen dieſes reichen heimatkundlichen Materials

das Buch trotz seiner wissenschaftlichen Grundlage auch in weiten Volkskreisen anregend und belehrend wirken wird. Mit den ausführlichen, gewiß mit größter Mühe beigebrachten Nachrichten über die Inhaber der einzelnen kirchlichen Aemter (Pfarrer, Vikare, Küster, Lehrer, die aus den einzelnen Orten gebürtigen Geistlichen) wird ein überreiches personengeschichtliches Material geboten, das somit gleichzeitig familiengeschichtlichen Zwecken dienstlich wird. Ein ausführliches Register erschließt die Fülle der Namen.

Köln. Joseph Theele.

Muttersprache, Mutterlaut. Aufsätze der Kölnischen Volkszeitung zum Kampfe um die Muttersprache. 38 S. Köln a. Rh. 1926, Verlag Kölner Görres-Haus G. m. b. H.

Diese Schrift ist vor allem als Gruß des Mutterlandes an die Deutschen in der Welt gedacht. Ein Drittel unserer Volksgenossen lebt außerhalb der Reichsgrenzen. Von den Millionen, die durch Machtspruch unlängst von der Heimat getrennt wurden, stehen viele in heißem Kampfe um ihr Eigenstes: die Muttersprache. Es soll ihnen in diesen aus der Feder Dr. Jos. Frobergers stammenden Aufsätzen natürlich nicht politisches Kriegsmaterial zugeführt werden. Das könnte ihre Position, wie die Dinge liegen und die Stimmungen sind, nur verschlechtern, und dann: mit solchen Mitteln wird der Kampf auch gar nicht entschieden werden. Das kann man nur von der Einsicht erhoffen, daß durch kalte Menschensatzung heiliges Naturrecht zu brechen eine Versündigung an dem Menschheitsgedanken ist, die sich, ob noch so spät, schwer rächen muß, wie alle Unnatur. Und davon, daß eben die Bedrohung des Besten auch das Beste in den Gefährdeten aufruft: die Treue zu sich selbst, und den unbeugsamen Willen, sich durch Pflege edler deutscher Art, deutscher Kultur die Achtung auch der schärfsten politischen Gegner und damit auf die Dauer das Recht zu erzwingen. Es muß durch solche Haltung aller Deutschen erreicht werden, daß die Welt auf unsere heiligen Empfindungen Rücksicht zu nehmen lernt, wie auf die des Engländers, Franzosen, Polen. Jetzt noch glaubt man uns nicht gleich achten zu brauchen, da wir nicht durch ein in demantharter Eigenart begründetes Selbstgefühl die Welt von dem tiefen Ernst unserer Ansprüche als Kulturvolk zu überzeugen wüßten. Die Pflege ureigener deutscher Kultur ist unser Weg zu neuer, dauerhafter Weltgeltung, zu friedlichem Sieg auf der ganzen Linie. Man spricht Namen wie Goethe und Beethoven aus, und das Deutsche wird in aller Welt verstanden. Reinigen wir unsere Muttersprache von jenen ‚Fremdwörtern', die ein zersetztes Wesen einschleichen lassen konnte, so daß sie wieder echter Seelenlaut wird, dann wird sie auch wieder Weltsprache sein. Und in einem Weltbund werden alle Deutsche drinnen und draußen, ob politisch getrennt, sich zusammenfinden.

Bonn. Bernhard Achtermann.

Länder- und Völkerkunde

Philipp, Hans: Tacitus, Germania. Ein Ausschnitt aus der Entdeckungsgeschichte der Germanenländer durch Griechen und Römer. 159 S. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus.

Treidler, H.: Herodot, Reisen und Forschungen in Afrika. 159 S. Ebda. (Nr. 17 u. 18 der Sammlung: Alte Reisen und Abenteuer.)

Reisen und Abenteuer! Ein zugkräftiger Titel für eine Büchersammlung! Und nun gar erst: alte Reisen und Abenteuer! Ja damals muß das Reisen freilich noch einen ganz andern Reiz gehabt haben, als es noch unentdecktes Land, noch unbefahrenes Meer gab. Nun, ein Stück des Zaubers solcher Fahrten in absolutes Neuland strömen diese beiden Bücher aus. Das sichert ihnen — über Philologenschaft und Schule hinaus — die Teilnahme weiterer Kreise. Zudem hat natürlich das Buch über Tacitus für uns Deutsche ein starkes nationales Interesse.

Philipp behandelt im ersten Teil seines Werkes die germanische Vorzeit bis auf Tacitus. Er zeichnet an Hand der Ausgrabungen ein Bild der Kultur jener Epoche und bespricht die damaligen Handelsverbindungen zwischen dem Mittelmeergebiet und den Germanen, ferner die vom Süden ausgehenden Entdeckungsversuche der vorchristlichen Jahrhunderte, besonders die kühne Fahrt des Pytheas von Massilia. Ein sehr wichtiges Ergebnis dieses Teiles liegt in der an Hand der Bodenfunde erfolgten Feststellung, daß die vortaciteischen

Germanen nicht — einer weitverbreiteten Anschauung entsprechend — Barbaren im Sinne tiefstehender afrikanischer Negerstämme gewesen sind, sondern schon sehr früh eine verhältnismäßig hohe äußere Kultur besaßen. Im zweiten Teil gibt der Verfasser eine Uebersetzung der Germania, die — sinngemäß und lesbar — sich auf die Arbeiten hervorragender Fachleute, wie Norden, Bacmeister usw., stützt. In den Text aber fügt er — sehr instruktiv — Berichte der Vorgänger des Tacitus ein, so des Pytheas, Poseidonius und Plinius, welche die knappe Fassung der Germania erweitern. Fernere Ergänzung bieten dann wieder die Bodenfunde, die hier wie auch im ersten Teil in zahlreichen Bildern vorgeführt werden. Das Hauptergebnis des zweiten Abschnittes ist das Gemälde einer hohen, besonders inneren Kultur.

Treidler gibt in seinem Buche zunächst einen knappen Exkurs über das geographische Wissen des Altertums, bietet dann eine gute Uebersetzung der in Betracht kommenden Teile des Herodoteischen Werkes und nimmt im dritten Abschnitt zu den Berichten des griechischen Historikers kritisch Stellung. Er zieht dabei die wichtigsten Werke und Theorien moderner Forscher heran, um dann schließlich eine kluge und maßvolle Entscheidung zu treffen, soweit das bei dem lückenhaft überlieferten Material möglich ist. Als besonders interessant erwähne ich die angeblichen antiken Umseglungen Afrikas und das Atlantis-Problem. Auch Treidlers Buch ist mit prächtigem Bildmaterial ausgestattet. Leider fehlt in der Uebersetzung die Angabe der betr. Bücher und Kapitel des Originals, welche die praktische Brauchbarkeit des Werkes erhöhen würde. — Obwohl nicht als Schulbücher gedacht, werden beide Arbeiten Lehrern und Schülern im Unterricht gute Dienste leisten können.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Norden, Hermann: Auf neuen Pfaden im Kongo. Quer durch das dunkelste Afrika. Aus dem Englischen von Dr. Karl Pfannkuch. Mit 54 Abb. und 2 Karten. 279 S. 8°. Leipzig 1926, Brockhaus. Ganzleinen M. 14,—.

Schon zeigen sich, wie man hier und da aus Zeitungsnotizen ersehen kann, gewisse Anzeichen, daß auch die schwarze Rasse einmal erwachen und Anspruch auf Selbständigkeit stellen wird, und tatsächlich soll vor kurzem bereits ein angeblicher „Prophet" das bekannte von Monroe geprägte Schlagwort auf Afrika übertragen und in die Masse seiner schwarzen Brüder hineingeworfen haben, die es sich bis vor nicht allzulanger Zeit noch gefallen lassen mußten, wie Tiere gefangen und auf amerikanischen Sklavenmärkten verschachert zu werden. Freilich steht das Gestirn eines erwachten Afrika doch noch tief am weltpolitischen Horizont, und es werden, wie auch der amerikanische Reisende Eduard Norden in seinem vorliegenden Buche annimmt, noch einige Generationen dahingehen, bis sich dieses Problem für die europäischen Kolonialmächte zu einer Gefahr ausreift. Auch Deutschland war bis zum Weltkriege an der wirtschaftlichen Erschließung und Kolonisation des dunkeln Erdteils wesentlich beteiligt, und die Namen Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwest, Kamerun und Togo rufen in uns heute noch schmerzliche Erinnerungen wach. Bekanntlich wurden uns diese Gebiete von unseren Feinden im Versailler Vertrage geraubt, weil wir die Fähigkeit des Kolonisierens nicht besitzen sollten. In einer Zeit nun, wo nach Deutschlands Eintritt in den Völkerbund der Ruf nach neuen Kolonien wieder lauter erschallt, kommt ein Buch recht gelegen, das aus der Feder eines neutral gesinnten Amerikaners stammt und, wie schon sein Titel sagt, seine Reise „durch das dunkelste Afrika" schildert. Das Buch muß dem deutschen Leser um so willkommener sein, als sein Verfasser teilweise gerade den Pfaden der deutschen Expedition Wißmann gefolgt ist, die seitdem kein Forscher mehr betreten hat, und in kolonialpolitischer Hinsicht dem Belgier, unserem früheren Nachbarn am Kongo, ebenso die Befähigung abspricht, deren angeblicher Mangel bei dem Deutschen den Raub seiner Schutzgebiete motivieren sollte.

Norden ist ein angenehmer Erzähler, der seine Erlebnisse fesselnd, ja manchmal recht launig und humorvoll wiederzugeben vermag. In 15 Kapiteln schildert er seine ostwestlich verlaufene Reise durch das Herz des dunklen Erdteils von dem Tage an, an dem er die Ostgrenze des belgischen Kongo-Staates passierte. Er gibt mancherlei interessante Aufschlüsse über die kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse der dort leben-

den Negerstämme, und besonders beachtenswert ist seine Schilderung der Sitten und Gebräuche der Bakuba, eines uralten noch wenig erforschten Kulturvolkes Innerafrikas. Als echter Amerikaner besitzt Norden selbstverständlich auch einen Blick für die natürlichen Schätze des Landes: Kupfer, Baumwolle und Diamanten und die mit ihrer Gewinnung verknüpften künftigen Entwicklungsmöglichkeiten in wirtschaftlicher Hinsicht. Ein treffliches Anschauungsmaterial bilden die Abbildungen, die aus eigenen Aufnahmen des Verfassers stammen. Die Ausstattung ist, wie es ja stets bei den Neuerscheinungen der Fa. Brockhaus zu sein pflegt, recht geschmackvoll.

Godesberg. W. Kirfel.

Dugmore, A. Radclyffe: Frieden im Sudan. Mit 46 Abb. und zwei Karten. 283 S. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus.

Derjenige, welcher in Sven Hedin den klassischen Autor geographischer Schilderungen sieht, wird auch das Buch von Dugmore voll Befriedigung lesen. Er hat dieselbe Prägnanz in der Darstellung, dieselbe große Linie in der Herausarbeitung geschichtlicher Tatsachen und denselben Blick für das Wesentliche bei Land und Leuten. Er ist auch derselbe vornehme und weitherzige Mensch, der über der Forschung steht und nie zu einem einseitigen Gelehrten wird.

Dugmore sieht also den Sudan mit den Augen Sven Hedins an. Er beschreibt ihn mit den Farben eines Künstlers. Zwar fehlt ihm dessen Zeichentalent, aber dafür geht er mit der Filmkamera umso besser auf den Anstand. Was er bringt, ist interessant, vom heißen Atem des Selbsterlebens umweht und anschaulich geformt. Er sieht mit der Seele und in die Seelen, zugleich aber mit den Augen des scharfsinnigen Gelehrten. Das Buch ist deshalb zur Unterhaltung wie zum Studium gleich wertvoll.

Das vorzügliche Kartenmaterial und das handliche Register bieten dabei wertvolle Hilfsmittel. Ein besseres Buch über den Sudan wäre schwer zu nennen.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Banning, George Hugh: Im Zauber mexikanischer Gewässer. Mit 69 Abb. und einer Karte. 253 S. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus.

Banning, der Verfasser des Buches, ist ein Abenteurer, freilich im besten Sinne des Wortes. Mit frohen Kinderaugen, mit begeistertem Blick für die Natur, mit der Sehnsucht nach Abenteuern, die in jedem jungen Menschen liegt, die aber später bei den meisten abgestumpft wird, ist das Buch geschrieben. Es hungert den Verfasser nach Entdeckungen, nach Unbekanntem, nach dem Nicht-Alltäglichen. Das Buch ist eine Iliade solcher Abenteuerfahrten. Manchmal glaubt man im ‚Herzog Ernst' zu lesen, so wundersam und romantisch vermag er das Geschaute darzustellen. Und dennoch ist nichts phantastisch oder unwahr, sondern nur mit frohem Abenteurerauge gesehen. Von Insel zu Insel fahren wir mit ihm durch die mexikanischen Gewässer, landen an vergessenen Einöden, besuchen die See-Elefanten an ihren einsamen Nistplätzen, hören von Riesenvögeln und Zwergtieren, von freundlichem Aufenthalt bei Land und Leuten.

Neues recht wenig! Der wissenschaftliche Wert ist auch nicht allzu hoch. Aber es ist ein Buch voll feiner Eindrücke, denen wir in Mußestunden gerne lauschen. Eine Fülle von Genrebildern, die interessieren, weil die Farben gut gesetzt sind. So tief die durchfahrenen Meere sind, so seicht ist das geistige Grundwasser des Verfassers. Es ist das Buch eines großen, lieben Jungen, dem es darauf ankommt, Spannung hineinzuweben, und der auch einen gesunden Humor besitzt. Wer damit zufrieden ist, dem wird das Buch vortrefflich gefallen. Wer mehr sucht, der gehe weiter, er wird nicht auf seine Kosten kommen, es sei denn, daß die wundervollen Photoaufnahmen ihm Ersatz für manches Fehlende bieten. In der Tat, der Bildschmuck macht das Buch doppelt anziehend.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Pietschmann, Viktor: Eis und Palmen. Reiseskizzen aus Nord und Süd. 309 S. mit 16 Bildtafeln. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,75.

Der Titel des Buches läßt über die Absichten des Verfassers im unklaren, denn er ist romantisch und nichtssagend. Aber der Inhalt ist besser. Es ist ein Skizzenbuch voll feiner Beobachtungen, Erlebnissen und Darstellungen aus der Hochseefischerei. Das Buch eines Gelehrten, eines Zoologen, der aber nicht nur sieht, sondern auch fühlt, der Liebe und Freude am Meer und seinen Bewohnern hat, und der uns anschauliche Bilder aus der Meeresfischerei liefert. Er

führt uns in die großen Fanggebiete der nördlichen Meere, des großen Ozeans, des mittelländischen Meeres und der ihm benachbarten Gewässer. Obwohl das Buch durchaus wissenschaftlich ist, liest es sich leicht und fließend. Die Sprache ist klangvoll, die Beobachtungen aus dem Tierleben gemahnen in ihrer Frische an die des Naturforschers Brehm. Angenehm weiß der Verfasser auch von den Matrosen, ihren Leiden und ihren Freuden zu plaudern. Das Buch ist ebenso unterhaltend wie lehrreich.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Foller, Hermann v.: Unter Javas Sonne. 159 S. Leipzig 1926, J. A. Brockhaus.

Auch ein Buch, das an erster Stelle der Unterhaltung dienen will, aber das den Stoff so intensiv behandelt, daß ein abgerundetes wissenschaftliches Bild zugleich vermittelt wird. Die Eindrücke eines längeren Aufenthaltes in Java werden teils in der Erlebnissprache, teils in der Form wissenschaftlicher Darlegung an der Hand von Tabelle und Karten veranschaulicht. Land, Leute, Leben, Beschäftigung, Flora und Fauna werden eingehend gewürdigt und interessante Natur- und Kulturdenkmäler mit sprachlicher Anschaulichkeit geschildert. Gute Photos erhöhen den Wert des geschmackvoll ausgestatteten Buches.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Kunst

Beitz, Egid: Caesarius von Heisterbach und die bildende Kunst. 136 S. Augsburg 1926, B. Filser.

Der schon durch so manche anregende Untersuchung um das Verständnis des Bildinhalts kirchlicher Kunstwerke verdiente Verfasser hat mit diesem Buche wieder einen ganz gehaltvollen Beitrag zur Kunstgeschichte des Mittelalters geschaffen. An übersichtlicher Gruppierung des vielseitigen Stoffes zeigt er, wie Caesarius von Heisterbach durch seine Schriften, besonders die Wundergeschichten, als „bedeutsamer Mitgestalter der Kultur seiner Zeit anzusehen ist". Die ganze wunderbare Symbolik des Mittelalters in Kirchenbau und -ausstattung, in Malerei, Plastik und Kunstgewerbe wird lebendig, besonders anschaulich wird, wie sich in Caesarius der Wandel von romanischer zu gotischer Auffassung zeigt und der Wandel der Zeit von der christologischen zur mariologischen. Mit gründlicher Beherrschung des theologischen und literarischen Schrifttums der damaligen Zeit, die den Verfasser befähigt, die Erscheinungen der Kunst aus den Auffassungen der Zeit heraus zu verstehen, wird auf wissenschaftlichem Grunde mit den Farben religiösen Empfindens ein Bild gezeichnet, das jedem Freunde christlicher Kunst vielseitige Belehrung und höchsten Genuß bereitet. Wenn alle Kunsthistoriker sich so wie Beitz auch mit den literarischen Denkmälern des Mittelalters vertraut machten, würden oft manche Kunstwerke und manche Zusammenhänge klarer erscheinen. 42 überaus passend gewählte Abbildungen erläutern bestens den bei aller Sachlichkeit mit innerer Wärme geschriebenen Text. Niemand wird das Buch ohne reichen Gewinn für rechte Würdigung aller Dinge der bildenden Kunst des Mittelalters aus der Hand legen. Ein gutes Register macht es erfreulicherweise auch als Nachschlagewerk brauchbar.

Köln. Joseph Theele.

Schöne Literatur

Der heiligen Hildegard von Bingen ‚Reigen der Tugenden', Ordo Virtutum. Ein Singspiel mit einem Geleitwort von Abt Ildefons Herwegen. Herausgegeben, übertragen, eingeleitet von der Abtei Sankt Hildegard, Eibingen im Rheingau. 135 S. Berlin 1927, Sankt Augustinus-Verlag.

Mit diesem Buche schenkt die Abtei St. Hildegard, Eibingen, der Oeffentlichkeit ein wertvolles Gut: Ein geistliches Singspiel der großen rheinischen Frau, die als Aerztin und Naturforscherin schon weiten Kreisen bekannt ist, in deren Tiefstes und Herrlichstes, ihr religiöses Leben, aber bisher nur einige wenige eingedrungen sind. Fromme Klosterfrauen geben uns hier den Schlüssel zum Eintritt in die wunderbar reine, weite Glaubenswelt ihrer schönen Seele, die ganz erfüllt ist von dem Bewußtsein der Eingliederung in die Kirche als den geheimnisvollen Leib Christi: Die menschgewordene Einzelseele, die mit der Welt der Finsternis kämpft, fällt, aber schließlich zur Tugendwelt heimfindet, ist

der Typus der ganzen erlösten Menschheit, die gesamte auf Erden wandelnde streitende Kirche. Diesem kleinen Spiel aus dem Bereich der kirchlichen Gemeinschaftskunst geht eine einführende Betrachtung voraus, worin die Bezeichnung zu Hildegards großem visionären Werk, dem ‚Scivias' sorgfältig aufgedeckt wird, was dem Kenner große Freude bereitet und dem Laien das Verständnis erleichtert. Aber nicht nur die herrliche Ideenwelt, die uns dieses Werk offenbart, das tiefe, warme Geleitwort, die liebevoll genaue Einführung, die gute Enträtselung lateinischer Lettern und alter Choralmusik geben ihm seinen Wert. Wir haben es hier auch mit einer bewunderungswürdigen künstlerischen Leistung des 12. Jahrhunderts zu tun: im Aufbau ist sie klar und dramatisch, ohne überflüssige Rede, im Rhythmus der Handlung und des Wortes harmonisch, doch markant, in der Charakterisierung treffend, geschaut. Jeder einzelnen Gestalt, ob sie auf der Bühne sichtbar ist oder ob die schönheitliebende Seele der Verfasserin sie hinter der Szene läßt, wie den Teufel, wurde volles Leben eingehaucht. Dieser ‚Reigen der Tugenden' ist eine Kunstschöpfung, an der viele sich erfreuen sollten. Der gebildeten, christlichen Frau gehört vor allem dieser Schatz des Mittelalters, — lerne sie ihn nur kennen —; und der Jugend sei seine Lebensweisheit ein Ansporn zum Streben nach dem wahren Gemeinschaftsideal!

Bonn. Maria Beermann.

Frenssen, Gustav: Otto Babendiek. Roman. 1291 S. Berlin 1926, Grotesche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 12,—; geb. M. 15,— und M. 20,—.

Ueber seinen neuesten Roman hat Frenssen selber ein als Prospekt dem Buche beigelegtes Vorwort geschrieben, worin man u. a. liest: „Ich hatte das Holz für dieses Fahrzeug schon seit langem, wohl schon fast zehn Jahren, anzusammeln angefangen. Ich wollte breit und doch beweglich, in Ichform mein Leben darstellen, wie es gewesen ist oder hätte sein können oder vielleicht hätte sein sollen ... Es ist in der Erzählung viel von meinem wirklichen Leben. Alle einzelnen Begebenheiten sind mir geschehen oder lagen in der Möglichkeit und streiften mich mit ihren Flügeln oder geschahen nahe neben mir." Diese Sätze geben wohl Veranlassung zur Bezeichnung „autobiographischer" Roman. Und doch legt man bei der Beurteilung des Werkes auf das „Autobiographisch" am besten nicht besonders viel Wert, sondern nimmt die Dichtung einfach als einen sehr breit angelegten Entwicklungsroman. Frenssen erzählt, wie aus einem armen, frühverwaisten Dorfschmiedbuben über den Weg des Archäologiestudenten und Feuilletonredakteurs ein berühmter Erzähler wird. Wenn der Leser mit Aufwand von etwas Geduld und Ausdauer die 1291 Seiten bewältigt hat, verweilt er bei der Rück- und Ueberschau am liebsten bei der Darstellung der Kindheit und Frühjünglingszeit dieses sich nur schwer in der Welt zurechtfindenden Otto Babendiek und seiner ganz anders gearteten Freunde und Freundinnen, sowie bei einer Anzahl bis in die letzte Linie eigenartig und mit Humor gezeichneter Menschen, wovon die einen groß und bezwingend sind in ihrer Güte und Hilfsbereitschaft, die anderen merkwürdig durch geradezu pathologische Bosheit und Lust an Menschenquälerei, die dritten, die Teilnahme wecken durch das Dämonische ihrer triebhaften Leidenschaften, und wieder andere, die als seltsame Käuze ein Lächeln abnötigen. Auch in der ganz und gar unromantischen Erzählung der Weltkriegserlebnisse, die aber, wie Frenssen ausdrücklich betont, nicht die eigenen sind, bewährt sich der Meister. Weite Felder bescheint warm die Sonne eines versöhnenden, gütigen Humors. Aber die Rückschau sieht auch auf lange Strecken, die dürr und öde daliegen. Besonders fällt auf, wie winzig klein sich in der weiten Fläche der Streifen der doch sonst für die Entwicklung meist so bedeutungsvollen Universitätsjahre ausnimmt. Auch die bekannte Mahnung: „Bilde Künstler, rede nicht!" fällt einem bisweilen ein. Es ist ein Kunstfehler, wenn der Dichter ein rätselhaft anmutendes Tun oder Verhalten seiner Gestalten mit der Behauptung begründet, daß ihr Charakter eben so und so gewesen sei. Umgekehrt muß der Charakter aus dem Tun erschlossen werden. Und kann man ganz an die Wahrheit und Echtheit all dieser seltsamen Figuren glauben? Manches wird der Leser in der Zeichnung übertrieben finden. Ob bei einer Kürzung des Romans, etwa um ein ganzes Drittel, der breite Strom bunten westholsteinischen Lebens nicht voller und majestätischer am Leser vorbeigezogen wäre? Welche Weltanschauung läßt ihr Licht auf die Darstellung dieses mannig-

fachen Menschenschicksals fallen? Man begegnet Frenssens Bekenntnis zur Fortexistenz der Einzelseele nach dem Tode, aber auch dessen klarer Leugnung der Gottheit Christi. Dazwischen liegt ein unbestimmbarer Nationalismus, der aber nicht aufdringlich betont ist. Daß das Buch nicht Volkslektüre wird, dafür sorgt schon die gar zu umständliche Art und Weise, wie Frenssen die Schicksale seines Otto Babendiek erzählt.

Dettlingen. Hermann Herz.

Renker, Gustav: Der See. Roman. 316 S. Leipzig 1926, L. Staackmann. Geh. M. 4,50, geb. M. 6,50.

Der kärtnerische See, der diesem Roman Namen und Seele gibt, ist die „rätselhafte, sich immer wieder persönlich offenbarende Naturgewalt", unter deren Wirken das Leben des Helden hingeht. Der Knabe verpflichtet sich ihm in romantischem Spiel und mystischer Entrücktheit, indem er seinen Ring in die Tiefe wirft. Immer nun, wenn der Jüngling, Mann oder Greis im Begriffe steht, der Heimat fremd zu werden, sei es, daß er in der Enge eines Standes, in der Bürgerlichkeit eines Beamtenberufes zu versinken droht, oder auf der letzten Lebensstation die Heimat ohne Erben lassen muß, immer dann ruft ihn der See in Frauen, die rätselhaft, geheimnisvoll, lockend und zauberisch, aber auch ganz Naturgewalt sind wie das Schicksalswasser selber. In dem Spiel von Pan und Eros, in dem Natur und Handlung oft wunderbar zusammenklingen, läutet ein Großer tiefe und keusche Glocken: Bruckner. In all dem Romantischen, Weichen und Sinnlichen steht er da wie einer aus dem Land der Reinheit, voll Kraft und Verantwortung — die tiefste und lauterste Freude dieses Buches, das ein Dichter schuf, dem die süße Musik der Sprache, das Auge für die Natur in höherem Grade gegeben sind, als die Kraft der handlungsstraffen Gestaltung. Die Weltanschauung des Helden gipfelt in dem Bekenntnis des Sterbenden: Dieser Boden bin ich — jener Baum dort — Tiefe des Meeres bin ich! Das panteistisch Unklare, vor allem aber die unverdeckte Erotik machen das Werk für unsere Bibliotheken ungeeignet.

Münster i. W. Heinrich Luhmann.

Andersen, Knud: Das Meer. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Else von Hollander-Lossow. Braunschweig o. J. Georg Westermann. Ln. M. 7,50.

Einer meiner Bekannten tat einmal den Ausspruch, daß er sich keine größere Dichtung denken könne, in der nicht irgendwie das Meer vorkäme. Das finge schon bei Homer an. Zweifellos steckt da etwas Richtiges darin. Von jeher hat das Meer eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf die Menschen ausgeübt. Der Beruf eines Seemannes hatte etwas an sich, was selbst den Binnenländer anzog, trotzdem sein Tagewerk ein hartes ist. Mondelang leben sie auf den Schiffen zusammen, tragen gemeinsame Arbeit und gemeinsame Aengste. Dann laufen sie wieder auseinander. Und doch zieht das Meer sie immer wieder an. Das aber schildert Andersen. Er ist selbst ein befahrener Mann. Kennt auch den Betrieb auf den Segelschiffen genau. Regnar heißt der Matrose, der besessen ist vom Meere. Jahrelang hat er die Heimat nicht gesehen. Aber einmal findet er einen Freund. Das ist ein ernster Mann, der seinen Charakter stärken will. In einem unbedachten Augenblicke fällt er doch. Bei einer Hafendirne holt er sich eine unheilbare Krankheit. Da ist sein Mut gebrochen. Das wilde Leben hat ihn zum Manne reifen lassen. Doch das erträgt er nicht. Er kehrt nach Hause zurück. Dort ist die Mutter gestorben. In das Leben am Lande kann er sich nicht zurechtfinden. Die Braut ist ihm verloren. Da verurteilt er sich selbst zum Tode. Er geht — wie Helmut Harringa — ins Wasser, ein Tod, der Flucht vor dem Leben, also Feigheit ist. In diesem Buche lebt das Meer. Man hört seinen Atem stöhnen, und die Menschen, die sich ihm anvertrauen, sind hart und doch auf ihre Weise liebenswert. Es weht auch ein Hauch tiefer, protestantischer Religiosität durch die Zeilen. Ein herrliches Werk, wenn auch das Ende trübe und schmerzlich ist.

Emden. Georg Schäfer.

Schmitz-Cardauns, Lilli: Großmutter und ihre Gesandten. Roman. 319 S. Bonn 1927, Verlag der Buchgemeinde.

Launig erzählt hier die Verfasserin von dem Haushalt der schriftstellernden Frau Evelin, die ihre Perle Kordula I. durch

eine Heirat mit 40 Jahren verloren hat und nun in zwei Monaten bei Kordula IV. mit Bubikopf, ausrasiertem Nacken, rundem Halsausschnitt, kniefreien Röcken, fleischfarbenen Strümpfen und Halbschuhen, aber ohne jede Kenntnis und Selbständigkeit in der Hauswirtschaft angekommen ist. Selbst muß sie nun für die ganze Wirtschaft aufkommen, was sie in einen Zwiespalt versetzt: hie Gatte, Kinder, Haushalt — da der Vertrag mit dem Verleger, der monatlich eine Novelle von ihr verlangt, hie Pflicht — da Neigung. Sie versucht beides zu vereinigen, was faktisch unmöglich ist — der Haushalt leidet; der im Grunde gutmütige Mann, der das Essen nicht pünktlich erhält oder die Weihnachtsgans angebrannt vorgesetzt bekommt, wird ungeduldig, klagt bei seiner Familie und erhält von der Großmutter seine vier Schwestern zur Verfügung, damit sie nach dem Rechten sehen. Doch keine der vier Gesandten, weder die melancholische Kriegswitwe Mella, noch die fröhliche Sanna, noch die rationalistisch eingestellte Aerztin Dele, noch die fromme Klosterfrau erreichen, daß Evelin den Vertrag mit dem Verleger aufgibt. Dazu bringt sie aber das Schicksal, das durch ihr todkrankes Kind an ihre Mütterlichkeit appelliert. Tränenden Auges zerreißt sie den Vertrag, das Opfer der Persönlichkeit wird gebracht, doch verlangt ein gütiges Geschick nicht die volle Ausführung. Ein glücklicher Zufall führt Kordula I. wieder ins Haus, sie ergreift kraftvoll das Steuer der Wirtschaft und Evelin hat genug Zeit zur schriftstellerischen Betätigung, die ihrer Persönlichkeit Bedürfnis ist. — Der Wert des Buches steckt in der treffenden, humorvollen Charakterisierungskunst der Verfasserin, die mit reichem Gemüt den Abstand der Menschen von ihrem Ideal mißt und ihn wortsicher festhält. Die Wege und Ziele der verschiedenen Frauenleben erhalten trotz der scheinbaren Leichtigkeit der Auffassung tiefe und runde Behandlung. Ein jedes gipfelt, bewußt oder unbewußt, in der Mütterlichkeit, „es braucht nicht immer eine körperliche zu sein“ (S. 314), und reich, mannigfaltig hat die Verfasserin dieses Grundthema verarbeitet, weshalb ihr einige Mängel des Aufbaus gern verziehen seien.

Bonn. Maria Beermann.

Feldigl, Ferdinand: Ikarus. Tagebuch eines Dorfschullehrers, der seinen Beruf verfehlt hat. 366 S. Paderborn 1926, F. Schöningh. Gbd. M. 5,80.

Dieser Dorfschullehrer hat seinen Beruf nicht etwa aus angeborener Unlust an der Lehrertätigkeit oder aus Talentlosigkeit hierfür verfehlt. Vielmehr verleiden ihm die dichterische Veranlagung, die er auf Kosten der Schularbeit pflegt, und der von einer Theatersängerin genährte Wahn, für die ruhmreiche Laufbahn eines Dichters geboren zu sein, sowie die Last des Gemeindeschreiberamtes die stille Lehrerarbeit in einem Dörflein der bayrischen Alpen vollständig. Ein einfaches Landmädchen, in das er allzurasch sich verliebt, zeigt als seine Frau wenig Verständnis für sein dichterisches Schaffen, während die Theatersängerin seinen künstlerischen Neigungen schmeichelt und die Leidenschaft zu ihr weckt. Zum Schul- und Gemeindekonflikt kommt der Zwiespalt in der Ehe. Die Dinge in Schule und Gemeinde treiben rasch dem äußersten zu. Ein gegen ihn in Szene gesetztes Haberfeldtreiben veranlaßt ihn, eiligst in München als freier Schriftsteller den Broterwerb zu suchen. Enttäuschung folgt auf Enttäuschung. Sein braves Weib stirbt plötzlich. Endlich findet er den Frieden der Seele als Laienbruder in einem Benediktinerkloster und stirbt an den schwarzen Blattern bei der Pflege seines früheren Bürgermeisters und schärfsten Gegners, der diese Krankheit übersteht. An einigen prächtigen Gestalten, wie der Frau des Lehrers und ihres Vaters, hat der Leser seine Freude, ebenso an der Schilderung der dörflichen Umwelt, an den trefflichen Beobachtungen aus dem Schulleben und mehr als einer dichterisch geschauten und gebauten Szene. Trotz mancher wenig neuen Motive ist die Komposition, in der Gesamtheit gesehen, eigenartig und dichterisch. Aber eine laute Theatralik beherrscht darin weite Räume. Das kommt wohl davon, daß der Verfasser das Wesen der dichterischen Begabung zu äußerlich aufgefaßt oder wenigstens so dargestellt hat. Er dringt nicht zur Tiefe vor. Darum rühren manche Partien nicht ans Herz des Lesers. Die Sprache ist an solchen Stellen wohl glatt, aber nicht warm. Wo dagegen die junge Lehrersfrau in ihrem Kummer und stillen Heroismus auftritt, wird Feldigl zum Dichter. So vermag das Buch immerhin, als Erzählung genommen, zu fesseln, von der

Anteilnahme ganz abgeſehen, die ihm der gebildete Leſer von der Seite des Schulproblems her entgegenbringt.

Dettlingen. Hermann Herz.

Weigand, Wilhelm: Wendelins Heimkehr. Eine Erzählung. 144 S. Leipzig, Philipp Reclam jun. M. 0,80.

Das Schickſal Wendelin Krummholz, des mittelloſen Studenten, führt über das Elend des Hauslehrertums bei einem ganz in Standesenge befangenen Major, deſſen Erziehungsgrundſätze ebenſo ſchrullig verdreht als verderblich ſind, in die Fremdenlegion. Hier erhebt ſich die Erzählung zu einem Bericht, der in ſeiner ſtrengen und darum äußerſt wirkungsvollen Sachlichkeit wie Selbſterlebtes anmutet und zu einer furchtbaren Anklage und Warnung wird, die nicht ungehört bleiben darf. Schade, daß die kleine, in ſchöner Harmonie ausklingende Erzählung, hinter der ein wirklicher Geſtalter mit epiſchem Können ſteht, wegen der Szene im arabiſchen Tanzhaus nicht unbedenklich jedem jungen Menſchen in die Hand gegeben werden kann — ſie würde mehr wirken als manche dickleibige und undichteriſche Darſtellung, die bewußt verhüten will und oft das Gegenteil erreicht.

Münſter i. W. Heinrich Luhmann.

Müller-Guttenbrunn, A.: Das idylliſche Jahr. 76 S. Leipzig, Philipp Reclam jun.

In kleinen feinen Erzählungen und Naturſtimmungen wird hier ein Kranz um das Jahr gehängt, der köſtlich rein und erdnahe duftet. Das ſind liebe Geſchichtlein vom erſten Frühlingslied, der geheimnisvoll lebenden Sommerwieſe, von den Ameiſen, dem Spätzlein mit dem roten Schöpflein, dem Chriſtbaum im Garten, die aber ihr Köſtlichſtes in dem Tagebuche eines Schwalbenneſtes erzählen. Was ſich beſcheiden und ſchlicht gibt, entſpringt aus tiefſter und liebevoller Beobachtung und gründlicher Kenntnis der Natur, lieſt ſich wie ein liebes Frühlingslied und iſt die Gabe eines guten Herzens, die jeden freuen wird, der Sinn hat für die ſtille Schönheit der Welt.

Münſter i. W. Heinrich Luhmann.

Lerſch, Heinrich: Mannil Geſchichten von meinem Jungen, aufgeſchrieben vom Vater. Stuttgart 1926, Deutſche Verlags-Anſtalt. Geb. M. 3,—.

Allerlei Drolligkeiten eines Dichterſöhnchens hält das Buch feſt, nicht etwa in dem ſüßlichen Ton der Appelſchnut (Otto Ernſt), ſondern derb, geradeaus, manches in urwüchſiger Natürlichkeit, manches aber auch mit dem Stempel einer gewiſſen Mache behaftet. Das Tiefe, das kein „Verſtand der Verſtändigen“ ſieht, blitzt bisweilen aus dieſen Kinderäußerungen; die Umgebung, der dichtende und mit dem Leben ringende Vater drängt ſich hinein, und ſo iſt ein Buch entſtanden, aus dem junge Eheleute manchen Hinweis auf geiſtiges Wachstum, auch auf Unarten ihrer Kinder entnehmen können, aus dem jedoch noch mehr literariſch Intereſſierte Weſenszüge des rheiniſchen Dichters Lerſch finden werden.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Mann, Klaus: Der fromme Tanz. Das Abenteuerbuch einer Jugend. 296 Seiten. Hamburg o. J., Gebr. Enoch. M. 6,50.

Ein verworrenes und verwirrendes Buch. Ein junger Dichter möchte darin das Problem „der fragwürdigſten und hoffnungsſeligſten Nachkriegsjugend“ geſtalten. Aber die Kräfte reichen noch nicht für eine ſo kühne Aufgabe; vor allem fehlt die ſittliche Reife. Andreas Magnus gerät in die Berliner Halbwelt, in eine Geſellſchaft von Geſcheiterten und Verlorenen, tritt in einer Bar auf, die den bezeichnenden Namen Pfütze führt, wird umworben von einem Freunde, den er verſchmäht und ſo zum Selbſtmorde treibt, und jagt dafür einem Leichtfuß nach, der ihm ausweicht (aber beileibe nicht aus Tugend) und ſich mit ſeiner Freundin vergeht. Der Roman dieſer Achtzehnjährigen mag für den Kulturphiloſophen und -Pädagogen von Intereſſe ſein, als Kunſtwerk iſt er nicht ausgereift; wie Andreas zu ſeinem „Glauben an dieſe Welt“ (S. 226) gekommen, begreift er ja ſelber nicht. Vor dem neuen Eros und gar der neuen Religioſität (Vergötterung des Leibes) müſſen wir nachdrücklich warnen.

Dalheim. Meinrad Vonderheide.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Andersen, Das Meer 285
Anheisser, Mein Köln 279
Banning, Im Zauber mexikanischer Gewässer 282
Beitz, Caesarius von Heisterbach und die bildende Kunst 283
Bergmann, Religion und Seelenleiden 1. u. 2. 261
Braun, Vom Wesen und Wollen kath. Büchereiarbeit 265
Choynowski, Jugend, Liebe, Abenteuer 272
Dehn, Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend 278
Dieckmann, Alle meine Quellen sind in Dir 275
Dugmore, Frieden im Sudan 282
Erhard, Seelische Ursachen und Behandlung der Nervenleiden . . . 263
Faustmann, Die Ritter des Hl. Geistes 276
Feldigl, Ikarus 286
Fischer, Seelenpflege 264
Foller, Unter Javas Sonne 283
Frenssen, Otto Babendiek 284
Fuerth, Das Heilige in der kathol. schen Liturgie 275
Goetel, Von Tag zu Tag 271
Heusgen, Die Pfarreien der Dekanate Meckenheim und Rheinbach . . . 279
Der hl. Hildegard von Bingen „Reigen der Tugenden“ 283
Jehle, Kirchengeschichte für Schule und Haus 276
Kaden-Bandrowski, Im Schatten eines verlorenen Erlenhaines 272
Kramp, Die Opferanschauung der römischen Liturgie 274
Kurz, Liturgische Betrachtungsschulen 274
Laub, Nervenkraft durch Gottes Geist 264
ersch, Manni 287
Liertz, Wanderungen durch das gesunde und kranke Seelenleben 262
— über das Schuldgefühl 262
— Harmonien und Disharmonien des menschl. Trieb- u. Geisteslebens 262
— über Seelenaufschließung . . . 262
— Vor den Toren der Ehe . . . 262
— Erziehung und Seelsorge . . . 262
Linhardt, Feurige Wolke 274
— Brennender Dornbusch 274
Lortzing, Das Wesen der katholischen Frömmigkeit 273
Mann, Klaus, Der fromme Tanz . . 287
Maurer, Der hl. Franz Xaver . . . 275
Müller-Guttenbrunn, Das idyllische Jahr 287
Muttersprache, Mutterlaut 280
Norden, Auf neuen Pfaden im Kongo 281
Nowaczynski, Das System des Dr. Caro 271
Pascal-Ranft, Der Gottesdienst des Krankenlagers 275
Perzynski, Nicht wir, der Wald . . 271
Philipp, Tacitus: Germania 280
Pietschmann, Eis und Palmen . . . 282
Renker, Der See 285
Rieder, Der Brautunterricht 275
Rygier-Nakowska, Buch von den Freunden 272
— Choucas 272
Schiller, Die Jungfrau von Orleans . 253
Schmitz-Cardauns, Großmutter und ihre Gesandten 285
Shakespeare, Heinrich VI. 251
Shaw, Die heilige Johanna 254
Stockhaus, Die Arbeiterjugend zwischen 14 und 18 Jahren 278
Terramare, Die Magd von Domremy 255
Treidler, Herodot: Reisen und Forschungen in Afrika 280
Voltaire, La Pucelle d'Orléans . . 252
Vom Leben getötet 276
Waldau, Nach der Natur 257
— Aus der Junkerwelt 257
— Ein Elfenmärchen 257
— Die Blätter im Winde 257
— Kanzone 257
— Cordula 257
— Rahab 257
— Lug ins Land Oberschlesien (Auswahl aus seinen Werken) . . 257
Wat, Novellen 272
Weigand, Wendelins Heimkehr . . 287
Wilbrandt, Die moderne Industriearbeiterschaft 279
Wintersig, Die Väterlesungen des Breviers 275
Woldt, Die Lebenswelt des Industriearbeiters 278
Wunderle, Zur Biologie des kirchl. Lebens 273
Zegadowicz, Dziewanny 272
— Das Wacholderhaus 272

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Um das rechte Leben

Die Lebenseinheit der Moderne zeigt ein gestörtes Bild, aber zugleich zeigt sich so viel guter Wille, zu einer rechten Einheit hinzukommen. Man braucht nicht lange zu warten, so sammeln sich Bücher in bunter Menge an, die alle von Leben, Lebenskrisis, Volksnöten, Staatsfragen, Bildungsideal sprechen wollen. Ohne meine Bücherversammlung zu datieren und zu rubrizieren, lasse ich sie einmal so zu Worte kommen, wie es sich in ungezwungener Unterhaltung ergibt. Zuvor stelle ich sie ebenso ungezwungen vor:

Weigert, Joseph: Heimat und Volkstumspflege, mit besonderer Berücksichtigung der Dorfcaritas. 84 S. Freiburg i. Br. 1925, Caritasverlag.

Heinen, Anton: Feierabende, Plaudereien mit jungen Staatsbürgern. 16.—18. T. 232 S. M. Gladbach 1927, Volksvereinsverlag.

Nissen, B. Momme: Der Rembrandtdeutsche. 353 S. Freiburg i. Br. 1926, Herder.

Langbehn, Julius: (Der Rembrandtdeutsche) Niederdeutsches, ein Beitrag zur Völkerpsychologie. 80 S. Buchenbach-Baden 1926, Felsenverlag.

Saitschick, Robert: Die geistige Krise der europäischen Menschheit. 95 S. Zürich 1924, Schultheß.

Das katholische Bildungsideal und die Bildungskrise, Vorträge der Akademikertagung in Recklinghausen. Herausgegeben von B. Rosenmöller. 167 S. München 1926, Kösel und Pustet.

Rolle, Hermann: Bildungskrisis, gesammelte päd. Aufsätze. 298 S. Habelschwerdt i. Schl. 1926, Franke.

Die Rückkehr aus dem Exil, gesammelte Stimmen zu Peter Wusts Aufsatz. Herausgegeben von K. Hoeber. 194 S. Düsseldorf 1926, Schwann.

Das Siegel, ein Jahrbuch kath. Lebens. Herausgegeben von G. Hasenkamp. 2. B. 116 S. München 1926, Kösel und Pustet.

Kath. Almanach 1927. Herausgegeben von der Kanzlei des kath. Ak.-Verb. 130 S. München, Kösel und Pustet.

Adam, Karl: Das Wesen des Katholizismus. 173 S. Augsburg 1924, Haas und Grabherr.

Scheler, Max: Die Formen des Wissens und die Bildung. 48 S. Bonn 1925, Cohen.

Verweyen, Johannes M.: Meisterung des Lebens. 339 S. Dresden 1926, Reißner.

Weismantel, Leo: Die Schule der Volkschaft. In der Schriftenreihe der Rhein-Mainischen Volksztg. 70 S. Frankfurt a. M. 1925, Carolusdruckerei.

Auf der ganzen Linie besteht eine Einigung auf die Erkenntnis, daß wir uns in unhaltbaren Lebenszuständen befinden, daß uns ein einiges Lebensfundament nottut, daß wir inmitten einer Lebenskrisis stehen, daß wir den Mut haben müssen und auch die Zuversicht haben dürfen, zu einem gesunderen Lebensstande hinzukommen. Im Lebenskern sind wir noch unerschüttert, davon zeugt allenthalben ein Wille, der die Stimmen verzichtleistender Schwarzseherei allmählich überwunden zu haben scheint. Weitklaffender Unterschied tritt auf, sobald es sich um das Was des Lebensgrundes handelt. Und dennoch sind wir uns auch hier schon näher gekommen.

Es gab keine größere Gegensätzlichkeit, als die Lebensfrage zu stellen auf der einen Seite vom menschlichen Sein her, auf der andern vom insichberuhenden Sein, subjektive und objektive Lebenseinstellung. Karl Adam kennzeichnet den Zusammenbruch im letzten Zeitalter: „Das ‚Los von der Kirche' im 16. Jahrhundert führte mit innerer Notwendigkeit zum ‚Los von Christus' im 18. Jahrhundert und von da zum ‚Los von Gott' im 19. Jahrhundert" (S. 7), und Rudolf Eucken, bei Rolle (S. 273) angeführt, setzt diese Erkenntnis fort: „Die Menschheit ... hat zuerst den Glauben an Gott verloren, dann den an eine der Welt innewohnende Vernunft, sie beginnt nun auch den Glauben an sich selbst und damit den letzten Halt zu verlieren" (Mensch und Welt, 1918, Vorwort).

Eine solche Entwicklung führt naturnotwendig, in einem noch lebensstarken Volke, zur Suche nach einem außermenschlichen Lebensgrund. Der Weg zu diesem Fundament zurück und hinauf konnte nicht besser gezeigt werden, als ihn der stärkste Sucher unseres deutschen Geschlechts, Julius Langbehn, vorgelebt hat. Sein langjähriger Freund und Jünger, Momme Nissen, hat den Weg dieses Helden der Wahrheit in der Lebensbeschreibung des Rembrandtdeutschen überzeugend dargestellt.

Auf halbem Wege in der ‚Meisterung des Lebens' scheint noch Johannes M. Verweyen zu halten. Dennoch ist es erfreulich zu sehen, wie ein solcher Mann der praktischen Philosophie die Theorie für seine Lebensgestaltung aus einem objektiven Wertebereich herleitet, das sich immer wieder gern der Nachbarschaft des christlichen Gedankenreichs erinnert.

Wie geteilt indes noch die objektive Basis in Weltanschauungen daliegt, erhellt am besten aus Max Scheelers Programm. Könnte man auch dem Wortlaut nach sein zweifaches Bildungsziel bejahen: der Mensch als mikrokosmisches Abbild des Makrokosmos, und der Mensch berufen zur Vergottung, so enthüllt sich durch die genauere Andeutung seiner Seinsphilosophie, wonach er zur Zeit dieser Abhandlung die Geschöpflichkeit und insbesondere den Menschen als Mittel der Gottheit zu ihrer Selbstbewußtwerdung auffaßt, der große Gegensatz von monistischer und christlicher Lehre.

Während Scheler diese seine Grundeinstellung nur andeutend voraussetzt, besitzen wir in Karl Adams reifem Werk eine eigentliche Auffaltung christlich-katholischer Weisheit. Gehen so die Anschauungen im Wesensgrunde noch weit auseinander, so sind sie sich weitaus einig im Aufzeigen der Lebensschäden. Sind sie sich über das Heilverfahren noch uneins, so bestätigen sie sich zumeist in der Diagnose, ob man Schelers, Verweyens oder Adams Zeitkritik liest: ‚kaum mehr führbare Massen', daneben ‚Vermassung des Lebens', ‚Verlust der Einheit der nationalen Bildung', ‚von Tag zu Tag steigende Unfreiheit und Dumpfheit', ‚ideenloser Fachpositivismus', ‚immer neue Bünde, Kreise, Sekten grob mystischer, abergläubiger Art'.

Mit treffender Bündigkeit charakterisiert Saitschick die gesamte geistige Krise, den engeren Kreis der darin beschlossenen Bildungskrise die Sammlung der Recklinghauser Vorträge, Hermann Rolle, Leo Weismantel und Anton Heinen. Zeigen Heinen wie Weigert das im sicheren Rahmen christlicher Lehre gestaltete Volkstum, so weist vor allem Weismantel praktische Wege an zu neu zu gewinnendem Volkstum.

In unserm zufällig versammelten Bücherkreis überwiegen die Stimmen derer, die sich mit Karl Adam auf den Boden der Kirche stellen. Dies mag nicht ganz zufällig sein, wie denn die Veröffentlichungskraft des Verbandes katholischer Akademiker außer jenem Werke Adams eine Reihe Schriften stellt, die als eine

zeitgemäße Mobilisierung des katholischen Geisteskapitals bezeichnet werden könnten. Die Bewegung dieses Lebensfonds ins helle Licht der Gegenwart, begleitet von Peter Wusts Aufruf und dessen Erörterung, läßt sich nicht mehr umgehen. Aus ihnen wie aus allen anders gerichteten Schriften klingt unaufhörlich der Name Gottes; darin wie in der Diagnose der Zeit scheint Einmütigkeit zu herrschen. Damit ist die Richtung auf die Hauptlebensbedingung gegeben; aber noch nicht das vom Menschen aus getätigte Leben selbst. Es ist damit der Urheber des Lebens genannt, aber noch nicht mit dem ‚Herr Herr' ist dieses Menschenleben erfüllt, sondern wer den Willen des Lebensvaters tut, wer die Lebensveranlagungen alle aufleben läßt.

Als erste und wichtigste innerhalb dieses Lebensumkreises ist die Gottbeziehung zu nennen, und es ist auch noch richtig, Gott als das Endziel unseres Lebens zu bezeichnen. Aber es würde eine Verkümmerung des tätigen Lebens bewirken, wollte man nicht die andern Wesensveranlagungen, freilich unter dieser Zielordnung, auch bedenken. Daran scheint es mir aber im Almanach Laurentius Zeller, der vom Menschen und seiner Bildung spricht, fehlen zu lassen. Die Erfüllung des Vaterwillens verlangt, alle Lebensgebote zu beachten. Karl Adam sagt in seiner Einführung richtig, daß die allseitige (katholische) Lebenslehre den ganzen Menschen leben läßt und nennt neben der Veranlagung zur Gottgemeinschaft auch die zur Menschengemeinschaft. Hier aber vermißt man wieder den andern wichtigen Lebensbezug auf die Natur. Es scheint zurzeit diese Gleichwichtigkeit noch nicht voll miterkannt zu sein, obschon für unsere Zeit die Lebensnötigkeit des Naturverhältnisses dringender ist als je. Der Lebensbedarf an Umnatur ist für unsere Innatur denkbar groß, wie denn nur eine so gespeiste Innatur der Lebensboden für die Uebernatur ist. Nicht zuletzt auch die Natur um und in uns, naturhaftes wie naturgemäßes Leben, ist durch die Verhängniskette Subjektivismus, Individualismus, Nationalismus, Intellektualismus, Materialismus erdrosselt worden; die rücksichtslose einseitige Ausbeutung der Natur hat zum Unmaß der Technik, Industrie und Großstadt, zu künstlichem naturwidrigem Genuß geführt. Freilich darf und muß Karl Adam sich gegen den unberechtigten Vorwurf katholischer Naturfeindlichkeit wehren: ‚Das katholische Ideal lehrt keine Naturvernichtung' (S. 143), aber es müßte noch positiv hinzugefügt werden: das katholische Ideal schützt vielmehr die Natur gegen jede Vernichtung, beispielsweise gegen jene Vernichtung, die im letzten Jahrhundert eine zu starke Hinwendung zur Natur durch technisch-industriell-materialistischen Raubbau und erdrückende Siedlungsanhäufung in sich rächt. Auch Verweyen preist die moderne Naturbeherrschung uneingeschränkt, und so entbehrt dem Besorgteren seine Begeisterung nicht der tragischen Ironie: „Wie zum Dank für ihre (der Natur) erwiesene Anerkennung enthüllen sich nun in wachsendem Maße die Gegenstände der Natur" (S. 29).

Noch schwankt die Lebenswage bedenklich aus dem ‚fortschrittlichen' Zeitalter her. Die Beziehung zu Gott und Volk ist nicht ins Reine zu bringen, ohne daß die organisch eng verbundene dritte, die Naturbeziehung ihr Heil erfährt. Karl Adam hätte, da er von unserer Wesenserfüllung durch das katholische Ideal sprach, auch noch deutlicher die menschliche Wesensanlage zur Sinnbildlichkeit machen können. Es ist eines der größten Verdienste der Kirche, daß sie durch ihren Kult den urmenschlichen Zusammenhang von Geist und Stoff, von Vorstellung und Darstellung rettete. Statt dessen sagt er viel zu defensiv: „Dadurch, daß die Kirche den Menschen in dieser Weise durch das Sinnliche zum Uebersinn-

lichen erhebt, gewinnt sie religiösen Einfluß auch auf jene Schichten, deren Geistigkeit noch ganz am Sinnlichen haftet. Sie vermag auch in ihr kleines armes Leben wenigstens einen Strahl des Göttlichen und Heiligen zu tragen. So ist sie nicht bloß Völkerkirche, sondern Volkskirche" (S. 100). Ebensogut müßte zum ersten Satze gesagt werden: durch ihre Sinnbildkraft gibt die Kirche denen, deren Geistigkeit vom Sinnenhaften der Vollmenschlichkeit abstrahiert ist, wieder körperliche verhaftende Substanz. Die Ansicht vom armen kleinen Leben der primitiv Sinnenhaften ist mir eine Verkennung der wahren Menschennatur; jene, die ihre Erstgeburt der Naivität noch nicht gegen das Linsenmus der Entwurzelung und Abstraktion eingetauscht haben, scheinen mir zum mindesten nicht weniger geraten zu sein. Die Kirche ist auch gewiß nicht deshalb sinnbildhaft, um Eroberungen zu machen, sondern sie wirkt unwiderstehlich, weil sie naturhaft ganz, darin also auch sinnbildhaft ist. Deshalb ist sie auch Volkskirche, weil sie dieserart mit der Volksnatur wesensgleich ist. Nebst dieser Anerkennung könnte man an die Kirche noch die Bitte richten, oder man könnte sich an Gott mit dem Anliegen wenden, seine Kirche in noch näherer Missionskraft zu seinem Volk zu senden.

Der Benediktinerpater Thomas Michels klagt in seinem Beitrag zum Siegel ‚Die Heiligung des Lebens durch die kultisch-sakramentale Ordnung': „Wir sprechen nicht mehr die Sprache, in die diese Inhalte einst gefaßt wurden" (S. 67). Sind auch für jeden Sprachlich-andern die kultischen Darstellungen Weg vom Mysterium der Menschenseele zum Mysterium Gottes und des Gottessohnes, so bleibt es ein Mysterium seiner Kirche, wie er sie auf dem erschwerten Wege zu seinem deutschen Volke, um das es sich hier handelt, schickte, denn nicht sprechen wir, wie es eben hieß, ‚nicht mehr' die Sprache, sondern noch nie. Dieselbe Tatsache bleibt, wenn Sprache hier auch Formsprache bedeutet. Uns will scheinen, daß die Bemühungen, die so feinsinnig im Siegel unternommen sind, diese ‚Sprache' zu verdeutschen, nicht ans Volk herandringen, sondern beim Intellektuellen stehen bleiben. Dieses Schicksal des ‚Siegels' dürfte auch für Gottfried Hasenkamps Hymnenpoesie gelten, deren Originaldeutsch neben den Verdeutschungen auch eher wie Uebersetzungen klingen; eine Freude für Eingeweihte, während das Volk an den Türen wartet.

Eine Lebensbeengung droht aus der modernen akademischen Haltung, so sehr gerade die Moderne den Intellektualismus bekämpft. Es ist gewiß eine Wohltat, Lebensfragen mit wissenschaftlicher Klarheit auseinandergelegt zu sehen. Wenn aber P. Reginald Schultes im Almanach sagt: „Das Kompendium des hl. Thomas drängt die subjektiven Gefühlsergüsse (bei Augustinus) zurück zugunsten einer rein akademischen Behandlung — auch hier die fortgeschrittenere Kultur des christlichen Abendlandes offenbarend" (S. 34), so finden wir darin die Gefahr eines Akademismus, zunächst des Stils, der aber kaum losgelöst von einem solchen der Menschennatur gedacht werden kann. Diese literarische, kulturelle Sachlichkeit bleibt zu leicht unkongenial dem Leben, sie wird uns leicht ein vollsachliches aber auch vollblütiges Schrifttum und Kulturtum entbehren lassen, wie wir es etwa von Cusanus, Cochem, Görres, Langbehn besitzen. Wir sehen so zuviel Steinbruch anstatt Baustelle, Akademie anstatt Atelier, Wissen anstatt Weisheit, Können anstatt Kunst.

Einzig in diesen Sammlungen an Blüte Hasenkamps Hymnik; dafür aber theoretisiert im Almanach v. Hildebrand über den Kunstgenuß. Man möge darin nicht gleich Anzeichen gestellt, jedoch Warnungen getan sehen. Unser reflektierendes Wesen ist ein Zeichen schlimmster Menschenzersetzung; wenn die natur-

hafte Lebenseinheit von Leib und Seele, von Mensch, Gott, Volk und Natur, von Staat und Kirche, Heim und Schule derart zerrissen ist, müssen wir folgerichtig einem Heer von Beweisen selbstverständlichster Dinge begegnen.

Allmählich wird all diese Problematik in eine neue Lebenszuversicht einmünden müssen. Scheler beklagt die Flucht der Jugend in ‚das Gehäuse' der katholischen Kirche und sieht ‚unsere gewaltige fachwissenschaftliche Kultur' (S. 10) bedroht. Kultur im Sinne eines das Leben zur Einheit fügenden Weltbildes aber hat die spekulative und deskriptive Wissenschaft nicht erbracht, wohingegen das katholische Ideal den besten aufzufindenden Rahmen bietet. Lebenseinheit ist nur möglich in einem Gehäuse, und das Leben ist im ‚Hause meines Vaters' besser untergebracht als in dem — geistesgeschichtlich gesprochen — kleindeutschen Gehäuse einer idealistischen Wissenschaft. Aus der Arena eines diesseits individualistisch verhafteten Lebensprogramms führt Alfons Adams mit seinem Beitrag ‚Nation und Kirche' im Siegel zu der Wirklichkeit, vor die unser Leben gestellt ist, deren Ausmaße des natürlichen und übernatürlichen Lebens durch keine Philosophie verwischt werden können; eine Sisyphosarbeit, diese Zweiheit an den Rand zu schaffen. Vielmehr in diese nun einmal gesetzte Spannung hinein das Leben zu leben, das wird die Kunst unseres rechten Lebens sein.

Josef Seiten.

Künstlerisches Sehen und Erleben

Kunstpädagogische Grundfragen

Ein großes, sehr großes oder kleineres Gebäude in verschiedene Räume geteilt. Alle Wände der Räume mit kleinen, großen, mittleren Bildern behängt. Oft mehrere Tausende von Bildern. Tiere in Licht und Schatten, Wasser trinkend, am Wasser stehend, im Grase liegend, daneben eine Kreuzigung Christi, Blumen, menschliche Figuren sitzend, stehend, gehend, Aepfel und silberne Schüsseln, Porträt des Geheimrats A., Abendsonne, Dame in Rosa. Dies alles ist sorgfältig in einem Buch gedruckt: Namen der Künstler, Namen der Bilder. Menschen haben diese Bücher in der Hand, gehen von einer Leinwand zur anderen, blättern und lesen die Namen. Dann gehen sie fort, um gleich wieder von ihren Tagesinteressen ergriffen zu werden, zerstreut vielleicht für einige Augenblicke, aber nicht reicher, nicht besser, nicht froher geworden. Warum waren sie da? In manchem Bild ist geheimnisvoll ein ganzes Leben eingeschlossen, ein ganzes Leben mit vielen Qualen, Zweifeln, Stunden der Begeisterung und des Lichtes, das fortzeugend neues, erhöhtes Leben spenden möchte (vgl. Kandinsky, Ueber das Geistige in der Kunst).

Aber wie durch die verwirrende Fülle der tausend einander widersprechenden Eindrücke hindurchfinden, wie Echtes von Unechtem, Starkes von Schwachem, genial Gekonntes von flacher Stümperei scheiden? Mit welchem Sinn, mit welchem Organ die vielfältigen Wirkungen in sich aufnehmen, mit welchem Maßstab messen, werten, richten? Und vor allem noch vor jeder Kritik: auf welchem Wege das Geschaute zum Erlebnis werden lassen? Die schaulustige Menge drängt sich von Raum zu Raum, schiebt sich von Bild zu Bild, geht hier achtlos vorüber, bleibt dort flüchtig stehen, findet sich da wieder zu größeren Gruppen zusammen, und wie zahllose Köpfe und Augen vorhanden sind, so würden fast ebenso viele Meinungen laut, wollte man jeden offen seine Ansicht sagen lassen. Der Philosoph kommt und gibt tiefsinnige spekulative Erklärungen ab, ein Weltmann bewundert Rasse und

Schmiß in der Strichführung, ein anderer spricht von Farbschlemmerei, als ob es sich um ein Austernfrühstück handele, ein vierter stellt kompositionelle Beziehungen und formale Gewichtsverhältnisse fest, ein fünfter wieder ergeht sich in Stimmung und poetischer Träumerei. Wer hat nun recht? Wer wird den Kunstwerken am tiefsten gerecht? Alle gleichmäßig oder nur einer dieser verschiedenen Typen oder vielleicht ein Typ, der die verschiedenartigen Betrachtungsweisen harmonisch in sich vereinigt?

Ein Werk der bildenden Kunst, ein Gemälde oder eine Plastik, will zuerst und vor allem mit dem Auge erlebt und verstanden sein, ehe es seinen innersten Gehalt offenbart und sein tiefstes Geheimnis preisgibt. Künstlerisch *sehen* heißt: die Sprache der Formen und Farben, der Töne und Linien, des Lichtes und des Schattens verstehen und ihren lebendigen Sinn nachfühlen können. Künstlerisch *erleben* ist mehr, es bedeutet: auf dem Umwege über das, was ein Bildwerk gibt, in das Gefühl hineinzugelangen, aus dem im Künstler das Werk erwuchs, den Weg des Werkes gleichsam rückwärts zu gehen bis zu der innersten Keimzelle, der es im Schaffensakte auf geheimnisvolle Weise entsprang. Hierhin, zu diesem letzten Erlebniskern des Werkes, gelangt aber nur, wer sich in gleichem Maße wie in die „unsinnlichen" Gestaltungsmomente, die im Inhaltlichen liegen, in die *sinnliche* Zeichensprache der bildenden Künste, das rhythmische Leben der Formen und Farben soweit hineinzufühlen vermag, daß er gewissermaßen in die gleichen Schwingungen gerät wie der Künstler bei der Schaffensarbeit und nun das Werk in allen seinen Faktoren sozusagen passiv nachschöpfend reproduziert, in seinem Inneren noch einmal nachgestaltet. Ist dies auch ein ideales, nie völlig erreichbares Ziel, so kann doch jeder auf seine Weise die Wege zu einem solchen erlebenden Nachgestalten eines Kunstwerkes sich ebnen. *Sehen* muß er vor allem lernen, aber nicht in flüchtigem Augenschmaus, sondern innig und intensiv, damit die künstlerische Reizempfänglichkeit des Auges für die Ausdrucksmittel der bildenden Kunst, der Sinn für Farben, für plastische und lineare Formen allmählich geweckt und gestärkt wird.

Gerade für uns Deutsche kann der Akzent gar nicht scharf genug auf das *Sehen* und immer wieder Sehen gelegt werden. Denn „die naive Sinnlichkeit des Auges ist dem Deutschen nicht gegeben, er muß sie sich immer erst erwerben. Er ist sachlich zu stark interessiert, um mit unbefangener Optik die Dinge in sich aufzunehmen. Und wenn er Künstler ist, dann neigt er dazu auszudrücken, was die Dinge sind, anstatt sie darzustellen. Er hat nicht den ruhig und gesammelt auf den Dingen weilenden Blick des Romanen, aus dem eine rein sinnliche Darstellungskunst erwächst, er geht vielmehr mit einer geistigen Interessiertheit an die Dinge heran, an der sich nur ein vehementes, unsinnliches Ausdrucksverlangen entzünden kann." Alles, was deutschen Kunstschöpfungen der Kunst anderer Völker gegenüber ihr eigentümliches Gepräge gibt, — die unvergleichliche Ausdruckswucht vor allem und ein jenseits aller bloß sinnlichen Schönheit liegender Schönheitsbegriff — ist dieser besonderen Stellung des deutschen Menschen zur Welt der sinnlichen Erscheinungsformen entsprungen. Aber auch die ganze Problematik, die im Wesen der deutschen bildenden Kunst liegt —, das vergesse man nicht. Die Neigung unserer Kunst zu allegorischem Beziehungswerk, zu literarischer Bedeutsamkeit, die so oft die letzte Harmonie von Form und Inhalt auseinanderbrechen läßt, findet in dieser besonderen Einstellung der deutschen Seele ihre natürliche Erklärung. Und diese Struktur der deutschen Seele, die schon manchem deutschen Künstler der lähmende Hemmschuh seiner künstlerischen Entwicklung gewesen ist,

sie ist dem Rezeptionsvermögen und der Reizempfindlichkeit des deutschen Volkes den Werken bildender Kunst gegenüber vollends zum Verhängnis geworden.

Mit einer zielbewußten Schulung des künstlerischen Form- und Fassungsvermögens muß möglichst früh begonnen werden, unbedingt noch in der Kindheit, wo die Reizempfänglichkeit aller Sinne am frischesten und bildsamsten ist. Später in der Schule wird dann der Zeichenunterricht auf dieser ursprünglichen Grundlage weiterbauen können, und erst als allerletzte Stufe der künstlerischen Unterweisung darf schließlich eine mehr oder weniger systematische Beschäftigung mit den Werken der bildenden Kunst in der Form eines kunstgeschichtlichen Unterrichts in Verbindung mit Museumsgängen hinzutreten. Nichts wäre verfehlter und jeder wirklich fruchtbringenden Kunstpädagogik mehr zuwiderlaufend, als die Jugend, die zudem in ihrer robusten Gesundheit allem Künstlerischen meist abhold ist, von vorneherein mit der verwirrenden Fülle des bildlichen und plastischen Anschauungsmaterials belasten zu wollen. Das würde notwendig zu oberflächlicher Vielwisserei führen, die der Tod jeder wirklich künstlerischen, ja jeder wahren Bildung überhaupt ist. Die unerläßliche Vorschule aller künstlerischen Aufnahme- und Nachgestaltungsfähigkeit liegt vielmehr in einer Schulung des künstlerischen *Geschmacks* beschlossen, der an den Werken der *angewandten Kunst*, an Raumkunst, Architektur und Kunstgewerbe, das gegebene Bildungsmaterial vorfindet. Was hier ein Aufwachsen der Jugend von Kindheit an in einer künstlerisch gereinigten Umgebung und Atmosphäre, „wo an Auge und Ohr nur das Werk der Schönheit rührt" (Platon) — und das kann innerhalb der bescheidensten Grenzen geschehen — für die künstlerische Gesamtkultur unseres Volkes zu leisten vermöchte, ist gar nicht abzusehen. Man fange nur im kleinen an, mache Ernst mit einer gewissen Geschmackskultur des täglichen Lebens, und die dem Volke der Dichter und Denker mit Recht nachgesagte Stumpfheit der Sinne, vor allem des nach Dürer „alleredelsten" Organs — des Auges, den Werken der bildenden Kunst gegenüber wird sich nach und nach ganz von selbst bessern.

Diese schon in früher Jugend beginnende Geschmackserziehung, die in den täglich unbewußt aufgenommenen Auswirkungen einer künstlerisch einwandfreien Umgebung liegt, muß natürlich, wenn sie wirklich fruchtbringend sein soll, in späteren Jahren planmäßig ausgebaut und ins künstlerische *Formbewußtsein* emporgehoben werden, eine Aufgabe, die (neben dem reinen Naturstudium) der Zeichenunterricht an den höheren Schulen durch das zeichnerische und plastische Nachgestalten sorgfältig ausgewählter Gegenstände des Kunstgewerbes zu lösen hätte. Das in so vieler Hinsicht immer noch vorbildliche antike Kunstgewerbe kann hierfür ein unerschöpfliches Material liefern. Aber es bedarf einer instinktsicheren künstlerischen Anleitung dazu, um etwa die hohe Formgesetzlichkeit der griechischen Vasenkunst erfassen zu können. Es will gelernt sein, auch nur zu sehen, wie beispielsweise ein schwarzfiguriger Wasserkrug des 6. Jahrhunderts sich aufbaut, — wie das Gefäß mit breiter, starker Fußplatte im Untergrund, auf dem es steht, gleichsam verwurzelt ist, wie der mächtig ausladende Leib sich scharf dagegen absetzt, die Schultern sich plötzlich energisch einziehen, von denen der Hals steil und klar aufsteigt, und wie endlich das Ganze mit einer breitrandigen Mündung kraftvoll abschließt, — all das von einem Netz sinnvollster Ornamentik übersponnen, die, ganz im Gegensatz zu unklarer dekorativer Willkür, in ihrer Eigenschaft als tektonisches Funktionssymbol die wichtigsten Formelemente an jeder entscheidenden Stelle eindringlich betont und heraushebt. Und daneben gestellt ein rotfiguriger Weinkrug des 5. Jahrhunderts, der die straffe Scheidung der einzelnen Gerätteile

aufgegeben hat, die ganze Gefäßfläche mit einer weichgelösten Darstellung überzieht, im Umriß die zarteste, verfeinertste Linienführung erstrebend: in schlanker Linie steigt von der schmäler gewordenen Fußplatte der Leib des Gefäßes in die Höhe, geht in weicher Wendung in den zart gebogenen Hals über, die Henkel schmiegen sich diesen Linien an, und das Ganze klingt in einen ruhevoll abschließenden Deckel harmonisch aus — alles in allem eine in sich geschlossene Welt absoluten Linienwohllauts.

Aus der wiederholten Betrachtung und selbsttätigen Nachgestaltung derartiger und ähnlicher Werke von letzter kunstgewerblicher Vollkommenheit — natürlich auch solcher von vorwiegend farbiger Wirkung — können nach und nach die ersten Ansätze zu einer wirklich künstlerischen Optik gewonnen werden, indem durch dies Einleben in die Formenwelt der angewandten Künste im jugendlichen Auge ein gewisses Gefühl für die geheime Ausdruckssprache der Farben, Linien und Flächen entsteht, wie überhaupt für die elementarsten ästhetischen Grundgesetze, die letzten Endes auch alle Schöpfungen der sogenannten freien Künste bedingen. So ist diese künstlerische Geschmacksschulung das unerläßliche Fundament, auf dem sich dann die eigentliche Beschäftigung mit den Werken der großen Kunst aufzubauen hat. Die Auswahl der zu betrachtenden Kunstwerke kann nicht vorsichtig genug gehandhabt werden. Sicherlich schadet es nichts, wenn inhaltlich irgendwie vertraute und sympathische Werke den Anfang machen. Doch darf die Bildanalyse — und das gilt nicht nur für die schulmäßige Kunstpädagogik — unter keinen Umständen im Inhaltlichen stecken bleiben. Der Hauptakzent ist vielmehr mit allem Nachdruck immer wieder nicht so sehr auf das künstlerische Verstehen als auf das künstlerische *Sehen*, die künstlerische Augensinnlichkeit zu legen. Der Sehakt des praktischen Lebens, der ja in jedem Moment mit einer Unzahl nichtoptischer Assoziationen verknüpft und verwoben ist, muß durch häufiges, bis ins einzelne gehendes formanalytisches Beschreiben von Bildern zu einem möglichst reinen Sehen geläutert werden, das sozusagen nach seinen eigenen Gesetzen verläuft. Denn ein Werk der bildenden Kunst will ja vor allem als lebendiger Organismus aufgefaßt sein, als rhythmisch-formale Einheit, als ein neuartiger, mit sinnlichen Mitteln erzeugter Inbegriff der sichtbaren Welt, selbständig und selbstherrlich bestehend neben jener andern Welt des Auges — der Natur. Daß man über die rhythmisch entscheidenden Formakzente nicht im Zweifel sein darf, daß man die Brechung der allzu strengen Symmetrie als gewollt und als Reiz empfindet, daß man jedem Stakkato, jedem Rubato der Linienführung ein feines, geduldiges Auge hinhält —, wie die Konturen hier mehr eckigen, dort mehr rundlichen Charakter haben, hier mehr stockend und langsam, dort mehr strömend und drängend in ihrer Bewegung verlaufen —, daß man das Eigenleben der Farben in ihrer teils kalten oder warmen, teils konzentrischen oder exzentrischen Leuchtkraft errät, und wie ein Schatten bald weicher, bald härter, ein Lichtgang bald schleichend, bald mehr lebhaft und springend gemeint ist: das zu beobachten und nachempfinden zu können, ist überall das Entscheidende; alles übrige, das, was man den geistigen Gehalt, die Seele eines Bildes nennt, hat immer erst hieraus zu folgen.

Doch das sind schließlich nur Einzelzüge, die jeder sieht. Die Schwierigkeit liegt im Zusammensehen des Ganzen, im instinktsicheren Begreifen der kompositionellen Bedingtheiten und Zusammenhänge. Es gehört schon eine gründliche Erziehung dazu, um das viel verschlungene Geflecht der Formen und Farben immer so aufzufassen, wie es aufgefaßt sein will. Bei einer Landschaft von Jakob Ruysdael etwa gilt es, nicht nur den einzelnen Lichtfleck zu sehen, man muß vor allem den

Rhythmus des Lichtgangs im Großen, den Sinn in der Abfolge der Lichter und Schatten begreifen, ob die Tonbewegung in klaren und kräftigen Intervallen fortschreitet, oder ob sie unentschieden in chromatischen Gängen über das Bild dahingeht. „Nicht den einzelnen Baum, Teich oder Hügel, sondern das gesamte Formgefüge, was für eine Figur Himmel und Erde zusammen machen, und wie diese Figur im Rahmen darin steht. Auch in bezug auf Farbe versagt zunächst das Auge vor der Forderung, die Farbengesamtheit aufzufassen, das System der gegenseitig sich stützenden und steigernden Töne, die farbigen Entsprechungen und Widersprechungen, wie sie durch das Bild im ganzen durchgehen, und wie sie sich zart und reich in ihrem Zusammenklang färben und umfärben können. Und nun liegt ja Farbe, Licht und zeichnerische Form nicht als etwas Gesondertes nebeneinander, sondern alles entspringt aus einem und demselben Quell, und erst wenn wir die Einheit fühlen, wie diese verschiedenartigen Elemente sich gegenseitig bedingen, haben wir den Standpunkt gewonnen, von dem aus wir dem Bild in die Augen zu sehen vermögen, so daß nun seine Seele zu uns zu sprechen anfangen kann" (Wölfflin).

Dazu reicht nun freilich ein einfacher, künstlerisch noch so gereinigter Sehakt nicht mehr aus: der ganze Mensch muß schließlich sehen lernen, nicht nur das Auge als anatomisch differenziertes Organ, um zu dem letzten Erlebniskern eines Werkes vorzudringen. Nur eine künstlerische Augensinnlichkeit, die sich zugleich mit der ganzen Summe persönlichen und überpersönlichen Lebens zu erfüllen weiß, wird die geheimen Zugänge zum wirklich künstlerischen Erlebnis finden. Oder, um das schöne Wort Lionardos zu gebrauchen: das Auge muß das Fenster der Seele sein. Denn mit einer noch so erschöpfenden Nachgestaltung der rein formalen Ausdruckswerte, die ein künstlerisch völlig geschultes Auge zu leisten vermöchte, ist ja im Grunde nur notwendigste Vorarbeit getan. Gewiß — Farben und Linien, Lichter und Schatten, flächenhafte und plastische Formelemente und ihr reich verschlungenes kompositionelles Ineinander — all das muß erst restlos erfaßt und durchdrungen sein, soll unsere Empfänglichkeit für das Letzte, die Seele des Werkes wach werden, so wie sich jede Liebe, die zur tiefen Leidenschaft führt, zunächst an Aeußerlichem entzündet. Aber das Werk ist mehr als seine bloß sinnlich erschaubare Form; die Form ist vom Gehalt nicht zu trennen und das „Wie" nicht ohne weiteres mit dem „Was" identisch. Zwischen einer gut gemalten Madonna und einem ebensogut durchgeführten Stilleben besteht nicht nur ein Unterschied in der formalen Struktur. Schon mit der Wahl des künstlerischen Vorwurfs beginnt der eigentlich schöpferische Gestaltungsakt, bei dem die Seele des Künstlers mit allen ihren Kräften mitschwingt, so daß schließlich das geformte Werk die ganze Erlebnissumme eines Menschen verschwiegen enthält und überdies noch alles das, was mehr als der einzelne Mensch bedeutet. Damit wird das dem Auge erschaubare Werk zum Gleichnis für völlig Unanschauliches, niemals Geschautes, und verlangt auch vom Empfangenden das erlebende Mitschwingen des ganzen Menschen, um so seine höchste Aufgabe erfüllen zu können, nämlich die: — wie es selbst einem erleuchteten Augenblicke der Seele entsprang — durch das Auge, das Fenster der Seele, wieder Licht in die Tiefe des menschlichen Herzens zu senden.

Reinhold Lindemann.

Anna Richli

Licht und Dunkel im Widerstreit sind uns Sinnbild der Kämpfe in der Menschenseele, das Leuchten und Strahlen der Sonne, die alles auf den Höhen ins reine Licht taucht, morgens und abends, zeigt uns, wie Aufgang und Untergang des Menschentages, Kindheit und Lebensabschied, ins reine Licht Gottes getaucht sind, vor dem alles klar und wahrhaftig erscheint. Die Sehnsucht nach dem Licht, die künstlerisch um die Wende des ersten christlichen Jahrtausends in den wundersamen romanischen Bernwardsleuchtern zu Hildesheim ihre tiefe religiöse Deutung als Menschenschicksal erfuhr, lebt in Anna Richlis Dichtung. Freilich, das ist ja Aufgabe des Dichters, Menschenschicksale darzustellen, ihr Streben, ihr Hoffen und ihre Enttäuschung, aber erst ein gläubiger Mensch kann Licht aus dem Dunkel greifen. Er muß an die Menschenseele glauben. Dieser Glaube wächst zur vollen Kraft im katholischen Dichter, wenn er wirklich von seinem Glauben durchdrungen ist, von dem Glauben an die Kraft der Gnade, der Selbstlosigkeit und des Opfers für andere. Richli weiß um die Abgründe im Menschenherzen, aber die Gestalten ihrer Dichtung ringen um die Sonnenklarheit. Ihre liebsten Gestalten sind das Kind, das noch nichts von Abgründen weiß, und die Frau, die zu opfern weiß und alles Menschenleid in den Mantel ihrer Liebe hüllt. Nicht das Weib, dem die Seele fehlt, stellt sie vor Augen, sie will von der Frau erzählen, die gläubig dem Leben dient bis zur Selbstaufopferung. Ihre sonstigen Gestalten haben alle etwas von der Offenbarung der Menschenseele, die im Licht ist, wo sie in der Kraft des Glaubens und des Opferns vor Gott für die Menschen sich verzehrt, und alles Kleine, Menschliche schwindet wie Nebel und Dämmerdunkel. Schon die Namen ihrer Bücher enthüllen etwas von diesem Sinn.

Anna Richli ist am 9. Oktober 1884 zu Willisau im Kanton Luzern geboren und lebt jetzt als Lehrerin zu Luzern. Oefters erzählt sie aus ihrem Leben in mancher kleinen Erzählung, von der Klosterschule und törichten Kinderwünschen, die in der Krankenstube oder beim Zahnarzt ihre erste Enttäuschung erleben mußten. Daß sie auch heute die Kinder liebt und versteht, das zeigt schon ‚Der kleine Paßwächter von Tschamut', eine Geschichte von Kindern, die ‚wie ein Lächeln des Herrn' an uns vorüberleuchten. Am liebsten führt sie uns in die Bergwelt, wo hart das Leben und leuchtend die Sonne. Schon in ihrem ersten Buch ‚Höhenleuchten' (1916; 520 S., 2. Auflage 1921, München, Kösel und Pustet) bietet sie eine Reihe von Erzählungen, die ihre dichterische Größe und zugleich den Gedanken der Lebensüberwindung im Opfer offenbaren. Dichterisch sind ‚Die Rosen von San Pons', ‚Der kleine Paßwächter von Tschamut' und ‚Liber scriptus proferetur' so strahlend schön, daß sie wohl zum Besten gehören, was eine Dichterin katholischen Glaubens schuf.

Es ist nicht leicht, Anna Richli in einer kurzen Darlegung gerecht zu werden, da sie viele kleinere Erzählungen schrieb, deren Inhalt und deren seelischer wie künstlerischer Gehalt nicht immer dargelegt werden kann. Im ‚Höhenleuchten' lesen wir zunächst ‚Die Rosen von San Pons'. Es ist diese Erzählung innig wie eine Legende. Im Maladettagebirge der Pyrenäen wallfahren zwei junge Menschen, Josua, der Träumer, und Manuela, das kluge und praktische Mädchen, zur Kapelle von San Pons, um seine Hilfe für die Not ihres Heimatdorfes herabzuflehen. Josua, der Träumer, erkennt immer mehr: Wer das Liebste nicht geben kann um Gottes willen, verdient auch nicht, Träger des Segens für andere zu sein. Er lernt das Opfer seiner jungen Liebe zu Manuela bringen, die mit ihrer Diesseitsseele wohl den Landesherrn zu ihrem Gatten macht, aber Josua allein bringt dem armen

Volke seiner Heimat den Segen durch die Rosen, die er pflanzt und die wundersam erblühen, so daß alle Not durch Arbeit und Verkauf der Rosen ein Ende hat. Hier schon tritt der Opfergedanke stark hervor. — Zwischen den alten Bruderzwist, den das Recht ausfechten möchte, tritt unbewußt versöhnend ein Kind: ‚An den Grenzen des Rechts.' Die rührende Kinderfreundschaft, die kleine Männlichkeit des Benzin als Paßwächter ist etwas so Schönes und der Tod der beiden Kinder etwas so Ergreifendes, daß ‚Der kleine Paßwächter von Tschamut' in unserem Herzen einen Platz finden wird, während das ‚Herrenkind', das um Liebe und Kinderfreude bettelt, einen Schmerz um verkümmerte Jugend wachruft. In ‚Liber scriptus proferetur' zeigt Richli ihren psychologischen Feinsinn, indem sie in Terrapinta eine stolze, herrische Frau schildert, die lieblos und hart an Menschen handelt aus Gier nach Besitz für ihr Kind, in deren Seele es glüht wie im Vesuv ihrer Heimat, bis sie dort umkommt und erkennt, daß aus zuviel Liebe ihre Sünden wider die Liebe geschahen (S. 321). Die anderen Erzählungen dieses Bandes haben durchaus ihre Feinheiten, z. B. ‚Die alte Marthe', die den Mißbrauch einer Abneigung ihrer Seele rechtzeitig noch verhindert, die schöne Kindergeschichte ‚Schneeglöcklein' und die Christuslegende ‚Rex Judaeorum'. Doch, auf diese kleineren Erzählungen kann im begrenzten Raum nicht eingegangen werden.

‚Der Kreuzzug des Magnus Segnewald' (1919; 2. Aufl. 1921, 256 S., München, Kösel und Pustet) zeigt ein Wachsen des Reichtums an Problemen, die Richli darstellt. Die kindliche Liebe des Magnus zu seiner siechen Mutter, die Grübelei des Jünglings und das Bangen um die Treue des Vaters zur kranken Mutter, all das gibt ein Bild reiner, kämpfender Jugend. Erst recht wird das in der ‚Jugend der Elisabeth Traugott' deutlich, die nicht weiß, daß sie eines ehrlosen Mädchens Kind ist, von kommenden Dingen träumt, am Krankenlager dieser Mutter die furchtbare Wirklichkeit erfährt und schließlich dazu erstarkt, anderer Leid helfend zu tragen. Seine Freude an der Narzissenwiese und seine Feste opfert der Herr auf Thona im ‚Rachefest', weil sie den Sennen in der Kriegszeit ein Aergernis ist, im ‚Abend werden' der alte, berühmte Arzt seine Arbeit, an der er hängt. Es ist in allem ‚Feuer vom Feuer', von Gott; die Seele soll ihres weißen Kleides nicht achten, die Verlorenen suchen, alles den anderen geben.

Während im vorhergehenden Werke mehr die reifende Jugend geschildert wird, schauen wir ‚Im Mantel der Liebe' (261 S., München 1922, Kösel und Pustet) vornehmlich in Frauenseelen. Monika wagt es, Gattin Knorrens, eines Mannes aus heißblütigem Geschlecht, zu werden, sie leidet viel darunter, bis sie durch Gnade und Kraft, die ihr in Demut wird, den Zornmut des Mannes bezwingt. Die Kinder, die sie zur Zeit einer Seuche aufnimmt, sind ihr ‚Schutzwall'. ‚Frau Barbaras Erlösung' schildert den Kampf der Mutter um die Versöhnung des Vaters mit dem Sohn, der statt Bauer Maler wurde, und Befreiung der Mutter von einem seelischen Druck, der halb als Schuld und doch nicht eigentlich als Schuld aus ihren Mädchentagen in der früheren Liebe zu einem Künstler auf ihr lastete. Man sieht, wie fein Richli in Seelen zu blicken vermag. (Etwas Aehnliches, den Schatten auf einer Seele, die sich nicht ganz von Vergangenem freigemacht hat, hat übrigens kürzlich Paula Grogger in ihrem ‚Grimmingtor' in Constantia Stralz fein dargestellt). ‚Das Lächeln der Prosperine' hilft einem vorwärtsstürmenden Idealisten fein geduldig sein. Die Heldentat der ‚Barbara Stadlin' im Jahre 1798, die Klosterfrauen vor beutegierigen Franzosen bewahrt, ist etwas Großes. Außer dem armen, alten, vergessenen ‚Bürdenträger' und dem jungen ‚Stephan Zurfluh', mit dessen Liebe gespielt wird, ragt ‚Vittoria de Bastinelli'

hervor, die nach einem selbstlosen Leben der Jugend plötzlich ihr Herz entdeckt, einen Maler liebt, bis sie die Kraft zum Opfer findet und ihn seiner Braut freigibt. So wächst sie über sich selbst hinaus. Es ist das alles wie Richlis Wort: Erdgebunden sind wir alle, auf daß wir erdenfrei werden (S. 96).

‚Schatten im Licht' (198 S., Luzern 1922, Eugen Haag) bringt eine Reihe kleiner Erzählungen. ‚Der Pendel' schildert, wie ein Arbeiter, der einmal nach langen Jahren der Pflichttreue sich im Dienst verfehlt hat, durch den Fehler eines Kindes gerettet wird. ‚In der Mondnacht', aber besonders ‚Das Hexlein' sind feine Kinderbilder, voll Kindermutwille und Kinderfreundschaft, ebenso ‚Der eingefangene Frühling', der von einer helfenden Kinderseele erzählt. Neben der Geschichte ‚Trotz Feuer und Tod' vom schweizerischen Notjahr 1798 und vom Heldenmut eines Knaben, ‚Der rauschenden Seide', die als Skizze vom Unsterblichkeitsglauben Zeugnis gibt, sei noch die letzte Erzählung ‚Die Getreuen', ein Hohelied auf die Gattentreue und Pferdetreue auf den Eisfeldern Rußlands, genannt.

In ihrem letzten Werk ‚Mein ist der Tag', Erzählung (349 S., Luzern 1927, Eugen Haag) wächst Richli, wenn mir auch manche kürzere Erzählungen als Kunstwerk ebenso lieb sind, doch ins große Epische. Der Bruderzwist der Kyburger auf dem Schlosse Thun, der das Geschlecht zermürbt und dem Untergang weiht, offenbart die Haltlosigkeit des Menschen, wenn er nur an sich und sein Recht denkt und nicht beachtet, daß Gott allein sagen darf, daß ihm der Tag, jeder Tag der Menschen, gehört. Schön ist die Gestalt der Bauerntochter Veronika, die auf Gott all ihre Sorge um ihre Zukunft wirft, besonders aber ergreift uns die Opferkraft der armen, verkrüppelten Gisela, die heldenhaft ihr Leben nicht achtet, um das Leben des Grafen Eberhard zu retten. Eberhard, der letzte Herr auf Schloß Thun, der so vieles um sein Erbe tragen muß, erkennt schließlich an der Bahre seines toten Bruders die Wahrheit, daß sein Geschlecht zu wenig an Gott dachte und sich so selbst zerfleischte in selbstsüchtigem Streit. Er wächst über sich hinaus in der Kraft des Opfers, von dem ihm Gisela ein Ahnen gab. Dieses Werk zeigt Anna Richli immer wieder getreu ihrer tiefreligiösen, das Opfer bejahenden Seele und zugleich auf der Höhe einer Künstlerschaft, an die wenige katholische Dichterinnen heranreichen.

Anna Richli ist eine von den Frauen, die auch in der Dichtung ihr tiefmütterliches, selbstloses Herz nicht verbergen mögen. Es ist Herzblut der Dichterin, was sie gibt, so tief katholisch wie weniges in der deutschen Dichtung von heute. Wir mögen uns ihrer Gestaltungskraft freuen, alle sollten es tun, aber wir sollten in ihren Gestalten unser eigen Antlitz sehen, selber auch im Leid hellsichtig werden, uns hingeben für andere im letzten christlichen Lebenssinn, selber alles Dunkel übersteigen, um ins Licht hineinzuragen.

Josef Zimmermann.

Neue Bücher über Beethoven

Die 100. Wiederkehr von Beethovens Todestag brauchte keine Hochflut literarischer Erzeugnisse zu bewirken. Denn der Meister war ja diese 100 Jahre hindurch als Musiker und Mensch sowohl der Forschung wie auch unserem Erlebnis immer lebendiger geworden. Wir empfinden in gesteigertem Maße subjektiv seiner Kunst nach und sind doch von ihr so beherrscht, daß nur eine ganz zustimmende Art ihrer Bewertung möglich ist. Im Zusammenhang damit gewinnen wir auch dem Menschen Beethoven gegenüber einen Standpunkt, der in weiser Abwägung als charakteristische Merkmale seines Wesens starkes Freiheitsgefühl, starkes ethisches Bewußtsein und Liebe zu den Menschen besonders herausstellt. Die Genialität dieses Geistes mag der Musikkritiker vertieft erleben, wenn er die Architektur der einzelnen Werke an der Spannung der Motive bemißt, und wenn er die Architektur des Beethovenschen Gesamtwerkes überschaut. Dabei muß er naturnotwendig eindringen in den persönlichen Gehalt dieser Musik.

Aber was Beethoven sagte, das kann kein Kritiker wiedersagen. Die Sprache der Musik Beethovens hätte eigentlich wohl jeder Romanschriftsteller notwendig, wenn er die Gefühlsschwingungen ausdrücken wollte, die als feinste — sozusagen zwischen den Zeilen — Ideal und Wirklichkeit verbinden. Wie wenig bedeutet das viel zu intelligente Wort gegenüber der Sprache, in der der Meister zu uns sprechen kann! Das Problem könnte auch auf die kurze Formel gebracht werden: Wer unter unseren Schriftstellern meistert die Sprache der Seele so im Wort, wie Beethoven in der Musik?

Die Versuche, Beethoven als Helden in einen Roman oder in eine Novelle einzuspinnen, haben also ihre Schwierigkeiten. Es genügt nämlich nicht, Bekenntnisse, Briefe, Berichte von Zeitgenossen aneinanderzureihen oder ineinanderzuarbeiten, insbesondere nicht bei Darstellung der zartesten Beziehungen des Meisters zu seiner Umwelt. Denn von seiner Liebe *wissen* wir so wenig, daß es für einen landläufigen Roman nicht ausreicht.

J. A. Lux versucht den Liebesroman zwischen Beethoven und Therese Brunswick zu erzählen (‚*Beethovens unsterbliche Geliebte*', Berlin, Verlag Richard Bong, Leinenband M. 6,50). Das Gegenständliche (auch wieder und wieder die gefüllten Rocktaschen mit dem Zimmermannsbleistift) ist geschickt gesammelt, aber es ist nicht stimmungsgemäß und im richtigen Aufbau für eine Erzählung geordnet. Das erfundene Tagebuch der Therese Brunswick gibt weniger tiefes Empfinden als Ueberlegungen wieder. Beethovens Bericht über seine Jugend reiht sich gar nicht organisch, aber auch noch nicht einmal mit der notwendig nachhallenden Leidenschaft ein. Das Hin und Her des Meisters zwischen Giulietta und Therese wirkt mehr peinlich. Es fehlt die große Linie, wie des Meisters Seele und sein Werk sie verkörpert. Die junge Dame im Breuningschen Hause heißt d'Honrath und stammt aus Köln, nicht d'Horvath aus Ungarn!!! — P. *Friedrich* will eine größere Vertiefung bringen in seinen Novellen ‚*Ewige Mächte*' (Berlin 1927, Verlag Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Engel und Toeche, Ganzleinen M. 4,—). In ‚Giulietta Guicciardi' ist die eigentliche Tragik verpaßt. Der Kontrast: Beethoven, der innerlich reiche Mann, — Giulietta, unverantwortlich flatterhaft, dazu auch musikalisch belanglos, — wirkt nicht. Man erkennt weder, was ihre Liebe zu Beethoven bedeutet, noch auch, was seine Liebe zu ihr über das Alltägliche hinaushebt. Sicherlich stimmt, was auf Seite 88 steht: „Beethovens Herz, das leicht entzündliche, war dem Zauber von Giuliettas halb kindlicher Koketterie gegenüber nicht unempfindlich geblieben." Aber die Erzählung

steigert sich nicht so, daß dieses Gefühl zu einer Aufwühlung der Seele des Meisters führt. Tatsächlich steht Beethoven in gar keiner inneren Beziehung zu Giulietta; wie sollte die Trennung so tiefe Tragik entwickeln können? Daran scheitert auch die Wirkung, die der Selbstmordgedanke in der Erzählung bekommen sollte. Mit dem Schluß, dem Heiligenstädter Testament, erreicht sie ruckweise einen Höhepunkt, der nicht künstlerisch vorbereitet ist. Besser gelang: ‚Der Tod eines Helden.' Der sterbende Meister tut einen letzten Rückblick auf sein Leben. Die Aufreihung der Ereignisse und Erlebnisse ist geschickt gestaltet, besonders gegen Schluß. Erst da beginnen Ansätze wirklicher Erzählungskunst. — M. Platzer versucht ein anderes Herzenserlebnis zu erzählen (‚Der fremde Vogel', Leipzig 1927, Verlag Kistner und Siegel, kart. M. 2,—): Die Entstehung der dritten Sinfonie und das Liebeserlebnis mit Irene von Kissow. Der Schriftsteller zeigt guten Stil, auch Geschick im Aufbau der Erzählung; aber die einzelnen Stufen der Entwicklung sind zu sehr ruckweise geboten. Die Gedankengänge und Dialoge sind gewollt gehaltvoll gemacht. Das bringt zu viel Reflexion in die leidenschaftliche Atmosphäre. Auch hier ist als Ergebnis der seelischen Erregung das Heiligenstädter Testament genommen, eine Krönung, die zu weit über die Erzählung hinausragt. — Grete Massé erweckt mit dem Titel ‚Sonate Pathétique, ein Beethovenroman' große Hoffnungen (Leipzig 1927, Verlag Koehler und Amelang, Ganzleinen M. 5,50). Aber der ganzen Erzählung fehlt das Pathos, das Beethovens ethische Größe erzeugte und noch in uns wachruft. Ein spannungsloser Realismus in der Erzählung kann das nicht ersetzen. Was im Mittelpunkt steht (und wenn es der Neffe Karl und seine Mutter, die „Königin der Nacht" ist), das muß doch seelische Deutung des Beethovenschen Pathos bringen. Aber das Bekenntnis dazu, das die Erzählung beschwingen könnte, fehlt. Die Technik des Romans zerflattert, und dabei wird der Leser unruhig. Nur ein Beispiel: Schubert ist zu zaghaft, in des Meisters Wohnung einzutreten. Er wendet sich dem Hause der Geschwister Fröhlich zu; und nun bringt Grete Massé eine Episode (Schubert und der Kammersänger Vogl), die in gar keine künstlerische oder menschliche Beziehung zu den Hauptgedanken des Romans tritt. Im ganzen ist der Roman nur an den Stellen wirklich packend, wo er aus Quellen Tatsächliches als solches berichtet. — Gegenüber den bisher genannten Büchern hat Felix Hubs Roman ‚Der junge Beethoven' große Vorzüge (Ebenhausen bei München 1927, Verlag Langewiesche-Brandt, kart. M. 3,50). Auch hier ist das Tatsächliche, und zwar aus dem Leben des jungen Beethoven (bis zu seiner Uebersiedlung nach Wien) mit sorgfältigem Studium benutzt. Aber es ist im ganzen Aufbau der Erzählung so lebendig nachgefühlt, so natürlich miterlebt, daß es in den Bereich poetischer Wirkung hineingerückt wird. Die großen Ideen des Zeitalters, soweit sie Beethovens seelische Struktur mitbestimmen, klingen klar durch. Die persönliche, ebenso auch die künstlerische Entwicklung im Leben des Knaben und Jünglings ist schön herausgearbeitet. Für den Künstler sind Neefe, Mozart, Haydn wichtig; hier wird vor allem, und mit Recht, einmal Neefe liebevoll gestaltet. Für den Menschen Beethoven hat nicht nur Vater und Mutter Bedeutung; fast mehr noch Frau von Breuning, da sie in entscheidenden Jahren den ungebärdigen Menschen mit mütterlicher Liebe zur Selbstbeherrschung erzieht. Der Stil der ganzen Erzählung ist schlicht, aber gerade dadurch wird die innere Bewegtheit in ihrer ganzen Kraft gehütet. — Noch ein Lebensroman sei hier erwähnt, obgleich Beethoven scheinbar nicht im Mittelpunkt steht: Herm. Richter: ‚Das wilde Herz', Lebensroman der Wilhelmine Schröder-Devrient (Leipzig 1927, 2. Aufl. Verlag Koehler und Amelang, Ganzleinen M. 5,50). Hier erkennt der Meister die gewaltige dra-

matische Kraft seines Fidelio aus der genialen Nachschöpfung der jungen Wilhelmine Schröder; ja, er fühlt selber klar, daß sein Werk weit über sein Zeitalter hinausweist. Der Roman entwickelt umfassende Kulturbilder mit großer Schlagkraft. Auch die politische Ideenwelt umspielt die Persönlichkeit des Meisters. Mehr aber noch ist die ethische Kraft entwickelt: das, wonach Wilhelmine ringt, — Kampf mit der Flatterhaftigkeit einer sogenannten Liebe, Kampf um Ruhe und Selbstachtung. Und schließlich sucht sie das Problem zu lösen, was Beethoven nicht zu lösen wagte, — das Problem einer Künstlerehe. Sie erlebt einen harten Mißerfolg. Nicht den ersten und einzigen, denn sie ist in ihrer Liebe rastlos. Ihr Weg führt sie endlich zu Wagners Kunstwerk, in das sie zwei Wesensmerkmale versöhnt einströmen lassen kann, persönliche Leidenschaftlichkeit und künstlerische Vollendung.

Die Beethovenliteratur im strengeren Sinne des Wortes wurde mehrfach bereichert. Eine wichtige Neuigkeit ist der Beethovenalmanach der deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1927 (Regensburg, Verlag Gustav Bosse, Halbleinen M. 6,—). Der wertvolle Band bietet von älteren Sachen Grillparzers Bekenntnisse zu Beethoven und seinem Werk. Dann E. T. A. Hoffmanns Würdigung von Beethovens Musik zu Goethes Egmont; dieser Aufsatz mag uns anspornen, in dem Werk des feinsinnigsten Vorläufers moderner Musikkritik etwas mehr, gerade über Beethovens Schöpfungen zu lesen. Von den neueren Schriftstellern seien folgende herausgegriffen: Guido Adler kennzeichnet Beethovens Schaffen als Ergebnis von Eigenanlage, Umgebung und begleitender Zeitströmung. Es wird beschwingt durch des Meisters Grundeigenschaften: Liebe, Freundschaft, Heroismus, Moralität, Freiheitsdrang, Schaffens- und Lebensfreude, unzerstörbare Gottesfurcht. Gerade das Heroische verbindet sich mit dem Religiösen. W. H. Riehl: ‚Die beiden Beethoven' vertieft die Auffassung, wie man sie vom Meister gewinnen sollte. Sie wendet sich gegen schlagwortartige Feststellungen musikgeschichtlicher und ästhetischer Art. Dr. H. J. Moser reiht Beethoven objektiv geschichtlich ein gegenüber Spenglers gewollten Thesen. Mosers Auffassung läßt genügend Spielraum für eine ganz persönliche Fühlungnahme mit dem Meister. Wichtig ist für uns folgender Satz: „In Wahrheit, wenn man die volle Blickweite und Spannkraft des inneren Auges besitzt, um die Allgemeingültigkeit der Beethovenschen Tonsymbolik zu begreifen, kann es nicht zweifelhaft sein, daß Beethoven erst in dem Augenblick keine Aktualität im höchsten Sinne mehr besitzt, wo die von ihm musikhaft gestalteten Menschheitsphänomene eben keine solchen mehr sind." Damit ist der Ewigkeitswert Beethovens absolut festgestellt, das heißt, menschliche Irrungen können seinem Werk nichts anhaben; sein Werk aber bleibt Kriterium der Menschheit. Der Abschnitt aus Schiedermairs: ‚Der junge Beethoven' ist insofern interessant, als er erklärt, wie der Jüngling schon selbständig in die musikalische Umwelt hineinzuwachsen beginnt. Wie daraus sich die Steigerungen entwickelten im musikbegeisterten Südosten, das schildert der Aufsatz: ‚Beethoven in Wien' von Min.-Rat Dr. K. Kobald. Die Barockkunst Oesterreichs wirkt auf Beethoven als Verbindung von heroischem Pathos und freudig spielerischer Art ebenso stark wie die Landschaft. Die Einreihung Beethovens in seine musikalische Umwelt vertiefen die Aufsätze von Dr. A. Sandberger: ‚Ueber einige neuaufgefundene Jugendkompositionen Beethovens', ebenso Dr. W. Nagel: ‚Beethovens Klaviermusik'. Nagel erklärt, wie Beethoven schon früh Mozarts und Haydns Stil weiterbildet, wie der seelische Gehalt zu dramatischer Themenbildung drängt, bis der erste Höhepunkt in der F-Moll-Sonate op. 57 erreicht ist. Die letzten Sonaten greifen weit in die Zukunft: das

Klavieristische weist auf Schumann, die selbständige Linienführung der Stimmen gestaltet Bachsche Technik in Beethovensches Erleben um. Die phantasievolle Vielheit verbindet sich mit der mehr und mehr gestrafften Einheit. Wie Dr. Fritz Gysi nachweist (Beethovens Kammermusik), zeigt die Kammermusik des Meisters die gleiche Entwicklung, nur noch mit erheblicher Steigerung der Polyphonie in den letzten Quartetten. Dr. Th. Kroyers Aufsatz über die Beethovensche Sinfonie erklärt deren Architektur im Zusammenhang mit der Instrumentation und der harmonischen Gestaltung (insbesondere die Bedeutung von Beethovens Reprise). Wenn schon hier „die beispiellose Logik seines musikalischen Aufbaus" als „Abbild seiner inneren sittlichen Logik" bezeichnet werden kann, so beherrschen diese Zusammenhänge noch mehr die Oper Fidelio. Dr. H. Albert erörtert das sehr feinsinnig. Beethoven sah mit musikalischen Augen in Treitschkes Text wirklich nur den Kampf der Liebe und Freiheit mit der Tyrannei. Dieses Ideal, sein Ideal, klingt sich darum auch am freiesten aus in den Leonore-Ouvertüren (besser: Leonore-Sinfonien), wo kein fremder Text den Tondichter band. Dr. W. Altmann charakterisiert die kostbaren Briefe des Meisters als Spiegel seiner Menschengröße, seiner Menschenliebe, seiner wahren Bildung und sittlichen Strenge. Reinhold Zimmermann, der mit den Vorarbeiten zu einer Biographie Schindlers beschäftigt ist, zeichnet den getreuen Famulus Beethovens insbesondere als Verwalter des Stils der Werke des Meisters. Prof. Jos. Turnau rückt eine ganz bestimmte stilistische Forderung in den Mittelpunkt: die Fidelioinszenierung. Die Oper muß nachschaffend so gestaltet werden, daß der seelische und sittliche Gehalt klar hervorleuchtet; also muß die ganze Bühnenwirkung (Beleuchtung, Kostüme, Masken, Chor) in eine ideelle Sphäre gerückt werden. Von den Novellen und Märchen des Almanachs sind die besten: Joh. P. Lyser: ‚Ludwig van Beethoven' (erschienen zum ersten Male 1834 in Schumanns Musikzeitschrift) und Söhles bekannte Erzählung: ‚Eroika'. Im ganzen geurteilt: dieser Almanach gehört zu den wohlfeilsten Kostbarkeiten des Beethovenjahres.

Gedanklich vertieft, inhaltlich umfassend ist Bernh. Bartels Biographie des Meisters (Beethoven, Meister der Musik, 1. Band, Hildesheim 1927, Verlag Franz Borgmeyer, brosch. M. 7,—, Ganzleinen M. 10,—, Halbfranzb. M. 14,—). Das Buch verarbeitet das vorliegende Quellenmaterial und die Beethovenliteratur ganz selbständig. Der Stil ist stellenweise eigenwillig kurz und lapidar; aber er ist auch von einer überzeugenden inneren Wärme durchströmt. Die Kapiteleinteilung schafft jeweils ein geschlossenes, ich möchte sagen „seelisches Bild". Die Selbstbekenntnisse sind ebenso wie die Berichte aus der Umwelt des Meisters in würdigster Form benutzt, ganz entsprechend der wohltuenden Begeisterung, mit der das Buch verfaßt wurde.

Ein durchaus wissenschaftliches Buch schuf Arnold Schmitz: ‚Das romantische Beethovenbild' (Berlin und Bonn 1927, Verlag Ferd. Dümmler). Der Wert des Buches beruht auf seiner Objektivität und auch im Reichtum seines Inhaltes. Schmitz weist nach, wie romantische Persönlichkeiten, Dichter und Musiker, Beethoven mit ihren Augen beurteilt haben, ihm Urwüchsiges und Phantastisches andichteten. Beethoven schwankt in ihrem Urteil zwischen dem Naturburschentum einerseits und dem Reich des Zauberers, ja sogar des Priesters andererseits. Damit hängt notwendig ihre Eigenart in der Deutung des Beethovenschen Werkes zusammen. Die leidenschaftliche Unruhe und Dämonie der Romantik sah ihre innersten Regungen in Beethovens Musik ausgesprochen, — in den verschiedensten Auffassungen: von E. T. A. Hoffmann bis Wagner. Schmitz kritisiert diese Standpunkte und reinigt das Beethovenbild von

der trübenden Oberschicht. Besonders wesentlich wird dabei noch die Ergründung der musikalisch-romantischen Formgebung und ihr Vergleich mit der Beethovens. Romantisch ist das Gefühlsmäßig-Lyrische, das Klanggesättigte, Berauschende. Beethovens Art aber ist das Scharfprofilierte, die dramatische, innigst geschlossene Architektur, und vor allem zeigen seine Art die Mittel für diese Architektur, d. h. die charakteristisch abgegrenzten Themen und Themengruppen, kurz gesagt: Beethoven sucht, je länger er schafft, desto mehr nach absolut-musikalischer Form. Die Romantiker aber verflüchtigen die Form, besonders im Dienst einer außermusikalischen, einer dichterischen, sogar auch einer malerischen Idee. — Das wirkliche Beethovenbild kann nie das romantische sein; denn es verlangt als charakteristisches Merkmal künstlerische und menschliche Geschlossenheit, aufgebaut auf gewissenhafter Selbstzucht.

Zum Schluß sei noch eine besonders kostbare Gabe, auch kostbar ausgestattete Gabe erwähnt: Stephan Ley: ‚Beethoven als Freund der Familie Wegeler-von Breuning' (mit 42 Abbildungen und 6 Lichtdrucktafeln, Bonn 1927, Verlag Friedr. Cohen, Ganzleinenband M. 18,—). Der Inhalt entstammt in Text und Abbildungen den Sammlungen und Erinnerungen von Franz Gerhard Wegeler, Ferdinand Ries und Gerhard von Breuning. Dazu gehören auch Briefe an Moscheles über Beethovens letzte Tage. Auch die vollkommenste Biographie findet nicht die Klänge, die aus diesen Aufzeichnungen in unser Herz tönen. Diese Subjektivität des Miterlebens oder Nachfühlens erhöht unser Verständnis für die Wirkung, die Beethoven in Gesellschaft wohlwollender Menschen tat. Die freundschaftliche Verehrung, die der Meister da genoß, gibt den Berichten Spannungen, die stellenweise geradezu erschütternd wirken.

Johannes Peters.

Zur Droste-Literatur

Ewiger Vorrat deutscher Poesie. Besorgt von Rudolf Borchardt. 508 S. 8°. Berl. Bremer Presse. München.

Das Nachwort dieser Sammlung fordert zu einer Kritik heraus. Es gibt Anthologien verschiedenster Art. Den tausendundein Sammlungen wollte B., wie er sich rühmt, keine neue anreihen, vielmehr will er etwas seiner Meinung nach bisher Unversuchtes ins Werk setzen: für die Lyrik das sammeln, was als Erträgnis und Spitze der bisherigen Entwicklung „ewige Poesie" (nach ihm, dem Herausgeber) ist und bleibt. Tatsächlich hat er nun aus alter wie aus neuerer Zeit manches gefunden, was bisher verborgen war. Hauptsächlich aber vollzieht er ein strenges Gericht über vieles, was man bisher als vollgültig angesehen hat. Mag man ihm nun in manchen Urteilen beistimmen, so ist doch sein (seiner Meinung nach objektives) Verfahren dermaßen selbstherrlich und subjektiv, daß man dies, übrigens in gespreiztem Stile einherstolzierende Nachwort mit großem Befremden durchstudiert. Ich glaube nicht, daß er viele überzeugen wird. Das ganze 19. Jahrhundert (vielmehr dessen zweite Hälfte) scheidet für Borchardt als Poesie aus. Eichendorff und Mörike sind ihm die letzten Propheten echter Musen. An anderen Dichtern läßt er kein gutes Haar, und seine Kritik ist vergiftend. Seine Begründung schillert, und löst darum teils Zustimmung, teils Widerspruch aus. Bleiben wir bei einigen, wenigen Namen stehen. Chamisso ist ein hohler, kalter Deklamator; nur die Geschichte vom „Schlemihl" gibt ihm Anspruch auf Unsterblichkeit

(nicht alle werden dies Urteil, so schön Idee, Anfang und Schluß der Erzählung sein mag, zu dem ihren machen wollen!). Lenau ist an seiner Aufgabe gescheitert. Ich glaube aber, daß noch lange vieles (außer den 5 aufgenommenen Liedern) von ihm zum „Ewigen Vorrat" gehören wird. Als Beispiel führe ich nur an:

Liebesfrühling

Ich sah den Lenz einmal
Erwacht im schönsten Tal.
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.
Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.
Und seh ich sie am Ort,
Wo längst der Frühling fort,
So sprießt ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.

Selbst G. Keller und C. F. Meyer finden vor Borchardts Augen keine Gnade! D. h. von jedem bringt er nur ein (allerdings schönstes) Blättchen. Daß ein Schenkendorf und Arndt, ein Justinus Kerner nicht vertreten sind, versteht sich. Heine verwirft er fast völlig, weil seinem Talent die Weihe des Genius fehlt, weil er vom Effekt ausgeht und nach dem schönsten Affekt des Anfangs die Fratze des eigenen Gesichts immer hervorlugt (dieses Urteil kann man zum Teil unterschreiben; doch hört darum von seiner Dichtung manches nicht auf, zum „Ewigen Vorrat" zu gehören!). Am seltsamsten ist, was Borchardt über die Droste sagt. Es ist auch der Hauptanlaß, weshalb ich seine Sammlung zur Besprechung auf Bitten übernommen habe. (S. 471) „Mit der fast vollständigen Athetese der Droste im klassischen Kanon vollzieht diese Sammlung ein anders unausweichliches Urteil noch schwereren Herzens als bei Chamisso und gewiß bei Hebbel. (Wie Lenau nicht mehr den Anschluß fand an den reißend fortebbenden deutschen Bildungsvorgang), so fand diese in ungewöhnlichem Maße aus Schwäche, Eigensinn und Trotz gemischte Frau, aus Formlosigkeit und formendem Mystikergenie für das noch nie sagbar Gewordene, ihren Weg überhaupt nicht rückwärts und nicht vorwärts, weil sie das Problem, an dessen Lösung Lenau doch wenigstens scheiterte, sich noch nicht einmal zu stellen vermochte, und, ohne andere Bildungsquellen als engste landschaftliche, am Ende nicht unähnlich dem Tollen in der Winninger Tobsuchtszelle *, außerhalb der kausalen Welt stand, Lots Weib, die Salzsäule, zwischen dem brennenden Gomorrha und dem sich rettenden Volke, wie sie sich endlich in einem monumentalen Bilde selber gesehen hat. Nachdem es ihr Nachbarschaftsunglück gewesen war, dem Modestil eines gegen sie so inferioren Geistes wie Freiligrath so vollständig zu erliegen, daß die gefärbten Löwenfelle, geographischen Gelehrsamkeiten und schreienden Sprach- und Sachfetzen aus dem Lande des kleinen Drogen-Importeurs nie mehr völlig aus ihrer Welt verschwanden; nachdem sie, genau wie Lenau, bei dem Versuche, sich eine geistige Welt zu schaffen, an den alten zugemauerten Toren umgekehrt, den geistig überhaupt nicht existierenden Konflikt zwischen „Glauben" und „Wissen", diese ganz chaotische und triviale erste Phrasen-Antinomie des beginnenden naturalisti-

* Hölderlin.

schen Alters, bis zur inneren Tragödie überkrampft hatte; urteilslos, zerrissen, ohne alle solideren Werkzeuge und Ueberlieferungen der Kulturarbeit an sich selber, — war sie buchstäblich die Verlorene geworden, als die sie sich in ihrer grausamen Wahrhaftigkeit erschien, und beherbergte in sich, unter dem zarten Anscheine der blutlosen Edeldame, lautlose Höllen aller Gottesfremdheit und Weltverlassenheit. Auf diesem Irrwege ist ein höchst erstaunliches und erregendes, die Betrachtung nie wieder loslassendes Werk entstanden, in dessen Lücken Durchblicke aufgeistern, . . . aber kein Werk der Kunst, außer den prosaischen: Prosa und Epos, die Erzählungen und die Erinnerungen. Der Weg der Zeitforderung . . . blieb ihrer frauenhaft eigensinnigen Schwäche des Willens, und der Unklarheit des tief erschütterten Instinkts ein bloßes Ausflugsziel: „dichten" wollte sie, nicht erzählen, schauen, schauen machen, bilden und gestalten: so stark wirkte die fast nur im Verse ausgebildete Kulturwelt des alten Deutschlands auf die Erbin völlig unlyrischer Voraussetzungen, die Cherusker-Enkelin, die Münsterländerin, die Urenkelin eines epischen und seherischen Geschlechtes zurück. . . — Dies war der Irrweg, auf dem die großartige Person sich mit einer beispiellosen Bewegung faßte und in den Neuweg zwang. Mit dem „geistlichen Jahr" fand sie den Anschluß an ihre echten Voraussetzungen zwar nicht mehr so vollständig, daß sie ihn wie noch Brentano hätte vollziehen können und auf ihm gehen, aber sie erlebte sterbend den Neboblick in das gelobte Land. Auch dies ein Unglück, wie alles an der Unseligen. Ihr Christentum sieht aus wie dasjenige, das es im Grunde ist, wie die frische Nachsucht des Schwertbekehrten, des Leugners eines alten Glaubens: als hätten nicht Generationen vor ihr diesem Gotte, seinem Heilande und seinem Allerheiligsten bergauf landab Dome und Schreine gebaut, in deren Gruftschatten sie ruhen, als wären nicht ihren Ahnen namens dieser Sakramente durch Jahrhunderte die Lebensstationen geweiht und die Sünden vergeben, die Gedanken geformt, die Seelen angewöhnt und eingeeignet worden; eine greise wilde Heidin ringt um das Paradies. Fast wider besseres Wissen hat der Herausgeber sich entschlossen, die ergreifendste dieser bei aller äußerlich festen Formung doch ganz formlosen Litaneien * in einen Zusammenhang aufzunehmen, der sich sonst allem an Zeit und Person Gebundenen verschließt. . . ."

Man muß sich wundern, daß der Herausgeber nun doch noch, außer dem Geistlichen Liede, 4 Stücke von der Droste für wert erachtet hat, seinem „Ewigen Vorrat" anzugehören; es mag sogar interessieren, was er gewählt hat: Die beschränkte Frau — Die Steppe — Fragment — Im Grase. Eigentlich, sollte man meinen, hätte bloß das letzte bei ihm Gnade finden dürfen. Doch — es ist schwer, bei solch maßlos übertriebenem, ungerechtem, auch in sich widerspruchsvollem Urteil nicht ironisch zu werden. Die Droste muß sich eben trösten, wenn man sie so aus dem Buche wie des Lebens, so der Dichtung ausstreicht. Bisher glaubte man manchmal, gerade das sei etwas Großes an ihr, daß sie so ziemlich außerliterarisch stand. Und nun ist auch dies ein Verbrechen!

Wie gesagt, sonst enthält die Auswahl von Borchardt wirklich echte Poesie. Doch auch mit einer Einschränkung. Da ihm Person und Zeit eigentlich nichts sind, sondern nur das Werk gilt, so glaubt er auch Fragmente eigener Wahl zusammenstellen zu dürfen, wo es besser wäre, auf alles zu verzichten. Er gestattet sich beispielsweise, aus Heine etwa folgendes Fragment zu bieten:

---

* Gemeint ist: Am 4. Sonntag nach Ostern, wo die Dichterin sich unter dem Bilde von Lots Salzsäule schildert.

— — — — — — — — —
In meiner Erinnerung erblühen
Die Bilder, die längst verwittert —
Was ist in deiner Stimme,
Das mich so tief erschüttert?
Sag nicht, daß du mich liebst — —
— — — — — — — — —

Von Hölderlin aber, als schon des Wahnsinns Fittiche seine Stirn umdüsterten, wird gar (S. 354) die Skizze zu einer Ode mitgeteilt, die man nur mit Staunen sich ansehen kann. Es fehlt leider der Raum, diese Wörter und Gedankenstriche herzusetzen. Auch das soll „Ewiger Vorrat deutscher Poesie" sein?!

Dr. P. Otmar Scheiwiller: Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz. 272 S. 8°. Mit 5 Einschaltbildern. Benziger, Einsiedeln, 1926.

Dies tüchtige Buch — zuerst in 2 Jahresberichten der Stiftsschule Maria-Einsiedeln 1922 und 1923 erschienen, aber jetzt auf Grund neuer Quellen berichtigt und zum Teil umgearbeitet — zeige ich mit großer Freude an. Es ist schade, daß wir nicht für alle Perioden der Droste solch gründliche Untersuchungen haben. Trotz seiner gelehrten, quellenmäßigen Grundlagen liest es sich leicht und flüssig. Es behandelt hauptsächlich den Aufenthalt der Dichterin bei ihrem Schwager in Eppishausen, greift aber in manchen Teilen naturgemäß auf die späteren Jahre am Bodensee hinüber. Der ganze Kreis des Frhrn. von Laßberg, seine Bekannten wie die gelehrten „Nibelungen-Ritter" und Germanisten tritt lebendig vor uns hin, aber stets mit Rücksicht auf das Erlebnis der Dichterin, wie Land und Leute der Schweiz auf sie wirkten und wie sie darüber geurteilt hat. Die Freundschaft mit Philippa Pearsall wird auf Grund unbekannter Briefe geschildert. Auch die Bilder sind großenteils neu.

Helene Christaller: Das Tagebuch der Annette. Ein Stück aus dem verborgenen Leben der Annette von Droste-Hülshoff. 286 S. 8°. Basel 1926, Friedrich Reinhardt.

In einer Zeit, wo alle Geistesgrößen mit Vorliebe romanhaft uns nahe gebracht werden, ist es eigentlich auffällig, daß die Droste — von kleinen Novellen abgesehen — bisher diesem Schicksal entgangen war. Wenn Helene Christaller diesem Problem sich zuwandte, so lag es nahe, daß sie als poetischen Stoff die Briefe an Levin Schücking, als Grundrichtung jene nicht völlig gerechte Charakteristik nahm, die Karl Busse von der Dichterin gezeichnet hat. Ohne diese beiden Bücher ist ihr Roman nicht zu denken. Daß sie nun in der Form eines freien Tagebuches (wobei sie mit den Ereignissen ziemlich willkürlich schaltet) die wechselnden Stimmungen ihrer Heldin uns erleben läßt, ist an sich ihr gutes Recht; und ihr Roman enthält anziehende Partien. Man darf aber nicht vergessen, daß es ein Roman ist, und daß das Verhältnis zwischen Annette und Schücking keineswegs — wie es hier erscheint — ein Liebesverhältnis gewesen ist. Die Seele der Droste hat Helene Christaller nicht entdeckt.

Eduard Arens.

Der großen Görres-Ausgabe[1] Erstlingsband[2]

Als Görres im Herbst 1806 aus der Stickluft der französischen Fremdherrschaft, in der er nach seinen eigenen Worten ‚nicht um sich sehen konnte, ohne von Aerger angefressen zu werden', in das liebliche Heidelberg kam, um an der dortigen Universität Vorlesungen zu halten, hatte er die Verstiegenheiten seiner revolutionären Jugend längst überwunden und einen radikalen geistigen Frontwechsel vollzogen. Blickte er einst in die Zukunft mit den glühenden Augen des fanatischen Revolutionärs, der vom Fortschritt der Menschheit, vom Sieg der Vernunft das Paradies der Humanität erträumte, so hatte er sich nunmehr ganz, von Schelling und Herder geführt, der Vergangenheit zugewandt. Nicht wie einer, der abseits vom häßlichen Getriebe der Welt in beschaulicher Stille sein geistiges Gärtlein pflegt und in der Rumpelkammer der Jahrhunderte allerlei Kuriosa zur Belustigung des Verstandes und Witzes zusammensucht. ‚Die Pforten des Aufgangs such' ich immerdar, wo die starken Geschlechter wohnen. Ich suche das Leben, man muß tief die Brunnen in der Dürre graben, bis man auf die Quellen stößt.' Der Vergangenheit Sinn zu ergründen und — ‚der Zeiten großes Ziel' zu entdecken, darum ging's ihm.

Seine ‚Romantik' war nicht Spiel und Tändelei. Wie ganz anders werden — Günther Müller weist mit Recht darauf hin (a. a. O. S. XXI) — die Volksbücher von dem literar-ästhetischen A. W. Schlegel behandelt, den nur ihr Farben- und Gestaltenreichtum ergötzt! Für Görres waren sie ‚Brunnen in der Dürre', deren verschüttete Quellen er freizulegen suchte, damit Gemeinschaftsgefühl und deutsches Volksbewußtsein sich daran entzünden und nähren möchten. Waren sie ‚Zeugnisse der Uroffenbarung' (Nadler), die vom Volke gehütet und fortgepflanzt wird[3]. Keiner von seinen Zeitgenossen hat ‚das Volk' mit so heiliger Inbrunst umfaßt wie er, der mit allen Fasern seines Herzens im Mutterboden seiner moselfränkischen Heimat wurzelte und in dem Volksgeist den Geist des Logos selber sah. Görres stand abseits der Kirche. Auch als sich ihm in Creuzers Symbolik der Sinn für die Sendung des Christentums erschlossen hatte, blieb er ihr noch Jahre hindurch fern. Dennoch war das religiöse Lebensgefühl der ‚archimedische Punkt' (Funk), um den sich sein Inneres bewegte[4], und die ‚teutschen Volksbücher' sind ebenso wie die mythengeschichtlichen Studien letzten Endes religiöser Sehnsucht entsprungen. Darum befruchtete Görres nicht bloß die nationale Erneuerung. Auch die junge katholische Bewegung fand in ihm einen geistigen Inspirator schon lange, bevor er selber in ihre Reihen trat.

Seine geistige Grundhaltung liegt seit Heidelberg fest. In des Mittelalters ‚wunderseltsamer Zeit, in der nichts Welkes, Kränkliches war' (vgl. Nachwort zu den Volksbüchern), fand er gegenüber der veräußerlichten und zerklüfteten

---

[1] Görres, Joseph: Gesammelte Schriften. Herausgegeben im Auftrage der Görresgesellschaft von Wilhelm Schellberg in Verbindung mit Max Braubach, Adolf Dyroff, Karl d'Ester, Heinrich Finke, Philipp Funk, Joseph Grisar, Leo Just, Willibald Kirfel, Sebastian Merkle, Günther Müller, Karl Alexander von Müller, Franz Xaver Seppelt, Robert Stein, Günther Wohlers.

[2] Görres, Joseph: Geistesgeschichtliche und literarische Schriften I (1803—1808). Herausgegeben von Günther Müller. Band 3. Köln 1926, Gilde-Verlag.

[3] Vgl. hierzu J. Nadler, Görres und Heidelberg (Preußische Jahrbücher 1924, S. 283 ff.).

[4] Vgl. hierzu Ph. Funk, Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik. München 1925, S. 202; ferner G. Kallen, Josef Görres und der deutsche Idealismus, Münster i. W. 1926, S. 6.

Welt einer ‚aufgeklärten' Gegenwart das Ideal des Logosreiches verwirklicht mit seiner organisch aus dem Volke erwachsenen und durchseelten Kultur. Es zum Leben zu erwecken und künftigen Geschlechtern zu bewahren, war das Hochziel, dem er nachging, ohne dabei je einer modischen Verhimmelung und Nachäffung vergangener Zeitperioden das Wort zu reden. In Heidelberg ruhen die Keime, die später in Straßburg und München zur reifen Frucht gedeihen.

Günther Müllers Band führt uns in Görres' Heidelberger Zeit. Dabei sind die Grenzen nicht engherzig gesteckt. Einiges von dem Dargebotenen ist schon vor dem Heidelberger Aufenthalt entstanden. Anderes, das — wie die Vorlesungen — der Heidelberger Zeit angehört oder — wie die ‚Mythengeschichte der asiatischen Welt' — mit ihr in ursächlichem Zusammenhange steht, fehlt ganz und wird in einem späteren Bande seinen Platz erhalten. In solcher Begrenzung bietet dieser 3. Band der ‚Gesammelten Schriften' doch ein getreues Bild von Görres' geistigem Ringen in jenen für seine ganze Entwicklung entscheidenden Jahren. Um so mehr, als manches bislang ungedruckte Stück zum ersten Male erscheint. Alle Schriften sind in der Originalgestalt dargeboten und mit Anmerkungen und Lesarten versehen, so daß für die wissenschaftliche Weiterarbeit eine sichere Grundlage vorhanden ist. Des Herausgebers tiefschürfende Einleitung steht auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung.

Als Wilhelm Schellberg im Jahre 1912 der Görresgesellschaft den Plan einer Gesamtausgabe der Schriften des großen Koblenzers vorlegte, ahnte er selbst wohl kaum, wie sehr ein solches Werk 15 Jahre später einem geistigen Bedürfnisse der Gegenwart entsprechen werde. Wir knüpfen heute wieder, in Görres uns versenkend, an den Faden an, den ein Geschlecht zerriß, das in einer platten materialistischen und positivistischen Zeitspanne den Sinn für die geistigen und religiösen Werte verlor. Gewiß hält Görres' Forschungsmethode moderner Kritik nicht stand. Was er selbst von seinen Vorlesungen sagt, gilt für alle seine Werke: ‚ohne Hege' zog er ‚frei über die Berge und durch die Auen überall' hin, ‚wo die Sonne leuchtete'. Aber so kühn und selbstherrlich oft auch seine Kombinationen, so vorschnell seine Schlüsse und Verallgemeinerungen, so sprunghaft seine Darstellungen sind, die Perspektiven, die er eröffnet, sind immer groß, weil er die Kraft der Synthese, den Blick für das Ganze und Organische besaß, der uns über lauter Analysen und spezialwissenschaftlichen Tüfteleien verloren ging, jenen ‚einen inneren Blick' (Simmel), den Wilhelm Dilthey als Grundfunktion historischen Erkennens aufgedeckt hat[1]. Ein Zweites kommt zu Görres' Gunsten hinzu: alles, was er sprach und schrieb, packte die Herzen, weil es aus den Tiefen einer zu innerst bewegten Seele emporquoll, die allzeit die ‚reine grüne Wahrheit' suchte.

Die ‚Bücherwelt' betrachtet es als eine Ehrenpflicht, an der Verbreitung des monumentalen, mit großen Mühen und Kosten geschaffenen Werkes zu ihrem Teile mitzuwirken. Sie wird über die einzelnen zwanzig Bände laufend berichten. Damit der Wunsch sich erfülle, den Joseph Görres seinen ‚teutschen Volksbüchern' mit auf den Weg gab: ‚Am Schlusse wünsche ich, daß man meinen Büchern das tun möchte, was ich an diesen Büchern getan.'

August Schmitt.

[1] Vgl. G. Simmel, Die historische Formung („Logos", internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur, hrsg. v. R. Kroner u. G. Mehlis, Tübingen (Mohr) 1917/18).

Mitgliederversammlung und Diözesanpräsidessitzung des Borromäusvereins

Die heutige Vielgestaltigkeit des literarischen und katholischen Geisteslebens stellt den Borromäusverein immer wieder vor neue Aufgaben. Zumal die Zentrale, die an der Spitze von 4327 Vereinen steht, muß den Bedürfnissen des Tages weitschauend gerecht werden. Als im Jahre 1913 das große neue Borromäushaus eingeweiht wurde, glaubte man für lange Jahre ein Heim geschaffen zu haben, das imstande war, alles Schaffen der Zentrale bergen zu können. Inzwischen sind aber die Anforderungen an gutgeleitete katholische Volksbüchereien so sehr gewachsen, daß Jahr für Jahr die Teilnehmerzahl unserer Herbstkurse zunahm und im großen Sitzungssaale des Borromäushauses kaum Platz fand, daß im Jahre 1921 eine Bibliothekarschule mit zweijährigem Lehrgang gegründet werden mußte, um hauptamtliche Bibliothekare für größere Volksbüchereien und für die Diözesen ausbilden zu können. Die 1925 gegründete „Buchgemeinde" zum Ausbau der Heimbücherei fand auch im Borromäushause ihre Unterkunft. Immer stärker wurde auch das Bedürfnis nach einer großen katholischen Zentralbücherei, die für die katholischen Volksbüchereien eine Ergänzung bedeuten sollte. Tag für Tag kommen Anfragen, Wünsche, die an die Zentrale und besonders an die Beratungsstelle neue Aufgaben stellen. So mußte dann in diesem Jahre im Mittelpunkt der Beratung in der Mitgliederversammlung die Erweiterung des Borromäushauses stehen, denn für all diese Aufgaben reichte sein Raum nicht mehr.

Schon zwei Tage vor Beginn der Mitgliederversammlung kamen am 31. Mai 1927 die Diözesanpräsides mit dem Generalsekretariat zusammen, um miteinander sich auszusprechen und die Vereinsarbeit in den einzelnen Diözesen zu beraten. Genaue statistische Tabellen, die Gen.-Sekr. Dr. Rumpf vorlegte, gaben einen Ueberblick über die Mitgliederbewegung und die Vereinsentwicklung in den einzelnen Diözesen seit Bestehen des Vereins, was zumal für die Diözesanpräsides von hohem Interesse war. Praktische Einzelfragen wurden beraten, Erfahrungen ausgetauscht, Kurse und Konferenzen für dieses Jahr wurden vereinbart. So war es angebracht, nachdem die Diözesanpräsidessitzung am Mittag des 1. Juni zu Ende ging, nachmittags eine Erholung in den sieben Bergen zu finden und zugleich die Borromäusbibliothek in Honnef a. Rhein zu besichtigen, um durch einen Einblick in diese Musterbibliothek praktische Anregungen für den Alltag zu empfangen und einander zu geben. In diesem Schmuckkästchen, wo die Mehrzahl der Bücher in unserem neuen schönen Ganzdermatoideinband erst recht den Leser anlockt, alle Räume einladend sind, auch das kleinste unscheinbarste Handwerkszeug des Bibliothekars zur Stelle ist, ein guter Lesezirkel auch über diese Form literarischer Arbeit einen Einblick gibt, war es für die Diözesanpräsides eine Freude, die Arbeit des Alltags zu sehen, Anregungen auszutauschen, mitzunehmen und weiterzugeben. Rektor Dr. Rosenbauer (Honnef) verdient auch hier einen herzlichen Dank, denn er zeigt, was man im Alltag des Borromäusvereins leisten kann, wenn man das Große wie auch das Kleinste mit ganzer Liebe tut.

Am 2. Juni tagte die diesjährige Mitgliederversammlung des Borromäusvereins im Hause des Vereins, um vor allem zu dem notwendig gewordenen Erweiterungsbau Stellung zu nehmen. Die Pläne des Bonner Architekten Stumpf, der auch das Borromäushaus entworfen hat, lagen vor. Nachdem Direktor

Braun die räumlich beengte Arbeit in der Zentrale und die notwendigen Aufgaben des Vereins dargelegt hatte, stimmte die Versammlung der Ausführung des Planes zu, die sofort in Angriff genommen werden soll. Statt des immerhin für die Kurse beengten Sitzungssaals wird hierfür ein Vortragssaal mit 200 eingebauten Sitzen und Raum für weitere 100 Plätze geschaffen. Im Erweiterungsbau wird die Bibliothekarschule mit Leseraum, Bibliotheks- und Konferenzzimmern im Erdgeschoß Platz finden, im ersten Stock wird ein Raum, der für 75—80 000 Bände ausreicht, für die große Zentralbücherei geschaffen, die sich langsam, aber stetig ausbaut zur Studien-, Hand- und Fachbibliothek und als Fernleihbibliothek den katholischen Volksbüchereien des Borromäusvereins zur Verfügung steht. Neben diesen bedeutenden Erweiterungen kann auch die Buchbinderei vergrößert werden und ein Expeditionsbureau zwischen Hauptbureau und Lager erleichtert den Versand der Vereinsgaben. So wird durch den Erweiterungsbau der Arbeit an der Zentrale eine weitere Entwicklungsmöglichkeit gegeben, deren Vorteil sich heute noch nicht annähernd abschätzen läßt. — Der Geschäftsbericht wies u. a. die Summe von RM. 35 327,96 für Büchergeschenke auf, eine Zahl, die zeigt, wie sehr der Verein der Bedürftigkeit der Einzelbibliotheken Rechnung zu tragen bestrebt war. — Prof. Tillmann gab einen Bericht über die Buchgemeinde, der ihren Aufschwung seit den zwei Jahren ihres Bestehens erkennen ließ.

Zum Vorsitzenden des Vereins wurde Prälat Prof. Dr. Felten einstimmig wiedergewählt, ebenso die nicht ausscheidenden Herren des Vorstandes. An die Stelle der freiwillig zurücktretenden Vorstandsmitglieder Geheimrat Horster und Hüttendirektor Weber wurden neu berufen Rechtsanwalt Dr. Alex Meyer (Bonn) und Oberstudiendirektor Dr. Schümmer (Bonn). Der Vorstand des Vereins setzt sich nunmehr aus folgenden Herren zusammen: Prälat Felten (Erster Vorsitzender), Rechtsanwalt Dr. Alex Meyer (stellvertr. Vorsitzender), Prof. Dr. Tillmann (Erster Schriftführer), Oberstudiendirektor Dr. Schümmer (stellvertr. Schriftführer) und Dechant Hinsenkamp (Beisitzer). Zur Ergänzung wurden in die Mitgliederversammlung gewählt: Freiherr v. Beust, Regierungsrat beim Oberpräsidium in Oppeln, Staatssekretär Brugger (Berlin), Ministerialdirektor Dr. Klausener im Preuß. Ministerium des Innern, Univ.-Prof. Dr. Konen (Bonn) und Justizrat Müller (Koblenz). Die Mitgliederversammlung besteht jetzt aus ungefähr 60 Personen, die, sei es als Diözesanpräsides, sei es in ihrer Stellung im öffentlichen Leben, die Aufgaben des Vereins für die Zukunft weitschauend zu erkennen vermögen. So wurde auch die Notwendigkeit der Pflege des katholischen Auslandsdeutschtums durch die Versorgung mit Lektüre in der diesjährigen Versammlung besonders klar erkannt. Die Mitgliederversammlung bot ein Bild frischen Zusammenstehens für die kommenden Aufgaben des Vereins.

Wenn dieser Bericht in die Hände unserer Vereinsleiter gelangt, ist der erste Spatenstich in die Erde getan, auf der sich der Erweiterungsbau erheben wird. Es ist dies ein Sinnbild des Vereins, der immer mehr in die Weite greift, um katholisches und literarisches Leben umfassen zu können, er gründet sich auf dem festen Grund seiner klaren katholischen Grundsätze, die seines Bestandes Bürgschaft sind.

Josef Zimmermann.

Deutschland — Frankreich

Die ‚Wege nach Orplid', Nebenausgabe der von Dr. Martin Rockenbach geleiteten Monatsschrift ‚Orplid', bilden ein internationales Netz. Sie führen zum Lied des Kindes und zum Lied des Mannes, zu den Buddhagärten und den Märchenpalästen. Sie schlagen Brücke und senden einen Friedensgruß über die Grenzen. Sie suchen Annäherung, Einschränkung von Abständen, Verbrüderung in Denken und Fühlen. Sie sind die Wege, worauf die Menschheit, die neue Menschheit sich einst zusammenfinden soll, um zusammen am Wiederaufbau der trostlosen Weltruine zu arbeiten. Einen dieser Versuche finden wir verkörpert in zwei Orplid-Büchlein: Junges Frankreich und Katholisches Frankreich. Sobald das Verlangen wach wird, kennen zu lernen, was umgeht in erbfeindlichen Geistern, wird der erste Stein gelegt von wahrer Duldsamkeit, von gegenseitigem Austausch geistiger Werte. Deutschland und Frankreich können nur gewinnen bei einem solchen Austausch. Was Rockenbach für Deutschland tut, tun Les Nouvelles Littéraires für Frankreich, die es nie müde werden, jedes Erscheinen eines „Rapprochement franco-allemand" mit Freude zu begrüßen. Das essayistische Werk von ‚Junges Frankreich' besteht aus drei Beiträgen, wovon wir zwei hier näher behandeln wollen. Anatole France, dem der dritte Beitrag gewidmet ist, ist zu unpersönlich, zu steril und wertlos für das junge Frankreich. Hermann Platz gibt eine sehr gute Einführung in die „metaphysische Ausbruchbewegung in der neuesten französischen Literatur", von den Franzosen selbst gewöhnlich „neorenaissance chrétienne" genannt. Taine, Renan und Zola, oder Positivismus, Snobismus und Naturalismus riefen eine neue Kunst, eine neue Moral, eine neue Politik, einen neuen Gottesdienst ins Leben. Aber das Herz trocknete aus, das Denken schrumpfte zusammen, die Gottesferne tötete die Hoffnung und den frohen Lebensmut. Die Welt wurde eine dürre, uferlose Wüste, das Leben ein ziellos Kreislauf von Langeweile: nichts blieb übrig als die fragloseStille des Todes. Aber die Pforte war dunkel und schwer von Geheimnissen; ein banges Schaudern vor dem Ungesehenen, dem Jenseits, schlich in die Herzen, die das bittere Heimweh nach Gott geprüft hatte.

Die mystischen Fernen lockten die Verwerfer der positiven Fühlbarkeiten. Gottes Flüsterstimme ließ sich hören in der Brandung der Leidenschaften, der Aufstieg zu Gott begann. Was tut es zur Sache, daß viele halbwegs stehen bleiben? Zahlreiche Schüler doch griffen ihre Stammelworte von Sünde und Buße, von Gnade und Verwerfung begierig auf, um sie zu verwerten als Bausteine für ihre katholische Weltanschauung. Diese Hauptlinien werden sehr übersichtlich entwickelt mit wertvollen Zitaten und kurzen Charakteristiken von den maßgebenden Führern der Bewegung, bei denen ein starkes Gefühl von Befreiung und eine greifbare Belebung des Uebernatürlichen am stärksten in den Vordergrund tritt.

Beim Charakterisieren der Bedeutung Baudelaires, des ersten mystischen Sängers seiner Generation, der das Licht von der Finsternis unterschied, hineindrang ins Fleisch der Welt und ins Herz der Menschen, und der Poesie ihre beste Inspiration, die Wahrheit, zurückgab, hätte Platz etwas tiefer unter die Oberfläche dringen müssen. Daß er den Einfluß Bergsons, des spielerischen Gauklers mit metaphysischen Ideen, bei der Entwicklung des neuen Geistes in der französischen Literatur außer acht läßt, ist eine fühlbare Lücke. Der Artikel von Paul Dubray „über die jüngste französische Dichtung" ist kurz gefaßt, aber von einem hohen, orientierenden Werte. Die zurückhaltende Art Dubrays im Bewundern gibt seinem Urteile ruhige, durchdachte Klarheit und Tiefe.

Nachdem er in Kürze den Einfluß angegeben hat, den die heutige Generation erfuhr, kommt er zu dem Schluß, daß die Jüngeren nach dem Kriege wiederum mehr sich selbst sein wollen und, sei es auch auf Umwegen, zurückkehren zu der alten, klassischen Tradition: die traditionelle Kunstanschauung läuft hier parallel mit der traditionellen Lebenshaltung. Bei Proust und Gide, gegenüber denen Henri Massis solch eine abwartende Stellung annahm, spricht der Schriftsteller nur über die Persönlichkeit ihrer Formgebung, ohne auch nur ein einziges Wort zu verlieren über ihre pessimistische, verderbliche und ungesunde Weltanschauung. Dann gibt er eine flüchtige

Uebersicht der Poesie, auf der Suche nach neuen Formen und neuen Werten des Theaters, wo das positive Resultat der zahlreichen Reformversuche sehr knapp ist, und des Romans, wo die Besten das Gleichgewicht von Form und Inhalt endlich gefunden zu haben scheinen. In dem Abenteuerroman — Benoit usw. — sieht Dubray nur exotische Reporterarbeit.

In dem Analyse-Roman treten die klassischen französischen Eigenschaften wiederum langsam hervor. Einfachheit in Aufbau, Klarheit der Gedanken, Durchsichtigkeit. Ein Buch wie Mont-Cinère von Julien Green würde allein schon genügen, um zu beweisen, daß Dubray sich nicht geirrt hat in der Feststellung seiner Diagnose. Auch Mauriac, Giraudoux, Bernanos, Deberly und Louis Aragon, der sehr weit herkommt, bestätigen diese Auffassung.

Das Büchlein ist zu knapp, um in seiner Auswahl Allen Recht widerfahren zu lassen; im allgemeinen ist die Wahl gut. Daß von den Dichtern nur Duhamel vertreten ist, berührt etwas sonderbar. Von dem zweiten Büchlein: ‚Katholisch es Frankreich' sagt der Titel mehr als die Wirklichkeit gibt. Eine Einführung in die Ideenwelt von Bloy, Maritain und Maurras mit den Beifiguren Henri Massis und Marc Sangnier kann unmöglich ein Bild vom Katholizismus Frankreichs geben. Das scheint freilich die Absicht des Verfassers, Waldemar Gurian, auch nicht gewesen zu sein. Doch ist das geradezu von größter Aktualität. Die viel Aufsehen erregende Verurteilung der Action Française wird bei vielen die Neugier erweckt haben, das politische System des großen Pioniers kennenzulernen; Pierre Liun schrieb seinen Beitrag vor der definitiven Verurteilung und ist darum vielleicht nicht streng genug gegenüber Maurras. In jedem Falle weniger scharf und klar als Gurian. Die traurige Haltung, die Maurras, Daudet usw. angenommen haben, ist der beste Beweis dafür, daß die strenge Maßregel der Römischen Kurie notwendig war. Einer der Mitarbeiter behauptet, daß Frankreich noch vieles von Deutschland lernen könne, besonders was die soziale und politische Bewegung betrifft. Das geben wir ohne weiteres zu. Aber man darf nicht vergessen, daß in Frankreich die Quellen einer unerschöpflichen Glaubensenergie liegen, daß die intensivsten Aeußerungen von wahrhafter Spiritualität dort geboren wurden und noch werden, daß es trotz allem die älteste Tochter der Kirche geblieben ist, mit seiner immer blutwarmen Macht an Anregungen.

‚Katholisches Frankreich' ist besonders interessant durch seinen meisterhaften Artikel von Maritain über Bloys enigmatische Persönlichkeit, mag auch der eine oder andere vieles seiner ererbten kindlichen Pietät zuschreiben.

Die Auswahl aus Bloys Werken ist mit viel Sorgfalt und gutem Geschmack getroffen und wird in einer farbigen, kräftigen Uebersetzung dargeboten.

Dr. H. van de Mark.

Franz Xaver Bachem,

Senior-Chef der Firma J. P. Bachem in Köln, feiert am 12. Juli 1927 seinen 70. Geburtstag. Seit rund 50 Jahren gehört seine rührige und bis heute rüstige Kraft diesem, für die Entwicklung des katholischen Schrifttums bedeutsamen Verlage. Bis Schwierigkeiten, die aus Weltkrieg und Inflation erwuchsen, es anders geboten, teilte er sich in treuer Sorge für den Ausbau der ‚Kölnischen Volkszeitung' und des Buchverlages; daß er sich dann von jener trennen mußte, war ihm sicher ein herber Schmerz. Um so entschlossener widmete er sich der anderen großen Aufgabe. Nicht zuletzt die Bücherbretter unsrer Volksbibliotheken haben schwer zu tragen an den älteren und neueren Früchten seiner Lebensarbeit. Als, bislang einziger, Vertreter des katholischen Verlagsbuchhandels gehört er auch der Mitgliederversammlung des Borromäusvereins an. Dessen Zeitschrift, der überdies, wenn wir uns recht entsinnen, er den Namen gab, und die er als Verleger betreut, genießt seine besondere Liebe. So dürfen wir uns an seinem Ehrentage mit besonderen Glückwünschen bei ihm einfinden.

Die Schriftleitung.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Lippert, Peter S.J.: Die Weltanschauung des Katholizismus. (Sammlung: Metaphysik und Weltanschauung, herausg. von Hans Driesch und Werner Schingnitz) 2. Aufl. 113 S. Leipzig 1927, Emmanuel Reinicke. Kart. M. 5,—. Ganzleinw. M. 6,50.

Inhalt, Ursprung und Eigenart der Weltanschauung des Katholizismus werden in großen Linien umschrieben, und dies mit einer imponierenden Klarheit, zielsicher vorschreitenden Konsequenz der Beweisführung und einer gemeißelten Kraft selbst da, wo subtilste Fragen oder sublime theologische Erklärungsversuche in modernverständlichere Wendungen umzugießen sind. Etwas vom blendend weißen Marmor der in den kirchlichen Konzilsbeschlüssen leuchtenden Formulierungen gewinnt dabei die Sprache des Verfassers. Man bedauert nur eines, daß die Darstellung dem gesetzten kurzen Raume zu sehr sich anpassen mußte, um nicht auch die Stellung von Wort und Sakrament, das Problem einer (S. 73) zunächst auf Raum und Zeit bezogenen, wenn auch (S. 84/85) das Innere kurz berührenden Entwicklung und Beharrung, ferner den Gehalt der Ewigkeitslehren und ihre Bedeutung für das gesamte katholische Weltbild bzw. für das religiöse Einzelleben und damit den Sieg des Objektiven über das Subjektive, der Metaphysik über die Psychologie in breiterem Rahmen entfalten zu können. Den Vergleich zwischen heutigem und vortridentinischem Katholizismus (S. 88) und die Gründe, weshalb „gerade heute vom Katholizismus so wenige befruchtende Ideen ausgehen" (S. 91), hätte man ebenso gern des näheren erörtert gesehen. Das Ineinanderwachsen von Optimismus und Pessimismus im katholischen System (S. 17 und 104 ff.; vgl. dagegen S. 43) wird vom Standpunkt des mit der Darlegung vorab bedachten nichtkatholischen Lesers als nicht ganz ausgeglichen empfunden werden. Eine geradezu klassisch zu nennende Repetition des Auf- und Niedersteigens der religiösen Lebenskreise gibt der Verfasser S. 96 und prägt so nochmals die Perspektive des katholischen Standortes ein. Im Anhang sind kurze Uebersichten über die Hauptquellenschriften der katholischen Weltanschauung und über neuere Literatur zur katholischen Dogmatik und Apologetik beigegeben. Den religionsphilosophischen Zwecken, denen die Schrift als Beitrag zur Sammlung „Metaphysik und Weltanschauung" dienen soll, wird sie durchaus gerecht.

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Beßler, Willibrord O.S.B.: Der frohe Prediger. Ein führender Freund unserer Predigerjugend. Freiburg 1927, Herder. M. 3,50. Gbd. in Leinw. M. 4,50.

Das ist wirklich „ein Freund und Führer" der Predigerjugend, wirklich „aus der Praxis geboren und in der Praxis groß geworden", was hier der jüngst verstorbene P. Beßler in seinem Buche bietet. Wenn die jungen Theologen aus diesem Predigtbuch lernen, dann werden sie nicht nur selbst „frohe Prediger", sie wecken auch mit ihrem lebendigen Worte in ihren Zuhörern wahre Freude am Worte Gottes. Ein solches Buch konnte nur einer schreiben, der selbst ein Prediger war und in sich eine heilige Ehrfurcht vor dem Worte Gottes und seiner Bedeutung für die Seelsorge im Herzen trug. Das Buch wird dem angehenden Theologen nicht nur Winke geben, es bietet ihm auch eine ganze Fülle von Material, das ihm bei seiner Vorbereitung auf die Predigt große Dienste leisten wird, ja, man kann sagen, daß selbst Prediger in Amt und Würde noch manches aus dem Buche lernen können. Eine Menge Predigt-Themen und Winke für eine würdige und fruchtbringende Behandlung, namentlich Anregungen zu Zykluspredigten im Anschluß an das Kirchenjahr werden ihnen mehr Dienste tun als ein neues „Predigtbuch".

Trier. Peter Eisen.

Handbuch für das franziskanische Deutschland. Auf Grund amtlicher Quellen im Auftrag der Ordensobern herausgegeben von Dr. P. Erhard Schlund O.F.M. München 1926, Verlag Dr. Fr. A. Pfeifer. M. 8,—.

Der fleißige P. Schlund hat mit der Herausgabe dieses Buches die Absicht, „eine umfassende Uebersicht über den Bestand und die Tätigkeit aller Glieder der großen franziskanischen Familie auf deutschem Boden aufzuzeigen". Einwandfreie Quellen, die in Fußnoten angegeben werden, und persönliche Sammelarbeit durch Fragebogen haben dem Herausgeber das Material für sein Nachschlagebuch geliefert, das gerade durch seine Exaktheit in der Darbietung und die gewissenhafte Quellenangabe zu einer wissenschaftlichen Arbeit geworden ist, auf der weitere Arbeiten, namentlich Einzelarbeiten fußen können; damit gewinnt es eine Bedeutung weit über den Rahmen der franziskanischen Ordensfamilie hinaus.

Trier. Peter Eisen.

Federer, Heinrich: Der heilige Habenichts. Zwei, drei Wörtlein. 32 S. 5 Bilder in Kupferdruck. München 1926, Ars sacra, Josef Müller. M. 0,50.

Wer nach der Lektüre der Federerschen Franziskus-Geschichtlein dieses kleine Büchlein in die Hände bekommt, wird vielleicht in der Erwartung eines besonderen dichterischen Genusses an die Lektüre gehen. Darin wird er gründlich enttäuscht. Dafür aber umreißen die klaren Sätzlein, die auf diesen Blättern stehen, so deutlich die Bedeutung, die der hl. Franziskus für seine Zeit hatte und für die unsere haben sollte, daß es wirklich schade wäre, wenn der Strom der Zeit mit vieler anderer auf das Jubiläumsjahr zusammengeschriebener Franziskusliteratur auch diese wertvollen Seiten, die ihre wirklich schöne Bildausstattung wohl verdienen, ins Meer der Vergessenheit hinabschwemmen würde.

Dettlingen. Hermann Herz.

Philosophie

Friedmann, Hermann: Die Welt der Formen. System eines morphologischen Idealismus. XIV, 509 S. 4°. Berlin 1925, Gebr. Paetel.

Der Verfasser, in Finnland lebend, hat in jahrzehntelangem Studium, das in gleichem Maße den Natur- wie den Geisteswissenschaften galt, die „Welt der Formen" sich erobert. Er findet in diesem Bereich der „Gestaltqualitäten" zwei Erkenntnisweisen vor, die mechanistische und die morphologische. Diese verlegt sich ihm in eine „prinzipielle Andersartigkeit, die mit der andersartigen psychologischen Fundierung anhebt, sich in die Verschiedenartigkeit zweier besonderer Begriffsbereiche fortsetzt und in der Eigenart je einer zugehörigen Metaphysik durchdauert". Die beiden Erkenntnisweisen nennt er die „haptische" und die „optische". „Unter Haptik verstehen wir die durch die Sinnlichkeit des Tasterlebnisses charakterisierte Weltanschauung." Unter Optik ist die entsprechende Weltanschauung verstanden, die „bei der Sinnlichkeit des Gesichtes ansetzt" (hierzu gehört auch die akustische Welt). „Während die zusammenfassende Funktion des haptischen Sinnes es höchstens bis zum »Kontinuum« bringt, reicht die Leistung der ästhetischen Sinne weiter bis zu gewissen als coexistent vorgestellten »tektonischen« Bildungen."

Damit ist eine besondere, überaus reiche Welt festgestellt, die, in exakter Begründung, uns in allen Künsten und Wissenschaften begegnet. Der haptischen, messenden, wägenden Erkenntnis wird dabei durchaus ihr Reich zugestanden. Nur ist es eben in der optischen Erkenntnis uns gegeben, lebendige Ordnungsprinzipien zu fassen und allüberall wirksam zu sehen.

Das Buch ist zwar sehr mühsam zu lesen, da es mit den Methoden und Ergebnissen so zahlreicher Wissenschaften arbeitet, aber es bringt uns das Verständnis für ihren Zusammenhang, es gibt uns Zeugnis von den inneren Gestaltungskräften, die uns Ordnung und Harmonie in der Welt lehren, weil sie in ihr walten, nicht unerkennbar, sondern dem weise Zu-Schauenden erlebbar. Es ist kein Buch für rasche Stundenleser, aber es vermag jedem Betrachter eines Einzelgebietes, sei er Wissenschaftler oder Liebhaber, den Blick für die tiefere Form zu schärfen und ihm seinen Bereich durch Umschau ins Vielfältig-Ganze zu erweitern.

Berlin. Ignaz Gentges.

Erziehung. Unterricht

Prüfer, Johannes: Wie erziehen wir unsere Kinder? Pädagogische Vorträge aus Leben und Erfahrung für Eltern und Lehrer. Unter Mitwirkung der „Deutschen Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung (E. V.)" herausgegeben von Oberstudiendirektor Dr. J. Prüfer. 2. verbesserte Auflage. (VIII u. 228 S.) gr. 8°. Leipzig u. Berlin 1927. Verlag von B. G. Teubner. Geb. M. 8,—.

Kein Buch zünftiger Pädagogik, in dem mit wissenschaftlichen Deduktionen, Methoden und Darstellungsverfahren gearbeitet wird. Ein Buch von praktischen Erziehern, gesehen vom Standpunkte der Elternschule aus. Mehr als 50 Väter und Mütter haben ihre subjektive Erfahrung in pädagogischen Dingen niedergeschrieben. Gewiß erhält das Buch dadurch frische Lebensnähe, aber es fehlt auch die Abgeklärtheit der erschöpfenden Betrachtungsweise. Der Fachpädagoge wird z. B. den Optimismus, der aus den Darlegungen über die sexuelle Aufklärung hervorgeht, nicht teilen können. Grade dieses Kapitel zeigt die Tatsache, daß man gewisse Probleme der modernen Pädagogik nicht subjektiv-intuitiv lösen kann. Aber immerhin enthält das Buch genug an praktischen Vorschlägen für den Umgang des Laienpädagogen mit Kindern.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Sturmfels, Käthe: Geschlechtliche Erziehung. Leipzig 1926, Hachmeister & Thal (Lehrmeister-Bücherei Nr. 836/39). Geh. M. 1,40, gbd. M. 2,50.

Eine mutige und ehrliche Schrift, aus der Feder einer Frau und Mutter! Der erste Teil ist eine einzige schwere Anklage gegen die moderne Verwilderung auf dem geschlechtlichen Gebiet; da scheut sie nichts und niemand: Schule und Religion, Oeffentlichkeit und Familie, Sport und Feminismus bekommen ihren Teil; besonders letzterer wird in seiner ganzen Hohlheit und Verderblichkeit für Familie und Volkswohl gegeißelt. Im zweiten Teil macht sie dann positive Vorschläge, die auf eine Gesundung in Denken und Haltung für die geschlechtliche Erziehung hinarbeiten. Bei aller Anerkennung der Ehrlichkeit und des „mannhaften" Mutes der Schrift wird doch manches nicht unwidersprochen bleiben. Hier sei nur kurz erwähnt, daß Verfasserin die Ergebnisse der Erziehung aus der guten alten Zeit doch zu gering wertet. Auch ist die Einschätzung der Bedeutung der Religion für diese Seite der Erziehung, wenn nicht falsch, so doch schief. Das mag an ihrer eigenen religiösen Einstellung liegen. Vielleicht weiß sie auch nichts von dem tiefeinschneidenden Einfluß des Instituts der katholischen Beicht auf Jugendliche, auf Braut- und Eheleute. Nichtsdestoweniger freut man sich, ein so offenes und ehrliches Wort in dieser Frage zu hören, und es wäre zu wünschen, daß es in Eltern- und Erzieherkreisen ein lautes Echo fände.

Trier. Peter Eisen.

Kießling, Arthur: Die Bedingungen der Fehlsamkeit. Leipzig 1925, Julius Klinkhardt. Geh. M. 2,40.

‚Die Bedingungen der Fehlsamkeit' ist eine für alle Pädagogen und Lehrer bedeutsame Schrift. Unter Fehlsamkeit versteht der Verfasser die bei jedem Menschen individuell verschiedene, aus seinen leiblich-seelischen Anlagen entspringende Geneigtheit, bei bestimmten Leistungsanforderungen Fehlleistungen zu setzen. Die Bedingungen solcher Fehlleistungen, welche die Leistungsfähigkeit z. B. des Schülers beeinträchtigen, zu kennen, ist erste erzieherische Voraussetzung, wenn man wirksam in die Fehlerbekämpfung eintreten will. An einer geordneten und nach allen Seiten umfassenden Betrachtung solcher Fehlsamkeitsquellen hatte es bisher gefehlt und darum verdient Kießlings klare Zusammenstellung allseitige Beachtung. Die Quellen der Fehler können in ungünstigen Umwelteinflüssen, in körperlich oder geistig bedingten Schwächen, sowie in der Art des Unterrichtes und der unzweckmäßigen Lehrmittel liegen. Die besten psychologischen Untersuchungen sind zur Erhellung der vorliegenden Fehlermöglichkeiten herangezogen, und in scharfer Zergliederung die Ursachen mancher Fehlleistungen herausgestellt, wie dies der Abschnitt über die Dummheit sehr gut zeigt. Die „Willensschwäche" bei kindlicher Faulheit, die meist keine moralische ist, wie Kießling mit Recht hervorhebt, hätte in ihrer psychologischen Struktur noch näher umrissen werden können. Hat der Verfasser auch in erster Linie

intellektuelle unterrichtliche Belange im Auge, so sind die Bedingungen der Fehlsamkeiten nach der Charakterseite doch auch einigermaßen berührt.

Bonn. Theodor Müncker.

Koepp, Lina: Frieda Duensing als Führerin und Lehrerin. Zwölf Jahre Berliner Jugendfürsorge. 88 S. Berlin 1927, J. A. Herbig.

Wer sich in der Geschichte der amtlichen Jugendfürsorge orientieren will, findet auf den 88 Seiten das, was in zwölfjähriger Organisationsarbeit eine hervorragende Führerin in Berlin geleistet hat. Das an sich trockene Thema erhält durch den Reiz der Duensingschen Persönlichkeit Farbe und Wärme. Das Persönlichkeitsbild wird anschaulich gemacht durch Briefe, persönliche Aeußerungen, amtliche Stellungnahmen zu Fragen der karitativen Jugendbetreuung.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Geschichte. Politik

Geschichtlicher Handatlas der Rheinprovinz. Im Auftrage des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn herausgeg. von Prof. Dr. Hermann Aubin. Mit Unterstützung von amtlichen Stellen, gelehrten Gesellschaften und Fachgenossen bearbeitet von Dr. Josef Niessen. Köln (J. P. Bachem) und Bonn (Kurt Schroeder) 1926. Gbd. M. 4,40.

Geschichtliche Landeskunde muß sich, weil alles geschichtliche Geschehen vielfach geographisch bedingt ist, auf einer gründlichen Erforschung der Naturlandschaft aufbauen, wenn sie nicht den Boden unter ihren Füßen verlieren soll.

Der „Geschichtliche Handatlas der Rheinprovinz" bietet eine in ihrer Art einzig dastehende, sichere und treffliche Grundlage heimatkundlicher Forschung und Belehrung. Er folgt in anschaulichen, nicht überladenen und das Wesentliche zu scharfem Ausdruck bringenden Kartenbildern der geschichtlichen Entwicklung auf den verschiedensten Lebensgebieten. Neben den staatlichen, kirchlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen sind auch die sprachlichen Erscheinungen und die Volksbräuche berücksichtigt. Wir finden da, um ein paar Beispiele herauszugreifen, kartographische Darstellungen der frühgeschichtlichen Waldbedeckung der Rheinprovinz, ihrer Besiedlung in der Steinzeit, in der Bronze- und Eisenzeit, der römischen Straßen, Kastelle und Wasserleitungen, der mittelalterlichen Gaue, der kirchlichen und staatlichen Gliederung im Wandel der Jahrhunderte, der Klöster und Stifter, der Siedlungsarten, des Weinbaues, der Wasserkraftbetriebe, der Entwicklung des Steinkohlenbergbaues und des Eisenbahnnetzes, der Sprachräume, Sprachstaffeln und Sprachbarrieren, der Gesindetermine, der Jahresfeuer (Oster-, Martins-, Fasten-, Johannisfeuer) u. dgl. mehr. Knappe, von sachkundigen Fachleuten verfaßte Erläuterungen ermöglichen ein schnelles Einleben in die einzelnen Kartenbilder.

Die provinzielle Begrenzung ist gewiß nicht die beste, da sie Gebiete von einheitlichem Stammes- und Landschaftscharakter durchschneidet. Aber sie war schon wegen des amtlichen Charakters, den manches verarbeitete Material besaß, die einzig mögliche, und sie erleichterte überdies die Durcharbeitung historischer, sprachlicher und volkskundlicher Vergleichskarten, auf deren Nebeneinanderstellung die Herausgeber mit Recht besonderen Wert legten.

Der „Geschichtliche Handatlas" wird von keinem übersehen werden dürfen, dem es um ein tieferes Eindringen in die Geschichte und das Volkstum der Rheinlande zu tun ist. Ganz besonders wird er in dem Geschichtsunterricht auf den Mittel- und Oberklassen der höheren Schulen die wertvollsten Dienste leisten können. Die neuen preußischen „Richtlinien" haben der Heimatgeschichte einen hervorragenden Platz in dem Aufgabenkreis des geschichtlichen Unterrichts angewiesen und der Bewegungsfreiheit jeder einzelnen Schule den weitesten Spielraum gewährt. Aufgabe der rheinischen Geschichtslehrer ist es, nun aber auch entschlossen und planmäßig in Lehrplan, Lehrbuch und Lehrstunde dem Geschichtsunterricht auf allen Klassenstufen die rheinische Note zu geben. Wobei — überflüssig, zu sagen — das große Relief der deutschen Nationalgeschichte nie fehlen darf und die Festigung eines kernhaften deutschen Volksbewußtseins immerdar höchster Leitstern bleiben muß.

Linnich (Rhld.). August Schmitt.

Kantorowicz, Ernst: Friedrich II. 657 S. Berlin, Verlag von Georg Bondi. Gbd. M. 17,50.

Dies grundlegende Werk über den großen Staufen verrät umfassende geschichtliche Kenntnisse, die eine starke Kraft des Sehens zusammenfaßt und ein zugleich sachlicher und warmer Stil gestaltet. Die eingehende Betrachtung ist darum besonders fruchtbar, weil der Kaiser Altes gewaltig in sich sammelt und Neues weithin vorbereitet. Höhepunkt des Buches ist die kluge Darstellung der Verwaltung und die Beschreibung jener unfaustischen, der Antike nahen Kunst, die in der damaligen Zeit in Deutschland als ein Wunder erblühte. Der Bericht über den Aufstieg des apulischen Knaben liest sich wie ein buntes Epos, wie eine Dichtererfindung. Eine letzte Spannung aber empfangen die Ereignisse daher, daß sie das Ringen zwischen religiöser und weltlicher Politik spiegeln. Da liegen freilich auch die weltanschaulichen Grenzen der Schilderung; denn der Verfasser gehört zum Kreis derer, die — nach einem Wort von Gundolf — im großen Menschen die höchste Form des Göttlichen erleben, und für die es „Gottheit an sich, frei schwebend", nicht gibt. Er ist also durchaus kein Feind der Kirche, doch ein antikischer Heide unserer Zeit, der die Heiligen zu Göttern macht und auch in Helden, so in Friedrich II., eine Gotterscheinung sieht. Er verkennt zwar nicht, daß der Papst letztlich für das Katholische kämpft und nicht aus Machtbesessenheit, aber vernachlässigt bewußt diese Tatsachen, da ja sein Dienst Friedrich II. gilt; denn sein Werk baut mit an dem Pantheon der Zolger Georges, das wohl Raum hat für Christus oder Franziskus, indessen auch Cäsar, Raffael, Napoleon usw. als gotthaft birgt. Seine romantische Heldenverehrung entdeckt auch im Haß einen Lebenssinn und im Ethos der Gewalt notwendiges Attribut der Gerechtigkeit. Darin gründet die Gefahr, daß das an sich wertvolle Buch, das einen Großen in der Riesenspannung zwischen Tier und Engel sehen lehrt, von geistlosen Soldaten und Fürsten, von gegenwartsfernen Menschen im Sinne der Erneuerung des Vergangenen mißverstanden und als Rechtfertigung uneuropäischer und liebloser Haltung mißbraucht wird.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Popoff, Georg: Tscheka. Der Staat im Staate. Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H.

Diesem Buche kommt kein sonderlich großer Wert zu. Es ist höchstens als ein Beitrag zur Geschichte des bolschewistischen Terrors zu bewerten, der aber mit gewisser Vorsicht gelesen werden muß. Das liegt nicht so sehr an den mitgeteilten Tatsachen — das Buch erzählt die Erlebnisse Popoffs in einem Tschekagefängnis — als an der mit „wissenschaftlichen" Ansprüchen auftretenden historisch-soziologischen Umrahmung der eigenen Erlebnisse. Peinlich macht sich stellenweise ein Bemühen um sensationelle Darstellungsweise bemerkbar.

Godesberg. Waldemar Gurian.

Literaturgeschichte

Leyen, Friedrich v. der: Geschichte der deutschen Dichtung. Ein Ueberblick. 131 S. München 1926, J. Bruckmann.

Wir verlangen heute nach einem Ueberblick über die deutsche Dichtung unter Berücksichtigung moderner Problemstellung. Doch der Abriß, den v. der Leyen uns gibt, entspricht nicht unseren Wünschen. Wenn sich auch Ansätze zu jener Betrachtungsweise finden, die auf den Kern der Epoche gerichtet ist und die alle Aeußerungen einer Zeit von einer Grundhaltung aus versteht, es bleibt bei dürftigen Ansätzen. Wenn wir die Verarbeitung der Stoffülle im einzelnen betrachten, fragen wir uns überhaupt: Welchen Zweck verfolgt das Buch? Soll es ein kurzgefaßtes Handbuch für den Literarhistoriker sein? Das Verzeichnis fehlt, die Künstler sind ohne Datenangabe aufgereiht, der Gesichtspunkt, der für die Auswahl der angegebenen Werke maßgebend war, ist nicht erkennbar. Das Buch ist nichts für den Kenner, der es zum Nachschlagen benutzen möchte. Und der Laie? Auch er verlangt an erster Stelle klare Uebersicht über die Tatsachen, die in wenigen aber charakteristischen Worten festzuhalten sind, so daß trotz der Knappheit ein treffendes Bild des Künstlers und des Kunstwerkes für den Leser herausspringt. Das Buch wird dieser Aufgabe wenig gerecht.

Bonn. Maria Beermann.

Wahnes, Günther H.: Freundliches Begegnen. Goethe, Minchen Herzlieb und das Frommannsche Haus. Mit 32 Bildern auf Tafeln. 263 S. Im gemeinsamen Verlage von Fr. Frommann-Verlag (H. Kurtz), Stuttgart und der Frommannschen Buchhandlung (W. Biedermann), Jena 1927. Geb. M. 6,50.

Dieses Buch bringt die Geschichte eines guten Bürgerhauses, das seine Aufgabe „im Dienste am Buch" fand. Im März des Jahres 1727 gründete Gottlob Benjamin Frommann in Züllichau in Brandenburg den Verlag, zunächst in enger Anlehnung an die evangelische Waisenhaus-Buchhandlung. Sein Gebiet war die religiöse Literatur, und dieses Gepräge hat die Handlung trotz aller Ausweitung nach der wissenschaftlich künstlerischen Seite hin in etwa behalten. In den letzten Jahrzehnten des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts schuf die dem Leben zugewandte Seite der Besitzer aus dem Hause, das nach Jena verlegt war, einen geistigen Mittelpunkt. Goethe war der vertraute Freund der Familie. Hegel, Schelling, Tieck, Schopenhauer und viele andere gingen ein und aus oder standen in regelmäßigem Briefwechsel. Durch den schlichten und sachlichen Bericht über diese Zeiten, der durch persönliche Aufzeichnungen und Briefe sehr bereichert ist, wird das Buch in weiten Kreisen Gefallen finden. Vor dem Leser ersteht wirklich ein in warmen Farben gemaltes, anschauliches Bild jener Tage, das auch den historisch Geschulten fesselt, besonders da, wo die Jenaer Schlacht und die Freiheitskämpfe von der Feder der Erlebenden gestaltet sind. Die Bilder sind bis auf das der Karoline Schelling ausgezeichnet und veranschaulichen wirklich jenen Kreis. So war das Werk ein glücklicher Griff, um zum 200jährigen Bestehen des Verlages die Augen und das Interesse der Deutschen auf ihn zu lenken!

Bonn. Maria Beermann.

Goethes Bremer Freund Dr. Nicolaus Meyer. Briefwechsel mit Goethe und dem Weimarer Kreis. Im Auftrage des Goethe- u. Schiller-Archivs herausgegeben von Hans Kasten. Drei farbige und 24 schwarze Bildertafeln auf Kunstdruckpapier. XXVIII u. 480 S. Text. 8° Bremen, Carl Schünemann. Geh. M. 15,—, Glanzleinen M. 20,—.

Dieser Beitrag zur Goetheforschung bringt sorgfältig gesichtet, gestaltet zu einem wohlabgerundeten Ganzen das, was erreichbar über die Beziehungen Nicolaus Meyers zu Goethe, manche Briefe und Notizen erstmalig. Kasten überholt dank seiner gründlichen Durchforschung der in Frage kommenden Quellen, deren Nachweis im Buche gebracht wird, und ihrer geschickten Behandlung die früher erschienenen Werke dieser Art: die von Salomon Hirzel herausgegebenen Freundschaftlichen Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer (Leipzig 1856) und Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer (Straßburg 1887), wie die ersten anonym herausgegeben von Clementine Schricker. Durch seine bis ins kleinste und feinste gehende Genauigkeit, die sich überall, nicht zuletzt im Register bewährt, seine kritische Einstellung zu nicht eindeutigen Einzelheiten, wie sie aus den Anmerkungen hervorleuchtet, die guten farbigen Bilder, die Porträts und Faksimiles ersteht dem Leser dieses Buches ein lebenswahres und -warmes Bild des späten Goethe und seines Kreises. Goethes und Christianens Beziehungen zu Meyer, der ihnen in der Beschaffung kulinarischer Genüsse stets gerne behilflich war, steigern sich im Laufe der Zeit von 1799—1816 (Christianens Tod), 1832 (Goethes Tod) zu ganz persönlichen.

Christianens Wesensart tritt uns in diesem Briefwechsel mit dem einzigen Freund, wie sie Meyer oftmals nennt, zusammenhängend, geschlossen entgegen. Neben ihr sehen wir — und das ist wertvoll für ihre Beurteilung — ihre Familie, besonders ihren Bruder C. A. Vulpius, den Bibliothekar, der sich dem Bremer freundschaftlich verbunden fühlte und der durch seine meist auf einen lauten Ton gestimmten Briefe den Fernen über den engeren und weiteren Weimarer Kreis auf dem laufenden zu halten suchte. Im Brennpunkt aller dieser Ergießungen aus den verschiedenen Federn steht Goethe, menschlich gesehen, menschlich kommt er uns hier auch in seinen eigenen Aeußerungen nahe, er, der Schaffende der letzten Jahrzehnte, der sich mehr und mehr von der Außenwelt zurückzog, um alle Kräfte konzentriert nach innen zu richten, der aber doch die literarischen und kulturellen Anregungen der Umwelt, wie z. B. der Briefwechsel mit Meyer und die Beziehung zu dessen Söhnen sie bot, in sich aufnahm: So reiften die Früchte,

die er uns im Herbste seines Lebens bescherte.

Dem Wert und dem Charakter des Buches entspricht, und das ist auch zu sagen, die gute äußere Ausstattung; des geschmackvollen Einbandes sei besonders gedacht.

Bonn. Maria Beermann.

Musik

Mersmann, Hans: Angewandte Musikästhetik. Berlin 1926, M. Hesse.

Das wesentliche Merkmal dieses Buches ist eine seinem beträchtlichen äußeren Umfang (gegen 800 Seiten) in hohem Maße entsprechende Reichhaltigkeit und geistige Spannweite des Inhalts. Als Musikästhetik im allgemeinsten Sinne will das Werk nicht eine abstrakte Lehre vom musikalisch Schönen bieten, sondern vor allem „den Menschen zur Musik führen", ihm Wegbereiter für die Aufnahme des Kunstwerks sein. Es grenzt sich dabei methodisch scharf ab gegen Philosophie, unfruchtbare Theorie sowie jede einseitig formalistische oder poetisierende Musikbetrachtung. Mersmanns Standpunkt, schon früher von ihm erarbeitet, ist der einer phänomenologischen Musikästhetik: das Musikalische Kunstwerk von allen Assoziationen und Bezügen abgelöst und nur aus sich selbst heraus als Phänomen betrachtet. Aber dies Buch will mehr als nur phänomenologische Musikbetrachtung. Es will ästhetische Erkenntnisse anwenden in geschichtlicher, stilgeschichtlicher Projektion, es will anderseits die ästhetischen Einsichten geschichtlich unterbauen (Zeitbedingtheit des Kunstwerks). Wenn das Neuartige eines solchen Werkes noch weiter gekennzeichnet werden soll, so muß an die fruchtbringende Art erinnert werden, mit der es die Gedankengänge Ernst Kurths aufnimmt und für das Musikästhetische weiterentwickelt (Begriff des Organischen, der Kraft, der Bewegung in der Musik). Alles in allem: ein bahnbrechendes Werk, das, um es noch einmal zu sagen, nicht trocken belehren, sondern den Leser mit lebensvoller Darstellung zum Kunstwerk hinführen will. Graphische Bilder, reichliche Notenbeispiele und ein vortreffliches Register unterstützen die Absicht des Verfassers.

Köln. Willi Kahl.

Lorenz, Alfred: Der musikalische Aufbau von Richard Wagners ‚Tristan und Isolde'. (Das Geheimnis der Form bei R. Wagner, 2. Bd.) Berlin 1926, M. Hesse.

Nicht nur die Form bei Richard Wagner, die ganze musikalische Struktur seiner Werke war bis in unsere Tage hinein selbst den Fachleuten mehr oder weniger ein „Geheimnis". Dieses Geheimnis beginnt sich nun mit den Arbeiten von Alfred Lorenz zu enthüllen. Seine erste bahnbrechende Schrift über den ‚Ring' konnte an dieser Stelle schon angezeigt werden. Nun wird von den dort gewonnenen Erkenntnissen aus das Wunderwerk der Tristanmusik auf sein formales Gerüst hin bis in alle Einzelheiten und wiederum mit tiefer Einsicht in die großen architektonischen Zusammenhänge untersucht. Das ergibt eine unentbehrliche Ergänzung zu E. Kurths Buch ‚Die romantische Harmonik und ihre Krise in Wagners Tristan'. Wer sich irgendwie als nachschaffender Künstler, aber auch nur als Empfangender mit der Tristanmusik auseinandersetzen will, kann an diesen beiden Werken nicht mehr vorbeigehen. Dem Leser seines Tristanbuches kommt Lorenz in besonderer Weise dadurch entgegen, daß er ihn hier noch einmal kurz in die Ergebnisse seiner Schrift über den ‚Ring' einführt. Er macht ihm abermals, und das erhöht wesentlich die Brauchbarkeit des neuen Werkes als Einzelerscheinung, die Grundlage der Wagnerschen Form, die „dichterisch-musikalische Periode" anschaulich und versäumt nicht, eine Tabelle der in seinen Ringuntersuchungen gewonnenen und in der Tristanarbeit vollauf bestätigten Formtypen beizufügen.

Köln. Willi Kahl.

Gesundheitspflege

Dr. Schierbaums Heilkräuterbuch für Gesunde und Kranke, Leute und Tiere. Osnabrück, Kommissionsverlag von B. Wehberg.

Wie muß es im Gehirn eines Menschen aussehen, der in so unglaublicher Weise gegen die „Staatsmedizin", die „Hochschulmedizin" mit ihrer „unverschämten Anmaßung", gegen die „blödsinnige allopathische Behandlung" losziehtl Glaubt Verfasser hierdurch das Vertrauen der breiten Masse für seine Kräuterheilmethode zu gewinnen?

Nach einem von Gehässigkeit strotzenden Vorwort wird ein Teil der bekanntesten Heilkräuter kurz beschrieben unter Beifügung ihres lateinischen — sic! — Namens. Dann folgt „die Heilung von Krankheiten durch Heilpflanzen". Neben gewiß brauchbaren Kräutermischungen empfiehlt Verfasser ins Reich der Phantasie gehörige Mittelchen, man lese nur einmal über „Brustknoten" nach. Ein vom Verfasser konstruiertes Krebsmittel, das „alle inneren Krebsleiden in ca. 3 Monaten heilt", wird angepriesen. Geradezu verhängnisvoll ist die Ablehnung sämtlicher lebenswichtigen Operationen, ich nenne nur die Blinddarmentzündung. Ob Hugo Stinnes wirklich noch lebte, wenn er, statt sich von den Hochschulmedizinern operieren zu lassen, sich für 30 Pfg. Olivenöl gekauft hätte? Armer Stinnes!

Bonn. Alois Wolff.

Schierbaum, Heinrich: Die Biochemie Dr. Schüßlers oder der Unsinn eines medizinischen Volksrummels. Osnabrück, B. Wehberg.

Auch wir bekennen uns keineswegs zur Biochemie, wenigstens nicht in der heutigen Tages gangbaren Form, die sich in der Tat mit ihren Lebenssalzen usw. zu einem Unfug großen Stils und vor allem zu einem Geschäftsunternehmen erster Sorte ausgewachsen hat. Wenn aber Dr. phil. Schierbaum die Biochemie aufgrund falscher Voraussetzungen abtun will, so darf er das nicht unter noch falscheren Voraussetzungen tun. Wenn man auf Seite 11 den Vorgang der Nahrungsaufnahme und deren Umsetzung in Stoffwechsel beschrieben liest, sträuben sich einem die Haare zu Berg; die Schilderung ist für den medizinisch Geschulten geradezu humoristisch. So nebenbei wird kein Geringerer als Rudolph Virchow, der Begründer der Zellularpathologie, abgetan. Die Broschüre ist wertlos.

Bonn. Alois Wolff.

Länder- und Völkerkunde

Hübel, Paul: Führerlose Gipfelfahrten. 248 S. München 1927, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 8,—, gbd. M. 11,50.

Dieses Buch erzählt in spannender Weise von abenteuerlichen Felskletterpartien und kühnen Gletscherfahrten im gesamten Bereiche der Alpenwelt, die ohne Berufsführer unternommen wurden. Doch ist es nicht ein trockener, mit möglichst vielen Fachausdrücken der Alpinistik verzierter Tourenbericht, sondern das Werk eines Mannes, dem einerseits schwierigste Gipfelbezwingungen Symbole für Höchstleistungen menschlicher Persönlichkeit überhaupt und Gelegenheiten für die Entfaltung starker moralischer Kräfte sind und dem andererseits nicht Kraftprotzentum, sondern die Sehnsucht nach der wilden Schönheit der von ihm zu erobernden Welt eine Haupttriebfeder seiner bergsportlichen Wagestücke gewesen ist. Durchaus bewußt ist er sich auch der Pflicht kindlicher Dankbarkeit gegenüber dem Höchsten, der die Wunder der Alpennatur erschuf und dem Menschen schenkte. Das Buch ist in angenehm klarer und wohllautender Sprache geschrieben, die sich bei Landschaftsschilderungen zu dichterischer Farbenglut steigert. Es muß eine Freude gewesen sein, mit diesem Manne zu wandern, den auch in schwierigsten Lagen seine Willenskraft und sein guter Humor, der so oft ergötzlich in seinen Berichten zutage tritt, niemals verließen. Das Werk kommt in erster Linie für den mit der Fels- und Eistechnik vertrauten Hochtouristen in Betracht, wird aber darüber hinaus auch jeden Alpenkenner in anregender Weise fesseln. Für die Alpensport treibende Jugend ist das Buch von nicht zu unterschätzender erzieherischer Bedeutung. — Die beigefügten sechzehn Lichtbilder sind von erlesener Schönheit.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Ottmann, Victor: Das Wunderland am Nil. Eine Reise nach Aegypten und Palästina. 317 S. Mit 44 Abbild. und 2 Kartenskizzen. 8°. Berlin 1927. Raimar Hobbing. Ganzleinen M. 10,—.

Im 1. Kapitel führt der Autor den Leser durch die Ägypten vorgelagerte Homerische Welt, die für den Humanisten ja noch immer ihre eigenen Reize besitzt. Das nächste bildet ein kurzer Gang durch die beiden unterägyptischen Städte Alexandrien und Kairo. Im dritten hört der Leser von den Pyramiden, insbesondere von der Cheopspyramide und den merkwürdigen Zahlen- und Maßverhältnissen, die bei ihr vorherrschen und schon zu den phantastischsten Schlußfolgerungen geführt haben, in Wahrheit aber noch nicht befriedigend erklärt sind. Die beiden nächsten Abschnitte handeln vom Nil, dem Nährvater Aegyptens, sowie dem Nildelta und seiner Bevölkerung, den Fellah, die in ihrer Lebensführung auch heute noch manches von den Verhältnissen und Zuständen alter Zeiten widerspiegeln. Hieran anknüpfend führt der Verfasser aus, wie das moderne Aegypten wurde und streift die letzte Phase seiner Geschichte seit Bonapartes kühner Expedition im Jahre 1798. Dann begleitet er den Leser in das Reich der Grüfte und Mumien, nach Sakkarah und Memphis, und erzählt ihm vom Totenkult, der Technik des Einbalsamierens, Bestattung und Totengericht. Das 8. Kapitel handelt folgerichtig dann von Aegyptens Kunst, ihren Unzulänglichkeiten und Feinheiten. Hierauf folgt ein Besuch Luxors und der Totenstadt Theben. Mit ein paar Strichen zeichnet er den schreienden Gegensatz der in den dortigen Luxushotels entfalteten Pracht und dem Elend der namenlosen Masse. Dann geht es zu der Totenstadt, zu den Memnon-Kolossen, dem Rameseum, den Felsengrüften von Schêch Abd el Kurna, den mit geradezu verschwenderischer Pracht ausgestatteten Königsgräbern, unter denen die Gruft eines Tut-anch-Amon nur eine bescheidene genannt werden kann, den Tempeln von Luxor und Karnak usw. Bei dieser Gelegenheit berichtet der Verfasser auch über Darstellungen in den geheimnisvollen Totenbüchern und von Mumienschicksalen. Von Theben geht es weiter den Nil aufwärts nach Oberägypten und Nubien, zu den Tempeln von Edfu und Kôm Ombo, zu den Nilkatarakten und den Staudämmen von Assuan, zur Tempelinsel Philae und noch weiter südwärts ins nubische Land hinein. Dann flüchten wir mit dem Verfasser aus der Hitze Oberägyptens wieder in das gemäßigtere Unterägypten, um von hier aus die Reise nach Palästina anzutreten. Der Besuch von Suez gibt dem Verfasser Gelegenheit, sich über die Geschichte und welthistorische Bedeutung des nach diesem Orte benannten Kanals ein wenig zu verbreiten. In Palästina erfolgt dann der Besuch Jerusalems und Bethlehems, des Jordans und Toten Meeres, Jerichos und Bethaniens, Sichems und der Ebene Jesreel, Nazareths und Tiberias', des See Genezareth und des Berges Tabor, kurz all der ewig denkwürdigen Stätten, die uns in ihrer großen Zahl aus der Bibel bekannt sind. Auf der Heimreise verbleiben wir mit dem Verfasser noch eine Weile auf Malta und erfahren einiges von der Geschichte dieses für England so überaus wichtigen Flottenstützpunktes im Mittelmeer. Die Abbildungen, die das Buch illustrieren, sind gut gewählt und ausgeführt, überhaupt ist die Ausstattung des Werkes eine recht ansprechende. Das Buch ist für weitere gebildete Kreise berechnet und wird sicherlich seinen Weg machen.

Godesberg. W. Kirfel.

Carter, Howard: Tut-ench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab. Entdeckt von Earl of Carnarvon und Howard Carter. 2. Band. Mit einem Beitrag: Zur Geschichte der ägyptischen Kunst von den Anfängen bis Tut-ench-Amun von Georg Steindorff, 153 Abb. nach phot. Aufnahmen von Harry Burton sowie Anhängen von Douglas E. Derry, A. Lucas, P. E. Newberry, Alexander Scott und H. J. Plenderleith. 303 S., 88 Tafeln. 8°. Leipzig 1927, Brockhaus. Gzl. M. 14,—.

Es war in den ersten Novembertagen des Jahres 1922, als Howard Carter, der archäologische Leiter des Ausgrabungsunternehmens, für das der Earl of Carnarvon in Oberägypten eine Konzession erworben hatte, nach längerem vergeblichen Bemühen in Theben, der letzten Ruhestätte ägyptischer Pharaonen, plötzlich den Eingang eines Grabes entdeckte, das sich alsbald als die Gruft des vor mehr als 3300 Jahren verstorbenen Königs Tut-ench-Amun heraus-

stellte. Aber nicht nur das bloße Grab des toten Pharao war entdeckt, sondern zugleich eine Fülle kulturhistorisch wertvoller Schätze, die die Menschen des 14. vorchristlichen Jahrhunderts ihm mit ins Grab gelegt hatten. Gerade sie waren es, die allzudeutlich bewiesen, daß der Aegypter jener Zeit die Formen vollständig beherrschte und mit seinen doch immerhin primitiven Mitteln Gegenstände und Kunstwerke von seltenem Geschmack und edler Form zu schaffen imstande war, Dinge, die das an allen technischen Mitteln reiche 20. Jahrhundert n. Chr. kaum zu übertreffen vermag, und das zu einer Zeit, wo die Welt noch im Finstern liegt und nur die Länder Vorderasiens und Aegypten von dem erst matten Schein der Geschichte beleuchtet werden.

Mag man nun einerseits über Fülle und Pracht der Grabausstattung staunen, so muß man doch anderseits wieder betonen, das Tut-ench-Amun doch nur ein unbedeutender Herrscher war und seine Gruft hinsichtlich ihres Umfanges und Reichtums hinter den Grabstätten bedeutender Pharaonen erheblich zurücksteht. ‚Was sie bedeutungsvoll macht, ist der Umstand, daß sie von Grabräubern so gut wie verschont geblieben ist.

Der vorliegende zweite Band, in seiner Ausstattung feiner als der zwar äußerlich gleiche, aber doch etwas dürftigere erste des Jahres 1924, enthält in der Hauptsache den Bericht über die Durchforschung der Sargkammer und die Untersuchung der Mumie. Ihm fehlt etwas das Dramatische des ersten Bandes, den man mit innerem Miterleben verschlingt. Er hat erheblich weniger Spannungsmomente, ist dafür aber wissenschaftlich reicher. Abgesehen von der interessanten Schilderung des Abbaus der vier ineinander stehenden Holzschreine und der Auseinanderschälung des Steinsarkophags und der drei einander umschließenden Holz- und Goldsärge bietet der Verfasser in seiner gewandten Art vieles Lehrreiche über Mumientechnik und Totenbräuche, Bestattungszeremoniell und Jenseitsglaube, Wagenbau und Zierkunst usw. usw. Hinzu kommen Georg Steindorffs, des Leipziger Aegyptologen, Einleitungsartikel über die Geschichte der ägyptischen Kunst von den Anfängen bis Tut-ench-Amun und sechs Anhänge mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Untersuchungen, und zwar handeln die fünf ersten über die Mumie, die Chemie im Grabe und die in ihm gefundenen Blumenkränze und Stoffe, und der sechste endlich bringt die Beschreibung der einzelnen Fundstücke. Es muß hervorgehoben werden, daß das Bildermaterial geradezu glänzend ist. Kurz, jeder gebildete Leser, der für Altägypten Interesse hat, wird aus dem Bande reiche Anregung und vielseitige Belehrung schöpfen.

Godesberg. W. Kirfel.

Reischeck, Andreas: Sterbende Welt. Leipzig 1927, F. A. Brockhaus.

Die ‚Sterbende Welt', von der das Buch berichtet, ist die Kultur der Maori auf Neu-Seeland. In den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat Andreas Reischeck seine besten Mannesjahre dazu verwandt, um der Nachwelt das wichtigste Material zu wissenschaftlicher Rekonstruktion derselben zu hinterlassen. Der Verfasser bietet also kein aktuelles, sondern ein historisch wertvolles Buch. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen, die er knapp und sachlich zusammengestellt hat, mögen zunächst nur eine persönliche Bedeutung gehabt haben. Aber der Verfasser war noch Zeuge von so manchem, was die schnell vorrückende europäische Zivilisation heute schon untergraben und beseitigt hat. Nur in wenigen und völlig entarteten Vertretern existiert heute noch das einst so intelligente und stolze Inselvolk der Maori.

Gewiß, ihre Glanzzeit sah auch Reischeck nicht mehr. Aber die Spuren ihrer einstigen Größe waren noch frisch, und er hatte für das, was er sah, offenen Blick und lebhaftes Interesse.

Reischeck ist kein großer Entdecker, der neue Wege erschließt, sondern einer jener unermüdlichen Kulturpioniere, die sich den Bahnbrechern an die Sohlen heften und auf ihren Spuren eine Detailkunde planmäßig ausbauen. Sachkenntnis, Liebe zu Land und Leuten und ein poesievolles Herz befähigten ihn zu seiner Kulturaufgabe aufs beste. Von Expedition zu Expedition dringen wir mit ihm tief in die Welt Neu-Seelands ein. Tier- und Pflanzenreich werden gründlich durchforscht. Mit den Menschen tritt er in freundschaftlichen Verkehr. Das persönliche Erlebnis schmiegt sich dem behandelten Stoff gut an. Den Forscher und seine Ernte lernen wir gleichmäßig hoch einschätzen.

Fürwahr, in diesem Buch erlebt der verdienstvolle Forscher, der längst unter den Toten weilt, eine Wiedergeburt. Der Kulturhistoriker wie der Laie erfreuen sich

gleichermaßen an dem Wissensschatz, den der Kulturforscher Neu-Seelands hier der Nachwelt geschenkt hat.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Emonts, Joh., P.S.C.J.: Aus dem Leben und Wirken deutscher Afrika-Missionare. 2. Aufl. 414 S., 174 Bilder, 2 Karten. Aachen 1927, Aachener Missionsdruckerei. Gbd. M. 8,—.

Ich kann nicht beurteilen, ob die vielen hochinteressanten Schilderungen aus dem Leben der Kamerunneger dem Ethnologen von Fach neues, unbekanntes Material bieten. Aber für jedermann, für den sowohl, den unser Sprachgebrauch den „Gebildeten" nennt, wie für den einfachen, ernster gerichteten Mann aus dem Volke ist dieses frisch und anschaulich geschriebene, mit reichem Bildermaterial ausgestattete Buch eine ebenso unterhaltsame wie bildende Lektüre. Ich möchte anraten, daraus im Familienkreise, und auch bei den Zusammenkünften im Gesellen- und ähnlichen Vereinen vorzulesen oder vorzuerzählen. Büchern wie diesem gibt man gern eine Empfehlung.

Dettlingen. Hermann Herz.

Mit dem Peer Gyntins Heilige Land. Erlebnisse und Eindrücke einer Palästinafahrt. Herausgegeben im Auftrage des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande von J. Schröder, Generalsekretär. Köln 1926, im Selbstverlag. Preis gbd. M. 8,—.

Ketter, Peter: Im Lande der Offenbarung. Reiseschilderungen aus dem Orient. Mit 50 Bildern nach Originalaufnahmen. Trier 1927, Paulinusdruckerei. Gbd. M. 5,—.

„Wenn jemand eine Reise tut" ... dann schreibt er heutzutage Bücher: Im ersteren geben eine ganze Reihe von Teilnehmern ihre Eindrücke und Erlebnisse wieder, die natürlich nicht alle gleichwertig bemessen sein wollen. Jedenfalls aber offenbaren die einzelnen Berichterstatter, daß sie mit offenen Augen, regstem Interesse und vor allem mit der den heiligen Orten gebührenden Ehrfurcht ihre Beobachtungen gemacht haben, so daß dadurch ein einheitliches, lebendiges Gesamtbild den Leser in seinen Bann zieht. Die vielen guten Bildaufnahmen verstärken diesen Eindruck. Die Ausstattung, die die Druckerei J. P. Bachem besorgt hat, verrät künstlerischen Geschmack. Selbst wenn es der Verein vom Heiligen Lande nicht beabsichtigt hätte, er hat mit diesem schönen Buche eine ausgezeichnete Werbeschrift der Oeffentlichkeit übergeben, die den Leser in bester Weise für die Ziele und Ideale des Vereins zu gewinnen geeignet ist.

Anders geben sich die ‚Zwanglosen Plaudereien, Beobachtungen und Erinnerungen', in denen der Trierer Seminarprofessor Dr. Ketter die Erlebnisse und Eindrücke seiner Fahrt ins ‚Land der Offenbarung' mitteilt. Er hat sie zunächst in der religiösen Beilage der Trierischen Landeszeitung als ‚Reisebriefe' erscheinen lassen und damit selbst ihren Grundton angegeben: Religiöse Belehrung und Erbauung will er bieten und seine Leser für all das Schöne gewinnen, was das Land der Bibel und Offenbarung seinen Besuchern bietet. Die Art, wie er berichtet, beschreibt und plaudert, ist ganz dazu angetan, seinen Wunsch, zu eifriger und vertiefter Schriftlesung anzuregen, bei vielen zu verwirklichen. Wenn er auf Anregung aus Kreisen der Lehrerschaft im Anhang ein Verzeichnis der in Betracht kommenden Lektionen der Eckerschen Schulbibel anfügt, dann hat er seinem Buch eine praktische Note gegeben und diesen Kreisen ein ausgezeichnetes Hilfsbuch für Belebung des biblischen Unterrichts in die Hand gegeben.

Trier. Peter Eisen.

Antikes Schrifttum und Leben

Roeder, Günther: Altägyptische Erzählungen und Märchen. Ausgewählt u. übersetzt. (1.—10. Taus. Mit 16 Tafeln u. 102 Textabb.) XXII, 342 S. 8°. Jena 1927, Diederichs. Brosch. M. 7,—, gbd. M. 8,50. (Die Märchen der Weltliteratur hrsg. von Fr. von der Leyen.)

Wie in jedem alten Kulturlande, so ist auch im alten Aegypten viel geschrieben worden — es gab dort einen eigenen Stand der Schreiber —, und doch gibt es wohl kaum ein Land des Altertums, dessen Literatur in weiteren Kreisen so unbekannt ist wie gerade Aegypten. Infolgedessen ist es außerordentlich zu begrüßen, daß der Ver-

lag Diederichs durch Prof. Dr. Roeder, den Direktor des ägyptischen Pelizaeus-Museums in Hildesheim, in ihrer weltbekannten Märchensammlung einen Band altägyptischer Erzählungen und Märchen hat herausbringen lassen. Die trefflich ausgewählten Stücke hat der Verfasser, Aegyptologe von Fach, aus den ägyptischen Originalen in gutes Deutsch übertragen. Die Niederschriften der gebotenen Erzählungen entstammen den verschiedenen Epochen ägyptischer Geschichte, die Erzählungen selbst sind vielleicht aber noch viel älter als jene. Die ersten fünf Geschichten gehören der Zeit des mittleren Reiches an, d. i. der Zeit von etwa 2100—1600 v. Chr., die folgenden 13 sind aus der Zeit des neuen Reiches, d. i. aus der Zeit von etwa 1580—750 v. Chr. Sie sind hieratischen Papyri entnommen, während alle übrigen aus demotischen Papyri und koptischen Handschriften übertragen sind. Den Geschichten hat Roeder eine längere recht instruktive Einleitung vorausgeschickt, für die ihm der Leser sicher besonderen Dank wissen wird. In dieser handelt er über die geschichtliche Folge der Literaturwerke und ihre inhaltlichen Gruppen, über Verfasser und literarische Motive und endlich über den geschichtlichen Hintergrund, der sich in den Literaturdenkmälern widerspiegelt. Den Schluß des Bandes bilden Anmerkungen. Mit Recht bedauert der Verfasser im Vorwort, daß er dieselben auf ein Viertel des vorbereiteten Umfangs hat kürzen müssen. Gerade diese reichen Erläuterungen und Anmerkungen aus der Feder des Fachmannes würden für manchen Leser von besonderem Interesse gewesen sein. Besondere Hervorhebung verdient „die hier zum ersten Male in größerem Umfang geschehene Nebeneinanderstellung von Originalen der ägyptischen Literatur und Kunst", wodurch dem Fernerstehenden der Inhalt anschaulicher gemacht und ihm der ägyptische Geist näher gebracht werden soll. Mit seiner schönen Gabe hat sich Prof. Roeder große Verdienste erworben, und es ist zu wünschen, daß das interessante vom Verlag vorzüglich ausgestattete Buch eine recht große Verbreitung findet.

Godesberg. W. Kirfel.

Tuskulum-Bücher. Zweisprachige Taschenausgaben antiker Autoren. 5. Aischylos, Die Perser. Halbleinen M. 2,85. 7. Lukian, Tod des Peregrinos. Hlwd. M. 1,75. 10. Sophokles, Antigone. Hlwd. M. 3,—. 11. Heraklit, Fragmente. Hlwd. M. 1,70. 12. Plato, Gastmahl. Hlwd. M. 4,—. München. Ernst Heimeran.

Es ist sehr verdienstvoll, daß der Heimeran-Verlag in so geschmacksicheren und sorgfältig überwachten Drucken das antike Original mit einer guten nebenstehenden Uebersetzung veröffentlicht, zumal wir bis dahin solche Ausgaben vermißten, die geeignet sind, auch bei ungenügenden Sprachkenntnissen den Liebhaber wieder zum Urtext hinzuführen. — Soweit ein Nicht-Dichter überhaupt ein fremdes schwieriges Drama nachformen kann, ist es Georg Lange mit seiner Uebersetzung der Perser gelungen, die so sprachflüssig ist, daß sie auch für die Bühne taugt. Nur für die Ausrufe V. 568 ff. wünschte man eine andere Lösung. — Lukians Satire, die Wilhelm Nestle herausgibt, verspottet den ruhmsüchtigen Prahler, der sich ins Feuer stürzt, damit man von ihm rede. Unverständige Aeußerungen über das frühe Christentum veranlaßten die Indizierung des Buches. S. 23 findet sich eine merkwürdige Note, in der die atomistische Betrachtungsweise eines Philologen allerlei antike Fundstellen über „Himmelfahrten" sammelt, wobei der Bericht über Christus aus Lukas und der Apostelgeschichte getrost neben Geschichten mit „Himmelfahrten" von Lukian, Dio Cass. und Suet. Aug. zitiert wird. — L. F. Barthels Antigone-Uebertragung übertrifft an rhythmischer Kraft und dichterischem Ausdruck beträchtlich die meist gelesenen Sophokles-Verdeutschungen von Donner und Wilamowitz, wenn er auch nicht die Tiefe und Kühnheit der noch lange nicht genug geschätzten Nachdichtung Hölderlins erreicht. Aus Gründen künstlerischer Gestaltung weicht er öfters vom genauen Wortlaut ab, formt aber dann immer den Sinn der Stelle in einer uns besser vernehmlichen Weise heraus.— Daß Bruno Snell die großartigen Fragmente Heraklits zugänglich macht, ist ganz besonders zu begrüßen. Mit starker Selbständigkeit und bestem sprachlichen Feingefühl vertieft er sich in den Text, den er oft überraschend nachbildet (z. B. Fragment. 52, 93, 114). Jedoch hat der enge Anschluß an das Original mitunter den Verlust jener geprägten Schönheit zur Folge, die wir bei Diels so sehr bewundern.

— Auch Fr. Bolls Bemühungen um das „Gastmahl“ möchte man nicht entbehren. Die Stärke seiner Verdeutschung besteht in der klaren Entwicklung der philosophischen Gedankengänge; dagegen hat er nicht den schönen Fluß platonischer Rede und ihre dichterische Hoheit, die z. B. Hildebrandt bei den Agathon-Versen reiner sichtbar machte. Die falsche Anwendung in unantiken Zusammenhängen üblicher Begriffe — S. 80: Vorsitzer des Kommerses, S. 89: Sakrament — wirkt störend und entspricht einem überholten Standpunkt.

Tuskulum-Schriften. 5. Poeschel, Kunst und Künstler im antiken Urteil. 50 S. München 1925, E. Heimeran. 65 Pf.

Die wertvollen Tuskulum-Bücher ergänzen die Tuskulum-Schriften, die kurze Zusammenfassungen von bestimmten Gebieten des antiken Lebens enthalten. Da die Altphilologie und Archäologie sich in Einzelheiten zu verlieren drohen und mit solchen Gesamtdarstellungen zögern, ist es doppelt wichtig, daß der Verlag es unternimmt, diese notwendigen Uebersichten zu besorgen. Der vorliegende Band, den eine umfassende Fragestellung auszeichnet, erfüllt klar und knapp, was der Titel verheißt. Er sollte durch ein weiteres Bändchen über antike Musikanschauung ergänzt werden, die bei ihrer Bedeutung und Sonderstellung hier mit Recht unberücksichtigt bleibt.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Gedichte

Sergel, Albert: Glockentraum. Neue Gedichte, Sprüche und Lieder. 8°. 180 S. Hildesheim 1926, Franz Borgmeyer.

Es ist die Geburtstagsgabe des 50jährigen Lyrikers, der die alten Weisen von den Tages- und Jahreszeiten, sowie den Wundern und Wandlungen des Herzens gemütvoll zu singen weiß. Es klingt alles nach Gestrigem und Vorgestrigem. Selbst in den Ansätzen läßt keine Eigenart aufhorchen. Man liest ohne Erregung oder gar Ergriffenheit. ‚In meines Herzens Schreine‘, ‚Seit deine Liebe mich selig machte‘, ‚O, daß du wieder bei mir bist‘, so und ähnlich hebt das Klingen seiner ‚Herzensglocken‘ an. In dem Zyklus ‚Silberne Schellen‘ klingt’s noch mehr mit verbrauchten Reimen. Daß Sergel in seinem Alter mit so billiger Flickarbeit operiert wie in den folgenden beiden Verszeilen, ist peinlich:

„Nun halte mich, mein Liebster, so (!)
recht in den Frühlingstag!“

Natürlich muß „so“ auf ein vorausgegangenes „froh“ reimen! Bei dieser mangelnden Selbstkritik ist die hohe Zahl der Gedichte — über 130! — nicht weiter erstaunlich.

Worms. Peter Bauer.

Hiebel, Friedrich: Ikarus. Wege der Wandlung. Ein Gedichtkreis. 39 S. Hannover und Leipzig 1926, Wolf Albrecht Adam.

Hiebels Wege zielen nach dem eigenen Ich. Der „Sichsucher“ reißt, um frei zu sein, alle Brücken hinter sich ab und wandert. Er will die Nacht und die Tiere in sich überwinden, um zur letzten Klarheit zu kommen. Aber wird es ihm nicht ergehen wie Nietzsche, der immer tiefer ins Dunkel geriet? „Nicht über Wolken bauen: in dir eröffnen alle Welten sich“, ruft der Verfasser, und hat doch selbst noch keinen Schimmer dieser Welt in sich erfahren, wie seine verworrenen Anschauungen verraten. Erfreulicher ist der sprachliche Ausdruck, die formale Prägung der Gedanken, um deretwillen man gern des Dichters Weg ein hoffnungsvolleres Ziel wünschte.

Worms. Peter Bauer.

Reinhardt, J. Hildebert: Aufschrei. 39 S. Ebenda.

Der Verfasser sieht nur die Schatten des Lebens und die in ihr Dunkel Verbannte: sternlose Nächte, Visionen vom Tod, die Schicksale der Witwen, Bettler und Blinden. Selbst in dem sommerlichen Zauber der Juninächte spürt er dunkle Mächte walten: „Den Blütenhauch der Nacht zerbricht ein Seelenweinen“. Nicht immer befriedigt das Geformte, weil das Gefühlte, an dem es sich entzündet, vag und unbestimmt bleibt. Doch ist ein ehrliches Ringen in den Gedanken wie im rhythmischen und bildhaften Ausdruck. Daß Moses den Koran geschrieben haben soll, wie das vorausgestellte Motto angibt, ist mir neu.

Worms. Peter Bauer.

Tidemann, Wilhelm: Gedichte. 56 S. Bremen 1927, G. A. v. Halem.

Schon die den lyrischen Reigen beginnenden Jugendgedichte des jungen Bremer Dichters beglücken durch ihre starke und schöne Prägung der Gedanken und Empfindungen. Klang und Rhythmus fügen sich zu zwingender Melodik. Unter den freien Rhythmen begegnen einem Verse, die die wundersame Musik Hölderlinscher Oden haben. Doch greifen die gereimten Strophen im allgemeinen tiefer, weil hier die Flutungen der Seele in der sicheren Eindämmung der Form stärkere Wellen schlagen und nicht ins Weite zerfließen. Dabei gelingen Tidemann Strophen von einer erstaunlichen Volksliedhaftigkeit wie in dem Gedicht ‚Advent', das in fast mittelalterlicher Einfalt und Schlichtheit der Ankunft Christi freudevoll entgegenjubelt.

Worms. Peter Bauer.

Seidel, Heinrich: Gedichte. Gesamtausgabe. 343 S. Stuttgart u. Berlin 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Liebenswürdiger Humor, der die Erzählungen des 1906 verstorbenen behaglichen Schilderers kleinbürgerlichen Lebens wie in dem berühmt gewordenen ‚Leberecht Hühnchen' durchpulst, schmunzelt und schalkt auch in den besten seiner Gedichte. Es sind die Geschichten, Mären, Schwänke, Fabeln, Satiren und Sinnsprüche. Selbst von den Liedern sprechen diejenigen am meisten an, die die Pointe vergnüglich ins Heitere abbiegen. Infolge seiner glücklichen Veranlagung, die in vielem mit Trojan Aehnlichkeit hat, lag Seidel wie diesem das lustige Kindergedicht besonders. Eine köstliche Probe ist die Fabel vom ‚Huhn und Karpfen'. Die in vornehmer Ausstattung sich darbietende Gesamtausgabe ist eine wahre Fundgrube für Herz und Gemüt.

Worms. Peter Bauer.

Romane. Novellen. Erzählungen

Federer, Heinrich: Unter'm südlichen Sonnen und Menschen. Sechs Novellen. 307 S. Bonn a. Rh., Verlag der Buchgemeinde.

Wer Federers sämtliche zuvor erschienenen italienischen Reise-, Wander- und Wundergeschichten gelesen hat, wundert sich, wenn er diese letzte Reihe, die dichterisch hochwertige Gabe der Bonner Buchgemeinde für ihre Mitglieder, aus der Hand legt, über den Reichtum an schöpferischer Phantasie, die mit immer neuen, eigenartigen Gestalten, Situationen, Ereignissen und einer Fülle von Geist des Dichters weite Gemeinde beschenkt. Gewiß, die Art dieser sechs Novellen ist jene der früheren Wander-, Wunder- und Briganten-geschichten. Aber trotzdem welch bunte Abwechslung! Daß einen keine von diesen Erzählungen, selbst wenn sie sichtlich mit Reflexion unterbaut ist (Zwei Christbäume in Rom — Einer, der Steine sucht und Menschen findet), irgendwie langweilt, vielmehr immer in Atem hält, ist ein Zeugnis dafür, wie stark Federer mit der Kunst des Erzählenkönnens begnadet ist. Die meisten seiner Menschenkinder, die der Dichter so anschaulich vor den Leser stellt und der Ablauf ihrer Schicksale ist gewiß echt italienisch, aber so eine Geschichte wie etwa die des Wilderers Augusto Sarti, vielleicht die schönste des Bandes, hätte auch irgendwo in einem schwäbischen Dorfe sich zutragen können. Echtes, gesundes Menschentum ist international; kein Nationalhabit kann es völlig verdunkeln, darum fühlt man sich bei ihm unter jeder Sonne daheim. Davon geht die starke Freude auch dieses neuen Buches aus. Aber ganz ohne Kopfschütteln wird der Leser es nicht beiseite legen. Wie da gleich in der ersten Geschichte der Autor seinen Weg am Weihnachtsabend zu dem an der Bahre ihres einzigen Kindes trauernden schweizerischen Ehepaar findet, diesem tröstend zuredet, und hernach im Hause des Bäckers Niccolo gemächlich zusieht, wie dessen resolute Frau Amelia dem Luftikus von einem Redakteur hart zusetzt, bis er sich mit der zweiten Tochter als zukünftiger Braut zufrieden gibt, wird doch mehr den Eindruck des Ausgedachten als wirklich Erlebten hinterlassen. Dem Dichter ist da eine prachtvolle Idee für einen Weihnachtsabend aufgeblitzt und er hat für sie das Kleid des Selbsterlebten gesucht. Aber der Leser wird ihm doch nicht in allem so recht glauben wollen. Auch in der Geschichte von Michelangelo, der in seinen alten Tagen noch zur Einsicht kommen muß, daß er alle seine vielen Jahre nur den Steinen und nicht den Menschen gelebt habe, drängt die Idee zu auffällig nach vorn. Aber wenn

Federer bei dieser Gelegenheit ein altes, wallfahrendes Weiblein so prächtig die Legende von Isaak dem Stotterer erzählen läßt, ist man mit ganzer Seele wieder bei der Geschichte. Auch dort ergeht es einem so, wo man bei der Zeichnung irgend eines Charakters den Finger heben und mahnen müßte: Obacht! Hier ist die Grenze. Darüber hinaus ist kein Glaube mehr möglich. Man hört aber doch willig zu, weil Federer wirklich Dichter und Erzähler ist.

Dettlingen. Hermann Herz.

Zurkinden, Odilo: Wie der Herr so gut gewesen. Erzählungen aus der Zeit Christi. 2. u. 3. Aufl. Freiburg i. B. 1927, Herder. Geb. in Leinwand M. 2,—.

Die Zeit der Hochflut der Christuserzählungen liegt hinter uns. Das Interesse, das ein paar Jahrzehnte früher so lebendig war, ist merklich erlahmt. Aus der großen Zahl der damaligen Erzeugnisse hat sich einiges in unsere Zeit hinein gerettet und wird wohl auch sich für später erhalten. Die beiden Erzählungen, die Zurkinden geschrieben hat und jetzt in zweiter und dritter Auflage erscheinen läßt, gefallen durch die schlichte und doch wieder lebendige Art, mit der er die Legende formt. Gerade die Jugend wird auf diesem Wege für solche Erzählungen gewonnen.

Trier. Peter Eisen.

Muron, Johannes: Die spanische Insel. Das Buch vom Entdecker Kolumbus. 1. Band: Die Fremdlinge. 347 S. Berlin 1926, Bühnenvolksbundverlag.

Dieser Kolumbusroman ist eine Dichtung von bedeutendem Ausmaß. Er setzt mit der zweiten Landung des Entdeckers in der neuen Welt ein (1493) und schildert eingangs, wie Kolumbus das während der ersten Fahrt auf Haiti errichtete Fort gestürmt und die darin zurückgelassenen Spanier erschlagen findet. Er gründet dann auf Haiti die befestigte Stadt „Isabella", Expeditionen stoßen ins Innere vor, gelangen nach unsäglichen Strapazen bis zur Hauptstadt des Wildenkönigs Caonabo und bewegen diesen dazu, mit großem Gefolge nach „Isabella" zu ziehen und dem Kolumbus zu huldigen. Hier verehrt er auf seine Weise den Gott der Christen, indem er vor dem Altare der Kathedrale tanzt. Doch die Spanier legen ihm dies als Gotteslästerung aus und verurteilen ihn dazu, in Ketten nach Europa gebracht zu werden. In „Isabella" aber gärt es bedenklich unter den Soldaten und Kolonisten: sie haben in dem neuen Lande nicht das gefunden, was sie erhofften: Gold im Ueberfluß und müheloſen Genuß des Daseins. Trotzdem sticht Kolumbus zu neuer Entdeckerfahrt in See. — Die Gestalt des großen Genuesen bleibt mehr im Hintergrund des Geschehens, doch spürt man überall den Schatten seiner großen, aus Frömmigkeit und Abenteuerdrang seltsam gemischten Persönlichkeit. Der Hauptnachdruck der Darstellung liegt auf dem Gegensatz zwischen Weißen und Wilden: die Spanier, die es doch als ihre Hauptaufgabe bezeichnen, den Heiden das Evangelium zu bringen, handeln in der Mehrheit so gar nicht nach den Vorschriften ihrer sanften Lehre; die „Indios" dagegen, wenigstens ihre edleren Vertreter, tasten sich in dem dumpfen Drange nach Wahrheit und in der Sehnsucht nach dem ihnen verheißenen weißen Heilande in rührender Naivität zu Jesus hin. Und wenn sich nun Christen und Heiden auf den angedeuteten Wegen begegnen, dann gibt es wahrhaft erschütternde Situationen. Dennoch sind diese Wilden nicht sentimental gesehen nach dem Seumeschen Rezept: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!" — Die Skala der Charaktere ist ungemein reich abgestuft. Eine Musterleistung ist z. B. der junge Pizarro in seiner wortkargen, unbeugsamen Entschlossenheit, von dem sich sein Waffengenosse, der plauderhafte, grimmig-humoristische Lolo, wirkungsvoll abhebt. Die brennenden Farben und betäubenden Düfte der tropischen Landschaft, besonders des Urwaldes, fängt die eigenartige, bild- und klanggesättigte Sprache des Dichters so vollkommen ein, wie es nur möglich scheint. Ein Meister romantisch-lyrischer Stimmung, weiß er uns auch den seltsamen Hauch und Reiz jener Entdeckerjahre, des Vorstoßens ins Wegloſe und Unbekannte greifbar nahe zu bringen. Auf die Fortsetzung dieses Werkes darf man gespannt sein. Sittlich einwandfrei, wird das Buch jeden Gebildeten fesseln, für breitere Kreise dürfte die Darstellung stellenweise allzu balladisch-sprunghaft sein.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Schröer, Gustav: Gottwert Ingram und sein Werk. Roman. 316 S. 5.—7. Tausend. Leipzig o. J., Quelle u. Meyer. M. 6,—.

Mit Genugtuung darf man feststellen: Dieses Buch entbehrt zum Glück der heute so beliebten Mischung von erotischer Schwüle und orakelndem Mystizismus; es ist ein innerlich gesundes Werk und von klarem künstlerischem Bau. Will man den Inhalt des Romans auf die kürzeste Formel bringen, so kann man ihn etwa bezeichnen als den Kampf eines tüchtigen, selbstlosen Mannes um ein großes Werk des gemeinen Wohles, geführt gegen menschliche Trägheit, aber auch gegen Geldverdiener und Kapitalisten, die das Unternehmen — es handelt sich um den Bau einer Talsperre — allein beherrschen und ihren speziellen Interessen dienstbar machen möchten. Gottwert Ingram hat denn auch schließlich die Freude, seine Lebensaufgabe, wenn auch unter Hinnahme unvermeidlicher Kompromisse, schließlich in seinem Sinne gelöst zu sehen. Jedoch stirbt er vor Vollendung des Werkes den schönsten Tod: bei einer der furchtbaren Überschwemmungen des Ingeltales, die den Bau der Sperre so gebieterisch fordern, läßt er sein Leben um der Rettung anderer willen. Dieser Gottwert ist eine vom idealsten Standpunkt aus gezeichnete, echt deutsche Bauern- und Kämpfernatur, die geradezu vorbildlich wirkt. Mit dem oben angedeuteten Kern des Buches sind allerlei Liebes- und Eheirrungen von teilweise tiefer Tragik verbunden — sogar das Oedipusmotiv taucht einmal auf. Alle aber werden im Sinne echt sittlicher Lebensanschauung gelöst. Nicht genügend motiviert scheint es mir allerdings, daß Frieda, die ernste und tiefe Tochter Ingrams, den äußerlichen und hohlen, wenn auch nicht ganz ohne bessere Eigenschaften gezeichneten, Sinnenmenschen Johannes Siebert heiratet. Dieser Siebert ist, wie mir scheint, überhaupt die schwächste Figur des Buches. Im übrigen halten sich sowohl Charakterdarstellung wie Sprache auf einer achtenswerten Höhe. Alles in allem: ein Buch, das zum Lichte weist, geeignet für Erwachsene breiterer Kreise.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Türk, Georg: Die Geschichten von den sieben weißen Kerzen. Stuttgart 1926, J. F. Steinkopf. Gbd. M. 2,50.

Durch die Rahmengeschichte von den sieben weißen Kerzen sind sieben Menschenschicksale lose miteinander verbunden. Bei aller Verschiedenheit von Alter, Stand und Lage haben sich die Helden oder Heldinnen alle durch herbes Leid zu edlem Entsagen emporgerungen. Man sieht, ein stark ethischer Zug durchweht das Buch; Freude, Licht und Leben soll überströmen ins Herz der Leser. So wird der Schmerz verklärt, der heldenhafte Verzicht, das Leben für andere als Quelle stillen Glückes gepriesen. Und manch kluges Wort reifer Lebenskunde steht in dem schmalen Bändchen. Das Märchen von der silbernen Brücke leuchtet warm. Die eine oder andere Geschichte würde als Lesung in Jugendvereinen gefallen und wirken. Ich fürchte allerdings, mehr als einem wird der Ton allzu pastoral, das Vordrängen des Erzählers störend, das Einreden auf die „liebe Seele" aufdringlich erscheinen. In die letzte Geschichte ist der schöne Grundgedanke etwas künstlich hineingearbeitet.

Dalheim (Rhld.) Meinrad Vonderheide.

Blunck, Hans Friedrich: Kampf der Gestirne. 273 S. Jena 1926, Eugen Diederichs. Ganzl. M. 8,—.

Trotz wiederholtem Lesen ist es mir nicht gelungen, diesem Buche näherzukommen. Auch hier bewundert man wieder Bluncks mächtige dichterische Kraft und glühende Leidenschaft, seine gewaltige Phantasie, seine bezwingende Gabe der Stimmungsmalerei, seine starke, reife, oft seltsam umstrickende Sprache, die alle einen unentrinnbar in ihren Bann schlagen — und doch hinterließ mich der Roman mit einem schmerzlichen Gefühl des Unbefriedigtseins. Wohl baut der Dichter mit genialer Seherkraft die Welt des Vormenschen vor uns auf mit seiner heimlichen und unheimlichen Abhängigkeit von den hellen und finstern Mächten der Natur, mit seiner kindlichen Lebensangst und seinem Trieb, die geahnten und gefürchteten Wesen um ihn herum, meist durch furchtbare Blutopfer, zu versöhnen; wohl ist die Großartigkeit des Gesamtwurfs so bewundernswert wie der Reichtum herrlicher Einzelheiten, und doch fragt man sich am Schluß vergebens nach dem Endziel dieses Gemäldes: was nehmen wir heutige Menschen Dauerndes, Richtungweisendes, Erhebendes daraus für uns und unsere Zeit? Für eine art pour art-Dichtung ist Blunck zu ernst; aber der überzeugende, fortreißende, wärmende Zug seiner drei großen Romane aus der geschichtlichen Zeit seines Niedersachsenvolkes fehlt seinen mystischen Romanen ‚Kampf der Gestirne' wie ‚Kampf mit den Göttern'.

Ein überreicher Stoff, erschütternde Trauerspiele und holdbezaubernde Idyllen, aber auch manche Phantastereien und unentwirrbare Dunkelheiten sind wiederum von dem Dichter zu einem Ganzen zusammengewoben worden, dessen tiefster Sinn und Wert mir (und wohl vielen) unerfaßbar geblieben ist.

Münster a. St. J. Wippermann.

Meyrink, Gustav: Der Engel vom westlichen Fenster. Roman. 442 S. Leipzig-Zürich, Grethlein & Co. Ganzl. M. 8,50.

Ich verlange von vorneherein nicht von jedem Roman einen leichten flüchtigen Genuß, wie man ihn bei einem oberflächlich gelesenen Buche wohl haben kann. Aber hier wandelt man wirklich nicht ungestraft unter den Dämonen. Meyrink, der Verfasser des ‚Golem', hat durch die künstlerisch-schauerliche Verbindung von ferner Vergangenheit und drückender Gegenwart ein Werk geschaffen, das an ungewöhnlicher Eigenart, ungesunder Spannung und unseliger Abenteuerlichkeit ein Höchstmaß aufweist, das kaum übertroffen werden kann. Mit ganz erstaunlicher Fertigkeit, ja mit Meisterschaft spinnt Meyrink die Fäden der Vergangenheit und Gegenwart ineinander. Aber die ungeheure Masse des Absonderlichen und Unheimlichen wirkt ermüdend und erdrückend. Für den gläubigen Christen müssen manche Ausdrücke rein gotteslästerlich klingen.

Bochum. Florian Asanger.

Schullern, Heinrich von: Kleinod Tirol. Roman aus dem sinkenden Mittelalter. 552 S. Innsbruck-Wien-München, Verlagsanstalt Tyrolia. Gbd. M. 7,20.

Sicher dürfen und wollen wir die Vergangenheit nicht an der Gegenwart messen, sondern wir müssen sie aus ihrer Zeit und aus ihrem Geiste heraus zu verstehen suchen. Dazu zeichnet uns Heinrich von Schullern hier mit genauer Kenntnis und viel Liebe ein farbenreiches und lebhaftes Bild des Ausganges des Mittelalters, wie er sich in Tirol, dem südlichen deutschen Grenzlande, mit allen Erscheinungen des Verfalles im sittlichen, religiösen und staatlichen Leben abrollt. Obwohl Schullern die Farben wirklich nicht zu dick aufträgt, bleibt eine Unmasse Schmutz zu schauen und ein weiter Sumpf von adeliger Niedertracht und höfischer Gemeinheit zu durchwaten. Dabei will ich gerne anerkennen, daß Schullern Dinge und Menschen meisterhaft zu schildern weiß. Ich fürchte, daß für unsere Volksbüchereien im allgemeinen mit dem Buche auch schon aus dem Grunde recht wenig anzufangen ist, weil die altertümliche Sprache, deren sich die handelnden Personen bedienen, für den einfachen Leser zu schwer ist. Aber gereifte und starke Naturen mögen, wenn sie sonst sprachlich genug gebildet sind, zu dem Buche greifen. Sie werden sich ein treues, ungeschminktes Bild jener wilden bösen Zeit aus diesem Romane erwerben. Ist es wirklich wahr, daß „ein wenig Erde, vom Priester geweiht", „bei Mangel von Abendmahlsbrot" in alter Zeit den Kriegern vor einer Schlacht „als Hochwürdigstes Gut" gereicht wurde? (S. 493).

Bochum. Florian Asanger.

Presber, Rudolf: Haus Ithaka. Roman. Stuttgart, 1926, Deutsche Verlagsanstalt.

Aus dem Hause Ithaka heraus, hinter dem schmalen, dichten, schattenreichen Waldgürtel irgendwo an der deutschen See, besieht sich Rudolf Presber die Welt mit ihren großen und kleinen Menschen und sagt uns, wie er sie nimmt und schätzt. Und es ist viel wert, zu hören, wie sich ein deutscher Dichter im Ausmaße von Rudolf Presber als 60 jähriger zur Welt von heute stellt. Freilich kann ich ihm weltanschaulich, sowie welt- und staatspolitisch keineswegs überall recht geben.

Bochum. Florian Asanger.

Vollmer, Walter: Das Rufen im Schacht. Ein Notbuch. Mit 4 Holzschnitten von Maria Braun. 116 S. 8°. M. Gladbach 1926, Volksvereins-Verlag. M. 4,—.

Vollmer ist Arbeiterdichter, und zwar einer, der wirklich selbst Arbeiter war. Zwei Jahre lang hat er im Bergwerk geschafft wie seine Vorfahren. Er bietet in Vers und Prosa seine Arbeitserlebnisse im Schacht, mit dem idealen Ziel, Interesse für das harte Los der armen Industriemenschheit zu erwecken. Der Fehler des Buches liegt in der etwas wehleidigen Jeremiade über die ungeheure Tragik der Technik. Kunst darf nicht nur klagen helfen, Kunst muß erlösen.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Böhm, Gustav: Des Faustinus Grobianus Querkopfs empfindsame Reise an den Bodensee. Konstanz, See-Verlag. M. 5,—.

Selbst auf die Gefahr hin, von Herrn Querkopf unter diejenigen eingereiht zu werden, auf deren Schultern bei der Verteilung der irdischen Güter und Vorzüge die Blechschädel gefallen sind, muß ich sagen, daß mir vieles in seinem Reisetagebuch eines Bodenseephilosophen gar nicht gefällt. Manches ist recht anmaßend, anderes wieder so alltäglich, das eine ganz abgeschmackt und das andere an den Haaren herbeigezogen. Aber das Buch enthält auch viel des Guten. Der lachende Philosoph Faustinus Grobianus Querkopf lacht frisch und frei. Farbiger, bunter Humor liegt über dem Ganzen. Manche der Tagebucheintragungen sind prächtig, viele, wenn auch pfeffrig scharf, doch gutmütig lieb oder nur liebenswürdig grob, eine oder andere, wie der Hymnus auf die Kalbshaxe, duftig und prickelnd. Die schwere, leidenschaftliche Schwüle der „Sommerliebe" zwischen Emmy und Paul wird jählings zerrissen; Paul hätte Frau Emmy nicht mehr von seiner Liebe reden dürfen, da er sie ihr doch nicht schenken durfte. Der Bodensee und die Landschaft, in die er eingebettet ist, treten uns entgegen in Sonnenglut und Wettersturz. In unseren Volksbibliotheken wird man — ich füge leider ein — wohl nicht viel mit dem Büchlein machen können.

Bochum. Florian Asanger.

Kaschinski, Alfred: Der Grenzwolf. Eine Schicksalsgeschichte. Berlin 1927, Deutsche Landbuchhandlung.

Der letzte Sproß aus einer kerndeutschen Familie, deren Vorväter gen Ostland geritten waren, wächst durch seines Vaters Schuld und noch mehr durch eigene Sünde und böse Tat, durch Heimatsinn und Liebesleid, durch Kunst und Arbeit, durch seine ganze Umwelt in sein hartes Schicksal hinein. Die Gewaltgrenze im deutschen Osten zerschneidet ihm die Heimat; sein Liebesglück hatte er ohne seine Schuld schon vorher verloren, hatte es aber auch durch den schlimmen, ehrlosen Teufelsbrief nicht wiedergewinnen können. Kurz vor seinem Tode, den er für Deutschland unter schauerlichen Umständen erleidet, trennt sich seine frühere Braut von ihrem ihrer unwürdigen Mann und kehrt zu ihm zurück.

Für unsere Volksbibliotheken ist das Buch höchstens recht bedingt zu gebrauchen.

Bochum. Florian Asanger.

Hruschka, Annie: Der Tote aus Brasilien. Kriminalroman. 234 S. Einsiedeln o. J., Verlagsanstalt Benziger & Co. Br. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Es ist bekannt, daß der bedeutende Gelehrte Paul Ehrlich ausschließlich Kriminalromane liest. Das kann man verstehen. Vielbeschäftigte Menschen verlangen nach einer Ausspannung, die den Geist anregt, ohne ihn übermäßig zu belasten. Das versteht auch die Annie Hruschka. Ihre Romane sind nicht nach dem Schema gearbeitet. Sie enthalten immer neue Spannungen. Der Amateurdetektiv Silas Hempel — ich glaube, das ist ein alter Jugendbekannter — entledigt sich seiner Aufgaben mit Geschick. Er hat nicht die fatale Ueberheblichkeit anderer Helden, und die Fälle, die er zu bearbeiten hat, sind immer interessant. Wer schon eine besondere Vorliebe für Kriminalgeschichten hat, der kann mit ruhigem Gewissen nach diesen Büchern greifen. Literarische Werte haben sie freilich nicht viel.

Emden. Georg Schäfer.

Hutchinson, A. S. M.: Der junge Lord. Roman. 433 S. München 1926, Drei-Masken-Verlag.

Der junge Lord Burdon, der letzte seines Stammes, heiratet ein Mädchen aus niederem Stande. Bevor er es aber wagt, die Eheschließung öffentlich bekanntzumachen, fällt er als Offizier in einem Scharmützel in Indien. Das harte Leid wirft die junge Frau aufs Krankenlager, und sie stirbt, kurz nachdem sie einem Knaben, dem Helden dieses Romanes, das Leben geschenkt hat. Maggy, die Schwester der Toten, nimmt sich des armen Kindes an. Obwohl sie die Beweise für die rechtmäßige Heirat und Geburt in Händen hat, schweigt sie und will erst am Großjährigkeitstage des kleinen Percival Rache nehmen an denen, die sich an Stelle ihres Neffen zu Unrecht in den Besitz des Titels und der Gutsherrschaft gesetzt, und deren Härte und Anmaßung den Tod ihrer Schwester herbeigeführt haben. Aber die Rachepläne zerrinnen in nichts, weil der echte Lord den Sohn des falschen als Jugendgespielen und Freund hat, und weil das von ihm geliebte Mädchen die Frau des Freundes werden soll, und weil ein „Lump" mit einer Pistole bewaffnet ist.

Es ist das nicht „eine Geschichte von verborgener, guter Rasse, von adeligem Blut und Wesen, die sich nicht unterdrücken lassen", sondern es ist dies die Geschichte der starken Liebe und des vollen Hasses eines Frauenherzens, die bei der Unzulänglichkeit des weiblichen Planes nicht zum beabsichtigten Ende führen. Der Roman ist in all seinen Verhältnissen und Ausmaßen echt englisch. Die Zeichnung der einzelnen Personen ist straff und folgerichtig durchgeführt. Die Übersetzung liest sich im allgemeinen recht gut. Über Einzelheiten wäre vielleicht zu streiten.

Bochum. Florian Asanger.

Level, Maurice: Entsetzen. Roman. Uebersetzung von Georg Schwarz. Berlin 1926, Neue Berliner Verlags-Ges.

In letzter Zeit mehren sich die Uebersetzungen aus fremden Sprachen, deren Berechtigung nicht ohne weiteres einleuchtet. Gerade der, welcher daran interessiert ist, die Literatur fremder Völker kennenzulernen, muß es sich entschieden verbitten, daß seine Anteilnahme an der dichterischen Produktion des Auslandes auf diese Weise ausgebeutet wird. Weiteres läßt sich über dieses Buch nicht sagen. Es ist eine ganz belanglose Angelegenheit.

Emden. Georg Schäfer.

Herwig, Franz: Deutsche Heldenlegende. Bisher 12 Hefte. Lex.-8°. Freiburg i. Br., Herder.

9. Heft: Friedrich der Große. 22 S. 1926. M. —,60.

10. Heft: Der Heilige. 20 S. 1926. M. —,60.

11. Heft: Andreas Hofer. 22 S. 1926. M. —,60.

12. Heft: York von Wartenburg. 20 S. 1926. M. —,60.

Herwigs deutsche Heldenlegende hat schon in den acht früheren Heften Gelegenheit gehabt, ihre Volks- und Jugendtümlichkeit zu erweisen; wir haben in ihr ein Heldenlied deutschen, christlichen Geistes, das, wenn es wie bisher und noch verbreiteter in den Schulen an die Jugend herangebracht wird, allmählich seine reine (und oft von altbackener Geschichtsauffassung reinigende) Wirkung zeigen wird. Hätten wir in der Jugend solche Büchlein gehabt! Aber vielleicht ist es gerade für den älteren, gereiften Leser eine besonders reizvolle Sache, nun einmal mit den Augen dieses über die sachliche Seite seines Themas wohlunterrichteten Dichters in den deutschen Werdegang zu schauen, und darum dürfen die Alten, auch nicht die geschichtlich Kundigen, von diesem Werke nicht zurückbleiben. In diesen vier Bildern ist Herwig, der Verfasser von ‚Dunkel über Preußen', in seinem rechten Element. In ‚Friedrich der Große' steht diese Gestalt auf als ein Mensch, der sich zum Pflichtbegriff aus schwächlichen Sehnsüchten herausarbeitet, ein Mann, der seiner Aufgabe unter schmerzlichsten Verzichten lebt. Immer steht ihm ein Leben in Sanssouci, ein sorglos dem Schönen und Edlen gewidmetes Dasein vor Augen, und doch muß er den Weg der Entsagung bis zum letzten Hauche gehn. Seltsam, erschütternd wirkt die Gestalt des ‚Heiligen'. Darin liegt manches von dem Menschentyp, der in Herwigs Roman ‚Die Eingeengten' Wunder der Liebe tut. Wir haben einen Priester vor uns aus der Zeit des josefinischen Oesterreich, der sich aus ärmlichster Enge zu befreien strebt zur Heilswirkung auf die Armen und Elenden, der aber in Widerständen von allen Seiten sich verzehrt und doch nicht verzweifelt oder seinem Ziel untreu wird. Zuletzt ist sein Heldenleben in Not und Kampf doch nicht verloren, sondern von der Gnade der Erfüllung betaut, wie die Gnade als Letztes demütig erwartet sein will. Neu ist das Leben ‚Yorks', des Unterzeichners der Tauroggener Konvention. Mancher wird an diesem Bilde ermessen, wie merkwürdig oft das Geschick die Männer bildet, die es zu Entscheidungen schwerster Art braucht. Wie ja auch den ‚Andre Hofer', diesen Unvergeßlichen. Prächtig gelingt Herwig die Herausarbeitung des Elementaren, des Urgewaltigen im Tiroler Aufstand; weniger die kriegerischen Dinge, mehr das Wachsen und Sichergeben in Gottes Willen sehen die Leser in diesem Hefte. So erhielten wir dankbar vier Gaben, auf die unsere Jugend und jeder deutsche Leser mit Recht stolz sein dürfen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Jugendschriften

Münchener Jugendbücher. Herausgegeben von Josef Prestel in Verbindung mit Christian Keller und Hans Zinkl. Band 1—6. Je zirka 80 S. 8°. München, Jos. Kösel und Friedrich Pustet. gbd. m. Leinenrücken à M. 1,—.

Haben wir nicht schon seit langem ‚Münchener Jugendschriften'? (Verlag Butzon u. Bercker, Kevelaer, der diese gegenwärtig 35 Bändchen [64 S., 40 Pfennig, einzeln] umfassende Sammlung seinerzeit von dem eingegangenen Münchener Volksschriften-Verlag erwarb und ständig ausbaut.) Warum wählte man nicht einen Namen, der störende Verwechslungen mit dieser älteren Sammlung ausschloß? Die neuen Bändchen Münchener Jugend bücher stehen buchtechnisch auf der Höhe; sie sind bebildert und machen einen guten Eindruck. Nr. 1: ‚Das blaue Licht' bringt Märchen von Grimm; da die Grimm-Ausgaben schier Legion zählen, sollte man endlich damit Schluß machen. Fein und die kindliche Schaulust beschäftigend sind die Zeichnungen dieses Bändchens. Band 2: ‚St. Günther in der Wildnis' von Hans Watzlik, bringt neuen Lesestoff, der in seiner Art ganz wundervoll ist. Es wird die Rodearbeit der Mönche geschildert in einer feinen, dichterischen Art; es ist allerdings ein gereiftes Verständnis nötig, um die Geschichte in ihrer Tiefe und Bedeutung zu erfassen. Band 3 betitelt sich Waul und bringt Hundegeschichten deutscher Erzähler. Es sind ein paar gute Geschichten darin, die von Hundetreue und Tierliebe Zeugnis geben, aber im ganzen ist doch die Wahl der Stücke ein wenig bunt und nicht glücklich. Bei Scholi (von dem alten Pfeffel) wird sich ein gescheiter Junge am Schluß erstaunt fragen, wieso Scholi selbst erzählen kann, daß ihm eine Kugel durch den Kopf geschossen wurde, und daß er danach noch Anordnung über sein Begräbnis vernimmt. Die Stroblsche Hundegeschichte ist mit ihrem Hereinspielen von Gott unpassend. Das ist gerade der Tierhimmel, den wir nicht lieben. Mit Nr. 4, In der Hölle Irans, erhalten wir eine wertvolle Wirklichkeitsdarstellung: Reiseabenteuer und Zeugnis deutscher Tatkraft. Band 5, Schwarzwaldkinder, bringt Jugenderinnerungen von Hansjakob und dem Maler Hans Thoma. Von diesem Meister sind eine Reihe bezeichnender Bilder auf Tonpapier beigegeben. In Band 6 erhalten wir eine Auswahl aus Hebels Schatzkästlein (die wievielte mag es wohl sein!) und einige Hebelsche Gedichte. Gut scheint, daß hier auch einige der natur- und menschenkundlichen Betrachtungen Hebels mit aufgenommen wurden.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Schöninghs Dombücherei. Herausgeber Dr. Hans Flink. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Zu den angezeigten Urkunden (vergleiche Bücherwelt, Februarheft 1927) treten neu Lassales Arbeiter-Programm (27), zwei Schriften von Friedrich List (28), ein sprachgeschichtliches Büchlein über deutsche Personennamen (29), der 2. Teil der deutschen Balladen, von M. Herrmann gesammelt (30), ‚Der arme Heinrich' von Hartmann von der Aue, in der Ursprache mit Auslassungen (31), einige schöne Stücke von Novalis (32), eine Darstellung des Lebens und des Werkes Theodor Storms (33), eine Auswahl von Schriften der Hildegard von Bingen (34) und zweier Schriften von Karl Marx (35). Ein Zeichen, wie schnell und vielseitig die Sammlung arbeitet.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Watzlik, Hans: König Eginhard von Böhmen. Dem alten Volksbuch für die Jugend frei nacherzählt. 76 S. Köln a. Rh., Hermann Schaffstein.

Das alte von Simrock um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Handschrift gefundene Volksbuch ist hier von allzu üppigem Rankenwerk befreit, in gestrafftere Handlung und blutvolles Deutsch gebracht. Im epischen Schritt mit der Entführung der schönen Kaiserstochter aus dem Kloster, wo sie zu Unrecht und ohne Beruf weilen muß, beginnend, verliert sich das Geschehen bald in eine bunte Märchenwildnis. Helden und Riesen, schöne Frauen und zauberische Unholde gehen auf Böhmens altem Boden um, Erinnerungen weckend an uralte Volksbedrängnis. Das Büchlein ist nicht nur eine literarische Wiedererweckung, sondern eine Volks- und Jugendgabe, bei der man uns Fremdes, wie den Klosterraub und allzu Romantisches, aus der Frühe der Zeit ver-

stehen wird, in der Chronisten und Volk sich des Stoffes bemächtigten, dem eine um 1000 spielende wahre Begebenheit zugrunde liegt.

Münster i. W. Heinrich Luhmann.

Kotzde, Wilhelm: Im Schillschen Zug. 128 S. 10. Aufl. Stuttgart 1926, Verlag von J. F. Steinkopf. Gbd. in Halblwd. M. 3,50.

— Und deutsch sei die Erde! Aus der Zeit der deutschen Größe. 175 S. 5. Aufl. Stuttgart 1926, ebda. Gbd. in Halblwd. M. 3,50.

Diese geschichtlichen Erzählungen des bekannten Jugendschriftstellers sind recht wohl geeignet, Phantasie und Gemüt etwa zwölf- bis sechzehnjähriger Knaben angenehm und nützlich zu beschäftigen. Den Inhalt des ersten Buches deutet der Titel an; das zweite spielt in der Mark Brandenburg zur Zeit Albrechts des Bären. Vaterlandsliebe, Mannesmut, aufrechte Gesinnung und Liebe zu deutschem Wesen schweben als Ideale vor. Auch sprachlich ist kaum etwas einzuwenden. Zu eigentlich dichterischer Gestaltung aber langt es nicht. Die Bildbeigaben von Willibald Weingaertner und Franz Strassen sind recht ansprechend.

Rheine i. W. Anton Aulke.

Thiel, Johannes und Matthießen, Wilhelm: Karlemann und Flederwisch oder was zwei lustige Gesellen auf ihrer Weltreise erlebten. 72 S. Quer 4°. Freiburg 1926, Verlag Herder. M. 6,50.

‚Karlemann und Flederwisch' ist eine köstliche Erzählung von den Abenteuern zweier Freunde, von Wilhelm Matthießen erzählt und von Johannes Thiel mit Bildern ausgeschmückt. Das alte Motiv von den Siebenmeilenstiefeln ist hier in neue Form gebracht und zu einer Geschichte ausgeweitet, die gewiß bei allen Kindern viel Interesse finden wird. Der lange, dünne Flederwisch und der kleine kugelrunde Karlemann sind in Wort und Bild ergötzlich gezeichnet. Wie ganz allmählich aus ihrem Alltagsleben die Sehnsucht nach der Ferne herauswächst und sie der Zauberer Groffi Ventilator mit Zauberstiefeln und einem Zettel mit dem Zauberspruch dazu ausrüstet, gibt dem Erzähler den Ausgangspunkt für eine Reihe von Abenteuern, die die beiden Freunde vom Meer zum Urwald, vom Nord- zum Südpol, von den Indianern zu den Negern führt. Der Verlust des Zettels mit dem Zauberspruch und das teilweise oder völlige Versagen ihres Gedächtnisses im gegebenen Augenblick führt sie immer wieder in Verlegenheiten, die der Erzähler in überquellender Phantasie immer neu variiert und löst. Alte und neue Fabeleien helfen ihm zur Ausgestaltung. Dazu hat er aus diesen Elementen einen Text geschaffen, der in seiner einfachen, klaren und anschaulichen Sprache dem kindlichen Verständnis recht angepaßt ist. Die humorvollen, in Zeichnung und Farbe charakteristisch erfaßten Bilder tragen nicht wenig dazu bei.

Köln. Juliane Bützler.

Rinkefell, Rudolf: Schlierilei. Ein Tiermärchen. Mit Bildern von Franziska Schenkel. 78 S. 4°. Lahr in Baden 1926, Verlag für Volkskunst und Volksbildung, Richard Kentel.

Ein sehr hübsches Tiermärchen für jüngere Kinder ist die Geschichte der kleinen Schnecke Schlierilei und ihrer Schwestern Fühletrudchen und Fresselinchen, die Rudolf Rinkefell erzählt und Franziska Schenkel mit Bildern ausgestaltet hat. Es ist dem Verfasser gelungen, aus diesen kleinen Schnecken, sonst so wenig beachteten und fast verachteten Tieren, lebensvolle Wesen zu schaffen und sie mit eigenpersönlichem Leben zu erfüllen. Vor allem ist die kleine Schlierilei anschaulich und mit so viel Liebe geschildert, daß jedes Kind mit innerer Anteilnahme der Erzählung von ihren Erlebnissen folgen wird. Mit ihnen wird das Leben anderer kleiner Tiere und Pflanzen in Wald und Feld in den Gesichtskreis des kindlichen Verständnisses gerückt; im Gewande des Märchens gewinnt ihr Leben und Wesen sein Interesse, wird Naturliebe und Naturbeobachtung, ihm unbewußt, gestärkt. Auch die sprachliche Gestaltung ist sehr gut; hier begegnet man noch einmal einem wirklichen Erzähler, der es versteht, einem Kinde ein Märchen zu erzählen. Weniger befriedigen die Verse auf den bunten Bildern. Die Bilder selbst dagegen sind in Zeichnung und Farbengebung eine wertvolle Ergänzung des erzählenden Textes; vor allem werden die Schneckenkinder und die Pilzgesichter das Entzücken aller lesenden Kinder sein.

Köln. Juliane Bützler.

Berichtigung. In Bd. 1927[6] (Juni), S. 284, 1. Sp., 6. Z. v. o. statt Bezeichnung: Beziehung.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Adam, Das Wesen des Katholizismus 289
Aubin-Nießen, Geschichtl. Handatlas der Rheinprovinz 318
Bartels, Beethoven 304
Beethovenalmanach 303
Beßler, Der frohe Prediger 315
Blunck, Kampf der Gestirne 330
Böhm, Des Faustinus Grobianus Querkopfs empfindsame Reise . . 332
Borchardt, Ewiger Vorrat deutscher Poesie 305
Carter, Tut-ench-Amun, 2. Bd. . . 323
Christaller, Das Tagebuch der Annette Emonts, Aus dem Leben und Wirken deutscher Afrika-Missionare . . . 325
Federer, Der heilige Habenichts . . 316
— Unter südlichen Sonnen und Menschen 328
Friedmann, Die Welt der Formen . 316
Friedrich, Ewige Mächte 301
Görres, Gesammelte Schriften, 3. Bd. 309
Goethes Bremer Freund D. Nikolaus Meyer 320
Hasenkamp, Das Siegel 289
Heinen, Feierabende 289
Herwig, Deutsche Heldenlegende 9. bis 12. Heft 333
Hiebel, Ikarus 327
Hoeber-Wust, Die Rückkehr aus dem Exil 289
Hruschka, Der Tote aus Brasilien . 332
Hübel, Führerlose Gipfelfahrten . . . 322
Huch, Der junge Beethoven 302
Hutchinson, Der junge Lord 332
Kantorowicz, Friedrich II. 319
Kaschinski, Der Grenzwolf 332
Katholischer Almanach 1927 289
Ketter, Im Lande der Offenbarung . 325
Kießling, Die Bedingungen der Fehlsamkeit 317
Koepp, Frieda Duensing 318
Kotzde, Im Schillschen Zug 335
— Und deutsch sei die Erde . . . 335
Langbehn, Niederdeutsches 289
Level, Entsetzen 333
Ley, Beethoven als Freund der Familie Wegeler u. Breuning 305
Leyen v. d., Geschichte der deutschen Dichtung 319
Lippert, Die Weltanschauung des Katholizismus 315
Lorenz, Der musikalische Aufbau von Richard Wagners ‚Tristan u. Isolde' 321
Lux, Beethovens unsterbliche Geliebte 301
Massé, Sonate Pathétique 302
Mersmann, Angewandte Musikästethik 321
Meyrink, Der Engel vom westlichen Fenster 331
Münchener Jugendbücher Bd. 1—6 334
Muron, Die spanische Insel 1. Bd. 329
Nissen, Der Rembrandtdeutsche . . . 289
Ottmann, Das Wunderland am Nil . 323
Platzer, Der fremde Vogel 302
Popoff, Tscheka 319
Presber, Haus Ithaka 331
Prüfer, Wie erziehen wir unsere Kinder? 317
Reinhardt, Aufschrei 327
Reischeck, Sterbende Welt 324
Richli, Höhenleuchten 298
Der Kreuzzug des Magnus Segnewald 299
— Im Mantel der Liebe 299
— Schatten im Licht 300
— Mein ist der Tag 300
Richter, Das wilde Herz 302
Rinkefell, Schlierilei 335
Roeder, Altägyptische Erzählungen und Märchen 325
Rolle, Bildungskrisis 289
Rosenmöller, Das kath. Bildungsideal und die Bildungskrise 289
Saitschick, Die geistige Krise der europäischen Menschheit 289
Scheiwiller, Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz 308
Scheler, Die Formen des Wissens und die Bildung 289
Schierbaum, Heilkräuterbuch 322
— Die Biochemie Dr. Schüßlers . 322
Schlund, Handbuch für das franziskanische Deutschland 316
Schmitz, Das romant. Beethovenbild 304
Schöninghs Dombücherei Heft 27 bis 35 334
Schröder, Mit dem Peer Gynt ins Hl. Land 325
Schröer, Gottwert Ingram und sein Werk 329
Schullern, Kleinod Tirol 331
Seidel, Gedichte 328
Sergel, Glockentraum 327
Sturmfels, Geschlechtliche Erziehung . 317
Thiel-Matthießen, Karlemann und Fiederwisch 335
Tidemann, Gedichte 328
Türk, Die Geschichte von den sieben weißen Kerzen 330
Tuskulum-Bücher 326
— -Schriften 327
Verweyen, Meisterung des Lebens . 289
Vollmer, Das Rufen im Schacht . . 331
Wahnes, Freundliches Begegnen . . 320
Watzlik, König Eginhard von Böhmen 334
Wege nach Orplid: Junges Frankreich, Katholisches Frankreich 313
Weigert, Heimat und Volkstumspflege 289
Weismantel, Die Schule der Volkschaft 289
Zurkinden, Wie der Herr so gut gewesen 329

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Hermann Stehr

Menſchengeiſt und All

Du kannſt den Geiſt des Alls vom eignen Geiſt nicht trennen.
Wie könnteſt du ihn ſonſt in deiner Bruſt erkennen?
Das All iſt tauſendfach und dennoch ganz in Frieden,
Durchs Daſein wohl getrennt, im Weſen ungeſchieden.

Wer die pantheiſtiſch-myſtiſchen Verſe, die ich meinem Aufſatz als Leitſpruch voranſetze, lieſt, wird ſich nicht lange beſinnen und den Schleſier Johannes Scheffler, der unter ſeinem Dichternamen Angelus Sileſius der größte religiöſe Dichter ſeiner engeren Heimat geworden iſt, als Verfaſſer vermuten. Die Verſe ſtammen aber nicht aus dem ‚Cherubiniſchen Wandersmann', deſſen Geiſt ſie atmen, deſſen Fleiſch ſie angenommen haben, ſondern aus dem ‚Lebensbuch' des Schleſiers Hermann Stehr, der in demſelben Jahre 1924, da man anläßlich des 300. Geburtstages Johannes Schefflers Andenken erneuerte, durch die Feier ſeines 60. Geburtstages aus dem Bannkreiſe eines verhältnismäßig kleinen Verehrer- und Leſerkreiſes in das volle Licht der literariſchen Oeffentlichkeit trat.

Da Hermann Stehr von Hauſe aus Katholik iſt und neben Hermann Bahr einer der wenigen, wenn nicht gar der einzige Dichter bewußt katholiſcher Herkunft, die der Mitgliedſchaft der 1926 gegründeten Preußiſchen Dichterakademie gewürdigt worden ſind, ſo kann die ‚Bücherwelt' an dieſer bedeutenden, ja außergewöhnlichen Erſcheinung nicht achtlos vorübergehen. Sie kann anderſeits ſich nicht damit begnügen, das eine oder andere Werk Stehrs zu beſprechen, ſondern muß, gerade weil Stehrs ganzes Schaffen im ſtärkſten Maße Ausdruck einer religiös-philoſophiſchen Weltanſchauung geworden iſt, die ihn auch heute noch abſeits ſeiner Mutterkirche ſtehen läßt, den Verſuch unternehmen, ein Geſamtbild ſeines Weſens und Wirkens darzuſtellen. Von dieſer Pflicht entbindet auch nicht der Umſtand, daß Hermann Stehr, der in einem wahrhaft gigantiſchen Lebenskampfe ſich an das Licht der Sonne durchgerungen, ja durchgebiſſen hat, auch heute noch ein Volksſchriftſteller im eigentlichen und beſten Sinne des Wortes nicht geworden iſt. Die Leiter von Volks- und Leihbüchereien werden bezeugen, daß Stehrs Bücher nur wenig verlangt und noch weniger geleſen werden, und daß ſein gegenwärtiger literariſcher Ruhm und die beinahe abgöttiſche Verehrung, mit der ſeine Getreuen den „Meiſter" überſchütten, in umgekehrtem Verhältnis ſtehen zu ſeiner Wirkung auf breitere Leſermaſſen.

Aus dem Jahre 1916 ſtammt folgendes ‚Lebensdokument' Hermann Stehrs: „Ich bin am 16. Februar 1864 als der Sohn eines Sattlermeiſters in Habelſchwerdt, Grafſchaft Glatz, geboren. Nach dem Beſuch der Volksſchule und der Präfektenſchule, einer unter geiſtlicher Leitung ſtehenden gehobenen Knabenſchule, kam ich, um Lehrer zu werden, auf die Präparandenanſtalt zu Landeck und dann auf das Lehrerſeminar meiner Vaterſtadt. Am 1. Juli 1885 trat ich mein Lehramt an und war mit immer ſich ſteigender Hingabe und Freude Lehrer bis zum 1. April 1911. Wegen eines Ohrenleidens mußte ich in Penſion gehen. Mit 12 Jahren ſchrieb ich, ohne Dichter zu ſein, noch zu wiſſen, was das ſei, mein erſtes Gedicht, ein furchtbar vielſtrophiges Ungeheuer, das ein befreundeter Stubenmaler illuſtrierte. 1898 trat ich mit der Novelle ‚Der Graveur' das erſtemal an die Oeffentlichkeit und kam dadurch mit Gerhart Hauptmann in Verbindung, der mich durch einen Brief im Namen der deutſchen Literatur begrüßte. Dieſes Schreiben brachte mir wohl die höchſte Glücksempfindung meines Lebens. Seit

meinem 30. Jahre bin ich verheiratet und habe altmodischerweise immer noch dieselbe Frau.“ [1]

Wer Stehrs Werke kennt, der weiß, daß gerade in dem letzten Satze der kurzen Selbstbiographie dieses mit starken sinnlichen Schleuderkräften ausgestatteten Mannes neben dem Dank des Lebensgefährten an seine Gattin Hedwig zugleich auch das stolze Bekenntnis eines siegreich gegen sich selbst erkämpften sittlichen Ideals liegt.

Das Schönste aber, was von allen, die über Stehr schrieben und heute, nachdem ein Eintreten für ihn kein Wagnis mehr ist, in reichem Maße den Redeschwall ihrer wirklichen oder eingebildeten Ergriffenheit über ihn ergießen, gesagt worden ist, das finde ich, weil es sich gleichermaßen fernhält von nüchterner Plattheit wie von dithyrambischer Ueberschraubung, in den Worten, die sein Freund Walter Rathenau anläßlich des 50. Geburtstags des Dichters im Jahre 1914 schrieb: „Hermann Stehr, unseres Landes größter Epiker, lebt unbekannt; seine Werke sind in den Händen weniger Hundert, das Ausland, das sich Indiens erbarmt, hat seinen Namen nie vernommen. Autorität schützt ihn nicht; für die Mächte, die Autorität verleihen, Bühne, Wissenschaft, Presse und Frauen, hat er nicht geschrieben. So wenig wie die Werke der Natur sind seine Werke gefällig; die verborgenen Quellen in den Tiefen der Gesteine und der Herzen hat er angeschlagen; unter Tage, jenseits des Wollens, die Labyrinthe der Brust sind ihm vertraut. Seine Menschen reden mit dem Herzen und atmen mit der Seele; wer sie hört, vernimmt Laute, die für das Ohr der Gottheit bestimmt sind. Seine Welt ist deutsch-schlesisches Licht- und Land, wolkenbeschattet, von Himmelsstrahlen durchzogen, wie in Jakob Böhmes Schusterkugel es sich spiegelt; sein Gott brennt in der Liebeskraft der Kreatur.“ [2]

Jakob Böhme aber, der im Geburtsjahre von Angelus Silesius starb, ist der zweite der großen schlesischen Mystiker, die, wie Rathenau andeutet, in die bewußte oder unbewußte Ahnenreihe Hermann Stehrs gehören, dem freilich auch die großen Religionsphilosophen und Religionsstifter östlicher Kulturen, wie Buddha und Konfutse, nicht unbekannt sind. Auch dieser Sachverhalt drängt dazu, Stehr nicht allein von der dichterischen, sondern auch von der weltanschaulichen Seite zu betrachten.

Außer mancherlei Einzelbesprechungen, die mir in katholischen Zeitungen und Zeitschriften begegnet sind, fand ich zwei große zusammenhängende Aufsätze, in denen sich Katholiken mit Hermann Stehr auseinandersetzen. Im ‚Hochland‘ [3] schrieb über ihn Peter Bauer, ausgehend von Stehrs ‚Heiligenhof‘-Roman, in dem der Dichter den Faber, Stehrs dichterisches Spiegelbild, die Worte sprechen läßt: „Mich treibt mein Geist, den Menschen ein neues Evangelium zu bringen.“

Schlagen wir aber den ‚Heiligenhof‘, Stehrs größten und wuchtigsten Roman, selber nach, so finden wir, daß diese Worte ohne ihre Fortsetzung nur einen unvollkommenen Begriff von der Selbstbewußtheit der religiösen Ideen Stehrs geben. Denn so fährt Faber fort: ... „nicht daß ich im Jagen es mir erst erwerben

[1] Entnommen der Stehr-Nummer des ‚Wanderers im Riesengebirge‘ vom 1. Februar 1924, Nr. 486, 44. Jahrg.

[2] Entnommen R. C. Muschlers Aufsatz ‚Hermann Stehr und das Wesen der Kunst‘, zu finden unter den von 20 verschiedenen Verfassern herrührenden Beiträgen, die Wilhelm Meridies, Stehrs Schwiegersohn, zum 60. Geburtstag des Dichters unter dem Titel ‚Hermann Stehr und seine Welt‘ 1924 in Frankes Buchhandlung in Habelschwerdt gesammelt herausgab.

[3] Februar 1924, S. 529—538.

müßte. Nein, ich besitze es. Mitten in den Zerstörungen bin ich selbst unzerstörbar. Es ist ein anderes, als die Menschen bis jetzt geglaubt haben. Denn wer noch von Erlösung redet, redet ausgehülste Worte, lebt in der Sündeneitelkeit, beleidigt Gott und bäckt das Brot seiner Tage im Angstofen des Todes. Auf der Fahne, die ich entfalte, ist kein Tier gemalt und kein Leichnam, sondern das Bild eines glückvollen, lebendigen Menschen. Das ganze Weltall mit seinen unzähligen Gestalten, alle Lehren der Kirchen, die waren und noch sein werden, alle Wahrheiten der Wissenschaften sind nur Sinnbilder seines Wesens, alles an und in ihm, sogar sein häusliches Tun, seine Familien und Staaten und selbst noch seine Sünden. Denn Zeit ist nur in unserer Rede und Raum durch unser Denken. Jedes Wort vom Unterschiede ist nur ein Gleichnis auf Erden." (II. Bd.; 10.—13. Aufl. S. 407 f.)

Es ist für mich eine merkwürdige Ironie des Schicksals oder, wenn man sich mystischer ausdrücken will, eines der großen Geheimnisse göttlicher Fügungen, daß zu der nämlichen Zeit, da die Kirche die Erlösungslehre Joseph Wittigs verurteilte, der gleich Hermann Stehr aus der schlesischen Grafschaft Glatz stammt und gleich ihm religionsphilosophische Ideen dichterisch gestaltet, der Dichterwelt Stehrs von der katholischen Presse, die sich früher recht wenig um ihn kümmerte, eine außergewöhnlich freundschaftliche Beachtung geschenkt wurde, gleichsam als könne man dadurch den aus einer leidenschaftlichen Kampfansage gegen die katholische Kirche in ein ruhigeres Fahrwasser der Verständniswilligkeit eingelenkten Stehr wieder unter die mütterlichen Fittiche der Una Sancta zurückrufen. Aber wenn wir nun einmal, ohne uns anzumaßen, den Schleier der Zukunft lüften zu wollen, die Dinge nehmen, wie sie liegen, und die Worte, wie sie geschrieben sind, so verstehen wir Ernst Laslowski, der es nach reiflicher Ueberlegung ablehnte, für das Stehrbuch von Wilhelm Meridies über Hermann Stehrs Weltanschauung zu schreiben, und doch gerade in der ebenda veröffentlichten brieflichen Ablehnung seiner ursprünglichen Zusage in der feinsinnigsten Weise das ausführte, was vom Standpunkt katholischer Kirchlichkeit — denn Stehr hält sich trotz aller Unkirchlichkeit im Gegensatz etwa zu Gerhart Hauptmann, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, doch für einen katholischen Menschen — über Stehr gesagt werden muß.

Während also Paul Fechter in dem gleichen Buche in einem der besten Aufsätze des Meridies-Buches bei der Gegenüberstellung von ‚Stehr und Hauptmann' sagt: „Stehrs ganze Dichtung ist zunächst ein Kampf gegen das katholische Kirchenchristentum, um die Befreiung des wirklich Religiösen im Menschen," so lehnt Laslowsky, bei aller Hochschätzung des dichterischen Wertes des ‚Heiligenhofes' die religiösen Verlautbarungen dieses ganz und gar individualistischen Weltanschauungswerkes ab: „Denn selbst die kaum noch zu steigernde dichterische Kraft, die Hermann Stehr in diesem wahrhaften Meisterwerk entfaltet, jene wundersam verschwebenden Stimmungen und magischen Reflexe, jenes visionäre Ahnungsvermögen und feine seelische Gespür — all das vermag doch nicht darüber hinwegzutäuschen, daß der Symbolismus, in dessen Zeichen jenes Buch geschrieben wurde, letzten Endes ein ins Metaphysische projizierter Naturalismus ist." Wer freilich mit Arnold Zweig [1] der Ansicht ist, „daß ‚religiös' und jede Art Kirchlichkeit hier einander ausschließen," der kann zwar den jüngeren Stehr für seine Auffassung ins Feld führen, müßte sich aber vom Dichter des ‚Gudnatz' selber eines andern belehren lassen.

[1] ebenda S. 54.

So reizvoll im einzelnen etwa die Hälfte der Aufsätze des Meridies-Buches sind, so treffend sie das eine oder andere Werk des Dichters veranschaulichen, so tief und so persönlich sie in die Außen- und Innenwelt des Dichters einzudringen versuchen, so kläglich ist es um die andere Hälfte der Beiträge bestellt, die in einem pseudogenialischen Stil unwürdig und unmännlich den von ihnen verehrten Dichter vergöttern.

Was beispielsweise auch Willibald Köhler hierin sündigt, das hat er wieder gutgemacht durch sein treffliches Buch ‚Hermann Stehr, die Geschichte eines Lebens und seines Werkes in 5 Kapiteln'.[1] Stehr, der in höherem Maße als die meisten seiner dichtenden Zeitgenossen für sich in Anspruch nehmen darf, daß sein Dichten auch sein Leben sei, kann nur bei chronologischem Lesen seiner Werke in seiner Entwicklung, seinem gewaltigen Aufstieg ganz begriffen werden. Aus der gleichen Erkenntnis hat er auch die einzige Ausgabe seiner Gedichte, das ‚Lebensbuch', chronologisch gestaltet. Es war daher ein glückliches Unternehmen Köhlers, aus Stehrs Werken innerlich abgerundete Stellen von lebensgeschichtlicher Anschaulichkeit herauszugreifen und diese so anzuordnen, daß durch Köhlers verbindenden biographischen Text ein wirkliches Gesamtbild Stehrs entstand, wobei freilich die Polemik gegen den ungenannten Ernst Laslowski in der Einleitung ganz überflüssig war.

Fast gleichzeitig mit Köhler hat der begabteste Nachfahre Stehrs unter den Dichtern der Gegenwart, Hans Christoph Kaergel, ein ähnliches Buch veröffentlicht, das er sogar ‚Das Hermann Stehr-Buch' benennt.[2] Wie Köhler seinem Buche bisher unveröffentlichte Gedichte Stehrs beigeben konnte, so bringt Kaergel noch unveröffentlichte ‚Gespräche' und vor allem 15 Bildbeigaben, die den, der in Stehr nicht bloß den Dichter, sondern gerade auch den bedeutenden Menschen schätzt, besonders erfreuen werden. In seiner Einführung packt Kaergel das Problem Stehr gleich dort, wo es zu nehmen ist, beim Weltanschaulichen. So fein Kaergels Beobachtungen über Stehrs katholische Kindheit, im Gegensatz zu einer protestantischen Kindheit etwa, sein mögen, zumal Kaergel selber Protestant ist, so ist doch der Schlußsatz abzulehnen, in den er folgenden Gedankengang ausklingen läßt: „Oberflächliche Leser würden Stehr einen guten Uebersetzer indischer, chinesischer Weltanschauungen ins Arische[3] preisen. Und würden doch das Wesentliche nicht sehen; denn der Weg geht über alle Welten bis zu dem innersten Wesen des Nazareners. Hermann Stehr hat diese Wegstationen geschaut und gleich Ekkhart, Tauler und anderen mit Christus heißer gerungen wie Luther. Aber er ist nicht an dieser Idee zerbrochen. Er hat ihn in sich neu erlebt, neu gestaltet und uns allen vielleicht den Christus gegeben, den wir ersehnten: die lebensbejahende, freudige Erkenntnis des Daseins."

Zum Schlusse seiner knappen Einleitung verweist Kaergel „ausdrücklich auf die bisher einzige umfassende Biographie Hermann Stehrs von Dr. Helmut Wocke".[4] In der Tat hat Wocke mit seinem Stehrbuch, das er ‚ein Bekenntnis' nennt, das aufschlußreichste Buch über den Dichter geschrieben, da es nicht nur feinsinnig auf die bis 1923 erschienenen Werke Stehrs eingeht, sondern auch vieles aus persönlichem Umgang in begeisterter Verehrung des Dichters zu berichten weiß.

---

[1] Verlag L. Heege, Schweidnitz, 1927, als 8. Bd. der „schlesischen Bücher". Der Umschlag ist scheußlich.

[2] Im Horen-Verlag zu Berlin-Grunewald.

[3] Kaergel meint wohl ins Germanische, da ja die Inder selber in den Ariern inbegriffen sind.

[4] 1923 (o. J.) im Wilhelm-Meister-Verlag zu Berlin erschienen.

Wenn wir uns nun den Werken Stehrs zuwenden, so möge das Sonett, das seinen ‚Selbstbegriff' darstellt, den Eingang machen. Zwar stammt es schon aus dem Jahre 1903, als die 4 ersten Bücher des Dichters erschienen waren und noch keines über die erste Auflage hinaus gekommen war, aber es kann auch heute noch als ein Inbegriff Stehrs gelten:

„Aus schweren Tagen bin ich aufgestiegen,
von Menschen in ein hartes Joch gezwungen,
die doch die Götter in der Höh gedungen,
zu stehn als Schützer an den Menschenwiegen.

So weit ich denk, war meine Jugend Kriegen
und notvoll Kämpfen aus Verfinsterungen.
Früh habe ich mich schon in Schuld verschlungen,
und meine Seligkeit wuchs aus Erliegen.

Doch immer, wie ich auch geweint, geschmachtet,
in tiefster Seele bin ich heil geblieben
Und hab' demütig Großem nachgetrachtet.

Je wunder mich der schwere Tag gerieben,
desto verzückter hats in mir geprachtet
und trotz'ger hab ich mich dem Mut verschrieben."

Heute, da Stehr des Berges Gipfel erklommen hat und bereits den im Abendsonnenglanze schimmernden Heimweg hinabschaut, ist er längst zu der Erkenntnis gekommen, daß die herbe Verständnislosigkeit, von der seine Jugend umgeben war, daß Böswilligkeit und Unvernunft, die seinem langsam aufwärts fahrenden Lebenswagen hinterlistig und hemmend in die Radspeichen griffen, ein Teil von jener zu göttlicher Gnade umgewendeten Kraft waren, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Als er aber an seinem ersten Werke schrieb, den beiden Novellen ‚Der Graveur' und ‚Meicke, der Teufel', die unter dem Titel ‚Auf Leben und Tod' 1898 im großen Verlage von S. Fischer in Berlin erschienen, da rangen in seiner Brust noch schwere, dunkle Gewalten um den Sieg, der noch in weiter Ferne lag. Es war, literarisch gesprochen, die Zeit der unbedingten Vorherrschaft des Naturalismus bei den Zünftigen, und Stehr hat, sagen wir, das Glück gehabt, jenem literarischen Geschmack zu huldigen, dem er sich innerlich verwandt fühlte. Er, der Pohldorfer Lehrer, von Vorgesetzten geschuhriegelt, von Amtsgenossen gemieden, von Dorfbewohnern gelästert und einzig und allein von seiner tapferen Frau verstanden, war ja selber nahe daran, dem Verfolgungswahn zu verfallen. Wie hätte er da nicht mit allen Schrecknissen einer naturalistisch-psychologischen Kunst darstellen können, wie sich ein ähnlicher Vorgang in der Seele des Graveurs vollzog, dem durch Bitternis seine Lebenssäfte so vergiftet wurden, daß er zum Totschläger und Selbstmörder wurde? Aber was wäre aus dem Dichter Hermann Stehr geworden, wenn Moritz Heimann vom Fischerschen Verlage sich seines ersten Werkes nicht angenommen, wenn die Veröffentlichung der Novelle in der ‚Neuen Rundschau' und nachher, mit ‚Meicke, dem Teufel' vereint, als ein von Gerhart Hauptmann anerkanntes Buch, ihm nicht die stolze Kraft gegeben hätten, einen Prozeß, dem man ihm wegen des Buches anhängte, selbstbewußt die Stirne zu bieten?

Neben dieser ‚psychologischen Monographie' nämlich steht die erschütternde Novelle ‚Meicke, der Teufel', die, für die Ortseingesessenen offensichtlich, aus der Pohldorfer Umgebung des Dichters geschöpft war und bei Stehrs Neigung zu schonungsloser Offenlegung sittlicher und gesellschaftlicher Blößen, von welcher Neigung er freilich seine eigene Person am wenigsten ausnimmt, seinen Gegnern Waffen lieferte, die Vernichtung der Platten und die Aenderung einer Textstelle gerichtlich zu erzwingen. Da bei der seelischen Krise, die Stehr damals durchzumachen hatte, namentlich kirchliche Kreise an seiner Haltung Anstoß nahmen, so ist es natürlich, daß Trotz und Widerstand gegen die Kirche als solche in dem Dichter noch gesteigert und zu heller Glut entfacht wurden.

Der Hund Meicke ist der Gestalt gewordene Dämon, der sich dem Trunkenbold Wenzel an die Ferse heftet und ihn nicht mehr läßt, was er auch ersinnen mag, um sich von diesem Dämon zu befreien. Die Leute und Kinder aber sagen von dem Hunde, daß er der Teufel sei. Endlich aber ist Wenzel den Hund doch los, er trinkt nicht mehr, es winkt ihm die Hoffnung auf ein reineres, durch Liebe verschöntes Leben. Aber diese Hoffnung, mit der er zwischen einer verdorbenen Mutter und einer unverdorbenen Tochter, seinen Brotgebern, steht, schwindet, Meicke taucht wieder auf, und als nun der Hund gar das Leben des wieder Betrunkenen rettet, da ist er mit seinem bösen Dämon auf Gedeih und Verderb bis zum schrecklichen Ende verbunden.

Ein Jahr darauf erschien die Novelle ‚Der Schindelmacher'. Als ich 1910 anläßlich eines literarischen Abends, in dem der Dichter vor Breslauer Studenten aus eigenen Werken las, mich mit Stehr näher befaßte, schrieb ich in mein Tagebuch: „Mit jedem neuen Buche staunt man mehr über Stehrs Gestaltungskraft, über die Leidenschaft, mit der er schreibt und in die er den Leser, der den rhythmischen Tonfall der Worte und die Stimmung der Natur auf sich wirken läßt, zu versetzen weiß. Wie der Schindelmacher, der nach dem Tode seines Weibes seine Wirtschaft einem Pflegekinde übergeben hat und ins Auszüglerstübchen gezogen ist, durch die schreiende Undankbarkeit Josephas und ihres Mannes wieder zu sich selbst kommt und in dem Zorn über den stinkigen Geiz seiner gemeinen Sippe alles kurz und klein schlägt und sich dann an einem Nagel erhängt, das ist der Inhalt der Handlung, deren psychologische Gestaltung so wuchtig ist, daß man mit dem Schindelmacher jede Handlung mittun möchte. Scharf umrissen stehen die Leute da, und man meint, die Hütte zu kennen, in der das alles geschehen ist. Die tragische Lösung erhebt und erschüttert das Herz." Wocke meint, und ich möchte ihm hierin beistimmen, daß man diese Novelle denen in die Hand geben solle, „die ernsthaft um das Verständnis der Dichtung Hermann Stehrs ringen, aber den Weg zu ihr nicht finden können, weil das Eigentümliche seiner Kunst ihrem Wesen zu fern liegt".

In der Tat hat Stehr den Eingang in seine Schaffenswelt vielen dadurch verstellt, daß er, in Uebersteigerung naturalistischer Technik, die schlesische Mundart in der Ausprägung des Glatzer Landes auch solchen Personen in den Mund legte, von denen man annehmen sollte, daß sie nach Beruf, Herkunft oder seelischer Entwicklung eine Art Hochsprache als ihre Umgangssprache angenommen hätten. Das gilt namentlich auch von dem nun folgenden, 1900 erschienenen Roman ‚Leonore Griebel', in dem nicht nur der wohlhabende Tuchmacher Griebel mit einem großen Hause in einem schlesischen Städtchen gegen alle soziologische Wahrscheinlichkeit sich einer ausgeprägten Mundart bedient, sondern auch die feine, zarte Leonore selbst, die noch dazu als eine geborene von Marsel zu ihrer mundartlichen Sprache in einem die dichterische Wahrheit schädigenden Kontraste

steht. Und mögen Stehrs unbedingte Verehrer, wie Wocke, diese meine Meinung auch nicht gelten lassen, so scheint mir Stehrs später stark gewandelte Technik und die fast völlige Loslösung, die Stehr im ‚Heiligenhof' von der schlesischen Landschaft und damit von der schlesischen Mundart nahm, am besten zu beweisen, daß der Dichter bewußt oder unbewußt sich von einer hemmenden Technik befreite.

Leonore, ein Wesen von zartem Körperbau und einer unklaren Verträumtheit, die von den Sagen alten Familienglanzes zehrt, ohne dem Leben, wie es ist, Kraft, Ernst und Freude abgewinnen zu können, kommt mit ihrer zarten, unentwickelten Seele als Gattin in das große, plumpreiche Haus und in die Arme eines gutmütigen, unbedeutenden, ideallosen Mannes von gedrungener feister Gestalt und gesegnetem Appetit, ohne geistige Ansprüche. So muß die Ehe, deren ganze Problematik breit ausgeführt ist, trotz verschiedener Anläufe, die von beiden Seiten gemacht werden, scheitern. Auch hier Stehrs tiefe Neigung, durch herbe Tragik des Lebens Rätsel lösen zu wollen, und das alles dargestellt mit einer gewissen bäuerlichen Brutalität der Ausdrucksformen, die zartere Seelen, namentlich Frauen vor den Werken Stehrs zurückbeben läßt, während er anläßlich eines eigenen Erlebnisses von sich sagen kann:

„Mir tat der Schrecken wenig, denn wer nie
sich aus den Banden der Melancholie
ganz retten kann, der sieht gelassen drein,
wo andre zittern um ihr teures Sein." [1]

Für mein Empfinden ganz und gar in der naturalistischen Technik unorganisch gestaltet ist Stehrs viel bewundertes Märchen ‚Das letzte Kind'. Trotz Gerhart Hauptmann bin ich der Meinung, daß der Kunstgattung des Märchens der krasse Naturalismus an sich schon innerlich fremd ist. Je mehr der Naturalismus als eine bloße Zeitform, wenn auch als eine entwicklungsgeschichtlich notwendige, erkannt wird, desto klarer wird uns seine Bedingtheit. Das gibt auch Hans Franck zu. „Die Kunst Hermann Stehrs hat im Lauf der Jahrzehnte eine Entwicklung durchgemacht. Zugegeben, sie hat sich nicht immer in ganzer Reinheit erfüllt. Die Zeit war nicht völlig machtlos über ihr. Stehr stand in seinen Anfängen dem Naturalismus (von Hauptmann beeinflußt) näher als heute. Und diesem Ausschlag ins Zuengbegrenzte entspricht in den Kriegsjahren ein Ausschlag ins Zuweitgefaßte." [2] Nicht die Erlebnisechtheit dieses Märchens zweifle ich an. Stehrs erste Kinder starben, und dieses Leid ist erschütternd gleich den Widmungsversen an Stehrs Gattin:

„Nimm dieses Lied! Es hat in böser Zeit
Mich von der Erde tiefster Qual befreit.
Und wenn's auch dich erlöst von alten Schmerzen,
So ist es doppelt teuer meinem Herzen."

Auch darum geht es mir nicht, „als könne ein einfacher Mann aus dem Volke nicht Tiefstes in seiner Seele erleben", [3] sondern um die Ausdrucksform, die dieses Erleben gefunden hat. Stehr ist hier zum erstenmal bewußter Mystiker, seinem Wesen nach, aber wohl unbewußt ist er es schon im ‚Meicke'. Feine lyrische Hauche schweben über diesem Gemisch von naturalistischer Darstellungsweise und symbolistischer Anschauung, die so schlecht sich zu organischer Einheit finden. Denn wenn der Dichter die Empfindungen des armen Kerls, des Schneiders Garbe, der

[1] ‚Lebensbuch' (1920), S. 111.
[2] Meridies-Buch, S. 45.
[3] Wocke, S. 62.

sein letztes Kind in peinvoller Seelennot hinscheiden und die Mutter diesem Kinde folgen sieht, in Garbes Sprache auflöst, so fließt mir der Zauber der großen Traumvision der jenseitigen Welt dahin wie der Duft des Weines, der mir in einem Bierglase dargereicht wird. Daher finde ich Kaergels Worte mehr als überschwänglich: „‚Das letzte Kind' ist sein Gesang vom Jenseits, wie er kühner kaum gewagt wurde. Nur ein Gottesringer, der so tief Christ ist, daß man schon das Wort nicht wagt, um es nicht zu verkleinern, vermochte Bilder von solcher Wucht hinzustellen. Wenn man Dichtungen überhaupt Vergleiche gegenüberstellt, würde ich dem Buche ‚Das letzte Kind' nur Michelangelos Werke mit in den Raum stellen." Was bleibt dann für den ‚Heiligenhof' übrig?

An dieses Märchen schloß sich das fünfaktige Drama ‚Meta Konegen'. Stehr hat einen Bühnenerfolg damit nicht erzielt. Das Eheproblem der ‚Leonore Griebel' ist von neuem aufgenommen, aber in eine höhere soziologische Sphäre gewendet, in ein späteres Ehestadium heraufgesetzt. Aber „der dorische Stil seiner Sprache",[1] wie R. C. Muschler Stehrs herbe Ausdrucksweise nicht mit Unrecht benennt, scheint mir hier im Drama ins Kleinliche gewendet trotz aller Bedeutsamkeit der Problematik. Zudem ist die Gestalt des Pfarrers Hoheisel ein Kind des Schöpferhasses, nicht aber der Schöpferliebe. Die Bühnen u n wirksamkeit freilich, die im übrigen von unwesentlichen Zufällen abhängen kann, besagt nichts gegen den Dichter Stehr, der seinem Wesen nach eben Epiker ist, wie das in außerordentlich anschaulicher Weise Paul Zechter in seinem Aufsatz ‚Stehr und Hauptmann' nachgewiesen hat.[2] Was Stehr mit diesem Abglühen des einen Teils der Ehe, des Mannes, während dem anderen Teil, der Frau, die ungekühlte Glut im Herzen wühlt, dramatisch darstellen wollte, hat er später noch einmal in den ‚Krähen' episch gestaltet.

Stehr war 1900 aus dem einsamen Gebirgsdorfe Pohldorf in der Grafschaft Glatz nach dem niederschlesischen Industrieorte Dittersbach versetzt worden. Aber noch immer ließen ihn die dunklen Gewalten seiner Heimat nicht los. Schwere Krankheit warf ihn nieder, eine erste Reise nach Oberitalien gab ihm den Lebensmut wieder, doch wie schwer der Dichter zu ringen hatte, wie wund und zerrissen seine Seele von dem Ringen um die rechte Gotteserkenntnis war, das zeigt der aus dem Mutterboden der Grafschaft aufgewachsene Roman ‚Der begrabene Gott', der 1905 erschien. Ein gewaltiges Ringen zwischen Mann und Weib, die nicht füreinander geschaffen sind, aber doch den Weg miteinander gehen müssen. Karl Exner, ‚der Klumpen', hart, ungeschlacht, in der Jugend vernachlässigt und durch ein frühes Unglück körperlich verunstaltet, mit unbändiger Kraft des Leibes und zäher Seelenenergie ausgestattet, hat die schöne, sanfte Maria, eine aus guter, aber verarmter Bauernfamilie stammende Bauernmagd, ein Weib mit einem herrlichen Leibe und goldenem Haar, einer biegsamen, frommen Seele und edler, stolzer Schaffenskraft, zur Ehe gezwungen. Aber sie wollte gut sein zu ihm und ihn lieb haben, wenn nicht maßloser Ehrgeiz den ‚Klumpen' zum Verbrecher an fremdem Gute und ungerechte Eifersucht ihn zum Verbrecher an ihrer eigenen Ehre gemacht hätte. In dieser seelischen Bedrängnis, in der auch die Sterne ihres katholischen Glaubenshimmels auslöschen, wird sie die Mutter eines Wechselbalgs, und hat sich doch so sehr nach dem Kinde als dem einzigen Trost ihres elenden Daseins gesehnt. Da schwindet ihre klare Erkenntnis, die Scherben ihres zerschlagenen Gotteswinkels begräbt sie und zündet über sich und dem erwürgten Kinde das Haus an.

[1] Meridies-Buch, S. 37.
[2] ebenda S. 111 ff.

Selten einmal ist mir ein Buch begegnet, das so mit der ganzen Last seiner Schwere mich niederdrückt wie dieses, indem es mit der ehernen Notwendigkeit seelischer Gestaltungskraft in die Abgründe menschlicher Schlechtigkeit hineinleuchtet ohne einen Lichtblick befreiender, versöhnender Liebe. Da steigt endlich, noch der gleichen Schaffenszeit angehörend, 1909 der Roman ‚Drei Nächte' sieghaft ans Tageslicht. Ich sehe in ihm auch heute noch den Dreh- und Wendepunkt in Stehrs Schaffen. In höherem Maße autobiographisch als jedes andere Buch Stehrs, konnte es dem Dichter die innere Befreiung von den Dämonen seiner Seele bringen, indem es ihm die Möglichkeit bot, in der Gestalt des Lehrers Faber zu sagen und zu zeigen, was er von seiner Kindheit an bis in seine Pohldorfer Zeit und darüber hinaus unter schwerstem Seelendruck gelitten hatte.

Unter den Entwicklungs- und Bekenntnisromanen nimmt dieses Buch einen hervorragenden Platz ein, nicht nur weil das Schicksal des Helden, des Lehrers Franz Faber, von Anfang bis Ende fesselt und mit der überzeugenden Kraft des Selbsterlebten wiedergegeben ist, sondern auch deshalb, weil der Roman sprachlich und technisch den Anforderungen eines in sich geschlossenen Kunstwerkes durchaus gerecht wird und das Memoirenhafte schlecht komponierter Autobiographien glücklich vermieden hat. Dies macht den Roman zu einer kunstvollen Rahmenerzählung. Der Lehrer Franz Faber, der mit seiner Behörde in ständigem Konflikt lebt, weil sie ihm die Entfaltung seiner schöpferischen Eigenart unmöglich macht, erzählt in drei Nächten einem Nachbarkollegen, der als einziger von allen seinen Amtsgenossen den Mut besitzt, dem Verfemten verständnisvoll zu nahen, sein schweres Schicksal, das von seinen Ahnen her mit eherner Wucht auf ihm lastet und eben zu der Zeit, da die Erzählung spielt, ihn zu zerschmettern droht. Durch sein Selbstbekenntnis, durch das liebevolle Verständnis seines Amtsgenossen und durch die übergroße, heldenhafte Liebe eines Dorfmädchens, das in die Fremde zieht, um den „Herrn" von seinem Schicksal zu erlösen, wird Franz Faber befreit und schüttelt kraftvoll den Zwang des Amtes ab, um in der Weite sein Glück zu suchen.

In der Tat schüttelte, ehe noch ein neues Werk Stehrs als Buch erschien, im Jahre 1911 auch er den Zwang seines Amtes ab, aber nun nicht mehr aus Unwillen über die Fesseln, die er manchmal nur im Hinblick auf sein Weib und seine Kinder getragen, sondern wegen eines Ohrenleidens, so daß er nach 27jähriger Lehrtätigkeit den Schuldienst aufgab. Die ‚Geschichten aus dem Mandelhause', die 1913 erschienen, sind eigentlich nur die eine märchenhaft behandelte Geschichte des Schneiders Christoph Eusebius Mandel aus Oberröhrsdorf und seines Sohnes Amadeus, und wie zum Zeichen, daß nun mit den ‚Drei Nächten' der Bann gebrochen sei, schließt diese in neuer epischer, geruhsamer Rhythmik einherschreitende Prosageschichte, soviel Herbes sie auch in ihren Falten birgt, mit einem befreienden Sonnenaufblick des Schneiders, der seine sinnliche Liebe zu einem sinnlichen Weibe zugunsten seiner verstorbenen ersten Frau und seines Sohnes Amadeus glücklich überwunden hat. Die Seele des Garbe-Schneiders aus dem ‚Letzten Kinde' hat im Mandel-Schneider eine zweite, mildere Gestalt angenommen.

So kam der Krieg. Stehrs Sohn Willy zog als Freiwilliger ins Feld und fiel am 20. Juni 1915 an der Lorettohöhe. Schwere Stunden für Vater und Mutter, aber mit jener Lebensweisheit, die Stehr sich in jahrelangem Ringen und Studium zugeeignet hatte, wurden sie ertragen. Im gleichen Jahre noch verließ er Ditters-

bach und siedelte nach Warmbrunn im Riesengebirge über, wo er sein Haus das Mandelhaus nannte.

Das Jahr 1916 brachte die Novellensammlung ‚Das Abendrot'. Nicht einheitlich ist ihr Inhalt, ein Sammelband eben, in dem die verschiedenen Geister seiner früheren Bücher, selbstverständlich ohne Abklatsch zu sein, noch einmal Gestalt oder neue Ideen ihre erste Verkörperung gewonnen haben: ‚Das Abendrot', die erste Novelle, ist ein Gegenstück zu ‚Meta Konegen' und den ‚Krähen', welche die Ehe in der Abspannung des Lebensmittags zum Gegenstande haben, und stellt den schmerzlich-süßen Ausklang einer bis ins Greisenalter geführten stumpfen Ehe dar; der ‚Schimmer des Assistenten', wie der Mensch aus materieller Not seine Ideale und seine Liebe begraben und zur Maschine werden kann; das ‚entlaufene Herz', die märchenhafte Schicksalstragödie einer Geschlechterfolge von unehelichen Mädchen, zart und fein in der Sprache; der ‚letzte Akt', eine in dramatischer Kürze durchgeführte Wiederaufnahme des Motivs aus dem ‚Graveur'; die ‚Großmutter', würdig C. F. Meyers ‚Leiden eines Knaben' stofflich an die Seite zu treten, das Hinübergreifen geheimnisvoller Menschenkräfte in die Welt der greifbaren Tatsachen; der ‚Geist des Vaters' eine Verwirklichung von Ideen, die aus östlichen Weltanschauungssphären stammen.

Und nach diesen beiden Wellentälern, in denen sich Stehrs Schaffen der beiden letzten Bücher ausbreitete, schwang sich der gewaltige Gipfel des zweibändigen ‚Heiligenhofs' kühn in die Höhe, der den Schwung des ‚begrabenen Gotts' und der ‚drei Nächte' mit noch wuchtigerem Pendelschlage zur größeren Höhe führte und in der gewaltigen Massigkeit einer schönen epischen Ruhe sich hinlagerte. Auch durch die Person Fabers, der in mystischem Dunkel sprunghaft erscheint, seine Gedanken mit denen des Sintlingerbauern zu einer Einheit verschmilzt und gewissermaßen den Dichter selber, dessen Mutter eine geborene Faber war, handelnd und sinnierend in den Roman einführt, ist der Zusammenhang mit dem Lebensroman der ‚Drei Nächte' hergestellt. Stehrs religiöses und philosophisches Bekenntnis in epische Gestalten gegossen, das ist der Roman. Aber die Gestalten haben durch künstlerische Kraft mehr erhalten als den Ausdruck bloßer philosophischer, religiöser und sittlicher Ideen, wie sie die Verse im abgeklärten ‚Monolog des Greises' im ‚Lebensbuch' kundtun, sie haben Fleisch und Blut angenommen, haben durch episodische Ausläufer, wie die herrliche Liebeneinergeschichte, Zufahrtsstraßen zu ihrem Herzen erhalten und sind auch für den, der die religiöse Gedankenwelt Stehrs ablehnen muß, als rein dichterische Gebilde eigenwüchsig genug. Als habe die schlesische Landschaft nicht Breite genug, daß Stehrs Gestalten sich episch in ihr entfalten können, ist die Handlung in die breitere und mit der Entfernung von Stehrs Heimat auch im geographischen Sinne unwirklicher gewordene Ebene Westfalens verlegt, wobei es übrigens dem Dichter nichts verschlägt, westfälische Bauern hin und wieder einmal in schlesischer Mundart sprechen zu lassen, freilich mit äußerst sparsamem Gebrauch.

Da liegen sie nun, der Sintlingerhof und der Brindeisenerhof, bevölkert mit feindlichen und doch schicksalhaft miteinander verketteten Familien. Und da wächst auch die lieblichste aller Gestalten, die Stehr bisher gelungen ist, überhaupt eine der lieblichsten Gestalten der gesamten deutschen Dichtung auf, das Heiligenlenlein, die blinde Tochter des Sintlingers. Aber tiefer als alles irdische Sehen sieht das seelische Auge der Blinden, und alles irdische Licht, das durch Schicksalverkettung dem Lenlein wie durch ein Wunder geschenkt wird, vermag dem Frieden des Herzens nur eine andere Richtung, nicht aber eine neue Weite zu geben. Und so muß Peter Brindeisener, der Nachbarssohn, dem halb über-

irdischen Kinde, ohne daß er es will, sein irdisches Verhängnis bringen. Aber dieser Untergang, so schmerzlich er ist, so wenig er auch mit christlicher Weltanschauung harmoniert, ist doch in das milde Licht einer höheren, hoffnungsfreudigeren Weisheit getaucht als die Verhängnisse, die über Stehrs ersten Werken walten.

So war auch die Zeit gekommen, daß Stehr sein ‚Lebensbuch' vorlegte, das heißt die Ernte seiner Gedichte aus den Jahren 1900 bis 1919; Rathenau sind sie zugeeignet. Wollte man die Fülle dessen, was das Lebensbuch birgt, auch nur einigermaßen veranschaulichen, so müßte man dem Werke eine besondere Arbeit widmen. Dem Wesen des Epikers Stehr entspricht es, daß er sich mit diesem Buche selber in seiner ganzen Breite und Tiefe darstellt und unterschiedslos, wie die Stimmung der Tage ihm die Gedichte bot, sie nur durch diesen äußeren Zusammenhang der zeitlichen Reihenfolge, der nur für den tiefer Lauschenden zugleich auch ein innerer Zusammenhang sein kann, aneinanderreihte. Dieses ‚Lebensbuch' ist durchaus ungefällig für den, der eine ästhetische Anordnung der Gedichte wünscht, ungefällig auch für den, der nur reine Lyrik erwartet, und schwer für jeden Leser; denn die Mehrzahl der Gedichte ist mit viel philosophischer Gedankenfracht belastet, die durchaus nicht immer in den klangvollen Formen einer restlos durchgeglühten Lyrik uns zugetragen wird. Unter wunderbaren Sonetten finden sich solche, die dem Ohre hart klingen, unter Distichen von antiker Schönheit auch solche, die von einem Anfänger herzurühren scheinen, unter süßer, zarter, liedhafter Lyrik auch solche, die lediglich biographischen Wert besitzt; im ganzen aber ist es wie das Wipfelbrausen eines großen Urwaldes, in dem Bäume und Sträuche, jeder Art und Größe, nach ihrer eigenen Melodie singen.

Stehr ist eine hervorragend ethische Persönlichkeit, freilich nicht im Sinne eines Menschen, der in der Abtötung der Sinne das Ziel des irdischen Lebens sieht, sondern nur in einer sinnvollen Lenkung, und da er, wie ich eingangs sagte, bei einer urwüchsigen Physis mit phantasiebeschwingtem Geiste offenbar starken sinnlichen Trieben ausgesetzt ist, so bäumen auch diese Stürme sich hier in seinen Gedichten und allenthalben in seinen Werken auf. Aber ihm ist die Lust weder Ziel des Lebens noch Ziel seines literarischen Ehrgeizes, so heiß aufwühlende Derbheiten vom ‚Begrabenen Gott' bis zum ‚Brindeisener' ihm auch zugestoßen sind. Wie stark sittlich und verantwortungsvoll er trotzdem sein Dichten empfindet, das beweisen schon die Stanzen, die er 1910 über Liliencron schrieb und folgendermaßen schließt:

„Es ist nicht wahr, daß Jettchen, Fine, Stine
nur leben, unsre Männerbrunst zu kühlen.
Sie tragen so wie wir des Gottes Miene,
und nach dem Höchsten tastet all ihr Fühlen.
Wer edel ist, der macht sie nicht zur Phryne
und scheut sich, in die Gosse sie zu spülen.
Lust ist nicht Liebe, wenn auch Liebe Lust,
Wer andre täuscht, enttäuscht die eigne Brust."

So klingt denn auch immer wieder einmal ein Ton männlicher Entsagung durch dieses Buch, wie die ‚Bitte', die er 1905 an irgendein weibliches Wesen richtet:

„Ach, du weißt nicht, mit wie harten
Waffen ich die Ruh errungen.
Bleibe, blüh' in deinem Garten,
und du bist von mir umsungen.

Bleibe, schimmre, mir gewogen
und mir doch nur halb gegeben.
Wisse, daß dich, halb entzogen,
ganz umgibt mein reinstes Leben."

Es versteht sich von selbst, daß Stehr, der Angriffsfrohe, auch der literarischen Satire nicht abhold ist. Geradezu köstlich ist die Abfertigung, die er im ‚Weltabendlied' gewissen neutönigen Verrücktheiten zuteil werden läßt. Johannes Becher, der als Johannesbecher namhaft gemacht ist, wird ein sehr komisches Gesicht gemacht haben, als er das ‚Weltabendlied' las, und auch manchen andern wird das Gedicht vor krankhaftem Originalitätsgewimmere bewahren.

„Ich o, und . . . .
und ich! o . . . . : Oo! oO!
Der Menschenhunde kugelgefüllte Gedärme schwingen.
Gottes-, Kirchen- und Staatenabfall verfaulte in meinem Atem."

Auf das Lebensbuch, das würdig mit dem ‚Monolog des Greises' schließt, folgten die beiden Novellen ‚Die Krähen' und ‚Gudnatz', die unter dem Titel der ersten Novelle als Buch erschienen, die erste der Kriegszeit, die zweite der Inflationszeit stofflich zugeteilt. An Professor Weitfeld und seiner Frau Manja erfüllt sich in den ‚Krähen' das tragische Schicksal einer in der Mittagsschwüle entblätternden Ehe; die Schiebergeschichte des ‚Gudnatz' stellt insofern einen, aber nicht etwa den Höhepunkt in Stehrs Schaffen dar, als sie weltanschaulich, vielleicht aus lieben verklärten Kindheitserinnerungen heraufgedämmert, in keinerlei Gegensatz zur katholischen Kirchenlehre steht, sondern vielmehr in der Gestalt des gläubig-frommen Mädchens, an dem Gudnatz von seinem Schiebertum zur verantwortungsvollen Menschlichkeit zurückkehrt, etwas wie den Schimmer einer Heiligenlegende über den Egoismus der Welt ausgießt.

Daran schloß sich 1923 das Märchen ‚Wendelin Heinelt', ein liebliches Blumental in Stehrs Schaffen, in dem die guten Geister der Dittersbacher Lehrerzeit im Mandelhause rege geworden sind. Die alte Mär vom Menschen, der auszieht, das Glück zu suchen, und schließlich wieder heimkehrt, um es ebendort zu finden, von wo er ausgezogen war, wird neu gestaltet. Die Erzählung, an märchenhafter Erfindung reich, erblüht in einer ruhevollen, epischen, volksmäßig durchklungenen Sprache; die Gebirgsgegend der Waldenburg-Dittersbacher Kohlenschächte steht trotz märchenhafter Zwielichtstimmung zum Greifen deutlich vor dem Auge des Lesers und hat durch den Ochsenkopf einen festen landschaftlichen Mittelpunkt erhalten. Mit geheimnisvollem Schatten ragt die Welt von Stehrs mystischer Dichtung ‚Das letzte Kind' aus zwanzigjähriger Vergangenheit herein, aber der naturalistische Zug ist nun einer lichteren Realistik gewichen.

1924 stieg endlich der ‚Peter Brindeisener' zum Lichte der Sonne auf, der Spitzenzweig des ‚Heiligenhofes', der dann zunächst sein Eigenleben vor dem größer werdenden Unterzweig zurückdrängen mußte. Wir haben hier den seltenen, vielleicht einzigen Fall, daß ein Dichter die Gestalten, denen er schon einmal Leben schenkte, zum zweiten Male erweckt und sie nun von einem andern

Gesichtswinkel aus betrachtet. Sehen wir im ‚Heiligenhof' das Schicksal des Lenleins vom Sintlingerhofe her, während der Brindeisenerhof im Zwielicht bleibt, so berichtet hier Peter Brindeisener, vom Schicksal von vornherein als ein Mensch sinnlicher Verstrickungen belastet, sein Leben und das Verhängnis, mit dem er, um das Heiligenlenlein, seine Braut, nicht geschlechtlich zu zerstören, ihren freiwilligen Tod herbeiführt. Technisch an die ‚Drei Nächte' erinnernd, bedeutet offenbar auch diese Geschichte ein Stück Selbstbefreiung, wenn nicht von einer eigenen Vergangenheit, so doch von einem ein Jahrzehnt im Herzen des Dichters wühlenden Stoffe.

Franz Herwig hat dem Buche im ‚Hochland'[1] seine aufrichtige Huldigung dargebracht und sie so geschlossen: „In diesem Roman werden dunkelste und bitterste Menschendinge lebendig. Sie sind dem Erzähler zu ernst und zu schwer, als daß er auch nur den Versuch machen könnte, der schnüffelnden Gier gewisser Leser gefällig zu sein. Zwar verschweigt er nichts, er durfte es ja gar nicht, da er mit eigenem Herzblut schreibt, aber sein Ton ist schwer, ernst, mit einem Worte: würdig. Ein Buch für junge Mädchen ist es natürlich dennoch nicht, auch nicht für Empfindliche, wohl aber für reife, leidende und leidfühlende Menschen. Sie werden nicht ohne Erschütterung diese Beichte hören, die vielleicht nur deshalb nötig wurde, weil ein junger Mensch nicht rechtzeitig den Führer aus frühen Irrungen zu erlösender und verklärender Weltansicht fand".

Idyllisch ist diesem Werke gegenüber die märchenhafte Geschichte ‚Der Geigenmacher', die als letztes der von Stehr bisher in Buchform veröffentlichten Werke erschien, in einem wohltönenden, aber von Manier nicht freien Stil. Der Geigenmacher, der ein neues Kunstwerk in einer neuen Geige schaffen will, zu diesem Zwecke in die Einsamkeit des Waldes flüchtet, hier aber in einem holden Mädchen, das er Schönlein nennt, zunächst nicht die Erfüllung seines künstlerischen Ehrgeizes, sondern die verzehrende Sehnsucht nach Leibesschönheit und Liebesgenuß findet, ist schließlich der Dichter selber. Aber ehe das Schönlein sein eigen wird, entringt es sich ihm für immer, und aus dem Entsagenmüssen und der Sehnsucht nach dem geliebten Wesen ersteht dem Geigenmacher endlich die Geige, ein Kunstwerk, das seines Lebens Inbegriff und den vollendeten Ausdruck seiner Sehnsucht nach dem Schönlein bedeutet. Die Zauber des Märchens und die mystischen Geheimnisse philosophischer Intuition sind hier zu einer Einheit verschmolzen, die Zauberkraft der Liebe, der bittere Heiltrunk der Entsagung sind herrlich symbolisiert.

* * *

Hermann Stehrs Werke erschienen bis zu den ‚Krähen' (1921) im Verlage von S. Fischer in Berlin, gingen dann aus mir unbekannten Gründen in den Verlag von Friedrich Lintz in Trier über und sind nun, wie es scheint sämtlich, im Horen-Verlag zu Berlin-Grunewald. Im Herbste 1926 siedelte der Dichter von Warmbrunn nach Ober-Schreiberhau im Riesengebirge über. Sein Haus hat er Faberhaus genannt.

Johannes Hönig.

[1] September 1924, Seite 655.

Adolf von Hatzfeld

Adolf von Hatzfelds Heimatstädtchen, Olpe, gehört zu Westfalen, jenem Stück deutscher Erde zwischen Weser und Rhein, dem der Dichter gelegentlich einer Besprechung von Joseph Wincklers Büchern folgende Charakteristik widmet: „Unheimlich ist dieses Land in der furchtbaren Gewalt der Tradition der diese Erde bewohnenden Geschlechter der Bauern und des Adels und dem unbedingten Gehorsam zum Dogma fordernden Katholizismus. Unheimlich ist dieses Land mit seinem niedrigen Himmel, und nicht wie ein Spiel des Zufalls erschuf es die Menschen, dies Land mit den kauernden Bäumen, Eiche, Wacholder und Kiefer, die der Formtrieb der Natur in ähnlicher Gestalt wie die Menschen sich bildete, das nämliche Gesetz des Wachstums ihnen auferlegend. Westfalen ist das Land der sich verzehrenden Dichter. Immer weist es sie auf sie selbst zurück. Münster ist seine Hauptstadt. Ihre beiden schönsten, unvollendet gebliebenen gotischen Dome sind wie ein Abbild jener Menschen, die ihre persönliche Gebundenheit in einer ewigen Form zu erlösen trachten und deren Seelen mit den abgebrochenen Spitzen die Vollendung ebenso versagt blieb wie diesen Kirchen.“ Was hier zuletzt für die westfälischen Dichter als Kinder ihrer Heimaterde und für ihr Schaffen im allgemeinen gefolgert wird, hat natürlich in hervorragendem Maße und zunächst für Hatzfelds eigenes Werk Geltung. Die Schwere und Enge der Heimat, die wie ein lastendes Schicksal sie bedrängt, abzuschütteln und in eine freiere, weitere Welt sich zu retten, ist die große Sehnsucht, die aus des Dichters Büchern, am stärksten aus seinen Prosawerken, der Erzählung ‚Franziskus‘ und dem Roman ‚Die Lemminge‘ uns anweht.

Franziskus, eines Münsterer Archivrats Sohn, wächst in der Stille des großen, grauen Elternhauses, inmitten eines schwermütigen Gartens und gelegentlichen Ausflügen in die ländliche Heide, fast einsam und sich selbst überlassen auf. Die Eltern versperren sich durch falsche Erziehungsmethoden jeden Zugang zu der für die Natur so empfindsam erschlossenen Knabenseele. Am liebsten steht Franziskus vor den in breiten Goldrahmen aufgehängten Ahnenbildern, Männern in Rüstungen, Frauen in seidenem Staat. Da ist das Bildnis eines jungen Bischofs, das ihn besonders anspricht. Er hatte, wie die Aufzeichnungen über ihn lauten, mit einem Mädchen aus dem Volke zwei Kinder, worüber viel Streit entstanden und viel Blut geflossen sein soll. „Sein Tod“, so heißt es, „war schwer“. Von zwei Frauen, eine braune Orientalin die eine, steht geschrieben, sie seien mit päpstlicher Erlaubnis einem Manne verbunden gewesen. Aber das Ende ihres liebreichen Lebens soll unglücklich und zweifacher Mord gewesen sein. Diese und andere Gestalten, „in deren Blicken eine Ferne wie unerlöste Sehnsucht lag“, sind des Knaben Freunde. Dagegen empfindet er Furcht vor den übrigen ernsten Gesichtern, aus deren Zügen der bittere Sieg der harten Pflicht über das Gefühl starrt. In den Nöten seiner Pubertätszeit steht ihm der Vater hilf- und verständnislos gegenüber. Franziskus hört nur immer das Wort: Sünde. Auch der Religionslehrer versagt. Man muß oft an die autobiographische Erzählung eines andern, auch in katholischem Milieu aufgewachsenen Dichters, nämlich an Stehrs ‚Drei Nächte‘ denken. Auch Franziskus sieht schließlich nur Angreifer und Widersacher in seinen Erziehern. Er verstrickt sich immer tiefer, „sah die große Hilflosigkeit seines Vaters und seines Gottes“, und kommt eines Tages so weit, daß sich das ereignen muß, was Stehr sagt: „Welten stürzen in uns ein; Welten der Seele veröden leise.“ Franziskus muß vom Gymnasium herunter, wird Kaufmannslehrling in Hamburg und sucht in seinem dunklen Drang nach der Frau in den Armen einer Dirne

Erlösung. Aber mit leerem Hirn, enttäuscht und verzweifelt flieht er, wie vor sich selber, nach Paris, Kopenhagen und Hamburg zurück, von wo ihn sein Vater heimholt. In seinem gegen die Frauen erwachten Haß wird er zu Unverschämtheiten gegen die Mutter hingerissen und kommt in ein Sanatorium. Doch das heilt ihn nicht von der Raserei seines Blutes. Die Offizierslaufbahn, die er einschlägt, bringt ihm nur neue Konflikte: Er muß sich als scham- und ehrlos bestrafen lassen, weil er sich mit einem Mädchen aus dem Volke auf der Straße zeigt, während seine Kameraden hinter verschlossenen Türen unbekümmert mit Dirnen huren dürfen. Schließlich macht er sich gänzlich unmöglich, als er sich gelegentlich eines Arbeiteraufstandes im Ruhrgebiet weigert, auf das Volk zu schießen. Verzweifelt, nicht über seine verpfuschte Karriere, sondern aus innerer Zerrissenheit, greift er zum Revolver, und die furchtbare Prophezeiung eines früheren Freundes erfüllt sich. „Du bist zu dumm, Franziskus," hatte er ihm nachgerufen, „und wenn du eines Tages dein Leben fortschmeißen willst, wie ein Weib, das du besessen hast — du wirst dein Leben nicht treffen. Du schießt dir nur die Augen kaputt." Zwei Wochen liegt Franziskus bewußtlos in einer Augenklinik. Dann erfährt er, daß ihm die Kugel nicht nur Gesicht und Geruch, sondern auch die Hälfte des Geschmacks geraubt. Irrenhaus und Blindenheim sind die nächsten Stationen seines Leidenswegs. Doch die äußere Erblindung scheint sein seelisches Auge geöffnet zu haben: er wird zum Dichter, dessen Künstlerwille auch ohne die mit allen Sinnen mögliche Wahrnehmung die Dinge zu bannen weiß.

Ein Bluts- und Geistesverwandter dieses Franziskus, dem der blinde Dichter mit glühendem Bekennermut viel eigene Züge aufgeprägt zu haben scheint, ist Iwan Wagner, dessen Geschichte der Roman ‚Die Lemminge' umfaßt. Wagner, gleichfalls ein Dichter, gehört außerdem noch zu den gefühlsüberspannten Schwärmern aus dem Geschlechte des Jan von Leyden, des grausam hingerichteten Wiedertäuferkönigs von Münster, der sich der Liebe von sechzehn Frauen erfreute. Viele Geschehnisse im Leben dieses unseligen Fanatikers muten, nach Hatzfelds Worten, wie Gleichnisse zu Iwan Wagners Wandel an. Auch für Wagner ist das zentralste Erlebnis das erotische. Beim Empfang einer Osterkommunion kommt es wie eine Erleuchtung über ihn, daß Gott jünger sei, als seine Mutter und diese jünger als die Erde, die ewig schwangere, ewig fruchtbare, ewig gebärende Urmutter. Er sieht die Welt an allen Enden aufspringen, Frühlinge emporranken aus allen keimenden Samen und Gewässern. Mit dem jauchzenden Ruf: „Bruder Gott! O Eros!" küßt er die Erde. Aber dunkle Gewalten schließen ihn, der überall das Wirken der Liebe fühlt, von der Liebe aus. Von seinen Angehörigen aufgegeben, treibt er sich unstät in der Fremde umher, in der Absonderlichkeit seiner Gedanken- und Gefühlsäußerungen oft für irr- und wahnsinnig erachtet. Er selbst leidet unter seinem Schicksal, die Menschen, zumal die Frauen, wie ein böser Wirbel zu sich heranzureißen und sie wie einen Spielball seinen Tollheiten und Launen dienstbar werden zu lassen. Dennoch, obschon er weiß, daß er sich und seine Opfer nur durch den Tod erlösen kann, trotzt er dem Leben und bleibt weiter der verderbenbringende Vampir. ‚Lemminge' nennt er die schwachen Geschöpfe, die seiner unheimlichen Macht erliegen, und erzählt ihnen von den kleinen, zur Klasse der Wühlmäuse gehörigen Nagetieren und ihren seltsamen Todeszügen: Hoch in den schwedischen Bergen, im Gebiet der Zwergbirken und Weiden brechen sie zu Tausenden auf und über Stock und Stein geht es mit unheimlicher Schnelligkeit zur Ebene herab, jedem Hindernis trotzend. In unbezähmbarem Drang, unbeirrbar in ihrem Entschlusse, laufen sie zur Küste, stürzen sich kopfüber ins Meer und finden so in den Wellen den Tod. Niemand vermag es, sie auf ihrem

Weg aufzuhalten. Eine unheimliche Kraft scheint sie ohne erkennbaren Grund in den Tod zu treiben. Dem Schnee und der Kälte fällt unterwegs schon ein großer Teil zum Opfer. Ueber ihre Leichen hinweg stürzen sich die übrigen. Sie werden angefallen von vierfüßigen und geflügelten Raubtieren, Vielfraß und Schnee-Eulen begleiten viele Kilometer ihren Weg, holen immer neue Beute aus ihren Reihen, aber unbeirrt geht der Strom der Ueberlebenden seinen Weg, dem sicheren Verderben entgegen, das sie, wenn nicht schon früher, endlich in den Fluten des Bottnischen Meerbusens ereilt. Tod ist ihre Losung. Das Leben geht sie nichts mehr an. Ich bin einem solchen Wanderzug entgegengetreten, ihm den Weg zu versperren. Trotz ihrer Liliputgröße griffen sie mich mit einem fanatischen Gesichtsausdruck todeskühn an und fügten mir schmerzliche Bißwunden zu. Weiter ging es die Berge herunter, tausend und abertausend, sicheren Untergang vor Augen. Es gäbe auch Menschen, die Lemminge seien. Und dann erklärt er den erregt zuhörenden Frauen sein eigenes Wesen. Darin liegt der Grund, daß alle ‚Lemminge', die einen solchen Menschen (wie er einer ist) umgeben, sich von ihm angezogen fühlen. Sie ahnen ganz tief sein Schicksal. Er ist ein Wirbel, der sich um seine Achse dreht, abgeschlossen und in sich kreisrund vollendet. Er dreht sich und zieht immer in seiner Mitte in die Tiefe abgeschlossen, fertig, ohne Hilfe, ruhevoll in seiner unheimlichen Drehkraft, die kaum eine kleine Unruhe der Fläche bemerken läßt. Er ist unveränderlich wie Stein und Eisen. In ihm ist nichts mehr fließend. Alles ist zur Todesruhe gekommen, in ihm selbst fertig, nach außen abgeschlossen, unabänderlich durch alle Zeiten. Eigentlich könnte er auch ohne Augen leben. Sein Gehirn braucht keine neuen Eindrucksbilder zu empfangen. Er erbte einen ganzen fertigen Bilderkasten: „seine Weltvorstellungen." (In diesen letzten Worten ist wieder auffallend die Hindeutung des blinden Dichters auf sein eigenes Schicksal.) Wagner endet, nachdem er sein Spiel mit den Menschen besonders augenfällig durch eine weibliche Puppe demonstriert hat, die er sich aus einem von der Anatomie geliehenen Skelett verfertigt, im Gefängnis durch die Kugel eines Wächters. Ihm voraus in den Tod geht die ihm verfallene Frau, die ihr beklagenswertes Schicksal nicht länger erträgt. Man denkt noch einmal an die Bildnisse, vor denen der junge Franziskus stand: Er sowohl, wie Iwan Wagner haben mit fremden Süchten und Leidenschaften in ihrem Blut zu kämpfen und sie sind nicht primitiv genug, darüber hinwegzukommen, wie etwa Friedrich Wilhelm Weber, in dessen Seele auch Gegensätze sich aufbäumten, der sie aber, statt sich von ihnen aufzehren zu lassen, zu harmonischem Zusammenklang zwang, so daß er sich und Westfalenart so charakterisieren konnte:

„Das ist so recht Westfalenart:
Fromm, sinnig, weich, nicht überzart,
Zäh, treu, auch trotzig, deutsche Leute;
So waren sie, so sind sie heute."

Auch der Droste gelang trotz ihrer empfindsamen Veranlagung, die viel inneren Widerstreit beschwor, der gute Endkampf. Franziskus und Iwan Wagner sind darum weniger Westfalen, als in erster Linie Typen des sensitiven, nervösen, modernen Menschen, der sich nicht mehr zu sammeln versteht und daher auch nicht wie die einfachen, pfingstlich bereiten Apostel das Wehen des Geistes Gottes in sich aufzunehmen vermag, der immer noch wie über Jerusalem braust.

Mehr als der Irrweg seiner Gegenwartsmenschen, den wir täglich Tausende gehen sehen, oft, wie die Gerichtsverhandlungen in den Zeitungen melden, bis in die Sackgassen des Pathologischen, interessiert die gestaltende Kraft des Dichters,

die eine ganz außerordentliche ist. In der Art, wie er das geheimste Innenleben des Menschen greifbares Erlebnis werden läßt, wie er sich vor allem als scharfer Beobachter der Kleinwelt in der Natur erweist, erinnert er oft an seine große Landsmännin, die Droste. Verblüffend sind seine visuellen Bilder, und nur wenigen merkt man an, daß ihnen die Wahrnehmung durch das Auge fehlt. Natürlich überwiegen die akustischen Ausdrucksmerkmale, wenigstens begegnen sie einem öfter, als man das an einem andern Dichter gewohnt ist. Einige Beispiele mögen das erhellen: „In riesigen Beuteln und großen traubenartigen Gebilden hingen die Massen des Froschlaichs . . . Eingehüllt in schleimige Gallert bemerkte er Tausende von schwarzen Punkten, die noch toten Eier. Doch in andern Beuteln wimmelte es schon schwarz durcheinander. Das waren Kaulquappen, die erst sichtbare, lebendige Form des späteren Tieres." (Ganz visuell.) „Da kommt von weitem ein Nachtschmetterling geflogen. Ich sah nur die ganz schnell sich drehenden Flügel. Es war ein Weinvogel, der kleine Weinvogel, dessen unteres Flügelpaar weinrot gefärbt ist. Ich habe nie etwas Herrlicheres gesehen als diesen schlanken Schmetterlingsleib über dem Nelkenbeet in diesen tausend Farben vibrierend hin und her schwirren, wie er leicht, immer in rasendem Flügelschlag über eine Blüte hing, mit seinem saugenden Rüssel tief in die Blüte hineindrang, von einer Blüte zur andern gerissen, immer voller Raserei und Begeisterung . . ." (Die Worte surren, schwirren, rasen weisen auf Empfindung durch Gehör und Tastsinn hin.) „Mitten in der Nacht brach er auf. Das Rauschen des Wasserfalls erfüllte die Täler der Welt. Das Gebirge ruhte in feierlichem Schweigen. Aus der Erde drang Fruchtbarkeit. Er stand still. Der Mond geigte am Himmel und ein leises Summen durchflog die Luft." (Hier ist die Nacht ganz akustisch wahrgenommen.) Hatzfeld scheint wirklich wie sein Iwan Wagner einen „ganzen fertigen Bilderkasten" in sich zu tragen. Sonst hätte er sich nicht unterfangen können, ein Reisebuch, ‚Positano', zu schreiben, einen herrlichen Essay über das märchenhafte, am Busen von Salerno gelegene Städtchen Positano. Auch ohne die beigegebenen Bilder würde dem Dichter mit seinem Reichtum an Farben und Klängen das Hinzaubern der einzigartigen Landschaft gelungen sein. Schon die Schilderung der Tage und Nächte, die Hatzfeld im „schönsten Haus der Welt", auf einem fünfeckigen Turm einer ehemaligen ins Meer vorspringenden Sarazenenfestung verlebt, empfängt man als ein so außerordentliches Erlebnis, daß man es dem Dichter gerne glaubt, wenn er diese Tage und Nächte seine „schönsten" nennt. Der starke Naturschilderer kündet sich aber am reichsten in seinen ‚Gedichten'. Ihr Gehalt ist, wie schon die Titel: ‚Sommer', ‚Sternennacht', ‚Sonnenuntergang', ‚Frühlingsmond', ‚An die Natur', ‚Abend', ‚Heideföhre' erkennen lassen, vorwiegend die Natur. Klangvolle und farbenblühende Worte geben seiner Inbrunst, mit der er sich an alle Dinge verschwendet, glaubhafte Gestalt. Oft haben die Bilder, wie schon in der Prosa, da sie einem geschärften Gehör- und Tastsinn entsprangen, einen ungewohnten Reiz: „Um mich wispern leise die Atome." „Die Hemisphäre klingt lebendig." „Die Erde gleitet klingend durch die Sphären." „Die Fluren hört man in der Hitze sirren, und in der Wälder Brandung, auf und nieder, hör ich der Käfer kleine Flügel schwirren." Manchmal freilich hat man auch die Empfindung, daß das Gefühl des Dichters nicht unmittelbar Ausdruck gefunden hat, sondern daß eher die Sehnsucht nach diesem Gefühl Wort geworden ist. Wie etwa wiederholt nach Gott hin gedichtet wird, ohne daß uns die Welle religiösen Gefühls ans Herz sprüht. Auffallend ist auch, daß ein oft kühnes und schönes Bild dem Dichter schon nach einigen Zeilen entgleitet und ins Abstrakte sich verliert, wie z. B. in dem präch-

tigen Anfang des dritten Gedichtes vom ‚ländlichen Sommer', wo der Ausbruch eines Gewitters geschildert wird:

„Am Horizonte duckt sich das Gewitter,
Wie ein berauschter Leopard.
Bald wird von seinem Sprung die Erde zittern,
In einer wundervollen Feuerfahrt.
— — — — — — — — — — —
Mächtig braust es in des Weltalls Räumen,
— — — — — — — — — — —
Und im Aether donnern die Dämonen."

Schon in der vierten Zeile wird das Bild von der herabspringenden Bestie verwischt durch das Wort „Feuerfahrt" und geht völlig unter im Brausen der „Weltalls Räume" und dem von „Dämonen" durchdonnerten Aether. Eines seiner schönsten Gedichte ist die ungestüme, von zügelloser Wildheit stürmende ‚Westfalenballade', aus der ich ein wesentliches Stück hierher setze:

„— — — — — — — — — — —
Ich stürzte, wenn ich wollte, Gott vom Thron,
Und schleifte ihn am Pferd am weißen Bart.
Es raucht die Luft von mir und meinem Pferde.
Ich bin nur Tier, halt keinem Weib die Treue,
Und um mich jauchzt die ganze Heideerde,
Und gießt sich aus in Nacht und blüh'nde Bläue.
Du Heimatland, du Heideland, du Blume,
Wie bist du wild in mir und singst ein klingend Lied,
Vom Tier in mir und meinem Jünglingstume,
Von süßer Wollust, die mein Knie durchzieht.
— — — — — — — — — — —"

Von dieser Ballade tat Hatzfeld den nächsten Schritt zum Drama in dem dreiaktigen Trauerspiel nach dem John Fordschen Stoff ‚Das zerbrochene Herz', in der die Heldin furchtbare Seelenleiden solange äußerlich überwindet, bis ihr todwundes Herz bricht. Wie Hatzfelds Gedichte, so ist auch dieses in schwungvollen Jamben gedichtete Drama von großer sprachlicher Schönheit und erlebte bei seiner Aufführung in Koblenz, am Anfang dieses Jahres, einen starken Erfolg.

Vielleicht, daß der 35jährige Dichter, der in einem seiner Verse klagt: „Wann wird der steigen aus dem Himmelsbogen, der, welcher Moses ist, die Tafel, das Gesetz!" noch einmal ein Sehender wird, mit dem inneren Auge des Glaubens.

Peter Bauer.

Anmerkung: Hatzfelds Bücher sind sämtlich in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erschienen.

Goethes Christentum

Betrachtet man die großen Goethebücher der neueren Zeit, so zeigt sich, daß sie alle das eine gemeinsam haben, daß sie nämlich weniger biographische Neuentdeckungen machen, als vielmehr von philosophischen und ästhetischen Gesichtspunkten aus sich der Erforschung der goethischen Innenwelt zuwenden. Im Mittelpunkt dieser psychologischen Erfassung des großen Dichters steht das viel umstrittene Problem von Goethes Heidentum oder Christentum. Es ist klar, daß die Lösung dieser Frage je nach der weltanschaulichen Einstellung des einzelnen grundverschieden ausfallen muß. Außerdem muß man sich von vornherein klar darüber sein, daß einerseits Goethes Stellung zum Christentum im Verlauf seines langen Lebens schwankend war und daß man andererseits unterscheiden muß zwischen Goethes Verhältnis zu Christus und seiner Erscheinung auf Erden, seinem Verhältnis zur Idee des Christentums überhaupt, zur Kirche als der historisch gewordenen konkreten Form des Christentums und den einzelnen Konfessionen.

Am beständigsten blieb Goethes Verhältnis zu Christus selbst. Auf den Knaben allerdings scheint die Gestalt des Heilandes keinen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Der Vater war religiös gleichgültig; die Frömmigkeit der Mutter war zwar inniger, doch alttestamentlich gefärbt. Unter ihrem Einfluß neigte der junge Goethe mehr zum Alten Testament, lernte die Bibel schätzen, erwuchs aber auch die erste religiöse Krisis im jugendlichen Gemüt, das unter dem Eindruck des Erdbebens von Lissabon nicht begreifen konnte, wie Gott die Gerechten mit den Ungerechten dem gleichen Verderben preisgeben konnte. Seine in Sekten zerrissene Umgebung mußte in ihm die Ansicht von der Gleichgültigkeit der äußeren Form des Christentums aufkommen lassen, und sein frühzeitig erwachter Skeptizismus griff auch auf das religiöse Gebiet über. Einen Wandel führte die Erkrankung in Leipzig mit ihrer Rückkehr nach Hause herbei. Unter dem Einfluß der herrnhutischen Richtung, der sich auch seine Mutter angeschlossen hatte, lebte in Goethe eine gewisse Frömmigkeit auf, die den Eindruck echter Gläubigkeit erweckt. Und so lebte in ihm „eine einzige Aufwallung des Herzens im Namen dessen, den wir inzwischen einen Herrn nennen, bis wir ihn unseren Herrn betiteln können, und wir sind von unzähligen Wohltaten überschüttet". Selbstbewußtes Lebensgefühl, grenzenloser Wissenstrieb, rastloses Streben, zu erfahren und zu erleben, führten den jungen Goethe von Christus ab. Das Spiegelbild dieser Zeit ist der ‚Urfaust', ist der spätere ‚Faust'. Wie sein Held erlebt der Dichter den Kampf zweier Seelen in seiner Brust. Alle Kräfte des Denkens und Fühlens entwickeln sich zum Endziel, eine Diesseitspersönlichkeit zu formen. Es ist der nach Erdengeltung strebende Goethe, der spricht:

Zu jenen Sphären wag ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt.

Doch auch ihn führt die Liebe (Gnade) zurück, weil in seines Herzens Tiefe der Kinderglaube lebendig geblieben ist:

Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.

Die Liebe, die sich in Christi Erlösungswerk verkörpert, ist für Goethe der Inbegriff des Christentums überhaupt. Darum seine große Verehrung für das Johannesevangelium. Eine Aenderung in diesem engen Verhältnis zu Christus

vollzog sich 1875 unter dem Einfluß des übertriebenen Jesuskultes Lavaters, der ihm die Gestalt Christi verleidete. Diese Abneigung wächst, um dann von etwa 1780, wo Goethes naturwissenschaftliche Studien einsetzten, bis Schillers Tod ihren Höhepunkt zu erreichen in der Abneigung gegen das Christentum überhaupt. Auf den Spuren der heidnischen Antike, im Taumel dionysischen Genußlebens verblaßt der ernste Christusglaube. Die geschichtliche Existenz Christi wird ihm zum Märchen, und aus den Venetianischen Epigrammen und Römischen Elegien schießen giftige Pfeile auf Christus und das Christentum.

Eine Umwandlung zum Besseren vollzog sich mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts. 1808 hört er aufmerksam zu, wie Zacharias Werner in seinem Garten vor einem aufgepflanzten Kreuze über Christus und seine Leiden predigt. Am eingehendsten hat er sich in ‚Wilhelm Meisters Wanderjahren' (2, 2) über Christus geäußert. Belehrender und fruchtbarer als Christi Tod ist für den edlen Teil der Menschheit sein Wandel, meint Goethe, denn zu jenen Prüfungen sind nur wenige berufen, zu diesen aber alle. Zu dem Mysterium des Kreuzestodes konnte Goethe nie ein Verhältnis gewinnen. Die Aufrichtung des Kreuzes als Glaubenssymbol lehnt er ab. „Wir halten es für eine verdammenswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dieses Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen." Diese Abneigung wendet sich also nicht gegen das Kreuz, sondern gegen die Art der Veräußerlichung dieses Kultes. Für Goethe ist der Tod Christi das „jammervollste aller Ereignisse". In zunehmendem Alter wurde ihm die Gestalt Christi immer wesensvoller. „Mein Erlöser ist auch der Ihrige, es ist auch in keinem anderen Heil und Seligkeit zu finden", schreibt er 1822. Seine Schwiegertochter Ottilie erzählt, Goethe sei einmal auf die Herrlichkeit Christi zu sprechen gekommen und habe sie immer ernster, immer feuriger, mit immer wechselnder Rührung gepriesen, bis er, in einen Tränenstrom ausbrechend, hinausgegangen sei. Immer stärker wird seine Überzeugung, daß Jesus, in dem der Christus sich verkörpere, wirklich Gott und Mensch zugleich ist. Dieses Unbegreifliche drückt seine Äußerung vom Jahre 1830 aus: „Mir bleibt Christus immer ein höchst bedeutendes Wesen." Das höchste Bekenntnis spricht er wenige Tage vor seinem Tode aus, als er erklärt, daß es durchaus in seiner Natur liege, Christus anbetende Ehrfurcht zu erweisen: „Ich beuge mich vor ihm als vor der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit."

Parallel seinem Verhältnis zu Christus geht Goethes Stellungnahme zum Christentum und zu der Einrichtung einer Kirche. Jene Reaktion nach der Leipziger Zeit wies ihn auch auf den Weg zu einem Christentum, in dem sich einfaches Gottvertrauen und Mystik mischen. In Straßburg ist Goethe gläubig. Seine Ueberzeugung von der göttlichen Vorsehung spricht er damals aus: „Gegen unseren Herrgott sind wir doch arme Schelme. Wir haben zu reden, und er hat zu tun, und wenn wir lange wählen, dahin, dorthin, so nimmt er uns beim Arme und führt uns einen dritten Weg, an den wir gar nicht gedacht haben." In Straßburg ging Goethe auch zum Abendmahl. Bald aber ließ sein kirchlicher Sinn nach; unter dem Einfluß der Lektüre und aus besonderer Veranlagung bildete er sich ein besonderes Christentum zum Privatgebrauch, in dem Spinoza dieselbe Bedeutung hat wie die Apostel.

In Weimar verblaßte Goethes Verhältnis zum Christentum immer mehr. Lavaters Wundersucht macht ihn gegen Wunder skeptisch, Herder jedoch hält seine Abwendung vom Christentum noch auf. Herders Einfluß spricht aus den

‚Geheimnissen' (1784), in denen Goethe einem Humanitätschristentum huldigt. Wie seine Stellung zu Christus, so wird auch sein Verhältnis zum Christentum durch den Aufenthalt in Italien schwer geschädigt. Nach seiner Rückkehr haßt er das Christentum. Eine Jenseitigkeit lehnt er ab. Die Schriften der nächsten Jahre sind voll Bosheiten gegen das Christentum. Doch hat Goethe seine Kinder christlich taufen lassen; seinen Sohn August ließ er durch Herder konfirmieren und seine Ehe nachträglich kirchlich einsegnen. Der Verkehr mit den Romantikern und sein erneutes Interesse für die kirchliche Baukunst haben Goethes Abneigung gegen das Christentum teils gemildert, teils aber auch infolge des Uebertritts einiger Romantiker zur katholischen Kirche verschärft. Konvertiten waren Goethe zuwider.

Bei zunehmendem Alter trat Goethe dem Christentum herzlicher gegenüber. Immer mehr richtete sich sein Blick über das Irdische hinweg auf die jenseitigen Ausblicke für das menschliche Leben: auf Gott und Unsterblichkeit. Stark sprach ihn der sittliche Gehalt des Christentums an. Zur Kirche hat Goethe nie ein Verhältnis gehabt. Schon in Straßburg beginnt die Trennung. Nie hat er sich dem Dogmenglauben unterworfen.

Dem Katholizismus gegenüber hat sich Goethe meist günstig geäußert. Die Reise nach Italien brachte ihn mit Katholiken und katholischen Einrichtungen in Berührung; katholische Zeremonien erregen sein Nachdenken. 1788 erlebt er die Karfreitagszeremonien in Rom; die Papstmesse ist für ihn „ein einziges Schauspiel in seiner Art, prächtig und würdig". Als er im Dezember 1792 einige Tage zu Münster als Gast der Fürstin Gallitzin weilte, fühlte er sich in dieser katholischen Umgebung recht wohl. In ‚Dichtung und Wahrheit' beklagt Goethe am Protestantismus das Nüchterne, Traditionslose, den Mangel an Ehrfurcht vor dem Unaussprechlichen. Dagegen erziehe der sakramentale Sinn, den der katholische Dienst ausbilde, zur Ehrfurcht vor dem Geheimnis. Der protestantische Kultus habe zu wenig Sakramente. Für seinen ‚Faust' weiß Goethe keinen besseren Schluß als die Anlehnung an die katholische Vorstellung von der Himmelsherrlichkeit.

Fern vom dogmatisch gebundenen Kirchenglauben ist Goethes Christentum auf den festen Glauben an den Gottmenschen Christus gebaut, getragen von der Idee vollkommenen Menschentums, das alles sühnt, eine Art verchristlichte Humanität. Für ihn besteht hier auf Erden die Gemeinschaft der Heiligen, „der im höchsten Sinne Guten und Wahren". Die Formel des Christentums ist für ihn das Wort des Johannes: „Kindlein, liebet einander!" Ohne positive Formulierung ist für Goethe die Religion tiefstes Herzensbedürfnis und Quelle alles geistig Geschaffenen: „Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind!"

Willi Beils.

Alte und neue Märchen

Der kürzlich in den ‚Horen' veröffentlichte Aufsatz ‚Was nun?' von Paul Ernst, der mit erstaunlicher Offenheit und rücksichtslosem Ernst die Frage nach der Existenzberechtigung unserer Gegenwartsdichtung stellt, verdient in der Kennzeichnung der Lage größte Beachtung. Hat unsere Dichtung überhaupt noch Sinn? Nur dem oberflächlich Schauenden mag diese Frage befremdlich erscheinen, der Tieferblickende weiß leider, daß trotz des ungeheuern Anwachsens der dichterischen Produktion der größte Teil dessen, was wir Dichtung nennen, nur Literatur ist. Statt Blut also Wasser. Dieser im Letzten erschütternden Tatsache liegt ein Komplex von Gründen unter. Die tiefsten sind ohne Frage in dem Verlassen des religiösen Nährbodens, in der Isoliertheit und Entfremdung von Volk und Gemeinschaft zu sehen. Darum entfernt sich der Schaffende von heute viel zu leicht von dem Urberuf des Dichters, ist nicht mehr gottentflammter, weltschaffender Künder und Beauftragter seiner Gemeinschaft, sondern er trägt sein eigenes, kleines Fühlen und Wollen vor. Wenn man den Pessimismus Paul Ernst', der vom Ende unserer Dichtung spricht, auch nicht zu teilen vermag, sondern gerade im jungen katholischen Schaffen eine starke Hoffnung zur blutvollen Erneuerung sieht, so bedeutet doch eine Rast im quellreinen Oasenland unserer Volksdichtung, besonders der Märchen, eine Erquickung in der Wüste.

„Das Märchen ist gleichsam der Kanon der Poesie. Alles Poetische muß märchenhaft sein," hat Novalis gesagt, und nach diesem Wort handelten die Brentano, Arnim, Görres, Schwab und allen voran Jakob und Wilhelm Grimm, als sie das von der Aufklärung verstoßene Kind auf den goldenen Thron setzten und mitten hinein stellten in die blühende, klingende Wiese, darauf das Volk seine Spiele spielt, betet und singt, Tanz und Andacht hält.

Kaum ein anderes Erzeugnis unseres Volkstums ist so Gemeingut aller geworden als das Märchen. Dabei ist es leider nicht mehr, wie bei andern geistigen Gütern, die das Volk hervorgebracht hat, zutiefst im Volke verankert, sondern mehr in den gebildeten Kreisen beheimatet, so daß man seinen Ursprung im Volkstum mit der Zeit vollkommen vergessen hat. Der Märchensammler von heute muß in Trümmern suchen, und was er findet, mag öfter aus schon vorhandenen Sammlungen stammen, als aus der volkstümlichen Geisteswelt, der es längst gestorben ist. Das ist eine Tatsache, die uns manche Neuausgabe uralten Märchengutes, wie sie uns in unsern Tagen verantwortungsvolle Sammler und Verleger schenken, mit tiefem Danke hinnehmen läßt. Es ist ein Aufdecken reiner und heiliger Quellen, an denen sich das Volk gesund erhalten und wieder gesund trinken kann. Dabei steht die den Forscher angehende Frage nach dem eigentlichen Woher all der Köstlichkeiten an letzter Stelle. Daß sie an der Wiege des Menschengeschlechtes zu Traum und Ahnung geraunt sind, erhöht ihren Wert und ihre Bedeutung und erhebt sie über den Vorwurf primitiver Anfangskunst zu epischen Großtaten. Die Brüder Grimm sahen in ihnen bekanntlich uraltes arisches Erbgut, Ueberreste der altgermanischen Götter- und Heldensagen, aus dem Mythos erblüht und seinen Duft erhaltend. Vertreter der indischen Theorie im Gefolge Theodor Benfeys sprachen den deutschen und überhaupt den europäischen Volksmärchen den Charakter selbständiger Erzeugnisse ab und erklärten sie als Entlehnungen aus dem unerschöpflichen Schatz indischer Poesie, wobei ihnen das Schlimmste dadurch angetan wurde, daß die zarten, duftigen Gebilde, die Träume aus Ahnungsland, Schöpfungen der buddhistischen lehrhaften Literatur sein sollten. Die großen Fortschritte der Völkerkunde machten ihre Ergebnisse auch der Märchenforschung

dienstbar, gaben dem verkannten Kinde wieder, was ihm genommen war, und fügten Ehrenvolles hinzu: Tylor und Andrew Lang führten die Uebereinstimmung der Märchen der verschiedensten Völker, auch der indischen mit den abendländischen, bekanntlich auf die Tatsache zurück, daß die ältesten primitiven Vorstellungen, die in den Märchen ihren Niederschlag gefunden haben, bei allen Völkern die gleichen, die Märchen deshalb unabhängig voneinander entstanden seien. Wenn Friedrich von der Leyen wiederum mehr der Ansicht Benfeys zugetan ist und die Finnen Krohn und Aarne für alle Erzählungen eine bestimmte Urform annehmen, die Heimat der Märchen also nicht bei einem Volke suchen, ihre Entstehung ebensowenig als das Werden unserer Kultur der genialen Tätigkeit eines einzigen Volkes und einer einzigen Rasse zuschreiben, so zeigt das alles nur, daß die letzten Fragen nach dem Woher der Märchen heute noch offen bleiben müssen. Der tiefste der romantischen Erwecker des verzauberten Königskindes, Novalis, kommt vielleicht der Wahrheit am nächsten, wenn er ahnungsvoll sagt: „Alle Märchen sind nur Träume von jener heimatlichen Welt, die überall und nirgends ist. Die höheren Mächte in uns, die einst als Genien unsern Willen vollbringen werden, sind jetzt Musen, die uns auf dieser mühseligen Laufbahn mit süßen Erinnerungen erquicken."

Eine heilige Herzensheimat riegelt der goldene Schlüssel „Es war einmal" auf. Ein Dichter, der sich in ihr nicht wohl fühlte, wäre ebensowenig Dichter, wie das Kind nicht Kind sein würde, das nicht seine tiefste Seligkeit den Märchen verdankte. Die große Vorliebe des Kindes für das Märchen hat im Tiefsten darin ihre Erklärung, daß es als Dichtung jugendlich einfachem Denken erwachsen ist und darum mit seiner ganzen Anschauungswelt im Blickfeld des Kindes liegt. Seine Welt ist Kindeswelt, in der das Wünschen noch gilt, in der keine eiserne Tür vor Raum und Zeit steht. Seine Sprache ist Kindessprache, zärtlich, naiv, mit der Vorliebe für Verkleinerungen und Klangmalerei. Sein Geschehen ist der Kindesphantasie köstliche Nahrung, sie schadet ihm nie, wie pädagogische Bedenklichkeit einmal glaubte — all dies Wundersame, Zauberische, Rührende, Fröhliche, Ergreifende, Grausige, Uebermütige. Seine Moral endlich, von der Unkenntnis sagen konnte, sie reize den Roheits- und Grausamkeitstrieb, ist die Moral der primitiven Ethik, die das Gute niemals unbelohnt, das Böse niemals ungestraft läßt. Seine Charakteristik sieht wie das Kind in Typen, die groß und klar aus allem bunten Geschehen ragen. Gottlob ist heute das Märchen in unseren Schulbüchern und Schulstuben heimisch geworden, und schon dämmert für das behördlich geförderte leise die Gefahr, zu Tode mechanisiert zu werden. Maria Braukmann fordert im Maiheft des ‚Pflug' sehr zu Recht als erste Voraussetzung für ein rechtes Erwecken der wundersamen Welt eigene tiefste Verbundenheit mit ihr, soll nicht das Schlimmste geschehen und das Märchen zum „Unterrichtsstoffe" herabsinken. Ganz selbstverständliche Forderung für die Darbietung ist die, daß Märchen *erzählt*, — auch vor dem Lesen — aus der Tiefe des mitklingenden Herzens herausgehoben und wie stille Kostbarkeiten wieder ins Herz gelegt werden.

Das deutsche Märchen, besonders das Volksmärchen, ist zutiefst eine Angelegenheit der Mutter und damit eine Angelegenheit des Hauses. Arnim, der die Trennung der Kinder- von den Hausmärchen wünscht, erhielt von Jakob Grimm die abweisende Antwort, daß dann ja die Kinder aus dem Haus gebracht werden müßten, wohin sie von jeher gehört haben. Haus- und Volksbücher in dem tiefen Sinne jener unvergleichlichen, von den Brüdern selbst besorgten Ausgabe, müssen heute, nachdem die gemütsbildende und erzieherische Bedeutung der Märchen von

den Eltern und Lehrern mehr und mehr erkannt wird, alle Sammlungen sein, besonders wenn sie den Namen der Brüder Grimm an der Stirn tragen.

Das trifft in besonders hohem Maße von der ganz vorzüglichen, bei Hermann Schaffstein in Köln verlegten Ausgabe zu*, die in Severin Rüttgers einen Herausgeber hat, der seine Berufung oftmals bewies. Die 77 Märchen sind der Gesamtausgabe der Brüder entnommen und erweitern den Kreis des Altbekannten und durch hundert Jahre Erprobten sehr wesentlich durch nicht weniger Schönes und Wertvolles. Ein großer Vorteil liegt darin, daß die neue Ausgabe die Märchen in eine bestimmte Ordnung bringt. Sie will weniger erfahrenen Eltern und Lehrern ein Wegweiser sein durch die verwirrende Fülle der Stücke. Auf Grund literarischer Untersuchungen, psychologischer Erkenntnisse und aus der Erfahrung eines 20jährigen Dienstes am deutschen Volksmärchen heraus ist diese Ordnung geschaffen. Die erste Reihe bringt Tiermärchen in schöner Steigerung, von den einfachen, scherzhaften Geschichten zu größeren, tieferen Erzählungen. Die zweite Reihe enthält lehrhafte Stücke. Die dritte, an Umfang beträchtlich größer, erzählt auf 80 Seiten, wiederum in wohldurchdachtem Vorwärtsschreiten von einfachster zu verflochtener Handlung, die eigentlichen Kindermärchen. Die vierte Gruppe bringt in den Schwänken besondere Kostbarkeiten für das Kindesherz. Die fünfte umfaßt den größten Teil der ganzen Sammlung. Hier ersteht der eigentliche Märchenheld, der in seiner Kraft und Treue, in seinem Opfermut und in seiner Ausdauer den Gestalten der Sage nahe kommt. Die Schlußreihe läßt das schöne und reiche Buch, das mit seinen 22 Schwarz- und 4 mehrfarbigen Bildern nach Aquarellen von Georg Walter Rößner eine Schatzkammer für Kinder, Mütter und Märchenfreunde ist, ganz in Anmut, Fröhlichkeit und Schönheit ausklingen.

Die Auswahl Severin Rüttgers in dem prächtigen Gewande, das ihr der Verlag gegeben, dürfte nicht leicht zu überbieten sein. Ihr nahe kommt in der Vornehmheit der Aufmachung und in der Trefflichkeit der Bilder die im Verlage Rascher & Cie., Zürich und Leipzig, herausgebrachte Sammlung ‚Märchen der Brüder Grimm'. Anna Maria Ernst-Jelmoli hat ausgewählt. Jakob Ritzmann schuf 8 mehrfarbige und schwarze Illustrationen. War es ein besonderes Verdienst Severin Rüttgers, in der Ordnung seiner Sammlung eine Art „Pädagogik des Märchens" geliefert zu haben, um mit Joseph Antz zu sprechen, so folgt diese Auswahl mehr den Spuren der Brüder. Sie vereint in den 38 Stücken die schönsten, aber auch die bekanntesten der 50 Kinder- und Hausmärchen zu einem duftigen Strauß. Leitgedanke scheint hier gewesen zu sein, kindernahes und handlungsstraffes Geschehen zu bevorzugen, und so dürfte in der Tat jedes Märchen dieser Sammlung schon darum die volle Freude und das ganze Interesse des Kindes haben, dem auch dieses schöne Buch, das leider die etwas kalten lateinischen Drucktypen gewählt hat, eine köstliche Feiergabe sein wird.

Was die deutschen und besonders die Grimmschen Märchen unseren Kindern geben, das Erleben der Jugendzeit unseres Volkes mit all den Wonnen einer waldschönen Volkskindheit, das vermag kein ausländisches Märchen auch nur annähernd zu bieten. Die üppigste Farbenpracht, die ausländische Phantasie ausstreut, kommt nicht an gegen den schlichten, innig rührenden oder schalkhaft heiteren Herzenston der deutschen Seele. Das besagt freilich nicht, daß wir an dem wertvollen Märchengut des Auslandes vorbeigehen sollen, besonders nicht, wenn

---

* Nähere Angaben über Verlag, Seitenzahl, Preis des Buches am Schluß des Aufsatzes.

es solchen Ruhm genießt, wie die älteste in Europa eingeführte Märchensammlung, die Erzählungen von ‚Tausend und eine Nacht'. Die große Reclam-Ausgabe in 24 Bänden, aus dem Arabischen von Max Henning übertragen, enthält sämtliche, aus den verschiedenen Handschriften bekannten Geschichten der weltberühmten Sammlung. Ein Werk, das in erster Linie den Wissenschaftler interessiert. Für Jugendliche ist diese Urfassung nicht handlungsreich genug und in der Offenheit, mit der das Morgenland natürliche Dinge behandelt, nicht gefahrlos. Eben der unverschleierten Erotik wegen und besonders auch, weil so manche deutsche Ausgaben nicht auf die ältesten Handschriften zurückgehen, sondern Uebersetzungen aus unzuverlässigen Quellen sind, gibt es wenig brauchbare Ausgaben für Kind und Haus. Auch die Auswahl von Wilhelm Fronemann befriedigt nicht ganz. Der Herausgeber wählte aus der großen Reclam-Sammlung acht Erzählungen aus und vereinigte sie in dem Bande ‚Die schönsten Geschichten aus Tausend und eine Nacht'. Hans Pellar schuf acht farbige Bilder dazu. Die Auswahl wendet sich an die Jugend von etwa 13—16 Jahren. Besonders die Knaben dürften an der Farbenschönheit der fernen Wunderwelt ihre Freude haben. Die Erzählungen haben Novellencharakter mit reicher abenteuerlicher Handlung und sind nicht mehr Märchen in unserem deutschen Sinne. Die der Jugend schon öfter in die Hand gegebenen Erzählungen ‚Sindbad der Seefahrer' und ‚Aladdin und die Wunderlampe' dürften die Besten sein. ‚Dschanschahs Geschichte' ist eine morgenländisch heiße Liebesnovelle, die nicht in allem für Kinder geeignet ist. Reife Leser werden durch die Ausgabe bestens eingeführt in die Welt des berühmten Wunderwerkes. Sie bietet Urfassung, erleichtert in guten Erklärungen das Verständnis und ist vortrefflich ausgestattet.

Einen ganz neuen Garten, eine farbenbunte Welt von Schönheit und Abenteuerlichkeit tut die bekannte Märchenerzählerin Lisa Tetzner in ihrem großen und reichen Buche auf ‚Die schönsten Märchen der Welt für 365 und 1 Tag'. Der Wert der bei Diederichs in Jena verlegten Sammlung liegt zunächst darin, daß sie der deutschen Mutter, die nach neuen Märchen zum Erzählen begierig ist, und dem Kinde, das seine Phantasie über Bekanntes und Langvertrautes hinaustragen möchte, eine Fülle neuer Erzählungen aus dem Märchenschatz der ganzen Welt gibt, die bisher kaum andern als Forschern und Liebhabern bekannt waren. Hinter dem Werke steht die große, mehr als 30 Bände fassende Sammlung des gleichen Verlages ‚Märchen der Weltliteratur', aus der diese Erzählungen für das deutsche Haus ausgewählt sind. Unter den 181 Geschichten stehen die besten der nach den Brüdern Grimm gesammelten Volksmärchen (von ihnen selbst enthält das Werk, das durchaus neu ist, nichts). Eine Aufteilung des gewaltigen Stoffes dieses ersten Bandes, dem ein zweiter in diesem Jahre folgen soll, der hier aber leider noch nicht vorliegt, auf die einzelnen Volksstämme ist in mancher Beziehung interessant. 29 Märchen sind deutsch, 3 österreichisch, 18 nordisch, 3 englisch, 7 irisch, 8 isländisch, 9 finnisch, 4 lettisch, 2 litauisch, 12 russisch, 6 kaukasisch, 6 turkestanisch, 4 vom Balkan, 5 türkisch, 5 griechisch, 1 tschechisch, 11 französisch, 5 afrikanisch, 2 von den Südseeinseln, 4 chinesisch, 2 buddhistisch, 4 indisch, 10 malaiisch, dazu kommen 10 Zigeuner-, 10 Indianer- und 1 Eskimomärchen. Die ganze Welt kehrt also mit diesem Buch, der eigentlichen Märchenbibel, in das deutsche Haus ein. Die Zahl der deutschen und germanischen Märchen, die ein reichliches Drittel ausmachen, sichert ihnen gottlob eine bevorzugte Stellung. Ihnen am nächsten dürften die russischen stehen, die bekanntlich gegenüber den südländischen und morgenländischen von den deutschen nur unwesentlich verschieden sind, wie eingehende vergleichende Untersuchung be-

wiesen hat. Aus den unserm Denken fernerstehenden Kulturen hat Lisa Tetzner im allgemeinen nur Stoffe ausgewählt, die durch den Reiz der fremden Natur oder die Eigenart des Menschenschicksals unser Interesse haben. Ob freilich dieses fremde Volksgut je so stark sein wird, in unserer Erde Wurzeln zu schlagen, das wird erst der Widerhall zeigen müssen, den es in den deutschen Herzen findet. Von großem Nutzen war der Herausgeberin der Umstand, daß sie ihre Auswahl nicht nur aus der Wissenschaft holte, sondern in lebendigem Erzählen vor Kindern und Erwachsenen die Güte und Kraft der einzelnen Geschichten erproben konnte. Um das Hineinwachsen in unseren Lebenskreis zu erleichtern, richtet sich das Buch, so weit als angängig, nach unseren Jahreszeiten. Die südlichen Tier-, Wald- und Naturmärchen treten im Sommer stärker hervor, Menschenschicksale und Abenteuer dagegen im Winter. Auch wechseln lange Märchen mit kurzen, ernste mit fröhlichen so, daß die längsten Geschichten für die Winterabende sind. Die bekannte Märchendarstellerin Maria Braun schuf einen neuen Typ der Märchenhelden in ihrer für das erste Betrachten derben Art. Sie sieht die Welt des Märchens bäuerlich realistisch und oft grotesk. Auch hier ist künstlerisch wertvolles Neuland, das erst langsam erobert werden will, um, wie das ganze Buch, die Heimat im deutschen Hause zu finden, die Märchen und Bildern gebührt.

Wenn auch heute kaum noch Zweifel darüber bestehen, daß die Volksmärchen wie die Volkslieder ihre äußere Form von einer Hand erhielten, so ist es doch ein weiter Weg von diesem aus vollem Herzen Schaffenden bis zum Märchendichter unserer Tage. „Einen Dichter, der die Kultur unserer Zeit empfangen hat und sogleich so urtümlich empfindet, daß er selbsterlebte und selbsterschaffene Märchen mit der vollen Wahrheit und Treuherzigkeit erzählen könnte, die uns so sehr bezaubert und rührt, hat es noch nicht gegeben, und er wird wohl auch erst in jener Zukunft möglich sein, der das Wunder wieder zur zweiten Natur und das Gesetzmäßige zum Wunder geworden ist", sagt Ricarda Huch. Goethes Märchen in den Novellen der Ausgewanderten, das den Romantikern Muster war, ist nie Volksgut geworden und wird es ebensowenig werden, wie die symbolischen und allegorischen Gebilde der Romantiker. Ihnen fehlt die rührende Schlichtheit des einfachen Herzens. Der Däne Hans Christian Andersen hatte ein begnadetes Maß davon, und das rückt seine Märchen in die Nähe der Volksschöpfungen. Besonders im stammverwandten Deutschland haben sie die Jugend für sich gewonnen, was die vielen Neuausgaben zu seinem Jubiläumsjahr beweisen.

Es geht freilich nicht an, wie Eduard von der Hellen in der Einleitung seiner von der Deutschen Verlags-Gesellschaft herausgebrachten Auswahl tut, sie höher zu stellen „als jenes alte, naturwüchsige, oft knorrige und derbe Erbgut, um ihrer künstlerischen Vollendung willen". Gerade die Tatsache, daß sich der Dichter nicht völlig hinter seinen Geschichten verbergen kann, sondern manchmal eine dem Kinde nicht verständliche Symbolik hineinträgt, sie auch oft zu Gefäßen seiner eigenen schmerzlich wehen Erlebnisse werden läßt oder leise lehrend aus ihnen spricht, läßt sie hinter die Grimmschen Märchen weit zurücktreten. Jeder, der sie einmal Kindern in die Hand gab, wird das bestätigen und wissen, daß sie kaum für das eigentliche Märchenalter, bis zu etwa 13 Jahren, passen, wohl aber mit besonderem Nutzen für die Zeit darüber hinaus, wenn genügend Besinnlichkeit aufgebracht wird. Die Sammlung von Eduard von der Hellen, mit 12 ganzseitigen Farbdrucken nach Bildern von Arthur Scheiner, bringt auf 307 Seiten 47 Märchen, die besten des Meisters in der gut getroffenen Nacherzählung des Herausgebers.

Der um das wertvolle Jugendbuch verdiente Schaffsteinsche Verlag stellt der

hervorragenden Ausgabe Grimmscher Märchen ein prächtiges Gegenstück zur Seite in seiner Andersen-Ausgabe, die Heinrich Weitkamp besorgte. Sie enthält 49 Märchen und Erzählungen. Dem, einem alten dänischen Volksmärchen nacherzählten ‚Däumelinchen' folgen in sinnvoller Steigerung vom Leichten zum Schweren Tier- und Blumenmärchen. Ihnen schließen sich Geschichten aus dem Kreis des Menschenlebens an, die wiederum abgelöst werden von Erzählungen, die tote Dinge wundersam beleben. Die letzten Geschichten sagen tiefernste Dinge von dem Sein und Sinn des Lebens. Dieser wohldurchdachte Aufbau, die sorgfältige sprachliche Nachformung, die guten Bilder, nach Aquarellen von Georg Walter Rößner, und nicht zuletzt der klare schöne Druck machen das umfangreiche Werk, das eine Wiedergabe der von Andersen selbst getroffenen deutschen Auswahl ist, zu einer Gabe von hohem Wert. Mit der von Eduard von der Hellen besorgten Ausgabe hat es 31 Erzählungen gemein. Die beiden Auswahlen enthalten wohl das Trefflichste der Kunst des großen Dänen.

Von Andersen zu Bonsels ist es ein weiter Weg. Ueber die Biene Maja braucht an dieser Stelle kaum noch Grundsätzliches gesagt zu werden. Die zarte, feine, wie eine Silbermelodie tönende Dichtung hat sich tief in die Herzen eingesungen. Diese Liebe zum Kleinen und Kleinsten, die tiefe Beseelung der Natur, die in jedem Blättlein wundersam singt, in jedem Tierlein lebt, liebt, leidet, streitet und stirbt, alles, um das wir dieses Märchen lieben müssen, verschließt uns nicht die Augen vor der Tatsache, daß hier die Natur selber zur Gottheit erhoben wird. Kindern wird diese letzte Grundstimmung des Märchens allerdings ebensowenig eingehen, wie sie den zarten Duft ganz begreifen werden. Die vorliegende Prachtausgabe mit 12 mehrfarbigen ganzseitigen Bildern von Maria Schenkel, die die Höhepunkte im Leben der kleinen Biene Maja köstlich wiedergeben, wird die Freude an dem Werk nur noch erhöhen.

Als die Frühromantiker den Weg zum Märchen fanden, wurde von ihnen oft die Frage gestellt: Warum solle nicht auch der moderne Mensch seine Märchen haben? Märchen, an die man andere Anforderungen stellen dürfe, ja müsse, als an die alten Volksmärchen? Was sie aber reizte, war nicht der „kindisch-bunte Putz des mit seltsamen Blumen bestickten Märchenkleides", sondern die unter ihm verborgene Schönheit. Friedrich Schlegels Wort war ihnen Leitstern: „Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiel der Welt, in dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk. Mit anderen Worten: Alle Schönheit ist Allegorie!" Wenn Heinrich Kautz es heute wagt, uns Industriemärchen zu schaffen, den feinsten und tiefsten Ausdruck also zu finden für das noch so junge Zeitalter von Eisen und Kohle, so ist er sich der ungeheuren Schwere dieser Aufgabe gewiß bewußt gewesen. Er brachte wie kaum ein anderer die seelische Berufung dafür mit. Er, der um die Seele des Industriemenschen, um die Seele der Industrie selbst heiß und unablässig gerungen hat und in ihre Tiefen schauen durfte wie wenige. Aber hat er, der uns wegweisende erzieherische Werke schenkte, zur seelischen auch die dichterische Berufung in sich, die hier nötig war? Nicht in allen der 19 Märchen, die er uns in einem stattlichen Bande vorlegt, ist sie völlig erwiesen. Aus vielen spricht echtes Dichtertum, das die Welt des Rauches und Rußes wundersam verklärt. Am trefflichsten gelungen sind die kürzeren und einfachen Geschichten, vom ‚Eisenfresser' etwa, von der ‚Riesenfaust' und manche anderen. Hier ist wirklich ein Stück unserer Arbeit und Technik, und mithin unserer Kultur, ins Märchen gehoben, das kindesgemäß und volkstümlich gestaltet ist. Heinrich Kautz hat den Ruhm, der Literatur einen neuen Strom zugeführt zu haben. Was aber mehr ist, er gab in seinen Industriemärchen

ein Werk, das nicht nur den Menschen unter den Schloten, sondern auch vielen anderen die Welt des Eisens und der Maschinen im Lichte zauberischer Sterne zeigt. Zu dem Text hätte eine kraftvollere Illustration besser gepaßt.

Eine Kostbarkeit von erlesener Art schufen Konrad Weiß, der Dichter, und Karl Caspar, der Zeichner, in dem Werke ‚Die kleine Schöpfung', das der Verlag Georg Müller leider nur in einer einmaligen numerierten Ausgabe von 300 Büchern herausbrachte, Felizitas, das Kind Caspars, ist die kleine Heldin dieser lerchenflügelleichten und doch tiefschweren, taglichten und dunkelschönen Verse von Konrad Weiß. Im Traum erlebt sie die Schöpfung und wandert mit Hahn, Taube und Lamm durch die gottschöne Welt — das ist oft apokalyptisch tief. Da stehen Verse, so kindlich hell, die nur durch die eigenwillige Interpunktion ein wenig fremd scheinen:

Winke winke wie wie weit
ist schon fort die liebe Zeit,
kaum daß dies gesprochen war,
kam mit Gag die Hühnerschar.

Welch tiefe Lyrik — aber wie fern dem Kinde — ist dies:

Mit dem Sternenuhrwerk stumm
wandert nachts der Himmel um,
als ein Brunnen in die Zeit
gießt sich aus Geborgenheit.
Alles geht auf einer Spur,
öffnet sich und schließt sich nur
zu, nachdem es in Gestalt
eine Zeit dahingewallt.

Die Federzeichnungen von Karl Caspar wurden in Holz geschnitten und von den Holzstöcken gedruckt. Sie bilden den Traumweg des Kindes stark und tief nach und sind wertvolle Gaben reifer Künstlerschaft und Zeugnisse schöner Menschlichkeit. Das prachtvolle Werk, das nicht mehr eigentliche Märchendichtung ist, sondern eine Symphonie aus Traum und Leben und ahnungsvollem Kindesschreiten, zu dem Gott lächelt, ist für wenige, die es zu werten wissen, ein reicher und reiner Genuß.

Folgende Bücher wurden besprochen:

1. Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit 22 Schwarzweiß- und 4 mehrfarbigen Bildern in Offsetdruck nach Aquarellen von Professor Georg Walter Rößner. Verlag Hermann Schaffstein, Köln. Mehrfarbiger Einband von Professor Georg Walter Rößner. Quartband, 344 S. In Halbleinen M. 7,50, Ganzleinen M. 8,50.
2. Märchen der Brüder Grimm. Ausgewählt von Anna Maria Ernst-Jelmoli. Mit 8 mehrfarbigen und 8 schwarzen Illustrationen von Jakob Ritzmann. Verlag Rasche & Cie. A.-G., Zürich und Leipzig. Mit mehrfarbigem Umschlag. 244 S. und Worterklärungen. In Leinen M. 6,80.
3. Die schönsten Geschichten aus Tausend und eine Nacht. Aus dem Arabischen übertragen von Max Henning. Ausgewählt von Wilhelm Fronemann. Mit 8 farbigen Bildern von Hans Pellar. Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig 1926. 440 S. Preis in Leinen M. 6,80.
4. Die schönsten Märchen der Welt für 365 und 1 Tag. Herausgegeben von Lisa Tetzner. Reich illustriert von Maria Braun. Band 1. (Die Märchen des 1.—181. Tags.) Verlag Eugen Diedrichs in Jena. 1926. 552 S. Großoktav. Leinen M. 15,—.

5. H. Chr. Anderſen, Märchen und Geſchichten. Mit 20 Schwarzweiß- und mehrfarbigen Bildern in Offſetdruck nach Aquarellen von Prof. Georg Walter Rößner. Ausgew. von Heinrich Weitkamp. Verlag Hermann Schaffſtein, Köln. Quartformat. 434 S. Mehrfarbiger Einband von Prof. Georg Walter Rößner. In Halbleinen M. 9,50. In Ganzleinen M. 10,50.
6. Anderſens Märchen. Ausgewählt, geformt und eingeleitet von Eduard von der Hellen. Mit 12 ganzſeitigen Farbdrucken nach Bildern von Arthur Scheiner. Union, Deutſche Verlags-Geſellſchaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig. 307 S. In Leinen M. 8.80.
7. Waldemar Bonſels, Die Biene Maja und ihre Abenteuer. Mit 12 mehrfarbigen Bildern von Franziska Schenkel. 650.—654. Tauſend. Deutſche Verlagsanſtalt Stuttgart, Berlin und Leipzig. 154 S. Leinen M. 6.50.
8. Heinrich Kautz, Induſtriemärchen. 196 S. Bildſchmuck von Max Teſchemacher. Kevelaer 1927, Verlag Butzon & Bercker. Gbd. M. 6.—.
9. Konrad Weiß und Karl Caſpar, Die kleine Schöpfung. Verlag Georg Müller, München. 1926. Großoktav. Einmalige numerierte Auflage von 300 Büchern. 71 S. Ganzpergament. M. 70,—. Halbpergament M. 45,—.

Heinrich Luhmann.

Zur Frage der Büchermarktorganisation

Mit ernster Sorge erfüllen uns die Fragen der modernen Literatur. Wir vermissen den großen Gestalter, wir scheuen die vielen Unberufenen, die zur Feder greifen und suchen vergeblich nach einer zusammengeschweißten Bindung von Literatur und Volk.

Wie um den inneren Wert des Buches, so geht auch um Aeußeres Kampf und Sorge. Krieg und Inflation und die schon länger und auch heute noch herrschende Wirtschaftskrisis haben auf dem Büchermarkt Erscheinungen zur Folge gehabt, die ernstlicher Erwägung bedürfen.

Greifen wir zurück! Die sogenannte kapitalistische Wirtschaftsordnung kennt kaum einen anderen Weg des Buches als den vom Produzenten (Verleger) über den Händler (Sortimenter) zum Konsumenten (Buchkäufer). Erst beginnende Ueberproduktion in der freien Buchwirtschaft hat andere Maßnahmen aufkommen lassen, die eine Beschneidung der freien Konkurrenz zum Ziel haben.

Wir müssen da unterscheiden zwischen staatlichen Eingriffen, zwischen privaten Verlegerzusammenschlüssen, solchen von Verlegern und Sortimentern, von Sortimentern allein und endlich von Buchkonsumenten. Alle bezwecken eine Regelung, sei es der Produktion, sei es des Absatzes, sei es beider Faktoren.

1. Der Staat ist bisher nur in Rußland auf die generelle Organisierung sämtlicher Wirtschaftszweige,, so auch des Buchwesens, verfallen, hat aber heute schon bestimmte Gebiete der Buchproduktion dem privaten Unternehmertum zurückgeben müssen, da dieser Zweig als Ganzes noch nicht reif zur Verstaatlichung war.

Anders sind die Versuche verschiedener Länder, staatliche Schulbuchverlage einzurichten. Dabei waren kulturelle, politische und wirtschaftliche Gründe maßgebend. Es ist auch nicht zu verkennen, daß bei diesen Versuchen schon eher ein gangbarer Weg zu finden gewesen wäre, obgleich die Gefahr der geistigen Stagnation bei mangelnder Konkurrenz auch in diesem Teil des Buchgewerbes nicht von der Hand zu weisen war. Die meisten Versuche sind jedoch gescheitert, so auch in Deutschland. Die Zeit war eben noch nicht reif, immerhin werden ähnliche Pläne wohl immer wieder auftauchen, vielleicht auch einmal zur Durchführung gelangen, wenn die Volkswirtschaft sich noch zu weiterer Vereinheitlichung entwickelt.

2. Andere Versuche zur Regelung der Produktion lagen bei den Verlegern selbst. Ziel war die Festigung der Marktstellung, Einschränkung des Risikos, Stärkung der Wirtschaftlichkeit. Es bildeten sich Verlegervereine, wie z. B. der Deutsche Verlegerverein, und auf der anderen Seite Zusammenschlüsse einiger weniger Firmen unter einem Namen, wie z. B. die Firma Walter de Gruyter & Co., die Deutsche Verlagsanstalt oder der Verlag Kösel & Pustet in München und Regensburg. Die Firma Walter de Gruyter & Co. vereinigt in sich: die Firmen J. Guttentag, Veit & Co., Göschensche Verlagshandlung, J. Trübner, Georg Reiner.[1]

3. Als Beispiel für den Zusammenschluß von Verlegern und Sortimentern im weiteren Rahmen diene der Börsenverein der deutschen Buchhändler in Leipzig, als ein Beispiel im engeren die Verbindung des Verlags

[1] Zickfeldt, Die Umgestaltung des Buchmarktes durch Buchgemeinschaften und Fachvereins-Verlage. Osterwieck 1927, S. 21.

Kösel & Pustet und der Literarischen Anstalt der Firma Herder & Co. in Freiburg mit den ihnen angeschlossenen Sortimenten im In- und Auslande.

4. Der Handel als solcher ist dem Zusammenschluß nicht so günstig wie die Industrie, so kennt auch das Sortiment weniger und erst später gewisse Vereinigungen. Erst 1916 hat sich der vertreibende Buchhandel in der Deutschen Buchhändlergilde einen umfassenden Verband geschaffen, im einzelnen kennen wir z. B. städtische Zusammenschlüsse der Sortimenter, wie etwa in München, Bremen oder Dresden.

Fassen wir all diese Verbände und Vereinigungen zusammen, so ergibt sich als Hauptmerkmal folgendes: Man kann ihnen zwar einen gewissen Einfluß auf die Marktregelung im Buchgewerbe nicht absprechen, doch rütteln sie in keiner Weise an der Wirtschaftsorganisation im Buchwesen als solcher: an dem Weg des Druckerzeugnisses vom Verleger über den Sortimenter zum Buchkäufer.

5. Anders ist es mit den Buchverbänden. Auch sie sind wie jene Vereinigungen Produkte der Krisen, Kinder der Not. Aber mit ihnen taucht ein neues Moment auf, das der teilweisen Umgestaltung der Wirtschaftsorganisation.

Schon vor dem Kriege gab es in Deutschland Ansätze zu Buchgemeinschaften, doch blieben sie ohne Bedeutung, wenn wir von den Fachvereinsorganisationen usw. absehen wollen, die aber wieder besonderen Charakter trugen.

Erst die Inflation hat die heute allgemein bekannten Buchgemeinschaften zutage gefördert, und zwar als Konsumentenzusammenschlüsse unter Ausschaltung des Zwischenhandels.

Der Buchkäufer war gerade in der Inflation kaum in der Lage, seinen Bedarf an Lesestoff zu decken. Waren die Bücher zwar im üblichen Handel relativ billig, so doch für fast jeden Buchliebhaber trotzdem unerschwinglich, da die breite Masse bestenfalls ihr Existenzminimum verdiente. Bücher waren „Luxus". Selbst nach der Geldstabilisierung sind in Deutschland die Einkommensverhältnisse durchschnittlich noch so niedrig, daß dieser Umstand eine Begünstigung der Buchverbände bedeuten mußte. Buchkaufinteresse ist vorhanden — Gehälter sind gering — die Buchverbände bieten billigere Bücher — daher strebt man diesen zu. Ihre besondere Bedeutung liegt also in der billigeren Produktion. Diese ist einmal möglich durch Ausschaltung des Zwischenhandels und des Absatzrisikos, da Lieferung an einen festen Kundenkreis erfolgt, zum anderen durch Masseneinkäufe und Massenproduktion der Ware Buch.

Man unterscheidet Buchgemeinschaften mit spezieller Verpflichtung zum Kauf, wie etwa den „Volksverband der Bücherfreunde", der seine Mitglieder, wenigstens bis vor kurzer Zeit, an eine Buchreihe von 4 Pflichtexemplaren im Jahre band, und Buchgemeinschaften mit genereller Verpflichtung zum Kauf, wie etwa die Deutsche Buchgemeinschaft, die von vornherein aus einer größeren Reihe jährlich herausgegebener Bücher die Wahl von mindestens 4 Büchern im Jahre anbot.

Zwischen diesen beiden Extremen gibt es eine Reihe von Mischtypen, die der einen oder anderen Form mehr oder weniger gleichen.

Die Buchgemeinde des Borromäus-Vereins hat, ähnlich wie der Volksverband der Bücherfreunde, spezielle Verpflichtung zum Kauf. Ihre Sonderheit unter den Buchverbänden liegt aber einmal in ihrer konfessionellen Einstellung, die die Geistesrichtung der Buchgaben bestimmt, und ferner darin, daß sie nicht wie die anderen Gemeinschaften größtenteils belletristische, sondern jedes Jahr im gleichen Maße religiöse, belehrende und unterhaltende Werke

herausgibt. Damit ist die Buchgemeinde auch als Kulturfaktor gekennzeichnet, zumal da man von einer hohen Linie ihrer Veröffentlichungen sprechen kann.

Man sieht an den Buchverbänden im allgemeinen mit Vorliebe nur die Grenzen ihres Könnens. Sie sind wie alles Neue, Aufstrebende, wie alles, das andere Zweige zu verdrängen droht, heiß umstritten und der schärfsten Kritik ausgesetzt. So kennt heute jeder aus dem Munde der Gegner die Schlagworte „Uniformierung des Geschmackes", „geistiger Zwang" usw.

Ohne Zorn und Eifer kann man den Kern der Sache etwa so fassen: Die Buchgemeinschaften haben eine ganz bestimmte Aufgabe zu lösen, sie liefern dem Konsumenten billige, dabei gut ausgestattete Bücher möglichst allgemeinen Interesses. Mehr oder weniger sollen und wollen sie nicht. Selbstverständlich sind sie eine Konkurrenz des sowieso schon unter der allgemeinen Wirtschaftskrise leidenden Sortiments, weniger, aber auch vielleicht in gewissem Sinne, eine Konkurrenz des Verlags. Es mag sogar sein, daß das eine oder andere Sortiment direkt oder indirekt durch die Buchgemeinschaften zugrunde geht. Im einzelnen Falle ist dies tief bedauerlich; aber kein Wandel der Wirtschaftskonjunktur geht ohne Härten ab.

Das Sortiment als Ganzes kann jedoch nach menschlicher Voraussicht nicht verschwinden, wenn nicht die ganze bestehende Wirtschaftsordnung über Bord geworfen wird, und dafür sind wenig Anzeichen vorhanden. Die Aufgabe des Sortiments ist immer klarer die Befriedigung des differenzierten Buchgeschmacks, sei es des spezialwissenschaftlichen Bedarfs, sei es des belletristischen besonderer Art.

Der Büchermarkt wird also aller Voraussicht nach in Zukunft ein Nebeneinander der alten Organisationen in Verlage, Sortimente (wenn auch letztere reduziert) und der neueren der Buchverbände aufweisen. Eine wesentliche Umgestaltung nach der einen oder anderen Richtung hin ist vor der Hand nicht zu erwarten, doch tut man gut, der Entwicklung der Dinge ein wachsames Auge zu leihen.

Hetta Wolff.

Die sowjetrussische Literatur

Die russische Literatur erlebt heute eine schwere Krise, die auf verschiedene Ursachen zurückzuführen ist. Auf die ungeheure Spannung der Revolutionsdichter, die in ergreifenden Werken (Boris Pilnjak: ‚Das Hungerjahr'; Wsewolod Iwanow: ‚Der gepanzerte Zug'; Nikitin: ‚Russische Nächte', u. a. m.) das Chaos des Bruderkampfes schilderten, folgt eine Periode der Erschlaffung. Auch das Leben Rußlands hat sich geändert. Draußen tobt nicht mehr die Revolution. Der Nep (die neue ökonomische Politik) beherrscht das Treiben in den Städten, und die neue Mittelklasse der Nepleute, die sowjetistische Bourgeoisie, bietet zwar Anlaß für kommunistische Satire, kann aber nicht mehr den von gewaltigen Erlebnissen aufgewühlten Künstlern ernsten Stoff zu dichterischer Gestaltung liefern. Andererseits sind die äußeren Bedingungen des künstlerischen Schaffens sehr erschwert. Denn es wird gegen die Hauptvertreter der russischen Literatur, die sogenannten Poputschiki (Mitläufer der Bolschewiki; Terminus Trotzkis) mit den schärfsten Mitteln eine Campagne seitens der offiziellen Ueberwacher des russischen Literatur- und Kunstlebens geführt, die darauf hinzielt, die Freiheit des künstlerischen Wortes zu knebeln, die Poputschiki aus dem Lande zu verbannen und auf diese Weise der Entwicklung der russischen Literatur ein jähes Ende zu bereiten. Das ersieht man aus den jüngsten Beschlüssen der Tagung allrussischer Schriftsteller, die von engstem Polizeigeist der G. P. U. (Tscheka) diktiert sind. Charakteristisch ist, daß die Gruppe „Oktober", die diese Bewegung eingeleitet hat, keine einzige hervorragende Leistung auf literarischem Gebiet aufweisen kann, während die Poputschiki große Talente zählen, die die Tradition der russischen Literatur im Sinne Gogols und Dostojewskis weiterführen.

Die ebengenannten offiziellen Vertreter der russischen Literatur, die Dichter „des Kampfes und der Arbeit", der materialistisch verstandenen kosmischen Weltauffassung, sind, da ihnen jegliche Ueberlieferung fehlt, nicht imstande, eine proletarische Kunst zu schaffen. Die meisten von ihnen gebärden sich revolutionär, die anderen sind romantisch, mystisch, wie zum Beispiel die Dichter Philiptschenko und Gerassimow (Gruppe der „Schmiede"). Bezeichnend ist, daß selbst Trotzki in seinem bemerkenswerten Buch ‚Literatur und Revolution' das Wollen der proletarischen Dichter rein negativ bewertet; er verneint überhaupt die Möglichkeit einer proletarischen Kunst, trauert ihr auch garnicht nach, denn laut der Dialektik von Marx hat das Proletariat die Macht ergriffen, nicht um eine Klassenkultur, sondern eine allmenschliche zu schaffen. Es erübrigt sich, auf diese Erscheinungen weiter einzugehen, und wir wenden uns jetzt den Poputschiki zu.

Die schweren Verfolgungen, denen diese Dichter ausgesetzt sind, belasten ihr künstlerisches Bewußtsein. Die Stoffwahl ist beschränkt. Sie sind gezwungen, sich der marxistischen Ideologie anzupassen, oder jegliche Ideologie, soweit es möglich ist, zu vermeiden. Das führt zur Ausschaltung heroischer Motive und großangelegter Persönlichkeiten. Kleine Menschen werden gesehen und gestaltet in ihrer Tragik, in ihrer Unbeholfenheit den chaotischen Geschehnissen gegenüber.

Ich nenne an erster Stelle Leonid Leonow, einen blutjungen Dichter, der in den Bahnen der Großen wandelt und in seinen Werken das prophetische Sehertum eines Dostojewski offenbart. Die Revolution ist für ihn ein riesiges Kreuz, auf das die Mitki, Nikitki, Aleschi, Elena, so heißen seine unbedeutenden Helden, gespannt werden. Sie alle sterben. So wenig hofft er auf die Zukunft, so stark ist sein Glaube an die erlösende Macht des Todes. Er ist psychologischer Realist seiner Arbeitsmethode nach — mystisch ist aber sein großes inneres Erleben. (‚Das Ende eines kleinen Menschen'; ‚Aufzeichnungen einiger Episoden aus dem Leben der Stadt Gogulewo'.) Wie schon gesagt ist er noch nicht ganz selbständig, steht unter dem Einfluß von Dostojewski und den großen Satirikern, aber wir ahnen Riesenkräfte, deren der Dichter selbst noch nicht bewußt ist.

Noch ein Name, diesmal gehört er einer Frau, scheint uns viel zu versprechen: Sseifullina. Zwar ist auch sie nur eine „Mitläuferin", steht aber der bolschewistischen Ideologie näher als Leonow und verfällt dadurch in gezwungene Tendenz. Das ist ihre schwache Seite, die aber aufgewogen wird durch die großen künstlerischen Mittel, die ihr zur Verfügung stehen. Ihr letztes

Prosawerk ‚Wirineja' ist nicht ihr stärkstes, aber doch charakteristisch für diese Schriftstellerin, nicht nur rein formal, sondern des Milieus willen, das sie schildert. Wirineja selbst ist eine sibirische Bäuerin — schweres nordisches Blut — unruhig — unzufrieden — suchend. Sie wird Bolschewistin, und in der Gefahr, im blutigen Kampfe findet ihr ruheloses Wesen Befriedigung. Wir erleben ihr schicksalhaftes Ende, und auf eine Weise, die uns überzeugt und innerlich erschüttert. Sie kann sich von ihrem Kinde nicht trennen, sie bleibt im feindlichen Lager und wird getötet. Die Liebe zum Kinde, die Liebe, die stärker ist als der Tod, siegt in den weißen, verschneiten Feldern Sibiriens.

Zu den jungen und hoffnungsvollen gehört auch K. Fedin. Seine Erzählung ‚Die Stille' (in der Zeitschrift Rußki Sowremeink Nr. 4) zeigt einen Meister der alten Schule. Seine Schreibweise gemahnt an Turgenjew, der den Verfall der adligen Nester schildert. Er erzählt, wie zwei Menschen, die einander früher Unrecht getan haben, sich nach dreißig Jahren gealtert, ausgeplündert, von Gott und Menschen verlassen, in der öden russischen Wüstenei wiederfinden in wahrer hingebungsvoller Güte.

Ferner ist die künstlerische Behandlung von religiösen Stoffen und Fabeln zu erwähnen. Dies geschieht nicht immer behutsam und pietätvoll. Allein schon das Bedürfnis nach religiösen Bildern und Gleichnissen (der ‚Einsiedler' von Gorki; ‚Wie der Mönch Erasmus geheilt wurde' von Samjatin) zeigt, daß die Quelle des innerlichen, vergeistigten Lebens nicht verschüttet ist. Der eben erwähnte Samjatin hat vor kurzem in seiner Erzählung ‚Das Wichtigste' einen Versuch gemacht, die alte Form zu durchbrechen. Er vernachlässigt bewußt die Einheiten der Zeit und des Raumes, indem er in derselben drei verschiedene Handlungen aufeinanderstoßen läßt. Dieser nicht mehr neue Versuch, er findet sich schon in ‚Kater Murr' von E. T. A. Hoffmann, ist nicht gelungen, denn die Erzählung zerstäubt in einzelne Episoden, deren Ablauf wir als Weltgeschehen begreifen, die wir aber in keinen Zusammenhang bringen können. Wir erwähnen diese Erzählung, die zum Hauptinhalt die Unterdrückung eines Bauernaufstandes hat, weil wir in ihr die Einfühlung des Dichters in die Natur bewundern und seine tiefe Einsicht in menschliches Tun, wobei Liebe „das Wichtigste" ist.

Von allgemeinem Interesse ist die Stimme Gorkis, die in den unerquicklichen Streit um die verstorbene Gattin Tolstois eingreift. Es ist eine ruhig gehaltene aber von künstlerischem Verstehen getragene Apologie. Ihr Schluß lautet folgendermaßen: „Schließlich, was ist geschehen? Nur das, daß eine Frau, die 50 schwere Jahre mit einem großen Künstler, einem äußerst seltsamen unruhigen Menschen gelebt hat, eine Frau, die seine tätige Mitarbeiterin war, schließlich müde geworden ist; daß sie, die Greisin, als sie sah, wie der Mann sich vom Leben abbröckelte, sich empörte; daß diese Entrüstung die Form des Wahnsinns annahm, so daß sie am Ende von allen verlassen einsam starb, und daß man sich nach ihrem Tode ihrer nur erinnert, um sie zu verhöhnen."

Im Rahmen dieses Artikels kann ich über Erscheinungen der Kunst nur knapp berichten. Dieselbe Gruppe, die die Literatur beherrscht, dirigiert auch die Kunst. Sie kämpft für die Rückkehr zum Realismus, eine einfache, klare, sogar naive, für die große Masse zugängliche Kunst. Der Expressionismus mit seinen Abarten wird verpönt und als dunkle, mystische Angelegenheit betrachtet. Als Autorität wird Hausenstein herangezogen: „Der Expressionismus ist der Anfang einer neuen religiösen Epoche der Menschheitsentwicklung, die dialektisch die Epoche des Positivismus ablöst" (s. Expressionismus in der Malerei). Eben hierin sehen die Bolschewisten eine Gefahr. Im Zusammenhang hiermit steht die kühle Aufnahme des Expressionismus, trotz seines revolutionären Inhalts, auf der deutschen Kunstausstellung in Moskau.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Adam, Karl: Christus unser Bruder. (Seele-Bücherei. Zur Auferbauung gesunden Christenlebens. Bd. 6. Herausgeber Dr. Alois Wurm.) 129 S. 16°. Regensburg 1926, Jos. Habbel.

Es bedeutet keine Entfremdung von der eigentlichen wissenschaftlichen Aufgabe des Theologen, wenn er gelegentlich auch dem weiteren Kreise der religiösen Menschen eine reife Frucht seiner Studien zum Genusse darreicht. An solcher Literatur ist kein Ueberfluß. Diejenigen unter den theologischen Forschern, welche aus freier Wahl und innerer Berufung einem so lebensnahen Gegenstande, wie es das katholische Dogma ist, sich verschrieben haben, werden das Bedürfnis empfinden und nicht unterdrücken, auch dem Leben der christlichen Gemeinschaft zu dienen. Eine solche reife Frucht haben wir in dem vorliegenden Büchlein. In vier Aufsätzen mit den Ueberschriften ‚Jesus und das Leben', ‚Das Beten Jesu', ‚Durch Christus unsern Herrn' und ‚Christus in der Kirche' werden uns tiefe Einblicke in das Seelenleben des Herrn und seiner Stellung im liturgischen Leben und in der kirchlichen Gemeinschaft erschlossen. Die reichen Gedanken, in feiner Sprache und gemütvoller Ergriffenheit, aber ohne pathetischen Ueberschwang dargeboten, ruhen offenbar auf jener intimen Vertrautheit mit den heiligen Schriften, bei der nicht nur der Geist des Theologen, sondern auch das Herz des frommen Betrachters beteiligt ist.

Die ganze Größe und Lieblichkeit des menschlichen Charakterbildes Jesu, seine Haltung gegenüber dem Leben, der Natur, den Menschen, Freunden und Feinden, die ganze Innerlichkeit und kindliche Hingegebenheit wie auch die heroische Herbheit in dem Gebetsleben Jesu, der nur auf das sieht, was Gott will, die in der Liturgie fortlebende, aber in der privaten Frömmigkeit mehr, als gut ist, zurücktretende Verehrung „des Vaters durch den Sohn im Heiligen Geiste", die Beziehung Jesu als des „Erstgeborenen unter vielen Brüdern" zu den begnadeten Menschen, die hohepriesterliche Funktion der Menschheit Jesu und seine Stellung als das Haupt und „das eigentliche Ich" der Kirche und deren ursprüngliche Schöpfungen in Dogma, Sitte und Kultus und in ihrem Amts- und Sakramentsbegriff finden hier einen schwer übertreffbaren Ausdruck. Solche geistliche Nahrung ist für Priester und Laien gleich gesund.

Bonn. Arnold Rademacher.

Kleines Meßbuch für die Sonn- und Feiertage. Im Anschluß an das Meßbuch von Anselm Schott, O. S. B., mit Einführungen und Erklärungen herausgegeben von Pius Bihlmeyer, O. S. B., Mönch der Erzabtei Beuron. Schott Nr. 4. XII, 28*, 638 S. u. 1 Bild. 16°. Freiburg i. B. 1927, Herder. Gbd. in Leinwand mit Rotschnitt M. 4,—.

Hoppe, Alfred, Pfarrer i. R., Mein Meßbuch. 1. Bd. Enthaltend 72 Meßandachten für alle Sonn- u. Feiertage des Kirchenjahres. 1 Titelbild u. viele Kopfleisten und Bilder. 751 S. 16°. Winterberg, Wien u. Neuyork 1927, Kathol. Verlagsanstalt J. Steinbrenner.

Das kirchliche Stundengebet oder das römische Brevier, übersetzt und erklärt von Erzpriester Stephan, Dr. theol. u. phil. Bd. I. Advent bis Ostern. LXXII, 992, (160) S. u. 1 Bild. 8°. München 1926, Jos. Kösel u. Friedr. Pustet. Geh. M. 16,50; gbd. Leinen, Rotschnitt M. 19,50; Leinen, Goldschnitt M. 22,50; Leder, Rotschnitt M. 24,—; Leder, Goldschnitt M. 27,—.

Kirsch, Johann Peter: Die Stationskirchen des Missale Romanum mit einer Untersuchung über Ursprung und Entwicklung der liturgischen Entwicklungsfeier. (Ecclesia orans XIX.) XIV u. 272 S. 12°. Freiburg i. B. 1926, Herder. M. 4,60; gbd. M. 6,—.

Das kleine Meßbuch für die Sonn- und Festtage ist entstanden, um denjenigen, denen

der große Schott zu teuer und kaum brauchbar ist, einen ausreichenden Ersatz zu bieten. Es gibt zur Einführung eine kurze, aber hinreichende Erklärung des hl. Meßopfers nach Wesen, Aufbau und äußerer Feier, des Kirchenjahres mit seinen Sonn-, Fest- und Feiertagen und den Stationskirchen und einiges zum Verständnis der Meßtexte und zu den Schlußformeln. Das eigentliche Meßbuch bringt die gleichbleibenden Teile der hl. Messe mit den verschiedenen Präfationen; abgekürzt sind am Schluß nochmals geboten die Gebete nach der gewöhnlichen stillen hl. Messe und zur Austeilung des Weihwassers, die Messen der Sonn- und Festtage in der Ordnung der Festkreise, d. h. alles, was sich im sogenannten Proprium de tempore findet, die Messen an den höheren Heiligenfesten, Messen bei besonderen Anlässen. Ein Anhang nimmt Rücksicht auf die privaten Gebetsübungen durch eine Beicht- und Kommunionandacht, durch Ablaßgebete, die bekannten Litaneien und einige Gebetsstücke, die bei öffentlichen Andachten verwendet werden. Das ganze Buch lehnt sich auch in seinen Erklärungen eng, meist wörtlich an den großen Schott an. Vom lateinischen Originaltext ist nur soviel aufgenommen als zur wirklichen Mitfeier des hl. Opfers, besonders beim Hochamt nötig ist. Bei der Einführung hätte noch mehr unsere gänzliche Abhängigkeit von Gott betont werden sollen, dem wir ganz gehören und dessen vollkommene Oberhoheit über uns wir nicht besser als durch das hl. Meßopfer ausdrücken können.

Anders ist das Meßbuch von Hoppe geartet. Es bietet auch die stets wiederkehrenden Gebete, den sogenannten Ordo lateinisch und deutsch. Von Meßtexten bietet er die für alle Sonn- und Festtage im Laufe des Kirchenjahres und einige wichtige Heiligenfeste und jene, die ihnen eigen sind, wie Eingang, Kollekte, Epistel, Graduale, Traktus oder Alleluja, Evangelium, Opferungsvers, Sekret, Kommunionvers und das Gebet nach der Kommunion, die sogenannte Postcommunio in deutscher Uebersetzung. Sie ist nicht glücklich zu nennen, manchmal ist sie holperig und trifft nicht den Sinn. Erklärungen sind keine beigefügt. Dafür ist jeder Messe ein Bild vorausgeschickt, das kurz erklärt wird und so in den Sinn anschaulich einführt. Die besonderen Kirchengebete sind verbunden durch Anmutungen und Gebete, die dem Charakter des jeweiligen Sonntags und Festes gut angepaßt sind. Für den Kommunionempfänger sind einige Gedanken und Anrufungen beigegeben, die irgendwie die jeweiligen Meßtexte benutzen. Das Buch, das keineswegs nach Inhalt, Form und Ausstattung empfohlen werden kann, ist trotzdem sehr geeignet, seine Benutzer in den Ideengehalt unserer Meßtexte einzuführen und die hl. Messe mit Interesse zu verfolgen und mitzufeiern.

Das kirchliche Stundengebet, das römische Brevier, auch weiteren Kreisen der Laienwelt zugänglich zu machen, ist die Aufgabe, die sich der leider zu früh verstorbene, um die liturgischen Bestrebungen hochverdiente Erzpriester Dr. Stephan und der mutige Verlag Kösel-Pustet gestellt haben. Das ganze Brevier ist nicht wie vielfach in vier, sondern in zwei Teile zerlegt. Der erste, vorliegende Teil umfaßt die Zeit vom ersten Adventssonntag bis Ostern, die besonderen Heiligenfeste vom 26. November, dem Fest des hl. Abtes Silvester bis zum Gedenken des hl. Bischofs und Kirchenlehrers Anselm am 21. April. Nach der Einleitung, die über die kirchlichen Stundengebete im allgemeinen, die Entstehung und Entwicklung der einzelnen Gebetsstunden, die Psalmen und die übrigen Bestandteile des kirchlichen Stundengebetes und ihr Verständnis, den Wert und die Bedeutung des Stundengebetes und seine Anpassung an die verschiedenen Tage und Feste unterrichtet und praktische Vorschläge für den Gebrauch des Werkes gibt, folgt das Allgemeine für die einzelnen Tage, dann das im Laufe des Jahres Abweichende und Besondere an den verschiedenen Tagen und Festen, das Besondere für die Heiligenfeste mit Ausnahme derer, die dem engeren Weihnachtsfestkreis beigegeben sind, endlich das Allgemeine für die verschiedenen Heiligengruppen. Das Buch ist nicht wissenschaftlich. Auch ist ihm die Uebersetzung nicht immer geglückt. Es ist für unsere Zeit eigenartig und darf, ja muß trotz sprachlicher Mängel begrüßt und empfohlen werden. Hoffentlich vollendet bald der zweite Band diese Brevierausgabe in deutschem Sprachgewande.

Während die bisher besprochenen Werke uns liturgische Texte der hl. Messe und des Stundengebetes bieten, schenkt uns Kirsch, der bekannte Universitätsprofessor in Freiburg-Schw., jetzt Direktor des päpstlichen archäologischen Instituts zu Rom, aus der

Fülle seines Wissens und seiner Vorarbeiten eine Bearbeitung der Stationskirchen im allgemeinen und der einzelnen Stationskirchen im besonderen. Jeder, der Interesse für die Kirche und ihre Einrichtungen hat, wird sich über die Angabe der einzelnen Stationskirchen freuen, dem Rompilger werden sie Führer und später angenehme Erinnerungsauffrischung sein. Die Stationskirchen und die Feiern in ihr haben auf die Gestaltung der römischen Messe und ihrer Teile großen Einfluß ausgeübt. Sie sind zugleich Ausdruck für die Einheit, die in Rom unter der Christengemeinde bestand. Das Werk hat vorzüglich historischen Wert.

Bonn. Hugo Dausend.

Liturgische Lebensweihe der katholischen Familie. Lateinisch—Deutsch. In Verbindung mit Erhard Drinkwelder, Erzabtei St. Ottilien, bearbeitet von der Münchener Bundesjugend des katholischen Frauenbundes. 206 S. 8°. München 1927, Theatiner-Verlag. Gbd. M. 6,—.

Herausgewachsen ist dieses Buch aus dem Bestreben einer empfänglichen Jugend, die den Wert und die Geschlossenheit eines Lebens im Geiste der Liturgie und mit ihr an sich erprobt hat, das christliche Familienleben von seinen Anfängen bis zu seinem Abschluß, in seinem ganzen Ablauf von den Gewohnheiten und Gebeten kirchlichen Gottesdienstes ganz zu durchdringen. Den reichen, ausgewählten Stoff ordnet es unter die fünf Gesichtspunkte: 1. Gründung der Familie. 2. Alltagsweihe und denkwürdige Tage. 3. Des Kindes Geburt und Wiedergeburt. 4. In Krankheit und Not. 5. Zur ewigen Heimat. Dem ganzen und jedem einzelnen Abschnitt ist eine besondere feinsinnige, wohlgeformte und gut unterrichtende Einführung vorausgeschickt. Die gut leserliche Uebersetzung kann jeder Kundige leicht am gegenüberstehenden Original prüfen. Jedes Familienleben bekommt seine gottgewollte innere und äußere Geschlossenheit und Schönheit wieder, wenn es sich dieses Buch zu seinem steten Wegführer und Genossen nimmt. Vom Standpunkt wahrer christlicher Volksbildung verdient es wärmste Empfehlung und tägliche, allgemeine Benutzung.

Bonn. Hugo Dausend.

Koch, Joseph und Maria: Der heilige Garten. Ein Büchlein frommer Freude und religiöser Belehrung für Mutter und Kinder. Mit vielen Bildern von Richter, Pocci, Dürer u. a. 118 S. Düsseldorf, Verlag der Kath. Schulorganisation. M. 2,50, gbd. M. 3,50.

Aus dem katholischen Kirchenjahr, den Gnadenquellen der Sakramente, vom Gebet wird hier den Eltern besonders mancherlei dargeboten und gezeigt, wie schön unser Glaube auch den Kindern ist und wie er ein rechter Nährboden für das Kinderleben sein kann. Manches ist recht glücklich geformt in kindlich verständlicher Sprache, wenn auch hie und da, wo die Wahrheiten nicht in Form von Geschichten dargeboten werden, die Worte noch etwas spröde sind. Wer sich als Mutter in das Büchlein versenkt, der wird viele Anregung für die religiöse Erfassung seines Kindes bekommen und zur Kindesseele die rechten Worte finden. So sei das Büchlein den Eltern herzlich empfohlen.

Bonn. Josef Zimmermann.

Weber, Eugen, P. S. M.: Vinzenz Pallotti. Ein Apostel und Mystiker. (1795—1850.) Mit einem Titelbild, 20 Tafeln mit 32 Bildern. XVI u. 398 S. 8°. Limburg/Lahn, Verlag Kongregation der Pallottiner. Gbd. in Ganzlwd. M. 6,—.

Lange Jahre hat P. Eugen Weber die Herausgabe dieses Buches durch Quellenstudien in Rom selbst, wo und von wo aus der Ehrw. Vinzenz Pallotti sein Lebenswerk durchführte, vorbereitet. So ist auch der umfangreiche schriftliche Nachlaß des Ehrwürdigen erstmalig in die Beschreibung seines heiligen Lebens hineingearbeitet. Das erhöht Wert und Reiz der Arbeit Webers, der man das Zeugnis nicht versagen kann, daß Gründlichkeit und Zuverlässigkeit ihren literarischen Charakter bestimmen. Vinzenz Pallotti selbst ist eine Synthese von glühender mystischer Gottesliebe und apostolischem Arbeitsgeist zur Rettung der Seelen. Was er einmal als Seelenführer einem Freunde für die Tage seiner Erholung schrieb, das war er selber: Gott einatmen und Gott ausatmen, in allem Gott finden und allen Gott mitteilen, eine Gottesatmosphäre um sich schaffen (S. 125). Dadurch wird der Mystiker gekennzeichnet, dessen Lebensprinzip,

Lebensinhalt und Lebensziel Gott und nur Gott ist. Die Gefahr, sich in stiller, weltabgewandter Beschaulichkeit auf Gott und sich selbst zu beschränken, trat Pallotti ernstlich nicht näher. Er war bei aller mystischen Glut ein Mann des höchsten Aktivismus, näher: apostolischer Seelsorge im Geiste und der Kraft des heiligen Paulus. Interessant, daß der Boden der ewigen Stadt Schauplatz seines persönlichen apostolischen Wirkens blieb, weiter interessant, daß er sich nicht gerne an ein Amt binden ließ, das ihn auf bestimmte Wege zwang. Wenn er sich aber zur Uebernahme eines Amtes verstanden hatte, dann gehörte er ihm und zierte es durch restlose Hingabe und apostolische Treue. Es scheint, daß er längere Zeit das ihm von der Vorsehung zugeteilte Apostolat nicht klar sah, er mag lange getastet und gesucht haben, bis das „Katholische Apostolat", in dem das moderne Laienapostolat eingeschlossen war, auf festen Füßen stand, ausgezeichnet durch den Segen der Kirche. Daß Enttäuschungen und Rückschläge nicht ausblieben, ist hier wie im Leben aller apostolischen Heiligen selbstverständlich. Aber der Segen des Himmels ruht bis zur Stunde auf der „Religiösen Missionsgesellschaft", der Pia Societas Missionum, wie das Katholische Apostolat seit 1854 genannt wurde. Die Verbreitung der Kongregation der Pallottiner und Pallottinerinnen P. S. M. in Deutschland seit 1892 gaben dem Werke Pallottis neuen Aufschwung, wenn auch das überreiche Lebenswerk des Ehrwürdigen nicht in seinem ganzen Umfange aufrechterhalten werden konnte. Möge die kommende Beatification dem Werke weitere Festigung geben!

Das Buch, das den Ehrwürdigen verherrlicht, gehört in den Kreis jener zahlreichen modernen Heiligenleben, die uns immer tiefer in die Ueberzeugung hineintreiben, daß mit allen feinst ausgeklügelten Organisationen und Methoden keine einzige Seele wirklich gewonnen wird. Heilige, die in und aus Christus leben, werden immer die erfolgreichsten Seelenjäger sein. Ein Fingerzeig, wo bei Erziehung und Bildung des modernen Klerus eingesetzt werden muß. Nicht die Wissenschaft, sondern die Nachfolge Christi wird die Palme erringen. Wer einem werdenden Priester Heiligkeitsstreben gibt, das in allen Lebensstürmen sich bewährt und ausreift, der sichert den Erfolg seiner seelsorglichen Arbeit, der wirkt als Apostel für die Rettung der unsterblichen Seelen.

Webers sorgfältigst ausgearbeitetes und fein ausgestattetes Buch, in das auch zahllose Einzelheiten aus der Geschichte Roms zwischen 1795 und 1850 eingestreut sind, verdient herzlichen Dank. Ein Volksbuch kann es schon wegen Größe und Preis nicht werden. Ließe sich nicht ein volkstümlicher Auszug bescheidenen Umfangs daraus herstellen?

Mainz. Georg Lenhart.

Philosophie

Messer, August: Einführung in die Erkenntnistheorie. (Wissen und Forschen, Band 11) 3., umgearbeitete Auflage. Leipzig 1927, Felix Meiner.

An Einführungen in die Erkenntnistheorie ist kein Mangel. Will man diejenige Messers aus der großen Zahl herausheben, so weise man auf ihre zwei Vorzüge hin: Ihre klare Schulmethodik und ihren Standpunkt.

Keiner versteht es besser als der Gießener Universitätsprofessor, Probleme einfach und populär zu formen, ohne dem Problemgehalt dadurch Abbruch zu tun und ohne über Schwierigkeiten hinwegzutäuschen. Messer ist der beste Pädagoge für den Anfänger; denn er setzt nichts voraus, sondern erklärt das scheinbar Selbstverständliche. Darum ist es ein Genuß, in seinem Buche zu lesen. Man wird inne, daß Philosophie und speziell Erkenntnistheorie keine Geheimwissenschaften sind, sondern ein Forschungsgebiet von allgemeinem Interesse. Messer bleibt stets sachlich, nüchtern bis zur Illusionslosigkeit und faßlich im Größten wie im Kleinsten. Er erörtert Für und Gegen, verlangt für jede Behauptung zwingende Gründe, und wo ihm diese nicht in genügendem Maße erbracht werden, läßt er die Frage offen.

Aber nicht nur in der Methode, auch im Standpunkte entspricht er dem normalen Alltagsempfinden. Er geht von dem Gegenstandsbewußtsein aus, wie es dem Laien geläufig ist. Er hält fest an der Außenwelt, wie sie der Alltag uns als wahr hinstellt. Hiervon gibt er nur soviel preis, als er aus

wissenschaftlichen Gründen muß und gelangt so zum kritischen Realismus, der nicht zu widerlegen ist, und der anderseits unserem Empfinden und Handeln als Standpunkt am meisten entspricht. Einen mathematischen Beweis des kritischen Realismus kann und will er selbstverständlich nicht bringen. Ueber einen, wenn auch hohen Wahrscheinlichkeitsgrad für dessen Berechtigung kommt er natürlicherweise nicht hinaus. Aber das genügt unserem wissenschaftlichen Denken vollauf. Und Messer beweist auch dem philosophisch anders Eingestellten, daß der kritische Realismus durch gewichtige Gründe von keiner anderen Weltanschauung aus dem Felde zu schlagen ist.

Anerkennenswert ist die Sachlichkeit, mit der sich der Verfasser mit anderen Weltanschauungen auseinandersetzt, wie klar und bestimmt er seine Einwürfe ihnen gegenüber formuliert. Die Auseinandersetzung mit Kant und dessen Jüngern gehört zu dem Besten, weil Einleuchtendsten, was über den Vater des Kritizismus noch je gesagt wurde.

Kein Wunder, daß ein so lehrhaft bedeutendes Buch schon in der dritten Auflage erschien. Der Vergleich mit der zweiten Auflage zeigt nun, daß sich manches gegen früher geändert hat. Zwar sind Einstellung und Einkleidung geblieben. Aber die fortschreitende Forscherarbeit der letzten Jahre verlangte häufig eine modernere Formulierung.

Die Ideen von Husserl und Nicolai Hartmann haben eine eingehendere Berücksichtigung erfahren. Der Pragmatismus wird von neueren Gesichtspunkten aus betrachtet, und der Fiktionalismus im Rahmen des Subjektivismus eingehend gewürdigt.

Bedeutend in die Breite gewachsen ist auch das Wertkapitel. Endlich ist die Auseinandersetzung von Glauben und Wissenschaft um neue Gesichtspunkte bereichert. Freilich ist dieses Kapitel, meiner Ansicht nach, immer noch das schwächste. Und gerade hier hätte man von dem so klar abwägenden Gelehrten und vornehmen Denker einen Ausgleich, eine Brücke zwischen jenen beiden Gebieten erhofft. Statt dessen konstatiert Messer nach wie vor die Gegensätze jener beiden in einer Weise, daß man dieselben für unüberbrückbar halten müßte. Aber der Beweis hierfür wird nicht erbracht, nur Material geschichtet. Und dies läßt glücklicherweise noch andere Deutung zu.

Messer will sich nicht mit dem Inhalt des Glaubens, sondern nur mit dessen Grundlage erkenntnistheoretisch auseinandersetzen. Aber dieses ist einzig und allein das Gottesproblem. Es liegt im Schnittpunkte von Religion und Wissenschaft. Von hier aus müßte also das religiöse Gebiet zu erreichen sein. Dann würden sich auch die andern Probleme (Offenbarung, Wunder, Kirche, Glaubenszweifel) von selbst in das Ganze einordnen. Freilich, ob dann dieses Gebiet in einem kurzen Kapitel als Anhang zu behandeln ist, wäre sehr die Frage. Es gäbe vielmehr einen zweiten Teil der Erkenntnistheorie, ein neues Buch.

Genug, Messer hat jedenfalls eins verkannt: Die Problemschichtung, ihre Zusammenhänge und ihre Verwurzelung in dem Gottesproblem, und darum findet er nicht die Brücke zwischen Glauben und Wissenschaft.

Das wäre vielleicht das einzige, was man an dem vorzüglichen Buche Messers aussetzen könnte. Aber die Bedeutung der Abhandlung über das eigentliche Gebiet der Erkenntnistheorie wird dadurch in keiner Weise gemindert.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Brunswig, A.: Das Gedächtnis und seine Erziehung. (Pädagogische Reihe, Band 22.) 248 S. kl. 8°. Berlin/Leipzig 1926, Gebrüder Paetel. Geh. M. 2,25, in Ganzleinen M. 3,20.

Ein gutes Buch, reichhaltig und interessant, klar und faßlich. Man möchte es in der Hand eines jeden denkenden Menschen wissen.

Brunswig gibt in sachlicher Weise eine umfassende Darstellung des Gedächtnisprozesses, dabei nichts voraussetzend, alles erklärend, vom Einfachen zum Komplizierten fortschreitend. Seine Behauptungen wohlbegründend, verbreitet sich der Verfasser über sein Problem.

Welche Summe von Beobachtungen ist hier zur Klärung der Frage herangezogen! Wie fein behandelt der Gelehrte die Hypothesen, wie scharfsinnig stützt und erweitert er sie! Und doch alles ohne Ballast, auf eine einfache Formel gebracht. Ja, manchmal fühlt man bei dem Verfasser einen gewissen künstlerischen Schwung, dort, wo er von den Wundern des Gedächtnisses berichtet und in die Metaphysik einmündet.

Das Gedächtnisproblem ist nicht nur für die theoretische Forschung, sondern auch für das praktische Leben von fundamen-

taler Wichtigkeit. Brunswig verliert sich darum nie in müßige Spekulationen. Selbst der Erkenntnistheorie geht er aus dem Wege. Damit vereinfacht er seine Aufgabe um ein Bedeutendes, nicht zum Schaden des Ganzen. Denn auf der leicht verständlichen Grundlage, auf welcher er seine Abhandlungen nun aufbauen kann, wird er auch dem Nicht-Philosophen zugänglich. Er geht von der Erfahrung aus und schält scharfsinnig und scharfsichtig den phänomenalen Gehalt des Problems heraus. Seine Erklärung des Gedächtnisses auf Grund der Wechselwirkung von Leib und Seele ist einleuchtend, ja, das Leib-Seele-Problem findet in dem Gedächtnis-Phänomen seine beste Stütze.

Den Ausführungen des Verfassers wird jeder restlos zustimmen können, was allerdings, wie schon angedeutet, zum Teil noch darauf beruht, daß Brunswig jedem Streitproblem aus dem Wege geht.

Aus den theoretischen Erkenntnissen des ersten Teiles zieht der zweite die praktische Nutzanwendung. Er behandelt die Pflege und Entwicklung des Gedächtnisses, welche erfahrungsgemäß möglich ist. Hierdurch wird das Buch für den Pädagogen, ja weiterhin für jeden denkenden Menschen wichtig.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Naturkunde

Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften. 33. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. August Schlatterer. Mit 213 Abb. Lex-8° (X u. 402 S.). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Gbd. in Leinwand M. 12,—.

Das bekannte Jahrbuch, das in seinen letzten Bänden sich auf die angewandten Naturwissenschaften eingeschränkt hat, sucht nun im neuesten Bande aus der überreichen Fülle der Anwendungen der Naturwissenschaften eine Auswahl zu treffen und hauptsächlich das zu bieten, was von ganz allgemeiner Bedeutung ist. Das Buch macht den Eindruck, daß dieses Mal mit besonderer Sorgfalt darauf geachtet worden ist, die Darstellung trotz aller wissenschaftlichen Genauigkeit möglichst allgemein verständlich zu gestalten. Der Inhalt ist so reichhaltig und vielseitig, daß er sich nicht in wenig Worten skizzieren läßt. Besonders ausführlich ist die technisch und wirtschaftlich so vielversprechende Kohlenveredlung behandelt, dann selbstverständlich Radio und Rundfunk, auch dem Verkehrswesen ist eine ganze Reihe von Artikeln gewidmet. Das Buch kann allen Jugend- und Volksbibliotheken aufs beste empfohlen werden.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Die Himmelswelt. Mitteilungen der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik (V. A. P.), herausgegeben von Prof. Dr. Plaßmann. Jahrg. 37, Heft 1/2. Bezugspreis jährlich M. 10,—, für Mitglieder d. V. A. P. kostenlos.

Das vorliegende Heft der für Freunde des gestirnten Himmels sehr wertvollen Zeitschrift enthält unter anderm Artikel über das neue Zeißplanetarium, über eine neue Strahlungsart der Sonne, über die Reise zur Begründung einer deutschen Sternwarte in Südamerika.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Der Naturfreund. Illustrierte Monatsschrift für Naturverständnis und Weltanschauung. Vierteljährlich M. 2,—.

Seit einigen Jahren gibt der Keplerbund neben seiner Hauptschrift ‚Unsere Welt' eine zweite Monatsschrift heraus. Beide bringen recht lesenswerte Artikel aus dem Gebiete der Naturwissenschaft. ‚Unsere Welt' scheint sich immer mehr zu einem Blatt für Fragen der Weltanschauung zu entwickeln, während der ‚Naturfreund' sich mehr auf dem eigentlichen Gebiete der Naturwissenschaft halten will.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Der Schlüssel zum Weltgeschehen. Monatsschrift für reine und angewandte Welteislehre. 3. Jahrg., Heft 1, 1927. Herausgeber Hans Wolfgang Behm. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Preis vierteljährlich M. 3,—.

Der Titel der Zeitschrift ist vielversprechend. Von dem Siegeszug der Welteislehre zu reden, ist aber sehr übertrieben. Immerhin kann die Zeitschrift dazu dienen, Interessenten zu zeigen, was die Vertreter der Welteislehre wollen.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Länder- und Völkerkunde

Bernatzik, Hugo Adolf: Typen und Tiere im Sudan. Mit 160 Abb. u. einer Karte. 8°. 170 S. Leipzig 1927, F. A. Brockhaus. Gbd. M. 13,—.

Der Verfasser hat vor einigen Jahren in Aegypten und im Sudan mit Photographenkamera und mit dem Gewehr erfolgreiche Jagden gemacht. Die Bilder von Menschen und Tieren sind durchweg vorzüglich und geben dem Beschauer eine klare Vorstellung vom Menschenleben und von dem Treiben der Tiere im Sudan. Auch die Schilderungen seiner Erlebnisse und Taten sind einfach und natürlich und doch vielfach recht spannend.

Man sieht in mohamedanischen Ländern vielfach die Männer mit einem Gegenstand herumgehen und stehen, der unserem Rosenkranz ganz ähnlich ist. Es ist die Sibha, 99 Kügelchen auf eine Schnur gereiht. Sie diente dem ursprünglichen Sinne gemäß dazu, die Eigenschaften Gottes herzusagen, ist aber heutzutage vielfach nur als Zeitvertreib gebraucht. Aber es erweckt falsche Vorstellungen, wenn der Verfasser nun einfach sagt, die Männer gehen mit dem Rosenkranz in der Hand auf der Straße umher. Unberechtigte Vermenschlichung des Tieres ist es, wenn Verfasser von zielbewußter Willenskraft der Hyäne redet, die sich den Fuß abbeißt und so wieder aus der Falle herauskommt, in der sie gefangen war. Von einer uneingeschränkten Empfehlung des Buches für Jugend- und Volksbibliotheken hält uns der Umstand zurück, daß es gelegentlich von sexuellen Dingen zwar dezent, aber doch mit voller medizinischer Deutlichkeit spricht, z. B. Seite 33.

Freiburg i. B. Alois Schmitt.

Gesundheitspflege. Sport

Muschow, H.: Der Essig als Mittel der Gesundheitspflege für Mensch und Tier. München 1926, Verlag der Aerztlichen Rundschau, Otto Gmelin.

Die 79 Seiten starke Schrift hat einen außerordentlich lobenswerten Zweck, nämlich den, dem Volke in unserer Zeit wirtschaftlicher Not ein billiges Mittel zur Körper- und Gesundheitspflege bei vielseitigster Verwendungsmöglichkeit in die Hand zu geben, den Essig. Bedeutungsvoll deshalb, weil die Produktion der chemischen Fabriken einen derartigen Wust von „Heilmitteln" und gesundheitsfördernden Mitteln auf den Markt wirft, daß selbst der Arzt nicht mehr durchschauen kann; zudem steht der Nutzwert der angepriesenen Mittel häufigst im umgekehrten Verhältnis zum Preise.

Wir lesen von der Herstellung und den allgemeinen Eigenschaften des Essigs, von seinen geschichtlichen Beziehungen — man staunt, wie vielseitig der Essig im Altertum und im Mittelalter bereits verwandt worden ist — von der bekannten innerlichen Anwendung als verdauungsförderndes, durstlöschendes Mittel und als Mittel gegen Vergiftungen mit ätzenden Alkalien. Inhaliert sind Essigdämpfe ein glänzendes Vorbeugungsmittel gegen eine Reihe ansteckender Krankheiten — „Säure-Therapie" nach Prof. v. Kapff —, gegen Tuberkulose, Katarrhe der Atmungswege, Grippe, ferner gegen Rheumatismus und Gicht. Essig als Spülmittel des Mundes, des Darmes usw. ist so bekannt wie seine Brauchbarkeit gegen Infektion mit Madenwürmern. In der Hautpflege und Kosmetik ist dem Essig ein ausgedehntes Wirkungsfeld zugewiesen. Das gemeinverständliche Buch kann angelegentlichst empfohlen werden.

Bonn. Alois Wolff.

30. Auflage. Kaufbeuren-Zürich, Ver. Kunstanstalten A.-G.

Pfarrer Heumanns Heilmittel. 30. Auflage. Kaufbeuren-Zürich. Ver. Kunstanstalten A.-G.

Das Büchlein des † Pfarrers Ludwig Heumann bringt nicht nur eine Beschreibung seiner nach langjährigem Forschen herausgegebenen Heilmittel, sondern verdient wohl zu Recht den Namen eines volkstümlichen Gesundheitsbüchleins. Eine Reihe von Abbildungen gibt die Anatomie des menschlichen Körpers wieder, daneben sind pathologisch-anatomische Darstellungen zahlreicher Krankheitsprozesse gegeben, die dem Laien das Wesen menschlicher Leiden anschaulich machen. Ausführliche Beschreibungen derselben und vor allen Dingen eine

große Reihe wirklich wertvoller Ratschläge machen den Besitz des Büchleins erstrebenswert. Die Mittel sind zum größten Teil der Naturheilmethode entnommen, sind vielfach als gut bekannt, weit über hunderttausend Dankschreiben mögen ihre Güte bezeugen. Pfarrer Heumann empfiehlt, im Ernstfalle stets zum Arzt zu gehen und seine Mittel erst zu gebrauchen, wenn die Natur des Leidens feststeht. Das Büchlein wird sich jedem als nützlicher Berater erweisen.

Bonn. Alois Wolff.

Sippel, Hans: Körper — Geist — Seele. Grundlage einer Psychologie der Leibesübungen (Beiträge zur Turn- und Sportwissenschaft, Heft 11, herausgegeben von Dr. Carl Diem). 106 S. Berlin 1926, Weidmannsche Buchhandlung. M. 3,—.

Verfasser sucht nachzuweisen, daß Leibesübungen nichts Gewolltes, vom Erzieher Gewolltes an sich haben, sondern daß sie „gestaltete Form natürlicher, schwellender Kräfte" sind, ein weites Feld zur freiwilligen und lustvollen Betätigung, an deren Gestaltung Leib, Geist und Seele unzertrennlich Anteil haben. Leibesübungen sind gegensätzlich zum Begriff Körpererziehung, dem der Leitgedanke eines äußeren Zwecks anhaftet, dem das Zurückgehen auf Urtriebe im Menschen fehlt. Leibesübung wird nur erlebt!

Sippel unterzieht die gesamte Entwicklung des jungen Menschen vom Säuglingsalter bis zum Alter der Reifung der Prüfung einer psychologischen Untersuchung im oben angedeuteten Sinne und kommt zum Schlusse, daß letztlich selbst die Aeußerungen des Bewegungstriebes im Säugling naturbedingt als spontane Bewegungen — nicht auf Grund von außen kommender Reize — „Leibesübungen" benannt werden müssen. Uns scheint zum mindesten solche Bezeichnung der erwähnten Lebensäußerungen bedenklich, und man wird nicht abstreiten können, daß der Begriff „Leibesübungen" in erster Linie zweckbetont ist. Auf Einzelheiten kann hier leider nicht eingegangen werden.

Das Werk ist für denjenigen, der sich mit Sportwissenschaft befaßt, unbestreitbar von Interesse.

Bonn. Alois Wolff.

Lehmann, Robert: Leitfaden zur Einführung in das Gesundheits-Turnen. 2. Auflage, mit 67 Abb. Düsseldorf, L. Schwann.

Der ärztliche Berater der Landesversicherungsanstalt „Rheinprovinz" hat in dem vorzüglichen Büchlein eine Richtschnur geschaffen für Kinderheilstätten, Erholungsheime, Krankenanstalten usw., nach der bei konstitutionell schwachen und krankheitsgefährdeten Kindern, bei nervösen, genesenen und kräftigungsbedürftigen Erwachsenen Leibesübungen als Heilfaktor Verwendung finden sollen. Neben dieser gesundheitlichen Einstellung des Werkchens geben seine sorgfältig ausgewählten körperlichen Uebungen jedem Gesunden in Haus und Familie ein System, nach dem er seinem Körper täglich in wechselnden Uebungsfolgen die nötigen Anreize geben kann, um das, was man ein gesundes Gemeingefühl, d. i. die innere Harmonie der Empfindungen, nennt, zu erzielen. Also haben wir Heilgymnastisches und Gesundheitsprophylaxe nebeneinander vereint, klar dargestellt und durch sinnfällige Abbildungen erläutert. Verfasser hat durchaus moderne Grundsätze zur Geltung gebracht. So kann das Werk jedermann als Hausberater in Körpergymnastik empfohlen werden, während Leibesübungen orthopädischer Natur und für Genesende lediglich der Hand des Arztes vorbehalten sein sollen.

Bonn. Alois Wolff.

Schöne Literatur

Weber, Fr. W.: Dreizehnlinden. Mit Lebensbild und Einleitung herausgegeben von Dr. Hermann Nestler. Mit Buchschmuck von Albert Reich. 224 S. 4°. Regensburg o. J., Joseph Habbel. Br. 5, Lbd. M. 7, Hlbled. M. 10.—, Ganzled. M. 25.—.

— Dasselbe: Schulausgabe ohne Bilder. 132 S. 8°. Ebda. Br. M. 0.60, Lbd. M. 1.—.

— Dasselbe: Für den Schul- und Einzelgebrauch herausgegeben von Studienrat Dr. W. Hüttermann. 212 S. Paderborn o. J., Ferdinand Schöningh. Geb. M. 1.80.

— Goliath. Für den Schul- und Einzel-

gebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Bruno Wehnert, 112 S. Ebda. Geb. M. 1.20. Die letztgenannten beiden Ausgaben = Bd. 51 u. 52 von J. Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen.

— Dreizehnlinden. 144 S. Ebda. Br. M. 0.55.

— Goliath. 68 S. Ebda. Br. M. 0.45.

— Gedichte. 116 S. Ebda. Br. M. 0.50. Diese drei = Bd. 76, 77, 83 von J. Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller.

Die Geschenkausgabe des Verlages Habbel darf als durchaus geschmackvoll und preiswert bezeichnet werden. Die Bilder von Reich — 50 an der Zahl — sind im großen und ganzen recht stimmungsvoll und vertiefen den Eindruck der Dichtung. Nestlers Einführung orientiert knapp und gut über Lebenslauf, Weltanschauung und Werke des Dichters. Auch Habbels Schulausgabe kann empfohlen werden. Doch ist das Papier leider etwas durchscheinend, so daß das Druckbild der Rückseite beim Lesen stört. Die Schulausgaben des Verlages Schöningh gehören zwei verschiedenen Serien an, einer mit ausführlichen Erläuterungen und einer mit kurzen Anmerkungen. Beide sind nach Inhalt und Ausstattung gut und preiswert; besonders die Serie der Textausgaben sei wegen ihres außerordentlich niedrigen Preises den Schulen empfohlen. Bei Massenbezug gewährt der Verlag noch eine Ermäßigung. Diese freundlich sich präsentierenden und dauerhaft gehefteten Bändchen sind — wenn man die beiderseitige Ausstattung berücksichtigt — billiger als die Reclambücher. Die Auswahl der Gedichte hat M. J. Breme mit sicherem Takt besorgt. Ueber einzelnes läßt sich natürlich streiten. Doch vermißt man ungern ein so wundervolles Gedicht wie „Abendglocken", wenn es auch von Moore angeregt ist.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Eichert, Franz: Wetterleuchten. Gedichte. Neuauflage. 147 S. Innsbruck. Ganzl. M. 3,80, Volksausgabe M. 2,80.

In der vorliegenden Neuauflage kennt man die wohlbekannte Gedichtsammlung, die erstmals 1893 in die Welt hinausgeschickt wurde, kaum mehr, sowohl betreffs Inhalt wie Buchausstattung. Letztere steht ganz auf der Höhe. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn auch die anderen Eichertschen Gedichtbände, in einem einzigen gleich schmucken Bande vereinigt, eine Neuauflage erleben würden. Am Inhalt hat der Dichter schon früher bei jeder Neuauflage gefeilt. Aus der vorliegenden sind die Gedichte früherer Auflagen, die nicht auf den Kampfton abgestimmt waren, weggeblieben; an manchen ist nochmals gefeilt und eine Anzahl ist neu aufgenommen worden. Buchhändlerisch war der Erfolg dieser Gedichtsammlung ein geradezu überraschend großer. Die Auflage vom Jahre 1904, also elf Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage, konnte als 10½.—12½. Tausend in die Welt hinausgehen. Für 1921 notiert Kürschner das 17. Tausend, und im Katholischen Literatur-Kalender für 1926 konnte der inzwischen verstorbene Dichter die 20. Auflage angeben. Ist der Erfolg ein verdienter? Ja. Beweis? Man lasse einmal in einer Versammlung von Katholiken, die zu ernster Beratung katholischer Zeitfragen zusammengekommen sind, oder um ein katholisches Fest zu feiern, z. B. in einem Gesellen-, Jünglings-, Männer- oder Arbeiterverein ein Mitglied mit guter, natürlicher Veranlagung zum Gedichtvortrag ein Poem aus dieser Sammlung frisch von Herzen wegdeklamieren und gleich werden alle davon gepackt sein. Jeder spürt es: diese Verse kommen von einem, der heiß und warm, ja noch glühender als wir unsere Not als Christen fühlt, und dessen Zunge ein ehrlicher Männerzorn über die Schlechtigkeit des Antichristentums beredt machte. Man wird vielleicht diese Gedichte auf weite Strecken als eine in rauschenden Rhythmen hinflutende Kampfrhetorik empfinden; gleichwohl sind sie etwas von Wortschwall und bloßem Wortgeklingel gänzlich Verschiedenes. Es lodert Prophetenzorn, Begeisterung, Satire, Kraft und Saft in ihnen, selbst im Anhang „Gereimte Leitartikel". Manchen von denen, die bei uns die „Rücksichtnahme" gar zu aufdringlich betonen, oder die vom allzu vielen Aesthetisieren überfeinert wurden, mag der Eichertsche Ton empfindlich auf die Nerven gehen. Schadet nichts! Es leben auch Hunderttausende deutschsprechender Katholiken, die eine durch keinerlei Rücksichtnahme und Reflexion abgedämpfte Begeisterung für ihre katholischen Ideale im Herzen tragen. Die Augen

dieser blitzen auf, wenn Verse aus dem Wetterleuchten an ihr Ohr dringen.

Dettlingen. Hermann Herz.

Kaufmann, Carl Maria: Die verlorene Stadt. Roman aus dem ägyptischen Ausgraberleben. 312 S. Berlin 1927, Verlag der Germania. In Karton geh. M. 4,—, gbd. M. 6,—.

Ein Roman, der ebenso wertvoll wegen seines wissenschaftlichen Inhaltes wie seiner künstlerischen Reife ist, wurde uns soeben von dem Archäologen Carl Maria Kaufmann beschert. Die Handlung führt nach Aegypten, das der Forscher durch seine Ausgrabungen genau kennt, und von seinem eigensten Gebiet, von den Ausgrabungen der alten Menas-Stadt, erzählt auch der Roman. Kunst verbindet sich mit Wissenschaft, prächtige Schilderung tritt zu gründlichem Wissen. So entsteht eine Handlung voll spannender Abwechselung. Wüstensand und Kulturboden, melancholische Einsamkeit und belebte Luxusstädte ziehen in prächtigen Bildern am Leser vorüber. Europäische Weltbummler und stumpfe Fellachen, kühne Beduinen und wißbegierige Forscher beleben die Handlung. Auch fehlt es nicht an Spannung; denn Entführung, Flucht und blutige Kämpfe, dann wieder Schilderungen uralten koptischen Klosterlebens lösen einander ab. Flinke Schmuggler kontrastieren zu der behäbigen orientalischen Polizei, die abendländischen Drill und morgenländische Pfiffigkeit aufeinander abzustimmen sucht.

Viel Leben herrscht in dem Roman. Liebe und Haß treiben ihr antipolares Spiel, das nie seine Wirkung auf den Leser verfehlt. Und doch steigt der Verfasser nicht ins Triviale hinab.

Seine Helden sind zwei Europäer, von denen der eine eine Stadt entdeckt, und der andere die Liebe eines Beduinenmädchens erobert. Letzterer durchlebt einen kurzen, flüchtigen Liebesfrühling, der aber tragisch mit dem Tode des Mädchens endet.

Kaufmanns Sprache ist melodisch. Die Bilder, die er von Land und Leuten gibt, sind plastisch und anschaulich, von der Liebe des Verfassers zu Aegypten sichtlich gefärbt. Die Charaktere sind freilich etwas blaß und flach. Das Seelenleben, zumal der Frauen, mehr gedacht und geschaut als empfunden und erlebt.

Aber für diese Schwäche entschädigen die prächtigen Milieu-Schilderungen und die interessante Handlung.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Wenger, Lisa: Im Spiegel des Alters. 295 S. Zürich und Leipzig o. J., Grethlein & Co. Gzlwd. M. 7,—.

Diese frischen Jugenderinnerungen einer Schweizerin machen den Eindruck offener Ehrlichkeit. Allerlei Schattenseiten im Leben der eigenen Familie werden sachlich berichtet. Im Spiegel des Alters bricht sich alles, was an seligem Kinderglück und bitterster Erfahrung seine Spuren ins Leben der Verfasserin gegraben hat. Ihr Herz ist jung geblieben (S. 185); fast kindlich weiß sie zu plaudern. Dazu haben die reichen Erlebnisse ihrem empfänglichen Geiste aber auch eine reife Lebensweisheit vermittelt. Dem leise lehrhaften Ton der in einem protestantischen Pfarrhaus aufgewachsenen Schriftstellerin lauscht man gern; diese Frau kennt das Leben. Sie zeichnet uns nicht eigentlich ihre persönliche Entwicklung. Statt dessen ziehen allerlei charakteristische Gestalten, bisweilen gar komische Käuze, mancherlei eigenartige Schicksale an uns vorüber, oft von sonnigem Humor verklärt. Besonders die Aufgabe der Frau, selbstlos zu lieben und mannhaft zu dulden, ist in verklärenden Lichtschein getaucht. Wohltuend berührt uns Katholiken das edle Verständnis, das die Verfasserin dem friedvollen Leben der Klarissen (S. 148 ff.) entgegenbringt. Trotzdem ist die Sorge der Verfasserin, daß mancher Leser ihre „vorsintflutliche Schreiberei“ (S. 210) beiseite schiebe, bei der Spannungshascherei weiter Kreise wohl nicht unberechtigt. Die Jugenderinnerungen wenden sich nicht an die Jugend, wenn sie auch reifenden Menschen unbedenklich in die Hand gegeben werden könnten.

Dalheim (Rhld.) Meinrad Vonderheide.

Thomé, Marga: Mutterland. Ein Büchlein von Mutter und Kind. 185 S. Düsseldorf 1927. Verlag der Kath. Schulorganisation. M. 2,50.

Vom Ringen der Mutter um die Seele ihres Kindes und ihres Gatten erzählen die vielen Geschichten, die dies Büchlein vereinigt. Nicht sind hier idyllische Bilder vom Familienglück ausgemalt, sondern oft genug wird erzählt, wie oft durch Enttäuschung und seelische Reibungen hindurch

erst die Menschen sich finden, wenn sie den Weg der selbstlosen Hingabe gehen. ‚Brüderchen und Schwesterchen' und ‚Die Geschichte der Frau Regina' z. B. zeigen recht deutlich die Stürme, die eine große Liebe überwindet. Manche Erziehungsfrage, die so manche Mutter quält, ist in diesen auch sprachlich feinen Geschichten beantwortet. Man möchte wünschen, daß auch andere Erzähler sich öfter in den Dienst der Familie stellten und daß das Büchlein recht oft in stillen Stunden von Gatte, Gattin, heranwachsenden Söhnen und Töchtern gelesen und das Leben überdacht würde. Auch in Elternabenden und Jugendvereinen wird das Büchlein dienlich sein.

Bonn. Josef Zimmermann.

Siwertz, Sigfrid: Seelambs, die Geldjäger. Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von J. Sandmeier und S. Angermann. 1. Bd. 311 S., 2. Bd. 326 S. Lübeck 1925. Otto Quitzow. In 1 Bd. gebunden M. 9,—; 2 Bde. M. 14,—.

Die Sage von Midas und das deutsche Märchen vom Holzhacker, denen alles zu Gold wird und die daran zugrunde zu gehen drohen, sind bekannt. Hier ist die furchtbare Tragikomödie der Geldjäger, denen alles der Berechnung und dem schrankenlosen Egoismus sich unterwerfen muß, meisterhaft ausgemalt. Ein schwedisches Bauerngeschlecht droht zu verkommen, der Vater stirbt langsam in Verblödung dahin, ein treuloser Gutsverwalter, der wie ein Schatten über der Jugend der Kinder des kindisch gewordenen Seelamb liegt, stachelt unbewußt in den jungen Seelambs den Trieb, alles wieder zu erraffen, auf. Gott ist ihnen nur als Schreckgespenst, als ökonomischer Potentat begegnet, sie wissen nichts von unbefangener, frommer Lebensfreude, nur vom Ich, vom Geld, vom dumpfen Trieb. Die armen Menschen, die diesen, etwa in der Ehe, in die Hände fallen, werden ausgesaugt und dann wie eine leere Zitrone auf den Kehricht geworfen. Hat ein Seelamb so etwas wie Mitleid mit seinem Opfer, dann ist es bestimmt nicht echt, sondern Tünche, die sich so schön ausnimmt und den wahren Charakter verbirgt. Wie in einem Zauberberg, wo die Menschen in dunklem Trieb nur Gold sehen und Gold riechen, muß alles frische, unbefangene Leben sterben. Bei der Gestalt Hedwigs denkt man manchmal an Thomas Manns „Zauberberg". Bei Peter ist es die vierschrötige Bauernnatur, bei Hedwig die verkrüppelte Erotik, bei Laura die blutsaugende Schönheit, bei Tord das Halbtierische, bei allen die verfaulende Seele, die über einem Geldhaufen uns angrinst. Alle Menschen, die ihnen nahe kommen, müssen einfrieren in einem riesigen Eisblock, der warmes Leben tötet. Mit großem Ernst, wenn auch oft schonungslos in der Schilderung, ist hier in Abgründe der Menschenseele geschaut, der nicht mehr die Welt Gottes, sondern nur ihr Wert in gelbem Metall noch etwas gilt. Manch einer wird wohl über diesem Chaos den Aufruf des Gewissens hören und eine Hoffnung leise aufglänzen sehen.

Bonn. Josef Zimmermann.

Siwertz, Sigfrid: Das Witwenspiel. Eine Novelle. 103 S. Lübeck 1926. Otto Quitzow. Lwd. M. 4,80.

Es ist ganz erstaunlich, was ein wirklicher Dichter aus einem Stoff, der auch zu einem Detektivroman hätte vergröbert werden können, gemacht hat. Daß ein armer, abenteuerlustiger schwedischer Fischer der Lebensversicherungsgesellschaft ein Schnippchen schlagen will, indem er nach Norwegen auskneift und als tot gilt, damit seine Frau die Prämie bekommt und sie beide drüben überm großen Wasser ein feines Leben haben können, das könnte auch in einem dummen Buche stehen, bei dem man nicht besonders zu denken braucht. Aber, was hat Siwertz daraus gemacht! Wundervoll ist es, wie Ivarsson, die leichte, dem Augenblick und dem Abenteuer lebende Fischernatur, und seine schwerblütige, ernste Frau, von der schweren Scholle und vom Walde stammend, greifbar vor uns stehen. Die Tragik, die aus diesem Witwenspiel für den notwendig erwachsen muß, der nicht die leichte Art Ivarssons hat, die nach dem Fehlschlag des Planes bei der Rückkehr als Spaßvogel gleich wieder wie eine Katze auf die Füße kommt, ist überzeugend. Die arme Frau, am Meer nicht heimisch, zerbricht hilflos unter dem Spiel und dem Spott der meisterlich gezeichneten Leute vom Meer, so daß sie wie ein Flämmchen im Meer erlischt. ‚Seelambs' ist groß und gewaltig, aber hier ist auf wenig Seiten, mit wenig Worten, von denen keins zuviel

und doch bewundernswert leicht erzählt ist, das Schicksal einer ungleichen Ehe erzählt, das ernsthafte Menschen vollkommen in seinen Bann zwingt.

Bonn. Josef Zimmermann.

Jammes, Francis: Die kleine Bernhardine. 121 S. Hellerau 1927, Jakob Hegner.

Keine Dichtung von Jammes ist mehr Idyll als dies Büchlein, wenngleich der Dichter immer die weichen, zarten Farben liebt, die wir Deutsche nicht so sehr kennen. Was kann auch in dem Buche über einen Säugling viel geschehen, als daß sich dem Vater idyllische Bilder darbieten, die er in seiner klingenden Sprache wiederzugeben sucht? Die ganze kleine Welt des Kindchens ist mit einer großen, zarten Liebe geschaut, und manches Elternpaar wird in jungem Elternglück ähnliche Dinge erleben, die vom Hauch des Paradieses umweht sind. Vielleicht hätte der Titel des Büchleins ‚Bernadette' bleiben sollen, denn mit diesem Namen des Kindes verbindet sich für den Katholiken der Gedanke an das Hirtenmädchen Bernadette von Lourdes, der Heimat des frommen Dichters.

Bonn. Josef Zimmermann.

Herm, Heinrich: Dome im Feuer. Werdegang eines Europäers. Roman. 487 S. Berlin, Grote. M. 5,50, gbd. M. 7,50.

Wie Charles Varangue, der Abkömmling eines streng nationalistischen Rouenner Reedergeschlechtes, auf dem Wege über die Kunst, Liebe und Freigeisterei zum Typ des Europäers wird, dem Europa und seine Kultur höher steht als ein im Chauvinismus verfilztes Frankreich, versucht ein geborener Franzose darzustellen. Es haben mehr der Verstand und die Reflexion als die dichterische Intuition den Roman geschaffen. Aber der französische Esprit bedient sich hier der deutschen Sprache als Ausdrucksmittel mit einer Gewandtheit, die wahrlich nicht auf einen Nichtdeutschen raten läßt. Man ist von der scharfen Beobachtungsgabe und dem Einblick dieses Franzosen in rheinische Verhältnisse oftmals förmlich überrascht. Indes spürt man das Leben ganz anders, wenn er französische Charaktere und französisches Milieu schildert. Bei Schilderung rheinischer Zustände und Personen hat man doch mehr oder weniger die Empfindung, vor „gestellten lebenden Bildern" zu stehen oder in die Atmosphäre theatralischer Rheinromantik hineingeraten zu sein. Reich ist die Abwechslung an Charakteren und Ereignissen etwa von der Mitte der neunziger Jahre an über den Weltkrieg hinüber bis in unsere Tage hinein. Freigeisterei und edelste Religiosität, verschmitzte, egoistische Krämer und stahlharte Patrioten, die eigentlich bloß aus Patriotismus katholisch sind, leichtsinnige Jugend und engelreine Unschuld, lauterste Karitas und radikalster Sozialismus spielen ihre Rollen, bis der Held sich soweit entwickelt hat, daß er, obgleich bereits zum genialen Maler herangereift, doch die Reederei des Vaters übernimmt, das erste auf deutscher Werft gebaute Schiff von einem heiligmäßigen Lazaristen taufen läßt, ihm den Namen Jean Jaurès gibt, und neben seiner Frau, einer Bonner Professorstochter niederkniet und betet: „Christus, hilf uns, die wir am Werk des Friedens arbeiten! Laß mich nicht von deiner Kirche getrennt sein! Die Hüterin des Schatzes, die Verkündigerin der Offenbarungen, die wir tragen können! Segne mich, den du frei, unter eigener Verantwortung durch die Natur geschickt hast. Segne dieses Schiff, das ich sende, wohin ich will, wie Jeanne d'Arc ritt, wohin sie wollte. Und den großen Geist, der auf Erden den Namen meines Dampfers trug, rufe ins ewige Licht vor dein und des Vaters Angesicht."

Als Volks- und Jugendlektüre kommt das Buch nicht in Betracht. Dem Gereiften gibt es manche Anregung zum Nachdenken.

Dettlingen. Hermann Herz.

Spies, Otto: Türkische Erzähler der Gegenwart. Eingeleitet und übersetzt. 64 S. 8°. Berlin 1927, Weltgeist-Bücher-Verlagsgesellschaft. Ganzleinen M. 0,65.

Kurz vor Ostern hat die Weltgeist-Bücher-Verlagsgesellschaft ein recht hübsches Bändchen herausgebracht, das trotz seines bescheidenen Umfangs doch nähere Beachtung verdient. Die Proben aus türkischen Erzählern der Gegenwart, die Dr. phil. et jur. Spies, Assistent am Orientalischen Seminar der Universität Bonn, hier einem größeren Publikum zugänglich macht, haben bei näherem Zusehen etwas mehr als rein literarische Bedeutung. Zunächst ist es gewiß reizvoll, zu beobachten, wie die durch

Kriege und Umwälzungen aufgewühlte moderne Türkei, die bis dahin wie in manchen anderen Dingen, so auch literarisch unselbständig war und es nur zu schwülstigen, mit persischen und arabischen Worten überladenen und dem gemeinen Manne nicht verständlichen Nachahmungen ausländischer Werke gebracht hatte, jetzt daran geht, eine eigene Nationalliteratur zu schaffen. Und wirklich beweisen die von Spies hier vorgelegten Proben der vier modernen Schriftsteller und Schriftstellerinnen: Omer Seifeddin, Achmed Mikmet, Malide Edib und Jaqub Qadri, daß unser ehemalige Bundesgenosse im Weltkrieg, der sich unter Mustafa Kemal Pascha zum nationalen Freiheitskampf erhob und der Last und Schmach des Friedensvertrags von Sèvres entledigen konnte, auch die geistige Kraft und Fähigkeit besitzt, eine selbständige Nationalliteratur zu entwickeln. Aber es steckt doch noch etwas mehr hinter diesen Erzählungen. Sie sind nicht nur als literarische Schöpfungen zu werten, sondern auch als sprechende Dokumente für die geistige Verfassung der heutigen Türkei, und das ist es eben, was sie für den weiter ausschauenden gebildeten Leser so interessant macht. Politisch bedeutsam ist gerade die erste Erzählung ‚Der Bastart' von Omer Seifeddin. Aus ihr spricht der ganze Haß des Orientalen, der heute in Aegypten und andern Ländern des Ostens den ‚Mann im Hute', d. h. den Europäer schalten und walten sieht. Bezeichnenderweise ist für den Türken der katholische Franzose der Typ dieses unerwünschten Gastes, und niederdrückend und schmerzvoll ist es für den Autor, daß noch so viele seiner Landsleute denselben nachäffen, ja sich buchstäblich an ihn verkaufen. Eine ähnliche Tendenz liegt auch der zweiten Erzählung ‚Mein Neffe' zugrunde. Von lyrischer Feinheit ist ‚Der Kürbiskernverkäufer' der Malide Edib Manum, der bedeutendsten türkischen Schriftstellerin der Gegenwart, und ergreifend die kleine Novelle des Jaqub Qadri ‚Von Sehnsucht zu Sehnsucht', die die Seelenverfassung eines aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Kämpfers schildert. Nach Jahren der Sehnsucht ist er in seine geliebte Heimatstadt zurückgekehrt, findet sie aber verändert und entfremdet vor. Aus seiner tiefen seelischen Depression erhebt ihn nur die Idee des Freiheitskampfes zu neuer Kraft und Hoffnung. Mögen die vier in ihrer Art ausgezeichneten Dichter künstlerisch noch so verschieden sein, so fühlt der Leser doch sofort, daß die nationale Herzenssache alle wie ein einigendes Band umschließt. Die Novellen selbst hat Spies in trefflichster Weise übertragen, würde er nun bei einer weiteren Auflage denselben stilistischen Wert auch auf Einleitung und Vorbemerkungen legen, so würde er in seiner, wenn auch kleinen Gabe doch dem deutschen Leser eine Perle schenken.

Godesberg. W. Kirfel.

Floehr, Joseph: Beim Nagel des Herrn und neunzehn andere Heilandslegenden. 80 S. 8° M.-Gladbach 1927, B. Kühlen. M. 1,20.

Unter dem Titel „Beim Nagel des Herrn" hat Pfarrer Joseph Floehr ein Bändchen Legenden herausgegeben, „zum Nacherzählen in Haus, Schule und Verein". Die klare, anschauliche und leicht faßliche Darstellung, die sinnige Auffassung biblischer Personen und die eigenpersönliche Weiterdichtung ihrer Lebensschicksale machen sie gerade dazu sehr geeignet, auch diejenigen unter ihnen, die in der Sachlichkeit ihrer Darstellung beim Vorlesen etwas zu nüchtern wirken. Am besten gelingen dem Verfasser solche Legenden, in denen er psychologische Vorgänge und ihre äußeren Auswirkungen schildern kann. Bei allen fällt auf seine erzieherische Einstellung: Das Leben Jesu von seiner Geburt bis zu seiner Auferstehung steht in einzelnen charakteristischen Momenten vor uns, Gestalten seiner Umgebung leben mit ihm auf — und doch ist alles, was diese Menschen und wie sie es erleben, nicht etwas uns Fernliegendes; ihre Fehler und Vorzüge sind die unsrigen, ihre Strafen und Belohnungen könnten auch uns treffen. Doch tritt diese Einstellung nirgendwo aufdringlich hervor; als unausgesprochene Mahnung zum Guten wird sie sich aber schon dem nicht allzu oberflächlichen Kinde erschließen. So können diese Legenden dem Lehrer und Erzieher eine Anregung zur lebensvollen Gestaltung seines Religions- und Gesinnungsunterrichtes werden, dem Kinde ein wertvolles Unterhaltungs- und Bildungsmittel, zu dem es immer wieder gern greifen wird.

Köln. Juliane Bützler.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Adam, Christus unser Bruder . . . 371
Andersen, Märchen und Geschichten. Ausgew. v. Heinrich Weitkamp . 363
— Märchen. Ausgew. v. Ed. v. d. Hellen 362
Behm, Der Schlüssel zum Weltgeschehen 376
Bernatzik, Typen und Tiere im Sudan 377
Bonsels, Die Biene Maja und ihre Abenteuer. Mit Bildern von Franziska Schenkel 363
Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Hrsg. v. Severin Rüttgers 360
— Märchen. Ausgew. v. A. M. Ernst-Jelmoli 360
Brunswig, Das Gedächtnis und seine Erziehung 375
Der Naturfreund 376
Drinkwelder, Liturgische Lebensweihe der kath. Familie 373
Eichert, Wetterleuchten 379
Jedin, Die Stille 370
Floehr, Beim Nagel des Herrn . . 383
Gorki, Der Einsiedler 370
Hatzfeld, A. v., Franziskus 350
— Die Lemminge 351
— Positano 353
— Gedichte 353
— Das zerbrochene Herz 354
Herm, Dome im Feuer 382
Hoppe, Mein Meßbuch 371
Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften. 33. Jahrgang . . . 376
Jammes, Die kleine Bernhardine . 382
Kaergel, Das Hermann Stehr-Buch . 340
Kaufmann, Die verlorene Stadt . . 380
Kautz, Industriemärchen 363
Kirsch, Die Stationskirchen des Missale Romanum 371
Koch, Der heilige Garten 373
Köhler, Hermann Stehr 340
Lehmann, Leitfaden zur Einführung in das Gesundheits-Turnen 378
Leonow, Das Ende eines kleinen Menschen 369
— Aufzeichnungen einiger Episoden aus dem Leben der Stadt Hogulewo 369
Märchen der Welt. Die schönsten — für 365 u. 1 Tag. Hrsg. v. Lisa Tetzner 361
Meridins, Herm. Stehr und seine Welt 338
Messer, Einführung in die Erkenntnistheorie 374
Muschow, Der Essig als Mittel der Gesundheitspflege 377
Pfarrer Heumanns Heilmittel . . . 377
Plaßmann, Die Himmelswelt . . . 376
Samjatin, Wie der Mönch Erasmus geheilt wurde 370
— Das Wichtigste 370
Sippel, Körper — Geist — Seele . . 378
Schott-Bihlmeyer, Kleines Meßbuch 371
Siwertz, Seelambs 381
— Das Witwenspiel 381
Spies, Türkische Erzähler der Gegenwart 382
Sseifullina, Wirineja 370
Stehr, Auf Leben und Tod (Der Graveur; Meike der Teufel) 341
— Der Schindelmacher 342
— Leonore Griebel 342
— Das letzte Kind 343
— Meta Konegen 344
— Der begrabene Gott 344
— Drei Nächte 345
— Geschichten aus dem Mandelhause 345
— Das Abendbrot 346
— Heiligenhof 346
— Lebensbuch 347
— Die Krähen 348
— Wendelin Heinelt 348
— Peter Brindeisener 348
— Der Geigenmacher 349
Stephan, Das kirchl. Stundengebet . 371
Tausend und eine Nacht. Die schönsten Geschichten aus —. Ausgew. v. Wilh. Fronemann. 361
Thomé, Mutterland 380
Weber, Eugen, Vinzenz Pallotti . . 373
Weber, F. W., Dreizehnlinden. (Ausgabe von Nestler-Reich. Verlag Habbel) 379
— Dasselbe: Schulausgabe ohne Bilder 379
— Dasselbe: Schulausgabe von Hüttermann. (Verlag Schöningh) 379
— Goliath. Schulausgabe von Wehnert. (Verlag Schöningh) 379
— Dreizehnlinden (Ebda) 379
— Goliath (Ebda) 379
— Gedichte (Ebda) 379
Weiß-Caspar, Die kleine Schöpfung 364
Wenger, Im Spiegel des Alters . . 380
Wocke, Herm. Stehr. Ein Bekenntnis 340

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Der klaſſiſche chriſtliche Volksroman

Ein Gedenkblatt zum 100. Jahre des Erſcheinens von Aleſſandro Manzonis ‚Die Verlobten'

Wie leben die Menſchen ſo raſch, und wie vergeſſen ſie ſo ſchnell! Es ſind jetzt annähernd dreiundzwanzig Jahre darüber hingegangen, ſeitdem mit großem Tamtam zur Bekämpfung der Kolportageliteratur das ‚Komitee zur Maſſenverbreitung guter Volkslektüre' begründet wurde. Hoheiten, Durchlauchten, Erlauchten, Eminenzen und Exzellenzen, Geheimräte und Kommerzienräte ſowie Schriftſteller von Rang ließen ihren Namen auf die Werbeblätter ſetzen. Preiſe von 18 000, 12 000 und 8 000 guter ſolider Goldmark wurden ausgeſetzt, damit die beſten Talente ſich an einem literariſch hochſtehenden und dabei volkstümlichen Roman verſuchten, den man in der Aufmachung des Kolportageromans der Maſſe als ſo ungewöhnlich gut bekömmliche Koſt vorſetzen könnte, daß ſie allen Appetit am minderwertigen Kolportageroman ein für allemal verlöre. Was kam dabei heraus? Einzig und allein Adolf Schmitthenners immerhin ſehr beachtenswertem geſchichtlichem Roman aus dem Beginn des dreißigjährigen Krieges ‚Das deutſche Herz' konnte ein Preis gegeben werden. Aber in den Baukanon des Kolportageromans hatte dieſe Leiſtung ſich nicht zwängen laſſen, und die echte, rechte Volkstümlichkeit fehlt ihm. Er iſt darum auch nie ins Volk eingedrungen. Das Komitee für Maſſenverbreitung guter Volksliteratur iſt, wie Kenner es ſofort bei ſeinem Entſtehen vorausſagten, wieder vom Schauplatz verſchwunden und der künſtleriſch und ethiſch wertvolle Kolportageroman iſt bis auf den heutigen Tag noch nicht geſchrieben.

Braucht man ihn überhaupt? Nein! Denn zu dem Teil unſeres Volkes, der für gute Literatur überhaupt empfänglich iſt, führen andere Wege als die der Hintertreppenkolportage, und für ihn beſitzt man auch eine Erzählungsliteratur, die zwar nicht allzu umfangreich iſt und auch nach der künſtleriſchen Seite hin nicht in allweg befriedigt, aber die man doch ruhig neben jene Leiſtungen ſtellen darf, die heutzutage von der ernſten Kritik als hochwertige Gegenwartsromane und -erzählungen eingeſchätzt werden.

Was wir Deutſche aber nicht haben, und was wir deutſche Katholiken beſonders ſchmerzlich vermiſſen, iſt jene Dichtung, ſagen wir einmal jener Roman oder jene Erzählung, die durch ihre Form, ihren Inhalt und Gehalt Gemeingut aller Schichten geworden wäre. Wir deutſche Katholiken beſitzen noch nicht den deutſchen Roman mit der katholiſchen Seele, der jedermann unwiderſtehlich in ſeinen Bann zwingt, den Ariſtokraten wie den Demokraten, den gelehrten Profeſſor wie den einfachen Bauer und Handwerksmann, die ausgereifte Jugend wie das höhere Alter, das männliche Geſchlecht wie das weibliche. Der Italiener hat dieſe Volksdichtung ſchlechthin in Aleſſandro Manzonis ‚Die Verlobten'.

Nur der Italiener? Auch der Deutſche. Dieſes Werk iſt der klaſſiſch-chriſtliche Volksroman ſchlechthin. Im heurigen Sommer ſind es gerade hundert Jahre geweſen, ſeitdem der Roman zum erſten Male erſchien. Goethe hatte ihn ſchon im Juli 1827 geleſen und in Worten höchſten Lobes ſeinem Freunde Eckermann die Bewunderung darüber ausgeſprochen.

Als ſchlichter Beitrag zum Jubiläum ‚der Verlobten' ſei hier ein kurzer Hinweis auf ihre kernige, chriſtliche Volkstümlichkeit verſucht.

Welcher Roman beſitzt die wahre Volkstümlichkeit? In ſeinem gedankenreichen Vortrag ‚Philoſophie der Bücherei. Vom Schickſal des Buches'

(in der Sammlung Vom Wesen und Wollen katholischer Büchereiarbeit, Bonn, Verlag des Borromäusvereins) sagt Professor Behn mit Recht: „Die moderne Literatur (und zwar gerade die hochstehende) ist volksfremd und den Massen unlesbar wegen ihrer allzu differenzierten und esoterischen Formgebung, deren verwickelter Linienführung der einfache Mensch durchaus nicht zu folgen imstande ist. Volksfremd ist sie auch, weil ihr Gegenstand fast ausschließlich die Problematik überfeinerter und überzüchteter Individualitäten ist, welche dem Volk in seinem eigentlichen Leben nicht begegnen" (S. 40). Einen schärferen Gegensatz als den zwischen dieser so gezeichneten modernen Belletristik und Manzonis Verlobten kann man sich kaum denken. Schon die Fabel ‚der Verlobten' ist so, daß sie die stärkste, man kann sagen hitzigste Anteilnahme bei jedermann weckt, nämlich: Ein ländliches Brautpaar Lorenzo und Lucia in einem Flecken bei Lecco am Comersee, dessen bereits festgesetzte Trauung der hasenherzige Pfarrer Abbondio nicht vornimmt, weil der adelige Lüstling Rodrigo, der auf die Braut ein Auge geworfen hat, ihm durch seine Banditen für den Fall der Trauung den Tod androhen läßt. — Der mit köstlichem Humor geschilderte mißglückte Ueberrumpelungsversuch, zum Zweck, den Pfarrer zu zwingen, auch wider Willen den Konsens der Brautleute entgegenzunehmen. — Die Flucht Lucias durch Eingreifen des Kapuzinerpaters Cristoforo in ein Nonnenkloster. — Lucia, unter Mithilfe einer unwürdigen Nonne auf Betreiben Rodrigos in einen Hinterhalt gelockt, wird auf das Kastell eines in der ganzen Gegend gefürchteten und berüchtigten geheimnisvollen „Ungenannten" gebracht, der sie Rodrigo ausliefern will. — Lucia fleht und bittet den Unbekannten in so ergreifender und rührender Weise, daß dieser in sich geht, am anderen Morgen mit dem gerade in der Gegend weilenden heiligmäßigen Mailänder Kardinal Federigo Borromeo eine Aussprache sucht, sich vollständig bekehrt und von da an ein heiligmäßiges Büßerleben führt. Lucia wird in Mailand in Sicherheit gebracht, Lorenzo, in Mailand unschuldig in einen Volksaufstand anläßlich einer Teuerung verwickelt, muß auf bergamaskisches Gebiet flüchten und verdient sich seinen Unterhalt als Arbeiter in einer Seidenfabrik. — Die Pest bricht aus. Lorenzo übersteht sie rasch. Im Mailändischen haust sie entsetzlich. — Als Genesener begibt sich Lorenzo nach Mailand, um Lucia aufzusuchen. Im Seuchenlazarett findet er den Pater Cristoforo wieder, der, selbst schon angesteckt, den Kranken abwartet. Er wird von ihm zum sterbenden Lüstling Rodrigo geführt, dem er nach hartem Ringen verzeiht. Dann findet er in der Frauenabteilung Lucia auf dem Wege der Genesung. Cristoforo löst Lucia vom Gelübde der Jungfräulichkeit, das sie in jener schrecklichen Nacht auf dem Schlosse des Unbekannten gemacht hatte. — In die Heimat zurückgekehrt werden die Beiden von Abbondio getraut und wandern dann ins Bergamaskische aus, wo Lorenzo eine sehr gute Stellung findet.

Also eine Fabel von volkstümlichstem Inhalt und klarstem Aufbau, dessen Linien auch das ungeübteste Auge sofort überschaut. Aber trotz aller Einfachheit hat der Künstler sie mit spannenden Momenten geradezu geladen, so daß der Leser immerfort in Atem bleibt. Das an sich schon rührende und lebhafteste Anteilnahme weckende Schicksal des ländlichen Brautpaares hat Manzoni in Zeitläufte hineingewoben, die ausgefüllt sind mit Kriegswirren, Seuchen und Hungersnöten. Der Erbfolgekrieg um Mantua-Montferrat (1628—1630) stellt sich dar als ein auf oberitalienisches Gebiet gefallener wüster Spritzer des 30jährigen Krieges. Die gleiche wilde Soldateska, die damals in deutschen Landen sengte, brandschatzte und mordete, sieht der Leser über die Alpen kommen und auch in den Dörfern um den Comersee herum ihr wüstes Treiben fortsetzen. In den Mailänder Volksaufläufen

und Plünderungen der Bäckereien zurzeit der Hungersnot, in dem Regen von Gesetzen, überstürzten Verordnungen, Strafandrohungen, die dem Uebel abhelfen sollen, die Verwirrung und Not aber nur steigern, sieht sich der deutsche Leser vollständig hineinversetzt in die Unruhen und Wirren, in die Magazinstürmereien, Aufläufe, in die Ueberschwemmung mit Verordnungen einer kopflosen Verwaltung während der Zeit von 1918—1924. Was damals bei uns geschah, ist die genaue Kopie der Schilderungen Manzonis.

Nun weiß jedermann aus eigenem Erleben, wie lebhaft gerade Berichte über außerordentliche Ereignisse wie Erdbeben, Seuchen, Teuerungen, begleitet von Volksaufständen, Krieg usw. die Phantasie erregen. Ein Erzähler, der davon eine packende, anschauliche Schilderung gibt, darf von vornherein des lebhaftesten Interesses an seinem Werke in allen Schichten der Bevölkerung versichert sein. Man wird aber in der Weltliteratur nur wenige Dichtungen mit solch grandiosen Schilderungen von Pest, Hungersnot, Kriegselend und Volksaufständen finden wie Manzonis ‚Verlobte'. Diese Meisterschaft der Schilderung gibt dem Roman den Charakter der Volkstümlichkeit in besonders hohem Grade. Man verweise nicht auf die tadelnde Bemerkung Goethes, daß in eben jenen Kapiteln der Dichter dem Historiker zuviel Platz eingeräumt habe. Es wird darauf noch zurückzukommen sein.

Volkstümlich wie die Fabel des Romans sind auch die Charaktere. Zuvorderst steht das Brautpaar, echte Kinder des Volkes, unverdorben, natürlich und ursprünglich in ihrem ganzen Gebaren, Denken und Reden. Da ist noch nichts gebrochen, noch nichts gerissen oder problematisch. Wir Deutsche müssen mit heimlicher Trauer es eingestehen, daß wir in unserer Literatur keine Verlobte von der Unversehrtheit und natürlichen Frömmigkeit besitzen wie Lucia. Kaum hoch genug kann der Einfluß auf die Sitte eines Volkes gewertet werden, der von einer solchen Figur eines Buches ausgeht, das bei seiner Nation Volksbuch im wahrsten Sinne geworden ist. Und welche Personen greifen nicht alle in das wechselvolle Schicksal dieses Paares ein: Eine Mutter, der prächtige Typ einer resoluten Kleinbäuerin, ein adeliger Wüstling und Lüstling mit seinen Banditen, ein aus einem hitzigen Raufbold in einen heiligmäßigen Kapuziner umgewandelter Pater Christoforo, der hasenherzige Dorfpfarrer Abbondio, der heiligmäßige Kardinal Federigo Borromeo, der rätselhafte Ungenannte, eine Fürstentochter, der das Klosterleben aufgezwungen wurde, Wirte, Spione, rechtsverdrehende Advokaten, bestechliche Beamten u. a. Das ganze Volk agiert auf der Bühne dieses Romans. Keiner von den vielen Personen ist nach der Schablone gezeichnet; Zug um Zug ist eigenartig, originell, wie auch jede Szene, worin sie ihre Rolle spielen, originell aufgebaut ist. Die vollendetste Meisterschaft ist wohl allerdings in der Zeichnung des Dorfpfarrers, des Brautpaares, der Mutter der Braut, des Paters Christoforo, der Nonne Gertrud und des rätselhaften Ungenannten erreicht.

An allen, den Guten wie den Verworfenen, erfüllt sich schließlich irgendwie ihr Schicksal. Darin offenbart sich wieder ein stark volkstümlicher Zug des Romans: der Abschluß ist ein befriedigender. Er söhnt den Leser mit dem Weltlauf aus. Nicht alle Verborgenheiten göttlicher Weltregierung werden offenbar. Auch hier schauen wir bloß wie in einem Spiegel und rätselhaft. Aber es ist doch ein Ahnen von der Gerechtigkeit und Güte im Walten der Vorsehung. Der Dichter verabschiedet sich nicht mit einem verzweifelnden, das Herz zerreißenden, den bitteren Stachel zurücklassenden Hohnlachen vom Leser. Die Quintessenz der Dichtung kleidet Manzoni in die Worte: „Nachdem sie aber lange miteinander hin und hergeredet und geforscht hatten, verständigten sie sich dahin,

daß die Leiden wohl oft aus der Ursache kommen, die der Mensch ihnen gibt; daß aber auch die bedachtsamste und schuldloseste Aufführung nicht vor ihnen sichert, und daß, wenn sie verschuldet oder unverschuldet kommen, das Vertrauen auf Gott sie lindert und für ein besseres Leben heilsam macht."

Es ist der christlich-ethische Gehalt des Romans ein ebenso starker und großer wie der dichterische.

Was vollends die Art der Darstellung und den Stil anlangt, wäre kurz zu bemerken, daß auch hierin echte vollendete Volkstümlichkeit sich kund tut. In den hohen Ernst des Buches streut der Dichter immer am rechten Platze eine Dosis des köstlichen Humors. Seine Sätze, Vergleiche, Bilder und Perioden genießt man mit dem bedächtigen Behagen, mit dem man einen gut abgelagerten Tropfen rassigen und blumigen Edelweines auf der Zunge läßt. Die frische zupackende Realistik mit ihrer plastischen Abrundung artet nie in rohen, abstoßenden Naturalismus aus.

Und dennoch — trotz all dieser Vorzüge, die ihm eine außergewöhnliche starke Volkstümlichkeit geben und ihn bei seinen Landsleuten eine Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung finden ließen, wie sie nur wenige Werke der Weltliteratur erreichen konnten, ist der Roman spärlich und in dünnen Rinnsalen ins deutsche Volk eingedrungen. Man kann noch sehr viele Gebildete aller Berufe und Konfessionen finden, die nicht einmal um seinen Namen wissen, während ein Quo vadis, ein Ben Hur, Die letzten Tage von Pompeji in aller Munde sind und in der ganzen Welt über die Filmrolle laufen.

Ganz auffallend gering ist die Zahl der in katholischen deutschen Verlagen erschienenen Uebersetzungen. Außer jener von L. Clarus 1867 in Schaffhausen erschienenen kenne ich nur die ziemlich teure allerneueste des Theatinerverlags und die gekürzte, für die Volksbüchereien zugestutzte, sehr stark sich an die erste deutsche Uebersetzung E. v. Bülows anlehnende von O. v. Schaching (Habbel, Regensburg).

Woran liegt die Schuld? Ist etwa das Kolorit ‚der Verlobten' so ausgesprochen italienisch, daß der deutsche Volksangehörige sich dabei fremd fühlt? Nicht im allermindesten. Da wo echtes, unverfälschtes Menschentum durchbricht, fühlt man sich bald heimisch. Vor allem ist es dem gewöhnlichen Volke, dem noch keine höhere Bildung die gefärbte Brille des Nationaldünkels aufgesetzt hat, eigentümlich, sich bei seinesgleichen aller Nationen bald heimisch zu fühlen. Wenn Manzonis Roman einem Schwaben in gut lesbarer Uebersetzung geboten wird, findet er sich darin nicht weniger zu Hause als in einem deutschen Roman aus dem 30jährigen Kriege, der etwa im Rheinland oder in Westfalen spielt.

Oder schreckt der Umstand ab, auf den bereits Goethe, trotz höchsten Lobes in Anbetracht des Ganzen, mit vollem Recht tadelnd hingewiesen hat, nämlich, daß im zweiten Teil „Herr Manzoni mit einem Male den Rock des Poeten auszieht und eine ganze Weile als nackter Historiker dasteht?" Glücklicherweise liegt die Sache so, daß wer ernsthaft sich der Aufgabe unterziehen wollte, diesen Roman für das deutsche Volk zu bearbeiten, ruhig alle Längen und die dem Deutschen fremd und gleichgültig erscheinenden Partien, die eben der Historiker Manzoni auf dem Gewissen hat, ausheben könnte, ohne dem Kunstwerk das Geringste von Duft und Farbe zu nehmen. Noch weiter dürfte man gehen, ohne dem Roman eine schwere Schädigung beizufügen. Man könnte manchmal Gespräche und Schilderungen, oder auch ganze Episoden wie die Geschichte der unglücklichen fürstlichen Nonne kürzen. Man dürfte ein solches Verfahren mit dem gleichen ruhigen Gewissen wagen, mit dem auch die Meisterdramen für die Bühne besonders bearbeitet werden. Schaching ist so verfahren, aber zu willkürlich. Schade, denn

er hat die Bülowsche Uebersetzung dem Volke wirklich mundgerecht überarbeitet. Oder, was würde es den Gewinn viel beeinträchtigen, wenn ein Leser der ungekürzten Ausgabe all die Seiten mit den historischen Exkursen überschlüge? Bei Jeremias Gotthelf, dem mit Recht hochgestellten Volkserzähler, verfährt er ganz sicher auch so. Man überschaut eben dann den schönen Gebirgszug aus gewisser Entfernung in seinen größeren Linien und verzichtet auf den Einblick in alle kleinen Seitentäler. Wer leugnet, daß auch eine solche Fernschau hohen Genuß gewährt? Oder sagt der Roman dem deutschen Volk nicht zu, weil er so ganz unerotisch ist? Weil seine Heldin kein gefallenes Gretchen, keine Kindsmörderin, sondern die in voller jungfräulicher Unversehrtheit in die Ehe tretende Lucia ist?

Bei Baumgartner liest man: Erst nach Manzonis Tode ergab sich aus der Prüfung seines handschriftlichen Nachlasses, daß der Dichter ursprünglich die Liebesgefühle der Verlobten sehr lebhaft und poetisch zur Darstellung gebracht und daß er selbst gerade diese Stellen zu den am besten ausgearbeiteten gerechnet hatte, daß er sie aber bei der endgültigen Fassung des Romans unnachsichtlich ausschied. Als Grund bezeichnete er: „Weil ich zu jenen gehöre, welche der Ansicht sind, daß man nicht so von der Liebe schreiben soll, daß der Geist des Lesers in diese Leidenschaft einwilligt ... Ich schließe, daß der Welt die Liebe nötig ist, aber es ist ihrer genug vorhanden und es ist nicht nötig, daß andere sich noch Mühe geben, sie zu züchten, und daß man, indem man sie zu züchten versucht, nichts anderes tut, als sie da erwecken, wo sie keineswegs nötig ist" (Geschichte der Weltliteratur, Bd. VI, S. 671).

Zum Schluß gestatte man einen Vorschlag! Wäre es nicht ein schönes Programm für Unterhaltungsabende in Gesellenvereinen, wenn etwa der Präses ‚Die Verlobten' zunächst für sich genau lesen würde, dann den Roman, der schon bei der ersten Lektüre in den Hauptlinien sehr leicht im Gedächtnis bleibt, den Gesellen vorerzählte, einzelne Teile, wie gerade die Schilderung der Volksaufstände, der Pest, der Gesetzes- und Polizeiverordnungenfabrikation vorlesen ließe und hernach dafür sorgte, daß das Buch etwa in der gekürzten, billigen Ausgabe von Schaching in mehreren Exemplaren beschafft und von den einzelnen gelesen würde? Das wäre wohl ein Weg, um das Buch auch für uns das werden zu lassen, was es schon längst sein sollte: der am meisten gelesene Volksroman.

Hermann Herz.

P. Dr. Cäcilius Papenheim, O. F. M. †

Zu unserem großen Bedauern schied vor einigen Monaten P. Dr. **Cäcilius Papenheim** O. F. M. aus dem Mitarbeiterkreise der ‚Bücherwelt' aus, da er vom P. Ordensgeneral den ehrenvollen Auftrag erhalten hatte, eine Professor für Philosophie an dem den deutschen Franziskanern anvertrauten Zentralseminar in Tsinanfu (China) zu übernehmen. Nun kam die Kunde, daß der auf so schwierigen Außenposten Berufene wenige Wochen nach seiner Ankunft in China einem Hitzschlag erlegen ist. Eine schöne Hoffnung für Orden, Kirche und Wissenschaft ward jäh zerstört. Wir bewahren dem treuen Mitarbeiter ein dankbares Andenken. R. I. P.

Die Schriftleitung.

Volk ohne Raum

Es kann einem lange dauern, bis man in dem Verlangen nach einem vollwertigen Buch erzählender Kunst auf das rechte, auf ein rechtes stößt. Aus dieser Freude kann ich hier mitteilen. Hans Grimm breitet uns in der ‚Erzählung' Volk ohne Raum (Albert Langen, München 1927, 11. bis 15. Tausend, 2 Bände, 683 und 673 S.) die große Not unseres deutschen Volkes vor Augen und vor die Seele. Man braucht ja nicht immer gleich zu sagen, das gerade gefundene Buch sei das größte der gegenwärtigen Zeit, es müsse ein Fest gefeiert werden, es sei jetzt der Sprecher Deutschlands entdeckt. Man kann einmal gerade bei diesem Werk die stille verhaltene Art des Dichters teilen und in aller Mitsorge und Mitfreude sagen, um was es sich handelt.

Es ist ein Buch zu lesen, in dem endlich das Allernötigste des deutschen Volkes gesagt wird, seine elementaren Lebensbedingungen. Und doch nicht die Bedingungen für sein ganzes Leben alle, sondern die eine grundlegende von allen, sein Lebensraum. Was ein Mensch, auch der Deutsche, an Naturkräften und Gotteskräften und Volkskräften braucht, das setzt seinen Anteil am Erdboden voraus. Denn auch der Segen des Himmels geht ja nur auf dem Boden der Natur auf. Ein Anderes ist es freilich, um diesen Vorläufer des Gnadensegens bitten zu können, und wenn es auch ein Halbverdorrter nicht mehr kann, so müßte doch der um die Not Bewußte allen voran die Arme und Hände erheben, den Schöpfer um die Erhaltung seiner Wesen zu bitten. Die Tragik unseres Abweges scheint schon in unserm Rufer selbst zu liegen, daß er sein Bild nicht mehr in die Höhe zu bauen vermag, sondern die ganze Breite der irdischen Not mitzudurchmessen zwingt. Dennoch läuten aus allen Seiten die Glocken seines frommen Herzens, und irgendwo im Herzen seiner Landheimat, an der Weser, vermissen seine besten Menschen in der alten Klosterkirche im Chore ein Hauptteil. Und dennoch war schon lange kein großes Buch so durchwärmt von einem feinen Goldhauch christlichen Menschentums, und kann man endlich einmal ein Buch lesen, ohne von Seite zu Seite bangen zu müssen vor geschlechtlicher Ungezogenheit und gesellschaftlicher Unanständigkeit, ein Buch voll einer so reinen, gesitteten Liebe, einer so keuschen Verhaltenheit, eines Ehe und Arbeit so gesund vermählenden Ernstes. Was Langbehn dem niedersächsischen Volksschlag als das beste Erbteil nachrühmt, finden wir bei diesem niedersächsischen Dichter und seinen Hauptpersonen bestätigt: Kraft gepaart mit Weichheit, praktischen Sinn zugleich mit edler Geistigkeit. Dieses Wesen ließe sich an der Tektonik und Stilistik des Buches erweisen. Stilistisch bewundern wir eine klare Sprachschöpfung, eine sprachliche Ueberlieferung genährt aus dem ländlichen Volkserbe, eine Eigenwilligkeit der Wortwahl bei aller Geschmeidigkeit des Satzes, eine strenge Sachlichkeit umflossen von warmem Gemütston. Tektonisch beachten wir eine zerfließende Breite chronikaler Erzählung, erweitert noch durch ausgedehnte Gespräche politischer Erörterung, aus der sich dann wieder weitgespannte Bögen planender Absicht zusammenfügen. Auch inhaltlich wird man vor einem Gemisch geschichtlich wertvollen Berichts und dichtender Einbildung stehen. Es wäre schon allein lesenswert, was hier an südafrikanischen Erlebnissen und Geschehnissen vor und während des Krieges in Deutsch-Südwest-Afrika mitgeteilt ist. Wichtiger sodann, mitzuerleben, wie sich unsere deutsche Politik nach innen und außen von dem fernen Standort in Südafrika, inmitten der fremdländisch und besonders englisch beeinflußten Welt, ausnahm. Am bedeutendsten schließlich bleibt der Ertrag aus diesem ausländischen und dem dazukommenden inländischen Erleben, die tiefe Ein-

sicht in Lebensvorgänge unseres Volkes. Vielleicht stimmt es nicht so ganz, was Hans Grimm einmal sagt, es sei vorher noch nicht auf die Raumnot als die Grundursache aller Volksnot hingewiesen. Wie zufällig haben wir, noch ehe der Roman Grimms gelesen war, im Juniheft des ‚Heiligen Feuer' den Beitrag ‚Um das fünfte Gebot', darinnen auch von der deutschen Lebensenge geschrieben, und wie zufällig im vergangenen Winter den Roman ‚Die Moselsage' geschrieben (der in Bälde im Führerverlag M. Gladbach erscheint), darin nicht ohne gleichzeitige Notwendigkeit die Sorgen um die deutsche Lebensnot Pate gestanden haben. Aber wahr ist, daß diese Elementarerkenntnis noch lange nicht allgemein ist, und daß sie es werden muß, wenn nicht die letzte Hoffnung auf unsere Zukunft zerrinnen soll. Es wird Hans Grimms großes Verdienst bleiben, uns den deutschen Lebenssucher Cornelius Friebott ins Bewußtsein und ins Gewissen gehämmert zu haben.

Hört seine Geschichte: Dieser deutsche Junge edler Vorfahren, der verarmte Bauernsohn, kann zunächst seinem Naturdrange ins Weite folgen als Marinesoldat, dann aber, heimgekehrt, muß er wie Zweidrittel des deutschen Volkes seinen Unterhalt in Fabrik und Zeche suchen, bis er, als einer der Bewußten um das Leid der naturfernen Arbeit, zum Ankläger wird, für seine Wahrheit ins Gefängnis gerät und vor dem Mißurteil seiner Angehörigen ins Ausland flieht, in die geräumigere Arbeitsmöglichkeit. Aber dort, im Burenstaat, besonders nach dessen Niederzwingung durch England, die er als freiwilliger Kämpfer miterwehrend miterleidet, findet er immer wieder die andere deutsche Enge, daß der Deutsche in der Welt, in der englisch beherrschten Welt, als überzählig gilt, dank englischer Selbstherrlichkeit und deutscher Unpolitik, einer Politik gerade der Deutschen, die als Enterbte der Geschichte so blind gegen die nötige Weite sind. Dann sucht er das Heil in deutschem Raum, in der deutschen Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika, wo er wieder Kampf um diese weitere deutsche Grenze mitkämpft, wo er nach vielen neuen Hemmungen endlich, seinem Naturtrieb folgend, farmt, wo er dann seinen schweren Teil Weltkrieg in der Ferne erleidet, für eine gerechte Erwehrung gegen Eingeborenenübergriffe von den Engländern zu zehnjährigem Zuchthaus verurteilt wird, wo er noch bei Kriegsende aus dem Kerker brechen muß, eine unendlich mühsame Abenteurerflucht nach Portugiesisch-Westafrika durchsetzt, bis er nach weiteren Drangsalen wieder in den nun völlig erlahmten Schoß des Mutterlandes zurückfällt. Tragischer konnte dieses Sucherleben nicht gezeigt werden, als wie nun der durch kolonialen Erwerb sichergestellte Mann, nachdem er die Gefährtin, die der ferne Handwerker und Farmer jahrelang vergeblich zu sich herbeigesehnt hatte, endlich gefunden, als wie er nun mit ihr im Lande umherzieht und nichts Besseres kann, als die Not vom deutschen Raum ins Bewußtsein des Volkes zu rufen, und dabei tötet ihn der Steinwurf eines jugendlichen Arbeiters!

Kann dieses Lied von unserm deutschen Raum vorläufig anders als düster endigen? Man könnte über die innere Unwahrscheinlichkeit sprechen, daß ein naturgetriebener Farmer zu einem Wanderredner fähig, möglich wäre; aber es wäre dies wieder so unpraktisch deutsch, wo wir endlich nichts weiter hören dürfen, als daß wir mit Cornelius Friebott in der deutschen Raumenge stehen. Tragisch deutsch bleibt noch genug, daß wir auch dann, wenn Cornelius Friebott es uns allen zum Bewußtsein gebracht hätte, daß wir auch dann noch es nicht allein zu ändern vermöchten, daß es vielmehr auf alle Raumverteiler ankäme. Und darum muß dieses düstere Lied auch an die Ohren und Herzen der anderen Völker klingen, da sie doch in humanen Ideen und Teilversuchen sich so weitaus an der Spitze zeigen.

Es könnte jemand kommen und sagen, der Grundgedanke sei durch zu viel abenteuerliche Schilderung umsponnen. Wir halten es für einen Reichtum des Buches, wie es mit Meisterschaft afrikanische Welt und Politik schildert, wie es durchaus den Eindruck der Objektivität, des Selbsterlebten macht. Und sinnbildet nicht die Odyssee Friebotts die verschlungene Bahn deutschen Ausweges, deutscher Irrsal? Es könnte einer einwenden, die ausführlichen Gespräche über Politik zerstörten die künstlerische Geschlossenheit. Aber ging es nicht Grimm gerade darum, den hinter Mauern verbarrikadierten Parteilern allen die überparteiliche Wahrheit nahezubringen? Es könnte wer meinen, die Einstellung sei zu sozialdemokratisch, oder wer, sie sei zu aristokratisch. Das ist gerade der Witz, die Wahrheit reicht sich aus den Parteien über die Parteien die Hand. Wir haben noch viel zu lernen, daß die Not der Industrie, der Lohnknechtschaft, der Verbitterung die Lebensnot des ganzen Volkes ist; wie auch, daß eine revolutionäre Kur uns nicht aus der Enge heraus, sondern nur noch tiefer in sie hinein bringt. Ohne die Reflexionen wäre das Buch nicht größer, mit ihnen und aus ihnen ist es ein bestes Buch unserer Tage. Es hebt uns mit allen künstlerischen Mitteln aus dem verengten Blickfeld und läßt uns mit dem in Großstadt und Länderferne Erfahrenen Deutschland sehen und die Deutschen lieben, und das heißt, ihnen helfen.

Josef Zeiten.

Die Dichtung Gottfried Hasenkamps

1. Herkunft und Vorbilder

Als die ersten Hymnen und geistlichen Schauspiele Hasenkamps erschienen, war das Echo der privaten und öffentlichen Kritik gar nicht so uninteressant. Am meisten sympathisch waren noch die Stimmen, die kategorisch erklärten, diese Dichtung sei Makulatur. Leider waren sie sehr selten. Wir leben schließlich ja in einer Zeit des Sowohl — als auch. Verwischung der Gegensätze ist sehr beliebt. Einer Entscheidung pro und contra begegnet man kaum. Andere Kritiken beschränkten sich auf ein neutrales Wohlwollen, man klopfte dem jungen Talent freundlich auf die Schulter, ermunterte es zu weiteren Proben seiner Begabung, empfahl rührend zeitgenössische Dichter als Vorbilder, versuchte sich mit mehr oder minder Witz in psychologischen Erklärungen und ließ, wie gesagt, alles offen. Man konnte dann im Notfall auf den einen Teil der Aeußerung — sowohl begabt als auch unbegabt — späterhin zurückgreifen. Ein schlichtes, einfaches Ja zu diesen Dichtungen war ebenso selten wie das Nein. Noch seltener allerdings aber die Erkenntnis des Wesens und Zieles dieses Werkes. Doch es hat wenig Reiz, eine Kritik der Kritik zu schreiben. Die Dichtung zeugt ja für sich selbst. Im nachfolgenden wollen wir

---

Bibliographische Notiz:

1. Gottfried Hasenkamp: Hymnen.
2. „ Die Magd. Sponsa Christi. Wintersonnenwende. Geistliche Schauspiele. Alles im Bühnenvolksbund-Verlag, Berlin.
3. „ Hochdienst der Maria Laach-Befreundeten. Das Siegel Bd. I. Vier Quellen-Verlag, Leipzig.
4. „ Das Brot des Neuen Lebens und Der Baum des Lebens. Das Siegel II. Kösel, München.
5. „ Hymnen in K. V. Die Schildgenossen. Hochland. Der Gral.

uns bemühen, sie einigermaßen zu erkennen, nach Möglichkeit uns von Werturteilen fernzuhalten und keine Beantwortung der Frage zu geben, was die Dichtung denn überhaupt in unserer Zeit soll und im besondern dieser Dichter für unsere Zeit bedeutet oder nicht bedeutet. Wir müssen die Beantwortung dieser letzteren Frage denen überlassen, die sich durch besondere Klugheit auszeichnen und die Sehnsucht und das Wollen unserer Zeit, den Augenblick, das Gebot der Stunde und wie sonst die schönen Worte heißen, mit fast übermenschlicher Kraft zu erkennen glauben.

Die Dichtung ist zeit- und raumverhaftet. Nur wenigen Dichtern ist es vergönnt, die Zeiten zu überdauern und mit stets neuer Klarheit und Schönheit zu den wechselnden und sich wandelnden Geschlechtern zu sprechen. Ich erinnere nur an Aeschylos, Pindar, Dante, Shakespeare. Das, was aber für die wenigen gilt, das verlangt man heute von jedem und man verlangt es sofort. Wir haben keine Zeit und Geduld, zu warten; die Zeit rast. Man verlangt heute von jedem Dichter, daß er sofort zum gesamten Deutschland spreche, zu Nord und Süd, Ost und West, nicht nur zu seinen engeren Stammesgenossen, nicht nur zu Katholiken, vielmehr zu allen, schließlich nicht nur zu Deutschen, sondern gleich zur Menschheit. Wenigstens wollen die „jungen Europäer" gleich in Europa erkannt und bekannt werden. Was Vergil von dem vergotteten Augustus im 1. Buche seiner Georgica träumt: tibi serviat ultima Thule, das wird jetzt von jedem bedeutenden Dichter gewünscht. Eine papierene Oeffentlichkeit sorgt auch musterhaft für diese Scheinexistenzen und -Berühmtheiten, und sorgt für immer neue, für immer größere Abwechselung. Nur langsam steigt aber in Wahrheit der Dichter zu einer zeitenüberdauernden Gestalt auf.

Hasenkamp verrät in Form und Gehalt seiner Dichtung die Herkunft als Norddeutscher. Kein Wunder, daß man ihm so viele Vorwürfe macht, die ihn doch gar nicht treffen können. Der Norddeutsche hat eben nicht den Lyrismus und die melodische Süße und Herzlichkeit Süddeutschlands. Er hat dafür andere Vorzüge, den echten Hanseatengeist: Kraft, Freiheitsliebe, Herbheit, ja Härte, und Großzügigkeit, Sinn für Publizität, Repräsentation und Feierlichkeit. Die norddeutsche Landschaft mit ihren weiten Ebenen, mit ihren lichten Wolken und ihren Verdüsterungen, ihren Watten, Meeren und Mooren lebt in Hasenkamps Dichtungen. Als echter Sohn einer Hansestadt — in Hamburg sagt man von einem dürftigen, kleinlichen und kümmerlichen Menschen etwas mitleidig und herablassend: ja, er ist ein Detaillist, einer der schlimmsten Vorwürfe, die man einem Menschen dort machen kann — ist er aber auf die Weite gerichtet. Java, Ceylon, die Südsee liegen ja nahe bei Hamburg und Bremen, wie man scherzweise wohl sagt. So finden sich neben ausgezeichneten Schilderungen von Hamburg auch solche von den Rheinlanden, den Alpen, ja von Japan in seinen Versen. Das ist das erste, was diese Dichtungen bestimmt: norddeutscher, hanseatischer Geist. Und so mögen sie dort auch zuerst und bei den stammverwandten Sachsen am besten aufgenommen worden sein.

Das zweite Charakteristikum ist die Herkunft Hasenkamps aus dem Pietismus. Es ist natürlich eine besondere Art des Pietismus, nicht diese ängstliche, kleinbürgerliche, oft kranke Art, wie sie in Halle, Erlangen, teilweise auch in Württemberg und Schlesien war, sondern ein Pietismus größerer Art. Sein Urgroßvater war der bekannte Johann Gerhart Hasenkamp aus Duisburg, eine wichtige und große Gestalt des niederrheinischen Pietismus. Er war bekannt mit Goethe, Jungstilling, Collenbusch und andern hervorragenden Männern seiner Zeit. Lavater widmete ihm die Predigten über das Buch Jona. Sein umfangreicher

Briefwechsel mit Lavater ist bereits ediert, seine wichtige Selbstbiographie noch nicht. Zwei Jahre hat er in Schlesien gehungert, um Audienz bei Friedrich dem Großen zu bekommen, den er zum Christentum bekehren wollte. Gerhard Tersteegen, einem seiner besten Freunde, hat er die Grabrede gehalten. Mit Konsistorien und Gemeinden war er in häufigen und eigentlich ununterbrochenen Konflikten. Seine Bücher sind uns heute nur noch an einigen Stellen zugänglich. Seine Brüder waren Johann Heinrich Hasenkamp, Prediger in Dahle, der mehr Pietist von der Wuppertaler Art war und eine gewisse Rolle dort spielte, ferner Friedrich Arnold Hasenkamp. Die Hauckschе Realenzyklopädie für protestantische Theologie schreibt im 7. Bande über die Bedeutung dieser drei Brüder: „Als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Pietismus von der Aufklärung verdrängt wurde, hat ein Brüderkleeblatt in dem preußischen Teil Westfalens mutig, opferfreudig und rückhaltlos den Kampf mit dem Naturalismus für den Offenbarungsglauben aufgenommen, von der separatistischen Mystik zu einer biblischen Theosophie durchdringend und zuletzt ganz von dem Bestreben erfüllt, das kalvinische System durch ein rein aus der Schrift geschöpftes zu ersetzen. Mit hingebender Berufstreue haben sie auf dem Gebiete der Schule und des Gemeindelebens eine nachhaltige Wirksamkeit ausgeübt, durch ihre Schriften und weitreichenden persönlichen Einfluß haben sie in manchen Kreisen des protestantischen Deutschlands das Wiedererwachen des evangelischen Glaubenslebens anbahnen helfen.“ Der bedeutendste der drei Brüder war Johann Gerhart. Dieses Urgroßvaters Namen trägt auch ‚Die Magd‘ als Pseudonym. Sie ist auch von seinem Geiste und seinen Gedanken bestimmt, da Hasenkamp sich auf die Tradition besann. Der Urgroßvater glaubte auch an die Trinität und war von der Heilsnotwendigkeit der Bibel überzeugt. Nur in einem Punkte ist ‚Die Magd‘ nicht mit dem Glauben Johann Gerharts konform: in der Sakramentenlehre. Johann Gerhart glaubte nämlich an die Realpräsenz im Abendmahl. Verwunderlich für einen Freund Gerhard Tersteegens, daß er mit großer Ehrerbietung und sehnlichem Verlangen das Abendmahl vor seinem Tode nahm. An die sichtbare Kirche glaubten beide nicht. Dieser pietistischen Tradition sind auch folgende Verse gewidmet im ‚Hochdienst ...‘:

„Ich nenne euch in Liebe. Sei gegrüßt
Johann Sebastian Bach, du demütiges Ohr
Der Maße des Unendlichen, und in der Gegenwart
Des Herrn du uns vorangegangener
Pilger Tersteegen, und o Harfe dich
Der Hand des Höchsten Klopstock, und, daß ich
Der Namen viele nenne nicht, jedoch das Haupt,
Der alten Treue Opfer Hölderlin
In einer bilderlosen Welt.“

Diese pietistisch-protestantische Tradition wird dann immer mehr überwunden. Nur die ersten Dichtungen in der Hinwendung zum positiven Christentum sind noch vom Pietismus bestimmt.

Hölderlin, dem diese frühen spätern Dichtungen so unendlich viel verdanken, da er selbst aus dem Pietismus kam und bei seiner Ueberwindung zerbrach, ist dann für Hasenkamp nicht vor allem inhaltlich, vielmehr formal das entscheidende Ereignis geworden. Die gewaltige Hymnenform Hölderlins mit den Eigentümlichkeiten des Satzbaus und den großen Themen ist für den Band Hymnen das schlechthin maßgebliche Vorbild. Der Rhythmus Hasenkamps freilich ist ein ganz anderer. Während Hölderlins Verse sich in vager Unendlichkeit bewegen, sind die Hasen-

kamps bestimmt, zusammengefaßt, gedanklich und mit einem Punkt und einer Konklusion versehen. Immer mehr tritt die Kirche mit Dogma, Sakrament, Lehre und Autorität in den Vordergrund dieser Dichtungen. Der Liturgie wird unter dem Einflusse Maria Laachs besondere Beachtung und Erkenntnis geschenkt. Allmählich wandelt sich dank der Liturgie und ihrer Formensprache auch das formale Ideal Hasenkamps. Die Dichtungen der Antike werden ihm vorbildlich, insbesondere Vergil und vor allem die lateinische Hymnik des Breviers der katholischen Kirche. Im Laienbrevier, das vom Akademikerverbande herausgegeben wird, werden diese Nachdichtungen Hasenkamps erscheinen. Sie sind von stärkstem Einfluß gewesen auf seine letzten Dichtungen. Es handelt sich dabei, wie auch im Falle Hölderlin natürlich nicht um eine sklavische Nachahmung, sondern es ist so, daß ein ähnlich geartetes Denken auf geliebte Vorbilder und Freunde trifft.

Für die Erkenntnis seiner Dichtungen ist seine Herkunft wichtig aus einer norddeutschen Hansestadt und dem Pietismus, für den Katholiken Hasenkamp ist zuerst vorbildlich die Gestalt und das Dichtwerk Hölderlins, mit zunehmender Reife die Antike und das christliche Latein, die Sprache Gottes, wie Léon Bloy es nannte; insbesondere die Hymnen des Breviers.

2. Die geistlichen Spiele

‚Die Magd' war das erste veröffentlichte Werk Hasenkamps. Wenn man auch nichts anderes an ihr hätte erkennen können, so hätte man doch die frische, unbekümmerte, herzhaft kräftige Sprache bewundern müssen. Das ist überhaupt das erstaunlichste an den frühen Dichtungen Gottfried Hasenkamps: die Macht der Rede. Die scheinbar so matt gewordene deutsche Sprache klang auf einmal wieder urtümlich nach all dem Genialitätsgetue des Expressionismus und der langweiligen Ziererei der Thomas Mann, George und Rilke. Zwar war es noch eine junge Sprache mit allen Fehlern der Jugend behaftet, hin und her gehend zwischen wildestem Naturalismus und sogenannter geistiger Abstraktheit, aber doch zwischendurch auch eine wundervolle Sicherheit und Klarheit bereits bekundend. Wo fand man bei einem jungen Dichter Verse wie folgende:

„Das sind nun die Tage, die Frühling und Sommer scheiden.
Sonst frohes Ereignis und eine schwärmende Freude im Umlauf des Mondes.
Blumen und Blüten und reifender Saaten Aehrenfelder in Woge.
Sonne, Sonne und durch die Abende strömende Flut feuerflüssigen Goldes.
Und Feste der Jugend am offenen Feuer."

oder einige andere (über den Baum aus der Mitte des Lebens):

„Am Morgen nach dem Beschwur der heiligen Satzung des Friedens stand aufgebogen er da
Frei in der Blütenpracht und mit all der herzoffnen Wahrheit seines Wuchses.
Erstanden in einer Nacht aus leerem Erdreich und blühend
Sommer und Winter bis auf die gestrige Stunde nach Sonnenuntergang."

Der Prosarhythmus der Rede war zu größerer formaler Kraft gezwungen durch häufige grammatikalische Umstellungen, die man nicht besonders glücklich nennen kann. Die allzuvielen abstrakten Wörter auf keit, ung, is und nis lassen schon wesentlich im zweiten Werk, der ‚Sponsa Christi' nach, das sich überhaupt gelöster gibt. Rein kompositorisch ist ‚Die Magd' unglücklich. Sie ist unübersichtlich. Die Gestalt des Feldherrn ist konstruiert als Gegensatz zum König. Dieselbe Blutleere zeigt noch die Gestalt des Humanus in der Sponsa. Die Gestalten der ‚Wintersonnenwende', des bislang geglücktesten Stückes Hasenkamps, sind alle gut gelungen.

Die dramatische Kraft ist in allen Stücken sichtbar. Im Gegensatz zur Lyrik, in der die Einheit der Welt ja gespiegelt wird, wird in dem Drama der Kampf und die Zwiespältigkeit der Welt abgebildet. In der Magd ist der Gegensatz zwischen Volk und Feind, zwischen Feldherrn und König, die inneren Kämpfe des Volkes, der Streit zwischen König und Königin hauptsächlich dargestellt. In der ‚Sponsa Christi' der Kampf des Bischofs mit Humanus und Perpetua, in der ‚Wintersonnenwende' zwischen Athanasius, Anastasius und Anastasia. ‚Die Magd' ist nicht katholisch, ‚Sponsa Christi' und ‚Wintersonnenwende' sind katholisch. ‚Die Magd' ist kein eigentlich geistliches Spiel, sie ist ein Problemstück. Im geistlichen Spiel werden die Konflikte von Katholiken ausgetragen, die Kirche ist immer sichtbar und anwesend. Im Problemstück werden Außenstehende durch Kämpfe zur Kirche geführt. Der ‚Genesius' von Ilse von Stach z. B. ist ein typisches Problemstück. ‚Die Magd' ist es auch.

Die Handlung der Magd führt uns in eine belagerte Stadt. Plötzlich ist ein Feind vor den Wällen erschienen. Der König wird von dem erbitterten Volke gestürzt. Er hat ein abstraktes Vertrauen auf den Geist. Der Feldherr beherrscht dann die Situation. Durch einen Plan, der die noch vollkommen unrealistische Phantasie des jungen Dichters bekundet, und der einen Ausweg aus der Notlage zeigen soll, wendet sich aber das Volk ab, das sich dem Könige wieder nähert. Der aber hat eine tiefgreifende Wandlung samt der Königin durch die Heilige Schrift erfahren. In der Ausweglosigkeit der Lage vertrauen sie auf Gott und das Wunder, das Gott tatsächlich durch die Königin wirkt. Der Führer der Feinde zieht geblendet in die Stadt und wird vom König, der sich selbst zum Bischof ernannt hat, geheilt. Darauf zieht die Stadt in den Dom unter Vorantritt des König-Bischofs. Man sieht, ein vollkommen unkatholisches Werk! Ein unsichtbarer, rein charismatischer Kirchenbegriff bestimmt den Gehalt des Spiels. Die Frage ist die Kierkegaards: Wie werde ich Christ?

Vollzieht sich dieses Stück vor den Toren der Kirche, so spielt die ‚Sponsa Christi' gleich in der Krypta einer Benediktinerabtei. Das Problem ist hier nicht mehr das Christwerden, sondern das Christsein. Dieses Spiel ist ein geistliches Spiel. Es geht um die Frage nach dem Wesen der Kirche. Ist die Kirche nur eine Garantie der Moral, eine starre Ordnung oder ist sie die Kirche Jesu Christi, ist sie ein starres System, das Gott den Menschen gab, damit sie vor Sünden und Schwachheit bewahrt blieben, oder aber Quell des geistlichen Lebens?

„Wir plärren weise, es seien die Röhren dem Wasser verstopft und gießen ins Becken abstehendes nun.
Doch ist es darum: die Ordnung blieb wohl bestehen auch bis auf diese Zeit,
Doch wir verstehen den Sinn der Ordnung nicht mehr aus der großen Vernunft lebendig gebündeter Einheit mit Gott.
Es machen aber immer die Nächte ein Zerrbild der Tollheit aus mir,
Wenn wieder die Jahrzeit der letzten Liebe der Ernte entgegengeht,
Denn es trägt dann das Sternenantlitz die eisigen Züge der wahren Ordnung des Lebens mit unvergänglicher Härte aufgeprägt, und ich suche
Die Hand, die solches gebildet hat aus dem Marmor der Klarheit, und finde sie nicht."

Hasenkamp entscheidet sich für den echten theologischen Kirchenbegriff, nicht für den human-soziologischen. Die Quellen des übernatürlichen Lebens sind die Sakramente, die eben real sind, nicht nur Symbole einer Idee.

Hatte Hasenkamp in der ‚Sponsa Christi' die Bischofs- und Jungfrauenweihe dargestellt, so in der ‚Wintersonnenwende' die Unauflöslichkeit der Ehe. Die Sprache der Magd und der Sponsa Christi stammt noch aus der Zeit vor der Begegnung mit Hölderlin, die Wintersonnenwende ist bereits unter seinem Einfluß. Das geistliche Spiel ‚Wintersonnenwende' zeigt die analytische Grundform und ist von echtem dramatischen Gehalt und einer großen, inneren Spannung. Die analytische Kunstform bedingt das schon. Eine Tat der Vergangenheit wird langsam aufgedeckt. Durch das Auftreten eines seltsamen, greisen und mönchischen Gastes wird die Verfehlung der Anastasia allmählich bewußt und die Unhaltbarkeit ihrer jetzigen Verbindung mit Athanasius. Auch nach dem Tode ihres ersten Gatten, denn niemand anders war der seltsame Fremde, fügen sie sich dem Rate der Kirche, daß die Witwe unverheiratet bleiben soll.

„So lebe wohl. Ich lasse diese Welt,
Mich für die andere zu rüsten. Du jedoch
Sei eine weise Witwe, daß Du jetzt, da Dein Gemahl
Nun so erhöht wohnt über uns, treu bis zum Tod,
Hienieden Gottes Einigkeit, daraus
Die Ehe ist, nun schon
Als Seherin verwaltest, da der Treue Dich,
Erfüllet mit der Weissagung des Ewigen
Lebens. So lebe wohl. Der Segen aber sei
Mit Dir und alle gute Himmelskraft."

Wunderbar ist in diesem Werke der Zusammenklang der dramatischen Geschehnisse mit der Natur. Es ist die Wintersonnenwende in der Natur, die damit gleichzeitig Hintergrund und Symbol des übernatürlichen Geschehens in den Menschen ist. So klingt das Spiel aus in überirdischer Klarheit:

Anastasia: O Wintersonnenwende, unserer Geschicke
Schlichte Bildbegebenheit!
Athanasius: Nie ward aus reinerm Stoffe noch
Erdacht ein Witwenschleier als der Deine,
Der aus Sternenleuchte ist. So lebe in dem Segen
Gottes Du, ehrwürdige geweihte Schwester.
Anastasia: Wandle im Segen. Laß uns füreinander
Im Gebete sein ...
Athanasius: (im Gehen)
Gelobt sei Jesus Christus!
Anastasia: Wahrlich! so sei es
In Ewigkeit!

Die Kirche steht im Mittelpunkte der Gedanken in den geistlichen Spielen Hasenkamps. ‚Die Magd' war bereits im Grunde die Frage nach der sichtbaren Kirche. Die ‚Sponsa' und die ‚Wintersonnenwende' zeugen von ihrer Macht und dem Heil, das wir durch die Kirche finden, und nur durch die Kirche.

3. Die Lyrik

Man streitet heute vielfach um den Sinn und die Möglichkeit der Lyrik in unserer Zeit. Eine ziemlich müßige Streiterei! Sicher ist ja, daß aus den Großstädten kein

Volkslied erwachsen kann. Aber Deutschland besteht ja nicht nur aus Großstädten und so ist heute liedhafte Dichtung möglich wie je. Hasenkamp ist aber kein Dichter von Liedern. Er schreibt nur Gedichte und Hymnen. Das Lied ist stimmungshaft, gefühlshaft. Das Gedicht und der Hymnus haben es viel mehr mit dem Intellekt zu tun, mit den höheren Formen der Kunst. Selbst also, wenn es keine Lieder mehr geben sollte, wäre es mit der Lyrik noch nicht zu Ende, im Gegenteil, sie könnte herrlich blühen.

Hasenkamps Gedichte berühren theologische Fragen. Auffallend ist in unsern Tagen die Fragelosigkeit des Glaubens in diesen Dichtungen. Hasenkamp dichtet nicht wie Gertrud le Fort Hymnen an die Kirche, in denen diese mit der Kirche, wie man heute so schön sagt „ringt". Die Kirche, ihre Dogmen, ihr Glaube, ihre Sakramente sind in den Dichtungen Hasenkamps keine Frage, sondern eine Selbstverständlichkeit, eine Wirklichkeit, in der man lebt, atmet, Entscheidungen fällt. Aber ist das nicht das Wesen des Glaubens oder ist uns die Problematik der Kirche oder wenigstens der Kirche in unserer Zeit eine schon notwendige Speise geworden? Hoffentlich nicht. Denn es wäre nur ein Beweis, daß wir Dialektiker sind, aber keine Glaubende. „Für die Zeit zwischen Christi erster und zweiter Ankunft aber ist diese Art einer Verführung durch die Möglichkeit des Dialektischen ausgeschlossen. Durch welch ein Gesetz? Durch das Gesetz des Glaubens. Insofern nämlich an die Stelle alles dialektischen Fragens das Punktum des Glaubens getreten ist. Der Glaube, zu dem es wesentlich gehört, daß er Gehorsam ist. Ein Gehorsam, der zum Glauben ebenso wesentlich gehört, wie Ungehorsam zum Wesen aller Dialektik gehört" (Erik Peterson).

„Und wir werden
Wie sich zwischen Nacht und Nacht ein Bogen Lichtes spannt
Stark im Glauben gehn."

Die Kirche ist der Tag, Christus die Sonne dieses Tages. Fraglos ist dieser Tag und sicher leben wir in ihm. Die Hymnen zeigen zu Beginn noch einige nachklingende Gedanken und Auffassungen aus dem Protestantismus und Vitalismus. Aber immer reiner und klarer werden die Unterscheidungen, immer sicherer und einfacher der Ton. Anfänglich wird es dem Dichter noch schwer, für die Geistigkeit Gottes nun auch das reine Bild zu finden. Es liegt selbstverständlich keine Vitalisierung des Geistigen vor, sondern nur ein Fehlgriff in der Wahl der Bilder. Hasenkamp nennt die Natur und die Liebe nicht göttlich, und Leib und Seele identisch, wie Novalis das tut. Aber bei aller prinzipiell klaren Unterscheidung irrt er doch in der Adäquatheit des Bildes an einigen Stellen. Nur eine tiefere und geistigere Gotteserkenntnis ließ ihn diese Irrungen später vermeiden.

Der christliche Dichter hat es ja schwerer als der nichtchristliche. Die Gegenstände bedingen eine Art Askese bei dem christlichen Dichter. Von Natur aus ist ja der Dichter der Natur, den Blumen, den Sternen, der Liebe verwandter und verfangener als irgend ein Geschöpf. Der christliche Dichter muß also, wenn er die geistigen Gegenstände geistig darstellen will, eine Auswahl aus den Bildern der Natur vornehmen. So wenn er z. B. die Kirche darstellen will im Bilde der Magd, so muß er uns durch Beifügungen dieses nicht adäquate Bild erläutern, so wie es Hasenkamp im Hölderlinhymnus tat:

„So ruht des Herrn erhöhte Magd
Immer ins volle Licht zurück, indes wir rings
In ihres Blickes freier Ebene schon bald
Alle Mühsal preisen.

Den liebsten Kindern aber gibt sie,
Immer mit offener Hand zu sein und darein
Viel Geheimnis zu fangen der Klarheit. Wir
Treten herzu, und es teilen mit uns
Alles die Heiligen."

Es ist hier gewiß schon das Bild Magd genügend erläutert, um allzu naturalistische Vorstellungen nicht aufkommen zu lassen von der Kirche, aber es ist doch noch weit bis zu dem Hymnus ‚Das Neue Geschlecht', wo es heißt:

„Du unsere
Heilige Mutter Kirche, also tritt,
Des Sieges klar, Dein ewiger Gemahl hervor
Als aus dem Brautgemach der Ewigkeit. Zu ihm
Erhebe deine Augen, o Germania,
Mit allen deinen Kindern. Seine Kirche ist
Die Seelenburg in Ewigkeit des Großen,
Annoch dunkelnden Geheimnisses
Ja der Erleuchtung, welche ist
Mit den Bekehrten, die
Da wohnen in dem Morgen dort. Sein
Neu Geschlecht durch Jesus Christus
Unsern Herrn in Ewigkeit. Amen."

Diese Bekämpfung der allzu selbständigen Natur kann dann noch weiter geführt werden durch die Negation. Ein paar wunderbare Beispiele sind dafür (aus Erben des Lichtes):

auf u n g e s ä t e n Triften
Führt uns das Lamm zur Quelle
Zum Lichte
Quellenlos.

und das andere:

den s c h a t t e n l o s e n Chören
Der Engel zugestellt.

Eine Weiterverfolgung dieser Tendenz würde zur Auflösung der Dichtung führen: in Hasenkamps Dichtungen kämpfen mystische mit dichterischen Absichten. Das ist so oft mißverstanden worden. Man hat gesagt: in den Dichtungen wäre die Welt als das Nichtseiende, als das bloße Sinnbild hingestellt worden. Dem ist aber durchaus nicht so. Für den katholischen Dichter, der die Gegenstände des Glaubens als dichterisches Ziel hat, ist diese Askese durchaus notwendig, falls er nicht in einem flachen Naturalismus versinken, die eschatologischen Wahrheiten vernachlässigen und sich die Sicht auf die Unterscheidungen des Glaubens verschließen will. Er muß immer beides bedenken, daß die Welt gut ist und real, daß sie aber auch Symbol ist und Schatten des Zukünftigen. Er muß beides bedenken, daß wir noch unter den Folgen der Sünde stehen und in Gottesfurcht vor der Sünde zurückschrecken sollen, und doch die Heilkraft und die durch die Sakramente vollzogene Veränderung des Menschen beachten. Er muß den königlichen Weg gehen und das Maß wahren. Die Situation wird noch erschwert, wenn man in mystischer Sprache von der Nacht der Welt redet. Damit ist kein metaphysischer oder theologischer Satz ausgesprochen, sondern ein mystischer Sachverhalt dokumentiert.

In welch herrlicher Weise aber bei Hasenkamp oft Natur und Uebernatur in ihrem Einklang gesehen werden, beweist das Gedicht ‚Das Kind'. Daraus sind diese Verse:

„Klage nicht, trübe dich nicht, wiewohl in Sünden empfangen,
Gleichst einer Kerze du doch, die von unsterblicher Hand
Angezündet am Licht ist der unentzündeten Sonne,
Daß sie den ewigen Tag leuchte zum Lobe vor Ihr.
Wisse, es machet dein Licht die Sterne des Himmels erbleichen,
Die auf vergänglicher Spur zeigen die Füße des Herrn."

Taufe und Kindsein werden in ihrer Verbundenheit aufgezeigt in folgenden Versen:

„Wunder der Taufe! Seitdem die Wasser des Lebens geflossen
Ueber den Scheitel dir sind, bist du ein Tempel des Herrn.
Christus wohnet in dir, o liebliche Lade des Bundes,
Und dein Engel schaut an immer des Vaters Gesicht.
Darum entzücket uns auch so unbegreiflich dein Lächeln.
Und deine Augen, sie sind klar wie die Wasser des Herrn.
Deshalb verkosten wir auch wie Honig dein jauchzendes Lallen,
Sündelos bitter nicht sind selbst deine Tränen im Schmerz.
Leidest du aber, mein Kind, so zahlst du den Preis der Erlösung,
Den der Unschuldige selbst, Christus am Kreuze gezahlt."

Das Gedicht schließt mit den Versen, die noch einmal die auf übernatürliche Weise bewirkte Einheit und Verbindung der menschlichen Natur mit Christus als Grundlage haben, die auch die menschliche Natur an sich adelte und heilte:

„Wahrlich, was bist du, mein Kind? Du bist der Wohlgeruch Christi,
Der die Verwesung der Welt duftend und angenehm macht.
Wisse, du leuchtest als Schild, von Christus im Siege erhoben,
Ueber den Wunden der Zeit, wenn du die Taufe bewahrst."

Die Kirche steht auch in den Hymnen im Mittelpunkte und ist Grund aller Gedichte mit ihrem Leben. Der Band Hymnen enthält folgende Dichtungen: Das Brot des Lebens; Hymni Lacenses; Das Licht der Welt; Zur größeren Woche für Lucia und zu Ostern; Im Gedächtnis eines Bruders der Heiligen; Mysterienfeier; Septemberchor; Ernte und Aussaat; Mutter und Sohn; Mutter des Lebens; Eines Bruders und einer Schwester der Heiligen Hymnus über Ehe und Jungfräulichkeit; Deutscher Hymnus; Reue und Buße der Jugend; Canticum vespertinum; Die Zeichen der Zeit; Brenne ins deutsche Gewissen: Der Martyrer Blut ist der Samen der Christen!; und Das Neue Geschlecht. Späterhin wurden dann noch neben mannigfaltigen Oster-, Pfingst-, Adventhymnen ein eschatologischer Hymnus: Der neue Himmel und die neue Erde veröffentlicht, ferner Gebet um Demut und Crux Gemmata, sodann der große Zyklus Hochdienst der Maria Laach Befreundeten. Alle diese Dichtungen stehen unter dem Zeichen Hölderlins in sprachlicher und formaler Hinsicht. Inhaltlich sind sie nur wenig von Hölderlin bestimmt. Die Dogmen und Feste der Kirche sind ihr Gegenstand: die hl. Messe, die Eucharistie, die Mysterien der Weihnacht, Epiphanie, Kreuzigung, Erlösung, Ostern und Pfingsten, die Trinität, die Mutter Gottes. Daneben aber vor allem die Fragen nach dem Vorzug des kontemplativen Lebens und der Jungfräulichkeit, sodann die schwierigen Fragen nach dem Fall Deutschlands in der Reformation (letztere besonders im Hochdienst ...), die Häresien überhaupt, die Rettung und Heilung Deutschlands, die Frage der Generation und

ihre Aufgabe. Formal sind diese Hymnen nicht alle gedichtet; in einigen wird zuviel geredet und gepredigt; das Vorbild Hölderlins wirkt sich auch in der Stellung aus, die Hasenkamp als Einzelner der Gemeinschaft (man muß schon diese Ausdrücke hier verwenden) zu haben glaubt. Je mehr er den Glauben der Kirche erfaßte, umso weniger wird in seinen Gedichten geredet, das formale Element wird stärker, alles wird mehr gebildet und gestaltet, die Dinge reden selbst und werden zum Reden gebracht, reden aus ihrem objektiven Sein und überzeugen so viel mehr. Das ist vor allem der Fall in ‚Der Baum des Lebens'; ‚Das Brot des Neuen Lebens'; ‚Der Adler' und ‚Das Kind'. Der Rhythmus wird nicht mehr so wild und groß, gewollt mächtig, sondern still, klar und eindringlich. Während früher der freie Rhythmus für ihn kennzeichnend war, ist es jetzt das Metrum. Kürze, Präzision und Nachdrücklichkeit steigern sich. Der Adler, das Kind sind in Hexametern und Pentametern geschrieben. Die Leuchtkraft der Bilder ist gewachsen. Wie wundervoll sind diese Verse, die an S. Ambrosius geschult sind aus ‚Der Baum des Lebens':

„O Palme in des Siegers Hand,
O Flammenwuchs der Ewigkeit,
O Kreuz in Christi rechter Hand —
Der Hölle Pforten fallen hin.
Gleich stehen die Gerechten auf.
Der Sünde Ketten springen ab.
Des Lobes Stimmen wehn herauf.
Des Königs Fahnen sind im Wind."

Die private Sphäre gibt es in diesen Dichtungen nicht. Sie ist unwichtig und belanglos. Die Gegenstände der Dichtungen Hasenkamps sind allgemeine, d. h. natürlich nicht allen ohne weiteres zugängliche. Dazu bedarf es der Kirche und des Glaubens und einer gewissen Schulung.

Man hat Dichtung im letzten Jahrhundert verabsolutiert, man hat sie für einen Glaubensersatz hingestellt. In den Dichtungen Hasenkamps ist das Hauptziel: die wahre Ordnung der Dinge, wie die katholische Kirche sie uns lehrt, zu erkennen und zu gestalten. Bei einer solchen Richtung ist es sinnwidrig, einem Werk besondere Lobsprüche zu erteilen. Es ziemt sich nicht recht. Es ist natürlich durchaus recht, sich an seinen Schönheiten zu erfreuen. Aber die Sphäre der puren Dichtung transzendiert dieses Werk, und in dieser metaphysischen Sphäre hat menschliche Ehrbezeigung jeglichen Wert verloren. Nur Gott gibt die Ehre in Wahrheit. Ist es darum zu verwundern, daß so häufig Gebetsworte in diesen Versen zu finden sind?

„Den Seligen, in Kreisen rings
Umschwingend die Dreifaltigkeit,
Teilt Christus selbst das große Mal
Des Friedens und der Freude aus.

Herr, laß mit ihnen uns dereinst
Die Frucht verkosten, die Du brichst.
Laß Zungen dann des Lobes uns
Im Chore deiner Engel sein."

Paul Adams.

Frank Thieß

Frank Thieß sieht mit einer Schärfe, die überraschend ist, die Mängel unserer Zeit. In einem Buche ‚Das Gesicht des Jahrhunderts, Briefe an Zeitgenossen' (dieses wie auch seine anderen Werke sind bei J. Engelhorns Nachf., Stuttgart, erschienen) stellt er die frappanten Erscheinungen unserer Tage in das Licht seiner klaren Einsicht. Er erschöpft sich dabei nicht in überflüssigen Klagen über die Verderbtheit der Menschen (denn darüber zu klagen wäre zwecklos, weil zu allen Zeiten menschliche Schwächen Anlaß dazu gaben). Er analysiert mit wissenschaftlicher Genauigkeit die seelische Grundhaltung des modernen Menschen und zeigt an den verschiedensten Beispielen, wie sehr der Verfall der europäischen Kultur fortgeschritten ist. Von dem Geiste, der den Menschen unserer Tage erfüllt, sagt er an einer Stelle: „Der Erfolg ist maßgebend. Zweck seines Lebens ist Hochkommen, Erwerb, Reichtum, unter Umständen sogar Macht. Möglichst wenig Sorgen, möglichst wenig Leid, das gilt als ‚glückliches Leben'". Am Ende kommt er zu einer radikalen Ablehnung dessen, was heute den meisten als wertvoll erscheint. Auch wir finden die Zeit entsetzlich. Die Verehrung der Zahl ist erbärmlich, der Maschinenkult ist grauenhaft und der Amüsierbetrieb ist idiotisch. Und doch können wir nicht mit der gleichen Einseitigkeit alles verdammen. In seinen Ausführungen werden Tatsachen umgedeutet, und dadurch erhalten sie ein Aussehen, das keine gerechte Beurteilung mehr zuläßt. Darum lassen sich im einzelnen gewichtige Einwände gegen den Kulturpessimismus seiner Ausführungen erheben. Denn so wie er die Lage darstellt, ist sie kaum. Dann stünde der Untergang des Abendlandes nicht mehr bevor, dann wäre er schon da. Was uns da entgegenstarrt, ist eine Fratze von so abgründiger Kulturlosigkeit, die schaudern macht. Dabei übersieht Frank Thieß bei allem Scharfsinn, den er aufwendet, daß auch in unserer Zeit Ansätze zu einer Aufentwicklung vorhanden sind, die viel verheißen. In einem Teile unserer Jugend lebt ein Geist, der frohe Hoffnungen aufkommen läßt. Selbst Amerika, von dem wir doch nichts anderes wissen, als daß dort die Zahl und die Materie die größte Rolle spielen, hat, wie Sherwood Anderson in ‚Der Erzähler erzählt sein Leben' berichtet, den Geist nicht ganz vertrieben. Es fängt sogar an, seine besondere Geistigkeit zu betonen. Das sind doch Aussichten, die auch für Europa nicht ohne Bedeutung sind. Man darf sich den Blick keineswegs durch die Menge trüben lassen. Immer war es nur eine verhältnismäßig kleine Schicht von Menschen, die Träger der Kultur waren. Unsere Kultur war vorzugsweise eine bürgerliche. Im Bürgertum saßen die geistigen Kräfte, die Europa in künstlerischen und wissenschaftlichen Dingen lenkten. Diese Gesellschaft aber ist auseinandergerissen. Das war die ungeheuerlichste Umwälzung, die das Maschinenzeitalter hervorrief. Der Besitz allein genügte, um gesellschaftsfähig zu werden. Dadurch drangen Elemente ein, die zerstörend wirkten. Nun stehen wir vor dem Chaos. Das, was sich heute als die gute Gesellschaft ausgibt, ist in keiner Weise geeignet, das Erbe der Väter weiterzugeben. Dort herrscht öder Mammonismus. In geistigen Angelegenheiten versagten sie. Darum ist das, was wir heute erleben, die Folge des Verschwindens der bürgerlichen Gesellschaft und damit auch ihrer Kultur. Daß im Zeitalter der Auflösung und der Umschichtung die innere Ordnung verlorengegangen ist, kann keineswegs verwundern.

Dennoch ist die Existenz geistiger Menschen nicht fortzuleugnen. Sie leben im Exil, verstreut unter den Philistern. Sie sind da und wirken in der Vereinzelung. Diese Suchenden sind das Ferment, welches den Volkskörper durchdringt. Sie bauen das Neue auf. Stark ist ihre Sehnsucht nach der Gemeinschaft. Sie werden

sich noch finden. Und das ist der Zeitpunkt, an dem die neue Kultur geboren wird. Wie diese aussehen wird, das wissen wir heute noch nicht. Sicher ist, daß manche Anschauungen von heute verschwinden werden. Neue Formen werden aufkommen, auch solche, die uns heute noch barbarisch anmuten. Irgendwie wird das veränderte Weltgefühl zum Ausdruck kommen. Es wartet auf die Erweckung. Keimhaft liegt es heute unter Aeußerungen verborgen, die jetzt zu Mißverständnissen Anlaß geben. Wenn diese Aussicht nicht da wäre, dann stände es arg um den menschlichen Geist. Es wäre der Bankerott. Europa hieße dann nur noch ein großer Abfallhaufen, den zu betreuen es sich kaum lohnt. Diese Regeneration wird auch die Formen nicht annehmen, die Frank Thieß voraussagt. Er steckt viel zu sehr in bürgerlich-aufklärerischen Ideen, um das Neue sehen zu können. Die Reformation muß überwunden werden. Und das geht nicht in kurzer Zeit. Was bedeuten denn auch Jahrzehnte und Jahrhunderte im Leben der Völker. Wie lange hat es doch gedauert, bis die bürgerliche Gesellschaft sich konsolidierte, und bis sie dann auseinanderfiel. Ebensolange müssen wir warten, bis die neue Gemeinschaft der Geistigen sich bildet. Die wird dann ein anderes Lebensgefühl atmen.

Das Bestechende an den Ausführungen von Thieß ist ihre scheinbare Folgerichtigkeit. Wenn er etwa bittere Worte an Hauptmann richtet wegen des schalen Gepräges seiner Geburtstagsfeier, dann kann der Eindruck aufkommen, als sei Hauptmann der Vertreter des geistigen Deutschlands. Als solchen konnte man ihn nur kurze Zeit ansprechen. Warum soll man ihm da vorrechnen, wenn er die Form der heute üblichen Festivitäten mitmacht. Die passen recht gut zu ihm; denn er ist immer m i t seiner Zeit gegangen. Immer ist er Bürger unseres Jahrhunderts gewesen. Er repräsentierte in diesem Falle nur seine Zeit. Er spricht da etwa von der Erziehung. Fordert die tragische Erziehung. „Dem Leben nützen nur Erkenntnisse. Sie quellen aus Erlebnissen, aus rein innerlichen Vorgängen also, die weder künstlich herbeizuführen, noch zu unterbinden sind, da die Fähigkeit hierzu mit dem Charakter selbst gesetzt ist.“ Mutet man hier nicht der Schule eine Aufgabe zu, der sie nicht gewachsen sein kann? Was kann sie denn viel mehr geben, als die paar Handgriffe, die zum Leben notwendig sind. Wie selten sind doch die Stunden, in denen Erlebnisse aufkeimen, in denen mehr als Belehrung, Menschliches zueinanderfließt. Viel stärker vermögen die unkontrollierbaren Mächte den Heranwachsenden zu beeinflussen. Die Straße, die Freunde, die möglichen Gelegenheiten, außerhalb des Kreises der Erzieher erzogen zu werden, sind so mannigfaltig, daß man wirklich den Anteil des einzelnen nicht abschätzen kann.

Oder er nimmt sich den wissenschaftlichen Betrieb vor. Da ist vieles nicht, wie es sein müßte. Viel zu sehr werden die Kenntnisse in den Vordergrund gestellt. Erlebnisse, wie sie Thieß mit dem Professor Roethe gehabt hat, sind abschreckend. Aber: kann denn ein Mensch mehr geben als er hat? In der Hl. Schrift steht das schöne Gleichnis vom Säemann: „Einiges fiel auf steinigen Boden“. Ist nicht der Einzelne der, welcher das übermittelte Gut umarbeiten muß? Mehr kann der Lehrer in keinem Falle, als den Stoff geben und anleiten. Daß in unserer Zeit ein Zuviel an wirtschaftlich auswertbaren Stoffen geboten wird, das ist eine Erscheinung, die mit der Entartung des Bürgertums zusammenhängt. Es geht darum nicht an, alles zu verwerfen, was gegen den Sinn des Einzelnen ist. Auch der heutige Betrieb an den Hochschulen hat sein Gutes. Hier wird gearbeitet um der Arbeit willen, das ist eine Gesinnung, die nicht so sehr verbreitet ist. — Es ist aber auch gar nicht notwendig, die einzelnen Irrtümer von Frank Thieß zu zeigen. Sein grundlegender Fehler ist der, daß er nicht mit dem Menschen rechnet, der durch die Erbsünde belastet ist. Er übersieht, daß die Natur des Menschen eben gar nicht

anders kann. Was er vom Manne der Zukunft sich vorstellt, das zeigt denselben Fehler. Er macht sich ein Bild, das niemals Wirklichkeit gewinnen kann. Wenn darum Thieß sagt: „Wenn das Wesen heidnischer Religiosität im Freisein des Menschen vom Mittler Kirche liegt, so wird die Religiosität, welche Basis einer neuen Kultur ist, heidnisch sein müssen" — so nötigt uns der Ausspruch zum Lächeln. Er zeigt die Tiefe des Abgrundes, der uns von ihm trennt. Und doch ist das Werk reich an beachtenswerten Einzelheiten. Diese Briefe sind in einem kultivierten Deutsch geschrieben. Das allein ist schon erfreulich und hilft über jene Stellen hinweg, die uns durch die Eigenart seiner Weltanschauung gar zu widerspruchsvoll anmuten.

Obwohl diese Bekenntnisse die Quintessenz seines Denkens darstellen, glaube ich nicht, daß er sie zu seinen Hauptwerken zählt. Er will in besonderem Maße Dichter sein. Seine Romane werden von der Literaturkritik stark beachtet. Dennoch muß ich bekennen, daß mir manches Lob stark übertrieben erscheint. Er steht nicht, wie manche glauben machen wollen, in der vordersten Reihe unserer Künstler. Er ist Zivilisationsliterat, einer, der mit großer Geschicklichkeit das Instrument unserer Sprache beherrscht, der das Leben kennt und auch geschickt davon zu erzählen versteht. Aber es fehlt ihm das Letzte, die Beherrschung der Form, die volle Verschmelzung von Sinn und Sein. Trotzdem er der Zeit so kritisch gegenübersteht, ist er ihr verfallen. Ihm fehlt das sichere Augenmaß des großen Künstlers. Man kann seine moralischen Absichten schätzen — auch da, wo die Uebereinstimmung mit seinen Ideen fehlt —, aber das kann nicht das Fehlen der Wärme, die aus der innigen Beziehung zu den Dingen kommt, ersetzen. Diese brutalen und oft zynischen Abbilder der modernen Gesellschaft werden gar zu weitschweifig, mit einer fatalen Redseligkeit vorgeführt, so daß Zweifel kommen, ob denn jede Einzelheit künstlerisch bedingt ist. Den stärksten Eindruck hinterläßt sein Roman ‚Angelika ten Swaart'. Es ist die schwermütige Geschichte einer Ehe. Die junge Angelika, kühl und beherrscht, wird mit dem geheimnisreichen Doktor Morr vermählt. Die Ehe wird ihr zur schweren Last, trotzdem ihr Mann gütig und verständig ist. Sein ganzes Wesen ist ihr rätselhaft. Etwas Geheimnisvolles steht zwischen ihnen. Ahnungen des Todes umflattern sie. Sie flieht vergebens seine Nähe. Trotz des Grauens vermag sie ihn aber nicht zu hassen. Ganz langsam verlischt ihr Leben bei der Geburt des Kindes. Diese ganz zarte Begebenheit ist sauber und mit einer Delikatesse aufgezeichnet, die für den Erzähler einnimmt. Das Wort steht ihm restlos zu Gebote. Unsagbares steht zwischen den Zeilen und der Hauch einer zärtlichen Melancholie steht darüber. Darin ist jede Zeile geformt. Darum steht dieses Buch hoch über den anderen.

Blasser wirkt schon ‚Der Tod von Jalern'. Es ist ja ein gewaltiger Versuch, das langsame Verlöschen eines Gemeinwesens zu zeigen. Aber dieses großartige Bild des gemeinsamen Erlebnisses flattert auseinander in Einzelschicksale. Nicht die Gesamtheit interessiert mehr, sondern der einzelne. Jalern, von außen bedroht, eingeschlossen von einer Armee, die unüberwindlich ist, vollendet selber den Untergang durch seine Uneinigkeit. Ohne besondere Schwierigkeiten lassen sich Beziehungen zu unserer Zeit herstellen, ohne daß der Vergleich in allen Einzelheiten zuträfe. Das Vertrauen des Volkes zu den angeborenen Führern wird durch gewissenlose Demagogie und systematische Verhetzung untergraben. Die Führer sind selber nicht ohne Fehler. Dadurch wird die Arbeit gegen sie erleichtert. Doch der Sieg des Volkes bringt keinen Vorteil. Marsos, der Heerführer, der einzige Mann in der Stadt, muß weichen. Dadurch gewinnt der Feind nur Vorteile und die Stadt keine Erleichterung. Tod und Teufel, der in eigener Person bemüht

wird, halten reiche Beute. Am Ende findet der siegreiche General nur noch einen entsetzlichen Trümmerhaufen. Seine einzige Beute ist ein Kind. Es gibt da im einzelnen manche starke Stelle. Da wird das Geschehen zu kraftvollen Wirkungen herausgearbeitet. Manches aber ist blaß und verzeichnet. Die schwächste Figur ist die des San, des Empörers. Man fühlt kaum die Tragik des revolutionären Proletariers. Sein Wesen ist zu widerspruchsvoll. Er ist kein würdiger Gegner für Marsos. Sein Selbstmord ist die Bestätigung seiner Schwäche. Vollends überflüssig ist die Liebesgeschichte. Das ist ein privates Erleben, das mit der Stadt nichts zu tun hat. Gerade in diesen Partien aber ist alles zu absichtsvoll herausgestellt. Das wirkt unglaubhaft. Die Weisheiten, die der Teufel zum besten gibt, kann man auch nicht ernst nehmen. Das ist nur ein verwässerter Nietzsche. Die Logik ist recht brüchig. Die Form ist von der italienischen Novelle beeinflußt. Die Sprache ist stellenweise abgeblaßt und ohne Schlagkraft. Worte, die einem Leitartikel entstammen könnten, stehen zwischen den Reden der Leute.

Aus der Raum- und Zeitlosigkeit, in welcher der Tod von Falern spielt, sind die andern Romane herausgehoben. Sie spielen in der heutigen Zeit. ‚Die Verdammten' leben auf Eluisenstein. Dort, wo die deutsche Kultur durch baltische Barone in Rußland wirksam war. Er wählt in dem Buche ein recht heikles Thema. Es muß zugegeben werden, daß Thieß die ärgsten Dinge ganz ernsthaft und ohne Lüsternheit behandelt. Und doch hinterläßt das Ganze einen zwiespältigen Eindruck, denn die verbotene Geschwisterliebe ist schon an und für sich etwas, was, gelinde gesagt, gegen den guten Geschmack geht.

Axel von Harras kommt mit seiner Frau aus Amerika in die Heimat zurück. Er hatte sie seit Jahren nicht mehr gesehen, weil sein Vater, der sich von der Mutter getrennt hatte, ihn mitgenommen hatte. Nun kehrt er heim, sieht seine Schwester zum ersten Male und verliebt sich in sie. Ganz langsam kommt das. Manches verschuldet seine Frau durch ihre Eifersucht. Schließlich verläßt er sie und lebt eine Weile mit seiner Schwester zusammen. Als er ihr durch einen Arzt die Frucht dieser Verbindung nehmen läßt, verläßt sie ihren Bruder. Ganz unverständlich ist die Haltung der Mutter, die diese Verbindung begünstigt. Sehr lose mit der Haupthandlung sind noch andere Schicksale verknüpft. Ganz hemmungslose Triebmenschen leben ihren Lüsten. Das macht den Eindruck des Gesuchten. Als ob diese Sexualpathologen nur hineingenommen sind, um die Galerie der Verdammten, die unter ihren Trieben leiden, zu vervollständigen. Dabei ist das Ganze recht breit ausgewalzt. Gut die Hälfte des Buches könnte fehlen, ohne daß der Kern der Handlung davon getroffen würde. Eine ganze Reihe der Nebenhandlungen steht nicht notwendig zum Ganzen. Daß dieser Eindruck entsteht, zeigt einen Mangel des Gestaltungsvermögens. Auch ist seine Ausdrucksfähigkeit stellenweise recht schwach. Wenn er gar symbolisch werden will, wenn er Märchen erfindet, dann wird er geradezu kitschig. Da zeigt es sich deutlich, daß Thieß kein Dichter ist. Mit seinen Ideen sich auseinanderzusetzen verlohnt sich nicht. Zu weit gehen da die Anschauungen auseinander. Was er sagt, hat keine Ueberzeugungskraft.

Ein anderer Roman ‚Der Leibhaftige' führt nach Berlin. Auch hier ist dem Geschlechtlichen ein breiter Raum gewidmet. Als ob das die Triebfeder für alle Handlungen der Menschen sei. Dadurch bekommt sein Schaffen etwas Enges. Thieß wollte in diesen großen Romanen das Bild unserer Tage zeigen. Das Bild ist einseitig geworden. Es entbehrt des Kontrastes, obgleich er sich bemüht, das Leben von allen möglichen Situationen aus (dadurch bekommt man nur den Eindruck des Zusammengestückelten) zu beleuchten. Wirklich, so ist die Großstadt:

amoralisch, egoistisch bis zur Lächerlichkeit, gehetzt von den Trieben und nach den Erfolgen gierend. Da ist der Caspar Müller, der in der Mitte der Personen steht. Seine Erlebnisse bilden das Gerippe der weitschweifigen Darstellung. Was ist das aber auch für ein Kerl! Wie ein Kork schwimmt er lustig immer obenauf, aus jedem Mißerfolge noch das Beste herausholend. Es paßt ihm nicht mehr, als Student unter der Fuchtel des Vaters zu stehen. Er wird Schauspieler und nach seinem Mißerfolge geht er unter die Geldleute. Durch Protektion kommt er an eine Zeitung. Thieß kennt den Betrieb aus eigener Anschauung. Diese Kapitel sind darum die lesenswertesten des Buches. Auch diese Stelle verliert er. Er gerät mit politischen Abenteurern zusammen, an denen Berlin in der Nachkriegszeit so reich war. Hier benimmt er sich so auffallend unbegabt, daß Zweifel an seiner Intelligenz erlaubt sind. Es geht auf und ab. Er wird durch politische Schiebergeschäfte reich und muß dann als Flüchtling in einer Fabrik Arbeit suchen. Dazwischen geht er noch eine Heirat mit der Geliebten eines geheimnisvollen Geschäftemachers ein, eine Ehe, die in ihrer schauerlichen Unmoral grotesk wirkt. Dann kommt ein neuer Aufschwung. Er wird von einer Riesengesellschaft von Mädchenhändlern engagiert — diese unter dem Mantel der Nächstenliebe auftretende Gesellschaft ist eine fatale Allegorie auf die moralische Heuchelei unserer Zeit —, dann dampft er ab nach Amerika. Ob zu neuen Taten ist zweifelhaft, denn er hat sich eine Geschlechtskrankheit geholt.

Das ist teilweise recht gut gemacht. Die Verworfenheit gewisser Kreise ist ohne Scheu bloßgelegt. Man schaut hinter die Kulissen der Presse. Manche Erscheinung unseres öffentlichen Lebens wird verständlich, wenn man sieht, wie unterirdisch gearbeitet wird. Wenn aber Thieß den Versuch macht, diese Dinge zu deuten, wenn er weltanschauliche Ausflüge macht, dann wird er leicht trivial. Er mutet sich dann zuviel zu. Er faßt die Probleme an, ohne sie bis zum Letzten durchzudenken. Sein Talent ist mehr ein journalistisches, das sich in der Reportage, in der Gestaltwerdung des Wirklichen auslebt. Dazu besitzt er eine große Geschicklichkeit in der Handhabung der Sprache. Er stellt seine Menschen recht in den Blickpunkt des Lesers.

Noch andere Bücher hat er geschrieben, die mir zur Beurteilung nicht vorliegen. Ich glaube aber nicht, daß diese Werke neue Ausblicke für sein Schaffen geben. Wenn er sich vorgenommen hat, in seinen Romanen ein umfassendes Bild unserer Zeit zu geben, so kann man ihm einwenden, daß er die Welt nur von einer Seite gesehen hat. Wichtige Provinzen unseres geistigen Lebens hat er völlig übersehen. Andere hat er nur andeutungsweise und dann auch nicht mit großer Sorgfalt behandelt. Er sah nur das Elende. Es hat den Anschein, als ob er nur das sehen wollte, was ihm paßte, und als ob er das nur darstellen wollte. Und das konstatieren zu müssen ist peinlich. Bei Thieß handelt es sich um keine alltägliche Begabung. Um so größer war die Verpflichtung, seine Grenzen zu zeigen.

Georg Schäfer.

Klerus und Literatur

Wer es unternehmen will, aus dem Wirrwarr der in jüngster Zeit aufgeworfenen Fragen über die Beziehungen des Klerus zur Literatur die leitenden Gedanken herauszusuchen, geht an ein Unterfangen, das ergebnislos bleiben muß, denn allem Anschein nach bereitet sich im katholischen Deutschland eine babylonische Sprachverwirrung vor. Wir halten es daher für klüger, einen gegenteiligen Standpunkt zu wählen und uns die Frage zu stellen, von welchen Grundsätzen die Betätigung der Priester in der schönen Literatur beherrscht sein muß. Wir stoßen zwar bei dieser Gelegenheit die berühmten offenen Türen ein, aber da so manche Zeitgenossen die dunklen Gänge der Labyrinthe lieben, ist es sicher eine Abwechselung, einmal durch offene Türen einzugehen.

Um an erster Stelle jener Klage zu begegnen, die sich in der Richtung äußert, als ob die Geistlichen sich zu viel um die schöne Literatur, die doch eine Sache der Laien sei, bekümmern, so müssen wir auf eine für diese Kritiker sicher überraschende Tatsache hinweisen, nämlich darauf, daß die Geistlichen eigentlich noch viel zu wenig um die Literatur Sorge tragen und vielfach ihre Pflichten auf diesem wichtigen Gebiete nicht genügend erfüllen. Wie liegen nämlich die Dinge? In der heutigen Zeit ist die Literatur der eindringlichste Ausdruck der Weltanschauungen und Lebensansichten. Es gab nie eine Zeit, in der die Menschen von den Ideen und Stimmungen, wie sie in der Literatur ausgesprochen werden, so abhängig waren. Im Roman, im Drama und in der Lyrik wird eine Lösung der brennenden Fragen des menschlichen Lebens erstrebt. Der Lyriker beschäftigt sich mit der Stellung des Menschen zu dieser Welt, mit seinen Beziehungen zu Gott, mit seiner Sehnsucht nach Glück. In den Romanen wird für die verschiedensten Lösungen religiöser und moralischer Probleme mit aller Kraft des dichterischen Wortes gekämpft. Da wird in neuester Zeit eine neue Weltanschauung aufgestellt, die ein Leben um des Lebens willen fordert (Wells, Romain Rolland, Gasset), da wird der Malthusianismus gepriesen (Wells im Roman Der Traum), da wird die Ungebundenheit der sinnlichen Triebe verlangt (zahlreiche Franzosen), da wird die Erotik in ein System gebracht (Proust, Lawrence). Es gibt kein Gebiet menschlichen Lebens und Denkens, wo nicht irgendein Roman für eine bestimmte Lösung kämpft und meistens in einem dem christlichen Glauben entgegengesetzten Sinne. Namentlich die Frauenfragen werden nach den verschiedensten Richtungen hin behandelt, von den radikalen Aufstellungen der russischen Bolschewiken bis zu den raffinierten Ansichten französischer oder amerikanischer Romanschreiber. Diejenigen täuschen sich schwer und verhängnisvoll, die noch glauben, daß es lediglich um einzelne unsittliche Stellen gehe, gegen die einige weltferne Geistliche in puritanischer Uebertreibung losziehen, nein es geht in der modernen Literatur um den ganzen Bestand der christlichen Glaubenssätze und um die Grundlagen einer sittlichen Lebensansicht, um die Ehe, um die Familie, um die Kindererziehung, um die Basis des christlichen Staates. Wenn es sich nur um einige Derbheiten handeln würde, wie im glücklichen Mittelalter, um einige rohe Witze oder lüsterne Ausgelassenheiten, so wäre unsere Lage weit einfacher und eindeutiger. Aber diejenigen, die wie Jakob Kneip das Mittelalter mit seiner Grobschlächtigkeit als Entschuldigung der Gegenwart in die Diskussion zu rücken suchen, haben sichtlich gar keine Ahnung vom furchtbaren Ernst, mit dem der Kampf der Geister im Inlande und im Auslande sich heute in der Literatur abspielt. Die Lage ist vielmehr so, daß die zuständigen kirchlichen Behörden allen Anlaß hätten, einige Geistliche ihrer Diözesen für die Untersuchung der literarischen Volksvergiftung freizumachen, um den

gläubigen Katholiken die Wege durch einen wilden Urwald zu weisen, in dem Gottlosigkeit, Unzucht und alle Laster so üppig gedeihen.

Wie eng diese Aufgabe mit dem geistlichen Amte verwachsen ist, mögen folgende Gesichtspunkte zeigen. Will der heutige Geistliche die Richtungen unserer Zeit kennenlernen, will er erfahren, was die Gemüter unserer Zeitgenossen bewegt, so muß er unbedingt sich in der Literatur umsehen und mindestens aus einer vorurteilslosen und unabhängigen Kritik erfahren, was unsere Mitmenschen bewegt, was insbesondere auf die Jugend, die Frauenwelt, die jungen Mädchen in erster Linie, seelischen Einfluß ausübt. Denn dieser Teil unseres Volkes wird weniger durch theoretische Abhandlungen bestimmt als durch die leise aber sicher in ihr Herz einträufelnden Ideenkomplexe der modernen Romane. Das gilt namentlich von den Vorstellungen über Ehe und Frauenleben. Die Eltern, die um ihre Kinder besorgt sind, wissen davon ein Lied zu singen; sie sind sich genügend der Wirkungen bewußt, die eine ungeregelte Lektüre auf die Seelen ihrer geliebten Kinder ausübt. Darum kann heutzutage ein Geistlicher, der diese literarischen Richtungen nicht kennt, sein Amt nur unvollkommen ausüben, er greift mit seinen Worten leicht ins Leere, weil er die geistige Verfassung seiner Pfarrkinder nicht kennt. Was soll man also dazu sagen, wenn katholische Dichter sich über die wenigen geistlichen Kritiker, die man an den Fingern aufzählen kann, beschweren? Diese Wenigen sind ja nicht einmal in der Lage, das katholische Volk so aufzuklären, wie es nötig wäre, denn sie können die Arbeit gar nicht leisten.

Nicht nur die geistigen Richtungen unserer Zeit lernt der Geistliche aus der Literatur kennen, sondern auch ihre Bedürfnisse seelischer Art, ihre Sehnsucht, ihre Mängel und Klagen. In der Literatur hören wir die Seele unserer Zeitgenossen aufseufzen, wir vernehmen ihre Fragen, ihre Schreie nach Erlösung, wir sehen sie in den Einöden des Lebens irren und einen Ausweg suchen. Es wäre daher für den Geistlichen mit dem harten Aburteilen über die moderne Literatur nicht getan, er muß auch aus ihr lernen, wie er sein Seelenamt den Bedürfnissen der Zeit entsprechend nutzbar machen kann.

In der Literatur erkennt der Priester auch viel greifbarer als in der rein theoretischen Darlegung die seelischen Gefahren der Zeit, er sieht, wie gewisse Stimmungen und Strömungen vordringen, er sieht, wie sich die Menschen zur Seelsorge stellen. Er kann z. B. feststellen, wie in zahlreichen Romanen, namentlich Frankreichs, die Schriftsteller nicht genug ihren Spott über die „Moralbonzen" ausschütten können, wie sie schon den bloßen Namen der Moral in Verruf bringen und den Geistlichen zu einem Wauwau der Gegenwart stempeln (Benno Vigny, Nell John). Er kann sehen, wie das Neuheidentum sich im Romane von Jahr zu Jahr stärker ausbreitet und wie die moderne Literatur mit Riesenschritten einer allgemeinen Auflösung der gesellschaftlichen Formen entgegeneilt.

Dadurch wird der Priester erst recht angespornt, unserer kranken Zeit Heilmittel zu reichen, für sie den richtigen Weg ausfindig zu machen, weil er bald feststellen wird, daß er mit bloßem Zetern über die Schlechtigkeit der Zeit nicht vom Flecke kommt. Die moderne Literatur gibt dem Geistlichen einen frischen Antrieb, der ihn zwingt, in noch höherem Grade seine Kraft zur Rettung der Seelen aufzubieten.

Natürlich haben die meisten Priester weder Zeit noch Möglichkeit, sich einer derartigen ernsten Vertiefung in die moderne Literatur zu widmen, gerade der heldenhafte Großstadtseelsorger, der es am nötigsten hätte, findet dazu am allerwenigsten Zeit und Ruhe. Darum haben die Kritiker geistlichen Standes die hohe Aufgabe, zum Nutzen ihrer Mitbrüder, die in des Tages Glut und Bedräng-

nis den bitteren Kampf um die Seelen kämpfen, diese Arbeit zu leisten. Sie haben die Pflicht, über die erwähnten geistigen Strömungen in der Literatur der Gegenwart ein übersichtliches und klares Bild zu geben, ein Bild, das ohne Rückhalt die Dinge so schildert wie sie sind. Zwar können auch treue Katholiken aus dem Laienstande diese Aufgabe erfüllen. Gott sei Dank gibt es noch viele solcher Kritiker! Ihnen gebührt unser heißer Dank! Aber in gewissen Fällen hat doch der Theologe viel leichter das sichere Gefühl für Gesichtspunkte, die mit dem Glauben und der Sittenordnung zusammenhängen. Und in einer Zeit wie der jetzigen, wo angesehene Literarhistoriker auf die Wichtigkeit der Behandlung von *Lebensproblemen* in der Literatur hinweisen, wäre es doch eine grenzenlose Torheit, wollte man auf katholischer Seite den Geistlichen die literarische Kritik gleichsam verbieten.

Nun wird sich allerdings mancher sagen, daß hier ein Idealbild der katholischen Kritik gezeichnet wurde, das in der Wirklichkeit nur sehr selten vorhanden ist. Man wird bemerken, daß in der Wirklichkeit manche Kritik von geistlicher Seite sich an einzelne unsittliche Stellen hält und ihretwillen ein ganzes Buch verurteilt. Es mag sein, daß solche Fälle immer noch vorkommen, aber auch der schärfste Beobachter wird zugeben müssen, daß die Kritiker sich immer gewissenhafter an ihre wahre Aufgabe halten und sich bemühen, ein Werk nach seiner ganzen Lebensanschauung zu beurteilen. Wir wollen keine Rede pro domo halten, d. h. die Methoden des Borromäusvereins hier ausdrücklich mit Lob bedenken, aber wer vorurteilslos die Praxis sowohl in der Bücherwelt als auch im Ratgeber untersucht, wird finden, daß diesem Ziele mindestens redlich zugestrebt wird. Ist nicht immer die goldene Erfüllung da, so doch wenigstens das Kupfer der mühsamen Kleinarbeit.

Die meiste Verwirrung wird bekanntlich damit angerichtet, daß man der aus den Sorgen um die Seelen geleiteten Kritik die *künstlerische Bewertung* entgegenhält. Seit vielen Jahren habe ich mich bemüht, die Berechtigung der beiden Maßstäbe nachzuweisen, sie wird jetzt wohl auch von allen anerkannt. Gegenüber einer Richtung, die eine sittliche oder religiöse Grundstimmung mit dem künstlerischen Werte gleichstellte und unter dem Vorwande, daß Wahrheit und Schönheit sich decken, für katholische Werke die literarische Höhe in Anspruch nahm, während sie Werken der anderen Richtung sie absprach, ist ein Kampf wohl nicht mehr zu führen. Daß auf den höchsten Höhen der Poesie sich Schönheit und Wahrheit vereinigen, leugnet wohl niemand. Aber gegenüber der Richtung, die auf die literarische Wertung das Hauptgewicht derart legt, daß sie nicht selten die gedankliche und weltanschauliche Wertung preisgibt, wird in der nächsten Zeit der Kampf unter den deutschen Katholiken neu entbrennen müssen. Es ist leider häufiges Versagen in diesem Punkte zu verzeichnen, daß unseres Volkes katholisches Gewissen von selbst die pflichtgemäße Handlungsweise heischen wird.

Aber es ist anderseits auch selbstverständlich, daß der Geistliche, wenn er als Kritiker tätig ist, die *Gerechtigkeit* hinsichtlich der künstlerischen Eigenschaften nicht vergessen darf. Es ist höchstens dann nicht nötig, wenn die Gemeinheit des Inhaltes den Kindern der katholischen Kirche unter jeden Umständen die Lektüre verbietet, weshalb in den für das Volk geschriebenen und zur weiteren Aufklärung bestimmten Zeitungen und Zeitschriften ein Eingehen auf etwaige literarische Werte von Schmutzschriften sich durchaus erübrigt. Aber bei ernstgemeinten Schriftwerken ist gerade der geistliche Kritiker verpflichtet, auch den Schöpfungen eines Gegners, bei allem Ernste der grundsätzlichen Ablehnung, sonst die verdiente künstlerische Wertung angedeihen zu lassen. Beide Gesichtspunkte sind die Grundelemente der katholischen Kritik.

Werfen wir die Frage auf, ob in der jüngsten Zeit von geistlicher Seite wesentlich gegen diese Grundsätze gefehlt worden ist, so wird jeder redliche und gewissenhafte Beobachter unseres literarischen Lebens dies verneinen müssen. Es ist neuerdings ein Kampf gegen Windmühlen geführt worden, der unterhaltsam wäre, würde es sich nicht um so bitterernste Dinge handeln. Wenn ein österreichischer Kritiker sich sogar über die Ueberproduktion geistlicher Romanschriftsteller beklagte, wobei es sich bei einer katholischen deutschsprechenden Bevölkerung von über 32 Millionen nur um verhältnismäßig sehr wenige Namen handelt, so wird man allmählich solcher gegenstandsloser, aber Verwirrung stiftender Klagelieder überdrüssig. Soll man denn Federer, Dörfler, Reimmichl, O. Berneder das Schreiben verbieten? Auf welches Recht stützt man sich dabei? In allen übrigen europäischen christlichen Nationen ist es doch zu keiner Zeit jemand eingefallen, den Geistlichen das Schreiben von Romanen zu verbieten. Bloß im deutschen Sprachgebiete tauchen derartige Nachfolger von Julian Apostata auf. Man traut seinen Augen kaum, wenn man sieht, wie solcherlei Einfälle dann noch von Mund zu Mund weitergetragen werden, als ob der katholische Klerus auf nichts weiteres bedacht sei, als den übrigen Schriftstellern das Wasser abzugraben und sie brotlos zu machen! Im 17. Jahrhundert waren in Spanien von den sechs großen Dramatikern Calderon, Lope de Vega, Tirso de Molina, Moreto, Rojas und Alarcon die vier ersten Priester. Noch heute sind die Spanier stolz darauf, weil sie mit allen echten Christen über eine solche Harmonie zwischen Religion und Dichtung sich herzlich freuen. Und an der Schwelle aller Geschichten der Literaturen der Völker Europas stehen edle Priester als Begründer und Förderer des jungen Schrifttums der aus der Barbarei hervortretenden Nationen. Sie verfaßten religiöse Gesänge, hüteten die klassische Dichtung, sammelten die Traditionen, lehrten die freien Künste, pflegten Gesang und Poesie. Wenn daher irgendeine neue Lösung der schwebenden Mißverständnisse gefunden werden soll, so kann sie nur in der Richtung dieser Harmonie zwischen Klerus und Literatur liegen.

Joseph Froberger.

Nachwort der Schriftleitung: Der seit langem wie schleichendes Fieber bei uns umgehende Literatur- oder Kulturstreit ist plötzlich akut geworden. Bisher war's, als ob die Gruppen und Grüppchen sich in Schützengräben gegenüberständen und nach den Schwächen der anderen ausspähten: bald müssen die da drüben doch sturmreif sein! Nun kündete das Koblenzer Signal (bei der zweiten Tagung rheinischer Dichter) wohl das Ende oder neuen Bewegungskrieg an. — Auch ohne die vielpfündigen Pumpernickelgeschosse, die auf unsern Unterstand trommelten, und ohne die infernalische Gasbombe aus Richtung ‚Schöne Literatur', die uns das Anderen geschürte Fegfeuer abbüßen ließ, wußte man, was bevorstand, und daß es auch uns gelte, dem Borromäusverein als dem Vertreter geistlich gerichteter Literaturkritik. — Die in Koblenz und wenig später in einem Festgruß an den 60jährigen Pfarrer Johannes Mumbauer geäußerten ‚Literaturschmerzen' haben freilich einen viel breiteren, tieferen Ursachenherd, und wem auch nur ein Ahnen von der Tragik dieser Kulturkrise aufging, hütet sich, nach Einzelnen als an den unseligen Zwisten schuldig zu suchen. Uns allen steckt die Schuld tief in der Seele, weil wir alle sündig sind als Kinder einer im Glauben matten, an Liebe armen Zeit.

Nach all den schier trostlosen Erlebnissen dieser langen Bruderkriegsjahre tröstet es einen doch jetzt, daß man in dem letzten düsteren Todesgruß von drüben, so angriffslustig er sich noch gibt, schon das Weiß der Friedenssehnsucht mitwinken zu sehen glaubt. Und man glaubt zwischen den Gräben und inmitten der Koblenzer Wirren die wuchtige Gestalt des alten Koblenzers Görres auftauchen zu sehen: „Streitet immerhin, aber streitet nicht dse Streites wegen, sondern um des Friedens willen!" Der ‚Aufruhr' vermag die

Mahnworte dessen, der wahrlich auch ein Feuerkopf war, nicht zu ersticken, denn aus dem Munde, der so hitzig zum ‚Stierkampf' aufrief, kommt auch der Aufruf: „Der einfachste und sicherste Weg wird der sein, daß sich die Verantwortlichen endlich zu einer offenen Aussprache über diese Fragen mit den Dichtern selbst zusammenfinden." Nämlich über die Frage des Verhältnisses oder Mißverhältnisses zwischen Kirche und Dichtung; über die Frage, warum seit langem nicht mehr ein katholischer Dichter den starken, tiefen Atem Dantescher Lungen seinem Werke einzuhauchen vermochte; über die Frage, warum „die religiöse Sehnsucht der Dichtung noch nie so bewußt an den Kirchentüren vorübergegangen ist wie heute" (das ist zwar das Wort eines Evangelischen, des Eckart-Herausgebers Harald Braun, aber mit Jakob Kneip empfinden manche es in Anbetracht der Gesamtlage als auch bei uns zutreffend).

Käme es doch zu einer solchen Aussprache zwischen Verantwortlichen. So babylonisch freilich das Stimmengewirr ringsum anmutet, wagen wir doch zu hoffen, daß die Verhandlungssprache die deutsche, christkatholische sein werde. Gut vorgearbeitet ist ihr z. B. in den Aufsätzen ‚Die Tragik des christlichen Künstlers' von Josef Kreitmaier (Stimmen der Zeit, Juli 1927), ‚Kirchenbehörde und Literatur' von Friedrich Muckermann (Im Schritt der Zeit, Beil. zu Nr. 572 der K. V. vom 7. 8. 27), ‚Ein Wort an einen Anonymus' von Demselben (abgedruckt in Nr. 192 der Deutschen Reichszeitung vom 23. 8. 27), ‚Gedanken zu Joh. Mumbauers 60. Geburtstag' von Richard Knies (Rhein. Volksztg. vom 26. 7. 27) und vor allem in ‚Kirche und geistiges Schöpfertum' von Peter Wust (Im Schritt der Zeit, Beil. zu Nr. 610 der K. V. vom 21. 8. 27), wo die geistigen Nöten der Zeit, die zumal den Schöpferischen bedrängen, eindringlich und ergreifend aufgezeigt werden; das sollten alle aufs ernsteste und gewissenhafteste durchdenken, bevor sie in den schwebenden Fragen, in Literaturfragen überhaupt mitsprechen.

Zur Frage unsrer Literaturkritik für diesmal nur noch: In der Tatsache, daß Literatur wie irgendeine Lebensmacht die Seelen zu formen oder zu verunstalten, also die Arbeit des Seelsorgers zu fördern, zu hemmen oder gar zu durchkreuzen vermag, sind, das wird doch keiner bestreiten wollen, Recht und Pflicht des Klerus begründet, sich an der Literaturkritik zu beteiligen, sich um die Literatur (durch Darbietung von Volksbüchereien und sonstige literarische Beratung des Volkes) zu kümmern. Ebenso selbstverständliche Voraussetzung dafür ist freilich: Literaturkenntnis und -verständnis. Ererbtes Mißtrauen in solchem Betracht spukt noch immer in die Debatten; auch in jenem Artikel von Richard Knies verrät es sich. Eine Aussprache würde heute sicher viel davon zerstreuen. An uns wenigstens hat „süßlicher und blutrünstiger Kitsch" usw. keinen Anwalt; vor Geschmacklosigkeit wie vor blindem Eifer ist man aber in aller Welt nicht sicher.

Keine Kritik sollte die Wertung eines Kunstwerkes, wo dessen Natur es fordert, auch von ethischen, dogmatischen usw. Gesichtspunkten aus vermissen lassen. Daß wir darauf halten, umsomehr, als auch volkspädagogische Rücksichten mitspielen, ist wiederum gutes Recht und heilige Pflicht. Der eigenen Spannung zwischen den Ansprüchen der Kunst und den gewöhnlichen Begriffen von Sittlichkeit sind wir uns wohl bewußt, auch der Gefahr für die Kritik, hier fehlzugreifen. — Manch anderer Kritiker erregt seinerseits, wie ebenfalls Richard Knies beklagt, dadurch Mißtrauen, daß er bei allem feinen Gefühl für Kunst einen Mangel an intuitiv witterndem, sublimem sensus catholicus offenbart. Das ist auch nicht ohne Belang bei unserm Literaturstreit.

Zu fördernder Aussprache immer bereit und aufgeschlossen für die Nöte anderer wie für sachliche Belehrung, fahren wir so gut und so lange wie möglich in unserer Arbeit fort, Geistliche und Laien in bislang reibungsloser Gemeinschaft. Wie wir die letzteren kennen, sind auch sie gern dabei, in selbstverständlichem Dienst am Volke, ohne dafür besonderen Dank zu erwarten.

Bernhard Achtermann.

Die neuesten Erscheinungen der Sowjetliteratur

Aller Welt ist es bekannt, daß das gegenwärtige Rußland von verwahrlosten, elternlosen Kindern und sonstigen ‚Hooliganen' überschwemmt ist. Die Dichterin Sseifulina hat sie in den Erzählungen ‚Die Rechtsverletzer' wahrheitsgetreu dargestellt. Diese Armee Obdachloser ist eine Art Epidemie, eine Landplage. Nicht nur äußerlich wirkt sie auf das Leben ein, etwa auf die Gestaltung des Straßenbildes. Man kann von Mikroben der Zersetzung sprechen, die die Atmosphäre vergiften. Diese Atmosphäre herrscht auch in gewissen literarischen Schichten, und zwar unter den proletarischen Dichtern. Man weiß, daß es in Rußland eine privilegierte Dichterschicht gab. Es war kein Privilegium des Talents, sondern das der proletarischen Zugehörigkeit. Die glücklichen Besitzer eines ‚Mandats' gelangten in die staatlich subventionierten Verlage. Man züchtete eine Schar der „Talentlosen" groß, die nach Tausenden zählt. Als jetzt aber die Mittel der Staatskasse zur Neige gingen und die Staatsverlage nach den Prinzipien eines Privatunternehmens umgebaut wurden, erkannte man, daß bolschewistische Gesinnung Talent, Können, Leistungen nicht ersetzen können. Die Tausenden der geprellten jungen Leute, die eingebildeten Dichter, sind aus den Redaktionen auf die Straße befördert worden, auf dieselbe kalte und erbarmungslos-brutale Straße, wo sie nun dem Meere der Obdachlosen zuströmen.

Wir sind Zeugen des Verfalls der Vertreter proletarischer Literatur und ihrer Produktion. Was zurückbleibt, sind die Werke der still Schaffenden, die einen ununterbrochenen Kampf mit den Machthabern ausfechten. Daß in diesem Gefecht mancher Dichter unterliegt, davon zeugt der Selbstmord des nicht sehr originellen, aber begabten und gewissenhaften Schriftstellers A. Sobolj. Verschieden sind die Mittel, die von seiten der Dichter in diesem Kampfe angewendet werden: Bald ist es ein Versteckspiel in der Form der Historie, bald Versenkung in die Natur, bald Flucht in die Vergangenheit usf.

B. Pilnjak unternahm es, einen sehr aktuellen Stoff zu behandeln in der Novelle: ‚Die Geschichte vom unausgelöschten Monde'. Es läßt sich nicht verleugnen, daß in dieser Geschichte verklärt der wirkliche Tod des roten Armeekommandeurs Frunse dargestellt wurde. Und obwohl die Darstellung künstlerisch leise und vornehm geschah, ist diese Novelle nachträglich, kurz nach ihrem Erscheinen, verboten worden. Diese ‚Geschichte' ist sehr charakteristisch für Pilnjak. An ihr ist es wiederum auszusetzen, daß die Rhythmisierung der Prosa nicht immer von der inneren Dynamik des Werkes getragen wird, daß man selbst in dieser nicht sehr großen Geschichte leere Strecken vorfindet. Dagegen erscheint uns diesmal das Durch- und Nebeneinander der erzählerischen Methode das richtige Mittel zu sein, das Erlebnis der Zeit, innerhalb deren so manches geschieht, dem Leser zum Bewußtsein zu bringen. Den Inhalt der Novelle kann man in zwei Sätzen wiedergeben: Ein kranker Armeebefehlshaber muß sich einer Operation unterwerfen, gegen seinen Willen, auf Befehl der ‚Trojka' (der drei Machthaber, die an der Spitze Rußlands stehen). Die Operation erweist sich als zwecklos, da der Patient bereits auf dem Wege der Genesung sich befand, er erliegt aber einem Herzanfall während der Operation. Diese Geschichte, trotz ihrer krassen Realistik, rührt an das Geheimnisvolle des Seins. Wenn man sie liest, so entsteht vor einem eine andere Todesgeschichte, die von Tolstoj: ‚Der Tod des Iwan Hjitsch'. Nicht umsonst spricht der Kommandeur von Tolstoj, von dessen Werke ‚Kindheit und Jugend'. „Der Alte hat gut geschrieben, er spürte das menschliche Blut, er kannte seinen Wert." Mit dem geschärften Bewußtsein eines den Tod Ahnenden erlebt er die letzten Momente seines Lebenswandels; Angesichts des Todes, in seinem überwältigenden Schatten, erscheint ihm, dem Manne, der Armeen geführt hat, dem siegreichen Revolutionär, seine eigene Gestalt unscheinbar, klein, nichtig und kläglich — ein wahrhaft tolstojscher Zug. Und wenn Tolstojs Held, der unbedeutende ‚Iwan', dann, wenn ihn die ihn Umgebenden schon tot wissen, ein Licht aufgehen sah, so kämpft der künstlich am Leben erhaltene, aber innerlich schon tote Leib des Kommandeurs gegen diesen brutalen Zwang, der ihm auferlegt worden ist.

Unkünstlerisch sind in der Erzählung die Schilderungen der kommunistischen Größen.

Anstatt Menschen sprechen und handeln Formeln, Formeln der Energie, des Willens und der Disziplin. Wach-lebendig ist das Bild der medizinischen Welt gestaltet, wie auch das ganze Gefüge der Novelle ein lebendiger Organismus ist. Und wenn wir sie ausgelesen haben, behalten wir den Eindruck, daß wir uns von etwas Eigenlebendigem schmerzhaft trennen.

In seinem hervorragenden Buche ‚Mein Leben in der Kunst' erzählt Stanislawski, der Regisseur des Moskauer Künstlertheaters, von seinen Begegnungen mit Maxim Gorki aus der Zeit, als dessen dramatisches Werk noch im Werden begriffen war. Gorki beklagte sich, daß seine Arbeit mühsam vorwärts ginge, denn seine Gestalten sprechen so gut und so viel, daß es einem leid täte, sie zu unterbrechen. Wie treffend charakterisiert diese Aeußerung des Dichters über den künstlerischen Schöpfungsprozeß das Werk selbst, seine Eigenart, die Uebermacht des Phraseologischen, dem der dramatische Wille des Autors unterlag.

Der Welterfolg des ‚Nachtasyls' beruhte bekanntlich nicht in seiner dramatischen Stärke, sondern vor allem in dem ideologisch Milieuhaften, das romantisch bunt und stimmungsvoll dargeboten wurde. Heute sind schon seit diesem Stücke zwei Jahrzehnte verstrichen. Gorki wandte sich vom Theater ab, er wurde mehr und mehr in den epischen Strom hineingezogen und gestaltete im wesentlichen das von Krieg und Revolution noch nicht heimgesuchte Rußland. Nun ist jetzt auf eine Reihe epischer Werke wie ‚Meine Universitäten', ‚Das Werk Artamonoffs' u. a. ein neues dramatisches Stück ‚Die falsche Münze' gefolgt. Es ist begreiflich, daß auch die Personen dieses Schauspiels dem alten Rußland entstammen, nur sieht sie der Dichter anders, als rückschauender Prophet. Hatte Gorki im ‚Nachtasyl' „gewesene Menschen", deren Menschentum aber eben in dieser Verkommenheit leuchtete, hatte er in seinen Spießerdramen Menschen im Zustande der unbezwingbaren Trägheit geschildert (so etwa in seinem frühen Schauspiel ‚Die Spießer'), so zeigt er in der ‚Falschen Münze' wissentlich falsche Existenzen. Sie sind nur äußerlich realistisch gezeichnet, sonst ohne Gesicht und ohne Seele, Komödianten und Gaukler ohne Berufung: so Herr Jefimoff, eine umlaufende falsche Münze, der sich über die Gewöhnlichkeit seines Namens beklagt: „Wie kann man einem Manne, der Jefimoff heißt, ein Monument errichten"; die gemeine Gestalt eines Glinkin, der zweifelnd in sein eigenes Spiegelbild blickt, um sich seiner Existenz zu vergewissern; die unklare Figur des Stogoff, von dem wir auch nicht erfahren, ob er ein Falschmünzer oder ein Lockspitzel sei, der die Falschmünzer einfängt, oder die ganz dunkle Gestalt des von einem Doppelgänger verfolgten Lusgin, der immer auf der Suche nach dem Erben eines herrenlosen Gutes ist und der von den anderen Personen gefesselt wird, als er sie für die wahren Erben einer falschen, von Stogoff zugesteckten Münze erklärt. Die Dunkelheit, welche die Gestalten umfängt, erhellt sich, wenn man sie symbolisch deutet: Lusgin ist wahnsinnig, aber im Wahne erschaut er das Kommende. Ist die ‚Falsche Münze' nicht das alte Rußland, sein Name und Begriff und alles Ideelle und Materielle, das sich daran anknüpft, und sind die zweifelhaften Existenzen nicht die würdigen Erben eben dieses falschen Gutes! Diese einzig denkbare Deutung läßt in Gorki den Feind des alten Rußland erkennen. Aber die Handlung des Schauspiels ist zu lose, die Personen zu undurchsichtig, als daß es auf uns, die wir auf das Erlebnis eingestellt sind, im Sinne der oben geäußerten Ansicht einwirken könnte. Diese Ansicht ist Gedankenarbeit und bleibt eine tendenziös aufgedrängte Deutung, die aus der sozialen Haltung Gorkis hervorgeht, nicht aber aus dem künstlerischen Gebilde zwingend entsteht.

Die Flucht aus der Gegenwart bestimmt das Schaffen des jungen Dichters Klytschkoff. Selbst Bauer, schildert er das Dorf, aber das Leben des Dorfes, seine Gewohnheiten und Bräuche, wird mystisch verklärt in die Sphäre des Märchenhaften gehoben. Die Sprache, die von Metaphern prunkende Rede, die Mittel der Darstellung, wie z. B. der Mond — Zigeunersonne genannt — mit seinem matten, fahlen Lichte: all das wird dazu verwendet, um eine Welt des Scheins, ein wunderliches Land der Chimären zu erzeugen. Trotz alledem sind die auftretenden Personen nicht etwa Spukgestalten, sondern typisierte, verdichtete Träger jener Elementargewalten, die sich in dem Dualismus: Materie und Geist zerfleischen und daran zugrunde gehen. Hier heißt es: Das Fleisch ist im Menschen

stark und hartnäckig, wie das Wintereis auf dem Flusse. Der Geist aber — durchsichtig und rein wie das Wasser unter dem Eise, das im goldenen Sande der Zahlen, Fristen und Jahre fließt. Die primitiven Helden Klytschkoffs sind außerordentlich phantasiebegabt. Ihr Bewußtsein wird von feindseligen, unheimlichen Gegnern gequält. Aber die größte Feindschaft und die schauerlichen Aengste ruft in ihnen der ‚Eiserne Teufel' hervor: die Verkörperung des Geistes des Maschinenzeitalters, der in das Dorf eingedrungen ist als infernalische Macht.

M. Prischwin ist ein Schriftsteller, der der älteren Generation angehört. Man nennt ihn den russischen Hamsun. Er besitzt keinesfalls dessen Menschendarstellungsvermögen. Was aber zum Vergleich berechtigt, ist die tiefe Versunkenheit des Dichters in die Natur, die Verbrüderlichung mit ihr. Ueber Prischwins Werk äußert sich Gorki: „Man sieht aus Ihren Büchern, daß Sie dem Menschen Freund sind. Ihr Gefühl der Freundschaft zum Menschen folgert aus Ihrer Liebe zur Erde. Was mich aber an Ihnen entzückt ist das, daß Sie die Menschen nicht nach dem Schlechten, sondern nach dem Guten beurteilen. Die Menschen wollen nicht wissen, daß das Gute in den Mitmenschen das Wunderbarste auf Erden ist."

Das Buch Prischwins, auf das wir hinweisen möchten, ist autobiographisch. Es heißt: ‚Die Quellen des Berendej'. Prischwin erzählt von seinem Jägerleben. Er sagt, daß er sich ein Beispiel nahm an den sterbenden Tieren, die in das Dickicht fliehen und sich vor fremden Blicken verstecken. „Es sind jene Uebergangsmomente, die entweder mit dem Tode enden oder aber ein tieferes Lebensmaß, eine neue Etappe im Schaffen des Glücks bedeuten." Nun erzählt der Autor, wie ein anderer Jäger, der Jäger der Revolution auf ihn selbst wie auf ein Wild jagte. Als aber die Zeit der Verfolgungen vorbei war, atmete der Dichter frei auf, und er schließt mit Tolstojs Worten: „Der Mensch ist verpflichtet, glücklich zu sein." Prischwin erzählt uns also, wie er diese Pflicht, glücklich zu sein, erfüllt hat, aber er verschweigt, auf welche Weise dieses Glücksgefühl sich neben den Leiden seiner Brüder behaupten konnte. Und indem er es verschweigt, läßt er uns vermuten, daß ihm das Mitgefühl fremd blieb. Was gewissermaßen als eine Widerlegung der einleitenden Worte Gorkis aufzufassen ist. Und das ist auch begreiflich: Beklagt denn der Jäger Opfer und Untergang! ...

Auch der neue Roman von Olga Forsch, der Verfasserin des Romans ‚In Stein gekleidet': ‚Die Zeitgenossen' ist bedeutend, leider enthält aber auch er manche kompositionelle Mängel, die wir gern vermißt hätten. Dieses Buch ist trotz seiner historischen Ferne von starker Wirkung, es stellt und versucht geistige Probleme zu lösen, die durch Zeiten und Epochen vielleicht Abwandlungen erfahren haben, nie aber endgültig gelöst worden sind, nie aufgehört haben, Probleme zu sein. Das hier gestellte Problem ist des Künstlers Schicksal. Im Roman spiegeln sich die Ereignisse des italienischen risorgimento, das ‚junge Italien' wird gezeigt. Aber die historische Ausmalung ist nur Hintergrund, auf dem das Schicksal des schöpferischen Menschen erörtert wird, die inneren Brüche der künstlerischen Psyche aufgedeckt werden. Das Tragische, das in der Seele des großen russischen Dichters Nikolai Gogol und des bedeutenden russischen Malers Alexander Iwanoff nistete, die Wirren und Zusammenstöße der religiösen Elementarkräfte mit denjenigen der ästhetischen, die sich in dem Schöpfer der ‚Toten Seelen' und in dem Schöpfer des Werkes ‚Christus erscheint dem Volke' vollzogen haben — all das lieferte der Forsch einen Stoff, der trotz der Mängel künstlerischer Einwirkung uns ungemein fesselt. A. Iwanoff strebt nach der Umgestaltung des ganzen Lebens durch die Kunst. Der Künstler muß auf persönliches Glück verzichten. „Die Kunst verlangt den ganzen Menschen, und der Künstler muß unendlich frei in seinem Schaffen sein." Ein Bekenntnis, das beinahe auch wörtlich mit dem, das uns Beethoven in seinen Aufzeichnungen hinterlassen hat, zusammenfällt.

Gogol ist von der Idee besessen, die russische Literatur müsse vernichtet werden. Er unterdrückt in sich den Künstler. Vervollkommnung des ‚Ich', vertieftes religiöses Erleben ist das einzig Wertvolle. „Man soll der Kunst nicht dienen auf Kosten des Seelenheils." „In der Kunst freut uns das Unvereinbare — aber im Menschen?" — fragt Gogol Iwanoff. Gogol erlebt tiefste mystische Versenkung. In solchem Zustande wirft er das Manuskript des zweiten Teiles ‚Der toten Seelen' ins Feuer. Weder Gogols noch Iwanoffs Rätsel sind gelöst (und das wäre auch hier keine künstlerische Aufgabe),

aber ihre überragenden Gestalten werfen unheimliche, drohende Schatten.

Sergejeff-Jenski ist durch seine literarische Wirksamkeit schon vor Kriegs- und Revolutionszeit der Oeffentlichkeit vertraut gewesen. Sein Schaffen setzte aber für die Dauer der Umwälzungen aus. Erst jetzt erschienen von ihm die Erzählung ‚Grausamkeit' und der erste Band des Romans ‚Verwandlung'. Jenski ist ein Schriftsteller von scharfer und zäher realistischer Beobachtungskraft. In der Erzählung ‚Grausamkeit' wird mit einer gewissen Härte, wie sie bei J. Babel anzutreffen war, folgender Vorgang geschildert: Sechs bolschewistische Kommissäre werden von Bauern eines Dorfes lebendig begraben. Der Tod wird wuchtig ernst dargestellt. Dieser barbarische Akt wird von den Bauern mit einer eigenartigen Weihe vollzogen. Vor der Tat beten sie. Das ist ganz genau und richtig gesehen. Die Erzählung erschüttert. Man steht jenem rätselvollen Geschehen gegenüber, wo Strafvollzieher und Bestrafte Opfer jener unheilvollen Welterschütterung sind, die den Namen „Revolution" trägt.

Der erste Teil des Romans ‚Verwandlung' ist eine psychologische Begebenheit, die das Problem der Eifersucht behandelt. Die Psychologie des Helden neigt zuweilen zur Pathologie hinüber. Auch in diesem Fragment interessiert uns vor allem der realistische Hintergrund, das Leben einer kleinen südrussischen, am Meere gelegenen Stadt, mit ihrem bunten, geräuschvollen Treiben, das, mit dem Wellenschlag des Meeres geeint, zur Symphonie des südlichen Lebens erklingt.

In der Geschichte ‚Die Kommune Mar-Mila' schildert S. Grigorjeff eine Schar jugendlicher, verwahrloster Studenten, die ein lockeres, vom Nihilismus zersetztes Leben führen. Die auftretenden Figuren der Studenten und Studentinnen sind nur als Silhouetten gezeichnet, aber diese schattenhaften Existenzen sprechen, sprechen unaufhörlich, debattieren über Biotechnik, Literatur, über die Ideen Lenins. Diese publizistischen Fremdkörper überlasten den künstlerisch sehr zarten Bau, so daß er beinahe zusammenstürzt. Dennoch ist diese Novelle von einem gewissen Reiz, manche Züge aus dem Leben der Jugend bleiben haften; das Ganze könnte den Namen der letzten Novelle Thomas Manns ‚Unordnung und frühes Leid' tragen, denn diese Benennung umreißt den ganzen dargebotenen Inhalt. Eigenartig und eigenwillig ist mancher Versuch des jugendlichen, unerfahrenen Gedankens. So der Vergleich zwischen Peter dem Großen und Lenin, wobei Peter der Große, der „Eherne Reiter", auch monumental-unerschütterlicher Ritter ist, während Lenin weder Reiter noch Ritter ist, sondern nur Mittel zum Zwecke, demagogische Erscheinung, Plakat auf dem ‚Zaune des Weltalls', das von den Stürmen der Zukunft wird zerfetzt und zerweht werden.

Ein starker Band von Dostojewski ist erschienen: ‚Die Briefe Dostojewskis an seine Frau'. Man liest sie mit gemischten Gefühlen. Man ist erschüttert, menschlich erschüttert, aber gewisse Bedenken entstehen: Mußten diese Briefe, diese letzten Offenbarungen einer dunklen, zwiespältigen Existenz, der breiten Oeffentlichkeit ohne Auswahl preisgegeben werden? Dostojewski der Briefe ist nicht immer die düster beschattete, dämonische Gestalt. Er erscheint uns oft als liebender, ja als verliebter Gatte, als zärtlicher Vater. Auch die ewigen kleinlichen und peinlichen Geldsorgen, die um sein Haupt kreisen, sind nicht gerade ein leuchtender Nimbus, aber sie tun seiner Persönlichkeit keinen Abbruch. Nicht zu verschweigen ist, daß manche Absonderlichkeit seiner Psyche (die Epilepsie) verletzend wirkt, aber das verletzte Gefühl wendet sich schließlich nicht gegen den kranken Dichter, sondern gegen die Herausgeber, die leichtfertig ihre Arbeit verrichteten.

Rußland bereitet sich zur Feier des 100. Geburtstages Tolstojs. Es wird eine Ausgabe sämtlicher Schriften Tolstojs in 96 Bänden erscheinen. Die besonders rege Tätigkeit der Literarhistoriker und Forscher hat auch große Erfolge aufzuweisen. Es ist eine Anzahl neuer kleinerer Schriften sowie Varianten (die Novelle: ‚Die Kosaken') veröffentlicht worden. Außerordentlich interessant sind die neu aufgefundenen Entwürfe zu dem gewaltigen Epos ‚Krieg und Frieden'. Diese Arbeiten bringen Aufschlüsse über den Schaffensprozeß Tolstojs, Aufschlüsse, die uns sonst nicht zuteil werden könnten.

Gregori Fuchs.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Die Heilige Schrift des Neuen Testamentes. 2. Teil: Briefe und Geheime Offenbarung, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fritz Tillmann. Bonn 1927, Verlag der Buchgemeinde.

Dieser 2. Teil der neutestamentlichen Bibel, enthaltend die Apostelbriefe nebst der Apokalypse, ist gleich dem 1. Teil: Evangelien und Apostelgeschichte, ausgezeichnet durch hervorragend gewandte, flüssig geschriebene Stilart und klare, präzise Ausdrucksweise. Vgl. die Besprechung in der Bücherwelt 23 (1926) 3, 111 f. Der Uebersetzung ist wieder zu Grunde gelegt die griechische Textausgabe von H. Vogels (Schwann, Düsseldorf 1922). Mit Recht gilt es heute als selbstverständlich, auch für eine Volksausgabe, auf das griechische Original zurückzugehen, wenngleich die lateinische Vulgata daneben gebührende Beachtung verdient, so z. B. S. 321 zu 1 Jo 5, 7.

Besonders wertvoll sind wieder die Anmerkungen, die zwar auf ein Mindestmaß sich beschränken, aber deshalb um so mehr Beachtung finden können. Dabei sollen sie die fortlaufende Lesung des hl. Textes nicht behindern und sind wie im ersten Bande an den Schluß des Buches verwiesen. Es war diesmal nicht gerade leicht, bei den Anmerkungen dem weiteren Leserkreis entsprechend immer das Richtige zu treffen, da Briefe und Geheime Offenbarung von vornherein längst nicht auf ein solches Verständnis rechnen dürfen wie die Evangelien. Man wird aber, besonders bei den Erklärungen zu schwierigeren Texten, mehr und mehr bestärkt in dem Eindruck, daß auch hier eine glückliche Hand gewaltet hat. Es verdient Anerkennung, daß nicht eine Aufhellung aller dunklen Stellen um jeden Preis versucht, sondern gelegentlich unsere Unzulänglichkeit für Erkenntnis und Beurteilung von Umständen und Verhältnissen der altchristlichen Zeit freimütig zugestanden wird. Zu der Exegese des „nicht mehr ganz durchsichtigen" Textes 1. Kor. 7, 36—38 vgl. man jetzt K. Holzhey, in ‚Theologie und Glaube' 19 (1927) 3, 307 f.

Möge die neue Ausgabe der Hl. Schrift des Neuen Testamentes, die von der Bonner Buchgemeinde aufs beste vorbereitet, in überaus sauberem, gefälligem Druck herausgegeben und nunmehr vollständig geworden ist, immer zahlreichere Leser finden.

Bonn. Wilhelm Tosetti.

Sailer, Johann Michael: Kleine Bibel für Kranke und Sterbende und ihre Freunde. (Religiöse Geister, 2. Reihe, 2. Bd.) Mainz-Wiesbaden 1926, Matthias-Grünewald-Verlag. 12° 246 S. Geb. M. 3,60.

Ein schlichtes, tiefes und feines Büchlein, ein echter Sailer nach Inhalt und Form, das wohl geeignet ist, den Leser als Gotteskind zu seinen kranken Brüdern und Schwestern und zu Gott und zur Krankheit ins rechte Verhältnis zu setzen und ihm jede Kleinheit zu nehmen und wahre, christliche Größe zu geben.

Bonn. Hugo Dausend.

Mensching, Gustav: Katholische Kultprobleme, dargestellt in ihrem Verhältnis zur evangelischen Kultauffassung. Gotha 1927, Leopold Klotz. 8° VIII, 96 S. Kart. M. 3,—.

Den tiefsten Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus an einem Punkte, dem Kultproblem, zu zeigen und dabei den reinen, von Luther aufgestellten Protestantismus als die geistigere, reinere, die primäre Religiösität darzustellen, bemüht sich vorliegendes Buch. Es ist ein fesselndes Bemühen, das aber beim Leser sehr viel philosophisch-theologische, religionsgeschichtliche und religionspsychologische Kenntnisse voraussetzt, will er nicht nur geführt sein, und das zugleich beweist, wie schwer es selbst für den ernst strebenden und forschenden Protestanten ist, sich von gewissen Voraussetzungen loszumachen und dem tiefsten Gehalt, den tiefsten Kräften des Katholizismus gerecht zu werden

gerade dort, wo durch die Berührung des Göttlichen und Menschlichen und Natürlichen das Geheimnis aufsteigt, wo man anbeten, höchstens ahnen kann, weil eine adäquate Erklärung zu geben, wie jeder Katholik eingestehen wird, unmöglich ist.

Bonn. Hugo Dausend.

Weltschau des Katholizismus. Die Vatikanische Missionsausstellung in Wort und Bild. Amtliche deutsche Ausgabe 1925/26. Heft 2 bis 9. 4°. München, Verlag Dr. Franz A. Pfeifer. Preis des Heftes M. 2,—.

Wie schon bei Besprechung des ersten Heftes der „Weltschau des Katholizismus" hervorgehoben wurde (vgl. Die Bücherwelt 22. Jahrg. 1925. Heft 9), ist diese anläßlich der Missionsausstellung in Rom im Jubiläumsjahre 1925 herausgegebene Zeitschrift vorzüglich dazu angetan, weite Kreise über das Missionswerk der katholischen Kirche in den verschiedenen Erdteilen zu orientieren und für die Großartigkeit des Missionsgedankens zu begeistern. Die Schwierigkeiten und Erfolge im Missionswesen werden dem Leser zum Bewußtsein gebracht. Aufsätze über die Missionstätigkeit verschiedener Orden, Monographien von im Dienste der Glaubensverbreitung stehenden Kongregationen, Statistiken unterrichten über den Stand der Missionen. Beiträge sind in religionswissenschaftlicher, ethnologischer und geographischer Hinsicht von Bedeutung. Nochmals sei auf die würdige Ausstattung der Zeitschrift, insbesondere auf die vortrefflichen Illustrationen, hingewiesen.

Bonn. Maria Birnich.

Steinbrinck, Otto: Katholische Reformation. Eine Betrachtung über die Gegenwart im Lichte der Zukunft des deutschen Katholizismus. 115 S. Paderborn 1927, Verlag der Junfermannschen Buchhandlung.

Man muß diese Schrift lesen, um innezuwerden, daß die Jugend unserer Tage eine völlige Umstellung im politischen Fühlen weitesten Sinnes erlebt. Es hilft da keine kalte Kritik veralteten Stils, man muß die ganze Haltung und den tiefsten ehrlichen Willen zu einem neuen Menschentum und Volkstum sehen. Daß dies nicht mit der praktischen Solidität und sachlichen Sicherheit geht, liegt in der Natur der Sache. Es ist wohl möglich, daß hier geschichtliche Einzelheiten anders gedeutet werden könnten, darauf kommt es nicht so sehr an. Es handelt sich hier zuerst und zuletzt um die innere Wahrheit und persönliche Wahrhaftigkeit, aus der sich die Korrektur der Zeiten vollziehen muß. Das tiefe Gefühl für eine bessere Zukunft ist durchaus gesund, der Optimismus für ihre Möglichkeit und dann die gewagte Behauptung ihrer Wege, ihrer Richtung. Es gibt nur eine Richtung, die über das ganze Menschentum, über die volle Persönlichkeit, über die größte Weltanschauung. Dies ist für den konsequenten Denker im Katholizismus beschlossen. Aus seinem überzeitlichen Ideal sollen die zeitlichen Nöte des Staates, der Völkerversöhnung, des Proletariates, der Kunstverarmung geheilt werden. Eines erreicht diese Schrift sicher, sie teilt Wärme mit, sie regt Leben an.

Essen-Borbeck. Josef Seiten.

Philosophie

Minrath, Hedwig: Der Gottesbegriff in der modernen Wertphilosophie. VIII u. 82 S. Berlin und Bonn 1927, Ferd. Dümmler. Kart. M. 4,—.

Eine Dissertation? So könnte man vermuten; denn die Arbeit ist mit den Vorzügen und Fehlern dieser Kategorie wissenschaftlicher Arbeiten behaftet. Eine peinlich genaue Rechenschaft wird über jeden auftretenden Gedanken gegeben, um zu erweisen, daß er nicht beim Verfasser geboren wurde. Dabei stilistische Härten und Satzungetüme, wie sie in den philosophischen Seminaren herumschwimmen. Auf Seite 55/56 treibt ein solcher Satzdrache, der mit seinem Schwanz die stattliche Länge von dreizehn Zeilen mißt, sein Unwesen. Und kleinere Unholde tummeln sich lustig durch die ganze Abhandlung. Die Ausdrucksweise ist außerordentlich abstrakt, so daß sich nur der zünftige Philosoph durch die grauen Nebel hindurch zur Sonne des Verständnisses hinaufarbeiten kann.

Warum hat man die Fülle der Gedanken nicht in die leichte Form der Literatur gegossen und die Sprache der gewohnten Ausdrucksweise des gewöhnlichen Sterblichen angepaßt? Es sollte nicht gehen? Nicolai Hartmann und Messer haben noch schwie-

rigere Probleme in gutes Deutsch zu fassen vermocht und damit die Philosophie auch den Nichteingeweihten zugänglich gemacht.

Es ist schade, daß Hedwig Minrath die Gedanken nicht in klare und faßliche Form zu bringen versuchte. Denn es liegt außer Zweifel, daß hier eine Summe von Wissen zusammengetragen wurde und dazu noch über eines der aktuellsten Probleme der Gegenwart, über den Gottesbegriff und den modernen Gottesbeweis.

Bekanntlich steht das Gottesproblem neben dem Problem der Außenwelt im Vordergrunde des philosophischen Denkens. Und nachdem Kant die Gottesbeweise als nichtig zurückzuweisen glaubte, tritt immer wieder die Tendenz auf, den Gottesbegriff anderwärts zu fundieren. Vor allem hat die süddeutsche, die badische Schule hier manches geleistet, was als Neubegründung des Gottesbeweises aufgefaßt werden kann.

Hedwig Minrath hat das einschlägige Material in umfassender Weise zusammengestellt. Im ersten Teile ihrer Darstellung untersucht sie den Gottesbegriff bei Windelband, Bauch, Cohn, Rickert und Lask. Weiterhin erörtert sie, inwieweit man hier von einem Gottesbeweise sprechen kann, inwieweit man also vom Werte aus zu der Gottheit als dem Urwert oder dem höchsten Wert gelangen kann.

Die Frage der Verneinung oder der Bejahung der Existenz eines Gottesbeweises hängt natürlich von der Auffassung der Gottheit ab. Der Standpunkt der Verfasserin ist durchaus zu teilen. Sie legt dar, daß hier von einer Gottheit im christlichen Sinne durchaus nicht die Rede sein kann. Ueber einen abstrakten Gottesbegriff, das heißt, über einen Urwert gelangt die Wertphilosophie nie hinaus. Das Persönliche der Gottheit kann auf Grund der Wertlehre nicht dargelegt werden. Und gerade in der Persönlichkeit liegt das Wesentliche der christlichen Gottesvorstellung.

Wollen wir zur Gottheit im christlichen Sinne gelangen, so gibt es auch heute nur noch den einen Weg über den teleologischen Beweis, unter Berücksichtigung des Kausalitätsbeweises und unter Auswertung des ontologischen Beweises. Wieweit jedoch diese Beweise auch heute noch evident sind, das klarzulegen würde hier zu weit führen.

Jedenfalls, Hedwig Minrath gebührt das Verdienst, uns das moderne Ringen um den Gottesbegriff auf Grund der Wertlehre dargelegt zu haben. Es wäre zu wünschen, daß die Abhandlung zu gereifterer und klarerer Form von der Verfasserin umgearbeitet würde. Hedwig Minrath gab dem Fachmanne schon viel. Aber sie müßte auch jedem Gebildeten das Problem klarlegen können.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Poritzky, J. E.: Franz Hemsterhuis. (Philosophische Reihe. 81. Bd.) 143 S. kl. 8°. Berlin u. Leipzig 1926, Gebrüder Paetel.

Einen lang vergessenen Denker gräbt Poritzky aus der Vergangenheit aus: den Holländer Hemsterhuis. Die Mühe lohnt; denn dieser ist einer der großen Inspiratoren der Romantik. Durch sie und in ihr sind viele seiner Gedanken auch uns geläufig geworden. Novalis und Schlegel haben seinen reichen Geistesschatz geerbt, freilich denselben dann auch gemehrt.

Hemsterhuis bearbeitet ein weites Feld von Problemen. Er setzt sich mit Gott, Welt, Moral, Aesthetik und Politik auseinander. Manches, zumal in seinem physikalischen Weltbild, mutet uns heute naiv an. Das meiste hat jedoch bleibenden Wert. Eng lehnt er sich dabei an Platon an, ja, er ahmt ihn sogar stilistisch nach. Des weiteren hat ihn die klassische Naturwissenschaft und die französische Aufklärung stark beeinflußt.

All diesen Problemen geht Poritzky in seinem Büchlein nach. Exakte Methode, peinlich genaue Quellenangabe und erschöpfende Darstellung mit Anmerkungen verraten den Fachgelehrten. Und wenn die Gestalt des Vaters der Romantik dabei nicht so recht plastisch heraustritt, so liegt das wohl nur daran, daß der wissenschaftliche Charakter der Arbeit zu scharf betont wurde, daß die Details vielleicht zu sehr mit dem Auge des kritischen Forschers und zu wenig mit der einfühlenden Seele des Künstlers gestaltet wurden. Freilich, die reichen Früchte des Werkes sind deshalb nicht weniger wertvoll.

Für wissenschaftliche Leser geeignet; für Volksbüchereien zu abstrakt.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Lebenskunst

Hasse, Else: Lebensbemeisterung. Ein Führerbuch für junge Menschen. 284 S. Wiesbaden 1927, Hermann Rauch. M. 7,50.

Dem Drang unserer Zeit, vom Intellektualismus abzurücken und den ganzen Menschen in seiner Einheit zur harmonischen Ausbildung zu führen, sind eine Reihe von Schriften erwachsen, die die Meisterung des Lebens allseitig behandeln wollen. Der Verlag Carl Reißner, Dresden, veröffentlicht eine Anzahl unter der Aufschrift: Schöpferische Mystik. Ein verheißungsvoller Titel. Wir erhoffen von den hierunter veröffentlichten Werken, deren Reigen durch ‚Die Meisterung des Lebens' von Johannes M. Verweyen eröffnet wird, eine Antwort auf die Frage: Wie beweist tiefstes, innerstes Gotterlebnis, das Sich-Einsfühlen mit Gott seine Schöpferkraft im menschlichen Leben? Wir staunen über die Fülle, über den Reichtum an Lebensformen, die Verweyen über uns ausgießt, die er meist so richtig in ihren zeitgenössischen Gegebenheiten schaut; aber wir fragen uns auch: Was nützt dieses Ausbreiten des Lebensteppichs, diese Angaben zur Verbesserung unseres Gewirkes, wenn die Fäden nicht stark, nicht weltanschaulich befestigt werden? Denn nur von der tiefinnersten religiösen Einstellung aus kann die ganze Weite des Lebens gemeistert werden, und von dem tiefinnersten Religionserlebnis aus ist das Leben in seiner ganzen Tiefe zu fassen, ist wahre Veredelung möglich, bleibt es nicht bei der äußerlichen Aufzucht. — Diesen selben Einwand entlockt uns auch das poetisch so wunderbar fein empfundene und gestaltete Buch ‚Lebensbemeisterung' von Else Hasse. Sie will uns — oft eine Strecke auf Danteschen Pfaden — hinführen zum Paradiese, wohin uns die „Ideale" verweisen, wohin „Selbsterkenntnis" und menschliches „Zusammenleben" bringen, „wenn Huld und und Liebe genug in deiner Seele" (S. 281). Doch ist's ein edel menschliches Paradies, das sie schaut, die Humanitätsideale, die sie uns vorführt, genügen uns nicht, wir verlangen nach übermenschlichen, die in ihrem Bilderrahmen keinen Platz finden, worüber auch „die Heiligenbilder am Wege" nicht wegtäuschen können. Da, wo wir gleichfalls Menschliches verlangen, in den Kapiteln über „Selbsterkenntnis" und „Zusammenleben", da finden wir bei ihr viele Goldkörner, die wir nutzen können, wenn auch hier manchmal das Nur-Menschliche wie ein Rauhreif in die lenzliche Blütenpracht der Bilder trifft. In der Behandlung des letzten Teiles, der von der Gemeinschaft handelt, überwindet sie manchmal — vielleicht instinktmäßig — den menschlichen Standpunkt und führt zum Göttlichen — aber nur punktartig, von Religiösität ist ihr Buch getragen, aber nicht von einer in sich geschlossenen Religionsanschauung. —

Erheben wir nun nach reiflicher Ueberlegung die Frage nach dem praktischen Werte dieser Bücher (eine Frage, die bei dieser Gattung nicht nur berechtigt, sondern notwendig ist), so müssen wir gestehen, daß im allgemeinen bei dieser rein menschlichen Behandlung wenig gewonnen ist für die nach Metaphysisch-Religiösem drängenden Menschenseelen, besonders für die Jugend. Das Goethewort „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit" genügt uns nicht, wir verlangen nach einem höheren Ideal, und das erfordert, daß zur schönen Menschlichkeit die Gnade, im übernatürlichen Sinne, komme. — Wertvoll können aber solche Bücher als Bausteine jenen sein, die von der Warte der Religion aus das mannigfaltige, weite Leben überschauen, es von dieser Einheit aus meistern und andern Anleitung zur Bemeisterung geben.

Bonn. Maria Beermann.

Lebensbilder

Welter, Nikolaus: Im Werden und Wachsen. Aus dem Leben eines armen Dorfjungen. 209 S. 8°. Braunschweig und Hamburg, Georg Westermann.

Seitdem die Bücherwelt vor manchem Jahr den bekannten Luxemburger Dichter Nikolaus Welter ausführlich würdigte, ist er nicht müßig gewesen und legt uns mit diesem Buche sein Werden und Wachsen aus der Stille und Enge eines luxemburger Dörfleins in die Hand. Eine Unmenge kleiner Einzelzüge läßt Welter sich zusammenweben zu einem bunten, lebhaften Bilde,

über dem neben einer starken Liebe zur Sippe, zu den Eltern zumal, wie ein breites leuchtendes Band die Heimatliebe liegt. Ja, es überkommt den Städter, der in steinerner Straße seine Jugend dahinlebte und in verflossener Größe kläglichen Ersatz blühender Natur suchte, etwas wie Neid an über dem lachenden, lockenden, ewig mit strotzendem Eigenleben geschwängerten Eigengrund dieser herrlichen Kindertage. Fehlt ihnen nicht Strenge, Leid und bis ans Tragische streifende Herbheit im einzelnen, im ganzen ist es doch ein kräftiger Jung- und Gesundbrunnen. Die vertraute Witterung nahrhaften, ehrlich erarbeiteten Brotes steigt uns in den Sinn, eine herzlich, volkstümlich tief verankerte katholische Lebensauffassung trägt die Familie. Am stärksten aber in der Atmosphäre des Buches weht uns eine ganz seltsame Frische an, etwas Urgesundes, Reines, das besonders dem aufdringlichen Literaten- und Eitelkeitsparfüm so vieler anderer, selbstgefälliger Jugendbespiegelungen gegenüber dem Leser zusagt. Das ist eine fast selbstverständliche Sittlichkeit und Zurückhaltung in geschlechtlichen Dingen, die in so manchen Kindheitsberichten eine schwüle Hauptsächlichkeit beanspruchen. Nicht als wenn Welter derartigem bewußt ausgewichen wäre, — das liefe auf Versteckspiel oder Heuchelei hinaus; sondern man spürt: derartige Nöte waren überhaupt nicht da, drängten sich nicht vor, waren bei dem natürlich einfachen Leben keine Gefahr. Und vielleicht deshalb liest man in diesen Blättern so wehmütig entzückt den Bericht einer Jugendzeit, die war, die man jetzt als durchaus unzulänglich, spießerhaft, verblödet hinstellen möchte. — Man kann diesen feinen, im Ausdruck ganz bedeutungsvollen Dichterwurf nur an die Seite stellen etwa Richard von Schaukals ‚Hans Bürgers Jugend' oder Carl Spittelers Buch ‚Meine Kindheit', und diese werte Nachbarschaft erträgt Welter mit allen Ehren!

Köln. Laurenz Kiesgen.

Oberkofler, Jos. Georg u. A.: Reimmichl. Eines Volksdichters Leben und Schaffen. Zum 60. Geburtstag Reimmichls. 135 S. Innsbruck-Wien-München 1927, Tyrolia.

Dr. J. Oberkofler gibt auf einigen einführenden Seiten ein warmes Bild des Zusammenhangs des Verlages mit seinem besten Autor. Pater G. Harrasser zeichnet in treuer Freundesliebe ein schlichtes Ehrenmal für den päpstlichen Geheimkämmerer Sebastian Rieger aus seinem Lebensgang, und der Direktor des Wiener Pädagogiums, J. Neumair, stellt uns Reimmichl — denn nur unter diesem Namen ist der Dichter Sebastian Rieger bekannt — als Volksschriftsteller vor und bemüht sich zu zeigen, warum sein Einfluß auf das ganze Tirolerland und weite Teile des katholischen deutschen Volkes so groß geworden ist. Propst Dr. J. Weingartner legt die seelsorgliche Bedeutung des schriftstellerischen Lebenswerkes des „Pfarrers von ganz Tirol", wie er ihn treffend nennt, dar, und schließlich kommt Bruder Willram und schildert in begeisterten und begeisternden Worten den dichterischen Werdegang des liebenswürdigen und humorvollen Mannes, den er als den „Tag- und Nachtschreiber Gottes" feiert.

Mit dem Büchlein hat der Verlag sich selbst und seinen besten Mitarbeiter geehrt. Jedem Freunde ungekünstelter echter Volksdichtung ist dringend zu raten, sich mit dieser Würdigung eines gottbegnadeten Meisters der Feder bekannt zu machen.

Dem Werkchen sind 13 Bilder beigegeben, von ihm, dem Dichter, seinen Eltern, einer Schwester, von den Orten seiner Wirksamkeit und ihren Bewohnern.

Bochum. Florian Asanger.

Cassson, Herbert N.: Die Erfolgreichen. 143 S. Leipzig 1927, Josef Singer.

Herbert Newton Casson ist selbst einer der Erfolgreichen, wenn auch in einem anderen Sinne als in dem des Titels seines Büchleins, worin er kurze, treffende und packende Lebensbeschreibungen von 24 der bedeutendsten Männer aus Wirtschaft und Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Englands darbietet. Er ist der Künder der neuen „Wissenschaft vom Geschäft" und zeigt in diesem Bändchen hier an großen Beispielen, wie man zu Erfolgen kommen muß. Die Darstellung ist spannend und anziehend. Der Uebertragung merkt man leider zu sehr an, daß sie eine Uebersetzung ist. Wenn auch durch das Lesen dieser Schrift nicht jeder arme Teufel zum Millionär wird, so werden diese Schilderungen doch einen jungen strebsamen Menschen anregen und aufmuntern können.

Bochum. Florian Asanger.

Kollbrunner, Oskar: Treibholz. Irrgänge eines Amerikafahrers. 218 S. Frauenfeld u. Leipzig 1927, Huber & Co. Gbd. M. 4,80.

Oskar Kollbrunner ist wirklich lange Treibholz auf dem abgründigen Strudel des amerikanischen Lebens gewesen. In seinen Irrgängen hat er dem Auswanderungslustigen ein Buch geschenkt, das ihn von der Sucht heilen muß, dort drüben im Dollarlande unter allen Umständen sein Glück finden zu wollen. Dabei ist es kein Buch, wie wir deren so viele haben, worin einer, der einige Wochen oder Monate amerikanische Luft gerochen hat, nun den Wissensdurstigen sagt, was man von dem Wunderlande zu halten hat, indem er über sämtliche und noch mehr Seiten des gesamten amerikanischen Lebens kritische Auskunft gibt. Kollbrunner schildert in bilderreicher und farbensatter Sprache seine Erlebnisse in den niedersten Dienststellungen, die er annahm, um nicht Hungers zu sterben. Die Liebe zur Schweizer Heimat und zu seiner guten Mutter hat ihm immer wieder den nötigen Halt geboten, damit er nicht im Schmutz des Elends versank. Andererseits ist doch zwischen den Zeilen manches zu lesen, was über amerikanische Verhältnisse in nicht aufdringlicher Weise lehrreichen Aufschluß gibt. Die Beleuchtung der Unsittlichkeit der amerikanischen Kriegführung gegen uns im Kapitel: Bettler und Häftling ist köstlich. Eine Korrektur zu Seite 166, München betreffend, anzubringen lohnt sich der Nebensächlichkeit wegen nicht. Zu allem Ueberfluß steckt auch noch recht viel gesunder Humor in dem Büchlein, das getrost jedem in die Hand gegeben werden kann.

Bochum. Florian Asanger.

Erziehung / Volksbildung

Pütz, Hermann: Du und Dein Kind. Sexualpädagogische Aufsätze (Sonntag — Sonnentag, 1. Band). 80 S. Breslau 1927, Verlag des Kath. Sonntagsblattes. Kart. M. 0,85.

Das vorliegende Bändchen leitet eine Sammlung Karl Jakubczyks ein, die der Erneuerung des katholischen Volkstums dienen will. Der Verfasser führt der katholischen Mutter Schönheit und Adel ihrer Erziehungsaufgabe in warmen Worten vor die Seele. Er will keine neuen Werte schaffen; sind die Aufsätze doch in einem allerdings ungewöhnlich hochstehenden Sonntagsblatte erschienen. Ergebnisse der Wissenschaft und Erfahrungen der Erziehungspraxis, reife Früchte theologischer Belesenheit und schlichtes Volksgut bietet er weiten Kreisen in der warmen Sprache des klugen Seelenhirten. Pütz sucht die lebenspendenden Kräfte in der Mutter zu entfalten. Er muß gewiß von Bewahrung der Kinder sprechen, aber er faßt dies Wort nicht ängstlich negativ, sondern die Mutter soll die schöpferische Selbstgestaltung des Kindes fördern, soll in dem werdenden Menschen den Helden wecken. So rückt das Sexuelle von selbst ganz in den Hintergrund. Vorzüglich sind die Ausführungen über die Ehrfurcht (S. 26 ff.). Dem Titel entsprechend wird die Aufgabe der Mutter nur verfolgt bis vor die Jahre der Reife. Viele Leserinnen werden das folgende Bändchen über die Reifezeit mit der Frage der geschlechtlichen Aufklärung voll Spannung erwarten.

Dalheim (Rhld.) Meinrad Vonderheide.

Ruster, Heinrich: Das moderne Bildungsproblem in der freien Volksbildung. 56 S. Bonn 1927, Verlag des Borromäusvereins.

Unter den Vorträgen des 14. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien des Borromäusvereins, die im Juniheft der Bücherwelt bereits einer eingehenden Besprechung unterzogen waren, bildete der vorliegend in Sonderdruck herausgegebene H. Rusters den ausführlichsten und wissenschaftlichsten. Er verdient deshalb auch, daß er gesondert gewürdigt wird. Der als sorgfältiger und gründlicher Bearbeiter bekannte Verfasser zeigt auf dem Gebiet des freien Volksbildungswesens eine eingehende Literaturkenntnis, und von dieser Grundlage aus geht er in vorsichtiger Analyse in das noch so wenig erforschte Fragengebiet ein. Seine Untersuchung richtet sich vornehmlich auf die psychologischen Vorgänge der von der Bildungsbeeinflussung betroffenen Volksseele. Für eine weitere Forschung auf diesem wichtigen Gebiet bietet Rusters Referat die wertvollsten Dienste.

Essen-Borbeck. Josef Zeiten.

Klapheck, Richard: Eine Kunstreise auf dem Rhein von Mainz bis zur holländischen Grenze. 3. Teil. 229 S. Düsseldorf 1927, L. Schwann.

Dem aus Anlaß der Tausendjahrfeier der Rheinlande erschienenen 1. Bande, der den Rhein von Mainz bis Koblenz behandelt, und dem 2. Bande, der die Reise weiterführt bis Bonn, ist dieser 3. gefolgt mit der Strecke von Bonn bis Köln. Er zeigt die Vorzüge der beiden ersten Bände. In anschaulichem, von Begeisterung getragenem Vortrage, der trotz bester wissenschaftlicher Grundlage so gar nichts Lehrhaftes an sich hat, werden die Schönheiten von Landschaft, Architektur und der mit ihnen verbundenen Kunstwerke lebendig gemacht. Ueber Vilich, Schwarzrheindorf, Siegburg, Brühl führt der Weg nach Köln, dem naturgemäß der Hauptteil dieses Bandes zufällt. Ein reiches Bildmaterial dient zur Vorbereitung der „Kunstreise", die man an Hand des Buches wirklich machen kann und machen sollte, und zur Erinnerung an das Geschaute. So verständlich es ist, daß aus dem reichen Klischeematerial des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, für den die Bändchen geschaffen sind, und z. T. aus früheren Heften seiner Mitteilungen zahlreiche Abbildungen wieder übernommen sind, so hätte doch noch öfter erwähnt werden müssen, daß sie „alten Zustand, vor der Renovation" usw. zeigen. Wohl geben die alten Aufnahmen (z. B. S. Apostеln) oft die Architektur klarer wieder, aber gerade für den Fremden, dem sonst diese „Kunstreise" zum willkommenen Führer werden kann, werden sie oft ein falsches Erinnerungsbild geben. Die sonstigen Vorzüge der gut ausgestatteten Hefte und ihr billiger Preis (M. 6,—, f. Mitgl. M. 4,—) machen sie aber in jeder Weise geeignet zur Förderung deutschen Heimatgefühls, der Freude an der rheinischen Landschaft und ihrer reichen alten Kunst.

Köln. Josef Theele.

Heimatkunde

Geschichte der Pfarreien der Diözese Trier. 3. Bd., Die Dekanate Prüm-Waxweiler, bearbeitet von Peter Oster, Studienrat in Saarburg. XVI, 950 S., 1 Karte. gr. 8°. Trier, Verlag der Paulinus-Druckerei. Gbd. M. 25,—.

Die Geschichte der Pfarreien der Diözese Trier wird mit diesem Bande um ein beträchtliches Stück gefördert. Er erhält seine besondere Bedeutung dadurch, daß er fast ausschließlich aus ungedruckten Quellen schöpft, die auch durch aktenmäßige Datierungen die Kunstgeschichte wesentlich fördern. Nach einem zusammenfassenden, lebendig gestalteten allgemeinen Teile wird die Geschichte von 41 Pfarreien nach dem gleichen wohldurchdachten Schema behandelt: Pfarrarchiv, Allgemeines über Ort (Entstehung, Größe, politische und wirtschaftliche Dinge) und Pfarrei (Entstehung, Umfang, Seelenzahl, Abgliederung), Zehnt und Kirche (Baupflicht, Bau, Einrichtung, Altäre, Glocken), Fabrik, Pfarreinkommen, Klerus (Pfarrer und Hilfsgeistliche), Schule, religiöses Leben, Filialkapellen, neueste Zeit (französische Revolution, Neuordnung, Kirche, Fabrik, Pfarreinkommen, Klerus, religiöses Leben). Und „da die Religion die Kirche, das ganze geistige und wirtschaftliche Leben umfaßte, durchtränkte, beherrschte", ist der fleißige Verfasser für seine „scheinbaren Abschweifungen aufs profane Gebiet" durchaus gerechtfertigt. Denn so ist das schöne Ziel erreicht, das ihm vorschwebte, ein religiöses Heimatbuch zu schreiben, das besonders auch der Schule zugute kommt. Gerade auf dieser Seite, der Kultur- und Lokalgeschichte, liegt, wie ich das auch von dem neuesten Bande der Kölner Dekanatsgeschichten sagen durfte (Bücherwelt 1927, H. 6, S. 279), der besondere Wert dieses Buches und sein Vorbild für ähnliche Darstellungen. Möchte die überaus große Mühe von 1½ Jahrzehnten, die auf diesen fast 1000 Seiten niedergelegt ist, reichen Segen stiften durch rechte Vertiefung des Heimatgedankens und der Erkenntnis, daß „Zeiten sich ändern und Formen —; es bleibt der Mensch, ringend und glücksuchend — und seine Führerin zu Gott: die Kirche".

Köln. Joseph Theele.

Länder- und Völkerkunde

Amundſen, Roald und Ellsworth, Lincoln: Der erſte Flug über das Polarmeer. Aus dem Engliſchen übertragen von Dr. Walter J. Briggs. 262 S. mit 60 bisher unveröffentlichten Abbildungen. Leipzig und Zürich o. J., Grethlein & Co. Ganzleinen M. 10,—.

Der Kampf um den Nordpol, wie viele Opfer hat er ſchon verlangt! Endlich iſt er bezwungen, bezwungen durch menſchliche Tatkraft und menſchlichen Wagemut, aber auch durch den grübelnden Erfindungsgeiſt, der die neuen Mittel des Luftſchiffes ſchuf, mit denen man der Schwierigkeiten Herr werden konnte. Außer den ſpannenden Erzählungen über den Flug der Norge nach Spitzbergen und von da über den Pol nach Alaska enthält das Buch eine Anzahl von wiſſenſchaftlichen Kapiteln über das Flugweſen und die dabei notwendigen Beobachtungen und Apparate. Auch wiſſenſchaftliche Ergebniſſe hat der Flug gebracht. So iſt z. B. eine alte Streitfrage jetzt erledigt: Am Nordpol, wenigſtens in der Gegend, die überflogen wurde, iſt kein Land, ſondern Meer.

Die Fahrt iſt glücklich vonſtatten gegangen, aber oft hing es nur von kleinen Dingen ab, daß kein Unglück geſchah. So drängte ſich den Teilnehmern der Gedanke an die göttliche Vorſehung auf: „Ehre, wem Ehre gebührt! Neigen wir uns ehrfurchtsvoll vor ihm, der während dieſes Wagniſſes ſeine gütige Hand ſo deutlich über uns gehalten und uns beſchützt hat. Wir wollen nicht darüber ſtreiten, wer unter uns der Beſte war, wir ſind alle ſo erbärmlich klein, wenn uns Gottes Allmacht nicht hilft“ S. 124.

Das Werk dürfte wohl ein viel geleſenes Buch unſerer Volksbibliotheken werden.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Guenther, Konrad: Das Antlitz Braſiliens. Natur und Kultur eines Sonnenlandes, ſein Tier- und Pflanzenleben. Mit 71 Abbildungen auf 32 Tafeln und 40 Zeichnungen des Verfaſſers im Text. 359 S. gr. 8°. Leipzig 1927, R. Voigtländers Verlag. M. 14,—.

Sueß hat eine vierbändige Geologie geſchrieben unter dem Titel ‚Das Antlitz der Erde‘. Was für den Geologen ein Hindernis ſeiner Forſchungen iſt, nämlich die Pflanzendecke, das hat Guenther ſich zum Hauptgegenſtand ſeiner Forſchungen gemacht, dazu die in ihr lebende Tierwelt, und hat uns ſo das Antlitz Braſiliens gezeichnet. Guenther iſt durch viele Schriften bekannt als ein ſcharfblickender Beobachter und feinſinniger Darſteller der Natur, des Tier- und Pflanzenlebens. So iſt es ihm auch gelungen, das Antlitz Braſiliens ſo fein und deutlich zu zeichnen, daß der aufmerkſame Leſer ein klares und lebendiges Bild bekommt von der Landſchaft und von dem Leben der Tiere und Pflanzen in ihr; auch den Braſilianern ſelbſt hat er am Schluſſe ſeines Buches ein Kapitel gewidmet, in welchem er im Gefühle der Dankbarkeit gegen die große Gaſtfreundſchaft, die er dort genoſſen hat, die Sitten der Bewohner preiſt und ihnen Ratſchläge gibt, wie ſie das Antlitz ihres Landes bewahren ſollen. Guenthers Schreibweiſe iſt lebendig und gefällig. Einige „Stilblüten“, die ihm unterlaufen ſind, wird er, ſo wollen wir wünſchen, bald in einer zweiten Auflage verbeſſern können. Zu Seite 132 möchte ich bemerken, daß der „Urmenſch“ in Europa nicht vor der großen Vereiſung gelebt hat; vielleicht wollte der Verf. ſchreiben vor der letzten Phaſe der Eiszeit.

Für ſtädtiſche Volksbibliotheken iſt das Buch ſehr zu empfehlen. Es iſt geeignet, beim Leſer Liebe zur Natur und Sinn für die Beobachtung in ihr zu wecken und damit eine reiche Quelle der Freude zu erſchließen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Schebeſta, Paul: Bei den Urwaldzwergen von Malaya. Mit 150 Abbildungen nach Originalaufnahmen und Skizzen des Forſchers und einer Karte. 279 S. Leipzig 1927, F. A. Brockhaus.

Vor etwa 50 Jahren haben Schweinfurth und Stanley zum erſten Male die Exiſtenz von zwerghaften Menſchen in den Urwäldern Afrikas bewieſen. Seither hat man auch in anderen Ländern ſolche „Negritos“ kennen gelernt. Es handelt ſich um die letzten Reſte von Ureinwohnern, die vor altersgrauer Zeit das Land bewohnten, ſich dann in die dichten Urwälder zurückzogen und dort ihr äußerſt primitives Leben in derſelben Weiſe wie ihre Vor-

fahren fortsetzten. Gerade deshalb sind sie für die Ethnographie so wichtig. Leider sind manche Stämme im Aussterben, darunter auch die Semang, die Urwaldzwerge von Malaya. Durch große finanzielle Unterstützung des Papstes Pius XI. war es nun Paul Schebesta möglich, eine Expedition zur Erforschung dieser Orang-Utan oder Waldmenschen auszurüsten. Das vorliegende Buch erzählt in Form einer Reisebeschreibung den Verlauf dieser Forschungsreise, ohne sich jedoch auf größere, streng wissenschaftliche Darlegungen einzulassen.

In kluger Weise hat Schebesta auf eine große Ausrüstung verzichtet. Nur einen Dolmetsch und einen Diener nahm er mit. Gerade dadurch hat er dann in kurzer Zeit das Vertrauen dieser scheuen und argwöhnischen Menschen gewonnen. Sie sprachen mit ihm und unter vielen Mühen lernte er ihre Sprache und konnte so erst in ihr Denken und Fühlen eindringen, wie sich das an dem Worte „Lawaid Karei, das ist Sünde gegen Karei" zeigt. Er wandert mit ihnen durch das tiefe Dunkel des Urwaldes und lebt dabei wie sie. Darüber staunen selbst die Malaien: „Nie hat ein Europäer eine solche Reise durch die Dschungel gewagt." S. 176. Er wohnt mit ihnen lange zusammen, sitzt in ihrer Mitte, und sie erzählen von ihren Sitten und Gebräuchen. Aus allem sieht man, es ist ein harmloses, gutmütiges, aber von den Malaien ausgesogenes und verfolgtes Völkchen. Mit dem Europäer S. 231 bedauert man es, daß die europäische Zivilisation auch diese armen Urmenschen mit ihrem Gifte zu durchtränken und zu töten beginnt.

Das Buch ist frisch geschrieben und vom Verlage prachtvoll ausgestattet. Bei einer späteren Auflage, die dem Buche zu wünschen wäre, wäre es wohl gut, wenn die allgemein geltenden geographischen und klimatischen Momente an irgendeiner Stelle im Anhange etwas schärfer hervorgehoben würden. Es versteht sich von selbst, daß das Buch erwachsene und reife Leser voraussetzt.

Godesberg. P. Irlenborn.

Hagemann, Walter: Zwischen La Plata und Hudson. Wanderungen durch Latein-Amerika. 270 S. Berlin 1927, Verlag der Germania. Geh. M. 3,50, geb. M. 5,—.

Mit einem gewissen Unbehagen habe ich den Untertitel gelesen. Warum Latein-Amerika und nicht Ibero-Amerika? Das ist doch viel treffender. Müssen wir Deutsche denn überall Schleppenträger der Franzosen sein, die sich gerade durch Verbreitung und Betonung dieses Namens — im Gegensatz zu dem spanischen Ibero-Amerika — immer mehr in jenen Kulturkreis einzudrängen suchen.

Das Buch unterscheidet sich zu seinem großen Vorteil von vielen Reiseschilderungen, die durch ihre gleichbleibenden Beschreibungen von Bahn- und Autofahrten, von Stadt- und Landbildern jeden Leser auf die Dauer ermüden. Hagemann greift in glücklicher Auswahl mehrere charakteristische Punkte Süd- und Mittelamerikas heraus, die er dann in klassischer Form und in prägnanter Kürze äußerst lebenswahr schildert. So schildert er unter anderen Rio de Janeiro, Sao Paulo, Buenos Aires, La Paz, Guadaloupe, Mexiko und einige nordamerikanische Städte. In diesen kurzen, treffenden Schilderungen liegt der Hauptwert des Buches. Es sind gleichsam klare Momentaufnahmen, die dann der Verfasser mit Besprechungen kultureller Fragen umrahmt, die den Leser leicht und sicher in das Verständnis jener Länder einführen. Daher ist das Buch jedem zu empfehlen, der kurze, lebendige Schilderungen fremder Städte liebt und der sich schnell einen Ueberblick über den heutigen Kulturstand Süd- und Mittelamerikas verschaffen will.

Erwähnen will ich nur noch, daß der Verfasser den Verkauf der dänischen Westindischen Inseln (1916) übersehen hat. Dementsprechend sind einige Sätze S. 180, 181 richtig zu stellen. Seite 99 Zeile 18 ist ein sinnstörender Druckfehler stehengeblieben: statt Brasiliens muß es heißen Argentiniens.

Zu bedauern ist, daß das Buch keine einzige Karte und kein einziges Bild enthält. Bei der stiefmütterlichen Behandlung der Erdkunde in unseren höheren Schulen haben wohl sicher 80% der Leser keine Ahnung, wo Städte wie Corrientes, Mendozza, La Paz zu suchen sind, von den kleineren ganz zu schweigen.

Godesberg. P. Irlenborn.

Naturkunde

Klein, Ludwig: Gartenblumen. 1. Bd. Frühlingsblumen. Mit 96 farbigen Tafeln (mit 104 verschiedenen Pflanzenarten) nach den von Ludwig Bartning, Ida Hofmann, Christian Klumpp, Marianne Spuler, Bernhard Thomas u. a. nach der Natur gemalten Aquarellen. 131 S. kl. 8°. Heidelberg, Carl Winter. Geb. M. 5,—.

Die bekannte, mit Bildermaterial glänzend ausgestattete Sammlung naturwissenschaftlicher Taschenbücher soll eine Bereicherung erfahren durch 5 Bändchen, in welchen die Gartenblumen zur Darstellung kommen werden. Das erste Bändchen liegt vor und behandelt die Frühlingsblumen. Wertvoll sind neben den Bildern und deren Beschreibung die geschichtlichen Angaben über Herkunft der einzelnen Blumen, wobei eine Fülle bemerkenswerter Tatsachen mitgeteilt ist.

Auf Seite 2 steht unter dem Bilde Múscari im Texte, nebenan aber immer Muscári. Man ist in der Botanik gewohnt, daß es mit der Betonung vieler Namen eine eigene Sache ist, aber in dem gleichen Buche würde man doch Einheitlichkeit erwarten. Seite 63 muß es statt 15: 5 Blumenblätter heißen.

Das Buch ist für Liebhaber der Gartenblumen außerordentlich wertvoll.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Beebe, William: Dschungelleben. Forscherfreuden in Guayanas Urwäldern. Mit 16 Abbildungen. 239 S. kl. 8°. Leipzig 1927, Brockhaus.

Neun Lebensbilder aus dem Dschungelleben entrollen sich hier vor dem Auge des Lesers. Der Verfasser versteht es, auch das Kleine und Unscheinbare in der Natur zu beobachten und seine Beobachtungen zu gestalten. Die Sprache ist leider manchmal etwas gequält und die Gedankenführung zu sehr gesucht. Von sich selbst, dem Verleger und dem Leser als drei Säugetieren zu sprechen, ist eine Geschmacklosigkeit, die dem Buche nicht zur Zierde gereicht. Auch sonst verirrt sich der Verfasser auf Gebiete, wo er besser geschwiegen hätte. „Wenn wir .. uns vor dem, was nach dem Tode kommt, fürchten, dann bestreiten wir entrüstet alle Verwandtschaft von einem gemeinsamen Stammvater her, wenn wir aber die Wahrheit lieben und Sinn für Humor haben, so erkennen wir, daß diese kleinen Dschungelleute“ — es sind Affen gemeint — „nur durch einen ganz kleinen Zufall keine Menschen geworden sind.“ S. 201. Das steht bei den „Tatsachen“, dann kommt die Theorie S. 208 ff., wo wir erfahren, wie einmal ein Affenmännchen und gleichzeitig auch ein Affenweibchen angefangen haben zu denken und so zu Menschen geworden sind. Wer Sinn für Humor hat, wird auch diese Kapitel mit Genuß lesen, für unsere Jugend- und Volksbibliotheken aber möchten wir Literatur haben, die es mit wissenschaftlichem Denken ernster nimmt.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Gedichte

Aulke, Anton: Verloren ist das Schlüsselein. Ein Liederbuch der Liebe. 2. Aufl. 83 S. Paderborn 1927, Ferdinand Schöningh.

Die erste Auflage seines Buches ‚Der Wanderer‘ hat Aulke um einige ungedruckte Gedichte sowie um einiges aus seinem Versbuch ‚Fern leuchtet ein Land‘ zu diesem herzlichen Buch der Liebe erweitert. Das Urmotiv unseres Lebens wird durch alle Tonarten, vom strahlendsten Dur des Glücks bis zum wehmütigsten Moll des Leids abgewandelt. Von der ersten Begegnung, als ihm „mit Gruß und Erröten der Frühling“ entgegentrat, von der Seligkeit ahnungsvoller Knospentage bis zu den rauschvollen Nächten der Erfüllung — von der Aulke sagt: „Du hörst sie nur in des Lebens Zenith oder in dunkelsten Tiefen“ —, über die Schatten von Krankheit und Einsamsein endlich in das Sonnenland der Dreieinigkeit (Mann, Weib und Kind) sind alle Stationen des weiten Weges mit innigen und schlichten Worten in eine zarte Verklärtheit gerückt. Wo Herzen zueinander schlagen, sollten sie sich dieses stille Buch schenken.

Worms. Peter Bauer.

Krauß, Ernst: Tirol. 41 S. Amsterdam-Leipzig 1926, Johann M. Meulenhoff-Verlag.

Der in Holland lebende deutsche Lyriker ist als Herausgeber einer unserer schönsten Anthologien, ‚Deutschlands Dichter', weitesten Kreisen bekannt. Er liebt die Landschaft und weiht ihr sein Lied wie einer Geliebten. All ihre Schönheit ist ihm offenbar, und kein Reiz an ihr bleibt ihm verborgen. Der Zauber verträumter Täler, wilder Sturzbäche, stiller Seen, ewigkeitsumhauchter Alpen, rauschender Wälder, blumenumrankter Kruzifixe und Muttergottesbilder, strahlender Farbenwunder am Morgen- und Abendhimmel, all das ist Bild und Klang, Rhythmus und Vers geworden zum Lob und Preis Tirols. Eine sinnige Sage ‚Sellaburg', die das wuchtige Berggetürm der Dolomiten ein Stein gewordenes, verwunschenes Riesengeschlecht sein läßt, bildet den Abschluß des innigen naturnahen Buches.

Worms. Peter Bauer.

Romane / Novellen / Erzählungen

Schnack, Friedrich: Beatus und Sabine. Ein Roman. 250 S. Hellerau 1927, Jakob Hegner. Gbd. M. 7,—.

Auf seinen ‚Sebastian im Walde', den hier schon gewürdigten wundervollen Lobgesang auf den Wald, läßt der Dichter wie als Fortsetzung und Erweiterung des dort angeschlagenen Motivs vom Kindwerden und Kindsein diesen Roman ‚Beatus und Sabine' folgen. Sebastian hatte sich in tiefster Seele sein Stück Kindheit bewahrt und fand in der Einsamkeit des Waldes in Gesellschaft von Bäumen und Büschen und an der Seite eines naturnahen Mädchens in sie zurück. Er lebte seine Kindheit zum zweiten Mal im Werden und Wandel seines Buben, mit dem er zu träumen und zu spielen verstand. Hier ist dieses Kindsein, dieses sorglose Schweifen und Bauen, im Rahmen, nicht nur des Waldes, sondern der größeren Wunderwelt mit Garten, Schloßmauern, Brunnen, Wiesen, Haustieren, Strom, Schmetterlingen und Steinen zum Thema eines ganzen Buches angewachsen. Herrlich, wie Schnack das intensivere, phantastische, himmelstürmende Leben des Kindes in diesen beiden miteinander heranreifenden Menschlein, dem Sohn des Besitzers, Beatus, und der Tochter des Schloßverwalters, Sabine, zu verkörpern weiß. Wie er mitten in den Alltag, dem auch sie verbunden sind, ihre Märchenwelt zu zaubern versteht, in der sie schweifen und schwärmen, soviel und so oft sie Lust haben: „Wir gründen eine Stadt, Sabinchen!" schlägt Beatus seiner Gefährtin vor, nachdem er sie vor die entdeckte Steinsammlung seines Großvaters gerufen. „Der Rauchquarz hier ist der Rathausturm. In den weißen Kristallen wohne ich, du in den blauen." Und nun spielen sie glückselig ihr Traumspiel. Ein andermal „waren sie Schmetterlinge und flogen zu den Sternen". Neben diesen Kindermärchen steht die Wirklichkeit, das schöne Neckarland um Heidelberg, in nicht weniger zauberischer Pracht und Fülle. Denn auch sie wird verklärt von dem alles verklärenden Blick des Kindesauges. Selbst auf die übrigen, erwachsenen Menschen fällt ein Abglanz aus dem Kinderhimmel. Und der rauhe Griff, mit dem ein dunkles Schicksal das glückliche Idyll schließlich zerstört, indem es Beatus von Sabines Seite reißt, kann ebensowenig aus des Mädchens Seele jene Kindheitsträume nehmen. Sie bleiben ihr köstlichster Besitz, wenn auch vom Schleier der Wehmut — um den Tod des Geliebten — umflort, wie sie es mit dem Namen ihres ersten Kindes verrät, den sie Beatus nennt. So klingt das tiefe, zeitferne Buch — denn die heutige Jugend hat diese Kindheit verloren — in die tröstliche Gewißheit für alle innerlichen, naturnahen Menschen aus: die Kindheit ist ewig.

Worms. Peter Bauer.

Kneip, Jakob: Hampit der Jäger. Ein fröhlicher Roman. 287 S. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag.

Die tiefe Volk- und Naturverbundenheit, die wir an den Gedichten Kneips bewundern, ist auch das wesentlichste künstlerische Merkmal dieses Prosabuches. Sein Held, Hampit der Jäger, ist ein — allerdings durchaus eigengewachsener — Nachfahre jener romantischen Gestalten, die, von Goethes Wilhelm Meister ausgehend, durch die Romane der Romantiker hindurch, durch Mörikes „Maler Nolten" und Kellers „Grünen Heirich" bis in Dichtungen unserer Tage hinein ihre kometenhaft aufleuchtende Bahn ziehen. Eigen ist all diesen Figuren ein völliges Losgelöstsein von dem

sicheren Boden philisterhaft-bürgerlicher Erwerbstätigkeit, ja, ein Haß geradezu auf alle Besitz- und Profitgier; dafür lauschen sie aber mit feinsten Ohren und verzückter Seele den geheimsten Herztönen der Natur und des Alls. Dieser Zug ist es, der Hampit den Jäger mit seinen romantischen Ahnen verbindet. Ein Hunsrücker Bauernsohn, lebt er, gestützt auf bescheidenen Besitz, ein freies Leben als Jäger voller Streiche und Abenteuer. Aber nicht auf diesen, so ulkig sie auch teilweise an sich sind, ruht der Hauptwert des Buches, sondern auf dem oben angedeuteten Gesamtcharakterbilde Hampits. Das unterscheidet Kneips Buch wesentlich von Wincklers „Tollem Bomberg". Die Streiche Bombergs sind im großen und ganzen durchschlagender als die Hampits. Aber dieser hat mehr seelische Substanz als der westfälische Freiherr, wurzelt auch tiefer im Boden des Volkes. So wahrt denn auch Kneips Buch mehr die zusammenhängende Linie, während der Roman des Westfalen doch lediglich eine Sammlung von Anekdoten ist. Die Gestalten Kneips sind durchweg von überzeugender Echtheit, da sitzt jeder Pinselstrich, man meint den Erdgeruch der Hunsrücker Heimat des Dichters zu spüren. Der schlichten, kräftigen, ganz unsentimentalen Sprache dieses Poeten zu lauschen, ist wirklich eine Erquickung. Darsteller des Volkslebens werden gelegentlich auch vor Derbheiten nicht zurückschrecken dürfen, wenn sie echt bleiben wollen, und der reife Leser wird da nicht kleinlich sein. Es gibt hier allerdings eine feine Grenze, jenseits derer Kunst keine Heimat mehr hat. Meinem Empfinden nach kommt Kneip dieser Grenze zuweilen bedenklich nahe. — In religiös-kirchlicher Hinsicht ist Hampit kein Vertreter des Hunsrücker Volkes, er ist nicht im christlich-gläubigen Sinne als fromm, sondern höchstens als naturfromm zu bezeichnen. Ein Beweis dafür ist u. a. die „Beichte im Keller". In diesem Kapitel wollen drei lustige Brüder aus dem Hunsrück, darunter Hampit, zur Osterbeichte nach Bornhofen, erliegen aber in Boppard den Versuchungen des Weines und beichten nun — halb im Ernst, halb im Ulk — hinter einem Weinfaß in der Kneipe einem ebenfalls betrunkenen Ordensbruder. Nebenbei bemerkt wird der letztere von Kneip zwar als „kindisch" charakterisiert, sonst aber keineswegs eindeutig fixiert: er dürfte für die heutige Zeit eine ziemlich unmögliche Figur sein. Auch sonst gibt Hampit seiner Abneigung gegen Kirche und „Pfaffen" oft genug Ausdruck. So wird z. B. in dem Traumkapitel „Das Schloß im Dämmerwald" ein — allerdings vor 300 Jahren gestorbener — „Pfaffe" in einer wahrhaft entwürdigenden Situation vorgeführt, an welche dann einer der Toten die Bemerkung anknüpft, heute seien die Menschen (d. i. hier: die Priester) wohl scheinheiliger, aber nicht besser geworden. Im Munde eines durchschnittlichen Vertreters des Hunsrücker katholischen Volkes würden wir diese Dinge als unglaublich bezeichnen — aber Hampit ist genügend als Ausnahmenatur gekennzeichnet, so daß wir Rückschlüsse von ihm auf seine Umwelt zu ziehen nicht genötigt sind und also auch dem Dichter den Vorwurf einer falschen Darstellung des Volkscharakters nicht zu machen brauchen. Höchstens insofern könnte man es, als das positiv-gläubige Element der Volksseele in seinem Buche zugunsten der oben gekennzeichneten Spöttereien arg zurücktritt. — Die gutmütig-humoristische Behandlung der „Beichte im Keller" durch den Dichter hat zudem für den Katholiken etwas Verletzendes. Gerade in einem Volksbuche ist sie wenig am Platze, denn nach der Meinung des Volkes drohen gerade dem Spötter besonders schwere, zeitliche und ewige Strafen. — Im übrigen ist das Buch keineswegs arm an sittlichen Werten. So tritt die tiefe Heimatliebe Kneips auf Schritt und Tritt ergreifend zu Tage. Auch überantwortet er in dem dichterisch großartigen Kapitel „Das Schloß im Dämmerwald" mit einer geradezu Danteschen Phantasie die abgeschiedenen Sünder ihren individuellen Strafen. — Aber für katholische Volksbibliotheken können wir diesen Roman leider trotzdem nicht empfehlen.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Schmitz-Cardauns, Lilli: Die Kreuzträgerin. Roman. 245 S. Wiesbaden 1927, Verlag Hermann Rauch. Ganzleinen M. 5,—.

Der Roman ist geschlossen gehalten von einer positiven Weltanschauung. Die Heldin ist Kreuzträgerin, da sie keinen Kompromiß kennt und kennen *will* zwischen instinktivem Lebenswillen und Religion, — jedenfalls keinen Kompromiß, der sich für eine leichte, lockere Lebensauffassung entscheidet. Insofern hat der knappe Gang

der Handlung seinen inneren Wert, zumal da er manche moderne Gedanken trägt. Und diese Gedanken beherrschen das Leben auch wirklich und praktisch. Hier kristallisieren sie sich um eine besondere Gestaltung des Eheproblems. — Aber die Formung des Gehaltes kann nicht befriedigen. Der Kampf zwischen Gut und Böse ist so schablonenhaft geführt, daß nur Figuren in die Handlung hineingestellt werden, aber keine Persönlichkeiten. Der frivole Schriftsteller, der Ehemann, der in erotischen und alkoholischen Exzessen seine Kraft vergeudet, die Tante, eine ausgekochte und schnodderige „Lebenskünstlerin", — (sie hat trotz allem noch am meisten Leben) — stehen auf der einen Seite. Das Prinzip des Guten vertreten die Idealisten: ein Indier und die Gattin (der Buddhist und die Christin). Diese beiden sind mit dem höchsten Pflichtbewußtsein der Nächstenliebe und Reinheit innerlich aneinander gebunden, — geistige Geschwister. So gewiß und klar das herausgearbeitet sein mag, so klar ist aber auch, daß sie keine Kinder mehr sind, sondern Menschen, die in der Gesellschaft drinstehen. Daher müßten sie erkennen, daß ihre kindliche Art von der brutalen Umwelt als unrein gedeutet werden kann — oder muß. So entwickelt das Buch mit Leichtigkeit Situationen, die peinlich berühren, aber doch keine künstlerische Spannung erwecken. Die psychologische Art der Schriftstellerin trägt diese Gestalten nicht in das Reich höherer Wirklichkeit. Vielmehr sträubt sich unser menschliches Mitgefühl gegen den künstlerischen Aufbau. — Gewiß soll anerkannt sein, daß unerquickliche Situationen nicht naturalistisch breitgetreten sind; denn oft zittert vertieftes Seelenleben zwischen den Zeilen durch und regt das Miterleiden erfolgreich an. Das Unbehagen des Lesers stammt daher, daß das verführerische Gegengewicht des Romans als Charaktergröße nicht vertieft genug dargestellt ist. Das ist der Indier. Darum wird es unglaubhaft, daß die anderen Gestalten mit ihm Schicksal spielen können. Auf der anderen Seite ist das religiös gestützte Pflichtgefühl der Ehefrau nicht so aufgemürbt, daß sich natürliche Konfliktspunkte in ihrer Seele entwickeln könnten. Für diese Heilige brauchen wir nicht zu bangen. — Insofern baut sich die Handlung künstlerisch gewollt auf, und macht den Eindruck, als ob sie vorwärts gestoßen wäre.

Bonn. Johannes Peters.

Eulenberg, Herbert: Um den Rhein. Roman. 328 S. 8°. Berlin 1927, J. M. Spaeth. M. 5,—.

Das Thema der Rheinbesatzung, das an die elementarsten Gefühle des rheinischen Menschen rührt, wird sich wohl noch häufig rheinischen und reichsdeutschen Dichtern aufdrängen, wie wir es anher z. B. durch Wenz, Viebig u. a. schon behandelt sehen. Eulenberg meint es gewiß ehrlich, und in manchem kräftig und gut ausgeführten Bilde seines Romans spüren wir die tiefe Empfindlichkeit, die aus dieser grandiosen politischen Ungerechtigkeit, die den Schuldlosen für (wirkliche oder vorgetäuschte) Schuld anderer büßen und seufzen läßt, heraufquillt. Aber der Mangel des Romans ist, daß er in der Type sich vergreift und die Hauptträger der Handlung als ausgesprochen Kranke hinstellt. Kaum einen können wir als wesentlich rheinischen gesunden Menschen nachempfinden, krank ist insbesondere die Hauptgestalt, der mit einem hysterischen Schrei in den Vordergrund sich drängende Baumeister. So quält sich der geduldige Leser mit vielen sich häufenden Absonderlichkeiten herum, denen auch ein kräftiger Streifzug in romantische Gründe hinein, wie er bei einem Rheinroman schon richtig am Platze wäre, leider nicht mehr aufhelfen kann.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Achtelstetter, G.: Elendvolk. Historischer Roman. 487 u. V S. Budweis o. J., Verlagsanstalt Moldavia.

Mit feiner Kunst zeichnet Achtelstetter das grause Elend und die schweren Schäden der Zeit, die innere Trostlosigkeit und die verworrene Zerrissenheit der Menschen. Schreckbilder ohne gleichen ziehen an uns vorüber. Feige Schwäche des Bauern und Bürgers und geile Sünde und raubgierige Mordlust des Adels. Der Schauplatz ist die Gegend von Cham in der bayrischen Oberpfalz, die Zeit, in der die Geschehnisse sich abrollen, die Mitte des 15. Jahrhunderts. Da stand an der Spitze des Reiches eine zwar von Körper stattliche Majestät, die aber geistig unregsam, tatenscheu und faul war. Weil der deutsche König jeder unbequemen Entscheidung, die nicht seine eigene Hausmacht betraf, aus dem Wege ging,

stand es um den Landfrieden schlecht. Da konnten adelige Lumpen leicht ihr Mütchen kühlen an dem Wehrlosen, ob er nun Bürger oder Bauer oder Kaufmann war, der auf einsamer Straße mit seiner Ware zog. Die Schilderung der Tatsachen und die Zeichnung der Personen ist im allgemeinen recht gut. Die Sprache paßt sich den einzelnen Leuten und Lagen durchaus gut an und ist nicht rauher und derber, als es zur Wahrung der Stimmung manchmal sein muß. Alles in allem ist es ein guter geschichtlicher Roman, den man dem geistig und sittlich genug gereiften Menschen in die Hand geben mag.

Bochum. Florian Asanger.

Anton, Ludwig: Der Mann im Schatten. Roman. 308 S. Braunschweig und Hamburg 1926, Verlag Georg Westermann. Ganzl. M. 6,50.

Ein Napoleonroman. Das Ziel des Romans tritt zu spät klar hervor. Die politischen und strategischen Ueberlegungen und Reflexionen, die den ersten Teil anfüllen, kennen wir von der Geschichte her ebenso gut. Die Persönlichkeit Napoleons ist äußerlich erfaßt und veräußerlicht, ich möchte sagen, anekdotisch schematisiert dargestellt. Aber Napoleon ist gar nicht der Held, — sondern ein Arzt deutscher Abstammung, der Dr. Gall. Was der Mann bedeuten soll, erklärt das Schlußkapitel des Romans. Der Verfasser will im Weltkriege an der Ostfront urkundliches Material zum Falle Gall gefunden haben. Das erzählt von der hellseherischen Gabe des Arztes. Diese Veranlagung habe ihn fähig gemacht, in entscheidenden Augenblicken Auskünfte zu geben, die Napoleon stets gern sich zunutze gemacht habe. Die Hellsicht war nicht konstitutionell, sondern der Arzt erlangte sie durch einen Trank, der aus der Yajé-Pflanze gewonnen war.

Ein recht trockener Bericht über diese Angelegenheit soll den Leser veranlassen, sich selber ein Urteil zu bilden. Aber das Ergebnis wird sein: weder Napoleon wächst über die Gestalt eines mittelmäßigen Romanhelden hinaus, noch auch wächst der Dr. Gall sich bis zum Licht eines Charakters künstlerischen Maßes aus. Was Höhepunkt des Romans sein müßte — „die Beichte", wird eine Abenteurergeschichte. Es fehlen die seelischen Entwicklungslinien, darum fehlen auch seelische Deutungen, und infolgedessen fehlt die künstlerische Ergriffenheit. Das Ganze schrumpft im wesentlichen auf eine Anekdote zusammen.

Bonn. Johannes Peters.

Ompteda, Georg von: Der jungfräuliche Gipfel. Roman. 307 S. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1927, Deutsche Verlagsanstalt. In Leinen geb. M. 6,50.

Das neue Buch des bekannten Schriftstellers bewegt sich auf dem Niveau des guten Unterhaltungsromans. Es handelt sich um die Bezwingung eines bisher unerstiegenen Gipfels in den Walliser Alpen, die von einer deutschen Gesellschaft „Führerloser" im Wettkampf mit einem von Führern begleiteten Engländer unternommen wird. Diesen treibt lediglich seine Sportbegeisterung und das Bestreben, seinem Gipfelverzeichnis eine neue Größe hinzufügen zu können, während heiße Liebe zu der wundervollen Gebirgslandschaft die Haupttriebfeder der Deutschen ist. Wie es die poetische Gerechtigkeit (und der nationale Sinn des Verfassers) verlangt, siegen die von dem besseren Motiv Getriebenen, und die Deutschen türmen droben den ersten Steinmann, nachdem einer von ihnen, der so liebenswürdig-humorvoll gezeichnete Maler Franzl, bei einem früheren Versuch seinen Wagemut mit dem Tode bezahlt hat. Die einzelnen Phasen der Ersteigung sind spannend erzählt, die Typen der verschiedenen Touristen und Bergführer wirken frisch und echt, und ein feiner, etwas ironischer Humor belebt das Ganze. Der mit hochalpiner Fels- und Eistechnik nicht vertraute Leser wird allerdings von dem Buche keinen vollen Genuß haben, da ihm manche Stellen nur halb verständlich sein werden.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Goethe: Novelle. 68 S. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. Geb. M. 1,80.

Das Werk des Großvaters Goethe zeigt alle Vorzüge des greisen Wortkünstlers. Helläugig blickt er auf seine Entwicklung zurück. Darum steht diese Novelle in Stil und Architektur im schroffsten Gegensatz zu den Werken der Frühzeit. Denn hier ist eine fest geschlossene Handlung schlicht gestaltet. Die scheinbare Ruhe des fein aus-

gefeilten Stils enthält die Keime für die äußeren, besonders aber für die inneren Steigerungen und Konflikte.

Beim plötzlichen Wendepunkt setzt das sieghafte Motiv der Liebe ein. Bei Goethe nichts Neues; — aber es steigt in ganz besonderer Form auf. Ist für Goethe schon der Jahrmarkt ein Symbol für die Annäherung der Menschen, für das primitive soziale Gefühl, so nützt der Dichter nun die Beziehung des Menschen zum Tier, — zum sogenannten wilden Tier, künstlerisch aus. Diese Anhänglichkeit entwaffnet den Arm des Menschen, der im wilden Tier nur die Vernichtung schaut. Darum ist gerade das Kind zum Träger dieses sieghaften Gefühls gemacht; das Kind ist imstande, den Löwen zu bändigen, nicht mit Fesseln der Gewalt, sondern mit seiner kindlichen Liebe. Das Paradies tut sich auf, wenn die Güte herrscht! So gestaltet Goethe in diesem knappsten seiner epischen Werke das persönlichste Erlebnis seines ganzen Alters, — seines ganzen Lebens! Es ist dasselbe Motiv, das — wenn auch stark subjektiv geformt —, der Wilhelm Meister, auch der Faust abwandelt. Die so ganz objektiv gestaltete Novelle wird leider noch immer in den Schatten gestellt. Und dabei ist sie doch ein Juwel, indem sie feurige Kraft und religiöse Feierlichkeit in einer Einheit — auch stilistisch! — gestaltet. Technik und Gehalt der Illustrationen von Fritz Lang reichen an den Meister des Wortes nicht heran.

Bonn. Johannes Peters.

Ertl, Emil: Die Maturafeier. Sieben kleine Novellen. 192 S. Leipzig 1927, Verlag L. Staackmann. Brosch. M. 3,50. In Leinen M. 5,—.

Die sieben kleinen Novellen sind scheinbar ohne gewollte Kunst geschrieben, und doch sind sie echte Novellen. In allen sind entscheidende Wendepunkte des Lebens in den Mittelpunkt gerückt, wie es jede echte Novelle tun sollte. Ertl mischt überlegenen Humor mit wirklichem Ernst. Die Titelnovelle erzählt etwas, was heute noch vorkommen soll, ja tatsächlich in ähnlicher Form vorgekommen ist. Alte Semester gedenken gemeinsam des Tages ihrer Reifeprüfung, indem sie sich noch einmal auf die Schulbänke setzen und ihren uralten Professor bitten, eine Homerstunde zu halten. Der Lebensübermut der alten Knaben aber nimmt eine entscheidende Wendung in dem Augenblicke, wo sie die drohende Not der Tochter ihres Professors erfahren. Da stiften sie einen Betrag zu ihrer Unterstützung. — Humoristischer mutet ‚Die Ballettprüfung' an. Eine arme Frau will ihr Töchterchen versorgt wissen, es muß zum Ballett kommen, so will es die Mutter. — Aber das geht „natürlich" nicht; darum ist sie auch zufrieden, wenn es statt des bevorzugten Berufs einen „ehrbaren" Beruf ergreift. Sie könnte ja schließlich auch ins Kloster gehen! Die Erzählungen „Die Uhr" und „Die Dame in Schwarz" wollen okkulte Geschehnisse in die Wirklichkeit hineinstellen. Beidemal wird die Todesahnung oder die Verachtung des Daseins umgeformt in einen Weckruf zum Leben, zum mildtätigen Leben. Die ‚Erste Liebe' ist mehr amüsant, weniger scharf pointiert, eine Variation des alten Themas mit — älteren Mitteln. Künstlerisch höherstehend ist die Novelle: ‚Die Kartoffeln'. Der Anbau der Kartoffeln bringt die Bauern in Aufruhr, da sie mit der Ernte nichts Rechtes anzufangen wissen. Ihr Freiherr, der ihnen den Anbau aufzwang, streckt die Waffen vor ihrer Wut. Er tritt ins österreichische Heer ein und kämpft mit gegen den Alten Fritz. Als er ruhmgekrönt zurückkehrt, haben die Bauern die verachteten Kartoffeln liebgewonnen. Der Humor der Erzählung ist fein gemischt mit der stillen Trauer darüber, daß erst ein weiter Umweg zum Ziel führte. ‚Der Wolf von Gubbio' ist die schwächste Leistung, es sei denn, daß man diese Novelle für eine Groteske halte; — jedenfalls ist sie eine Erzählung mit stark verschobener Pointe, oder gar ohne Pointe. Das zu entscheiden wird dem Leser vom Schriftsteller selber überlassen. Diese Art rückt die Novelle von den anderen weit ab — sowohl stimmungsgemäß als auch vor allem künstlerisch!

Bonn. Johannes Peters.

Hohlbaum, Robert: Die Herrgotts-Symphonie. Eine Bruckner-Novelle. 55 S. Leipzig 1925, Verlag Fr. Kistner und C. F. W. Siegel.

Die Novelle stellt Bruckner in den Mittelpunkt; um ihn herum gruppieren sich als Freund und kunstbegeisterter Anhänger: Hugo Wolff, — als Gegner: Brahms und Hanslick. Mit diesen Personen ist die Gegensätzlichkeit der Kunst-

richtungen jenes Zeitalters erklärt, nicht nur symbolisiert. Aus dieser Gegensätzlichkeit, aber noch mehr aus ihrer tiefinnerlichen Verwandtschaft entwickelt der Verfasser das eigentlich Beherrschende jeder künstlerischen Persönlichkeit. Die Gedankenkreise sind begnadet von den beiden liebenswürdigsten Personen: Brahms und Bruckner. Im Vordergrunde aber steht Gottes Spielmann Bruckner, denn er wohnt mit seiner Kindlichkeit ganz in der Nähe des Herrn. — Der Aufbau der Erzählung ist gut geglückt, ohne daß er infolge der Fülle des Stoffes gewollt anspruchsvoll würde. Die wesentlichen ästhetischen und menschlichen Untertöne sind geschickt gemalt. Alles Unwesentliche ist weggelassen. Die Illustrationen von Karl Stratil werden nicht jedem Geschmack zusagen. Umschlagbild und Schlußbild sind am besten.

Bonn. Johannes Peters.

Jindeisen, Kurt Arnold: Lockung des Lebens. Drei musikalische Geschichten. 56 S. Leipzig 1924, Verlag Fr. Kistner und C. F. W. Siegel.

Die erste Erzählung: ‚Das Notenbüchlein der Frau Anna Magdalena Bachin', ist am besten gelungen. Die Verinnerlichung dieser Bachschen bürgerlichen Kunst ist der Grundstock der Erzählung. Die geniale Verbindung von Kunst und Leben wird hier Tatsache. Dabei herrscht unentwegt die überkommene musikalische Form, und zugleich herrscht die Individualität des großen Meisters. Das steigert sich noch in der Szene, in der die Söhne Bachs, Friedemann und Philipp Emanuel, eine Suite improvisieren. Wäre diese Szene nicht so lebhaft aufgebaut, so könnte man behaupten, es würde etwas viel musikalische Formenlehre entwickelt. Aber hier wird das Formale mit dem persönlichen künstlerischen Erlebnis ursächlich verknüpft. — Romantischer Gefühlsüberschwang beherrscht die beiden anderen Erzählungen. In: Carl Maria von Webers ‚Aufforderung zum Tanz' überwindet der Tondichter Weber den Schmerz über den Tod seines Kindes in neuer Lebenshoffnung und neuer Schöpferkraft. Diese künstlerische Freude ist symbolisiert in der ‚Lockung zu neuem lebendigen Leben', in der ‚Aufforderung zum Tanz'. — Die letzte Erzählung: ‚Robert Schumans erster Kuß' läßt viele der romantischen Beziehungen zwischen Wort und Musik nacherleben. Die Schumannsche Liedkomposition deutet und dichtet musikalisch den Text nach — sie erlebt und steigert das dichterische Erlebnis. Der Weg zur Pointe der Erzählung ist gehaltvoller als der Höhepunkt selber. Leider gab er der Erzählung den Namen. Die Illustrationen von Erich Gruner sind nach Gehalt und Form aus der Welt der Erzählungen geschöpft.

Bonn. Johannes Peters.

Müller, Maria: Bernhard der Schmied. Zwei Erzählungen. 151 S. Wiesbaden 1927, Hermann Rauch. Gbd. in Leinwand M. 3,60.

Die erste Geschichte ist die ganz unsentimentale Erzählung von einem Schmiedejungen, der aufwuchs zu einem ordentlichen Manne. In seiner Jugendzeit erlebt er ein grausiges Brandunglück und wird dabei Zeuge tiefen Leides. Das sind Erfahrungen, die er so leicht nicht vergißt. Er entwickelt sich zu einem guten Menschen. Seine Güte überwindet auch das verhärtete Herz der Mutter. Er ist ein rechter Glückspeter, dem alles im Leben zufällt. Das Geschäft geht gut und ein braves Mädchen nimmt ihn auch noch, so daß das Ganze mit einer Hochzeit fröhlich ausklingt. Die zweite Erzählung ‚Heimweh' ist zu sehr belastet durch das deutliche Hervorstechen der Absicht, einen Menschen zu zeigen, der selbst die schwersten Schicksalsschläge ohne Murren hinnimmt. Das kleine Annerl verliert fast am selben Tage Vater und Mutter. Rücksichtslos wird sie von ihren Brüdern getrennt und fern von der tiroler Heimat erzogen. Die Pflegemutter ist eine harte Frau, die ihre Jugend verbittert. Nach zwanzigjähriger Trennung bekommt sie die Adresse ihres Bruders. Sie will an seiner Hochzeit teilnehmen, kommt aber gerade noch früh genug, um ihn sterben zu sehen. Um dieselbe Zeit ist ihr anderer Bruder irrsinnig geworden. Da kehrt sie heim, nachdem sie der Braut ihres Bruders ihr ganzes Gut vermacht hat und findet die Pflegemutter hilflos. Zwei Tage vorher hat sie einen Schlaganfall bekommen. Das ist wahrlich eine Fülle von Unglücksfällen, die immer prompt eintreten, wenn es nötig ist. Das ist sicher mit reiner Absicht niedergeschrieben. Maria Müller trifft auch den Ton recht gut, den einfache Menschen lieben. Mehr läßt sich aber wirklich nicht davon sagen.

Emden. Georg Schäfer.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Achtelstetter, Elendvolk 428
Amundsen-Ellsworth, Der erste Pflug über das Polarmeer 423
Anton, Der Mann im Schatten . . . 429
Aulke, Verloren ist das Schlüsselein . 425
Beebe, Dschungelleben 425
Cassson, Die Erfolgreiche 420
Dostojewski, Briefe an seine Frau . 415
Ertl, Die Maturafeier 430
Eulenberg, Um den Rhein 428
Findeisen, Lockung des Lebens . . . 431
Forsch, Die Zeitgenossen 414
Gorki, Die falsche Münze 413
Goethe, Novelle 429
Grigorjeff, Die Kommune Mar-Mila 415
Grimm, Volk ohne Raum . . . . . 390 ff.
Guenther, Das Antlitz Brasiliens . . 423
Hagemann, Zwischen La Plata und Hudson 424
Hasenkamp, Hymnen . . . . . 392 ff.
— Die Magd . . . . . „
— Sponsa Christi . . . . . „
— Wintersonnenwende . . . . . „
— Geistliche Schauspiele . . . . „
— Hochdienst der Maria Laach Befreundeten . . . . . „
— Das Brot des Neuen Lebens . „
— Der Baum des Lebens . . . „
Hasse, Lebensbemeisterung 419
Hohlbaum, Die Herrgotts-Symphonie 430
Klagbeck, Eine Kunstreise auf dem Rhein. 3. Teil 422
Klein, Gartenblumen 425
Klytschkoff, Der eiserne Teufel . . . 413
Kneip, Hampit der Jäger 426
Kollbrunner, Treibholz 421
Krauß, Tirol 425
Manzoni, Die Verlobten . . . . . 385 ff.
Mensching, Kathol. Kultprobleme . . 416
Minrath, Der Gottesbegriff 417
Müller, Bernhard der Schmied . . . 431
Oberkofler, Reimmichl 420
Ompteda, Der jungfräuliche Gipfel . 429
Oster, Geschichte der Dekanate Prüm-Waxweiler 422
Pilnjak, Die Geschichte vom unausgelöschten Monde 412
Poritzky, Franz Hamsterhuis 418
Prischwin, Die Quellen des Berendej 414
Pütz, Du und Dein Kind 421
Ruster, Das moderne Bildungsproblem in der freien Volksbildung 421
Sailer, Kleine Bibel für Kranke und Sterbende 416
Schebesta, Bei den Urwaldzwergen . 423
Schmitz-Cardauns, Die Kreuzträgerin 427
Schnack, Beatus und Sabine 426
Sergejeff-Zenski, Grausamkeit . . . 415
— Verwandlung 415
Sseifulina, Die Rechtsverletzer . . . 412
Stanislawski, Mein Leben in der Kunst 413
Steinbrink, Kathol. Reformation . . 417
Thieß, Das Gesicht des Jahrhunderts 402
— Angelika ten Swaart 404
— Der Tod von Jalern 404
— Die Verdammten 405
— Der Leibhaftige 405
Tillmann, Die Hl. Schrift des Neuen Testamentes. 2. Teil 416
Tolstoi, Sämtliche Werke 415
Welter, Im Werden und Wachsen . 419
Weltschau des Katholizismus Heft 2—9 417

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Begriff und Wesen der Nation

In der Nachkriegszeit spielt noch mehr als vor dem Kriege in der Politik, in geschichtlicher und sozialer Betrachtung der Begriff der Nation eine beherrschende Rolle. Man hat schon längst versucht, diesen wichtigen Begriff abzugrenzen und ihn in seinem Wesen zu ergründen. Die Schwierigkeiten, die alle Erklärungsversuche zu überwinden haben, beruhen darin, daß der Begriff der Nation eine schlagwortartige Rolle zu spielen begonnen hat und damit in seiner tiefsten Bedeutung verblaßt ist. Andererseits wurde er erst zu Zeiten geprägt, in denen die Völker sich reichster Ergebnisse kultureller und staatlicher Entwicklung erfreuten. Schon diese beiden Umstände machen klar, daß eine scharfe logische Umgrenzung nicht möglich sein kann. Wir sind zwar vom historischen und sozialpolitischen Studium her gewöhnt, die Ergebnisse nach Ursache und Wirkung festzulegen, und zwar annähernd objektiv festzulegen. Aber das, was von den genannten Disziplinen gewissermaßen als Fülle von Kategorien an die Hand gegeben wurde, kann nicht ohne weiteres kategorisch abgegrenzt nebeneinander gestellt werden. Die Weltgeschichte lebte immer in Entwicklungen, die auf gegenseitiger Beeinflussung der verschiedenen Kulturgebiete und -strömungen beruhten. Je komplizierter Kultur und Zivilisation ineinanderfließen, desto schwieriger wird die Erörterung der historischen Abfolgen und Zusammenhänge. Kurz gesagt: die Wirklichkeit erweist sich immer als unlogisch! Der Mensch richtet sich in seiner Entwicklung nicht nach Kategorien; denn er ist aus freiem Willen schöpferisch tätig. Oft hat sich in der Erforschung der Geschichte, ganz besonders der Kulturgeschichte, gezeigt, daß der Historiker mit einer „logificatio post festum" einen Irrweg beschritt; ja, eine dichterische Intuition war noch eher imstande, das Richtige zu treffen. Die Soziologie ist besonders empfindlich gegenüber der Ergründung der Zusammenhänge, da materielle und geistige Spannungen sich in ihr fast stets verquicken.

Diese Gedanken mögen Dr. J. Fels veranlaßt haben, seine Schrift: Begriff und Wesen der Nation* zu schreiben. Die gleichen Gedanken veranlaßten ihn auch, an die Spitze seines Büchleins die Fülle der Erklärungen zu stellen, mit denen bedeutende Soziologen, Historiker, Kulturhistoriker, auch Theologen, das schwierige Problem zu lösen versuchten. Es ergibt sich dabei eine reiche und intensive glückliche Beleuchtung der verschiedensten Seiten des Begriffs ‚Nation'. Zugleich zeigt die Zusammenstellung, wie Wurzel und Geäst der Erklärungen sich fast ununterscheidbar durchdringen, aber noch mehr, wie Natur und Geist, Nation und Staat sich gegenseitig beeinflussen. Es ist nicht schwierig, historisch gewordene Zustände und Begriffe zu erklären, wenn die Wurzeln bloßgelegt sind oder bloßgelegt werden können. Aber ein Begriff, der erst seit 100 Jahren allgemeingiltig geworden ist, setzt der Forschung alle denkbaren Schwierigkeiten entgegen. Der Ausblick von einem von frühester Vergangenheit her konstruierten Weg ist meist zu einfach, und er bietet zu wenig Umsicht; der Weg aus der Gegenwart in die Vergangenheit hin führt nur dann zur Klarheit, wenn die Art der Beurteilung von schlagwortartigen Verzerrungen und Tendenzen entkleidet ist.

Aus der Gesellschaftslehre heraus entwickelt Franz Oppenheimer den Begriff der Nation. Grundlegend für die Fortentwicklung der Menschheit sind

* Fe's, Dr. J., Begriff und Wesen der Nation. Eine soziologische Untersuchung und Kritik (Deutschtum und Ausland, herausgegeben von Georg Schreiber, 6. Heft) XV und 147 S. Münster i. W. 1927, Verl. Aschendorff, geh. 4,— M., geb. 5,— M.

zwei Triebe: Hunger und Liebe. Dazu kommt der Trieb, die natürlichen Vorgänge ihrer Ursächlichkeit nach zu ergründen, „das Kausalitätsbedürfnis". Das wird dann noch übersteigert durch den Trieb nach sozialer Hochgeltung, nach Macht. Den Weg zur Macht eröffnet der Reichtum. Er kann erarbeitet sein durch ökonomische Mittel, oder erobert durch politische Mittel. Oppenheimers Beispiel aus der Urentwicklung der Menschheit ist die Verschmelzung eines siegenden Hirtenvolkes mit einem besiegten Bauernvolk. Dabei vollzieht sich der Uebergang der internationalen Beziehungen zu intranationalen, oder von mechanischer Berührung zu chemischer Mischung. Die Durchdringung politischer und ökonomischer Mittel ist die Voraussetzung dafür, wie auch für die höchste Steigerung zum Begriff der Nationalität. Er setzt voraus, daß die Urvölker zu einer einheitlich „hochorganisierten Gruppe" zusammengewachsen sind. Die Merkmale einer solchen Gruppe sind:

1. Eine gewisse Kontinuität, d. h. ein Zusammenhalt, der gegeben ist durch politische Mittel.

2. Das Bewußtsein der Masse, vorbereitet durch Umbildung der internationalen Beziehungen zu intranationalen. Dazu gehört eine ausreichende Vorstellung von der Gruppe und den Beziehungen der Individuen zur Gruppe.

3. Das Selbstbewußtsein der Gruppen gegenüber andersgearteten Gruppen.

4. Das Bewußtsein von Ueberlieferung, Gewohnheit und Brauch (Bewußtsein einer Kulturgemeinschaft).

5. Die Organisation der Gruppe in Entfaltung und Besonderung der Funktionen ihrer Mitglieder (politische Organisation des Staates).

Diese fünf Stufen enthalten nach Oppenheimer die Entwicklung des Gesellschaftslebens der Menschheit, also erklären sie auch den Begriff Nation in seiner Beweglichkeit.

Von konkreterem Beispiel geht der österreichische Sozialist Otto Bauer aus. Er sucht nach Erklärungen, indem er den Entwicklungsgang der deutschen Nation zugrunde legt. Das tut er im Sinne der Geschichtsauffassung von Karl Marx. Demnach ist der jetzige Nationalcharakter eine Zusammensetzung der körperlichen und geistigen Merkmale der Angehörigen einer Nation. Nach der Theorie Darwins bilden ererbte Eigenschaften eine Naturgemeinschaft in einem Volke heraus. Diese werden aber erst in einer Kulturgemeinschaft Mittel zum Aufbau der Nationalität. Recht, Wissenschaften, Künste, auch klimatische Abhängigkeiten und Differenzierungen begründen die Kulturgemeinschaft. Ihre Entwicklung innerhalb des deutschen Volkes versucht Bauer in fünf Stufen zu charakterisieren:

1. Die nationale Kulturgemeinschaft der Germanen im Zeitalter des Sippschaftskommunismus. Dabei wirkt am meisten die gemeinsame Abstammung nach.

2. Der Zerfall der Nation in Stämme und die Wiedervereinigung in der ritterlichen Kulturgemeinschaft (Zeitalter der Grundherrschaft). Diese Entwicklung beginnt zu Anfang des Mittelalters. Sie bedingt Trennung von Grundherren und Bauern, aber auch hochgesteigerte ritterliche Geisteskultur.

3. Die Warenproduktion und die Anfänge der bürgerlichen Kulturgemeinschaft. Sie bringen mit sich die Entwicklung des städtischen Kapitalismus. Entsprechend blüht eine bürgerliche Literatur auf und eine Schule mit Schulsprache. Adel, Beamte, Bürgertum werden kulturell stärker aneinandergebunden.

4. Die Kulturgemeinschaft der Gebildeten im frühkapitalistischen Zeitalter. Dazu gehört das Aufstreben des deutschen Kapitals im merkantilistischen Zeitalter. In der Zeit nach dem 30jährigen Kriege gewinnen deutsche Philosophen und die Dichter des deutschen Klassizismus einen Höhepunkt der Kultur.

5. Der moderne Kapitalismus und die nationale Kulturgemeinschaft. Sie reicht bis in unsere Tage. Ihr gehören folgende Erscheinungen an: Ansammlung großer Menschenmassen in Großstädten, Modernisierung des Verkehrs, Steigerung der Leistungsfähigkeit der Schule. Besonders wesentlich erscheint die Arbeiterbewegung. Alles zusammengenommen bedeutet: die Uebermittlung einer gemeinsamen Kultur an das ganze Volk. Die Hemmungen, die der Kapitalismus der Kultur bietet, sind ebenfalls klar erkannt und betont. Bauer kommt zu dem Ergebnis, daß die Nation eine Gesamtheit darstellt, die in Schicksalsgemeinschaft und Charaktergemeinschaft die Menschen verknüpft. An seiner Gliederung wird der Historiker sofort erkennen, wie ein zeitweiliges Nebeneinander von Entwicklungen zu sehr als Nacheinander aufgereiht ist.

Der Soziologe Alfred Vierkandt knüpft Fäden vom Materialismus des Geschehens zur Geistigkeit. Seiner Ansicht nach ist die Nation wesenhaft mit dem Stamm verwandt; denn sie beruht auf Lebensgemeinschaft und Gefühlsgemeinschaft. Der Unterschied zwischen Stamm und Nation beruht auf der Grundlegung der Gemeinschaft. Die Nation hat ihre Grundlage in der Kultur als „Inbegriff von Wertverkörperungen", der Stamm nur im gemeinschaftlichen Leben. Die Nation zeigt Gefühls- und Zweckgemeinschaft, Stolz auf gemeinsame Kultur, Wille, sie zur Geltung zu bringen. Damit ist noch keine hinreichende Abgrenzung gegeben. Diese bietet der Nation erst der Umriß staatlicher Grenzen. Die Scharfsicht Vierkandts erkennt die Begriffe klarer, da er sie in Wesenspunkten vergleicht. So erst eröffnet sich uns die Erkenntnis, wie die einzelnen Begriffskreise sich schneiden und wie wenig geschlossen sie in sich bestehen können. Staat und Nation decken sich nämlich nicht immer mit ihren Grenzen. Auch Gesellschaft und Nation sind nicht dasselbe; die Gesellschaft ist Träger der Gesittung, die Nation Träger der Sprache. Gerade bei der Sprache wird der Gegensatz zu anderen Nationen betont. Auch Volk und Nation sind nicht das gleiche; denn das Volk ist Grundlage für die Kultur und den Staat, also ein Naturgebilde, das durch vitale Interessen bestimmt ist, die Nation aber ist ein Kulturgebilde geistiger Schöpfung. Diese verfeinerte Auffassung des Problems bringt viel Licht, da sie mehr wurzelhaft und philosophisch ergründet. Zugleich wird immer klarer, weshalb die Bestimmung des Begriffs Nation relativ bleiben muß.

Ignaz Seipel leitet den Begriff der Nation in geistvoller Deutung aus der Ehe ab. Sie ist die grundlegende Familienorganisation; denn sie erzieht und vererbt in ununterbrochener Lebensgemeinschaft, und dazu herrscht in ihr die Autorität. Aus der Familie entwickelte sich der Stamm. Die Stämme, die sich auf einen Urstamm zurückbeziehen konnten, bildeten zusammen die Rasse. Hier aber beginnen schon die Schwierigkeiten für eine säuberliche Umgrenzung des Begriffs Nation. Denn die gemeinsame Abstammung genügt nicht zur Bildung einer Nation, nicht einmal eines Volkes! Es muß Lebensgemeinschaft und Schicksalsgemeinschaft hinzukommen. Die Heimat, in deren Raum sie sich bildet, verkettet mehr als das Blut; in ihr entwickelt sich erst die wirkliche einigende Kultur. Zu deren Entwicklung liefern Rassenunterschiede und Rassenmischungen die Unterlagen. So sind für Seipel Blutsverwandtschaft, gemeinsame Heimat, gemeinsame Kultur die wichtigsten Faktoren zur Bildung einer Nation. Es fehlt noch die Berücksichtigung des Staatsgedankens. Die Familienautorität bildet ein besonders wichtiges Moment aus: sie besteht in Unterordnung unter einen beherrschenden Willen, und diese Unterordnung hat auch der Staat nötig. — Seipel rückt den Begriff Nation mit dem Schicksalsbegriff natürlich in eine höhere Beleuchtung. Das schicksalsmäßig Gewordene ist dem Materialisten eine Zusammenfassung der

Bedingungen des menschlichen Daseinskampfes; dem wirklichen Christen ist es göttliche Fügung. So gewinnt der Katholik zu diesen Fragen engere seelische Fühlung; denn ihm wird die Pflicht gegenüber den staatlichen Gesetzen zu einer Pflicht gegenüber dem Bereich der Fügungen Gottes.

Diese Art der Betrachtung liegt den meisten Historikern fern. Sie sind gewöhnt, vor allem das Kulturelle und das Pragmatische gesondert herauszustellen. Damit würden sich in unserem Falle die Begriffe ‚Staatsnation' und ‚Kulturnation' ergeben. Demgegenüber ist Friedrich Meinecke der Ansicht, daß auf solche Weise keine allgemeingiltige Formel für die Umgrenzung des Begriffs Nation geschaffen werden könne. Die Kulturnation wäre eine Einheit, aufgebaut auf gemeinsam erlebtem Kulturbesitz, die Staatsnation eine Verbindung, hervorgerufen durch gemeinsame politische Erlebnisse und eine gemeinsame Verfassung. Aber Staat und Kultur sind in Wirklichkeit nicht voneinander zu trennen. Darum kann der Historiker tatsächlich gar nicht erkennen, wann sich eine Staatsnation gebildet hat. Wohl muß er erkennen, wie sie lebendiges politisches Gemeinschaftsleben gewährleistet, wenn sie da ist. Darauf beruht ja das innere und äußere Wirken der Nation und des Staates. Das kulturelle Element gibt nämlich der Staatsnation erst den höheren Schwung. Größere Lebenskreise potenzieren die Kraft des Individuums. So waren die Kultur- und Staatsnationen Frankreich und England imstande, Nationalstaaten zu bilden; ihr staatliches Leben gab die Kraft her für den Auftrieb.

Für die gesamte neuere Zeit kann niemand den Einfluß des Staates auf die Bildung der Nation leugnen. Die französische Revolution ließ allerdings soziale, politische, geistige Ideen und Ansprüche des Bürgertums in den Begriff der Nation einfließen. In Deutschland schuf der Humanismus Herders, Lessings neue nationale Kulturideale. Aus der Arbeit der Dichter und Denker erwuchs wohl ein starker nationaler Geist; aber er erfaßte nur eine gebildete Oberschicht. Preußen zeigt eine andere Variation: Dort entstand ein Nationalgeist, der vom Heer auf das Beamtentum überging. Von da aus drang er erst in die unteren Schichten. Nun prallten nach Meineckes Ansicht zwei Nationen verschiedener Struktur aufeinander: die preußische Staatsnation und die deutsche Kulturnation. Allzu einseitig ist dann aber die Ansicht Meineckes, daß die einzig brauchbaren Grundlagen zum modernen Nationalstaat auf dem Boden des preußischen Einzelstaates lagen.

Dieser einseitigen Erklärung steht die gesellschaftsphilosophische Betrachtung Waldemar Mitscherlichs mit vielen Vorzügen gegenüber. Sie geht aus vom seelischen Gehalt des nationalen Phänomens. Bei den westeuropäischen Völkern unterscheidet Mitscherlich drei Stufen der Entwicklung:

1. Das Sozialleben kennt nur den unbewußten Individualismus der Einzelpersönlichkeit und der sozialen Gruppen. Die Individualität im modernen Sinne ist auf dieser Stufe noch unterbunden durch das Gemeinschaftsinteresse in Landwirtschaft und Stadtwirtschaft.

2. Der bewußte Individualismus erwacht in der Einzelpersönlichkeit, der unbewußte herrscht noch in den Gruppen. Der Mensch entdeckt den Menschen in sich. Die Besonderheit seiner Natur fordert Berücksichtigung gegenüber aller Gleichmacherei. Die Vergesellschaftung macht große Fortschritte, Wirtschafts- und Verkehrsleben fördern die Gruppenbildung. Damit wächst auch der Staat zur sozialen Einheit.

3. Neben den bewußten Individualismus der Einzelpersönlichkeit tritt der bewußte Sozialindividualismus der Gruppen. Die sozialen Gruppen und Verbände

werden sich ihres Eigenlebens und Eigenwertes bewußt und sondern sich von anderen Verbänden ab. Das gerade äußert sich am stärksten im Staatsleben.

Die Merkmale der ersten ‚vornationalistischen' Stufe sind die des Mittelalters: dünne Bevölkerung des Landes, Kriege zwischen Fürsten, Städten desselben Reiches, Mangel eines einheitlichen Rechtes, mangelhafte Abgrenzung der Machtbefugnisse von König und Fürsten, Rittern und Städten. — Die entsprechende Wirtschaftsform ist die Eigenproduktion, der Flurzwang usw. Das soziale Gefühl ist abgegrenzt durch die Mauern einer Stadt. Die Weite des Blickfeldes eröffnet einzig die Kirche. Sie gab den westeuropäischen Völkern des Mittelalters mit ihrer internationalen Sprache einen gewaltigen kulturellen Vorsprung. Nach Mitscherlichs Ansicht schlummerten völkische Instinkte in dieser christlichen Kultur ein. Der Historiker jedoch weiß, daß man das vorsichtigerweise vom mittelalterlichen Italien und Frankreich nicht behaupten wird. Die zweite Stufe bezeichnet Mitscherlich als ‚frühnationalistisch'. Die staatliche Vielfältigkeit steigert sich trotz der wachsenden Begier, zu zentralisieren. Der moderne Staat baut sich aber auf der Dezentralisation des Geistigen auf. Denn er entzieht sich dem kirchlichen Einfluß und macht sein Haupt zum alleinigen Träger der Macht. Die gleichen Bestrebungen, die Versuche, mehr zu vereinheitlichen, siegen auch im Wirtschaftsleben: Handelsgesellschaften und Märkte, Börsen herrschen, bis der Merkantilismus den Höhepunkt erreicht. Die geistige Kultur ruht bei der Laienwelt. Die geistliche Kultur tritt immer mehr zurück; denn das Naturrecht beginnt zu herrschen, Empirie und Skeptizismus siegen in der Philosophie. In der Wirtschaft beginnt der Unternehmer den Handwerker zu verdrängen. Der staatliche Absolutismus ist dem geselligen Aufbau nicht von Nutzen; denn er legt der freien Betätigung der Untertanen Schranken auf. Und dagegen lief wieder das neue Lebensideal Sturm. Der selbstbewußte Mensch stellte Forderungen: Menschenrechte und Geltung im öffentlichen Leben. Das Naturrecht stützte sie. Aus ihm abgeleitet entsteht die Idee der Freiheit. Die Entwicklung schoß sogar über das nationale Empfinden hinaus bis zum Weltbürgertum hin: das war notwendige Gegenwirkung gegen den absolutistischen Staat. Aber die nationale Idee verblaßte dabei gar nicht. Die nationale Wirtschaft löst den Merkantilismus ab, der Freihandel dämmert. Das Eisenbahnnetz verbindet die deutschen Stämme fester. Dazu kommt die Geltung der Presse, die in kurzer Zeit Gedanken an eine Masse heranbringen kann. Eine Steigerung bringt dieser Erklärung des Begriffs Nation die Erfahrung, daß der nationale Gedanke am stärksten den Staatsgedanken stützen kann. Schule, Universität, kirchliches und militärisches Leben werden von ihm durchtränkt. Alle Geisteswissenschaften greifen ihn auf! — So erst wird der Nationalismus Gemeingut aller Angehörigen des Staates; denn der Staat bringt ihn schließlich mit seinen Kulturkräften den Untertanen zum Bewußtsein.

Dieser Ueberblick über die fruchtbarsten Versuche, den Begriff der Nation im Wesen zu erfassen, drängt geradezu den Gedanken auf, daß er voller Leben ist und darum sich jedem Schema widersetzt. Anschließend erörtert der Verfasser die all diesen Auffassungen gemeinsamen Gedanken, um so die Basis für einen Aufbau zu erhalten, der Abschließendes herausstellt. Die Wahrheit ergibt sich aus einer Synthese, die für die einzelnen nationalen Gebilde individuell gestaltet werden muß; denn die Nationen verlieren ihre Besonderheit so wenig wie der Einzelmensch.

Als Wesensmerkmale des Begriffs Nation bleiben aus den genannten Erklärungen für Jels übrig: gemeinsame Rasse, gemeinsame Sprache und Literatur, gemeinsamer Wohnsitz, gemeinsame Religion, gemeinsamer Staat.

Die gemeinsame Rasse bedeutet ein volkskundliches Element. Oppenheimer verwirft die Rassentheorie als unwissenschaftlich, als entstanden aus Nachbarhaß und Klassenverachtung. Wohl bleibt das in den Adern der Mischlinge rollende Herrenblut wirksam, aber es bildet nicht allein die Nation, sondern ist nur ein kausales Element. Das ist ebenso wichtig wie richtig! Die Volkskunde beweist außerdem, daß Feststellungen über Mischungsprozente der Rassenmischungen heute unmöglich sind. Schon die europäischen Völker stecken in dieser Beziehung voll ungelöster Rätsel. Das wird besonders klar, wenn wir sehen, daß Rassenheit die Bildung verschiedener Nationalitäten gar nicht hindert (Niederlande, Belgien, Schweiz). Bauer behauptet sogar, daß die bloße Aufhebung einer Verkehrsgemeinschaft die Rasse zerspalte!

Mit der Rasse wird der Bedeutung nach oberflächlich die Sprachgemeinschaft gleichgestellt. Wie sehr die beiden Begriffe verschieden sind, zeigt schon die germanische Rasse in ihren Zweigen. Auch die Begriffe Sprache und Nation decken sich nicht (England — Irland). Wohl ist sicher, daß man heute an der Sprache am leichtesten die Nationen unterscheidet. Sicher ist auch, daß die Sprache nationbildend und nationerhaltend wirkt. Sie bedeutet kulturelle und nationale Ideensammlung und sie wirkt daher vertiefend als Ausdruck der Innerlichkeit. Ranke bestätigte das schon für Deutschland: „Die deutsche Literatur ist eines der wesentlichsten Momente unserer Einheit geworden.... Sie bildet nunmehr die Atmosphäre, in der unsere Kindheit erwacht, unsere Jugend aufatmet, die alle Adern unseres Daseins mit eigentümlichem Lebenshauche beseelt.“ Auch Kjellén beurteilt die Sprache als Spiegel der Nationalität. Aber die Völkerkunde zeigt, daß sie nicht ‚Diagnose der Nationalität‘ sein kann. So sind z. B. Spanier, Mexikaner, Chilenen, Peruaner vier Nationen trotz einer gemeinsamen Sprache. Die Sprachgemeinschaft ist eben nur ein Teil der Kulturgemeinschaft und ein „Produkt der Schicksalsgemeinschaft“ (Bauer).

Mit Rasse und Kulturgemeinschaft bringen die Soziologen gern die Gemeinsamkeit des Wohnsitzes in Verbindung. Oppenheimer und Bauer würdigen dieses Moment besonders; aber nach ihrer Ansicht ist es für die Bildung der Nation nicht das einzig Ausschlaggebende. Die Gemeinsamkeit des Bodens wirkt nur soweit, wie sie Gemeinschaft der Kultur bedingen kann und konnte. Das Land ist die Stätte, wo sich die geschichtliche Bestimmung eines Volkes gestaltet. Nur so wird es zum Vaterland. Denn es ist sicher, daß nicht nur Boden und Klima die Nation als solche hervorbringen. Im Raum entwickelt sich wohl die Anpassung von Stämmen und Völkern: Engländer — Angloamerikaner, Völker der Balkanhalbinsel. Die Balkanvölker zeigen aber auch, wie trotz der Anpassung an das Land eine nationale Einigung nicht möglich ist. Auch das Gegenteil kann eintreten: Kuba und Puerto Rico sind spanisch, trotzdem schwören sie auf ihr Amerikanertum!

Nun könnte noch die höchste Geistigkeit, die gemeinsame Religion die Nation bilden. Denn sie ist Kulturfaktor von eminentester Bedeutung. Oppenheimer und Bauer betonen, wie die Religion wohl bei den Urvölkern eine derartig entscheidende Rolle spielt, wie sie Vereinigung von Stämmen ermöglicht dadurch, daß Stammesgötter zu Nationalgöttern werden. So geschah es z. B. im alten Rom. Diese Götter waren tatsächlich ursprünglich übernational, da sie Naturgötter waren. Das jüdische Volk allerdings war einzig auf Jehova eingestellt; hier konnte die Religion wirklich Ersatz bieten für die mangelhafte Einheit des nationalen Bodens und Staates. Das zeigt sich auch wieder nach der Zerstörung Jerusalems. In Westeuropa aber bringt die Religion sogar natio-

nale Trennung hervor. Es entsteht, etwas schematisch gesprochen, nordisches, südliches, westliches Christentum (Luthertum, Katholizismus, Kalvinismus). In unserer Zeit wirkt das religiöse Moment auch noch: Kjellén betont, wie Englands Nationalismus und Imperialismus in der alttestamentlichen Vorstellung wurzelt, daß dem auserwählten Volk die Herrschaft über die Erde vorbehalten sei. — Deutschland zeigt ein anderes Bild. Seine nationale Einigung ist bewerkstelligt, aber die kirchliche Spaltung dauert vertieft weiter. — Für Frankreich hat gerade der Katholizismus eine besonders eigengeartete Bedeutung. Die Nationalisten konnten stets, auch wenn sie Atheisten waren, mit Erfolg den Katholizismus als die Nationalreligion betonen. Daraus entwickelten sich dann immer die gallikanischen Ideen.

Gerade dieses letzgenannte Verhältnis der Religion zum staatlichen Bewußtsein legt den Gedanken nahe, daß das staatliche Element den Ausschlag geben könnte bei der Bildung der Nation: d. h., daß der gemeinsame Staat allein nationbildend wirke. Die Begriffe Nation und Staat werden heute, auch in der Amtssprache mancher Länder, beliebig vermischt gebraucht (England, Frankreich). Das beweist, wie oberflächlich und auch wie tendenziös sie verwendet werden. Oppenheimer bezeichnet die Nation als hochorganisierte Gruppe. Damit betont er, wie der Staat mit seiner Organisation mitwirkt bei der Bildung der Nation. Aber nicht der Staat allein, sondern noch manche andere Momente neben ihm! Das heutige Frankreich und Italien darf unser Urteil nicht bestimmen. Denn dort ist eine Mentalität geschaffen worden, die eine Pervertierung des Volksgeistes bedeutet. Von oben her ist das Volk auf einen bestimmten Nationalitätsbegriff festgenagelt worden. Dieser ‚Nationalismus' zielt tatsächlich mehr auf Macht als auf Recht, er ist also Staatsidee. Er ist eine Entartung des nationalen Denkens, da er die Kulturgemeinschaft des Volkes in Schatten stellt. Aber der Nation an sich fehlt die Organisation; sie ist ohne den Begriff des Staates nicht denkbar. Nach Kjellén bedeutet darum der Staat die Versittlichung der Nation, ihr Heraustreten aus nur naturhaftem Dasein zum bewußten sittlichen Leben. Zweck und Pflicht des Staates wird die Wohlfahrt der Nation. Wenn so der Staat nur die Kulturgemeinschaft übersteigert, so könnte man annehmen, daß diese selber das Wesen der Nation ausmache.

Sicherlich ist die gemeinsame Kultur wesentlich für die Bildung der Nation, aber nicht einzig wesentlich. Alles bisher Erörterte beweist das schon. Wir erleben ja gerade heutzutage, wie die Kultur nationale Gegensätze überbrückt und zu überbrücken berufen ist! Das geschieht, ohne daß die nationale und völkische Differenzierung verwischt wird. Es wurde schon betont, daß die Unterscheidung zwischen Kulturnation und Staatsnation unhaltbar ist. Die Nation ist nämlich schon vor der politischen Einigung vorhanden. Denn wenn man die bestehende staatliche Gruppierung trotz ihrer historischen Entwicklung „als Unnatur und Unrecht ablehnt, bekennt man, daß man unter Nation etwas anderes versteht als eine historisch und politisch zu Recht bestehende Staatsnation" (Mausbach: Nationalismus und christlicher Universalismus). Der Schweizer Hilty betont, daß die Teilnationen der Schweiz in ihrer kulturellen Struktur nach Westen, Süden und Norden auseinanderstreben. Aber sie werden gerade durch das Bewußtsein zusammengehalten, daß sie eine einzigartige hochorganisierte Nationalität darstellen können. Es überwiegt also seiner Ansicht nach hier das staatliche Element. Othmar Spann will die deutschen Verhältnisse so erklären, daß das Volk und seine Dichter und Denker die Kulturnation bildeten, der Staat und seine Herrscher die Staatsnation. Doch der Historiker weiß, wie sehr das staatliche Element bei

der sogenannten Neuaufrichtung des Deutschen Reiches mitwirkte. Der Bismarcksche Staat minderte die Ansprüche der Untertanen (des Volkes) zu sehr herab.

Die bisher erörterten Gedanken gingen immer von tatsächlicher Gestaltung aus, abgesehen von dem religiösen Bewußtsein. Aber hie und da klang schon durch, wie das Bewußtsein und der Wille als wichtigste Komponente der Lebenssphäre des Menschen auch für unser Problem Richtung geben könnte. Das Nationalbewußtsein beruht auf der Erkenntnis gemeinsamer Merkmale und Strebungen; diese Strebungen selbst sind beschwingt durch das Nationalgefühl. Auch Oppenheimer und Jellinek stellen den Willen der Zugehörigkeit als tiefstes Wesen der Nation hin. Bauer aber weist das als unbefriedigend zurück. Der Deutsche, der nur Deutsche kennt, kann seiner Zugehörigkeit gar nicht bewußt werden, trotzdem er in seinem Charakter doch ganz durch die deutsche Kultur bestimmt ist. Auch der Wille ist nicht maßgebend: die Deutschschweizer und manche Deutschösterreicher beweisen das. Selbstverständlich kann das bloße Wollen des Menschen angeborene oder historisch gewordene Eigenschaften und Zusammenhänge nicht aufheben, ebensowenig aber neue soziale Gebilde aus dem Nichts schaffen (Mausbach). Für Kjellén symbolisiert ein Rütlischwur, obgleich er bekanntermaßen eine ungemein starke Willensäußerung sein mag, nicht die Bildung der Schweizer Nation. Das objektive Element gehört dazu. Das Nationalgefühl ist nur eine Wirkung der Nation.

Anschließend an diese Lösungsversuche will nun Jels selber einen Umriß von Begriff und Wesen der Nation geben. Seine Lösung kann naturgemäß nicht darauf verzichten, die abgewandelten Elemente der einzelnen Theorien auszunutzen. Eine einfache Formel ist nicht möglich. Was aber in den Komponenten analysiert vorliegt, kann eine fruchtbare Synthese bilden. Die Ueberschneidung der Gedankenkreise wird wichtige Punkte bloßlegen. Grundlegend bleibt jene Ueberzeugung, die auch die Historiker und Soziologen immer wieder zur Selbstkritik auffordert: der Mensch ist das mannigfaltigste Wesen der gesamten Schöpfung. Daraus folgt, daß es sich auch hier um Begriffe handelt, die voller Leben sind. Je lebendiger sie aber sind, desto mehr rücken sie von den Kategorien ab! Jede Schematisierung scheitert an dem Reichtum der Charakterfärbung von Menschen und Völkern.

Jels sucht darum das Typische mit Vorsicht aus, und er kommt zu endgültigen Ergebnissen. Rasse und Raum bilden die Grundlagen für gemeinsame Sprache und Kultur, für Religion und Staatenbildung. Darüber hinaus steigen Bewußtsein und Wille. Die Rasse erzeugt Stämme, die Rassenmischung Völker, aber beides bedeutet noch keine Nation. Die Nation besteht eben heute nicht mehr im Sinne der Wortableitung von nasci (geboren werden). Rasse und Klima bewirken nur eine Natur gemeinschaft, die Nation dagegen ist eine Geistes gemeinschaft. Darum nahm man zur Ausfüllung des Begriffes zu Hilfe die Sprachgemeinschaft und als über sie hinausragend die Kulturgemeinschaft. Diese idealste Erklärung hat die meisten Denker bewegt und begeistert. Aber Griechen und Römer beweisen, daß der Begriff nicht allgemeingiltig genug ist. Tatsächlich bleibt nur noch ein Begriff übrig, und das ist gerade der schwierigste: der Staat. Die Geschichte der neuen Zeit schuf diesen Begriff der Nation im politischen Sinne. England und Frankreich beweisen, wie der Kulturbegriff früh zum Staatsbegriff umbog. Aber der Machtstaat wurde auch Rechtsstaat. Das kapitalistische Wirtschaftsleben in ihm steigerte ihn zum Wohlfahrtsstaat. Daneben tritt der Wesenszweck des Staates, Kulturstaat zu sein. Diese Aufgabe hat der moderne Staat ganz erkannt. Sogar Staatsreligion und Nationalkirche sind oft angestrebt worden,

zeitweise auch erreicht und durchgeführt worden. So aber wird aus der Staatsmaschine eine Staatspersönlichkeit mit geistiger Macht. *Sobald die Kulturgemeinschaft natürlicher Form mit dem Kulturstaat eine Verbindung eingeht, entsteht der Nationalstaat* (in England und Frankreich vor über 100 Jahren, in Italien und Deutschland seit 1871, in Oesterreich-Ungarn gar nicht, in Nordamerika in und nach dem Weltkriege). Man erkennt wohl, wie die Bestandteile der Begriffe Staat und Nation sich im Laufe der Zeit miteinander vermischt haben, so daß eine ganze Skala von Erklärungen viele Arten der Mischung aufreihen kann. Das aber ist klar, daß man von keiner Nation sprechen kann, ohne den Begriff des Staates notwendig einzubeziehen. Beide Begriffe existieren nicht getrennt. Je früher der Staat die Hand auf die Kultur legte, desto eher werden die Begriffe Staat und Nation vermischt gebraucht (Frankreich, England). Aber in solcher Form bilden sich nicht alle Staaten und Nationen. An dem Versuch staatlicher Durchdringung von verschiedenen Rassen, Kulturen und Sprachen scheiterte Oesterreich. In der Schweiz ist es dem Staat gelungen, diese selben Schwierigkeiten zu bewältigen. Er hat die verschiedenen Kulturgemeinschaften zu einer staatlichen zusammengekittet, und zwar so, daß die Schweiz kein Nationalitätenstaat mehr ist. Aus der gesamten Betrachtung und Vergleichung der Ansichten ergibt sich, daß die grundlegenden Elemente in jeder Nation vorhanden sind, aber jeweils in eigengearteter Form gemischt. Jede Nation muß daher individuell beurteilt und geschichtlich in ihrem Aufbau erforscht werden.

Ueberall aber ist die Nation Körpergemeinschaft, wie auch Gefühls- und Geistesgemeinschaft. Bei dieser Verbindung ist wesentlich, daß der nationale Gedanke am ehesten von den besitzenden und gebildeten Schichten getragen wurde. Der besitzlose, nicht an die Scholle gebundene Mensch ist von Natur dem nationalen Empfinden ferner. Die Hochfinanz hat wieder zu viele Beziehungen zum Ausland, als daß sie den nationalen Gedanken instinktiv stärker betonen und stützen könnte. Zwischen ihnen entsteht ein Gemeinsamkeitsgefühl wie zwischen Geschäftsfreunden. Ebenso schlagen, wie schon gesagt, die Gelehrten Brücken von Nation zu Nation. — Die Masse des Volkes wird erst dann stärkeres Nationalgefühl haben, wenn sie eine größere Rolle im Staatsleben spielen kann. Also ist der demokratische Staat bis in die tieferen Schichten hinein mehr national als der absolutistische.

Zusammenfassend können wir sagen, daß der scheinbar mangelhafte Erfolg des Versuches, Begriff und Wesen der Nation scharf zu umgrenzen, kein Mißerfolg ist. Es wird dadurch vielmehr klar, wie lebendig menschlicher Instinkt, menschlicher Geist, menschlicher Wille wirkten, wirken und wirken werden. Ebenso geht aus der Zusammenfassung der Abgrenzungsversuche hervor, daß der Mensch nicht allein mit seinem Massenwillen imstande ist, Großes zu leisten, sondern daß er vernünftiger und sittlicher Regelung bedarf. Wo diese aufhört, schlägt der gesunde Nationalismus ins Krankhafte um. Entweder verflüchtigt er sich zum Internationalismus, oder er steigert sich zum übertriebenen Nationalstolz.

Nur die Entwicklung ganz gereifter Nationen führt zu einem Zusammenschluß, der den Namen Völkerbund verdient. Von der Natur mag er gefordert sein, von der selbstsüchtigen Art der Menschen wird er in seiner Auswirkung gehemmt. Mit diesem Ausblick beschließt Fels sein Büchlein.

Seine besonderen Vorzüge bestehen darin, daß es von der ersten bis zur letzten Zeile klar gehalten ist. Diese Klarheit ist gewährleistet, indem nur Wesentliches ausgewählt wurde. Die Auswahl gruppiert sorgfältig Verwandtes und sondert

Fremdes aus. Die Fülle des gebotenen Stoffes verwirrt darum nicht, sondern sie führt geschickt in die Literatur ein, die sich besonders bedeutsam zum Problem der Nation äußert. Der Lösungsversuch berechnet alle Relativitäten und zieht ohne Einseitigkeit Grenzen, die der Individualität der einzelnen nationalen Gebilde keinen Zwang antun. Das Büchlein gehört in die Hand jedes politisch und soziologisch Interessierten.

Johannes Peters.

Lyrische Anthologien als Zeitbücher

„Denn wahrlich: die Zeit war dem Dichter, welcher die Mission der Offenbarung der Schönheit hat, ein Fluch und eine Wüste."
Theodor Haecker.

Diese Worte, aus dem prachtvollen Essay ‚Ueber Francis Thompson und Sprachkunst', sind zwar für den englischen Dichter und die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschrieben, treffen aber mit der gleichen Schlagkraft die ganze geistige Misere unserer Gegenwart. Dieser Gegenwart, deren „optischer Ausdruck", nach einem den Nagel auf den Kopf treffenden Wort Schmidtbonns, „Bahnhofshallen, Flugplätze, Antennen sind wie es früher die Kathedralen waren". Dieser Gegenwart, deren Herr die Maschine wurde, an der der Mensch nur noch mechanische, handreichende Verrichtungen sklavisch zu leisten hat, Motorgesurr bestimmt Tausenden das hetzende Tempo des Tages, ist ihnen Arbeits- und Lebensrhythmus geworden. Rekord heißt die Gier der Welt, und Reklame ist ihre laute Meute, deren Geschrei bis zum Himmel dringt. Schon wird das nächtliche Firmament zum Schaufenster geschäftlicher Betriebsamkeit mißbraucht, indem man den Glanz der ewigen Sterne mit künstlicher Lichtschrift übergrellt. Ozeanflieger sind die Helden des Augenblicks, die gestern Lindbergh und Byrd hießen, morgen Müller und Schulze sein können, wenn sie das Glück haben, die bessere Maschine bedienen zu dürfen. Sie werden von der Masse umjubelt, mit schönen Ministerreden gefeiert, mit Orden dekoriert, mit Geschenken und Geld überhäuft. Presse, Film und Radio wetteifern in der Errichtung von Triumphgassen. Wer aber kennt den Wissenschaftler, den Forscher, dem etwa die Entdeckung eines Seuchenerregers und seine menschheitserlösende Vernichtung gelang? Wer kennt den Künstler, der ewige Werte schafft, den Dichter? „Welcher Minister, der einen Lindbergh unter allgemeinem Jubel umarmt, kann sich heute mit einem Dichter Arm in Arm zeigen, ohne Furcht, sich lächerlich zu machen?" klagt Joseph Winckler mit Recht auf dem Gründungstag des ‚Rheinischen Dichterbundes' in Koblenz. Ein Fluch und eine Wüste ist wahrlich dem Dichter diese von Krieg und Revolution zerrissene, von der Vergangenheit losgelöste, jeder Tradition abholde Zeit, die nur Massenzerstreuung, aber keine Gemeinschaftserlebnisse und -ideale kennt. Hier häuft krasse Ichsucht in rücksichtsloser Unbekümmertheit über Leib und Leben des Nächsten hinweg Geld und Güter, dort tanzt man im Ueberschwang des Körperkults, wie Goliath mit seinen Gliedern prahlend, sinn- und gedankenlos um den Muskelgötzen Sport oder betäubt sich in Kinopalästen die verkümmerte Seele, anstatt ihr nach harter Tagesfron in Einkehr und Stille das Glück einer kurzen Erhebung und Entfaltung zu bereiten. Und doch hat der Dichter die Stimme eines Rufenden auch in diesem Chaos zu sein. Denn nur ihm ist es gegeben, den Alltag zu einer neuen,

schöneren Wirklichkeit zu verklären. Zumal der Lyriker muß, wie Christian Morgenstern es formuliert, „in alles einfließen lassen einen höheren Geist!" Auch den lärmenden Dingen der Gegenwart hat er das Wesentliche und Ewige abzuringen durch ihre Höhergestaltung und Heiligung. Noch ist freilich davon wenig Bild und Rhythmus und gutes Gedicht geworden. Einige Lyriker dichten in Mitleid und Sehnsucht zu den Dingen hin, andere formulieren mit feiner Ironie ihre Abkehr. Ein Teil sucht das Neue in den Wurzelboden der Natur einzusenken, ein anderer Teil überwindet vom Metaphysischen, Religiösen, Göttlichen her die laute Welt. Vielfalt und Vielstimmigkeit sind auch der Lyrik aufgeprägt als das charakteristischste Mal der Zeit.

So kann es begrüßt werden, daß Anthologien erscheinen, die entweder innerlich miteinander verbundene Dichter versammeln oder ähnliche Stoffe und Motive von ihnen zu einer über alle Dissonanzen des Alltags hinaus höheren Harmonie zusammenfassen. Solche Bücher werden, bei aller Unvollkommenheit, die ihnen je nach Geschmack und Gefühl des Auswählers mehr oder weniger anhaftet, wesentliche Züge eines Zeitantlitzes, der Gegenwart sowohl wie der Vergangenheit, aufweisen, sie werden einzelne Landschaften, Kulturen, religiöse Bekenntnisse widerspiegeln, und so am ehesten, was uns so not tut, ein Gemeinschaftserlebnis vermitteln.

Weniger als Zeitbuch in diesem Sinne wirkt der erste Band der ‚Weltanthologie des XX. Jahrhunderts', die ‚Europäische Lyrik der Gegenwart 1900—1925', die Josef Kalmer gesammelt und übertragen hat. Die selbst als Ueberblick allzu unvollständige Auslese will, wie schon der Titel andeutet, „einen Querschnitt durch das letzte Vierteljahrhundert europäischer Dichtung ziehen", indem sie „bei jedem Volk den Führer und womöglich noch einen weiteren Repräsentanten jeder literarischen Schule zu Worte kommen" läßt. Daß dieses Ziel für ein rund 300 Seiten starkes Buch zu hoch gesteckt ist, wird schon einleuchtend, wenn man nur die vom Herausgeber zu einzenen Abschnitten abgegrenzten Völkergruppen aufzählt, von denen jede selbst wieder eine Reihe von Nationen umfaßt. So folgen aufeinander: ‚Die Lyrik der romanischen Völker' mit Franzosen, Wallonen, Italienern, Spaniern, Cataloniern, Portugiesen, Rumänen; ‚Die Lyrik der slawischen Völker' mit Russen, Weißrussen, Ukrainern, Polen, Wenden, Tschechen, Slovaken, Serben, Kroaten, Slovenen, Bulgaren; ‚Die Lyrik der baltischen Sprachgruppe' mit Letten, Litauern; ‚Die Lyrik der germanischen Völker' mit Vlamen, Holländern, Dänen, Norwegern, Schweden, Engländern (die Deutschen wurden als jedermann zugänglich in diese Sammlung nicht aufgenommen); ‚Die Lyrik der isolierten Völker' mit Irländern, Albanesen, Griechen und ‚Die Lyrik der Ugro-Finnen' mit Finnen, Esten, Ungarn, Türken. Die stärksten Gruppen sind, auch ihren Leistungen nach, die beiden ersten. Aber gerade bei ihnen, speziell bei den markantesten Stimmen im europäischen lyrischen Konzert, den Franzosen, Russen und Tschechen, treten die Mängel des Buches am deutlichsten hervor. Keineswegs kann der Uneingeweihte etwa aus den wenig mehr als zwei Dutzend Gedichten von zehn französischen Autoren sich ein Bild machen von dem gegenwärtigen lyrischen Schaffen Frankreichs. Der doch mit wesentlichen Klängen und Farben hervortretende Katholizismus z. B. hätte, außer durch die Aelteren Jammes und Claudel (mit vier Gedichten!) wenigstens durch einen oder den anderen jüngeren Dichter bezeugt werden müssen. Allgemein findet man die gleichen Formen und Inhalte wie bei der gleichalterigen deutschen Lyrik. Die langzeiligen Aufzählungen Apollinairs, des bereits verstorbenen Führers der literarischen Kubisten, und Cendrars' besingen dieselben Themen wie unsere Expressionisten: Es werden

Phonograph, Elektrische, Transsibirienexpreß genannt und mit Vorliebe Exotisches gesucht. Daneben behauptet sich das Urthema, die Liebe, wenn auch in durchaus eigenwilligen Darstellungen, die jedoch nicht vom Herzen kommen. Vielmehr ist das künstliche Feuer des Verstandes die Schmiede fast der gesamten französischen Verskunst, auch des großen Valéry, dessen Gedichten Stefan Zweig „eine merkwürdige dunkle Transparenz" nachrühmt. Jammes und Claudel, die Religiösen, stehen mit ihrer Inbrunst — in dieser Auslese wenigstens — allein. Demütig und schlicht bittet jener Gott:

„Berate mich wie Wind, der weinen lassen kann,
der weinen läßt aus Liebe um den Kapellenraum —
wie Regen weinen läßt — das Laub am Lorbeerbaum."

Und Claudel bekennt sich von Gottes Gnade bezwungen und öffnet dem Herrn sein Herz:

„— — — — — — O Pforte, laß mit Hulden,
den Gastfreund ein! Herz, bebend mußt du den Herrn erdulden,
der mehr in mir als ich ist, der ich aus mir geschwunden.

Habt ihr mit mir Erbarmen, ihr Himmel und ihr Sphären?
Ich bin der Auferstehung vorausgeeilt, bin hier.
Gerechter Richter, ewig. Du, Gott, Du Allmacht schier,
ich kann von Deiner strengen Hand — lebend — mich nicht wehren!"

Die übrige romanische Lyrik, von denen u. a. Papini, Corazzini und Palazzeschi in Italien, Unamuno und Lorca in Spanien genannt seien, ist wie die französische vorwiegend aus denkerischen Elementen erwachsen. Oft könnte man ein spanisches, portugiesisches oder rumänisches Gedicht — in seiner Uebersetzung —, wenn es nicht gerade landschaftliche Färbung hat, für ein französisches halten, so groß ist der Einfluß von Frankreich her. In um so auffallenderem Gegensatz zu diesen romanischen Dichtern treten die Slawen mit ihren religiösem und sozialem Empfinden entspringenden warmen Herzenstönen, wie sie besonders aus den Versen der Russen und Tschechen aufklingen. „Geh vor das Haus und umschreit' einmal Gemach und Stall!" mahnt Sologub und fährt fort:

„Könntest du schlafen heut nacht?
Denke: — aus Dunkel und Wand
ruft jemand schluchzend und sacht,
krank, in Erschöpfung gebannt.

Geh vor das Tor — und ins Rund,
Lausch! ... Heb ein Licht in die Luft! ...
Gehst du auch selbst dran zugrund',
rett' ihn, der — Hilfe — ruft."

Mit-Leid, Allerbarmen, Bruderliebe, extremer Kommunismus, Pazifismus und Revolutionsverherrlichung, das alles glüht in heiß empfundenen Strophen auf. Balmont, der seine Liebe zu den „Mißgestalten", den Krüppeln und Blinden, den Schreckgespenstern der Natur, Seuchen, Pest, Elend und Verbrechen, bekennt, hebt für alle seine Hände himmelan:

„Auch euch will Raum ich im Gebete weisen:
In Christi Namen, den sie allerorts preisen:
Ich segne euch! Mag er euch Glück bescheren!"

„Besinne dich Welt!“ ruft Alexander Block und fordert zum großen Verbrüderungsfeste auf. In erschütternden Gesängen schildert sein Epos ‚Die Zwölf‘ die ersten Tage der Umwälzung. Den ewigen Friedensfürsten selbst läßt er vor dem vorwärtsstürmenden Arbeitervolk die blutrote Fahne vorantragen:

„Sie gehen in erhabenem Schritt —
Der Hungerhund hinten mit.
An der Spitze — mit blutiger Fahne —
ungesehen im Wehen,
er, den keine Kugel durchdringt,
sein Fuß ist vom Sturm beschwingt,
in schneeiger Perlen Glanz,
in weißer Rosen Kranz: —
Jesus Christus!“

Soziale Töne von ähnlicher Glut und Kraft steigen aus dem tschechischen Volk auf, das Heinrich Mann „ein wertvolles, weil freiheitliches Element“ nennt. Hier ist vor allem Peter Bezruc, der mit lodernden Rhythmen das Schicksal des arbeitenden und geknechteten Volkes hinausschreit und den Unterdrückern drohend Vergeltung ansagt. Revolutionär sind auch Sramek und der schon jung verstorbene Wolker, während Ottokar Brezina, der größte tschechische Dichter, in milder Abgeklärtheit seine natur- und seeleninnigen Gesänge singt. Von all dem gibt die spärliche Sammlung allerdings nur ein schwaches, verschwommenes Bild. So wenig, wie fern vorüberhuschendes Scheinwerferlicht eine dunkle Landschaft streift. Das fällt gerade bei den Tschechen auf, weil eine andere Anthologie tschechischer Lyrik zum Vergleich vorliegt. Besser als die ungenügende Auswahl orientieren oft die den einzelnen Völkergruppen vorangestellten Vorworte. Im ganzen hat das Buch etwa den Wert eines Lexikons, das unzulängliche Erkenntnisse vermittelt und die Anschaffung von Ergänzungsbänden unumgänglich macht.

Eine reiche und wertvolle Sammlung dagegen ist ‚Ein Erntekranz‘ von Rudolf Fuchs ‚Aus hundert Jahren tschechischer Dichtung‘ gewunden. Von dem zeitlebens außerhalb seiner Heimat unbekannten, im Jahre 1870 verstorbenen Erben bis zu Wolker und Hora, den Jüngsten, sind alle Namen von Rang und Klang vertreten. Man empfindet keine Lücke in dem Kranz, wenn auch der Herausgeber in seinem Vorwort bescheiden bekennt: „Viele, die in der tschechischen Dichtkunst eine Rolle gespielt haben, fehlen in dem vorliegenden Bande. Die formale Bewältigung des Stoffes läßt sich nicht zwingen, ohne die Absichtslosigkeit des Werkes zu gefährden.“ Zu der Naturnähe und Einfalt des Herzens, die aus den volkstümlichen, balladenhaften Liedern Erbens und Celakowskys wie ‚Die Mittagshexe‘, ‚Der Wassermann‘, ‚Toman und die Waldelfe‘ (letzteres gestaltet ein Goethes Erlkönig verwandtes Motiv) klingen, finden die jüngsten Dichter in Abkehr von der sozialen und politischen Entwicklung zurück, in der Bezruc wie eine „riesenhafte Brandfackelerscheinung“ aufragt. Von ihm möge ein wesentliches Gedicht, das man bei Kalmer vermißt, hier stehen:

Ich und du.

„Geh aus dem Wege:
Feucht meine Kleider und schwarz meine Hände,
Ich nur ein Bergmann, du edel und träge,
Dich wirten Paläste, mich bretterne Wände,
Die phrygische Kappe fällt mir ins Gesicht.
Nicht mir folgt der Waisen Schluchzen und Drängen,

Weil deine Hasen die Felder auffressen,
Herzlos du, schamlos — der Blitz soll dich sengen!
Ich, Sohn der Beskiden, geh' niedrig im Licht,
Bedien' deine Oefen, bedien' deine Essen,
Indes meine Adern heiß sich vergällen,
Ich fange dir Stämme auf schäumenden Wellen,
Mit triefender Stirne, voll Ruß und entrechtet;
Hab' nicht im Gebirge die Waisen geknechtet,
Nicht Witwen gepreßt und Besitz abgeschnitten,
Denn mein ist: zu betteln, und dein alles Gut —
Die phrygische Kappe folgt hart deinen Schritten.
Du kommst in die Berge? Sei auf der Hut!"

Stiller, aber nicht minder bitter tönt das proletarische Elend aus Horas ‚Die Arbeit' und Wolkers ‚Ballade von den Augen des Heizers'. In langer Anklage stellt Horas' ‚Arbeit' die Gegensätze zwischen denen, die arbeiten und denen, die nur genießen, scharf einander gegenüber:

„— — — — — — — — — — —
In dem Anzug, den wir schnitten, genießt der Herr das Leben.
In den Stiefeln, die wir nähten, der Jäger durchwatet die Gräben.
Ueber die Brücken, mit welchen wir Abgründe meistern,
Dröhnen die Züge, und Träume der Selbstmörder geistern.
— — — — — — — — — — —
An unsern Tischen sitzen fremde Gäste,
Sie trinken unser Blut und essen uns zum Feste.
Da Tag für Tag wir an dem Felsen beißen,
Um ihm mit Zähnen Leben zu entreißen,
Den harten, trotzigen, des Mitleids baren,
Wir von der Majestät der Not gedung'ne Scharen.
— — — — — — — — — — —"

Versöhnlicher läßt Wolker seine ‚Nacht vom Samstag auf Sonntag' ausklingen, in der arme Trunkenbolde ihre Sorgen mit Rum und Slibowitz hinunterspülen. Ihnen, die bis zum Morgen sitzen, erscheint der Sonntag wie ein gottgesandtes Glück:

„— — — — — — — — — — —
Heut sehen sie alles in dreifacher Zahl,
Das erfreut sie gar nicht sehr,
Denn es wird alles dreimal schwer.

Deshalb zu dieser Stund', in traurigen Dunkelheiten,
Pflegt ihnen der Herr dreifältig entgegenzuschreiten.
Im Namen des Vaters spricht er: Mein Sohn!
Im Namen des Sohnes spricht er: Mein Bruder!
Im Namen des Heiligen Geistes liebkost er sie mit stiller Gebärde
Und spricht: ‚Noch heute früh ist's Sonntag auf der Erde'."

Bei diesem Gedicht, das auch Kalmer veröffentlicht, sei es verstattet, auf die Uebersetzungskunst von Rudolf Fuchs hinzuweisen. Er ist Kalmer gegenüber der größere Gestalter, der Dichter, der seine Uebertragungen dichtet, so daß die deutschen Verse, so sehr man sich auch des Problematischen seiner Aufgabe be-

wußt bleibt und ihm beipflichtet in der Erkenntnis, daß „der unumstößliche Ausdruck eines Dichters nicht zum zweitenmal derselbe werden" kann, wie unverblaßte Originale wirken.

Den tschechischen Schicksalsgenossen im Gefühl verwandt ruft Max Barthel im ‚Antlitz der Zeit', einer ‚Sinfonie moderner Industriedichtung': „Schlag zu, o Hammer, daß die Knechtschaft krachtl" Er weiß, daß „der Weg, den nun die Industrie durch die Länder und Erdteile nimmt, ein gewaltsamer und blutiger ist. Er ist in allen Ländern überdeckt von den Leibern der zu früh verstorbenen und verdorbenen Arbeiter, er ist umschrien vom Geschrei der kleinen Kinder, die in den asiatischen Ländern noch sechzehn Stunden in den dumpfen Fabriken schuften müssen." Dennoch tönt ihm „ihr Lärm und wildes Geschrei im letzten Grunde doch herrlicher als das Geschrei der im harten Winter nach dem Süden fliehenden Vögel". Und sein „Selbstbildnis", das mit denen der übrigen Autoren sowie mit ihrer „Eigenauswahl" aus ihren Werken die von Wilhelm Haas herausgegebene Sammlung besonders wertvoll macht, überschreibt er: „Lobgesang trotz alledem". Diese heroische Geste nimmt aber in keinem Gedicht Fleisch und Blut an, vielmehr bleibt sie wie die häufiger lautwerdende Sehnsucht und Klage nur klingendes Wort. Den „Menschen in der Mitte" erstreben wohl alle, außer Winckler und Zech die bekannten „Arbeiterdichter" Bröger, Barthel und Lersch sowie die noch weniger bekannten ruhrländischen Begabungen Wieprecht, Klose, Kraushaar, Vaupel, Haas, Voß und Wohlgemut, aber aus jeder ihrer Zeilen wird spürbar der Moloch Maschine in der Mitte.

„Im Auge rast die Seele, arm und irr,
Heimweh heult wahnsinnigswild, Heimweh weint süße Weisen
Nach Erde, Mensch und Licht!
Schrei lauter, Mensch im Eisen!"

bekennt Lersch. Und eine Zeile bei Zech lautet: „Und die Sirene schreit die Blutschuld in die Welt." Selbst in der nach Versöhnung und Erlösung ringenden Vision Brögers stöhnt das Martyrium:

„Und der heiligste Märtyrer neigt sich stumm,
Schaut herab auf euer Martyrium,
Schwebt auf, schwebt auf! Es öffnen die Himmel sich,
Gott beugt sich und segnet uns brüderlich."

Hinter allem und allem weint stumm das große Leid des Menschen, der gewaltsam seinem Erdreich, der Natur, entrissen, seine Wurzeln kümmern spürt. Die umsichfressende Gewalt der Industriestädte, die wie eine ägyptische Plage in unserer Zeit tobt, wird aus diesem Band jedem erschütterndes Erlebnis, auch dem, der ihrem versehrenden Feueratem noch fern wohnt.

Kaum vernehmlich werden diese harten Industrieklänge in Sergels Anthologie ‚Saat und Ernte', die eine verwirrende Fülle von nahezu anderthalbhundert Dichter- und Dichterinnenstimmen in sich vereinigt. Trotzdem fehlt noch mancher Lyriker, der etwas zu sagen hat, ehe sich der Untertitel „Die deutsche Lyrik unserer Tage" rechtfertigen ließe. Ich nenne nur, außer den freiwillig Ferngebliebenen Stefan George und Otto zur Linde, Loerke, Franck, Brües, Schickele und Anton Schnack, von den Katholiken Knies, Thrasolt, Schaumann, Hasenkamp, Schreyvogel und Weinrich. Doch änderten diese Ergänzungen kaum den Eindruck des Buches, das wohl viele Namen aufführt, aber selten das geistige Profil eines Autors auf den knappen zur Verfügung stehenden vier Seiten zu

umreißen vermag. Man vergleiche etwa den Bröger dieser Auslese mit dem in der vorigen Sammlung. Obschon dort wie hier Selbstauswahlen gegeben werden, findet hier nur des Dichters Menschenliebe ganz allgemein Ausdruck ohne die dort deutlicher sprechende Kraft und Glut seiner Industriegesichte. Im ganzen wird eine Menge guter Gedichte dargeboten von älteren und jüngeren Lyrikern, von Großstädtern und Dörflern, Arbeitern und Träumern, Revolutionären und Bürgerlichen, Heimattreuen und Weltwanderern, Naturschwärmern und Gottesfreunden. Aller Widersprüche und Gegensätze, die unser heutiges Deutschland zu einem Chaos machen, ist diese Sammlung getreulicher Spiegel. Der und jener wird beim Durchblättern immer sich selbst verwandte Klänge finden, ohne daß das Buch den Wert und die Wirkung einer durch ein Programm begrenzten Auslese erhält, die eine Anzahl Dichter in innerer Verbundenheit zeigt und so ein Erlebnis, vervielfacht und vertieft, zu einem allgemeinen werden läßt.

„Ein Stimmengewirr" in noch verstärktem Schwall ist die ‚Anthologie jüngster deutscher Lyrik', wie Klaus Mann, der mit Willi R. Fehse als ihr Herausgeber zeichnet, selber gestehen muß. Seiner Forderung, daß „jede Zeit, jenseits ihrer sozialen Problematik, den Ausdruck ihres geheimen Erlebens im Lied, im Gedicht finden" müsse, ist keiner der Ausgewählten gewachsen. Was wir hören, tönt durchweg wie Anklänge an früher Vernommenes. Selbst Manns bescheidener Wunsch: „Es genüge, wenn ein junger Mensch dieses von jungen Menschen zusammengestellte Buch zur Hand nimmt und findet in ihm einen Ton, den er bis dahin heimlich in seinem Herzen wußte, aber den er, bis dahin, nirgends ausgesungen fand" geht wohl kaum einmal in Erfüllung. Dennoch kündet sich aus dem kaum Eigenen manch verheißungsvolle Begabung an, wofür das folgende Gedicht ‚Verkündigung' von Hansjürgen Wille eine Probe sei:

„Da der Ruf des Engels sie erweckte:
‚Sei gegrüßt Marie — — —'
Und ein Licht sich ihr entgegenstreckte,
Sank sie lächelnd in die Knie.

Und ein Duft von Lilien, süßen, zarten,
Floß um ihren Leib.
In der Ferne wußte sie den Garten
Ihrer Kindheit. Und nun war sie Weib.

Und sie sah das Antlitz dunkler Leiden,
Und ein Schwert, das ihr das Herz durchstieß —
Doch ihr war es wie ein Tuch, das seiden
Sie umhüllte ... Weg zum Paradies.

Plötzlich fühlte sie die hohe Sende:
Magd des Herrn ...
Und sie faltete die schönen Hände.
In dem Fenster glomm ein weißer Stern."

Jugend und Alter, wenn auch aus einem landschaftlich begrenzten Gebiet, umfaßt das ‚Ost- und westpreußische Dichterbuch', herausgegeben von Bruno Wilm. Neben bekannten Namen, die in keiner Anthologie fehlen, wie Arno Holz, Agnes Miegel, Frieda Jung, Hermann Sudermann und Carl Lang sowie den eigenwilligen jüngeren Begabungen Martin Borrmann, Alfred

Brust und Rolf Laukner, begegnet man einer Reihe kleinformatiger Heimatdichter, die in einer strengeren Auslese unmöglich wären. Hier aber tragen sie zur landschaftlichen Tönung des Buches wesentlich bei, das sich rühmt, die „bisher schwer zugänglichen neun Liebesgedichte von Arno Holz (in Phantasusform) ungekürzt weitesten Kreisen zugänglich zu machen". Die als Heimatbuch löbliche Sammlung spricht wohl in erster Linie zu Landsleuten, wird aber als hoffnungsfroher Gruß aus deutschem Osten auch bei uns Freunde finden.

Ein allgemeines Hausbuch müßte Ernst Lissauers Anthologie ‚Der heilige Alltag' werden. Statt ein buntes Vielerlei von Gedanken- und Gefühlsinhalten aus der verworrenen Gegenwart zusammenzulesen, wendet sich Lissauer der Vergangenheit zu und ruft die „Deutsche bürgerliche Dichtung von 1770—1870" zu einem kraftvollen Bekenntnis zum heute entheiligten Alltag auf. Nicht das Jahrhundert deutscher Dichtung überhaupt in all seinen Erscheinungen und Aeußerungen, sondern nur, in engerer Wahl, das bürgerliche Gedicht (Idylle und Epos einbegriffen). Alle zu Worte kommenden Dichter verbinden sich in ihren Beiträgen zu einer „Heiligung und Heiligsprechung des Alltäglichen, des tausend- und abertausendmal Dagewesenen", wie sie Emil Kuh vor 50 Jahren Kellers ‚Grünem Heinrich' und Storms ‚Hausbuch deutscher Lyrik' nachrühmte. Es scheiden also aus diesem Bezirk die Romantiker und Klassiker im allgemeinen aus. Dagegen gehören Schiller mit seiner ‚Glocke' (die aber als bekannt weggelassen wurde) und Goethe als Dichter von ‚Hermann und Dorothea' sowie als Verfasser zahlreicher Sinnsprüche aus Tag und Haus hierher, und Mörike kommt nicht als Schöpfer der Orplidwelt, wohl aber mit seiner ‚Turmhahn'-Idylle, seiner ‚Häuslichen Szene' und ähnlichen Stimmungsinhalten in Frage. Entscheidend ist für Lissauer „die Nähe zur Wirklichkeit". Darüber führt er in seiner klugen und wertvollen Einleitung folgendes aus: „Ein Stormsches Abendgedicht ist von einem Eichendorffschen dadurch unterschieden, daß es die Menschen und die Stube mitenthält, in oder zwischen den Worten, indessen über dem Eichendorffschen eine allgemeine Stimmung mehr musikalisch unbestimmt und weniger konkret ruht. Diese Dichter sind besitzende Naturen, sie haben wenig Habe, aber diese besitzen sie wahrhaft. So erscheinen die realen Dinge ihrer Wirklichkeit in der Dichtung in erhöhter Realität; sie sind — wenn ein sprachlicher Scherz erlaubt ist, der dennoch mehr ist als ein Scherz — Realitätenbesitzer, oft im eigentlichsten Sinn, denn sie wohnen auf eigenem Grund und Boden: sie sind kraft innersten Wesens Realisten, und über den Kreis des Hauses und des Tages hinaus besitzen sie die Dinge mit dem konkret schauenden Blick. Aber die Dinge erscheinen nicht in naturalistischer Nüchternheit lediglich in ihrem Sachwert, vielmehr glänzt diese Sachlichkeit in gleichnishafter Transparenz, und all dieses Vergängliche ist letztlich nur ein Gleichnis. Es besteht, wie Kuh es ausdrückt, eine „Uebereinstimmung von Bildkraft und betrachtendem Sinn": unübertrefflich formuliert er sie als „symbolische Sinnlichkeit". Diese Dinge werden betrachtet vom blickenden Auge und vom sinnierenden Gemüt, und hierdurch erst — die Sprache weist es — werden sie beträchtlich." Die einfache, vom Ekstatischen wie vom Tragischen gleich ferne Lebensstimmung, die Mörikes Zeile: „In der Mitte liegt holdes Bescheiden" charakterisiert, spiegelt die Anthologie in sechs Zyklen: „Haus, Die Familie, Kalender, Tag und Tagewerk, Freude und Gäste, Ausklang" wider. Ein Hauch glückvoller Ruhe, stiller Behaglichkeit und gedämpfter Freude weht anheimelnd über den Versen von Storm, Keller, Mörike, Hebel, Claudius, Chamisso, Uhland, Kerner, Groth, Rückert, Goethe u. a. und bringt uns gehetzten Menschen zum Bewußtsein, was wir verloren haben. In allen Dingen, auch den kleinsten und

unscheinbarsten, das Ewige sehen und so den Alltag heiligen, das lehrt das stille, reiche Buch, das wie ein Ruf aus einer besseren Welt an die Seele klingt.

Zwei Dichter aus seinem Kreis schicken die beiden neuen Bände der Sammlung ‚Klassische Lyrik' in vortrefflichen Auswahlen ins Volk: Claudius und Chamisso. Beide, der Holsteiner Volksfreund und Wansbecker Bote sowohl wie der aus Weltunrast und Fremdnis heimgekehrte französische Aristokrat bekennen in innigen Versen ihre Liebe zu Weib und Kind, zu Heim und Herd, zum ‚heiligen Alltag'. Daneben schenkt Claudius wundervolle Naturlyrik und Chamisso packende Balladen und exotische Strophen.

Aus einer zum Teil noch weiter zurückliegenden Vergangenheit, dem 18. und 17. Jahrhundert, greift Heinrich Fischer hundert Gedichte heraus, deren Autoren er ‚Die Vergessenen' nennt. Doch verdienen die meisten von ihnen diese Bezeichnung keineswegs. Dach, Fleming, Gerhardt, Günther, Gryphius, Hölty und Salis-Sewis findet man immer wieder und überall in Schulbüchern und alten Sammlungen zerstreut. Eher könnte man sie also die Verzettelten heißen. Daß sich unter ihren Gedichten auch so blutleere und für uns abgestorbene Verse wie die Göckings aufhalten, schwächt nur noch den Eindruck des an sich wenig wichtigen Buches.

Eine weite Zeitspanne umfaßt Zeitlers ‚Deutsche Liebeslieder'-Sammlung, die bei dem bekannten, Wernher von Tegernsee zugeschriebenen, ‚Du bist min' beginnt und bis in die Tage Mörikes, Storms und Kellers reicht. Das Liebeserlebnis in allen Tönen der reichen Empfindungsskala, von himmelhochjauchzender Wonne bis zum Tode betrübten Weh, wird hier holde Herzensmusik all denen, die im Leben mehr sehen, als nur eine kurze, sinnlose Zerstreuung.

Manches alte Liebeslied hat mit der Zeit seinen Verfasser verloren und ist Gemeingut geworden, wie das in dem Lothringer Volksbuch ‚Verklingende Weisen' als Volkslied erscheinende Gedicht von Goethes Schwager Vulpius: ‚Gib mir die Blume, gib mir den Kranz' beweist. Aber auch Volkslieder kommen und gehen. Viele der bei uns kaum noch gekannten Balladen, wie die vom ‚Lindenschmied' und ‚Pfalzgraf von Rhein', haben sich in diesem Grenzland bewahrt, andere überraschen in schönen Variationen. Es ist so, wie der Herausgeber, Louis Pinck, in seinem Vorwort sagt: „Den alten Volksliedern ergeht es wie den alten Volkstrachten. Sie verschwinden immer mehr ..." Ein „wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte eines Volkes" ist kein zu großes Lob für diese vortreffliche Sammlung, die noch mit genauen Quellenangaben und Belegen der Forschung wichtige Fingerzeige gibt.

Ihr reihen sich die von Paul Eisner ausgewählten, übersetzten und erläuterten ‚Volkslieder der Slawen' gleichwertig an. Nach den elf Volksstämmen eingeteilt, bringt das Buch eine Fülle von Liedern, die von der Wiege des Kindes bis zur Bahre des Toten das menschliche Dasein begleiten. Im Liede erklingt die Liebe des Mädchens und der verheirateten Frau, offenbart sich das Leben der Familien und Sippen, der Berufe und Stände, werden Volksgebräuche und religiöses Fühlen lebendig. Die slawische Volksseele singt zu uns. In ähnlicher Weise gestalten die Balladenbücher der Hedwig Lüdeke, ‚Balladen aus alter Zeit', aus dem Altenglischen und Altschottischen, und ‚Ungarische Balladen' das Empfinden und Denken ihrer Völker. Während die erste Sammlung nur Uebertragungen aus den Volkspoesien: Child ‚The English and Scottish Popular Ballads' und Percy ‚Reliques of Ancient English Poetry' entnahm, vereinigt der zweite Band Uebersetzungen

der Volksballade mit denen der Kunstballade ihres Schöpfers Johann Arany und zeigt in einer guten Einleitung ihren Entwicklungsgang.

Im Gegensatz zu diesen mehr wissenschaftlich zu wertenden Anthologien wendet sich K. Goldbergs Auswahl ‚Deutsche Balladen' an Schule und Haus. Es ist nicht ersichtlich, unter welchen Gesichtspunkten die Wahl vorgenommen wurde, denn es fehlen nicht nur die bedeutenden neueren Balladendichter Lissauer, Scholz, Werfel, Kneip, Sternberg, sondern man vermißt auch viele unserer schönsten alten Balladen wie: von Schiller ‚Die Bürgschaft', ‚Der Kampf mit dem Drachen', ‚Der Ring des Polykrates', von Bürger ‚Leonore', ‚Der Kaiser und der Abt', von Chamisso ‚Die Sonne bringt es an den Tag', ‚Salas y Gomez', von Schwab ‚Das Gewitter', von Schenkendorf ‚Andreas Hofer', von der Droste ‚Der Knabe im Moor'. Dagegen hätte der Herausgeber, der Schulmann zu sein scheint, seine Kollegen, den „Schuldirektor in Hamburg" Löwenberg, und den „Bezirksschulrat" Wildensinn, besser fortgelassen. Die Sammlung erweist sich, an den ausgezeichneten Balladenbüchern von Lissauer, Scholz und Münchhausen gemessen, als höchst unzulänglich.

Einer wachsenden Zeitnot und -sehnsucht entspringen eine Reihe religiöser Lyriksammlungen, die dem inneren tastenden und suchenden Menschen Brücken zum Ewigen schlagen wollen. Eines von ihnen, die von Wilhelm Knevels gesammelte ‚Religiöse Dichtung der Gegenwart', nennt sich in diesem Sinne bedeutungsvoll: ‚Brücke zum Ewigen'. Sie enthält so ziemlich alles, was die Dichter in den letzten 15 bis 20 Jahren an religiösen Gedanken und Gefühlen Wort und Klang werden ließen. Allerdings fehlen auffälligerweise wieder die schon mehrfach angeführten Katholiken. Keineswegs hätte eins oder das andere Sonett aus einem so um Gott ringenden und jubelnden Buch wie ‚Die feierliche Zelle' von Knies übersehen werden dürfen. Trotzdem führt das Buch seinen Titel mit Recht und kann vielen aus dem Abgrund der Zeit die goldene Brücke zu Gott werden.

Ein geistliches Lesebuch ähnlicher Art ist der von Will Vesper zusammengestellte, ein ganzes ‚Jahrtausend geistlicher Dichtung' umspannende ‚Deutsche Psalter'. Er reicht von Gedichten unbekannter Verfasser aus dem 8. Jahrhundert bis zu Nietzsche. Gerade der Schlußstein Nietzsche besagt deutlich genug, wie weitherzig sich Vesper Grenzen gesteckt hat.

Seinem Weltgefühl kommt Karl Röttger in seiner Anthologie ‚Die moderne Jesusdichtung' nah, in der das über alle Zeiten hinausragende ‚Phänomen Jesus' Mittelpunkt ist. Eine vierzig Seiten starke Einleitung versucht, all die vagen und verschwommenen Vorstellungen und Begriffe, die seine ausgewählten Dichter sich zum größten Teil von Christus machen, als „christliche" Bekenntnisse zu stempeln. „Denn wir alle," sagt er, „die wir uns über diese Dinge Gedanken machen, haben gar keine Wahl mehr, sondern sind in einen christlichen Lebensraum hineingeboren worden, aus dem es gar kein Entweichen gibt. Und noch wo Menschen bewußt ‚heidnisch' sein wollen — es gibt deren im modernen Leben und besonders in der modernen Geistigkeit moderner Dichtung, Kunst und Literatur und Wissenschaft —, da ist es doch wieder nur so, daß sie — diese Menschen — entweder ‚Kirche" mit Christentum verwechseln und nur Kirchenfeinde sind, wo sie Christenfeinde oder Christentumsfeinde zu sein glauben (ihr Typ ist Nietzsche), oder sie sind aus eigensüchtigem Ethos heraus Feinde christlicher Ethik, Karitas und Liebe —, oder sie sind ohne wesentliche Tiefe und haben den Abgrund des Leids und der Leiden menschlichen Daseins noch nicht gesehen und glauben sich berufen, eine ‚Religion der Freude und der Freuden' lehren zu können. Das ist immer wieder erkannt und ‚Heidentum' genannt worden.

Und ist als in einem ewigen (‚satanischen') Gegensatz zum Christentum gefühlt worden. Nun gut, es gibt schon Heidentum. Aber auch dies alles liegt mehr oben und nahe am Tag und nicht in der Tiefe, ist letztlich nur Irrtum und Mißverständnis ... Wenn solche Dinge des Heidentums auch oft und viel gelehrt werden." So weit hier Röttger Kirche von Christentum trennt, so weit ist der Gottmensch von dem Christus dieser Modernen fern, die sich den unabänderlichen lapidaren Ausspruch: „Wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet" mit dem Herausgeber in die bequemere Formel umdeuten: „Wer nicht an mich glaubt, den werde ich nicht richten." Was dem lebendigen Glauben Christus ist, das hätten Röttger die Gedichte der Katholiken sagen können. Aber er hat außer Sorge nur die frühen Verse der Schaumann aufgenommen. Alle übrigen, schon oft Genannten, vermißt man. So erscheint Christus wie eine mythische Gestalt, um die sich immer neue Sagen und Deutungen spinnen. Er wird wie ein musikalisches Thema in interessanten und geistvollen Variationen abgewandelt, wo doch nur eine einmalige Ausdrucksmöglichkeit besteht, die in einem einfachen, schlichten Gesangbuchvers mehr sagt als es die ganze Anthologie vermag.

Dagegen ist ‚Das Weihnachtsbuch', das, von J. P. Mauel zusammengestellt, die ‚schönsten Weihnachtsdichtungen aus alter und neuer Zeit' vereinigt, bei all seiner anspruchslosen Schlichtheit, mit der es an die künstlerisch hochstehende Sammlung Röttgers auch nicht entfernt heranreicht, eine wahre Fundgrube für alle, die sich gläubigen Herzens am Geburtstag des göttlichen Kindes freuen und ihn in Heim, Schule und Verein mit schlichten Gedichtvorträgen feiern wollen.

Ein außerordentlich erfreuliches Zeitbuch ist auch die zu Ehren des heiligen Franz von Assisi, des großen modernen Heiligen, zusammengestellte Anthologie ‚Gottes Spielmann' von Erwin Schiprowsky O. F. M. Hier fügen sich so moderne Dichter wie Klabund, Johst und Schmidtbonn ganz vortrefflich in dem großen brausenden Akkord, den als Grundton katholisches Fühlen und Denken trägt. Von der großen Zahl Hymnen, Gedichten, Legenden und Erzählungen sei Paula Groggers ‚Gebet zum heiligen Franziskus' hierher gesetzt, die sich damit zum erstenmal als Lyrikerin von innigem Klang und zarter Kraft kündet:

„Wann ein Bauernroß mit grobem Schlitten,
Schweißbedeckt und stumm zu Berge strampft,
Wann sich bei den abgehackten Schritten
Zäh und schwellend jede Ader krampft,
Wann die junge Magd mit einem kecken
Lustgelächter auf die Fuhre springt,
Und das Knechtlein seinen Geißelstecken
Fluchend schwingt:
Dann, o Heiliger, der jede Wunde
Gottes und der Kreatur empfand,
Komm herab und trage eine Stunde
Wieder Bettelsack und Mönchsgewand,
Und gesell dich zu dem armen Tiere,
Das sich mühet über Eis und Kot,
Gib ihm, daß es nicht die Kraft verliere,
Brüderlich ein Rindlein weiches Brot.
Sag ihm, auch der Herrgott hat gelitten!
Halte du die Zügel gnadensanft,
Wann das Bauernroß mit zähen Schritten,
Schweißbedeckt und stumm zu Berge strampft."

Zwei Gesangszyklen, keine Anthologien zwar, aber als religiöse Gedichtbücher in die Zeit bedeutungsvoll, mögen diese große Gedichteschau beschließen: es ist zunächst der Lobgesang eines modernen Dichters an die Muttergottes, ‚Das Marienleben' von Victor Meyer-Eckhardt. In dem ersten Abschnitt des Buches, ‚Die Bereitung', ruft ‚Der Schreiber' die Hilfe der ‚Gebenedeiten' zu seinem Werk an. Es folgen: ‚Das Buch von der Flöte' (Marias Kindheit), ‚Das Buch des Gesanges' (Marias Berufung und Mutterschaft), ‚Das Buch der Sybille' (Marias beginnendes Leid), ‚Das Buch der Schmerzen', ‚Das Buch von der Königin' und ein ‚Epilogus' des Dichters. Mit erstaunlicher Inbrunst und Innigkeit hat sich der leidenschaftliche Sänger des ‚Dionysos' in das Leben der Gottesmutter versenkt und formt und fügt holde und zarte Worte zu kostbaren Geschmeiden um ihre hohe und hehre Gestalt. Wie einfach, schlicht und keusch deutet Maria, nachdem sie im Gesang ‚Die Hochzeit' unter dem nächtlichen Feuer Gottes Mutter geworden, in dem Zwiegespräch ‚Maria und Joseph' diesem das Wunder, das an ihr geschehen:

„Ein Vogel saß in den Zypressen,
Und schaukelte sein dunkles Lied,
Die beiden hatten wohl vergessen,
Daß der Levite lange schied.
Sie hielten ihre heißen Hände
Im Schleifenbunde nach dem Brauch,
Kühl durch den Vorhof strich der Hauch
Von ihres Feiertages Ende.

Sie wollte mit dem Blick bezwingen,
Den stillen jungen Sephorit,
Drum zog sie an den Wollenringen,
Und schüchtern tat er einen Schritt.
Er fühlte zitternd an ihr Kinn,
Die Augen hob er grau und taulich —
Da sprach sie sanft: „Ich bin schon fraulich:
Wenn du mich so willst, nimm mich hin."

Vom Vogeltone weh durchdrungen,
Vom ersten Stern bedrängt und voll,
Besann er sich auf Huldigungen:
„Ich bin dein Knecht, sag, was ich soll!"
Sie küßte ihm die Augen zu:
„Und muß mein Schoß sich dir verschließen,
So sollst du einst mein Kind genießen,
Das keiner küßt als ich und du."

Da knüpfte seine Hand die Schleife
Behutsam los und wägte sie,
Und wand sie ihr zum Gürtelreife,
Und sank verwandelt tief ins Knie:
„Ich trug dir einst den Krug mit Lust,
Nun will ich auch die Sehnsucht wagen —
Und darf ich erst dein Kindlein tragen,
Ruht all dein Blut an meiner Brust!"

Schade, daß trotz alledem des Dichters Weg nicht der unsere ist, wie die freie, untheologische Deutung des Judasschicksals erweist.

Ganz katholischem Denken und Fühlen entströmt ist dagegen die tiefe Jesuslyrik des Angelus Silesius, wie sie aus den ‚geistlichen Hirtenliedern der in Jesus verliebten Psyche', in ‚Heilige Seelenlust', sich offenbart. Sie übertrifft, wie der Herausgeber Reinhold Zickel betont, des Dichters ‚Cherubinischen Wandersmann' bei weitem an lyrischer Kraft, Schwung und Fülle der Gefühlswelt. Die Gottes Leidensweg nachfolgende, zu ihm im Sakrament sich gläubig bekennende und nach der ewigen Vereinigung mit ihm sich allzeit sehnende Seele ist das Thema der jauchzenden, glühenden Gesänge. Einer von ihnen, das Versprechen der Liebe bis in den Tod, ist, wie die folgende Strophe dartut, eines unserer schönsten Kirchenlieder geworden:

„Ich will dich lieben, o mein Leben,
Als meinen allerbesten Freund;
Ich will dich lieben und erheben,
So lange mich dein Glanz bescheint.
Ich will dich lieben, Gottes Lamm,
Als meinen Bräutigam."

„Millionen", so führt Zickel in seinem bedeutungsvollen Nachwort aus, „haben heute den Zugang zu den religiösen Kräften und Bildern verloren und reiten auf rationalen Formeln zum Tempel technischer Gewißheit. Und doch finden sie sich plötzlich in Zweifeln versackt, wenn die Irrationalität des Geschehens im privaten Bezirk wie in der Geschichte ihnen den tragischen Abgrund aufreißt, der sie samt ihrer technischen Vernunft zu verschlingen droht. Da sehen sie sich ratlos um und wissen nicht mehr den Boden, auf dem sie stehen. Nun rührt das Unaussprechliche, das ihnen bisher gleich dem Nichts galt, mit Geistergriffen an ihr Herz! Jetzt suchen sie nach Brot, das nicht zerfällt. — Angelus Silesius reicht ihnen solches Brot: sie mögen prüfen, ob es gut ist." Es ist so gut, daß hundert ‚moderne Jesusdichtungen' nicht einen Gesang dieser ‚Heiligen Seelenlust' aufwiegen. Hier ist Gewißheit, Kraft, Stärke, Sternenglanz im dunklen Chaos der Zeit. Darum lasse jeder das Buch bei sich einkehren, damit es werden kann, was es verdient zu sein: ein Volks- und Zeitbuch, ein Weggeleit auf unserer schweren Wanderschaft. Peter Bauer.

Anmerkung: Weltanthologie des zwanzigsten Jahrhunderts. Bd. 1: Europäische Lyrik der Gegenwart (1900—1925). In Nachdichtungen von Josef Kalmer. Wien, Verlagsanstalt Dr. Zahn und Dr. Diamant. — Ein Erntekranz aus hundert Jahren tschechischer Dichtung. Uebersetzt und herausgegeben von Rudolf Fuchs. München, Kurt Wolff. — Antlitz der Zeit, Sinfonie moderner Industriedichtung, herausgegeben von Wilhelm Haas. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. — Saat und Ernte. Die deutsche Lyrik unserer Tage. Herausgegeben von Albert Sergel. Berlin, Propyläen-Verlag. — Anthologie jüngster deutscher Lyrik. Herausgegeben von Klaus Mann und Willi R. Fehse, Hamburg, Ennoch Arden-Verlag. — Ost- und Westpreußisches Dichterbuch. Herausgegeben von Bruno Wilm. Königsberg, Verlag Gräfe und Unzer. — Der heilige Alltag. Deutsche bürgerliche Dichtung von 1770 bis 1870. Gesammelt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Berlin, Propyläen-Verlag. — Matthias Claudius: Gedichte. Herausgegeben von Wolfgang Stammler. Stuttgart, Verlag Strecker und Schröder. — Adalbert von Chamisso: Gedichte. Herausgegeben von Ilse Ruland. Ebenda. — Die Vergessenen. Hundert deutsche Gedichte aus dem 17.—18. Jahrhundert. Ausgewählt von Heinrich Fischer. Berlin, Verlag Paul Cassirer. — Deutsche Liebeslieder. Herausgegeben von Zeitler. Hellerau, Avalun-Verlag. — Verklingende Weisen. Lothringer Volkslieder. Herausgegeben von Louis Pinck. Heidelberg, Kommissionsverlag Carl Winter. — Volkslieder der Slawen.

Herausgegeben von Paul Eisner. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. — Balladen aus alter Zeit. Aus dem Altenglischen und Altschottischen übertragen von Hedwig Lüdeke. Berlin, Grothesche Buchhandlung. — Ungarische Balladen, ebenfalls von Hedwig Lüdeke übertragen. Berlin, Verlag Walter de Gruyter u. Co. — Deutsche Balladen. Eine Auswahl für Schule und Haus, gesammelt von K. Goldberg. Leipzig, Reclam-Verlag. — Brücke zum Ewigen. Die religiöse Dichtung der Gegenwart. Herausgegeben von Wilhelm Knevels. — Der deutsche Psalter. Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung. Herausgegeben von Will Vesper. Leipzig, H. Haessel-Verlag. — Die moderne Jesusdichtung von Karl Röttger. Eine Anthologie. Gotha, Verlag Leopold Klotz. — Das Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten Weihnachtsdichtungen aus alter und neuer Zeit von P. Mauel. Einsiedeln, Verlag Benziger u. Co. — Gottes Spielmann. Eine Sammlung der schönsten Franziskus-Gedichte, Balladen, Legenden, Erzählungen. Herausgegeben von Erwin Schiprowski O. F. M. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt. — Das Marienleben. Ein Zyklus. Von Victor Meyer-Eckhardt. Jena, Eugen Diederichs-Verlag. — Angelus Silesius. Heilige Seelenluft. Herausgegeben mit einem Nachwort von Reinhold Zickel. Frankfurt a. M., Iris-Verlag.

Hermann Sudermann

In diesem Jahre wird Hermann Sudermann 70 Jahre alt. Unvermerkt sind die Zeiten dahingegangen. Aeußerlich hat er sich gewandelt. Ihn schmückt nicht mehr der sagenhafte Sudermannbart. Auf dem Bilde sieht man einen frischen, rüstigen Greis, dem die Last der Jahre kaum anzumerken ist. Wenn er auch nicht mehr in dem Maße in den Mittelpunkt der kritischen Betrachtung gestellt ist wie einst in seiner Anfängerzeit, so braucht er doch noch nicht sein eigenes literarisches Begräbnis mitzumachen. Der Widerhall seines letzten Romanes ‚Der tolle Professor' ist ein Zeichen dafür, wie viele Verehrer er noch hat. Mit dem äußeren Erfolge kann er zufrieden sein. Die stattliche Anzahl von 44 Werken ist ein Beweis dafür, wie fest sein Arbeitswille ist und wie wenig er sich von allen Zwischenfällen einer schriftstellerischen Existenz entmutigen ließ. Die Kritik hat ihm bös zugesetzt. Kerr hat von ihm gesagt, an ihm wäre alles lächerlich. Der Kotzebue seiner Zeit wird er auch genannt. Und doch behaupten sich seine Stücke immer noch auf den Bühnen. In alle möglichen Sprachen sind sie übersetzt. Selbst in Japan werden sie aufgeführt. In über einer Million Exemplaren sind seine Prosawerke allein in Deutschland aufgelegt. Beide Tatsachen lassen sich eigentlich schwer miteinander vereinigen, denn irgendwie muß diese Beliebtheit doch auch qualitativ erklärbar sein.

Unleugbar besitzt Sudermann eine genaue Kenntnis der Wirkungsmöglichkeiten der Bühne. Er versteht sich darauf, Effekte herauszuarbeiten, um die Zuschauer mitzureißen und zu rühren. Die große Wirkung seiner Bühnenstücke und Romane beruht ohne Zweifel auf seiner sicheren Beherrschung der handwerklichen Grundlagen. Das ist nichts Geringes. Wir haben selber erlebt, wie schnell die schwächliche Reihe der ‚O Mensch'-Dramen erledigt war, weil die Verfasser glaubten, ohne Beachtung der bühnentechnischen Erfordernisse auskommen zu können. Heute läßt sich schon feststellen, daß die jungen Dramatiker ganz gut wissen, was zu einem gutgezimmerten Theaterstücke gehört. Sudermann könnte ihnen da manchen guten Wink geben.

Er selbst hat sich freilich immer dagegen gewehrt, nur als kalter Techniker und als kühler Berechner der möglichen Theatereffekte zu gelten. Das läßt sich verstehen. Sicher ist, daß er auch mit dem Herzen am Bau seiner Stücke beteiligt war. Zu seiner Ehrenrettung hat nun sein Verleger Cotta ein Werk erscheinen lassen, welches mit besonderer Eindringlichkeit für ihn werben und seine Vorzüge erklären soll. (Kurt Busse, Hermann Sudermann. Sein Werk und sein Wesen.

Stuttgart und Berlin 1927. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.) Es ist offensichtlich ein Freundeswerk. Ein Verehrer wird immer freundlicher urteilen; seine Worte klingen wärmer als die des unbeteiligten Kritikers. Er wird auch leichter geneigt sein, Unvollkommenheiten zu übersehen, dafür aber das Gelungene und Vollwertige mehr hervortreten zu lassen. Solche freundschaftlichen Bekenntnisse sind nicht ohne Wert. Sie rücken uns den verehrten Dichter zumeist menschlich näher, wirken intimer und zeigen Ansatzpunkte zu einer verstehenden Beurteilung. Es darf dabei aber nicht an der nötigen Kritik fehlen. Das Maß der kritischen Haltung dieses Buches ist aber recht gering. Es wird auch kaum der Versuch gemacht, die Urteile der Literaturkritik zu entkräften. Eine so allgemeine Bemerkung, wie etwa diese: „Man wollte nicht mehr gerecht sein, konnte es nicht mehr sein; zwischen dem feinnervigen Intellektuellen der großstädtischen Zivilisation und dem provinziellen Kraftburschen gab es keine Verständigung, vor allem nicht, wenn dieser Tölpel Erfolg hatte" kann doch kaum dazu dienen, die Einwände ernsthafter Männer zu entkräften. Dafür überrascht den Leser die große Zahl von Urteilen, wie etwa diese: „Sodoms Ende ... dies meisterliche Werk ..." „Mit der niemals irrenden Sicherheit des großen Könners ...", „Der 1924 entstandene ‚Hasenfellhändler' ist eine grandiose Gestaltung ...", „... wenn Sudermann nicht mit genialem Griff" u. s. f., die dem unbefangenen Beobachter doch reichlich übertrieben dünken. Auch ein Freund und Verehrer darf niemals die Grenzen überschreiten, die nun einmal durch die Wirklichkeit gegeben sind; denn selbst die freundlichste Einstellung zu Sudermann kann diese übertriebenen Urteile nicht rechtfertigen. Dabei darf man aber nicht glauben, daß Busse sich die Arbeit recht leicht gemacht hat. Er hat einen umfangreichen Apparat aufgeboten, um seine Ansichten zu bekräftigen. Er ist wohl imstande, hier und da eine Ansicht zu korrigieren, doch grundlegend kann auch er das Urteil über Sudermann nicht umstoßen. Ich muß es mir leider versagen, an dieser Stelle die einzelnen Dramen zu besprechen, um meine gegenteilige Ansicht zu zeigen und den Grund für meine Ablehnung unter Beweis zu stellen. Dazu fehlt es an Raum. Es genügt wohl der Hinweis auf die am meisten umstrittenen Stücke und die bekanntesten Romane.

Busse hatte recht, als er Sudermanns Wesen aus seiner ostdeutschen Herkunft zu erklären suchte. In seiner Natur als Kolonialdeutscher liegt der Schlüssel zu seinem Verständnisse. Der deutsche Eroberer war gewohnt, die dumpfe Masse der slavischen Bevölkerung zu lenken, für sie zu denken und sie zu leiten. Diese Stellung gab seinem Geiste große Klarheit und Bestimmtheit und einen Blick für die Erfordernisse des Lebens; denn ohne diese Eigenschaften, ohne nüchterne Betrachtung der Realitäten hätte er sich kaum behaupten können. Auch Sudermann hat diesen Blick für die Wirklichkeit, den Wirklichkeitssinn, der den Erfordernissen des Tages gerecht wird. Mitbestimmend für seine Art war auch seine ganze Entwicklung. Als er sich von seiner ostpreußischen Heimat trennte, um nach vergeblichen Versuchen endlich festen Fuß in Berlin zu fassen, wurde er zunächst Redakteur einer liberalen Zeitung. Seine ersten Arbeiten, die er im Reichsblatte veröffentlichte, waren kaum bessere Gartenlaube. Dann folgten in kurzem Abstande ‚Frau Sorge' und der ‚Katzensteg'. Inzwischen war er auch mit den Kreisen bekannt geworden, welche die Literaturbewegung der 90er Jahre ins Leben riefen. Er hatte die Ausländer kennengelernt, Ibsen und Zola, die damals einen so großen Einfluß ausübten. Sie haben auch ihn stark beeinflußt. Er hatte Berlin, die aufsteigende Weltstadt, ihre Vertreter, das innerlich angefaulte, geldgierige und auf den äußeren Schein sehende Bürgertum, richtig erkannt. Diesen Sumpf versuchte er darzustellen, indem er die üblen Verhältnisse bloßstellte. Doch nie steigerte

er seine Worte zur vernichtenden Anklage. Lieber ging er den Weg des Kompromisses. Der klaren Entscheidung wich er regelmäßig aus. Eine unzweideutige Antwort auf die Anklagen hat er nicht gefunden.

Die ‚Ehre' brachte ihm seinen Weltruhm. In diesem Drama wollte er den Gegensatz von Vorderhaus und Hinterhaus zum Austrag bringen. Wir sehen heute die soziale Frage in einem anderen Lichte. Das ist zunächst kein Vorwurf für den Verfasser, denn er konnte damals nicht anders sehen. Aber auch im Rahmen seiner Zeitgebundenheit hat er die Aufgabe nicht bewältigt. Der kühle Räsoneur, der Graf Trast, irrt in mancher Beziehung. Falsch ist seine Annahme, daß die Ehre nur ein relativer Begriff sei, ein Luxus für den, der ihrer nicht bedarf. Es ist wohl nutzlos, hierüber zu streiten. Es könnte nun freilich eingewendet werden, daß er die Welt zeigen wollte, wie sie in Wirklichkeit aussah. Es war ja ein naturalistisches Stück Theater. Aber selbst die Probleme, die er anschneidet, hat er nicht gelöst. Busse sagt freilich: „In dreifacher Hinsicht bedeutet ‚Die Ehre' eine Kühnheit: einmal in der These, zweitens in der Auswahl der dargestellten Personen, drittens in der Art, wie sie dargestellt wurden." Nun ist die Kühnheit nicht so groß, wenn man bedenkt, daß damals alle jungen Dichter mit diesen Stoffen rangen, daß das Publikum nicht ganz unvorbereitet war und daß es im allgemeinen diese Kontrastierung gerne sieht. Auch das Wiener Volkstheater hatte den Gegensatz, wenn auch in anderer Weise, dargestellt. Und die Personen selbst, wo ist da das Umstürzlerische? Der junge Heinecke wettert ja auf die ausbeuterische Gesellschaft. Man wartet da auf das entscheidende Wort, auf den Aufeinanderprall der Gegensätze, den klaren Entscheid. Aber kaum hat er seine Rede vom Stapel gelassen, da wird er der Schwiegersohn des Kommerzienrates. Vergebens wartet der Zuschauer auf eine Lösung des Problemes der Entfremdung von Eltern und Kind. Alles das ist nur obenhin gestreift. Die Personen waren freilich neu gewandet. Sie reden eine Sprache, wie sie im Leben gesprochen wird. Aber in ihrem Wesen sind sie alte Bekannte und da erinnern sie mehr an Dumas und Sue als an Ibsen. Diese angenehme Mischung von Bekanntem und Neuem, das Anbringen von Dingen, die gerade alle ernsthaften Leute beschäftigten, dazu seine genaue Kenntnis der Verhältnisse und sein unleugbares Geschick, die Situationen zu meistern, das alles erklärt zur Genüge seinen Erfolg.

Anklage war die Tendenz seines anderen Stückes ‚Sodoms Ende'. Jene einflußreichen Kreise von Berlin W wollte er moralisch richten, das verderbte Bürgertum, das unter dem Vorgeben, der Kunst und dem Ideale zu dienen, nur seine eigenen Lüste befriedigen möchte. „Auch ‚Sodoms Ende' ließe sich als Thesenstück bezeichnen. Statt ‚Ehre' würde es die Ueberschrift tragen müssen: ‚Moral'," urteilt Busse darüber. Nun ist es an und für sich schon mißlich, wenn ein Mann, der keine unabänderlichen Moralbegriffe kennt, darüber sprechen will. Aber selbst dann, wenn man seinen Standpunkt anerkennt, stimmt das, was Busse weiter sagt?: „Hier haben wir die große Auseinandersetzung des jungen ostpreußischen Dichters, des Arbeiters und Gestalters mit der zersetzenden, fahrigen, literarisierten Scheinkultur der Berliner Gesellschaft, in die ihn sein Schicksal verschlug." Doch nur bedingt. Es kann zugegeben werden, daß er die Gesellschaft, ihre Vertreter, sehr richtig erkannt hat und sie in den einzelnen Typen fein wiedergezeichnet hat. Diese Adah, das lüsterne Weibchen, mag ihm manchmal begegnet sein. Doch was soll ihr Gegenspieler? Ist dieser schwächliche Janikow denn überhaupt ein Künstler? Es hat wenig zu bedeuten, daß er einmal in einem begnadeten Augenblicke ein gutes Bild gemalt hat. Man glaubt ihm die Kraftmeierei nicht, die er da im Stile Nietzsches äußert. Es fehlt ihm das Wichtigste, was den echten Künstler ausmacht,

die Selbstzucht. Es kann mithin an ihm auch nichts bewiesen werden. Er ist ja nicht besser als die Gesellschaft, die er verdammt. Er ficht gegen seinen eigenen Schatten. Wenn Sudermann nicht durch wirksame Effekte den äußeren Erfolg herbeigeführt hätte, wäre es kaum beachtet worden. Innerlich befriedigt es wenig. Dem tiefer blickenden Zuschauer erscheint das alles so konstruiert und gemacht, daß er darüber den Geschmack an den wirkungsvollen Aktschlüssen verliert.

Die Zwiespältigkeit der Hauptperson verdirbt auch das nächste Stück ‚Heimat'. Wieder zeigt Sudermann den richtigen Blick für die Wirksamkeit des Stoffes. Er wollte die Engherzigkeit der Kleinstädter geißeln. Das Publikum ist immer dankbar, wenn andere angeprangert werden. Eine Sängerin, die Tochter eines Offiziers, kehrt nach langer Abwesenheit in die Heimat zurück. Das muß nicht immer zum Konflikte führen. Aber wenn die Magda sich so aufführt, wenn sie dermaßen primadonnenhaft auftritt und wenn der Vater wirklich so verbohrt ist, dann kann der Streit nicht ausbleiben. Diese Voraussetzungen erscheinen kaum glaubhaft. Der Zuschauer kann sich nicht vorstellen, daß diese Frau plötzlich so ernste Ansichten äußern kann. Er hat vielmehr den Eindruck, als ob sie aus der Not eine Tugend macht und plötzlich ihre eigene Bequemlichkeit und ihr sittliches Verhalten zur Norm erhebt, weil sie sich anders nicht zu retten weiß. Und was haben diese ausgefallenen Sachen mit der Heimat zu tun? Es ließ sich daraus ein gutes Theaterstück zimmern. Doch ist das keine genügende Entschuldigung.

So ist es aber in fast allen Stücken Sudermanns. Er hat eine gute Witterung für das, was die Menschen gerade interessiert. Er ist äußerst geschickt in der Wahl seiner Stoffe. Immer ist ‚etwas darin, was die Leute angeht und sie in den Kämpfen des Tages erregt und aufrüttelt. Das Milieu ist mit großer Kunst dargestellt. Auch in den geschichtlichen Dramen weiß er die rechte Atmosphäre herzustellen. Die handelnden Personen, mögen sie manchmal auch leicht karikiert sein, sind aus dem Leben gegriffen und in Gebärde und Tonfall gut wiedergegeben. Sobald sie aber gegeneinander gestellt werden, in dem Augenblicke, wo sie als Träger einer Idee auftreten, verzerrt das Vorbedachtsein, die Konstruktion des Ganzen, ihr Bild. Dann wirken sie nur noch wie Schemen. Die Hauptpersonen — mag Bulle auch entschuldigen: „Gut ist ja auch im Leben nie einfach gut, und böse nie einfach bös. Der Große hat nie einfach recht und die Kleinen nie unrecht, sondern das eine ist, aber immer zugleich auch das andere" — die Hauptpersonen haben ihre grundsätzlichen Mängel. Sie haben Schwächen, denen man leicht anmerkt, daß sie nicht da sind, um etwas zu zeigen, sondern weil damit größere Wirkungen erzielt werden. Immer stört irgend ein Mißverhältnis den Aufbau des Ganzen. Im ‚Glück im Winkel' ist da eine sonderbare Frau. Sie flieht vor der Leidenschaft des Barons in die Arme des Rektors. Als der Baron zurückkehrt, wirft sie sich ihm wieder an den Hals. Und dann kehrt sie wieder zum Glück im Winkel zurück. Als ob nichts vorgefallen wäre. Als ob die Verhältnisse die gleichen blieben. Oder ein Stück politischer Satire ‚Der Sturmgeselle Sokrates'. Die alten 48er sind am Ende ebenso unsympathisch wie die anderen. Es sind so lächerliche Gesellen, daß man sie nicht ernst nehmen kann. Ueber ‚Die Strandkinder' urteilt Bulle: „Ein Stück, das mit der Naturhaftigkeit seiner Gestalten, der Urtümlichkeit seiner Motive, dem Märchenklang seiner Fabel, der Klarheit seines inneren Aufbaues alle Elemente einer Ballade in sich vereinigt." Dabei ist das Ganze ein so fatales Stück, das nicht einmal gekonnt ist. Darum wurde es auch bald abgelehnt. Und das war der Grund dafür, daß es beim Publikum keinen Anklang fand. Nicht der, den Bulle anführt: „Wenn es heute gegenüber dem früheren Werk Sudermanns im Bewußtsein und Gedächtnis des deutschen Publi-

kums zurücksteht, so liegt die Schuld an der literarkritischen Verfehmung des Dichters, die um die Mitte der neunziger Jahre einsetzend, auch die ‚Strandkinder' traf." Die Entschuldigung ist doch zu billig. Es war weiter nichts geschehen, als daß sein Bühnengeschick einmal versagt hatte. Da zeigte sich eben, was übrig blieb. Nicht viel.

Sein erzählerisches Werk ist mit demselben Maße zu messen. Unleugbar steckt ein großes Können in den Büchern. Busse ist geneigt, ihn über den alten Fontane zu stellen. Das ist wohl etwas übertrieben in der Plazierung. Busses Wertungsreihen sind überhaupt manchmal sonderbar. Da stellt er Hofmannsthal, Dehmel, Th. und H. Mann, Hardt, Hesse, Bartsch, Wassermann, Stefan George, Werfel, Kaiser, Göring, Becher nebeneinander. Wie kommt denn Bartsch in diese Reihe? Und von den anderen sind doch genug, die von der ernsthaften Kritik bald abgelehnt wurden. Recht hat er, wenn er sagt, sein Werk stehe „Seite an Seite dem Freytags und Spielhagens, von denen beiden es aber der stärkere Wille zur Wirkung, der sichere Geschmack in dem, was not tut, unterscheidet". Man kann Freytag aber unmöglich zu den erstrangigen deutschen Dichtern zählen, damit stuft er ihn ganz richtig ein. Wer nicht glaubt, wie verstaubt und blaß Freytag uns heute anmutet, der lese seine ‚Ahnen' wieder einmal durch. Dann wird er sich ausmalen können, wie Sudermann in 30 Jahren wirken wird. Sudermann kommt von Spielhagen. Wie dieser ist er Gesellschaftsschilderer von eindringlicher Kraft und Gestaltungsgabe. Seine ostelbischen Junker, seine Bauern und die anderen Menschen leben wirklich. Aber beide gehen, um aktuell zu bleiben, allzu eifrig den Tagesereignissen nach. Dadurch verfehlen sie aber das Dauernde und das, was über die Zeit hinausweist.

In der ‚Frau Sorge' hatte er einen entscheidenden Schritt nach vorne getan. Da hatte der junge Ostpreuße ein Thema angeschlagen, welches noch nicht so oft behandelt war. Wohl hatte Gottfried Keller den Roman einer Jugend geschrieben. Auch von unverstandenen Frauen hatte man gehört. Sudermann schrieb nun die Geschichte des unverstandenen Kindes. Nach Anlage und Ausführung übertraf das Werk bei weitem ‚Die Ehre', welche ihm Weltruf einbrachte. Um so mehr mußte der darauffolgende Roman ‚Der Katzensteg' enttäuschen. Gewiß ist hier alles geschehen, um die Spannung zu erhöhen. Das Zeitkolorit war getroffen. Doch gerade durch sein Bemühen, die Effekte zu steigern, bekam das Buch einen Stich ins Sensationelle. Es war alles zu grobdrähtig, um Befriedigung zu vermitteln.

Auch die ‚Litauischen Geschichten' enthalten manches Gute in der Darstellung.

Bedeutender noch ist sein letzter Roman, der künstlerisch wohl sein bestes Werk darstellt, ‚Der tolle Professor'. Das Buch ist erstaunlich frisch und es weist keineswegs die Mängel auf, die einem Alterswerke leicht anhaften. Und doch kann man seiner, trotz der vorzüglichen Diktion, nicht froh werden. Es ist nicht das Thema allein: der geistige Verfall eines hochbegabten Menschen, der schließlich durch Selbstmord endet. Das könnte noch hingenommen werden. Der Professor Sieburth hatte ja in der Wirklichkeit einen Vorgänger, einen Professor in Königsberg, der in gleicher Weise endigte. Es wäre vielleicht auch nicht nötig gewesen, in so umständlicher Breite die Exzesse zu schildern, die er in seiner Niedergangszeit verübt. Die wirken abstoßend. Aber da er gleichzeitig das Schicksal des deutschen Liberalismus schildern wollte, so hätte er auch den Ausweg zeigen müssen. In der Negation allein zeigt sich noch nicht die Künstlerschaft. Dieser Sieburth ist ein typischer Einzelgänger und darum ist sein Schicksal für die Bewegung selbst bedeutungslos, es sei denn, daß er den Individualismus ad absurdum führen wollte. Gewiß, Bismarcks überragende Größe

hat den Liberalismus in seiner reinen Gestalt zerstört. Dadurch, daß er dem Bürgertum das, um was es leidenschaftlich gekämpft hatte, die deutsche Einheit und Freiheit — so wie er sie auffaßte — gegeben hatte, hatte er der Bewegung die Stoßkraft genommen. Diese Erkenntnisse hatte auch Sieburth. Aber — und das war wohl das Verhängnis des ganzen Bürgertumes — zur entscheidenden Gegenwehr besaß er nicht die Kraft. Damit wird seine ganze Existenz fragwürdig. Doch am verderblichsten ist seine Ansicht, daß es keine absoluten Werte gebe. Diese Skepsis begegnet uns schon in seiner ‚Ehre'. So berührt er sich wieder mit seinen Anfängen. Das ist ja die Tragik des Liberalismus überhaupt. Er wirkt zersetzend, weil ihm die feste ethische Grundlage fehlt. Das Bürgertum tötet sich mit seinen eigenen Waffen. Dadurch wird die Tragödie Sieburth zum Abbilde der Epoche und einer Geistesrichtung, die nicht zum Segen Deutschlands gewirkt hat. Und dadurch bekommt das Buch dokumentarischen Wert. Einen Fortschritt hat es freilich im Gesamtschaffen Sudermanns nicht gegeben. Er ist in diesem Werke der gleiche, der einst ‚Die Ehre' konzipierte. Er glaubt, durch sorgfältige Schilderung der Welt, durch eine photographisch-getreue Wiedergabe der Ereignisse die Natur wahrhaft wiederzugeben — einen anderen Zweck haben doch die zynischen Roheiten und Schilderungen der sexuellen Erlebnisse nicht. Doch damit ritzt er kaum die Oberfläche. Dieser Sieburth erstrebt, wie die anderen Figuren Sudermanns, nicht die wahrhaft sittliche Freiheit, sondern eine Lösung aus den erstarrten Standesbegriffen des Bürgertums — eine zeitliche Aufgabe. Das ist aber nicht die Aufgabe des Kunstwerkes. Vielmehr soll es hinausreichen über die engen Bezirke des Tages. Und damit ist auch die Begrenzung der Wirkung Sudermanns gegeben. Die Zeit wird über ihn hinwegschreiten, wie alle Modegötter der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Sudermanns Gesamtschaffen ist sicher von guten Absichten geleitet gewesen. Darum haben viele seiner Kritiker, die ihre Ablehnung in höhnende Worte kleideten, weit über das Ziel geschossen. Aber es haften ihm auch so bedeutende Mängel an, daß man ihn nicht mit einem Male zu einem der größten lebenden Dichter stempeln kann. Nichts anderes aber bezweckt das Buch Busses. Darum war es notwendig, diesem Urteile entgegenzutreten.

Georg Schäfer.

Eine Studienfahrt der Bibliothekarschule des Borromäus-Vereins

Die staatlich anerkannte Bibliothekarschule des Borromäus-Vereins in Bonn, bestehend seit 1921, bildet ihre Schüler und Schülerinnen in einem Lehrgang von 4 Semestern zum Dienst in der katholischen Volksbücherei oder zum mittleren Bibliotheksdienst aus.

Der Sinn dieser Schule ist erst dann erfüllt, wenn sie ihre Hörer und Hörerinnen nicht nur theoretisch und praktisch in die einzelnen Teilgebiete des Bibliotheksfaches einführt, sondern wenn sie gleichzeitig für die Erweiterung und Vertiefung des geistigen Gesichtsfeldes Sorge trägt, ein Heranwachsen zur reifen Persönlichkeit ermöglicht.

Ein ausgezeichnetes Mittel, dieses weitere Ziel zu erreichen, ist die Studienreise. Sie bewirkt, daß blasse Begriffe und Vorstellungen sich erhellen, daß beim Vergleich von Land und Leuten die Wesenseigenarten hüben und drüben sich plastisch herausschälen, sie läßt durch die Begegnung mit der Geschichte der Länder deren Kämpfe und Leiden und Erfolge verstehen, sie hebt nicht weniger die Sonderheiten der Kulturen in das Bewußtsein als die nimmermüde Mannigfaltigkeit in der Natur. Und als Ergebnis all dieser Eindrücke und Erkenntnisse wächst in dem Beschauer eine Verbundenheit mit den Geschicken der Menschen, wächst in ihm die Ehrfurcht vor dem, was des Menschen ist und ein Verantwortungsgefühl als zwar unendlich kleinem, aber doch nach dem Gedanken Gottes berufenen Einzelwesen.

Die Studienfahrt der Bibliothekarschule des Borromäus-Vereins ging unter Leitung von Herrn Direktor Braun von Bonn über München, Salzburg, Linz, Melk, Wien, Prag, Dresden, Leipzig. In einem Zeitraum von 14 Tagen wurden eine größere Anzahl von bedeutenden und interessanten Bibliotheken sowie wichtigen Ausstellungen besucht.

Die Staatsbibliothek in München, deren grandioser Treppenaufgang zum Besuche feierlich einlädt, ist aus den verschiedensten Beständen alter Stifte zusammengetragen. Ihre Buchzahl mehrt sich natürlich mit jedem Jahr, doch klagt man dort wie allenthalben über fehlende Geldmittel, um die Bibliothek in der notwendigen Weise nach den Raum- und Bestandsverhältnissen hin ausbauen zu können. — Bibliothekstechnisch gesprochen hat die Münchener Staatsbibliothek nach ihrem älteren System einen alphabetischen Verfasserkatalog, der sich aber als zu umständlich erwies, so daß man die jetzt einlaufenden Werke nach dem numerus currens einträgt. Daneben führt man den systematischen Bandkatalog, den Sach- oder Realkatalog, ferner für wissenschaftliche Teil- und Sondergebiete getrennte Kataloge, wie etwa den historisch-geographischen Katalog, der nach Städten geordnet ist. — Was die Münchener Staatsbibliothek so besonders anziehend macht, das ist ihr Reichtum an Handschriften und Inkunabeln. Die sonst nicht sichtbaren Schätze waren uns zugänglich, weil gerade zur Streitfrage über Fraktur oder Antiqua eine Ausstellung über die Entwicklung der Schrift veranstaltet worden war. — Allen Handschriften gemeinsam ist das liebevolle Versenken des Schreibers in die Korrektheit der Aufzeichnungen, sein natürlicher Schönheitssinn, was die Form der Buchstaben und die Anordnung auf dem Pergamentblatt anbetrifft. Da die meisten Handschriften in der Stille der klösterlichen Mauern mit dem selbstverständlichen und frohbewegten Kunstvermögen des mittelalterlichen Menschen angefertigt wurden, so sind sie für uns eine Fundgrube des köstlichsten Buchschmucks. Geradezu erstaunlich ist die Frische der Farben, die Anmut der Linienführung. Besonders auf die Initialen ist großer Wert gelegt. Entweder werden

sie selbst in Form und Ausmaß künstlerisch herausgehoben, oder aber durch Miniaturmalereien ergänzt. — Als eine der ältesten Handschriften der Münchener Sammlung sahen wir das Wessobrunner Gebet, etwa aus dem Jahre 800, ferner Muspilli, den Weltuntergang behandelnd, den Heliand und das Weißenburger Evangelienbuch, alle aus dem 9. Jahrhundert. Besonderer Erwähnung bedarf der Codex aureus, ein Evangeliarium aus dem 9. Jahrhundert, das wegen seiner wunderbaren Goldmalereien Weltruf erlangt hat. Weniger schön als eigenartig mutet ein Evangeliarium aus dem 8. Jahrhundert an, dessen Pergament mit Purpur gefärbt und mit silbernen und goldenen Buchstaben beschrieben wurde. Die purpurne Tönung ist sehr dunkel, die Buchstaben, zumal die silbernen, sind blaß. Eine Handschrift von Paulusbriefen stammt sogar aus dem 7. Jahrhundert, eine von Predigten des heiligen Augustinus aus dem 8. Jahrhundert. Aus dem 13. und 14. Jahrhundert sahen wir Handschriften mittelhochdeutscher Dichtung, so etwa drei des ‚Parsifal' von Wolfram von Eschenbach (13. Jahrhundert), eine Handschrift von ‚Tristan und Isolde' des Gotfried von Straßburg aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die ‚Nibelungenklage' (Handschrift D) und die Fortsetzung des Wolfram'schen ‚Willehalm', nämlich ‚Der starke Rennewart' des Ulrich von Türheim (14. Jahrhundert). Aus derselben Zeit datieren verschiedene Schwabenspiegel, ferner Dekretalen Gregors IX., ein italienisches Werk mit Gesetzen und dazu gehörigen Randglossen, endlich das mit reichen Miniaturen ausgemalte Missale des Nicolaus von Bononia. Als Inkunabel sei die 42zeilige Gutenbergbibel auf Pergament genannt. Ebenso interessant wie schön ist das Gebetbuch von Kaiser Maximilian I. (Augsburg 1514), das Albrecht Dürer mit Randzeichnungen ausgemalt hat. — Es ist bedauerlich, daß hier nicht viel mehr als eine Aufzählung all dieser hervorragenden Schätze gegeben werden kann; einmal mangeln die Worte, um Geschautes widerspiegeln zu können, zum anderen der Raum.

Vergleichen wir die Münchener Staatsbibliothek mit dem Landesarchiv von Oberösterreich in Linz a. D., das wir an zweiter Stelle nach einem kurzen Aufenthalt in der lieblichen Mozartstadt Salzburg besuchten, so wird sofort das Eine klar, daß das Landesarchiv in seinen Beständen einen örtlich geschlossenen, lokal stärker begrenzten und daher ganz typischen Charakter trägt. Es ist politisch, wirtschaftlich und kunsthistorisch sehr interessant. Seine Bestände gehen zurück bis auf das Jahr 1000 n. Chr. und rekrutieren sich in der Hauptsache aus den Schätzen aufgehobener Klöster. Das Archiv hat die Aufgabe, den Forschern Quellen zu erschließen; es ist keine öffentliche Bibliothek, aber als Handbücherei dennoch sehr wertvoll. Der Historiker findet in ihr z. B. Aufschlüsse über die langwierigen Kämpfe Oesterreichs mit den Türken in dem Zeitraum von 1529—1683, ferner über die Bauernkriege von 1525 und 1626, als das Volk sich gegen die geistlichen und weltlichen Grundherren empörte. Urbarien, d. h. Grundbücher, geben Kunde über den Besitz und die Abgaben des Adels, ein Libellum aus dem Jahre 1524 über das Salinenwesen in Oberösterreich. Salinen- und Eisenindustrie blühten vor einigen Jahrhunderten in diesem Lande; das Archiv bewahrt noch die alten als Musterschutz geführten Meisterzeichen, die bis zum Jahre 1595 zurückreichen und älter als die Solinger sind. Man fabrizierte in der Hauptsache Sicheln, die nach Rußland ausgeführt wurden. — Ab 1560 zählt Linz kaiserliche Handschreiben zu seinem Besitz, ferner Adelsmatrikeln, die sich auf Stiftungen beziehen und jeweils die Wappen der alten Adelsfamilien enthalten. Aus der Reformation stammen eine Reihe protestantischer Schriften, die z. Zt. der Gegenreformation konfisziert wurden. Aus dem 30jährigen Krieg sind Briefe von Wallenstein erhalten und ein

Kupferstich aus dem Jahre 1634, ‚Wallensteins Ermordung'. Adelskorrespondenz mit dem Kaiser und den Fürsten, alle Landtagsverhandlungen der Stände (Adel und Geistlichkeit) seit 1650, Briefe des Astronomen Kepler schließen noch nicht den Kreis des landeskundlich Interessanten. Besonders beachtenswert ist eine Papsturkunde aus dem Jahre 1080, eine lateinische Bulle auf Pergament; ferner eine Königsurkunde mit großem Wachssiegel von 1142. Wir fanden auf der Studienfahrt keine Bibliothek mit so starker, durch Landesgeschichte und — Wirtschaft gekennzeichneter Eigenart.

Nahe bei Linz liegt das berühmte Stift der Augustinerchorherren St. Florian. Seit vielen hundert Jahren ist hier eine geistliche Niederlassung, die manches wechselvolle Geschick erlebt hat. An den ältesten Bauteil aus der romanischen Stilepoche fügte sich ein gotischer Teil; aber das eigentlich repräsentative Gebäude wurde erst im 17. Jahrhundert errichtet und ausgebaut aus Freude über den Sieg Oesterreichs über die Türken. Landschaftlich liegt St. Florian nicht so begnadet wie andere Klöster, doch ist der Bau gewaltig. — Zu der Tradition des Stiftes gehört die besondere Pflege der Bibliothek. Sie umfaßt 100 000 Bände, von denen die meisten in einem wundervollen Prunkraum Barocker Kunst untergebracht sind. Die Tischler aus dem Dorf haben die hohen, reichverzierten Buchkästen gearbeitet, worin die Schweinslederbände mit Goldaufdruck stehen. Das Stift hat alte Handschriften seit 1050. Früher war ihm eine Schreibschule angegliedert, wo Theologen zum Schreiben herangebildet wurden, wo sie das „Illuminieren" lernten. Außer der Bibliothek liegt an einem 175 Meter langen Gang mancher prunkvolle Raum, z. B. die Kaiserzimmer, wo Pius VI. gewohnt hat, Schlafräume mit venezianischen Spiegeln, der Empfangssaal aus der Zeit Maria Theresias, das Gobelinzimmer mit ausgesuchten Webereien, das türkische Zimmer mit Szenen aus dem Türkenkriege. — Die gotische, später barockisierte Kirche macht einen reichen, repräsentativen Eindruck. Ein Augustinerchorherr spielt andächtig auf der Orgel. Wir wissen, es ist die Bruckner-Orgel, die der Meister, dessen Förderung sich St. Florian ganz besonders angelegen sein ließ, oft unter seinen Händen zu jubelnden Klängen erweckte. Nach weihevollen Minuten steigen wir mit dem Chorherrn hinab in die Krypta, wo die ältesten Reste des Klosterbaus aus dem 6. Jahrhundert zu sehen sind. Vorbei an dem Nischenbegräbnis der Chorherren, an der Gruft des Fürstengeschlechts derer von Starhemberg treten wir in die Wölbung mit dem Grabe Bruckners. Seiner Bedeutung bewußt, hatte der Meister diesen ausgesuchten Platz bestimmt, um in Gott zu ruhen. Hinter seinem Sarge türmen sich in einer Nische hunderte von Totenschädeln, die bei dem Bau aus einem alten Friedhof ausgegraben wurden. Hier denken wir des großen Toten.

Ungleich schöner als St. Florian liegt das Benediktinerkloster Melk. Erhaben auf einer Anhöhe macht der Riesenbau einen majestätischen Eindruck. Von dem Altan aus hat man den lohnendsten Blick in das Donautal, und aus der alten deutschen Heldendichtung regen sich die Schatten der Nibelungen, die in festlich-ernstem Zuge dem König Etzel entgegenreiten. — Melk, das Kloster der Benediktiner, gehört diesem Orden seit 1086. Vorher war es ein Stift der Augustinerchorherren. Auch dieses Kloster steht unmittelbar im Zeichen des Barock, d. h. es erhielt im 18. Jahrhundert seine eigentliche Prägung. Nirgendwo wird einem der Geist des Barock als der eigentlich katholischen Kunst so klar wie in Süddeutschland und Oesterreich. — Der Katholizismus der Länder deutscher Zunge hatte im 18. Jahrhundert einen unerhörten Aufschwung genommen. Freudige Bejahung des Lebens, jubelndes Bekennen der Harmonie des Menschen in Gott, das sind die

Grundpfeiler, auf denen die Kunst des Barock ruht. Die Bewegtheit des südlichen Menschen kommt hinzu und zeugt in schier unerschöpflicher Erfinderfreude schwingende Gestaltung, leicht bewegte Linienführung. — Auch Melk hat seine Beispiele barocker Kunst, so etwa den Marmorsaal aus dem Jahre 1726 mit Deckengemälden von Paul Troger: „Kampf zwischen Licht und Finsternis". Früher war dieser Saal Sommerrefektorium, jetzt dient er zu Festlichkeiten. Wundervoll ist die Melker Bibliothek von ca. 80 000 Bänden und etwa 1850 Handschriften, dazu eine beträchtliche Sammlung von Inkunabeln. Der Bibliotheksraum selbst ist ein Kabinettstück der Barockkunst, aufgebaut wie auch in St. Florian mit einer Holzgalerie. Im Jahre 1750 wurden alle Bände der Bibliothek einheitlich in Schweinsleder mit goldgepreßtem Rücken gebunden. Deckengemälde von dem bereits oben erwähnten Paul Troger verherrlichen die Wissenschaften und stellen Charakteristica aus dem menschlichen Gesellschaftsleben dar. Die Bücherbestände des Stiftes sind aus den Gebieten der Theologie, der Rechts- und Naturwissenschaften, der Kirchen- und Weltgeschichte zusammengesetzt. Wie auch in München und St. Florian finden sich in Melk alte Erd- und Himmelsgloben mit z. T. noch ganz naiven Aufzeichnungen aus dem 17. Jahrhundert. Von den vielen bemerkenswerten Handschriften seien nur folgende genannt: die Melker Jahrbücher von 1123—1564, eine Virgilhandschrift aus dem 10. Jahrhundert, ein Psalterium aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, ein Gebetbuch Albrechts II. aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts. Interessante Inkunabeln sind die ersten Drucke von Schülern Gutenbergs: die Bekenntnisse des heiligen Augustinus aus dem Jahre 1462; ein Melker Meßbuch (1483), ausgemalt von Georg Stuchs; die St. Rochus-Legende mit älteren Wiener Holzschnitten aus 1482; ein liber decretalium Bonifatius' VIII. mit Glossen, in Mainz 1465 auf Pergament gedruckt; endlich der Teuerdank aus Nürnberg 1517. — Die Melker Bibliothek ist nach Materien geordnet, innerhalb der Materien nach Größe und Eingang. Als technisches Hilfsmittel dient ein Zettelkatalog. Interessant ist ein getrennter Saal mit den ältesten Buchbeständen. Die Nation, woher ein Werk kam, ist allein schon nach der Art der Bindearbeit erkenntlich, auch nach der Art des Pergaments. Der Italiener heftet schräg, sein Pergament fühlt sich auf einer Seite wie Sammet an. Der Deutsche hat gerade Heftung, sein Pergament ist beiderseitig glatt. Jungfernpergament von ungeborenen Lämmern wird mit Vorliebe für feine Gebetbücher und Malereien verwandt. Eine Eigenart alter deutscher Bucheinbände ist auch der Lederfortsatz am unteren Teil des Buchrückens, zur Erleichterung des Herausziehens der Bände bestimmt. Das sogenannte Bandornament auf alten Buchdeckeln besagt jeweils, daß das Buch deutschen Ursprungs ist, während die Italiener am Rande eine engverschlungene Goldpressung bevorzugen. Die Prägung im Goldschnitt der Bücher ist typisch italienisch und wird bis 1500 angewandt. — Die Kirche von Melk, in reichstem Barock, hat eine herrliche Kuppel und ist 1726 von Rottmayer ausgemalt worden. Ihre Altäre entsprechen einander auf den gegenüberliegenden Seiten. Bemerkenswert ist der Altar des heiligen Coloman, der in Melk gemartert worden ist. Der Tabernakel des Hochaltars, der den beiden Apostelfürsten geweiht ist, ist verschlossen durch eine Tür in massivem Silber, auf der das Abendmahl in Hochrelief ausgearbeitet ist. Erwähnt seien noch die wunderbaren Holzschnitzereien an der Kanzel. Neben der Kirche liegt die sogenannte Sommersakristei, die vor langer Zeit nach dem Brand der Kirche als Notkapelle gedient hat, jetzt aber nicht mehr im Gebrauch ist; auch hier schönste Malereien und Holzschnitzarbeiten an den Schränken. Die Begräbnisstätte der Mönche in der Unterkirche ist für jeden ein Schacht

in der Mauer, in den der Sarg hineingeschoben und dann mit einer kleinen Marmorplatte, die den Namen trägt, verschlossen wird. In der Begräbnisgruft hat man alte Fundsteine aus dem 1. und 2. Jahrhundert entdeckt. Ein großer Schatz von Melk sind auch noch die prachtvollen Paramente. Das älteste Meßgewand stammt aus dem Jahre 1325. Es hat noch die ursprüngliche, vollständig geschlossene Glockenform, die nur die Arme frei läßt. Maria Theresia hat ein schwarzes Meßgewand gestickt, alle Gewänder aus dem 18. Jahrhundert sind mit reichen Goldstickereien geziert. Eigenartig berührt eine Kasel aus dem 15. Jahrhundert in gepreßtem Leder. Es ist unmöglich, von der Fülle und Schönheit der Melker Paramente und Bischofsinsignien der Aebte eine Bild zu geben. Das Stift ist jedenfalls Hüter über einen großen Schatz katholischen Kulturgutes.

Die Staatsbibliothek in Wien ist in einem Teil der Hofburg untergebracht. Fischer von Erlach der Aeltere hat die Pläne zu dem eigentlichen Bibliotheksaal in reichem, goldverbrämtem Barock ausgearbeitet. Freskomalereien von Daniel Grahn stellen die Siege Karls VI. dar. Der feierlich anmutende und von unserem Führer mit tiefer Ehrfurcht betretene Saal wurde 1726 fertiggestellt. Die Bibliothek selbst geht zurück auf den Anfang des 16. Jahrhunderts, war früher schon die Bücherei der Fürsten und wurde später zur Bibliothek der deutschen Kaiser. Seit 1624 wurden die Bücher der Frankfurter Messe als Pflichtexemplare an sie geliefert. Die Wiener Staatsbibliothek umfaßt insgesamt über 1 000 000 Bücher, wovon 200 000 Bände allein im großen Barocksaal untergebracht sind, und zwar inhaltlich hauptsächlich dynastische Geschichtswerke, natürlich nicht nur speziell österreichische, sondern durch die territoriale Verbindung mit anderen Ländern auch fremde, so etwa spanische. Ein Teil der Bibliothek stammt von den Fuggern aus dem 17. Jahrhundert. Sie wurde auf großen Kähnen die Donau herunter gebracht und war ein Geschenk an das Kaiserhaus. Die Bibliothek von Prinz Eugen, dem großen Bücherfreund, ist erkenntlich durch den Einband in rotem Maroquinleder mit Goldstempel und -rückenverzierung. In der Kaiserzeit wurde der wundervolle Barocksaal zu Empfängen der kaiserlichen Familie benutzt. Der übrige Teil der Staatsbibliothek ist räumlich so beschränkt untergebracht, daß man jetzt nach dem Umsturz daran denkt, einen Teil des ehemaligen Burgtrakts hinzuzunehmen. Die zweite große Bibliothek in Wien mit ebensoviel Bänden ist die Universitätsbibliothek, die mit der Staatsbibliothek im Austauschverkehr steht. Die bei der letzteren einlaufenden Bücher (Ansichtssendungen, Pflicht-, Geschenk-, Tausch- und Rezensionsexemplare) werden bei der Einlaufstelle eingetragen, während alle Zeitungen und Zeitschriften direkt weitergegeben werden. Die z. B. von den Buchhändlern zur Ansicht vorgelegten Bücher kommen je nach Materie an bestimmte Referenten, die sich in der monatlichen Ankaufssitzung über Annahme oder Ablehnung der Bücher besprechen. Wegen der Finanznot, über die man auch hier klagt, muß auf den Ankauf manches erwünschten Buches verzichtet werden. An Freiexemplaren erhält die Staatsbibliothek durch das Preßgesetz von allen Neuerscheinungen (im Jahre etwa 7000) je zwei Stück, von allen Zeitungen und Zeitschriften je vier Exemplare. Bei der Signierung der Bücher hilft man sich mit Farben für je 10 000 Nummern. Was innerhalb eines Monats einläuft, erhält die laufende Zahl und wird dann alphabetisch und nach dem Referat geordnet. Standortsregister, Autoren- und Schlagwortkatalog dienen als Hilfsmittel. Die Staatsbibliothek in Wien kann von jedermann benutzt werden und zwar nicht nur ihr Buchbestand, sondern auch das gesamte Zeitschriftenmaterial, das nach Fächern und innerhalb der Fächer alphabetisch geordnet ist und dessen Zugänge täglich in die Kartothek eingetragen werden. — An Handschriften besitzt

die Staatsbibliothek im ganzen zirka 50 000, davon allein 4000 orientalische. Lateinische Papyri aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. sind das älteste Gut der Wiener Handschriftensammlung, deren Schätze einschließlich der Inkunabeln bis zum Jahr 1500 heraufreichen. Da die Benutzung der Handschriften außerordentlich schwierig ist, hat man sie in Schaukästen aufgestellt. Ein photographisches Atelier ist dem Ausstellungsraum angeschlossen, um Aufnahmen erwünschter Stücke zu ermöglichen. Die großen und reichen Bestände Wiens sind nach Paris die bedeutendsten der ganzen Welt. Aus dem Jahre 480 stammt die berühmte Wiener Genesis, eine griechische Handschrift mit herrlichen Miniaturen, ein Stück aus dem Alten Testament von der Sintflut bis zum Tode Jakobs. Lateinische Handschriften, so etwa aus Werken des Rufinus, Livius' 5. Dekade reichen ins 6. Jahrhundert. Eine Reihe Handschriften sind aus der Karolinger Zeit erhalten, eine Evangelienharmonie Otfrieds von Weissenburg (870), eine gotische Bilderbibel, ferner eine Handschrift des Willehalm von Wolfram von Eschenbach aus Straßburg, 14. Jahrhundert. Wichtig auch ist die einzige Handschrift der Gudrunsage im Ambraser Heldenbuch, interessant eine alte Landkarte auf Pergament, eine Art Baedecker des 12. Jahrhunderts mit Aufzeichnungen aller Stationen von Wien nach Italien. Diese Karte, genannt die Tabula Peutingeriana, diente praktischen Zwecken. Von dem Eroberer Mexikos, Cortez, sind noch die Berichte an Kaiser Max, den Gemahl der Charlotte, erhalten, ebenso eine Reihe von Briefen des Prinzen Eugen. Hochbedeutsam ist vor allem die sogenannte Wenzelbibel in sechs Bänden, eine Handschrift aus dem Jahre 1410. Für unsere heutigen Begriffe sind die Initialen und Ornamente, die diese Bibel schmücken, leichtfertiger Art. Mit der damaligen Sitte stehen sie jedoch in keinerlei Widerspruch. Die Wenzelbibel ist in ihrer künstlerischen Ausmalung das schönste Denkmal der Prager Malschule.

Nicht weit von Wien liegt das herrliche, wie St. Florian den Augustinerchorherren gehörende Stift Klosterneuburg. Seine Geschichte führt zurück bis zum Jahre 1107, dem Jahre der Grundsteinlegung für die Kirche. Klosterneuburg, seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts natürlich auch barockisiert, zeigt aber noch stärkere Spuren der ursprünglichen Stilart als die anderen Stifte. Die Kirche, deren Gründung durch den heiligen Leopold vom Volke mit Sagen umwoben wurde, war ursprünglich in romanischer Bauweise eintürmig aufgeführt worden. Heute ist sie ein Juwel barocker Kunst, aber der alte schöne Kreuzgang ist noch vollkommen erhalten, ebenso wie ein Riesenleuchter aus Bronze in romanischem Stil aus dem 11. Jahrhundert und als ältester Teil des Stiftes die Leopoldskapelle aus dem 12. Jahrhundert. Das Kloster selbst wurde 1135 vom hl. Leopold gestiftet. Aus dem gleichen Jahre datiert die Schenkung der sogenannten Passauer Bibel an das Kloster, die den Grundstock zur Bibliothek bildete. Diese umfaßt im ganzen 250 000 gedruckte Bücher und 1250 Handschriften. Der Hauptraum für die Bibliothek ist ein wundervoller Rundbau, an den sich 16 Nebenräume anschließen. Die Raumausnutzung in dem Bibliotheksrundbau ist einzigartig dadurch, daß die Bücherregale nicht nur an den Wänden, sondern auch nach der Mitte zu fächerartig angeordnet sind. Auch hier wieder kostbare Ausstattung der Bibliothek im Geschmack des 18. Jahrhunderts, und auch hier wieder eine Reihe wertvoller Handschriften und Inkunabeln vom 11. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Wie die anderen Klöster, so hat auch Klosterneuburg eine Reihe großartig ausgestatteter Kaiserzimmer aufzuweisen, die im Jahre 1730 für Kaiser Karl VI. eingerichtet wurden. Das kostbarste Gut des Stifts Klosterneuburg ist aber der Verduner Altar in der alten Leopoldskapelle. Ein Franzose, Nikolaus

von Verdun, hat ihn im Jahre 1189 begonnen. Er besteht aus einer Reihe mit Gold überzogener Kupferplatten, auf die mit Emaille Szenen aus dem Alten und Neuen Testament gearbeitet sind. Nikolaus von Verdun hat mit diesem Altar ein kunsthandwerkliches Meisterstück geschaffen. In der oberen Kirche sind, wie auch in den anderen Stiften, die ausgezeichneten Holzschnitzarbeiten an den Chorstühlen und der Kanzel aus dem 16. Jahrhundert zu erwähnen. Die Chorstühle wurden von Stiftstischlern gearbeitet. Der Hochaltar besteht aus Salzburger Marmor. Ausgemalt ist die Kirche mit Freskomalereien von Rottmayer, die sich auf die Sage bei der Stiftung der Kirche durch den heiligen Leopold und seine Gemahlin beziehen.

Über Prag, die Stadt der hundert Türme, mit der typisch deutschen Wesensart in Bau und Anlage, aber mit tschechisch fremd betontem Gebahren der Menschen; über Prag, die Stadt des heiligen Nepomuk, zu dessen Grab im St. Veitsdom man über die alte Moldaubrücke, die Karlsbrücke, wandert; über Prag, dessen unendlich bewegte Geschichte einem die Namen eines Wallenstein, eines Tycho Brahe, der Heiligen Adalbert von Magdeburg und Wenzislaus, aber auch des Rabbi Loew und Golem entgegenwirft, wo die alte Königsburg, der Hradschin, sich breit über der Stadt ausladet; über diese einzigartige Stadt hinaus kommen wir in eine andere Welt, in die Welt der modernen, nüchternen Lebensbetrachtung. „Fortschritt, Errungenschaft der Technik", so nennen es die Menschen und blähen sich stolz.

In Dresden besuchen wir die Ausstellung „Das Papier". Vom Holz bis zum Fertigprodukt, mechanische und chemische Zerkleinerung des Rohproduktes, die edle Papierbereitung mit Lumpen, handgeschöpftes Büttenpapier mit Wasserzeichen, das Papier in der Reklame, kurz, wir sind im 20. Jahrhundert und erfassen, daß der ungeheure Schwall von Papier, der heute in einem Jahre allein verbraucht wird, nichts mehr mit dem edlen Stoff des Pergaments zu tun hat. Nationalgalerie und Grünes Gewölbe lassen uns noch einmal in der Welt des Schönen untertauchen. — Leipzig sodann gibt uns den gewaltigsten Ueberblick über das moderne Buchwesen im weitesten Sinne. Leipzig ist seit langem die Zentrale des Buchhandels, wie es auch die des Pelzhandels ist. Eine Unsumme von Organisationsarbeit wird hier geleistet und erheischt größte Hochachtung. Die z. Zt. tagende internationale Buchkunstausstellung gibt den Schlüssel zu den beträchtlichen Bestrebungen auf dem Gebiet der ästhetischen Ausgestaltung des Druckwerkes, sei es in bezug auf die Schönheit der Schrifttype, der Anordnung des Schriftsatzes auf dem Papier, des Einbandes oder gar des inneren oder äußeren Buchschmucks. Die Deutschen hatten weitaus am meisten ausgestellt und, wenn zwar auch nichts wesentlich Originelles, so doch immerhin Qualitätsarbeit zuwege gebracht. Frankreich verblüffte durch gelegentlich noch aus der Geschmacksrichtung der früheren Jahrzehnte stammende Arbeiten, dagegen die östlichen Länder durch teilweise von uns noch unerreichte Farbenwirkungen, wie z. B. bei den Kinderbüchern. — Leipzig ist auch die Stadt der großen Verlage und Buchvermittlungsfirmen. Ein Besuch bei Reclam ließ uns in einen technisch und in der Organisation wohlausgerüsteten Verlag Einblick nehmen, führte uns in den heute so unendlich fein ausgedachten Hergang vom unbedruckten Bogen Papier bis zum fertigen Buch ein. — In der großen Zwischenhandelsfirma Koehler und Volckmar, die aus den Leipziger Messen entstand, lernten wir den großen Vermittlungs- und zentralisierten Buchhandelsbetrieb der deutschen Sortimente und Verlage kennen. — Und als Abschluß unserer Studienfahrt besuchten wir die deutsche Bücherei des Börsenvereins, ein großzügig und nur nach praktischen Gesichtspunkten ange-

legtes Institut, das keine Reichs-, keine staatliche und keine städtische Anstalt ist, aber von allen drei Formationen Zuschüsse erhält. Sie erhält sämtliche Neuerscheinungen aus ganz Deutschland gratis übersandt und veröffentlicht als Gegenleistung eine Notiz darüber im Börsenblatt, im wöchentlichen Verzeichnis, im Halbjahrskatalog und im Fünfjahreskatalog. Die deutsche Bücherei ist also eine Bibliothek und ein bibliographisches Institut. Sie hat einen jährlichen Zuwachs von 50 000 Bänden und kann, wenn sie vollständig ausgebaut ist, 10 000 000 Bücher fassen. Nach der bibliothèque nationale in Paris ist sie die größte. Besonders gepflegt werden von ihr künstlerische Drucke der Gegenwart, für die sie eine besondere Abteilung eingerichtet hat. An Zeitschriften kommen jährlich 16 000, wovon im großen Lesesaal 3500 aufgelegt werden und zwar immer nur die letzte Nummer; frühere können aber aus dem Magazin nachbestellt werden. Die Handbibliothek des großen Lesesaals, der jedem zugänglich ist und von Gelehrten, Studenten, Künstlern und Arbeitern benutzt wird, umfaßt 15 000 Bände, teils hochwissenschaftlichen, teils volkstümlichen Inhaltes. Nachschlagwerke wie auch Konversationslexika fehlen selbstverständlich nicht. Technisch ist die Bibliothek nach dem Magazinsystem angeordnet, d. h. jedes Buch kann mit der ausgestreckten Hand erreicht werden. Die ungeheuren Bestände der Deutschen Bücherei müssen natürlich möglichst praktisch, nicht repräsentativ wie in den alten Stiftsbibliotheken, untergebracht sein. Die Signierung ist möglichst einfach, etwa so:

1925	Jahreszahl
‚B	Format
2974	lauf. Nummer.

Die systematische Ordnung findet sich in den Katalogen, im Magazin steht alles kunterbunt nach dem Eingang. — Der Deutschen Bücherei ist ein Buchmuseum für die Geschichte des Buches zu allen Zeiten, bei allen Völkern angegliedert. Da sehen wir Proben der Knotenschrift, die heute noch in Afrika angewandt wird, der Bilderschrift auf Felsen, heute noch in Spanien gebräuchlich und der Keilschrift, die bis auf das Jahr 3000 v. Chr. zurückgeht. Indische Bronzetafeln, Palmblattbücher und persische Handschriften auf Pergament, herauf bis zur 42zeiligen Gutenbergbibel aus dem Jahre 1455 bieten des Interessanten genug.

Aus der Fülle dessen, was wir auf der ersten Studienfahrt der Bibliothekarschule des Borromäusvereins gesehen und erlebt haben, bleibt neben einer Reihe wertvoller Kenntnisse und Einblicke das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Walten des Höchsten im Menschen, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme auf Grund jahrhundertealtem, verbindendem Geschehen. Wenn Kenntnisse und Empfindung uns zur Tiefe eigenen Wesens führen und zu dauerndem Nutzen für die Ausgestaltung der Persönlichkeit werden, so ist der tiefste Sinn der Studienfahrt erfüllt.

Hetta Wolff.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Schuster, Ignaz u. Holzammer, J.B.: Handbuch zur Biblischen Geschichte. Für den Unterricht in Kirche und Schule sowie zur Selbstbelehrung. Achte, neu bearbeitete Auflage. 2. (Schluß-)Band bearbeitet von Jakob Schäfer. Mit 55 Bildern im Texte und auf Tafeln sowie 2 Karten. 782 S. Freiburg i. B., Herder. Gebunden Mark 25.—.

Die Anlage des Bandes II ist gleich der des von uns (Bücherwelt 1925, November, S. 500/01) besprochenen Teiles I. Für die nicht leichte Aufgabe eines neutestamentlichen Kommentators war der durch seine bezüglichen Arbeiten (Die Parabeln des Herrn 3—4. 1922; große und kleine Ausgabe der Apokalypse nebst Uebersetzung und kurzer Erklärung 1926) bekannte Verfasser besonders berufen. Ueberall ist denn auch das historische und archäologische Material auf den neuesten Stand der Forschung gebracht; Einzelfragen wie die Evangelienkritik und Antikritik oder Harmonisierung der Evangelienberichte in der Leidensgeschichte Jesu oder die Missionsreisen des Apostels Paulus sind sorgfältig und erschöpfend, knapp und klar behandelt, die Entscheidungen der päpstlichen Bibelkommission jeweils beigegeben. Eine Uebersicht über die Lage der palästinensischen Christenheit in der Gegenwart und die Neuordnung von Syrien-Palästina durch die Protektorate Frankreichs und Englands muß als besonders wertvoll angemerkt werden. Zwei Anhänge unterrichten über Pilger und Pilgererzählungen, Forscher und Forschungen im Hl. Land sowie über Vereine und Gesellschaften, die religiöse oder wissenschaftliche Interessen daselbst verfolgen. Dieses wie das angeschlossene Kartenmaterial, das Vergangenheit und Gegenwart anschaulichst verknüpft, wird man mit gleichem Dank aufnehmen. Ein gediegenes und umfassend gearbeitetes, preiswertes Werk, das gesunden konservativen Sinn mit frischem Forschergeist vereint, ist damit zum Abschluß gelangt. Verfasser und Verlag verdienen unsern Dank. Möge das altbewährte Werk im neuen Gewande viele Leser und damit Unternehmen und Mühe würdige Anerkenntnis finden!

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Die betende Kirche. Ein liturgisches Volksbuch. Herausgegeben von der Abtei Maria Laach. Zweite Bearbeitung. Berlin 1927, Sankt Augustinus-Verlag. Gbd. M. 25,—.

Zwei Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches in einer Auflage von 20 000 Exemplaren liegt bereits die zweite Auflage vor. Das Werk ist einer weitgehenden Neubearbeitung unterzogen worden, bei der vor allem das Bestreben maßgebend war, ihm nach Inhalt und Form eine mehr volkstümliche Gestaltung zu geben. Viele gelehrte Ausführungen sind ausgeschieden worden, die für weitere Kreise weniger von Bedeutung und Interesse waren. Gleichzeitig hat der innere Aufbau eine gänzliche Umstellung erfahren, wodurch größere organische Einheit sowie mehr Uebersichtlichkeit und Klarheit gewonnen wurde. An Stelle der früheren, vielfach unzulänglichen und kleinen Abbildungen beim Text sind nunmehr die meist ganzseitigen, gut ausgewählten und auch künstlerisch ansprechenden Bilder im Anhang vereinigt. So sind gerade die Wünsche bzw. Bedenken der ersten Besprechung des Werkes in der Bücherwelt (vgl. Jahrg. 1925 Heft 3) in weitgehendem Maße berücksichtigt worden. In dieser Form stellt das Werk aus der Abtei Maria Laach einen bedeutenden Fortschritt dar auf dem Wege zu dem „Liturgischen Volksbuch", als das es gedacht ist. Es ist so sicher geeignet und berufen, nachhaltig mitzuhelfen bei der wichtigen Gegenwartsaufgabe, die so reiche Gedankenwelt der Liturgie und die hier fließenden Quellen religiöser Innerlichkeit den Gläubigen zu erschließen. Das Buch sollte in keiner unserer größeren Bibliotheken fehlen.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Rademacher, Arnold: Das neue Leben in Christus. 108 S. Steyl 1927, Missionsdruckerei. Gbd. M. 2,50.

Eine Theologie der Erlösungs- und Heiligungslehre im kleinen, übertragen in die verständliche Sprache des volkstümlichen Unterrichts: es gibt nichts Schwereres für die auf kurzem Raum bemessene Darstellung, aber auch nichts Schöneres für die Seelenführung! Die Verbindung von beidem unter reichster Verwertung der Hl. Schrift und der Gedanken einzelner Kirchenväter ist hier glänzend gelungen. Dabei in keiner Weise etwa gegenwartsfremd, sondern, weil die Offenbarungswahrheiten des Christentums und ihre Bedeutung für das christliche Leben immer neu und unverändert dringlich, ist das Bild und Vorbild Christi in die Mitte der christlichen Lebensführung und der Erfüllung aller Kulturaufgaben hineingestellt. Denn „eine Art von Doketismus, der Jesus nur einen Scheinleib zusprach, oder von Monophysitismus, der die menschliche Natur Jesu in die Gottheit des ewigen Wortes aufgesogen und in ihr untergegangen sein läßt, behauptet heute, wenn auch nicht in der Lehre, so doch in der Tat das Feld" (S. 78). Die klar und warm geschriebenen Betrachtungen wären wert, als erkorener Führer unsern Akademikern und sonstigen religiös interessierten Laien in der Sonntagsstille des Gottesdienstes wie bei der häuslichen Lesung zu dienen. Hier wird das kleine Buch eine große Aufgabe, ja eine eigentliche Mission im stillen erfüllen!

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Betrachtungen des heiligen Anselm. Verdeutscht von den Benediktiner-Mönchen Bernhard Barth und Alfons Hug. 351 S. 8°. München 1926, Theatiner-Verlag. Brosch. M. 4,—, Ganzleinen M. 5,50.

Das Buch bereitet dem, der ein einheitliches und umfassendes Bild der ausgeprägten Eigenart anselmscher Frömmigkeit und Mystik erwartet, insofern eine Enttäuschung, als von den 21 Lesungen nur vier von Anselm selbst herrühren. Wenn auch die Betrachtungen in den Ausgaben der Werke Anselms unter seinem Namen gehen, so wäre doch für vorliegende Uebertragung, die sich an weitere Kreise wendet und nicht wissenschaftlichen Zwecken dient, irgendein entsprechender Zusatz zum Titel, wenn nicht gar eine ganz andere Bezeichnung am Platze gewesen. Die Lesungen bilden aber doch insofern eine Einheit untereinander, als sie sämtlich der Benediktiner- und Cistercienserschule des 11. und 12. Jahrhunderts entstammen. Sie zeigen die jener Zeit eigene schlichte und frische Unmittelbarkeit und Innigkeit des religiösen Empfindens, die auch heute noch ansprechend und belebend wirkt und gern hinwegsehen läßt über einzelne Einkleidungen und Ausprägungen religiöser Gedanken, die uns etwas fremd klingen und erst aus dem damaligen Zeitempfinden heraus verständlich werden. Die Verdeutschung hat den Texten mit treffendem Feingefühl und Nachempfinden ein packendes, der mystischen Weihe und Glut der Gedanken durchaus entsprechendes sprachliches Gewand gegeben. Gehalt und Sprache verdienen in gleicher Weise, daß das Büchlein viele Freunde und weite Verbreitung findet bei denen, die religiöse Vertiefung und Belehrung suchen.

Bonn. Heinrich Ostlender.

Der heiligen Katharina von Genua geistliches Zwiegespräch über die göttliche Liebe. Ins Deutsche übertragen von Doris Zacherl. 85 S. München 1927, Theatiner-Verlag. Gbd. M. 2,—.

Eine hochbegabte und reich begnadete heilige Frau, die in der Welt blieb, selbstlos dem Nächsten dienend, gibt uns hier einen Einblick in das Leben einer Seele, die ganz Gott hingegeben ist. Sie versucht zu sagen, was die göttliche Liebe dem ist, der aus dieser Liebe und in ihr lebt. Es ist ein Versuch aus dem ergreifenden Zwiespalt eines Menschen, der von dem köstlichen Schatz der göttlichen Liebe nicht schweigen kann, und dem dann doch die menschliche Sprache arm dünkt und unzulänglich im Vergleich zu dem, was er besitzt und sagen möchte. Für innerliche Leser!

Bonn. Heinrich Ostlender.

Lyonnard, Jean, S. J.: Das Apostolat des Leidens. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von Th. Metzler. Religiöse Geister. Texte und Studien zur Vertiefung und Verinnerlichung religiöser Kultur. Hrsg. von Dr. M. Laros. Bd. 22. 160 S. Mainz 1927, Matthias-Grünewald-Verlag. Auslieferung bei Hermann Rauch, Wiesbaden. Lwbd. M. 4,—.

Mit einem Wort aus der „Nachfolge Christi" beginnt dieses kleine, auf dem

Boden einer gesunden Aszetik gewachsene Betrachtungsbuch. Man könnte es eine Art Neubearbeitung jenes altehrwürdigen Buches, die mit dem Leitgedanken des Leidens unter moderne Gesichtspunkte gelenkt ist, nennen. Dazu verfügt der Verfasser über eine ausnehmende Erfahrung voll tiefer Blicke in die Seelen der Weltkinder und in die Stürme des Weltlebens. Einzelne Züge aus dem Leben der Apostel und Martyrer der alten wie der Martyrer und Bekenner der neueren Zeit beleben die frommen Betrachtungen. Neben das Apostolat der Priester und besonders berufener Opferseelen tritt das der Familien und der Gläubigen überhaupt und nicht zuletzt das selbst am Rande zwischen Zeit und Ewigkeit noch webende und wirkende Apostolat des Leidens der Kranken und der Sterbenden. Alles zeigt in immer neuer Beleuchtung, daß ein auf dem Grunde katholischer Glaubenslehre ruhendes „pati" nicht bloß eine passive Tugend bedeutet, sondern stets ein „agere" im erschwertesten Vollsinn in sich schließt. Die jeweils in fromme Betrachtung oder eigens geformtes Gebet ausklingenden Erwägungen lassen ohne weiteres die Betrachtung zum Beten und das Beten wieder zur Betrachtung werden. Was überdies an dem gefällig übersetzten Buche noch besonders gefällt, ist die anziehende Einfachheit und, weil alles Einfache schön ist, die Schönheit einer vom Geiste der Hl. Schrift und der Kirchenlehrer durchwärmten Sprache!

Horb a. Neckar. Stephan Lösch.

Volkskunde

Schmidt, Wilhelm: Rasse und Volk. Eine Untersuchung zur Bestimmung ihrer Grenzen und zur Erfassung ihrer Beziehungen. 67 S. München 1927, Kösel u. Pustet.

Der verdienstvolle Forscher aus dem Missionsorden vom Göttlichen Wort ist der berufenste Mann, in das verwirrende Durcheinander der gegenwärtigen Rassenideologien eine ordnende Stimme zu senden. Möchten nun auch alle, die mit vagen Theorien unserer Rassenfanatiker in Berührung kommen und sich vielleicht schon allzu willig beeinflussen ließen, diese objektive Darstellung des strengen Wissenschaftlers anhören! Nicht als ob hier der Rassenbedeutung der Wert abgesprochen würde; Wilhelm Schmidt macht ebensogut Front gegen die rasseverwischende Internationalisierung, Industrialisierung und Proletarisierung. Für jeden Volksbesorgten und Geschichtswissenschaftler bietet die kleine reife Schrift eine Fülle von Einsichten in die Völkerforschung, die Urgeschichte, den Volksaufbau. Die Schrift ist nicht nur ein Umriß des betreffenden derzeitigen Forschungsstandes, seiner Ergebnisse, seiner Grenzen und Lücken; sie liefert zugleich eine gute Einführung in das Gebiet der Rassenforschung, der Anthropologie wie der Ethnologie, auch in ihre wichtigste Literatur. Man freut sich nicht weniger, auch in die zurzeit aufgewühlten Fragen der Heimat und Entstehung der germanischen Völkergruppe einiges Licht gebracht zu sehen. Es ist endlich zu begrüßen, daß ein stiller Forscher seine Urteilskraft in den Dienst der Zeitkritik stellt und wertvolle Erkenntnisse zur sozialen und wirtschaftlichen Lage beisteuert. Eine Einzelfrage reizt noch zu besonderer Erörterung, gerade weil sie von so zuständiger Stelle angeklungen wird; Seite 60 heißt es: „Wenn die Stadtkultur viel leichter und umfangreicher fremde Elemente in sich aufnimmt und die heimischen Elemente ihrer bodenständigen Eigenart entkleidet, und wenn sie dazu überhaupt viel mehr Menschen verbraucht und weniger reproduziert, dann besteht gerade auch einer der wichtigsten Punkte einer gesunden Rassenpflege darin, daß das ungesunde Uebermaß der Anhäufung großer Menschenmassen in den Städten wieder reduziert, die stärksten Ursachen dieser Ansammlungen, die übermäßige Industrialisierung, hintangehalten, und Stadt- und Dorfkultur wieder in ein angemesseneres Verhältnis zueinander gebracht werden, als es heute in Deutschland der Fall ist." Ein für allemal ist hierbei zu erinnern, daß die Städte nicht durch Landentvölkerung entstanden sind, sondern dem unvermeidlichen Landüberschuß die Lebensmöglichkeit gegeben haben. Und somit bleibt das Problem der Raumnot, das Hans Grimm soeben in ‚Volk ohne Raum' so erschütternd aufgezeigt hat, nach wie vor ungelöst und ungeheuer. Ebenso scheint mir die Kritik an der Arbeit des Volksvereins Seite

63 auf einer zu geringen Beachtung der Volkskomplizierung zu beruhen, und es wäre nicht zu denken, wie ein aristokratisches Rezept schneller und besser den Knäuel zu entwirren vermocht hätte.

Essen-Borbeck. Josef Zeiten.

Heimatkunde

Zelten, Wilhelm: Das Rheinische Siebengebirge. 210 S. Regensburg o. J., Verlag Josef Habbel.

Zelten beschert uns eine kleine historische Studie, deren erstes Merkmal Wissenschaftlichkeit ist. Das Büchlein hat auch noch andere Vorzüge: es ist ohne jede Weitschweifigkeit geschrieben und es behandelt besonders kulturgeschichtliche Partien mit freudiger Wärme. Der Abschnitt über die Zisterzienser in Heisterbach ist wohl das Beste, was über diesen Stoff geschrieben wurde. Die sonstigen geschichtlichen Abschnitte sind wohl für den Durchschnittsleser etwas überhäuft von Einzeltatsachen. Aber diese Fülle zeigt auch wieder, wieviel Leben in dem kleinen Gebiet der sieben Berge pulsierte, sowohl im Mittelalter als auch in neuerer Zeit. Man erlebt hier die ganze Romantik in ihrem lebendigen Zusammenhang mit der oft recht rauhen Wirklichkeit. Besonders interessieren die Beziehungen der Herren des Siebengebirges zu den anderen rheinischen Adeligen, vornehmlich zum Erzbischöflichen Stuhl in Köln. Die Klosterkultur des Mittelalters, die Kultur des Zeitalters der Kreuzzüge, die Wirren der Reformation, des Dreißigjährigen Krieges, der Raubkriege, der napoleonischen Zeit treten in den Vordergrund. Hinreißend ist die Tätigkeit der Zisterzienser. Sie sind Kulturträger in materieller und geistiger Beziehung. Caesarius hat auch in der Wissenschaft und Literatur Ewigkeitswert erhalten.

Endlich wurde noch das Material, das Gestein des Siebengebirges der Kultur dienstbar gemacht; ja es wurde zum Leben erweckt. Unter den Bauwerken, die der Drachenfels belieferte, ragen hervor die Dome zu Köln und zu Xanten.

Es ist fast selbstverständlich, daß ein so kostbares und romantisches Ländchen auch die Dichter anregen mußte. Zwei Dichter brachte es hervor: Gottfried Kinkel und Wolfgang Müller. Auch Simrock, der Ergründer und Festiger des Begriffs „Rheinromantik", schenkte ihm seine Liebe.

Aus Geschichte, Sage, Dichtung und besonders aus unserem persönlichen Erlebnis entwickelt sich die Begeisterung, mit der wir das Zeltensche Büchlein lesen.

Bonn. Johannes Peters.

Länder- und Völkerkunde

Humboldt, Alexander von: In Südamerika. 157 S. Leipzig 1927, F. A. Brockhaus.

Ein altes Buch, in neuer Aufmachung und nach neuen Gesichtspunkten geordnet: Die südamerikanische Reise des großen Naturforschers Alexander von Humboldt. Mit Interesse folgt man den Berichten des Forschers über die Pflanzen- und Tierwelt Südamerikas. Man ergötzt sich an den ungemein plastischen Schilderungen, die er von Land und Leuten gibt und steht mit ihm in Staunen und Bewunderung vor der Natur, die er nicht nur beschreibt, sondern die er philosophisch als lebendigen Organismus zu ergründen sucht. Seine Reiseschilderung ist vielleicht die schönste Frucht der Romantik. Ein Werk von unvergänglicher Schönheit. Nicht die einzelnen Daten und Tatsachen sind das Charakteristische an ihm, sondern der erhabene Geist des Weltweisen, der aus ihm spricht. Es ist ein Buch von hohem künstlerischem Schwung und tiefem Wissen, ein Buch, hinter dem ein Genius steht, welcher dem Goethes verwandt ist.

Wertvoll ist auch die Einleitung Paul Alfred Merbachs über das Leben Alexander von Humboldts. In knappen und markanten Zügen umreißt er dessen äußeren Lebensgang und innere Entwicklung. An den Details hält er sich nicht auf, sondern gibt nur das Bedeutungsvolle.

Klar und deutlich sind auch die Illustrationen, welche dem Buche beigegeben werden. Meist sind es Photographien von Skizzen aus dem Reisewerke Humboldts. Da-

neben noch die Reproduktion von einigen Stichen, welche auf den Lebensgang des Gelehrten Bezug haben.

Das Buch als solches ist ebenso wertvoll für den jungen heranwachsenden Menschen, der sich an ihm die ersten Kenntnisse fremder Länder erwerben kann, wie für den gereiften Mann, dem die Gedankentiefe des Werkes viel zu sagen hat.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Literaturgeschichte

Beyer, Harald: Norwegische Literatur. (Jedermanns Bücherei.) Breslau 1927, Ferdinand Hirt. Geb. M. 3,50.

Meines Wissens wurde seit 1912, seit dem bekannten Buch von Just Bing, keine Geschichte der norwegischen Literatur in deutscher Sprache herausgegeben. Schon dieser Umstand — die wissenschaftlichen Meinungen wurden gerade in den letzten Jahren einer manchmal radikalen Revision unterzogen — macht Harald Beyers Buch zu einer erwünschten Neuerscheinung. Tatsächlich steht auf den 110 Seiten so ziemlich alles, was man von einem auch für Laien verständlichen Abriß verlangen kann. Der sehr notwendige volkspsychologische Hintergrund ist entsprechend berücksichtigt. Harald Beyer, gebürtiger Norweger, Sohn einer deutschen Mutter, vereinigt die seltenen Eigenschaften in sich, aus der Angehörigkeit an die nationale Sphäre und aus ihrem Lebensrhythmus, und doch auch vom deutschen, d. w. s. europäischen Horizont aus schreiben zu können, der eine andere Einstellung und einen anderen Sehwinkel ermöglicht. Der Wert einer solchen Kombination wird ohne weiteres klar sein.

Nicht immer sind Beyers Ausführungen unbestreitbar: Holberg und Wessel sind z. B. viel mehr im dänischen Geistesleben verankert als er annimmt und können deshalb nur sehr bedingt zur norwegischen Literatur gerechnet werden. Aber auch an solchen Stellen sind die Erörterungen des Verfassers sehr anregend — besonders für die zukünftige Forschung. Wie fast stets bei Büchern solcher Art ist die neueste Literatur nur unzureichend behandelt; doch ihre Darstellung fällt ja einigermaßen aus dem gegebenen Rahmen heraus.

Arnheim (Holland). Ernst Alker.

Bühnenwerke

Lippl, Alois Johannes: Das Ueberlinger Münsterspiel, 126 S. Heidhausen-Ruhr, Hoheneck-Verlag. Kart. M. 4,—, geb. M. 4,50.

Das Werk ist gehalten im Ton des mittelalterlichen Mysterienspiels, aber die Sprache hat modernes Pathos. Die Handlung ist scheinbar volkstümlich einfach, — nur scheinbar. Denn in die Bilder hinein sind moderne Gedanken verstreut. Daraus ergibt sich für den Aufbau eine packende und kontrastreiche Stufenleiter von Stimmungen und Horizonten. Der Dom, auf dessen Festigkeit es der Teufel abgesehen hat, wird von den verführten Menschen selber in seiner Architektur zermürbt. Der Geist hatte ihn geschaffen als Wohnung des höchsten Geistes. Er wird deshalb rissig im gleichen Maße, wie er entgeistet und entseelt wird. Diese Entseelung ist dramatisch gesteigert im Zwischenspiel; in ihm nehmen Intellekt und äußerliche Aesthetik Besitz von den architektonischen Formen des Gotteshauses. Den Triumph über diese intellektualisierende Lebensauffassung, über Entseelung, Sinnlichkeit, Mammonismus feiert der letzte Teil, „das goldene Spiel". Leider bringt es keinen bis zuletzt steigenden Abschluß, sondern es ist nur starker lyrischer Ausklang. Der Höhepunkt liegt hier schon beim Gesang des armen Gesellen:

„Siebenfache Barmherzigkeit
Rinnt hernieder,
Nach der Sommerdürre. — — — —
Er aber hat uns die Nacht erhellt
Und den rechten Weg gewiesen
Und seine Breite."

Das Folgende ist nur Ergebnis und Bestätigung dieser Zusammenfassung. — Der Jubel des Johannes zu Beginn des goldenen Spieles ist zu monologisch-hymnisch, als daß er dramatischen Auftakt bilden könnte. Sonst ist die Architektur zwischen den genannten Bildern mannigfach gestaltet, ohne auseinanderzufallen. Der Teufel als Verführer; die Menschen, wetterwendisch, gedankenlos, bereit, den Instinkten

zu huldigen; Sieg des Pessimismus und Skeptizismus. Dem Mammonismus soll der Domschatz als Materie dienstbar werden; denn er faßt den Geist des Schatzes nicht. Und dann herrscht, wie immer, das Geistig-Ungeistige in geballter Sinnlichkeit. Sie wagt sogar, in die Geistesstärke des Johannes hineinzuwachsen. Da liegt der dramatische Höhepunkt. Wird Johannes Wegbereiter sein können? Wird er der „Akademie des Teufels" die Kraft nehmen, Mammon und Ausschweifung besiegen, Materie mit dem Geist besiegen, oder wird er sogar alles durchgeistigen? Und Johannes siegt wirklich, — nicht selbstverständlich. Er erkennt die Wurzel des Übels.

„Ihr habt den Dom vertauscht
Um Flittertand der Welt
Und eitel Blendwerk."

Die Versuchung des Johannes ist nicht gleichbedeutend mit der Gefahr jedes Menschen, daß er von der Sinnlichkeit besiegt werde. Hier beginnt vielmehr die Umwertung der teuflischen Kräfte. Die Sinnlichkeit reinigt sich zu himmlischer Liebe. Die schöne Maid wird erlöst; darum kann sie sich dem Johannes zugesellen, als er das Armsünderspiel beginnt. Sie wird ihm Schwester und Helferin. Und ihr Beispiel bekehrt die vom Teufel Verführten.

Wie schon angedeutet: bei aller Klarheit der Linienführung ist der Stil nicht einheitlich; daher wirken nicht alle Szenen mit gleicher dramatischer Kraft.

Bonn. Johannes Peters.

Feuchtwanger, Lion: Vasantasena, ein Schauspiel in 3 Akten (sieben Bildern) nach dem Indischen. 130 S. Potsdam, 1927. Verl. Gustav Kiepenheuer (Sammlung: Die Liebhaberbibliothek).

Im Juliheft 1927 der Literatur steht ein Essay über Lion Feuchtwanger. Lutz Weltmann erklärt in ihm, wie Feuchtwanger sich in die Literatur einführte, — nämlich, indem er ausländische Meisterwerke in guten Bearbeitungen anbot, „als unsere Kehlen nach dramatischer Literatur sehr durstig waren." Zu diesen Meisterwerken gehörte auch 1915 die Vasantasena. 1924 bearbeitete er das Stück nochmals — nach neueren Bühnenerfahrungen. Im selben Heft der Literatur berichtet der Dichter über sich: „. . . . dann glaube ich, . . . doch immer nur ein Buch geschrieben zu haben: das Buch von dem Menschen, gestellt zwischen Tun und Nichttun, zwischen Macht und Erkenntnis." — Wir fügen noch hinzu: Gestellt zwischen Selbstsucht und Mitleiden. — Dazu eignen sich gerade die Personen des indischen Dramas mit der kultivierten Tiefe ihres Empfindens. Der armgewordene reiche Wohltäter, der immer noch Wohltäter sein will, und die Bajadere, geschändet durch den Stand, geadelt durch ihr Gemüt: das sind die innerlichst verwandten Charaktere. Es sind zwei Personen, die nichts mehr aufzugeben haben als sich selber. Aber ihre Seele geben sie nie auf! Vasantasena ist zwar nicht arm an Glücksgütern, aber arm im Geiste. Darum will auch sie Wohltäterin werden. Sie gibt alles hin, womit man ihre Gunst erkauft hat, wenn sie nur das tönerne Wägelchen des Kindes mit ihren Schätzen füllen kann. Dieses Kind des armen Wohltäters rückte der indische Dichter darum in den Vordergrund und nannte das Stück: „Das tönerne Wägelchen". So erleben wir hier das moderne Problem, daß nicht Stand und Klasse den Menschen ausmacht, sondern das Reinmenschliche, die verzichtende Güte. Darum kann der größenwahnsinnige Prinz Vasantasena nie besitzen, — er kann sie auch nicht vernichten! Er kann auch nicht den armen Reichen mit falscher Anklage verurteilen lassen. Gegen die wahre Liebe wird keine Macht siegreich bleiben. Dieser schlichte Umriß gibt nur den goldenen Faden des Werkes. So viele Gestalten das Drama hat, so viele Perlen reihen sich auf diesen Faden. Das Büchlein bringt eine von Feuchtwanger selbst verfaßte Einleitung, die im ganzen Umfange die Kunst des indischen Dichters charakterisiert. Vor allem aber ist auf diesen 8 Seiten der Stoff in eine Beleuchtung gerückt, die seine ewige Jugend klar herausstellt. Dieses Drama hat innere Beziehungen zu allen Großen der Weltliteratur.

Bonn. Johannes Peters.

Brecht, Bertold: Mann ist Mann, Lustspiel, 159 S. Berlin 1926, Propyläen-Verlag.

Das ganze Stück ist nur als Groteske aufzufassen. Dabei bleibt unklar, ob der Verfasser die These: „Mann ist Mann" für segenbringend erachtet, oder aber für

verhängnisvoll. Die Uniform des Soldaten machte ja allerdings zum Teil die Menschen zu Nummern, die nur das sagen sollten, was ihnen vorgesagt wurde, die also gewissermaßen selber nicht genau ihren Namen kannten. Ob man nun den Soldaten, der von der Kantinenwirtin aufgefordert wird, in Smoking und Melone statt in Uniform bei ihr zu erscheinen, für einen individuellen Charakter halten soll? Man kann es nicht beweisen, denn er leidet doch auch am schematischen Herdentrieb der Sinnlichkeit. Auch noch eine Schwäche hat das Stück: es ist sehr harmlos, das heißt geistig wenig befrachtet. Galy Gay, der Held, geht aus, für sich und seine Frau einen Fisch zu kaufen und endet als Soldat — als stellvertretender vierter Mann, in einer Gruppe der englischen Armee in Tibet. Er wird sogar erschossen, damit er leben kann, — erschossen als Individuum, damit er weiter lebt als Nummer, die jeweils mit beliebiger abstrakter „Menschlichkeit" angefüllt werden kann. Keine einheitliche, klar erkennbare Linie geht durch das Ganze, und daher fühlen sich Leser und Zuschauer nicht sicher an der führenden Hand des Dichters. Es fehlt auch der Kitt des Milieus, — der doch immer noch notdürftig alles auf einen Nenner bringen könnte, wenn das Meiste zerflattert. Wichtiger ist noch, daß das Lustspiel teilweise zu knallig ist in Plattheiten, meistens aber zu wenig philosophisch. Auch der Stil ist daher nicht einheitlich: er entspricht der ideell zerfließenden Bilderreihe. — Bilderreihe? Noch zu viel gesagt! Denn das Bild muß komponiert sein! Hier aber bedeutet der Mangel an Architektur den Mangel an Tiefe.

Bonn. Johannes Peters.

Schöne Literatur

Luhmann, Heinrich: Die Abendstube. Erzählungen. München 1927, Kösel & Pustet. Geb. M. 5,—.

Es ist ein Zeichen für die rührende Geschäftsunklugheit des Dichters, daß just die wirkungslose Geschichte an den Anfang gestellt ist und naturgemäß den auf lebhafte Entwicklung und Abwicklung eingestellten Leser stutzig macht. In dieser Abendstube, die uns Dorfgeschichten erzählt, wie sie zur Zeit der Abendrast in den Dorfstuben umgehen, hätte eher die zweite Erzählung ‚Unter dem Laken' an der Spitze stehen müssen, die hätte gezogen. Wirkungslos nennen wir die Spitzenerzählung der Jungfernbaum deshalb, weil sie zu selig-fröhlich ausgesponnen ist und jeder halbwegs aufmerksame Leser allzubald merkt, worauf sie hinaus will. Damit ist für den stoffhungrigen Leser die Sache nicht mehr spannend. Er sollte sich aber durchaus nicht abschrecken lassen, der Stoffhungrige, der leider überall im Plural ist. Denn selbst ihm bietet der Band genügend Kost. — Da beabsichtigt ist, über Luhmanns Schaffen demnächst eingehend in diesem Blatte zu berichten, sei es mit diesem empfehlenden Hinweise einstweilen genug.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Keller, Paul: Marie Heinrich. Roman. 1.—20. Aufl. 294 S. Breslau 1926, Bergstadtverlag. Gbd. M. 7,—.

Paul Keller verleugnet auch in diesem Roman seine glückliche Gabe nicht, volkstümlich, frisch, humorvoll erzählen zu können. Auch dort, wo er Probleme gestalten möchte und, wie in diesem Roman, mit großem Schwunge ausholt, um gewissermaßen den Roman der schlesischen Landschaft zu schreiben, macht er bald eine Atempause und steigt von der großen Himmelskanzel, die er sich erkor, herunter, um sich unter die Leute zu setzen und ihnen das, was er als Hymne über sie dahinbrausen lassen wollte, mit den natürlichsten Worten von der Welt zu erzählen. Natürlich allerdings ist seine Erzählungsweise im Sinne eines Mannes, der von vornherein sich möglichst vielen und darunter auch den literarisch Anspruchslosen verständlich machen will, und da bei diesem Erzählen immer der Finger ein wenig moralisch erhoben bleibt und alles Problematische und seelisch Schwere auf eine denkbar einfache Formel gebracht wird, so läuft er nicht Gefahr, die erstrebte Breitenwirkung zu verlieren. Das ist auch in der „Marie Heinrich" so. Ein tüchtiges, kluges, aber nicht sonderlich hübsches Bauernmädchen ist die Heldin. Sie rettet den Hof ihrer verwitweten Mutter vor einem verlumpten Sohne für den Jüngsten und erringt sich nach viel Leid und Enttäuschung auch die Hand des jungen Lehrers. Und so wird

dieser Roman, indem zwei Lehrer verschiedenen Alters und verschiedenen Schlages nebeneinandergestellt und in ihren Vorzügen gepriesen werden, zugleich auch ein Lehrerroman. Wenn nun aber schon der Krieg die beiden Liebenden vereinen soll, so war es nicht gerade sachlich, die leidige Beamtenabbauverordnung, die den alten Kantor mit 65 Jahren aus seinem Dienste scheiden läßt, schon vor dem Kriege in Kraft zu setzen. Ueberhaupt hat der Erzähler in der Beseitigung von Schwierigkeiten, die seiner Fabel ungelegen kommen, eine fast zu glückliche Hand, und auch der Humor, der ihm köstlicher quillt als irgendeinem seiner Landsleute, schafft ihm, da er ihn zu dick aufträgt, Gestalten, deren Lebenswahrheit recht anfechtbar ist. Als Leistung an sich ist auch dieses Buch ein gutes, lesenswertes Volksbuch, im Entwicklungsgange von Kellers Gesamtschaften und im Hinblick auf seine Fähigkeiten, hält es nicht, was es im Einleitungskapitel zu werden verspricht.

Liegnitz. Johannes Hönig.

Chesterton, Gilbert Keith: Das Paradies der Diebe. Detektivgeschichten. Autorisierte Uebertragung von Clarisse Meitner. 349 S. München 1927, Musarion-Verlag. Brosch. M. 4,80.

— Ein Pfeil vom Himmel. Kriminalerzählungen. Autorisierte Uebertragung von Dora Sophie Kellner. 255 S. Berlin 1927, Verlag Die Schmiede. Brosch. M. 5,—.

Unsere wohl organisierte Zeit ist auf der Suche nach dem Helden, dem ungewöhnlichen Mann, der sich von der Masse abhebt. Der ist nun gar nicht so einfach zu finden. Die Alltagsgeschehnisse haben für das erzählerische Kunstwerk keinen Reiz. Helden des Alltags mögen für eine Idylle ganz nett sein, aber kaum für einen Roman. Das Odium der Alltäglichkeit und Langweile haftet ihnen an. Die Zeit ist rar an Helden. Abgeordnete sind keine Helden, die Politik bietet keinen Raum für sie, das Geschäftsleben und die Industrie ebensowenig. Daraus erklärt sich der Erfolg Balzacs, Jack Londons und Robert Louis Stevensons. Jack London ging in die Südsee, zu den Eisfeldern und Goldgräbern Alaskas, in die amerikanischen Steppen, zu Plantagengründern, Glücksrittern, verkrachten Existenzen, Abenteurern und Kopfjägern. Chesterton schreibt meisterhafte Detektivgeschichten.

Zwei neue Bände liegen vor, die uns von den Taten des Father Brown erzählen. 'Priester und Detektiv, wie der erste Band hieß, der damals bei Kösel herauskam, ist das Motto dieser beiden Bände. Father Brown ist katholischer Priester. Die Detektivgeschichten Chestertons haben, obwohl sie beste Detektivgeschichten sind, mit aller Intelligenz, Spannung und überraschenden Auflösung, die diesem Genre eigen ist, dennoch einen tieferen Sinn als bloße Detektivgeschichten zu sein. Die Auflösung all der rätselhaften und dunklen Verwicklungen gibt immer Father Brown. Wenn alles menschliche Bemühen zu Ende ist, dann gibt nicht die Uebernatur, wie man erwarten sollte, die Entwirrung und Lösung, sondern die natürliche Vernunft des Father Brown. Dies ist einer der Chestertonschen Witze und Paradoxa: wenn die Menschen so stolz sind auf ihre Vernunft und den Glauben verloren haben, dann verlieren sie gerade die Vernunft und können sie nicht mehr gebrauchen. Die Glaubenslosen phantasieren und spintisieren über die Wirklichkeit, nur der Glaube gibt uns die klare Erkenntnis dieser irdischen Wirklichkeit und lehrt uns den rechten Gebrauch der Vernunft. Diese beiden Bände gehören zu den besten Chestertons. Künstlerisch am gelungensten mit ihrer Verdichtung eines unheimlichen Schicksals ist: Das Verhängnis der Darnaways (Band 2). Witzige Polemik enthält besonders: Das Paradies der Diebe (Band 1) und Das Hundeorakel (Band 2). Glänzend vorgetragen und durchgeführt sind vor allem: Das Duell des Dr. Hirsch, Die purpurfarbene Perücke, Der Gott des Gongs, Der Salat des Oberst Gray und John Boulnois seltsames Verbrechen aus Band 1, ferner Der geflügelte Dolch und Ein Pfeil vom Himmel aus Band 2. Unermüdet und ohne durch Wiederholungen peinlich gelangweilt zu werden, folgt man diesen erlesenen 18 Detektivgeschichten, erfreut sich künstlerisch an ihnen und bewundert ihren tiefen Sinn.

Bonn. Paul Adams.

Chesterton, Gilbert Keith: Menschenskind! Roman. Autorisierte

Uebertragung von E. Mac Calman und N. Collin. 278 S. München, Musarion-Verlag. Brosch. M. 4,50.

Man kann nicht sagen, daß dieser Roman sonderlich gut komponiert ist, er ist etwas unübersichtlich und hindert uns durch die Ueberfülle von Charakteren und Situationen, die sich vielfach überschneiden, öfters an einem einfachen, künstlerischen Genusse. Der Inhalt ist kurz folgender: Durch das groteske, bizarre Wesen eines Optimisten wird eine ganze Gesellschaft in Haus Leuchtfeuer, einer Pension, aus einem etwas queren und säuerlichen Gehaben zu vernünftigen und real denkenden Menschen. Diese Wandlung wird in recht tiefsinniger Weise nicht durch lange Reden und Belehrungen hervorgerufen, sondern durch Handlungen, durch eine Reihe der verrücktesten Abenteuer, Verwechselungen und Taten. Jedoch ist der Charakter des Haupthelden so exzentrisch und unverständlich, daß er in einer längeren Folge von Aeußerungen uns erst verständlich gemacht werden muß. Aber trotz der mancherlei Einwände rein künstlerischer Art wird der Roman sein Publikum finden, und man möchte ihm weitere Verbreitung wünschen wegen des erquickend Gesunden, das von Chestertons Art ausströmt, von dieser Weltbejahung, die nicht aus Dummheit und Flachheit stammt, sondern aus metaphysischen Bezirken. „Wenn man so glücklich wie ein Kind oder ein Hund bleiben könnte, so wäre das nur möglich, indem man so unschuldig bliebe wie ein Kind und so sündlos wie ein Hund. Unverhüllt und rücksichtslos gut zu sein, — das könnte der Weg sein." So ist die eine These, und die andere These ist die, daß die Güte und das Gutsein des einen Menschen gewissermaßen ansteckend auf den andern wirkt. Gewiß sehr beachtens- und beherzigenswerte Ansichten, vor allem recht katholische.

Bonn. Paul Adams.

Schüler, Heinrich: Unterm Kreuz des Südens. Roman aus Brasiliens Vergangenheit. 642 S. Stuttgart, Berlin und Leipzig, 1927, Deutsche Verlagsanstalt.

Der vorliegende Roman, von einem Manne geschrieben, der in Brasilien selber kolonisatorisch tätig war, behandelt die während des 18. Jahrhunderts in der brasilianischen Südprovinz Rio Grande do Sul von den Ansiedlern gegen Spanier und Portugiesen geführten Kämpfe um ihre Unabhängigkeit. Führer der Freiheitsbewegung ist ein unehelicher Sohn des spanischen Königs Philipp V., der von einem schwärmerischen Jesuiten für den wiedergeborenen Jesus ausgegeben wird, sich während seines außerordentlich bewegten Lebens auch selbst dafür hält und schließlich von den Spaniern gefangen und gekreuzigt wird. Sprache und Menschengestaltung des Buches, das auch manches kulturhistorisch Interessante bringt, stehen auf achtenswerter Höhe. Die kolonisatorischen Verdienste der Jesuiten in den „Sieben Missionen" werden anerkannt und liebevoll geschildert. Daneben entwirft Schüler allerdings auch Zerrbilder katholischer Mönche und katholischen Wesens. Was das Buch aber für unsere Volksbibliotheken hauptsächlich ungeeignet macht, das sind die verschwommenen und höchst unchristlichen religiösen Anschauungen des „Jesus Renatus", die der Verfasser nicht von einem höheren Standpunkt aus darstellt, sondern mit denen er sich leider zu identifizieren scheint.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Prosch, M. Magdalena: Die sonnige Not. Historischer Roman. 308 S. Regensburg 1927, G. J. Manz. Brosch. M. 3,—, gbd. M. 4,50.

Aus jener rauhen und bösen Zeit heraus, den wirren Tagen der Säkularisation, in denen Diebstahl und Raub von staatswegen getrieben wurde, erzählt dieser historische Roman. Er berichtet in einfacher Sprache von der Geschichte des berühmten Benediktinerstiftes Ettal droben in den bayrischen Bergen, das wie so manche andere Stätte der Pflege des Glaubens und des Geistes von der Geldgier der Fürsten — hier handelt es sich um den Kurfürsten von Bayern — verschlungen wurde. Das Buch ist eine gute Unterhaltungslektüre und wird manchen Kenner von Ettal und Oberammergau, dessen Passionsspiel mit seiner Geschichte in etwa in die Erzählung hineinverwoben wurde, für einige Stunden fesseln.

Bochum. Florian Asanger.

Wallace, Lewis: Der Prinz von Indien und die Eroberung von Konstantinopel. Roman aus dem 15. Jahrhundert. I. Band. 524 S. II. Band. 572 S. Freiburg i. B. Verlag Friedr. Ernst Fehsenfeld.

Lewis Wallace, der berühmte Verfasser des ‚Ben Hur', schrieb auch diesen Roman nach eingehenden historischen Studien. Der Bosporus steht im Vordergrund des Interesses, da an dieser Stelle die Weltreligionen zusammenstießen, sowie die Kulturen des Orients und Okzidents: Judentum und Mohammedanismus auf der einen Seite, — das griechische und katholische Christentum auf der anderen. Oft nimmt der Verfasser Gelegenheit, gerade die Zerrissenheit der christlichen Seelen und Völker in den Mittelpunkt zu rücken. Auch dem Judentum will er vom rein menschlichen, toleranten Standpunkt aus gerecht werden. Daher triumphiert meist über Feindschaft und Machtgier die Humanität. Diese Ideen werden miteinander verbunden und auch gegeneinander ausgespielt. Den künstlerischen Halt gibt dem Aufbau des Romans die Gestalt des ‚Prinzen von Indien', des ewigen Juden. Er stiftet den Zug Mohammeds gegen Konstantinopel an, — und dann beginnt er verjüngt weiterzuleben. Geistreiche größere geschichtliche und religionsgeschichtliche Zusammenhänge und Deutungen machen das Werk gehaltvoll. Neben durchaus packenden und in bestem Sinne erschütternden Partien stehen solche, in denen sich die Handlung ins Romantisch-flache, Abenteuerliche verflüchtigt. Darum stellt der Roman mit seinen 1096 Textseiten einige Anforderungen an die Geduld des Lesers.

Bonn. Johannes Peters.

Roberts, Charles, G., D.: Die Burg im Grase. 197 S. Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft.

Ich habe mich nie so recht mit Tiergeschichten befreunden können. Wenn mir aber als die ersten diese hier in die Hände gefallen wären, so glaube ich, daß ich mein Urteil sofort anders eingestellt hätte. Roberts gibt uns in diesen reizenden Tierschilderungen ganz herrliche Bilder aus dem Leben und Sterben von Tieren in der wilden und freien Natur, voll von Farbe und Pracht. Ich habe selten so fesselnde Geschichten gelesen. Man kann sich von ihnen nicht eher losreißen, als bis die letzte Seite verschlungen und nachgefühlt ist. Mit solchen Hilfsmitteln wäre das Studium der Biologie ein Spaß für jung und alt. Die Sprache ist feurig und hinreißend, die von Gertrud Winter besorgte Uebersetzung kann bis auf einige wenige Einzelheiten recht gut genannt werden.

Bochum. Florian Asanger.

Rudert, Otto: Die Mine der Azteken. Eine Erzählung aus dem heutigen Mexiko. Mit vier Tondruckbildern und elf Textzeichnungen von Karl Mühlmeister. 232 S. Stuttgart—Berlin—Leipzig, o. J., Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Ein Buch, auf die Knaben-Perspektive eingestellt, eine Erzählung, reich an spannenden Abenteuern, im Stile an Gerstäcker, hier und da auch an Karl May gemahnend. Die Handlung ist romantisch. Gefahren, Verfolgungen und kühne Abenteuer lösen einander ab. Schurken kämpfen mit Helden. Intrigen aller Art werden gesponnen und von der Macht des Guten zunichte gemacht. Ehrliche Tatkraft siegt schließlich über Ränke und Verbrechen, so daß die Handlung glücklich endet. Aber nur der äußere Rahmen ist damit charakterisiert. Wertvoller ist das Beiwerk. Der Verfasser kennt Mexiko genau und weiß uns anschauliche Bilder aus dem Leben der Mexikaner in den Städten, auf dem Lande und in den Bergwerken zu entwerfen. Dadurch ist das Buch ebenso belehrend wie unterhaltend. Vom rein literarischen Standpunkte aus hat es zwar manche Mängel. Die Charaktere sind zu typisch konstruiert, die Farben zu grell aufgemalt. Aber gerade auf die jugendlichen Leser wirkt dies. So liebt der Knabe seine Lektüre, und der Verfasser kommt diesem Geschmack entgegen. Er liefert ein spannendes Knabenbuch, das man unbedenklich in jede Hand geben kann.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Programm und Einladung

zum 15. Kursus für Leiter und Mitarbeiter von Volksbüchereien in Bonn, Borromäushaus vom 10. bis 14. Oktober 1927.

I. Teil.

Montag, den 10. Oktober:

9 Uhr: 1. Der Borromäusverein als Haus- und Volksbüchereiorganisation.
Generalsekretär Dr. Rumpf, Bonn.
11 Uhr: 2. Das Gesetz zur Bewahrung vor Schmutz u. Schund und unsere Aufgaben.
Generalsekretär Zimmermann, Bonn.
4 Uhr: 3. Das Rüstzeug des Bibliothekars (Dazu Ausstellungen).
Direktor Braun, Bonn.

Dienstag, den 11. Oktober:

Thema des Tages: Die Ordnung des Bücherbestandes im weiteren Sinne.
9 Uhr: 4. Bedeutung des Kataloges oder der Kataloge im allgemeinen.
Direktor Braun, Bonn.
11 Uhr: 5. Lesertypen. Georg Schäfer, Emden.
4 Uhr: 6. Der Sachkatalog auf Lesertypen hin geordnet (Übungen).
Pfarrvikar Latta, Magdeburg Südost.
6 Uhr: Diözesankonferenz der Diözese Paderborn.
½8 Uhr: Heiterer Abend (Märchenspiele, Gesang, Musik). Mensa, Lennéstraße 28.

II. Teil.

Mittwoch, den 12. Oktober:

9 Uhr: 7. Einordnung der Literatur in das christliche Kulturleben.
Schriftsteller Dr. Froberger, Bonn.
11 Uhr: 8. Klerus und Literatur. Redakteur Dr. W. Spael, Köln.
Der Nachmittag ist frei zur Besichtigung von Bibliotheken, Ausflüge in Bonns Umgebung.

Donnerstag, den 13. Oktober:

9 Uhr: 9. Soziologisches und Persönliches im dichterischen Schaffen.
Prof. Dr. Steinbüchel, Gießen.
11 Uhr: 10. Der Dichter im Ringen der Zeit. Schriftsteller Franz Herwig, Weimar.
4 Uhr: 11. Die Frau und das Buch. Dr. Hetta Wolff, Bonn.
½8 Uhr: Ernster Abend (Totentanz, Gesang, Musik) Mensa, Lennéstraße 28.

Freitag, den 14. Oktober:

½9 Uhr: 12. Literarische Irrwege der modernen religiösen Sehnsucht.
Oberstudienrat Dr. Stahl, Düsseldorf.
½11 Uhr: 13. Ästhetische und ethische Gesichtspunkte bei der Bewertung des schönen Schrifttums. Dr. Gust. Keckeis, Freiburg i. Br.

Die Teilnahme am Kursus ist kostenlos. Unterkunft wird auf Wunsch durch das Generalsekretariat zu den ortsüblichen Preisen (5—8 Mk. pro Tag einschl. Verpflegung) vermittelt, wobei besondere Wünsche (ob Privatlogis, Hotel, Kloster) möglichst Berücksichtigung finden.

Anmeldungen dringend erbeten, bis spätestens 5. Oktober, an das Generalsekretariat, wenn Teilnehmer zur Bestreitung ihrer Unkosten beim Kursus Zuschüsse vom Generalsekretariat erbitten. Die Zentrale muß übersehen, wo Zuschüsse gewährt werden sollen, damit sie über die begrenzten Mittel zweckmäßig verfügen kann.

Der erste Teil des Kursus dient der praktischen Büchereiarbeit, sucht die brennende Frage nach der praktischen Stellung des katholischen Volksbildners zu Schmutz und Schund zu lösen, behandelt dann besonders den Katalog. Ausstellungen und Uebungen werden die praktische Büchereiarbeit lebendig darstellen.

Der zweite Teil des Kursus will geistige Strömungen unserer Zeit, wie sie in der Literatur zum Ausdruck kommen, darstellen, deuten, die Haltung des Katholiken und unserer Büchereien ihnen gegenüber aus katholischer Gläubigkeit, seelischer Aufgeschlossenheit für wirkliche Zeitnöte und aus Verantwortlichkeit begründen, wobei Schriftleiter, Gelehrte, ein Dichter, ein Kritiker und eine Frau zu Worte kommen. Hier suchen Tagesfragen, die uns allen, die mitten im deutschen und katholischen Kulturleben stehen, auf der Seele brennen, deutende Antwort.

Ein freier Nachmittag am Mittwoch, den 12. Oktober, gibt den Teilnehmern seelische Entspannung, neue Frische durch die Natur und Gelegenheit zu zwanglosem Gedankenaustausch, der oft ungemein anregend sein kann.

Zwei Abende, in denen Dichtung und Musik den Schaffenstag des Kursus farbig verschönen, sind Ausdruck von Volksbildungsarbeit im Verein.

So wird der 15. Kursus zum Zeichen geistigen Schaffens im Borromäusverein. Mögen viele ihn besuchen, Anregung empfangen und geben!

Das Generalsekretariat des Borromäusvereins.

Verzeichnis der besprochenen Bücher

Angelus Silesius, Heilige Seelenlust . 454
Betrachtungen des hl. Anselm . . . 470
Barthel, Antlitz der Zeit 447
Die betende Kirche 469
Beyer, Norwegische Literatur . . . 473
Brecht, Mann ist Mann 474
Busse, Hermann Sudermann . . . 455ff.
Chesterton, Das Paradies der Diebe 476
— Ein Pfeil vom Himmel . . . 476
— Menschenskind! 476
Eisner, Volkslieder der Slawen . . 450
Fels, Begriff u. Wesen der Nation 433ff.
Felten, Das Rheinische Siebengebirge 472
Feuchtwanger, Vasantasena 474
Fischer, Die Vergessenen 450
Fuchs, Ein Erntekranz aus 100 Jahren tschechischer Dichtung 445
Goldberg, Deutsche Balladen . . . 451
Humboldt, In Südamerika 472
Kalmer, Europäische Lyrik der Gegenwart 443
Der hl. Katharina von Genua geistl. Zwiegespräch 470
Keller, Marie Heinrich 475
Knevels, Brücke zum Ewigen . . . 451
Lippl, Das Ueberlinger Münsterspiel. 473
Lissauer, Der heilige Alltag 449
Lüdeke, Balladen aus alter Zeit . . 450
— Ungarische Balladen 450
Luhmann, Die Abendstube 475
Lyonnard, Das Apostolat des Leidens 470
Mann-Jehse, Anthologie jüngster deutscher Lyrik 448
Mauel, Das Weihnachtsbuch . . . 452
Meyer-Eckhardt, Das Marienleben . 453
Pinck, Verklingende Weisen . . . 450
Prosch, Die sonnige Not 477
Rademacher, Das neue Leben in Christus 469
Roberts, Die Burg im Grase . . . 478
Röttger, Die moderne Jesusdichtung 451
Rudert, Die Mine der Azteken . . 478
Schiprowsky, Gottes Spielmann . . 452
Schmidt, Rasse und Volk 471
Schüler, Unterm Kreuz des Südens . 477
Schuster-Holzammer, Handbuch zur Biblischen Geschichte 469
Sergel, Saat und Ernte 447
Sudermann, Ehre 457
— Sodoms Ende 457
— Heimat 458
— Glück im Winkel 458
— Der Sturmgeselle Sokrates . . 458
— Frau Sorge 459
— Litauische Geschichten 459
— Der tolle Professor 459
Vesper, Deutscher Psalter 451
Wallace, Der Prinz von Indien . 478
Wilm, Ost- und Westpreußisches Dichterbuch 448
Zeitler, Deutsche Liebeslieder . . . 450

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Ueber Lyrik und Josef Feiten

Ist es so wenig, einem Menschen gegenüber zu sitzen? Ihm zuzuhören über seine Nöte, seine Erfolge, Ziele und Freuden? — Ja, sagst du, wenn der Mensch sich offen gibt, wie er ist . . . Wenn er nicht vor mir Theater spielt oder posiert . . . Und wo finde ich Menschen, die sich mir geben offen und natürlich, wahr, wie sie sind? Sagt nicht schon der Weise der Heiligen Schrift: Omnis homo mendax? Jeder Mensch ein Lügner!

Still, Freund. Es gibt doch noch solche Menschen. Von allen übrigen abgesehen, stelle ich dir eine Spezies Mensch vor, deren Beruf es sozusagen ist, ihr Inneres vor dir zu enthüllen. Zu enthüllen bis zur schmerzhaften Belichtung, bis zur schonungslosen Preisgabe. Diese Menschen sind die Lyriker.

Nun, nun, — lach nicht so laut. Nicht so ausgelassen belustigt. Ich weiß schon und stimme dir bei: Viele von ihnen sind Meister des Rollenspiels. Ihre Weise ist einstudierte Manie, nicht viel besser als die Mätzchen eines Komikers, der sein Publikum zum Lachen biegt. (Gegen Honorar natürlich!) Bei andern ist die priesterliche Geberde so unecht wie bei den verständnisinnig lächelnden Auguren. Auch für das Augenrollen und Zähnefletschen der Manifestanten jüngsten Angedenkens setzt bei dem Publikum nach dem ersten Schreck wohlwollendes Verständnis ein. Am widerlichsten aber erscheinen die Pubertäts- Studenten und Exhibitionisten, und sie werden nur noch übertroffen von jener nicht gar kleinen Gruppe, bei denen die Begriffe Kunst, Literatur und Lyrik wie Kandiszucker bei jedem Verse zwischen den Zähnen knirschen.

Nein, lieber Freund, wir brauchen nicht umzulernen. Trotz aller Revolutionen in der Literatur — ich habe schon etliche drei oder fünf, genau weiß man's nie, erlebt! — liegt Mörike noch selig auf seinem Frühlingshügel, zittert Eichendorffs blaue Luft noch verwunschen über den grünen Wipfeln. Peter Hille verströmt mit kindlicher Inbrunst noch heute sein ganzes Wesen in Naturseligkeit und Einfalt, und Liliencron kommandiert wie ein General über hunderttausend blitzende Schönheiten. Und was hätte sich geändert an der Herrschaft des westfälischen Edelfräuleins Annette Droste über Heide, Moor, Knick und die Nachtseiten menschlicher Seelenlandschaften, oder an dem wundervollen kindlichen Lallen, das ungebrochene, urfrische Natur einem Martin Greif auf die Zunge legte? Nein, lieber Freund, wir brauchen nicht umzulernen; der Reichtum echter deutscher Lyriker erlaubt jedem, zu seiner menschlichen Eigenart den rechten Versteher, Förderer und Vollender sich auszusuchen, und mag er dann die anderen allesamt zum Teufel jagen! Auch wenn ihnen ein noch so großes Tier von Kritiker oder ein ganz außerordentlich berühmter Professor ein Schild um den Hals gehängt hat: Hier ist das große Wunderwesen! Jeder muß ihn gelesen haben! Sonst bleibt er ein literarisches Kamel! — Gerade dann, lieber Freund, bleibe bockig und ... ein literarisches Kamel. Du versäumst nichts.

Nein, wir brauchen nicht umzulernen. Auch heute noch gibt es rechte und echte einfältige Dichter, die als Menschen sich zu dir setzen und mit dem Herzenstakt des schlichten Menschen ihre Kunst vor dir auftun.

Ein solcher Dichter ist Josef Feiten. Man braucht nur ein paar Zeilen von ihm zu lesen, dann spürt man die Herzwärme.* Ich greife einmal eins der am höchsten

* Zwei Gedichtbändchen von Josef Feiten liegen vor: Heimweh, zweite Auflage, Hausens Bücherei Nr. 87, Hausen, Verlagsgesellschaft, Saarlouis; Du Welt der Liebe, Vier Quellen-Verlag, Leipzig, gbd. M. 3,—. Darin ist der 1915 erschienene Zyklus ‚Ein Weg der Liebe' in vermehrter Auflage mit herausgegeben worden.

im Wortklang geformten Gedichte heraus, weil es den künstlerischen Willen und den Ernst der Haltung des Dichters am fühlbarsten kundtut:

Am Abend

Spät am schweigenden Abend,
wie zieht es mich immer und wieder,
Tempel der Kunst, zu dir
unwiderstehlich dahin.

Meister der schönen Gesetze
dann baue ich selber von neuem
aus den Trümmern des Tags
göttlicher Einheit Dom.

Köstliche Weihe der Stunde,
wenn suchend aus ordnendem Willen
einmal Versöhnung sich wölbt,
faltender Hände Gebet.

So in der zwingenden Schönheit
erdämmert von selber die Andacht,
in dem gezauberten Kleid
ist auch der Ewige da.

Siehe, ich knie schon danieder,
erlöst in die glühende Liebe —
Letzte Geräusche der Nacht
brausen wie Orgelsang.

Und hierzu nehme man im selben Buch ‚Du Welt . . . ' die Seite 84—87 stehenden Verse zum Thema ‚Dichter', in denen die Aufgabe oder der Sinn des Poeten einleuchtend so umrissen ist:

Niemals, und mögen Kulturen untergehn,
werden unter dem technischen Summen
Dichtungen altersschwach verstummen.
Vielmehr der Dinge Wucht und Dröhnen
heischt wilder noch ihr Weltversöhnen.
Dies All verlangt nach einem Sinn,
nach dem Beziehen aller Enden
und Tragen frei in reinen Händen
des Werkes Schluß wie Anfang, das „Ich bin."
Und dies ist Dichters Ruf und Inbegriff,
sein leuchtend Eiland und sein tückisch Riff,
dies soll er leben euch und lehren auch
und läutern, euch zu schlackenlosem Brauch.

Es ist schon wahr: Die Bedeutung eines Dichters mißt sich immer nach seiner Auffassung vom Dichtertum. Natürlich darf dann kein Mißverhältnis bestehen zwischen dieser Auffassung und der Auswirkung seiner Kraft und Fähigkeit. Dafür braucht einem bei Feiten nicht zu bangen.

Dazu dann der Mensch und seine Ideale. Das ganze Büchlein ‚Heimweh' ist ein Bekenntnis aus Kriegszeit. Mehr als ein Bekenntnis: Ein Sehnen aus dem Greuel des Menschenkampfes, der natürlich auch heute noch in ungeminderter Brutalität aller bösen Instinkte forttobt, hinaus und hinauf zu den Höhen bessern Menschtums, zum vergeistigten Menschen, zum Christen zu gelangen. Also das natürliche Ziel des wahren, denkenden Menschen. Im Krieg zeigte dieses Sehnen am erschütterndsten seine Berechtigung. Diese kleinen Schreie aus der Not, die Augenblicksbildchen aus Schlacht und Kanonenlärm, die Auseinandersetzungen mit der Seele und dem Selbst, sie wirken noch heute frisch wie gestern empfangen. So die tiefe Verzweiflung (S. 8) in Betrübte Zeiten:

Ein Dörfchen liegt so grau und matt,
Das nicht mehr Tag und Sonne hat.
Der Kirchturm schaut noch um ins Land,
Wohin der liebe Gott verschwand.
Die Glocken schwingen und singen nicht mehr,
Das halbe Dorf ist menschenleer.
Vom Krieg her pocht der dumpfe Schall,
Da siegt und liegt der Männerwall.
Nun ist ein Fenster trüb erhellt,
Hat eine Frau sich Licht gestellt.
Sie liest und schreibt von Lieb und Treu
Und daß Gott nicht gestorben sei.

Doch schon bald geht ihm der tiefere Sinn dieses ungeheuerlichen Geschehens auf: Gott weiß, was er mir will. Gehe ich, — es sind noch andre da.

Doch sind der Sünden noch zu viel,
Die Sühne zu gering,
Und wenn ich für mein Heil und Ziel
Noch einmal Gnad empfing,
Wie müßt' ich leben dann fortan
Dies schwere Leben hier,
Es war so vieles mißgetan
Und nicht zu Ehr und Zier —

bis er, ganz in den Sinn des Lebens durch Gnade eingedrungen, bekennt:

Wie ich dulde die Verbannung,
So erfüllt sich meine Pflicht,
Meiner Schmerzen größre Spannung
Wirft mich höher einst ins Licht.

So bekennt auch sein Liebesfühlen nur schlicht und echt, verschweigt nicht die Versuchung, die Kämpfe des Blutes, strebt aber fest und energisch dem Heimglück zu, obschon das Flattern und die – große Leidenschaft so viel interessanter wären. Bürgerliche Gefühle, enge Welt, – ach, es läßt sich wirklich wenig in literarischer Aufmachung damit anfangen. Ob man deshalb Feiten so wenig nennt und kennt? Es widerstrebt, aus dem innigen, oft wie seliges Liebes- und Glücksgeflüster tönenden Kreis der im Abschnitt ‚Heimglück' vereinigten Gedichte einzelne herauszugreifen; es wäre, als wenn gelöste Perlen den Kranz auseinanderbrächen. Man muß diese Lyrik ganz genießen.

So sei auch aus dem dritten Teil Te deum nur ein Gedicht mitgeteilt; nur deshalb, weil es zeigt, wie die Katholizität als ein Duft, als ein Geschmack das ganze

Wesen seiner Kunst naturnotwendig oder, wie das neue Wort heißt, wesenhaft durchzieht:

Kirchenfrühling

Frühling zieht in meine Sinne,
tagestrunken wank ich heim,
ehe ich noch Zeit gewinne,
knospet schon des Liedes Keim.

Pralle Zweige formen Felder
reich wie alter Fenster Blei,
Veilchen, Meisen, Himmel, Wälder
strömen ihre Farben bei.

In die glüh'nden Dämmerstunden
dröhnt die Merle den Choral —
und das Haupt voll Blut und Wunden
leuchtet mystisch mir einmal.

Es dürfte genügen. Der Rhein, die Eifel, Trier, — es hätte dessen nicht bedurft, um die Seele eines rheinischen Dichters zu entschleiern. Eines Menschen, bei dem dir wohl ist.

Also lade dir ihn ein in seinen Büchlein und halte mit ihm Zwiesprach, ihr allein.

Laurenz Kiesgen.

Das neue Theater

Der Begriff: „Das neue Theater" kann einen Doppelsinn haben. Ist das Theater neu, insofern es das tatsächlich erreichte Ziel einer Entwicklung ist, oder ist es ein von der Zukunft erhofftes Theater, dessen Grundlegung erst erreicht ist? In beiden Fällen würde die Frage zu stellen sein: Wer macht das Theater neu? Die Dichter, die Schauspieler (szenische Techniker eingeschlossen), oder gar das Publikum? Hans Brandenburg bietet in seinem Buche* „Erlebnisse, Forschungen, Forderungen". Also hier spricht ein Mann, der mitten drin steht, ein kenntnisreicher Mann, der beschwingt ist von äußeren, viel mehr von inneren Erlebnissen und vor allem von Ueberzeugungen. Daraus ergibt sich als Gesamtleistung ein Buch stark subjektiver Art. Aber das Buch ist mit Umsicht und Vorsicht geschrieben — und mit Begeisterung für alles Edle.

Für einen Künstler ist der Rundblick in die moderne Zivilisation wenig aufmunternd, denn er ist anspruchsvoll, d. h. er trägt und produziert Kultur: er hat eine Schar Eingeweihter nötig. Aber die Zivilisation raubt die Weihe. So wurde ein Buch möglich, wie es Oswald Spengler schrieb, — möglich, aber nicht notwendig. Ueber der feinen Kritik dieses Buches aus Brandenburgs Feder könnte der Leitsatz stehen: Die Kultur m u ß nicht untergehen, ja sie k a n n sogar nicht sterben; denn Künstler, auch Dichter werden immer geboren. Diese außerordentlich packend durchgeführte Kritik zeigt den Verfasser aber schon von seiner schwachen

* Hans Brandenburg: Das neue Theater. 588 S. Leipzig 1926, Verlag H. Haessel, geh. M. 12,—, gbd. M. 15,—.

Seite. Er neigt dazu, lapidar Urteile zu fällen, die geistreich und auch geistvoll sein mögen, die aber doch nicht immer so allgemein gelten können, wie er es wünscht. Die Wirklichkeit zwängt sie in eine gesunde Relativität hinein!

Der Ausgangspunkt für die Ergründung des künstlerischen Problems ist nicht originell: der Gegensatz, resp. die Beziehungen zwischen Inhalt und Form. Naturalismus, Romantik und Klassizismus werden besonders gewertet. Der Naturalismus schaltet selbstverständlich aus, da bei ihm der teilweise noch ungeformte Inhalt vorherrscht. Reiner und künstlerischer gestalten Romantik und Realismus. Aber die Romantik gipfelt in Lyrik und Musik, — inhaltlich in der Allbeseelung. Ihre Weltfremdheit läßt sie in der modernen Welt zurücktreten; aber ich glaube, sie hat auch wieder etwas ungemein Verlockendes, gerade für den Menschen der Zivilisation. — Der Realismus kann nicht erheben; denn er ist Kritik, Psychologie, Wissenschaft. Alle drei Richtungen überstrahlt der Klassizismus. Mit Recht betont Brandenburg, daß von den Klassikern erst ein deutsches Drama geschaffen wurde; aber er hätte hinzufügen müssen, daß auch damals das Theater nur für die Gebildeten bestimmt sein konnte. Die anderen erfreuten sich an Iffland und Kotzebue usw., also an „Kassenstücken". Für dieses Theater bedeutete das von Brandenburg stark betonte Barock nicht soviel wie für die deutsche Oper. Da wird die südlich-theatralische Art auch für die Bühne wichtig. Bei diesen Gedankengängen tritt zum ersten Male eine Einseitigkeit Brandenburgs in der Beurteilung des Fortschrittes in der Theaterkunst hervor: seine Vorliebe, den Tanz als Grundlage der theatralischen Bewegung hinzustellen. Aber noch ist uns in Goethes Faust die Euphoriongestalt nicht gleichbedeutend mit dem tragisch-tänzerischen Genius, wenn wir auch alle flachen Erklärungen dieser Partien ablehnen. Bei dieser Gelegenheit wird der Klassizismus als Formprinzip auch nicht streng genug gewertet. Goethe ist nicht durchaus apollinisch, Schiller nicht durchaus dionysisch. Das Apollinische spiegelt sich klar in Goethes Formgebung, — trotz seiner dionysischen Gedanken und Gefühle. Der philosophische Schiller gestaltet in so strenger Form, daß das Dionysische stark gebändigt erscheint. Das Problem ist alt, so alt wie die Kunst: das Dionysische wird Kunst in apollinischer Vollendung. So formt Schiller in seinen Dramen das Geschick der Menschen; er zeigt bewußt, daß nicht die Menschen allein es formen. Hebbel behauptet zwar, daß der Mensch frei sein Schicksal gestalte. Damit beginnt aber die psychologisch zersetzende Linie im Drama: Höhepunkte sind Ibsen und Strindberg. — Aber Schiller hinterließ ein neues Formelement, das Brandenburg besonders wichtig erscheint: den Chor, der die Handlung ins Musikalische hinein idealisieren sollte. Von da soll nun der Weg über Nietzsche zur Neugestaltung der Tragödie führen. „Tanz, Ton, Wort" bilden die Einheit jeder wirklichen Tragödie. So kann sie neu geboren werden, denn nach Nietzsche ist die Musik das unmittelbare Abbild des Weltwillens. — Aber dagegen spräche, daß die Tragödie doch Aktion des Leibes ist, zur Anschauung gebrachter Willensakt. In diesem Sinne deutet der Schillersche Chor auf die Gemeinsamkeit des dramatischen Erlebnisses hin, und das würde bedeuten: Rückkehr zur Urkunst, die Fest und Kult war. Sollen und können wir dahin zurück, können wir wieder dahin vordringen?

Erst auf Seite 248 (!) wird eine Frage zum eigentlichen Thema des Buches gestellt, nämlich die nach dem Wesen des Dramas. Brandenburgs Antwort ist nicht neu: Das Drama ist der lebendige, körperlich gegenwärtige, bewegte Mensch, und dieser Mensch bewegt sich in einer ästhetischen Wirklichkeit. Alles Anekdotische und Historische der Handlung wird also mit vergeistigt: das

tut die Sprache. Hier ist Schiller wiederum Musterbeispiel. Der Geistigkeit des Dramas stellt Brandenburg ihre Ergänzung gegenüber: Raum und Bewegung. Im Raum bewegen sich nicht nur die Schauspieler, in ihm sitzt auch das Publikum. Auch das muß weiterleben. Wie geschah das im Altertum, und wie geschieht es bei uns heutzutage? Der Unterschied entspricht wirklich den Gegensätzen: Kultdichter — Theaterdichter, Gemeinsamkeit des theatralischen Erlebnisses — Erlebnis der im Theaterbau getrennten abgestuften Klassen von „Gebildeten", volkstümliches — gesellschaftliches Theater.

Anschließend beurteilt Brandenburg die bisher herrschenden Formen theatralischer Darbietung: Oper, Puppentheater, Kino, modernes Theater. Die Oper wird gut charakterisiert, besonders Wagners Kunstwerk, leider aber nicht die Zeit nach Wagner. Das Puppentheater erscheint dem modernen Geist als Ideal eines Kulissen- und Vorhangtheaters. Es trennt den Zuschauer von einer empirisch als Scheinwelt erfaßten Bühnenhandlung. Es ist künstlerische Abstraktion und ästhetische Steigerung des Erlebnisses. Das Kino ist im anderen Sinne unwirklich — es ist eine naturalistische Bilderserie, ohne Raum, ohne Licht im Raum und ohne lebendige beseelte Bewegung. Bei der Charakteristik des modernen Theaters knüpft Brandenburg an die Begriffe: Stofflichkeit und Technik an, denn nur das sei neu, nicht aber die ästhetische Form, der bewegte Mensch. Dabei hat der Verfasser sich zu stark auf sein eigenes Werk: „Der moderne Tanz" eingestellt. Von hier aus will er neue, reine Quellen der Theaterkunst auffinden. Gewiß ist der Tanz ursprünglichstes Körpergefühl. Er trat schon lange aus Einzelleistungen heraus. Seine theatralische Bedeutung für die Pantomime hat Tairoff („Das entfesselte Theater") schon gewürdigt. Im Anschluß an R. von Labans Bestrebungen stellt nun Brandenburg den Satz auf (S. 421): „Das wahre Theater fängt nämlich nicht mit der Literatur an, sondern mit Bewegung, Fest, Spiel, Tanz, die das Wort erst in ihrem Gefolge führen." Das Theater hat uns nur „Milieu und Mimik" zurückgelassen. Hier wird ein Problem aufgeworfen, das den Schauspieler angeht. Reproduktive Bewegungen helfen nicht, sondern produktive! — Wie aber werden sie technisch bewerkstelligt? Ist nicht die ganze Schauspielkunst, wenn sie im Dienst eines klar geschaffenen Wortes steht, ebenso reproduktiv wie produktiv? Wie gestaltet denn der Schauspieler die Einheit: Körper = Geist = Seele? Und hat der Tänzer und die Tänzergruppe es nicht noch schwerer? — Aber man hat schon mit dieser Theaterreform begonnen. Was bisher geschah, weckt bei Brandenburg wenig Begeisterung; er meint, es sei alles in Szenerie und Inszenierung stecken geblieben. Sicher hängt auch die Blüte der Theaterkultur mit einer Blüte des Gesellschaftslebens zusammen. Die Zivilisation stört beides. Aber ein neues Feuer in der Darstellung und vor allem im dichterischen Trieb bringen schon Kultur. So muß auch der Verfasser immer wieder zur Erkenntnis kommen, daß reformerische Wirkungen relativ bleiben müssen. Denn die notwendige Gesetzmäßigkeit für das „neue Theater" können sie nicht schaffen, da sie sich den Gesetzen einordnen müssen, welche die Werke wirklich schöpferischer Talente enthalten. Und so wird die Wortkunst immer Haupttrieb sein, nicht die Bewegungskunst schlechthin. Denn diese wird, auch wenn sie schöpferisch ist, aus der Wortkunst oder aus der Zeichensprache des schaffenden Choreographen geboren, nicht aus einer außerdramatischen Technik. Die seelische Parallele: Rhythmus und Wort — Mimik und Bewegung ist wesentliche Projektion von der Bühne her in den Zuschauerraum. Der Zuschauer muß seelisch nachgestalten. Nicht Bühnenbild, nicht Sprechtechnik tun solche Wirkung, sondern das Abbild seelisch-

körperlicher Bewegtheit. Aber der Tanz ist für die Zuschauer viel zu abstrakt, als daß er Drama sein könnte. Ebenso ist freilich sicher, daß vom tänzerischen Studium her der Rhythmus des gesprochenen Wortes zu besserem Ausklingen in seelisch-körperliche Bewegung gestaltet werden kann. So würde an Stelle der erlernten Geste die rhythmische Vollendung treten, die aus der Architektur des einzelnen Satzes, der einzelnen Szene, des einzelnen Aktes sich ergäbe. — Dazu kommt noch, daß der Tanz nicht wie die Musik unmittelbar in das Gefühlserlebnis eingeht, sondern daß er den Gesichtssinn mitbeansprucht; und der beansprucht auch eine gehörsmäßige Interpretation durch den Ausdruck des „Gedankenrhythmus", das Wort!!

Brandenburg ist anderer Auffassung: Hauptzeuge für seine Ansichten ist Luserke in seinem Buch: ‚Shakespeare-Aufführungen als Bewegungsspiele'. Aber auch trotz dieses Buches wird man immer vom Gedankengehalt, besser: vom *seelischen* Gehalt aus zur Aesthetik des Schauspiels vordringen müssen, — gerade deshalb, weil ein echtes Drama nur durch die Aufführung lebendig wird. Die geistige und dichterische Architektur eines Dramas muß aber vorher den Interpreten klar sein! Trotzdem beharrt Brandenburg auf dem Standpunkt, Theaterkunst sei Raum und Bewegung, Tanz und Reigen, zu dem das Wort hinzukomme. Hier scheint also doch der Schwerpunkt der Reform bei den Schauspielern zu liegen. Aber Brandenburg und Luserke ziehen das Publikum als wichtigen Faktor hinzu. Allerdings hinkt Luserkes Vergleich, den Brandenburg aufgreift, sehr stark. Man kann das Publikum nicht mit dem Holz der Geige vergleichen, das den Ton der Seite zum Klingen bringt. Denn dieses Holz ist von Meisterhand zu einer genau bemessenen Einheit gestaltet. Gewiß, hätte man ein so geformtes Publikum, so hätte die Bühnenreform immer ihren Erfolg. Die Bewertung des Zuschauers gab übrigens Tairoff im letzten Kapitel seines Buches abschließend: „Dem Zuschauer muß im Theater die gleiche Rolle zugewiesen werden wie auch in den anderen eigenwertigen Künsten." Unser Theater kann das Volk nicht mehr als geistige Einheitlichkeit herbeirufen. Wir können unser Drama auch nicht mehr zurückdatieren auf den Kult des Altertums oder des Mittelalters. Es gibt keine einheitliche Weltanschauung mehr. — Darum wird Brandenburg trotz seiner Enttäuschungen nicht Pessimist; denn er findet eine befriedigende Formel für das, was das „neue Theater" sein soll. Es soll, wie Schiller es will, das Ideal ausprägen in allen sinnlichen und geistigen Formen; es soll Leben bringen und übermitteln; denn das Leben geht ebensowenig verloren wie die Kultur.

Das positive Ergebnis des Buches ist, an der aufgewandten Kraft gemessen, gering. Neue Wege, die wirklich ernsthaft in Frage kommen, findet Brandenburg nicht. Er belastet sich zu sehr mit der Kritik überkommener, zum Teil sogar überwundener Zustände. Dabei verlieren seine abschließenden Gedanken an Größe. Wohl wird das Erlebnis des Verfassers fruchtbar, da er jeden Einzelfall benutzt, zum Allgemeinen aufzusteigen. Der Rest des Buches ist eine Sehnsucht. Auch diese ist nicht neu, wenngleich sie leidenschaftlicher als je zum Ausdruck kommt — es ist Schillers, auch schon Lessings Sehnsucht nach dem deutschen Drama.

Johannes Peters.

Neue Literatur zur Buchkunde

Der Freund des Buches wird sich außer mit seinem Inhalt als Träger literarischen oder wissenschaftlichen Schaffens gelegentlich auch mit der äußeren Form und ihrem Werden, mit Fragen der Buchtechnik, Buchkunst, Buchgeschichte beschäftigen. Die buchkundlichen Kenntnisse werden oft auch zur besseren Würdigung der einzelnen Bucherzeugnisse nach der technischen und ästhetischen Seite hin dienen. Und besonders für die Verwalter der Büchereien wird es immer auch nützlich sein, nicht nur zu wissen, was in den von ihnen betreuten Büchern steht, sondern auch wie sie geworden sind, vertrieben werden usw.

Unter den Schriften, die hierher gehören, hat sich der 1002. Band der Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt' von Prof. Arthur W. Unger, Wie ein Buch entsteht nunmehr schon in 6. Auflage (Leipzig: Teubner 1926. 29.—33. Tausend) am besten bewährt. Er zeichnet sich aus durch das umfassende Material seines Inhalts, die Verständlichkeit der Darstellung und die reiche Illustrierung, die gerade bei einem derartigen Buche unerläßlich ist, das über so verschiedene Techniken berichtet. Der reiche Inhalt gliedert sich in folgende Gruppen, aus denen nur jeweils einige Punkte hervorgehoben seien: Geschichtliche Einleitung (Das antike Buch, Entwicklung von der Rolle bis zum Kodex, — bei den Japanern, Erfindung des Papiers, der Buchdruckerkunst, Buchhandel, Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel), Die Ausstattung des Buches (Formate, Schrift, Reproduktionsverfahren), Das Papier (verschiedene Sorten, Rohstoffe, Verarbeitung), Die Herstellung des Buches (Lettern, Setzen, Drucken in verschiedenen Techniken), Herstellungskosten und Kalkulation, Der buchhändlerische Vertrieb. Ein ausführliches alphabetisches Register macht das Buch auch als Nachschlagewerk geeignet, ein Literaturverzeichnis regt zu weiterer Beschäftigung mit Einzelfragen an. Was dem Buch aber seinen besonderen Wert verleiht, sind die vorzüglichen, z. T. mehrfarbigen Tafeln, die jeweils in der zu erläuternden Technik (Netzätzung, Offset-, Licht-, Kupfer-, Bromsilberdruck usw.) wiedergegeben sind, dazu weitere Abbildungen im Text. Dieser wird auch dadurch besonders abwechslungsreich und anschaulich, daß oft jeweils eine ganze Seite in einer anderen Schrift, auf anderem Papier, in guter oder schlechter Ausführung, gedruckt ist. So wird eine reiche Kenntnis der für die Herstellung eines Buches oder einer Drucksache zur Verfügung stehenden Materialien und Techniken vermittelt und dadurch auch für den Nichtfachmann mancher praktische Wink bei der Vergebung von Druckaufträgen gegeben. Der bei der Schwierigkeit der Herstellung gerade dieses Buches über das Buch überaus geringe Preis (geb. 3.— Mk.) macht seine Anschaffung jedem möglich.

Wer sich eingehender mit dem eigentlichen Buchdruck befassen will, wird mit Nutzen das Lehrbuch der Buchdruckerkunst von August Müller (Leipzig: J. J. Weber, T. 1) heranziehen, das auch bereits in elfter, verbesserter und vermehrter Auflage erschienen ist. Die Neuerungen auf den Gebieten der Schriftgießerei und des Maschinenbaus sind ausführlich berücksichtigt. Zunächst für die eigentlichen Jünger der schwarzen Kunst bestimmt, ist es infolge seiner verständlichen Schreibweise und der zahlreichen Abbildungen und Satzproben auch für den Laien in diesen Dingen recht geeignet. Besonders werden diesem auch die einleitenden historischen Kapitel mit den Proben alter Buchkunst sowie die Beispiele moderner Gelegenheitsdrucksachen manche Anregung vermitteln.

Zur Buchkunde gehört die Schriftkunde und zu dieser auch das Wissen um die

Kurzschrift. Da wir jetzt eine Reichskurzschrift haben und schon die wirtschaftliche Betätigung so vieler Menschen die Stenographie praktisch verwerten läßt, wird es vielen willkommen sein, auch über die Entwicklung dieser anscheinend so modernen Kunst im Altertum etwas zu erfahren. Ihnen schrieb Arthur Mentz unter dem Geleitspruch Gabelsbergers „Wer Meister werden will in der Redezeichenkunst, muß zu den Römern in die Schule gehen" ein Heftchen Antike Stenographie (Tuskulum-Schriften, H. 8, München: E. Heimeran). In leicht verständlicher Form wird gezeigt, wie Tiro, der Freigelassene Ciceros, aus den vorhandenen Buchstabenformen durch Vereinfachung seine Zeichen bildete und wie nach und nach die weiteren Kürzungselemente eingeführt wurden. Dann wird entsprechend die griechische Kurzschrift behandelt, Proben und Uebertragungen erläutern diese Ausführungen. Sodann wird ein Ueberblick gegeben über die weitere Entwicklung der antiken Stenographie, ihr Verschwinden im 10. und 11. Jahrhundert, ihr Wiederaufleben im Humanismus und ihr Fortleben in den englischen und französischen Systemen des 16. bzw. 18. Jahrhunderts sowie in den modernen deutschen von Gabelsberger und Stolze. Der Verfasser, dessen größere Geschichte der Stenographie in der Sammlung Göschen gleichfalls beachtenswert ist, hat den spröden Stoff in leichtester Form zugänglich zu machen verstanden. Dasselbe kann man von einem anderen Heft der Tuskulum-Schriften sagen: Eduard Stemplinger, Buchhandel im Altertum. Herstellung, Ausstattung und Preis des Buches, Fälschungen, kritische Ausgaben, Massenauflagen, berühmte Verleger und Verlagsorte, Autorenrecht und Autorenhonorar, Snob und Staatsanwalt, Buchladen, Antiquariat und Bibliothek, — das sind die Hauptpunkte des Inhalts. Wie ihre Aufführung schon zeigt, wird das Altertum hier ganz mit Fachausdrücken und Schlagwörtern der Gegenwart behandelt, und darin liegt gerade die Anschaulichkeit und der Reiz dieses Heftes, dessen Darlegungen auch durch gutgewählte Beispiele belegt und ergänzt werden. Diese Vorzüge und der geringe Preis (je 65 Pfg.) machen die beiden Heftchen in jeder Weise empfehlenswert.

Joseph Theele.

Führung der Jugend zum Schrifttum

In der Jugendschriftenfrage scheint sich der Entscheidungskampf vorzubereiten. Wer in der letzten Nummer der Jugendschriften-Warte (August 1927) die Düsseldorfer Rede des Vorsitzenden (Hans Brunkhorst) der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse (Vorort Hamburg) gelesen hat, der sieht, daß niemand in der Leitung dieser achtunggebietenden Körperschaft daran denkt, von Wolgasts Grundsätzen, die in der Erziehung zur literarischen Genußfähigkeit nicht sowohl ein sekundäres, sondern d a s Ziel sehen, die, um es kurz und bündig in den letzten Konsequenzen auszusprechen, den künstlerisch empfindenden Menschen anstelle des religiösen Menschen erstreben, auch nur ein Jota abzugeben. Das sind den Hamburger Führern solche axiomatische Selbstverständlichkeiten, daß es ihnen gar nicht nötig erscheint, auf Wolgasts pädagogisch-philosophisches Hauptwerk ‚Ganze Menschen' (Berlin, Verlag der Hilfe, 1910) auch nur einen Fingerzeig zu tun. Und doch wäre das nötig. Denn diese Wolgastsche Preisschrift würde, mehr gekannt und beachtet, die pädagogischen und politischen Absichten dieses aufrechten, lauteren, zielstarken Menschen, der einer der hervorragendsten Charakterköpfe unter den neueren Erziehern ist, klar und deutlich aufzeigen; diese Schrift würde insbesondere den katholischen Jugendschriftlern die große Kluft zeigen, die zwischen Hamburg und Düsseldorf, dem Vorort der katholischen Jugendschriften-Ausschüsse, klaffen muß. Doch darauf werden die beteiligten Kreise ja selber ihr Augenmerk richten.

Wolgast und die Nachfahren operieren mit einem literarischen Zielbegriff, den nachgerade in Deutschland jeder im Munde führt (und anbetet), der auf ‚Bildung' (nach Liliencronscher Ironie) Anspruch machen will. Daß dieser Begriff von der hohen Stelle liberaler Universitätswissenschaft geprägt und in Kurs gesetzt worden ist, macht die Sache in vieler Augen ungemein wichtig und ist sehr bezeichnend. Jeder will doch im Kreise dieser anerkannten Leute für ‚voll und ganz' angesehen werden! Wer zweifelt an Hauptmann, wer hat die Stirn, Hermann Hesse, Rainer Maria Rilke (schon der schöne Name!) und erst Goethe anzuzweifeln?! Es macht deshalb ein geradezu diebisches Vergnügen, Joseph Antz in seinem wichtigen, neuen Buche ‚Führung der Jugend zum Schrifttum' * nach einer Schau in kleinere, glücklichere Kulturgebiete auf Seite 9 folgende treffende Erkenntnis über unsere deutsche literarische Situation aussprechen zu hören: „Die neueuropäisch liberale Bildung, die durch Goethes Lebenswerk in Deutschland zum Siege geführt wurde, beherrschte das deutsche Geistesleben bis auf unsere Tage, und das dichterische Schaffen der Nation wurde notwendig künstlerische Formung bürgerlich-individualistischen Geistes, schließlich nur mehr eine Literatur der geistig Entwurzelten, eine Literatur für dekadente Literaten." Antz spricht hier mit der ihm eigenen Offenheit aus, was viele heimlich denken. Er stellt auch das „ästhetenhafte Abseitsstehen fast aller führenden Dichter" der Vorkriegszeit fest, um für unsere heutige Situation einen erfreulichen Umschwung, eine Abkehr von dem weitverbreiteten ethischen Indifferentismus festzustellen. „Ein Gefühl der hohen Verantwortung gegenüber der Menschheit, eine heiße Liebe zu den Mühseligen und Beladenen ringt in der Dichtung nach Ausdruck." Mit Nachdruck wird dann der unlösbare Zusammenhang von Dichtung und religiös-sittlichem Gehalt fest-

* Führung der Jugend zum Schrifttum, von Schulrat Josef Antz (16. Band der „Handbücherei zur Erziehungswissenschaft", herausgegeben von Privatdozent Dr. Friedrich Schneider), Paderborn 1927, Ferdinand Schöningh, 188 S., 8°, M. 3,90.

gestellt, wird vom Standpunkt der Kunst selbst „das unbestreitbare Recht, wie von dem der Pädagogik die unabweisbare Pflicht" betont, „die Werke der Dichtung auf ihren religiös-sittlichen Gehalt zu prüfen und sie von der Idee der deutschen Volksbildung aus für die Zwecke der Jugendbildung auszuwählen."

Mit dieser gerade in der gegenwärtigen Debatte interessanten Feststellung ist der Boden gefunden für die Untersuchung der Frage ‚Jugend und Dichtung'. Hier wird mit besonnener Nachdenklichkeit noch einmal über die Qualität des Jugendbuches gesprochen und seine dichterische Wertigkeit als notwendig erwiesen. Das „echtbürtige, der Jugend erlebnisnahe Schrifttum" wird als Bildungsgut für sie gefordert, und ich glaube wohl nicht, daß diese Forderung irgendwo an verantwortungsvoller Stelle heute noch auf Widerspruch stößt.

Besonders ergiebig und den sachkundigen Meister verratend ist der dritte Abschnitt, Das Buch als Begleiter der jugendlichen Entwicklung, worin nichts Geringeres als der Entwurf eines psychologisch begründeten Lehrplanes für Kinder und Jugendliche, also so etwas wie ein literarischer Kanon enthalten ist. Hier ist eine Liste von Büchern hineingebaut für die verschiedenen Stufen, Geschlechter und Verhältnisse, gegen die man in Einzelheiten wohl Einwände erheben könnte, die man aber als Ganzes vortrefflich nennen muß. Die Hauptsache: die Liste ist erprobt, nicht einmal, sondern in einer Lebensarbeit.

Bei der ‚Vermittlung der Dichtung' wird die auch heute noch weitverbreitete Verpöbelung der Dichtung in höheren und niederen Schulen nicht verschwiegen; noch ist Dichtung ein ‚Fach' wie alle die anderen Fächer. Aber erfreut atmet man auf, wenn man Antz als erstes und wichtigstes Vermittlungs-Mittel den — naturgemäßen Vortrag nennen hört! Endlich, möchte man rufen, denn das Wort ‚erarbeiten' drohte sich auch schon in dichterischen Bezirken aufzuspielen, und selbstdichtende Buben haben wir ja schon gehabt! Dieses Kapitel sei besonders auch Büchereiverwaltern zum Studium empfohlen, denen es um ein ‚Verhältnis' ihrer Entleiher zum Buch zu tun ist.

Daß es aber nicht nur um Dichtung und Kunst beim Buche sich handelt, daß Lesen und Lernen wie immer, aber heute mehr denn früher zusammenhängen, das zeigt das folgende Kapitel. „Nach den pädagogischen Ansichten der Gegenwart ist das Lesen als ein wichtiges Mittel des Lernens zu pflegen." Hier fällt ein Licht auf die Sachbücher, auf die belehrende Jugendschrift. Der am Schlusse des Abschnittes aufgestellte Plan über Bücher der Geschichte für Volksschüler und Jugendliche sagt besser als alles Theoretisieren, welche eminente Wichtigkeit das ordnende Nachdenken über diese Frage hat, welche segens- und verantwortungsvolle Arbeit hier an der Jugend geleistet werden kann.

Die Erörterung über Lesebuch und Einzelschrift, ob zusammen im Gebrauch oder einander ausschließend, fügt sich nun ungezwungen an und gibt Gelegenheit über die nachrevolutionäre, umfangreiche Arbeit in der Lesebuchfrage zu berichten. Der Laie denke nicht wegwerfend über diese Sache! „Noch niemals wurde in Deutschland eine so umfassende Sichtung und Ordnung unseres Schrifttums für die Zwecke der Jugendbildung vorgenommen", das ist wirklich so, und glücklicherweise haben die Katholiken dabei mit im Vordertreffen gestanden und ein brauchbares katholisches Lesewerk zutage gefördert. — Auf diesen Abschnitt folgt ein Plan für die Klassenlektüre der (dichterischen) Einzelschriften. Auch diesen Unterbau, Lesebücher der Volksschulen, aber auch der Mittelschulen und Gymnasien muß der Bibliothekar kennen; er muß wissen, was er aufführen kann auf diesem

Fundament, und muß sich hüten, in seiner Fort- und Volksbildungsarbeit die gebotenen Stützen zu mißachten.

So folgen dann noch zwei Kapitel: Erziehung zum Buche, das gleichsam die Summe der bisherigen Betrachtungen zieht, und Zur literarischen Fortbildung des Lehrers, das eindringliche und gutgemeinte Ratschläge für die — Ergriffenen bietet. Die Kalten werden nicht leicht erwärmt. Wer's nicht fühlt, erjagt es auch nicht. Immerhin wird die neue Lehrerbildung schon grundlegend all diesen Dingen gegenüber aufgeschlossen sein, und es ist vielleicht von hier aus ein ganz anderes Verhältnis zum Buche und zur Dichtung in der Zukunft zu erhoffen.

Joseph Antz gehört zu der kleinen Zahl von Schriftstellern, die schon früh dem Geheimnis des sprachlichen Ausdrucks, also des eigenpersönlichen Stils auf die Spur gekommen sind und sich des errungenen Gutes mit gelassener Sicherheit bedienen. Oft leitet er uns mit einem feinen, leisen Humor, öfter zwingt uns sein ungehemmter Ernst, der mit der Sache sachlich in eins wächst. Seine Schrift wälzt uns keine Steine unzerkaubarer Problematik auf den Weg, sie verschont uns aber auch mit dem Geraschel überflüssiger Papierfloskeln. Kurz und bündig, aber in edler, das heißt angemessener Form unterrichten uns diese Kapitel über eine wichtige Sache genußreich und zu angeregter Befriedigung.

Laurenz Kiesgen.

Eine Nachfrage nach dem Lieblingsbuch

Die Psyche des jungen Menschen, die nach Lesestoff hungert, ist vornehmstes Studium eines jeden, der in der Jugendbücherei arbeitet. Doch wie schwer ist es für den Bibliothekar, die Bibliothekarin, die im Dienste des Buches stehen, zu dem jungen Strom des Lebens aus ihrer in sich geschlossenen Welt vorzudringen! Starkes eigenes Erleben in der Jugend, das unverfälscht, kaum verblaßt sich in die Erinnerung hineingerettet, feines Empfinden für die Klänge der Zeit sind sicher die besten Richtlinien für die Auswahl und Empfehlung der Jugendbücher, doch muß praktische Unterstützung zu dieser notwendigen Veranlagung kommen, damit die ganze Weite des Gebietes erschöpft werden kann. Treffende Besprechungen von verantwortungsbewußten Menschen, wie die Bücherwelt sie gibt, sind sicher eine der wertvollsten Hilfen. Aber ist es nicht gut, auch von Zeit zu Zeit mal die Jugend zu hören, ihre Wünsche zu vernehmen? Unbefangen und ehrlich muß sie sich aussprechen, ohne fürchten zu müssen, daß die freimütigen Angaben eine scharfe Verurteilung erfahren. Gewaltsam ist noch nie der Geschmack eines Menschen verbessert worden. Vielleicht wird den Lesern, die in der Jugendpflege tätig sind, das Ergebnis einer Umfrage nach dem Lieblingsbuch (es wurde aus wohl zu verstehenden Gründen nicht in Form eines Aufsatzes erfragt) wertvoll sein.

Die 25 Mädchen der Untertertia eines paritätischen Oberlyzeums (Durchschnittsalter 13,04, zur Hälfte Katholikinnen) gaben folgende Bücher an: Siebenmal Papas Junge, von Henny Koch, zweimal Evchen der Eigensinn, von Henny Koch, Trotzkopf, von E. v. Rhoden, Nesthäkchens Backfischzeit, von E. Ury, Steffies Backfischzeit, von Magda Trott, Elschen Goldhaar, von Clementine Helm, Im Stieglitznest, von M. v. Felseneck, Lederstrumpf, von Cooper, Die Beatushöhle, Rheinzauber, Der Weg ins Leben; Barfüßele, von Auerbach, Das Margaretenbuch, von Th. v. Saldern, Das Buch der Leidenschaft, von W. Jansen, Lichtenstein, von Hauff, Ein Kampf um Rom, von Dahn, Das Kreuz im Venn, von Viebig,

Die letzten Tage von Pompeji, von Bulwer. Die letzte Angabe schien nicht ganz frei von häuslicher Beeinflussung zu sein, was bei den andern mit Bestimmtheit nicht anzunehmen ist. Was verraten uns diese Aussagen, die, obwohl einmalig, doch schon ein recht zutreffendes Bild eines bestimmten jungen Leserkreises geben? Hervorstechend ist der Stoffhunger der Dreizehnjährigen. Sie hat das harmlose Verhältnis zur Umwelt, wie es die erste Kindheit besitzt, verloren und hat sich auf sich selbst zurückgezogen. Bei der starken Beschäftigung mit ihrem Ich liebt sie es, sich in den Jungmädchenbüchern wie in einem Verschönerungsspiegel zu beschauen, oder sucht in „spannenden" historischen Erzählungen einen Ausgleich für ihre unklar unruhige, erwachende Seele. Der Inhalt ist in diesem Alter alles, die Form bedeutet nichts, die junge Menschenseele mit ihrem Gefühlsüberschwang drängt nach Erlebnissen — beim deutschen Mädchen bleibt dieses Verlangen meistens an die nähere Umgebung gebunden — und sucht sie, da die Wirklichkeit sie ihr vorenthält, in der Unterhaltung mit Gleichaltrigen oder etwas Aelteren und — im Buch.

Folgendes Bild ergab eine Nachfrage in der 26köpfigen Obersekunda einer paritätischen Studienanstalt (11 kath., 11 evgl., 4 israel., Durchschnittsalter 16, 19): Dreimal Das Schweigen im Walde, von Ganghofer, Zwei Menschen, von Voß, Waldwinter, Das letzte Märchen, von P. Keller, Jürg Jenatsch, Der Heilige, von C. F. Meyer, Die Ahnen, Soll und Haben, Die verlorene Handschrift, von Freytag, Immensee, Die Chronik, von Grieshuus, von Storm, Hungerpastor, Abu Telfan, von Raabe, Lagerlöf, Balladen und ritterliche Lieder von B. v. Münchhausen, Stephana Schwertner, von E. v. Handel-Mazzetti, Der Zauberberg, von Thomas Mann (unter dem Eindruck einer persönlichen Sorge), Balzac, Die Elixiere des Teufels, von E. Th. A. Hoffmann, Friedemann Bach, von Brachvogel, Der Kanzler Klaus von Bismarck, von W. Flex, Der Erbe von Ratcliff, von Young, Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christohh Rilke, von R. M. Rilke. Wir sehen: das mit 13 Jahren noch ganz vom Ich beanspruchte Mädchen ist mit 16, wenn es auch unter sehr starken Gefühlseindrücken steht, was Namen wie Ganghofer, Voß, P. Keller verraten, der Umwelt wiedergewonnen. Es verlangt deshalb, wenn auch unbewußt, Form, Gestaltung des Gehaltes, — in vielen Fällen ist es der historische, der der Phantasie großen Spielraum läßt. Das Drängen nach künstlerischer Form, wenn sie auch nicht immer rein empfunden wird, charakterisiert im allgemeinen dieses Alter, wenn es auf dem Bildungsweg ist. Jene, die ganz durch den sentimentalen Inhalt gebannt sind, sind Ausnahmen, zeigen eine tiefere Stufe in dem Entwicklungsgang an. Sicher ergibt eine Nachfrage bei 16jährigen Mädchen, die draußen im Leben, (in Büros, hinter Ladentischen) stehen, ein anderes Bild.

Ueberhaupt ist einer solchen einmaligen Rundfrage nicht zu große Bedeutung beizumessen, sie muß öfter veranstaltet werden. Alle Bücherberater (die natürlichen sind Eltern und Lehrer) sollten oft so vom jungen Menschen aus den Lesestoff sehen. Ihre Erfahrungen dürfen aber nicht nur für einzelne nutzbar gemacht werden, sie müssen fruchtbar werden für einen weiten Kreis! Dazu möchte dieser Aufsatz eine Anregung geben!

Maria Beermann (Bonn).

Der Dortmunder Katholikentag und die Volksbildung

Auf dem diesjährigen Katholikentag im Lande der Industrie wurde zum Gedächtnis Bischof v. Kettelers, der vor 50 Jahren starb, besonders das Soziale betont. Damit ist nicht nur die Arbeiterfrage gemeint, sondern die Sorge um unser gesamtes katholisches Volkstum. Wir wissen, daß die seelischen Werte unseres Glaubens uns allen immer wieder und immer mehr bewußt werden müssen, wenn sie uns nicht in der jagenden Zeit verlorengehen sollen. Nicht nur Kundgebung ist ein Katholikentag, sondern zugleich Besinnung und Anregung. Es will alles Gesagte später in Ruhe durchdacht, in den einzelnen Vereinen, im einzelnen Menschen seelisch verarbeitet werden.

Nuntius Pacelli wies darauf hin, beim Sozialen auch die katholischen Kulturwerte zu beachten: „Katholische Sozialpolitik ist nur möglich im Rahmen ziel- und wegbewußter katholischer Kulturpolitik." Damit betonte er vor allem die Pflege kultureller, seelischer Werte. Es war bei einem Katholikentag von selbst gegeben, daß auch von katholischer Volksbildung, von ihrer Bedeutung und ihren Aufgaben gesprochen wurde, denn auch sie pflegt seelische Werte.

Mit den Worten des Generalpräses Wolker über ‚Körperkultur und Gotteskindschaft' war selbstverständlich auch die rechte Kultur der Seele betont, nur eine Absage an bloße Aesthetik gegeben. Wie hier der lebendige Mensch mit seinen leiblichen und seelischen Kräften tief erfaßt war, so zeichnete Sonnenschein in seiner Rede über ‚Caritaspflicht' ein erschütterndes Bild des entwurzelten Großstadtmenschen: „Die Caritas muß verstehen, daß diese neuen Menschen zu besinnlicher, sittlich-religiöser Ueberlegung nicht kommen. Der ‚Goffine' ist mit der Großmutter ins Altersheim gewandert. Kein ‚Leben der Heiligen' zum Nachtisch mehr. Nicht mehr der Kalender des bäuerlichen Landes. Kein ‚Hinkender Bote'. Alles rasche Zivilisation! Zigarettengewölk in Stube und Café. Wanderschrift an den Dächern. Aufschreiende Lichter an den Kinopaläsen. Die Großstadt peitscht Menschen. Die Zeit ist ganz ‚Revue' geworden! Ganz Jazzmusik! Ganz Fliegertempo! Das ist das Schicksal der neuen Zeit!" Daß Wolker von der rechten Körperkultur sprach, wo die Volksbildung zunächst die geistig-seelische Kultur betonen muß, war auch für den Volksbildner wichtig, anderseits war das erschütternde Bild des Großstadtmenschen notwendig, um dem Volksbildner, von denen mancher hemmungslos der Verhimmelung des Radios zu erliegen droht, zu sagen, daß dieser gehetzte Mensch langsam zur Stille und zur Besinnung geführt werden muß, die aber durch solch ein Erzeugnis des jagenden Tempos, wie es das Radio im Grunde doch ist, niemals werden kann. Die seelische Kraft der Caritas wächst aus dem Erlebnis und der Besinnung, und Sonnenschein hatte schon recht, wenn er auf Dichtungen hinwies, die aus tiefem Mitleid die Not der Zeit darstellen, auf Herwigs ‚Sebastian vom Wedding' und ‚Die Eingeengten'. So mag hiermit eine Missionsaufgabe des Buches angedeutet sein. Gewerkschaftssekretär Kiefer, der über die ‚Rettung der christlichen Familie' sprach, wies u. a. hin auf Literatur, die die Ehrfurcht vor der Frau vernichtet, forderte tieferes Verständnis für den Wert der guten Lektüre, der katholischen Literatur insbesondere, wandte sich gegen die Vergnügungskrankheit und sprach von der Literatur als einem Mittel rechter Häuslichkeit. Ganz klar war in diesen Vorträgen die seelenzersetzende Not unseres jagenden Lebens gesehen, immer wieder kam uns die Abkehr vom Sensationellen und die Besinnung auf Sammlung seelischer Kräfte.

— So wandte sich Schulrat Antz in seinem Vortrag: ‚Katholische Volksbildungsaufgaben der Gegenwart' gegen Volksbildung durch einseitige Wissens- und Verstandeskultur, er sagte: „Nicht Wissen und Können allein oder vorwiegend machen die wahre Bildung aus: sie müssen harmonisch verbunden sein mit der Entfaltung unserer Gemütskräfte, mit der Zucht des Willens und dem Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit. Volksbildung ersehen wir darin, daß die geistigen Güter, die die Seele des einzelnen Menschen bereichern und zur Entfaltung zu bringen vermögen, von allen Volksgenossen erkannt und geliebt werden." Gewiß werden wir alle uns mühen um die Gesamtwerte unseres deutschen Volkstums, es wird sich zunächst wohl zeigen müssen in der Durchdringung unseres katholischen deutschen Volkstums mit seelischen Werten, auch mit denen des deutschen Gemütes. Volksbildung ist immer Beseelung der Menschen. Wir in der Bücherei müssen den Menschen nicht nur als Leser erfassen, sondern überall, wo wir ihm begegnen, in Vereinen, im Verkehr von Mensch zu Mensch, überall. Nie dürfen wir die Volksbücherei isoliert sehen, dann wäre sie etwas Totes. —

Der Borromäusverein hielt in Dortmund eine eigene, sehr gut besuchte Tagung ab. Prof. Behn sprach über ‚Buch und Gemeinschaft', zeigte, wie das Buch ein Mittel zur Gemeinschaftsbildung ist, daß manchmal nur kleine Gemeinden sich um Bücher scharten, ihre Ideen hinaustrugen, während andere Bücher wahre Volksbücher wurden, von denen viele Bücher der großen Gemeinschaft des katholischen Glaubens sind. Das katholische Buch hat die Aufgabe, Feuer katholischen Geistes zu entzünden, damit dieses immer neu die Gemeinschaft gläubiger Menschen bilde. Wenn vom katholischen Volkstum, von der Seele unseres Volks in diesen Tagen so oft die Rede war, so mußte doch wohl auch einmal von dem Schicksal eines schöpferischen Menschen, eines Dichters, gesprochen werden, denn er ist ja wie andere Führer des Volkes. So gab Franz Herwig ein Bild vom ‚Dichter im Ringen der Zeit', zeigte, wie ein Dichter das Erlebte formt und zum Bilde gestaltet. Hier wurde auch klar, wie Individuum und Gemeinschaft manchmal Spannungen erleben, wie sehr der in der Gemeinschaft lebende Einzelmensch als Dichter der Liebe, des Verständnisses und der Geduld seitens seiner Mitmenschen bedarf. — Aehnliches klang aus Prof. Lills Vortrag ‚Kirche, Kunst und Künstler'; er bat um Geduld, um Verständnis für die Schaffenden, man möge dem christlichen Künstler in das eigentlich Künstlerische nicht hineinreden, wenn er ehrlich um den Ausdruck seines christlichen Glaubens ringe. Daß auch für den Künstler bei einer Tagung, die dem Volke galt, Worte des Verstehens gesprochen wurden, war richtig, denn ein Künstler vermittelt seelische Werte, bildet mit an der Seele des Volkes, ist also ebensosehr Volksbildner wie der beste Erzieher. Dr. Getzeny betonte noch die Pflege der nationalen Kulturwerte. Diese liegt uns insbesondere ob in der Volksbücherei durch Vermittlung unseres echten Volksgutes. Beyerle's Worte waren eine Bitte um kulturelle Einigkeit der deutschen Katholiken. —

Katholische Volksbildung muß immer mehr Vermittlung seelischer Werte, Erfassen des lebendigen Menschen im jagenden, seelenzersetzenden, sensationsgepeitschten Alltag sein. So ist der Katholikentag uns Besinnung auf seelische Werte, die wir in der Bücherei zu vermitteln haben. Das Wort des hl. Karl Borromäus, mit dem Bischof Kaspar Klein seine Begrüßung schloß, sei uns im Alltag vor Augen: „Deo gloria, proximo utilitas, mihi labor! Gott die Ehre, dem Nächsten der Nutzen, mir die mühevolle Arbeit!"

Josef Zimmermann.

Anregungen für den Borromäussonntag und für Vorlesestunden

Mit dem Borromäussonntag beginnt gleichsam die winterliche Volksbildungsarbeit in den Vereinen. Gewiß wird auch im Winter mehr gelesen. So bedarf es nicht vieler Worte, um darauf hinzuweisen, daß der Borromäussonntag ein Ausdruck ernster, beseelter Volksbildungsarbeit sein soll. Er kann richtunggebend für die Bildungsarbeit in den einzelnen Vereinen sein. — Im Novemberheft der Bücherwelt 1926 wurden schon Vorschläge für den Borromäussonntag gemacht, hier sei noch kurz darauf verwiesen, daß die Zentrale Vortragsmaterial über den Borromäusverein, Flugblätter, Prologe usw. versendet. Auch weise ich noch auf das Spiel um das gute Buch von Mathilde Mathis ‚Der letzte Freund' hin. — Der Stoff für Vorlesestunden, der hier dargeboten wird mit kurzen Bemerkungen, ist nicht allein für den Borromäussonntag gedacht, sondern überhaupt für irgendwelche Vereinsabende, bei denen man etwas Gutes vorlesen will, um so die Unterhaltung des Abends auf einer geistigen und seelischen Höhe zu halten und zugleich wertvolle Bücher der Borromäusbibliothek bekannt machen zu können. Wohl immer empfiehlt es sich, Verfasser und Buch zu nennen. Es seien vom Volksbildner auch die Anregungen für Bildungsabende und Vorlesestunden in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift, ebenso die der ‚Volkskunst' Emil Ritters beachtet.

Da die Pflege des rechten Familiengeistes eine Hauptaufgabe unserer Volksbildungsarbeit ist, so dürfte es recht gut sein, einen Abend zu gestalten mit dem Thema: Der Lebenskreis der Familie. Zugleich möchte ich jedem Volksbildner das gleichnamige Buch Anton Heinens empfehlen, das für die Aussprache mit jungen Menschen über rechten Familiensinn wertvolle Anregungen gibt. Wenn ich diesmal ein Programm für einen Abend gebe, so bitte ich, dies nicht einfach zu kopieren, sondern selbständig aus dem anderen geordneten Vorlesematerial, das nach eigener Lektüre auszusuchen, was geeignet erscheint. Ich möchte keinem Volksbildner die Freude eigenen Suchens und Findens nehmen, sie ist etwas Wertvolles, ich will nur hinweisen auf dieses oder jenes zur eigenen Verarbeitung. Außerdem sind die Bedingungen für die Volksbildungsarbeit nicht überall gleich, so daß es keine allgemein gültigen Rezepte gibt. Als Programm wäre etwa denkbar: 1. Jammes ‚Marie' (Hegner, Hellerau) Kap. 1., S. 9—20, junges Vaterglück, das der Vater im Geigenspiel ausklingen läßt. 2. ein Wiegenlied, etwa von Max Reger oder Carl Loewe's ‚Schlaf, süßer Knabe, süß und mild' gedichtet von Matthias Claudius. 3. Ina Jens ‚Die gestohlene Teekanne' (aus ‚Maja' S. 31—37) oder ‚Das himmelblaue Kleid' (ebda. S. 50—63, Verlag Reinhardt, Basel). Es sind Kindsheitserinnerungen, voll Schalk und Streichen und doch besinnlich. 4. Eichendorff ‚Auf meines Kindes Tod' 8. Lied: ‚Von fern die Uhren schlagen'; ein ganz ergreifendes Bild von Elternleid. 5. Storms Gedicht ‚Trost': ‚So komme, was da kommen mag' ein Bild der Gattenliebe. Noch lieber freilich ist mir das so schöne, schlichte, erdhafte Gedicht von Klaus Groth: ‚Nu ween nich mehr un itt mal watl' Hier ist es mir leid, daß so viele die herrliche niederdeutsche Dichtung nicht kennen, gerade bei Groth sind schöne Kindheits- und Heimatbilder, etwa: ‚Still min Hanne', ‚Grotmoder', ‚Ik wull, wi weern noch kleen, Jehann', ‚De Kinner larmt', das herrliche ‚Dar liggt int Norn en Ländeken deep'. Bei beseeltem Vortrag ist das Niederdeutsche für viele wohlverständlich. 6. Peter Dörfler: ‚Mit Leib und Seel'. (Aus: ‚Am Eichentisch', Kösel, S. 204—209). Was der junge Mensch wird, ist gleich, wenn er es nur mit Leib und Seele wird.

7. Marga Thomé ‚Brüderchen und Schweſterchen' (aus ‚Mutterland', Kath. Schulorganiſation Düſſeldorf, S. 14—23). Entfremdung der Gatten und ihre Ueberwindung. 8. Gottfried Kellers Gedicht ‚Jung gewohnt, alt getan' mit der Erinnerung an die Mutter, die das Brot heilig halten lehrte. 9. Thomé ‚Frau Martha und ihr Sohn' (aus ‚Mutterland' S. 89—92) oder ‚Die Helferin' (ebda. S. 98—100), das Ringen um die Seele des heranwachſenden Kindes. 10. Klaus Groth ‚O wüßt ich doch den Weg zurück, den lieben Weg zum Kinderland', komponiert von Brahms (Verlag Simrock, Berlin), 11. Hebbels Gedicht ‚Großmutter'. 12. Peter Dörfler ‚Des Vaters Hände' (aus ‚Am Eichentiſch', Köſel, (S. 30—35). 13. Hansjakob ‚Wie der Hermesbur ſtarb' (aus ‚Wilde Kirſchen', Stuttgart, Bonz, S. 17—20). 14. Conr. Ferd. Meyer ‚Einem Tagelöhner', ein Gedenken an die mühſam ſchaffenden Menſchen. Vielleicht fügt man etwa nach 7. ein paar Worte über ‚Familie und Buch' ein. Bei Hans Hoppe ‚Lieder und Balladen' S. 30 (Papenburg, Heinrich Rohr) ſteht ein Gedicht: ‚Allegorie', worin er ſchildert, wie ein ſchlechtes Buch den Glauben raubte. Es kann etwa am Borromäussonntag verwandt werden. — Herzlich bitte ich, auch die weiteren Stoffangaben zu beachten, die für manchen Abend in Vereinen Anregung geben können. Sie ſind nach Gebieten geordnet.

1.: Kindheit. Johannes Butzbach erzählt in ſeinem Wanderbüchlein, ‚Chronika eines fahrenden Schülers' (Inſel-Bändchen), das er im Jahre 1505 ſchrieb, zuerſt von ſeiner Jugend am Main und vom Schuleſchwänzen, ſpäter von ſeinen Wanderfahrten, bis er ſchließlich Mönch in Maria-Laach wurde. Goethe ‚Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit' iſt etwas ſchwierig zum Vorleſen, vielleicht nimmt man die luſtige Stelle am Schluß des 2. Buches, Erſter Teil, wo die Kinder deklamieren und den guten Barbier ſo erſchrecken, daß das Seifenbecken ſich auf den Vater, der raſiert werden ſoll, ausgießt. Gottfried Keller hat im Anfang der Erzählung ‚Pankraz der Schmoller' eine köſtliche Stelle: Die Geſchwiſter Eſther und Pankraz und die Mutter ſitzen um eine Schüſſel Kartoffelbrei, graben Kanäle und Eſther leitet ihrem Bruder die Butterbrühe ab. Adalbert Stifter hat manche ſchöne Kindheitserzählung, z. B. ‚Bergkriſtall', allein, es läßt ſich etwas ſchwer ein Abſchnitt herauslöſen; hier empfehle ich ‚Das Heidedorf', Kap. 1: der Junge als einſamer König der Heide mit ſeinen Träumen. Von Theodor Storm ſei genannt ‚Der kleine Häwelmann', der durch den Weltenraum ſegelt, dann die erſten Kapitel aus ‚Immenſee' mit der Jugend, die in der Dämmerung vor die Seele des alternden Mannes tritt. Desgleichen Brentanos ‚Chronika eines fahrenden Schülers', wo ein junger Menſch von ſeiner Mutter erzählt (die erſten 15—20 S.). Sehr fein iſt des Malerpoeten Hans Thoma ‚Plauderei über Kinderdichtung' (ſ. Saedler, Hans Thoma als Meiſter des Wortes, M. Gladbach, Führerverlag, S. 75—79): Klein-Liſa ſagt dem Wald gute Nacht in Verſen. Peter Dörfler ‚Als Mutter noch lebte' (Herder), S. 97—105. Die Mutter erzählt den Kindern, ebenſo Möddersch Oſe in Linzens ‚Marte Schlichtegroll' 1. Bd. S. 136 ff. (Köſel). Anna Richli hat eine ſchöne Geſchichte von Kinderfreundſchaft ‚Der kleine Paßwächter von Tſchamut' (Köſel, Höhenleuchten, S. 153—188). Friedrich Schnack ſchrieb ‚Beatus und Sabine' (Hellerau, Hegner), eine Kindheitsdichtung von großer Schönheit, woraus etwa vorgeleſen werden könnte: die Darſtellung des Zirkustreibens (S. 62—68) oder der Schule (S. 95—100). Kinder erzählen ſich gegenſeitig etwas in Paula Groggers ‚Grimmingtor' (Oſtdeutſche Verlagsanſtalt Breslau S. 73—78). Der bekannte Jon Svenſſon könnte etwa in ‚Abenteuer auf den Inſeln' (Herder, S. 71—79: Die Nacht in dem Heuſchober) zur Darſtellung kommen. Paul Keller iſt in ſeinen kleinen Geſchichten durchweg glücklich, z. B. das

lustige ‚Eveline', eine Puppengeschichte (Niklasschiff, S. 61—72); ‚Die Gewissenserforschung' (aus ‚Stille Straßen', S. 96—105), ‚Wie ich mit dem lieben Gott im Schlitten fuhr' (ebda., S. 106—116). Schließlich hat auch die lustige Geschichte von dem Iren Sheehan ‚Topsy', einem Hund, der sich durch die Liebe zum Baby zurückgesetzt fühlt, einen Platz unter den Kindheitsschilderungen in der Familie (Sheehan ‚Der Ausgestoßene' u. a. Erzählungen, Hausens Bücherei Nr. 22). Dann sei genannt Johann Peter „der Richterbub" (Herder S. 19—22), das Hirtenbüblein auf der Weide. Maria Homscheid erzählt von einem Kinderspiel und seinem unglücklichen Ausgang (aus ‚So weit der Kirchtum schaut', Paulinus-Druckerei, Trier, S. 9—52: ‚Vorgesicht'.) Laurenz Kiesgen spricht schalkhaft von Kinderstreichen: ‚Der Kampf um die Brücke' zwischen den Kölner und Deutzer Jungen am Kaisersgeburtstag (‚Unseres Herrgotts Kostgänger', Bachem, S. 43—56), ähnlich Georg Heim in ‚Heitere Geschichten' (Kösel, S. 5—8): Der erste Glaubenszweifel. Josef Feiten schrieb eine ernste, liebe Kindergeschichte, Nikel und Goldköpfchen' (Hausens Bücherei S. 3—38); dem ‚Heidedorf' Stifters nicht unähnlich ist die Kindheit von Professor Wendelin (in Boßharts Buch ‚Im Nebel', Grethlein, S. 143—156). Auch sei an die Kindheitserinnerungen Hansjakobs ‚Aus meiner Jugendzeit' (Bonz), an Peter Scherer ‚Im alten Säkulum' (M.-Grünewaldverlag, Mainz) und an das schlichte Büchlein von Johannes Laicus ‚Aus der Kindheit' (Hausens Bücherei, etwa S. 18—30) erinnert. Nicht vergessen will ich das lustige Büchlein von Clemens Wagener ‚Kinder untereinander' (Volksvereinsverlag), etwa: Der trojanische Krieg (S. 36—42), Kochen spielen (S. 47—51), Bei der Schularbeit (S. 74—81). An Gedichtesammlungen weise ich hin auf: Lissauer ‚Das Kinderland im Bilde der deutschen Lyrik' (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart), von demselben ‚Der heilige Alltag' (Berlin, Propyläenverlag), ferner ‚Herold' ‚Das Lied vom Kinde' (Berlin, Vobach), manches ist auch in Wibbelt ‚Was die Freude singt' (Vier-Quellenverlag, Leipzig). An weniger bekannten Gedichten nenne ich noch Gezelle ‚Gedichte' (Inselverlag, S. 27, ‚Mütterchen', S. 28, ‚Das Neugeborene'), in Vlämische Dichtung (Diederichs, Jena) S. 3: ‚Der Buhmann', S. 9: ‚Der Waffelesser', beide von Rene de Clercq, sehr fein.

2. Die Eltern. Ueber die Beziehungen der Gatten zu einander handelt öfter Marga Thomé in ‚Mutterland' (Kath. Schulorganisation, Düsseldorf, in kleinen Erzählungen). Hierhin gehört auch Anna Schieber ‚Amaryllis' (Salzer, Heilbronn): ‚Wer Gottes Fahrt gewagt', mit dem schweren Frauenschicksal, das sich am Kindesgrabe offenbart. Anna Richli schildert in ‚Die Getreuen' (in ‚Schatten im Licht', Eugen Haag, Luzern, S. 179—198) eine große Gattenliebe auf den Eisfeldern Rußlands im Jahre 1812. In Hémon ‚Maria Chapdelaine' (Rascher, Zürich, S. 214—228) erzählt der Vater seiner Tochter während der Totenwacht bei der Mutter von ihrer treuen Hilfe. Wilhelm Raabe hat ein zartes Bild von der Mutterliebe in seinem ‚Hungerpastor' (Klemm, Berlin-Grunewald, S. 15—27), auch Hertha Pohls Geschichte von den ‚Mutteraugen' (in ‚Armes Volk', Franke, Habelschwerdt, S. 5—10) ist schön, ähnlich Paul Keller ‚Die Mutter' mit ihrem blinden Kinde (in ‚Niklasschiff', Schöningh, Paderborn, S. 163—167). Noch hinweisen möchte ich auf Feiten ‚Mit den Kindern spielen' (aus ‚Bunte Fracht', Junfermann, S. 112—116). Besonders sei aufmerksam gemacht auf die Volksmären über Mutter und Kind in: Ferdinand Benz ‚Rauhnacht, in der Rockenstube' (Dieterich, Leipzig, S. 127—137). Vielleicht darf ich noch nennen das Märchen von Grimm ‚Das Tränenkrüglein' und wohl auch seinen ‚Bärenhäuter', den ein braves Mädchen erlöst und heiratet. Das Buch von Rathgeber ‚Deutsche Frauen 1. Bd., S. 9—24) gibt ein Bild von einer tapferen Mutter, der hl. Hedwig, besonders

schön ist das Bild der heiligen Monika in: Augustinus ‚Bekenntnisse' Buch 9, Kap. 8—12. Hie und da lassen sich die unter ‚Kindheit' genannten Erzählungen auch hier verwerten. — An Gedichtsammlungen ist hier wohl die beste: Peter Bauer ‚Die Weggetreuen' (Herder), dann Fritz Droop ‚Mutter' (Gengenbach u. Hahn, Mannheim), Clementz ‚Mutter' (Bachem), ‚Das Lied der Mutter' (Volksverein), dazu gehören noch die schon unter ‚Kindheit' genannten Sammlungen. Ich will noch an Gedichten nennen: von Anton Aulke: ‚An den Ungeborenen', ein Vater an seinen künftigen Sohn (aus ‚Verloren ist das Schlüsselein', Schöningh), Matthias Claudius ‚Christiane', das von seinem toten Kinde erzählt, übrigens auch vertont), Willem Gijssels ‚Der Kindersarg', tiefergreifend (Vlämische Dichtung, Diederichs, S. 69), das lustige Gedicht vom ‚Ohmchen', das immer vertrecken will, von Lambrechts (Vlämische Dichtung, Diederichs, S. 87).

3. Heranwachsende Jugend. Marga Thomé hat dies Thema auch in ihrem schon genannten ‚Mutterland' erzählend behandelt. Boßhart zeigt in ‚Vierzehn' (aus ‚Die Entscheidung', Grethlein, S. 250—276), wie ein Vater seinen Sohn vor Diebstahl zu bewahren sucht, in ‚Der erste Lohn' (ebda.) ringt eine Mutter um die Seele ihres Kindes, die der Habgier verfallen will. Von demselben sind auch ‚Die Schützenbecher' (aus ‚Erdscholle', Grethlein, S. 232—245), wo die Mutter den Sohn vor der Trunksucht schützt. Hierher gehört noch Eichendorff ‚Aus dem Leben eines Taugenichts' mit seiner Fahrt in die Welt (Kap. 1). Die lustige Geschichte von Troug-Saluz ‚Die Tönnetts' (aus ‚Das Erbe', Reinhardt, Basel, S. 99—130) von dem knorrigen Vater und der Liebe des Sohnes zu einem Mädchen paßt auch hierher. Noch mancherlei ließe sich nennen. — An Gedichtesammlungen kommt noch hinzu Jakob Kneip ‚Der Gefährte' (Diesterweg, Frankfurt), eine in vieler Hinsicht reiche Sammlung.

4. Später. Schön ist die Heimkehr von Felix in Stifters ‚Heidedorf' Kap. 3., wo das Wort steht: ‚Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt, und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz'. Theodor Storm hat im ‚Immensee' die Jugenderinnerungen eines alten Mannes dargestellt. Die Mutter versöhnt den Vater mit seinem Sohn in ‚Frau Barbaras Erlösung' (Anna Richli ‚Im Mantel der Liebe', Kösel, S. 71—108). Sehr schön ist das Opferleben einer Mutter in ‚Ißa und die Mutter' (Boßhart ‚Träume der Wüste', Grethlein, S. 215—235). Hertha Pohl erzählt in ‚Die Mutter', wie die Tochter für die Mutter ein Opfer bringt (‚Armes Volk', Franke, Habelschwerdt, S. 86—99), Sohn und verbitterte Mutter finden sich in ‚Der Sohn' (ebda, S. 107—111). In Shakespeares ‚König Lear' ist das Schicksal eines alten Vaters, der geheuchelten und der unbeachteten echten Kindesliebe ergreifend dargestellt. Das Los alter Menschen erleben wir warnend in ‚Ausgedient' (Boßhart ‚Opfer', Grethlein, S. 163—198). Eine traurige Heimkehr schildert Maria Homscheid in ‚Das Wegwarthäuschen' (aus ‚So weit der Kirchturm schaut', Paulinus-Druckerei, Trier, S. 55—60). Paul Keller erzählt vom Opfer einer Tochter in ‚Die Briefe der Tochter' (aus ‚Das königliche Seminartheater', Bergstadtverlag, S. 159—171). Es dürfte noch hierher gehören: ‚Großvaters Hände' von Wilh. Hay (aus ‚In meiner Heimat Haus', Junfermann, S. 19—22).— Hiermit dürfte wohl mancherlei Anregung gegeben sein für den Borromäussonntag und für das Vorlesen. — Herzlich möchte ich um Mitteilung über die gehaltenen Borromäusabende und Vorlesestunden bitten.

Ueber ‚Buchausstellung vor Weihnachten', die guter Vorbereitung bedarf, war schon im Novemberheft der Bücherwelt 1926 etwas gesagt; es sei hier noch darauf verwiesen. Josef Zimmermann.

Tschechische Literatur

Die tschechische Literatur des abgelaufenen Jahres steht im Zeichen des Lachens, der Satire und des Humors. Das patriotische Pathos der ersten Nachkriegszeit, die krampfhafte Ueberspannung der revolutionären Ideale löst sich in der mit bitterem oder resigniertem Lachen aufgenommenen Erkenntnis, daß sich im neuen Staat nur einige Embleme geändert haben, die menschliche Gesellschaft mit ihren Schwächen und Lastern aber unverändert geblieben ist.

Den bedeutendsten Ausdruck hat diese Stimmung in dem Drama „Adam Stvořitel" (Adam der Schöpfer) der Brüder Čapek gefunden. Der Revolutionär zerstört mit der „Kanone der Negation" diese seiner Ansicht nach so schlechte Welt und wird nun von Gott verurteilt, eine neue, bessere zu schaffen. Er geht auch nach anfänglichem Zaudern an das große Werk, aber seine Erwartungen werden grausam enttäuscht. Die neuen von ihm und seinem Alter Ego, dem Organisator, geschaffenen Menschen sind um nichts besser als die alten. Das „ideale" Weib, das sich der neue Adam erschafft, kehrt ihm verachtend den Rücken und folgt dem Uebermenschen, in dem Adam einen Gefährten erhofft hatte. Er sehnt sich nun nach einem liebenden Weib, um dann durch das Weibchen fast zur Verzweiflung getrieben zu werden. Sein Alter Ego, den er sich schließlich schafft, entreißt ihm das Geheimnis der Schöpfungskraft, um nun Massenmenschen serienweise nach einer Form zu gießen. Es kommt zur Teilung der Welt zwischen den Menschen Adams, die sich ihre Individualität bewahrt haben, und den Massenmenschen des Andern. Krieg bricht aus, die beiden Schöpfer werden von ihren Geschöpfen abgesetzt, es wird deklariert, die Welt sei aus sich selbst entstanden, und schon will Adam sein Werk wieder vernichten, als ein Kretin, der aus dem Rest der Materie durch einen Fußtritt geboren wurde, sich unheimlich vermehrt und mit allen Kindern trotz größten Elends lebt, dagegen Einspruch erhebt. Ihm allein gefällt diese Welt, weil er hofft, es einmal besser zu haben. Schließlich wird den beiden Schöpfern ein Tempel erbaut, sie selbst aber, die bei dem Kretin Zuflucht gefunden haben und sich nun als Bettler in dem Tempel ausruhen wollen, werden von den Priestern verjagt. — Wie man sieht, stecken tiefe Gedanken in dieser bizarren Handlung, die Personen sind scharf umrissen, wenn auch oft zu schattenhaft, der Dialog ist geistreich und witzig, doch schadet schließlich dem Ganzen die relativistische Weltanschauung der beiden Verfasser. Alle Richtungen und Parteien bekommen ihr Teil ab, der Idealist wie der Materialist, und der liebe Gott stellt sich auf die Seite des Kretins, dem diese Welt in ihrer Ziel- und Ratlosigkeit gefällt.

Ein ungeheueres Pamphlet auf die neuen Reichen in der Tschechoslowakei ist das Lustspiel Milos Binars „Kavaliri" (Kavaliere). Natürlich sympathisiert diese Gesellschaft mit dem alten Oesterreich, treibt schmutzige Geschäfte mit Wiener Juden, Ausschweifungen ärgster Sorte sind an der Tagesordnung, aber das Thema ist nicht durchgearbeitet, der Satiriker steht nicht über der Handlung und ersetzt durch krasse Effekte, was ihm an Logik und dramatischem Gefühl fehlt.

Schon vor einigen Jahren geschrieben, aber erst jetzt aufgeführt, verdient die Komödie „Hrobka" (Die Gruft) von dem Sozialisten Jaroslav Hora Erwähnung, allerdings nur wegen der einen lebendig und köstlich gezeichneten Gestalt des Landstreichers Babuška, der sich in seiner derb volkstümlichen Weise gegen das patriotische Phrasentum, aber auch gegen die Nachäffung des amerikanischen Lebensstiles wendet.

Auf höherer Stufe, wenn auch dramatisch nicht restlos gelöst, steht das satirische Drama des Theaterkritikers Jaroslav Kolman-Cassius: „Jaknáspoznamenala" (Wie er [nämlich der Krieg] uns gezeichnet hat). Es ist die Tragödie eines Invaliden, der durch den Verlust beider Arme aus einem Raufbold zu einem gütigen Menschen gemacht wurde. Das Milieu der Kleinstadt während und nach dem Krieg, der alle Bande der Scham und des Anstandes lockert und Geld- und Genußgier erweckt, ist mit sicherer Hand gezeichnet; die Satire gilt sowohl den neuen Reichen wie der Ausländerei.

Gegenüber der Flut von Komödien und Lustspielen tritt das ernste Drama ganz zurück. An einen erhabenen Stoff wagte sich Stanislav Lom in seiner „Kajicí Venuše“ (Die büßende Venus). Maria Magdalena wird uns hier als Kurtisane und Beischläferin des Pontius Pilatus vorgeführt, bis sie durch Christus diesem Leben entrissen wird, aber nur um sich mit der Lanze, die Christi Herz durchbohrt hat, selbst den Tod zu geben. Christus wird zwar als erhabener Mensch, aber doch als Mensch vorgestellt, die Mutter Gottes ist schon schwer verzeichnet, die Wandlung in Magdalena psychologisch falsch begründet und ihr Tod eine unzulässige Vergewaltigung der Bibel.

Die nicht zu übertönende Stimme des Gewissens ist das treibende Element in Ladislav Novaks Drama „Svědomi“ (Das Gewissen). Ein junges Bauernweib erschlägt dem Geliebten zuliebe ihren Mann, der ein Säufer ist. Der Mord bleibt infolge günstiger Verhältnisse unentdeckt, aber ihr Gewissen treibt sie schließlich dazu, sich die Schuld durch Selbstanzeige vom Herzen zu schaffen. Schönherrs Einfluß ist hier nicht zu verkennen, doch kommt hier das sittliche Prinzip stärker zu Wort, als oft bei dem österreichischen Dichter.

Der Antiklerikalismus der Tschechen kommt in zwei Stücken zu Wort: in dem Schauspiel „Na horské fare“ (In der Bergpfarre) von Josef Hais-Tynecký, dessen Held ein Kaplan ist, der gegen die „Vorurteile“, namentlich den Zölibat kämpft, und in dem groben Pamphlet gegen Kirche und Priester von Jaroslav Tumlíř „Nemravný život“ (Unsittliches Leben).

Die satirische Welle, von der die letztjährige tschechische literarische Produktion getragen wurde, ergriff auch den Roman. Seit Sv. Čechs Brückiaden erschien nun zum erstenmal wieder ein humoristischer Roman von dem begabten Brünner Schriftsteller Rudolf Těsnohlídek unter dem Titel „Vrba zelená“ (Grüne Weide). Eine zusammengewürfelte Brünner Gesellschaft wird durch Hypnose ins dreißigste Jahrhundert versetzt und findet sich in den Veränderungen, die in der Menschheit seither vor sich gegangen sind, kaum zurecht. Die Menschen sind durch den Sport, der jetzt ihre einzige Beschäftigung bildet, wieder in den Naturzustand gekommen, die Städte und Fabriken sind verfallen, Mann und Frau haben die Rollen gewechselt. Die Umgangssprache ist das Rotwelsch, die Sprache der heutigen Gauner, und einer der berüchtigtsten tschechischen Straßenräuber Babinský ist gar der oberste Heilige geworden. Nur eine jüdische Schenke hat diese Wandlungen nicht mitgemacht, und dort ist auch die alte Gesellschaftsordnung mit Unterordnung der Frau unter den Mann aufrecht geblieben. Dieses Thema gibt Anlaß genug zu satirischen Ausfällen auf die Verschrobenheit der heutigen Zeit, aber sie sind nie bissig, sondern eher in mitleidiges Lächeln gehüllt. Leider geht dem Autor bald die Phantasie aus, so daß er sich wiederholt und die im Stoff gegebenen Möglichkeiten bei weitem nicht ausschöpft. Am gelungensten ist die Figur des Kutschers, der sich am schnellsten in die so auf den Kopf gestellten Verhältnisse einfügt und mit seinem treffenden Witz die Situation wiederholt rettet.

J. Jahoda entrollt in den Erzählungen „Chodáci“ (Landstreicher) nach Gorkis Vorbild ein ergreifendes Bild des Lebens dieser Heimatlosen, die er selbst befragt hat. Gründlich zerstört er die Illusion von dem romantisch-freien Leben dieser Menschen und zeigt den erschreckenden Kampf ums Dasein und um das Weib, der in diesen Kreisen mit den äußersten Mitteln geführt wird.

Die Sehnsucht nach dem freien, ungebundenen Leben in der Natur, die als Gesundquell für die durch die Zivilisation verderbte Menschheit angesehen wird, lebt aber immer noch fort und fand in Jan Vrbas „Divoženky“ (Wildweibchen) ebenso wie in Karel Sezimas „Hudba samoty“ (Musik der Einsamkeit) neuerdings lockende Verkörperung. Vrba ist unübertrefflich als Schilderer des Waldes und seiner Bewohner, der Förster und Heger, namentlich im Liebesleben zeigt er den gleichen Rhythmus auf, der sie beide durchzieht, aber im Gegensatz zu früheren Werken, hält er jetzt den Begriff der sittlichen Pflicht doch fest und betont die Naturgewalt, mit der jede Schuld die Katastrophe nach sich zieht. — Sezimas Held ist ein Redakteur, der in die Bergeinsamkeit flüchtet, um seine Nerven ausruhen zu lassen, und der dort durch die animalische Liebe zu einer Magd, die dann

wieder ohne Ansprüche in ihren Kreis zurücktritt, das Verständnis für das Volk findet, was ihm, dem Gebildeten, erst ermöglicht, sozial wirksam zu werden.

Die soziale Frage, die hier berührt wird, bildet das Thema des bei aller Einseitigkeit doch bemerkenswerten Romans ‚Brody' (Fürth, tschechisch-bayrische Grenzstadt) von Benjamin Klička. Ein Arbeiter (heimgekehrter Legionär), ein vom Kapitalismus ebenso ins Elend gestürzter Ingenieur und die Tochter des Fürther Großindustriellen und Ausbeuters Pressinger gehen daran, eine neue sittliche und soziale Ordnung zu schaffen. Beide Männer sind uneheliche Söhne des Fabrikanten, der überhaupt ein Ausbund aller Schlechtigkeiten ist. So sehr sich aber auch der Verfasser als Marxist bekennt, so übt er doch schärfste Kritik an der sozialistischen Partei und sucht auch durch Einbeziehung des Ingenieurs in den Kreis seiner neuen Menschen den Unsinn der Klassenkampftheorie zu bekämpfen. Der Wert des Romans liegt jedoch ausschließlich in der ungewöhnlichen Figur des Arbeiters Rys, der nicht aus Sozialismus, sondern aus angeborener Menschenliebe das Elend seiner Standesgenossen zu lindern versteht und ihnen das Beispiel eines Menschen gibt, der durch Entschlossenheit und Tatkraft seine Gegner entwaffnet. — Die Arbeiterwelt mit ihren anarchistischen und sozialistischen Strömungen stellt auch Josef Čihelka in seinem Prager Vorstadtroman ‚Vášně' (Leidenschaften) dar. Er sucht den moralischen Tiefstand, der sich hier offenbart, einerseits durch das Elend, andererseits durch den Hinweis auf das ausschweifende Leben der Kapitalisten zu entschuldigen, ja findet sogar in dem lasterhaften Leben eines Arbeitermädels einen gewissen Heroismus. Dieser Standpunkt hebt freilich die sonst richtige Auffassung auf, daß schließlich auch in diesen Menschen aus den Tiefen der Gesellschaft sich immer noch ein guter Kern findet.

Ein Bild des Elends der Kriegszeit im Hinterland sucht Josef Hora in seiner Erzählung ‚Hladový rok' (Das Hungerjahr) zu geben, doch bleibt er an Aeußerlichkeiten hängen, ohne die Handlung, die in einer Landstadt spielt, tiefer zu unterbauen. — Die italienische Irredenta gegen das alte Oesterreich fand in Adolf Zeman einen Schilderer, an dem Mussolini seine Freude hätte. Schade, daß im italienischen Trento eine unbeeinflußte Abstimmung nicht möglich ist. Sonst würde Zeman erfahren, wie die dortige Bevölkerung heute über das von ihm verlästerte alte Oesterreich denkt.

Die Enttäuschung der Tschechen über den Zusammenbruch der allzu hoch gespannten Erwartungen spiegelt sich auch in der Lyrik. So vor allem in Svatopluk Machars Buch ‚Tristium Praga'. Aehnlich wie seinerseits in seinem ‚Tristium Vindobona' Machar über die Kirche und Habsburg hergefallen ist (nebenbei gesagt zeigt der Umstand, daß dieses Buch im alten Oesterreich unbehelligt erscheinen konnte, wie „unterdrückt" die Tschechen waren), schleudert er jetzt seine Verse wie Peitschenhiebe den führenden Persönlichkeiten der tschechoslowakischen Republik ins Gesicht, sieht überall nur Gemeinheit und Strebertum und das alles, weil er die einträgliche Stelle eines Armeeinspektors, zu der er nicht die geringste Befähigung besaß, wenn man davon absieht, daß er einst ein Gegner des österreichischen „Militarismus" war, verlassen mußte. Machar, seit jeher der wütendste Feind des Christentums, dieses „Giftes aus Judäa" (gegen den sonstigen jüdischen Einfluß hatte er allerdings nichts einzuwenden), erwartete beim Umsturz sehnsüchtig, daß mit den Königskronen auch die päpstliche Tiara stürzt, und kann es nicht verwinden, daß in der Republik die katholische Kirche ihre Stellung behauptet hat. Durch Untergrabung der göttlichen und weltlichen Autorität hat denn Machar selbst das meiste dazu beigetragen, die tschechische Generation, die den Umsturz herbeiführte, so zu erziehen, wie sie jetzt sich offenbart hat, so daß er am wenigsten ein Recht hat, sie dafür zu beschimpfen. — Ekel und Abscheu über die gegenwärtigen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Heimat erfüllen auch die Verse und Prosaskizzen Josefs Pelíšeks, der auch an der russischen Revolution, die den Schlamm des Volkes aufgewühlt und hinaufgebracht hat, scharfe Kritik übt. — Zu ähnlichem Urteil kam aus eigener Anschauung auch der weit links gerichtete Jaroslav Seifert in seinen Gedichten: „Die Nachtigall singt schlecht". Die in Moskau gesammelten Eindrücke dürften ihm helfen, aus den kubistischen Spielereien herauszukom-

men, in denen seine Freunde Konstantin Biebl, Adolf Hoffmeister, Vitezslav Nezval u. a. noch immer stecken. Ihre Motive schöpfen sie vorwiegend aus dem sexuellen Gebiete, raffinierten Genüssen nachjagend. — Die volkstümliche Note, sogar mit katholisierender Tendenz, die allerdings oft an Blasphemie streift, trifft Karl Toman in seinem „Stolety Kalendar“ (Hundertjähriger Kalender). Er sieht aber noch in Lenin den großen Wohltäter der Menschheit.

Von der älteren Generation gab Altmeister Antonin Sova unter dem Titel ‚Drsna láska‘ (Rauhe Liebe) Gedichte heraus, in denen er von seiner südböhmischen Heimat Abschied nimmt, während Josef Hora in den „Saiten im Wind“ dem Problem der Zeit in tief empfundenen Versen nachsinnt.

Die soziale Note klingt in den Gedichten Josef Chaloupkas „Dein Nächster“, vor allem in Jaroslav Durychs ‚Kouzelná lampa‘ (Die Zauberlampe) mächtig auf. In diesem einzigen katholischen Dichter der Tschechen lebt der ganze Fragenkomplex der slawischen Seele, das Gefühl der Sozialschuld, der Verantwortung jedes einzelnen für alles, was auf der Welt geschieht, und von diesem Gedanken getragen erheben sich diese lyrischen Prosaskizzen zu gewaltigen Visionen. Wenn sich das, was in Durych noch in mystischer Verschleierung lebt, zu klaren Gestalten durchgearbeitet haben wird, wird er zu den Großen der Weltliteratur zu zählen sein. Was den Zauber der Sprache betrifft, hat er unter seinen Landsleuten keinen Ebenbürtigen, aber mehr noch erhebt er sich aus diesem Milieu durch die neuen und tiefen Gedanken, deren Herold er wurde und die auch Westeuropa aufhorchen lassen werden. Es ist zu bedauern, daß bis auf einige Gedichte noch nichts aus seinem bisherigen Schaffen in eine Weltsprache übersetzt ist. Die offiziellen Uebersetzer suchen vielmehr solche Bücher auf, die mehr oder weniger nur Nachahmung westlicher Vorbilder sind, um zu zeigen, daß die Tschechen es auch treffen.

Durych gab auch unter dem Titel ‚Auf Schleichwegen durch Deutschland‘ eine originelle Reisebeschreibung heraus, worin er in den so gefürchteten und verhaßten Preußen ganz umgängliche Menschen entdeckt, allerdings mit einem großen Mangel: sie können nicht lachen und sprechen auch nur das Allernotwendigste, weil ja alles andere ohnehin auf Plakaten und Orientierungstafeln zu lesen ist. Erst in Hannover fand er das Lachen wieder.

Dr. Josef Leo Seifert.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion

Mit Gott allein. Eines einsamen Pfarrers Gespräche mit Gott. Zweiter Band: Inneres Leben. Freiburg i. B. 1927, Herder. Geb. in Leinwand M. 5,20.

Den „Erkenntnissen" seines ersten Bandes läßt der anonyme Verfasser den zweiten Band folgen, der Erneuerung und Mehrung des „innerlichen Lebens" zum Ziel hat. Auch hier geht er denselben Weg: Erklärende Einführung in Sinn und Bedeutung der Lehre führt ihn in inniger traulicher Zwiesprache mit Gott empor zu den Höhen heiliger Gottverbundenheit. Aus dieser gewinnt dann die Seele die Kraft, sich in die Tiefen göttlicher Liebe, Güte und Barmherzigkeit zu versenken. So gestaltet sich das Ganze zu einem eigenartigen Weg zur christlichen Vollkommenheit, dem gottliebende Seelen mit großer Freude und Nutzen folgen werden, denn im Grunde ist es die Nachfolge Christi im besten Sinne, wozu der Verfasser anregen will. Damit ist auch die Wertung des Buches gegeben: Wer so betrachtend die Heilslehren unseres Glaubens in sich zum lebendigen Gebet werden läßt, der kommt zu einem inneren Leben und wird darin wachsen und Früchte zeitigen. — Dem anonymen, einsamen Pfarrer möchten wir den Rat geben, bei einer Neuauflage ruhig seinen Namen zu bekennen, er braucht sich seines geistigen Kindes nicht zu schämen.

Trier. Peter Eisen.

Jakubczyk, Karl: Aufblicke der Seele. Religiöse Lesungen. (Sonntag—Sonnentag, Band 3.) 82 S. Breslau 1927, Verlag des Katholischen Sonntagsblattes. Kart. M. —,85.

Diese 24 Lesungen begleiten das Kirchenjahr vom Advent bis kurz nach Ostern. Mit Vorliebe lehnen sie sich an die Geheimnisse des freudenreichen und schmerzhaften Rosenkranzes an. Das ist bezeichnend für die volkstümliche Richtung Jakubczyks. Aber oft spürt man auch den feinsinnigen Herausgeber der hohen Christuslyrik des Bandes Denk Jesu nach. Der Abschnitt über die Demut leuchtet in verborgene Herzenstiefen. So wird das Gemüt warm bei diesen Betrachtungen, und gerne läßt sich die Seele auch einen frommen Rat mitgeben.

Dalheim (Rhld.). Meinrad Bonderheide.

Heinen, Ant.: Die Bergpredigt Jesu Christi. Was sie dem Manne des 20. Jahrhunderts zu sagen hat. Ein Büchlein zur besinnlichen Lesung. Mit 10 Holzschnitten von Maria Braun. M. Gladbach 1927, Volksvereins-Verlag. Pappband M. 3,20; in Ganzl. mit Goldpressung M. 4,—.

Das neue Büchlein von Heinen trägt alle charakteristischen Merkmale seiner früheren Schriften: Skizzenhaft, strichweise aufleuchtend, reihen sich seine Gedanken aneinander, ohne grade immer in die Tiefe zu gehen. Letzteres ist auch bei dem Leserkreis, für den sie bestimmt sind, nicht immer nötig. Den Mann der Arbeit will er in die Wahrheiten der Bergpredigt einführen, damit seine Seele abgelenkt werde von dem Tagtäglichen und sie erfüllt werde mit dem Geiste Christi. So wird der Mann der Arbeit ein Mann nach dem Herzen Gottes. Die schönen, künstlerischen Holzschnitte sind eine Zierde des Büchleins.

Trier. Peter Eisen.

Rosch, Adolf: Geist und Leben. Wege und Weiser zum Aufstieg. 220 S. Trier, Verlag der Paulinusdruckerei. gbd. in Halblwd. M. 4,80.

Der bekannte Pfarrer und Redner von Andernach ist unter die Schriftsteller gegangen, d. h. er hat in der Hauptsache Vorträge, Predigten, Reden, die er zu verschiedenen Gelegenheiten gehalten hat, unter einem einheitlichen Gesichtspunkte gesammelt und damit eine eigenartige Apologie geschaffen. Wenn er — der Redner

— absichtlich den rhetorischen Stil im Interesse einer „gewissen Lebendigkeit und Eindringlichkeit" beibehalten hat, dann hat er damit die Eigenart seiner Apologie selbst charakterisiert und auch den Leserkreis im voraus bestimmt, für die sie „Geist und Leben" werden soll. Seine Ausführungen sind getragen vom Geiste des Glaubens und geschöpft aus dem Leben der Kirche und gerade deshalb geeignet, Glaubensgeist und Glaubensleben in den Seelen zu wecken; und es ist ganz fraglos, daß diese Art Apologetik eher und mehr wirkt als manche tiefschürfende, trockene Bücherweisheit. Daß er am Schlusse für den großen Trierer Bischof Korum so warme Worte findet, dafür wird ihm namentlich Klerus und Volk der Trierer Diözese Dank wissen.

Trier. Peter Eisen.

Karrer, Otto: Des heiligen Ignatius von Loyola Geistliche Uebungen. Eingeleitet und übersetzt. 8°, 132 S. Paderborn (o. J., 1926?), Schöningh.

Nachdem im Jahre 1925 die nach dem spanischen Urtext gefertigte Uebersetzung nebst Erläuterungen der Geistlichen Uebungen des hl. Ignatius von Meschler-Sierp erschienen ist, legt jetzt Otto Karrer dasselbe Buch in deutscher Uebertragung vor, die sich anscheinend auch an das spanische Original hält. Vorausgeschickt wird eine gut orientierende Einleitung (S. 7—38), in der über den heiligen Ordensstifter selbst, sein Leben und sein berühmt gewordenes Büchlein in allgemeinverständlicher Form gehandelt wird. Es ist dabei die Rede von den drei einschneidenden Entwicklungsphasen im Leben des Heiligen, die der Verf. mit psychologischem Blick in dem Aufbau der Geistlichen Uebungen glaubt wiedererkennen zu sollen. Es macht freilich den Eindruck, als ob dem Verf. hier etwas viel Psychologie und Konstruktion unterlaufen sei. Jedenfalls fehlt es an gesicherten Beweismitteln. Interessant und instruktiv sind die weiteren Ausführungen über die literarischen Quellen, aus denen Ignatius geschöpft hat, den Sinn, welchen das Büchlein letzthin hat, und die Weise, wie es zu benutzen ist. Die Ausführungen des Verf. sind gewandt und geistreich geschrieben, die Uebersetzung des Textes selbst liest sich sehr leicht und angenehm. Das Buch verdient, namentlich für gebildete Leser, speziell für Theologen, alle Empfehlung.

Bonn. Wilhelm Stockums.

Der Bote Matthias Claudius. Eine neue Auswahl aus seinen religiösen Schriften, zusammengestellt von Walter Timmling. 247 S. Berlin o. J., Eckart-Verlag. Gzl. M. 4,80.

Es spricht für die Lebenskraft des ehrenwerten religiösen Volksschriftstellers Claudius, daß diese saubere Auswahl heute noch in die deutschen Lande hinausgehen kann. Der „Wandsbecker Bote" hatte das Herz auf dem rechten Fleck. In der Zeit des nüchternen Nationalismus gab er die mutige Parole aus: „Bleibe der Religion deiner Väter getreu und hasse die theologische Kannegießerei" (S. 43). Die Auswahl wendet sich naturgemäß an die Anhänger Luthers. Aber des Boten Einfältiger Hausbericht über die christliche Religion an seine Kinder (S. 156—180) und besonders sein herzlicher Brief über das heilige Abendmahl (S. 95—101) rühren auch uns durch die Innigkeit der Glaubensüberzeugung. Auch die Verteidigung der katholischen Orden (S. 205 f.) unmittelbar vor dem Klostersturm der Säkularisation sei dem edlen christlichen Manne nicht vergessen.

Dalheim (Rhld.). Meinrad Vonderheide.

Franzmathes, W.: Bischof von Ketteler. Ein Vorbild und Führer auf den Wegen der katholischen Seelsorge. Gedenkschrift zu seinem 50. Todestage (13. Juli 1927). Mit einem Geleitwort von Professor Georg Lenhart, Domkapitular in Mainz; 284 Seiten mit 4 Bildtafeln. Mainz 1927, Verlag Kirchheim & Co. Gbd. in Lwd. mit Goldtitel M. 8,—.

Der Verfasser dieser Schrift will keine Lebensbeschreibung des großen sozialen Bischofs geben, sondern nur einen „bestimmten, umgrenzten Ausschnitt seines Wirkens bringen", um „den apostolischen Mann in der Verwaltung des dreifachen Amtes, des Lehr-, Priester- und Hirtenamtes als Vorbild und Führer im seelsorglichen Wirken darzutun". Lenhart hat dem Buch ein warmes Vorwort mit auf den Weg gegeben. Das konnte er mit gutem Recht, denn der Verfasser löst seine Aufgabe mit

großem Geschick und Verständnis. Dabei hat er die bereits vorliegenden Arbeiten über Ketteler gründlich studiert und findet trotz seiner begrenzten Materie des öfteren Gelegenheit, sich mit falschen, oder doch schiefen Urteilen des protestantischen Biographen Kettelers, des verstorbenen Historikers Vigener in Gießen, der die sozialpolitische Bedeutung des großen Bischofs verkennt und herabmindert, auseinanderzusetzen. Hoffentlich regt dieses Buch, das jedem Priester anregende und nützliche Lektüre sein wird, einen katholischen Historiker an, eine wissenschaftlich fundierte Ketteler-Biographie zu schaffen, die der ganzen Bedeutung dieses großen Mannes in jeder Beziehung gerecht wird.

Trier. Peter Eisen.

Philosophie

Janssen, Bernhard: Der Kritizismus Kants. Dargestellt und gewürdigt. (Der katholische Gedanke. Veröffentlichungen des Verbandes der Vereine kath. Akademiker zur Pflege kath. Weltanschauung. Bd. 12.) 94 S. München, Theatiner-Verlag.

In vorliegender Schrift werden kurz und klar die Probleme, die Kant zu meistern sucht, dargelegt, und das Kantsche System wird in seinen Hauptgrundzügen entwickelt. Der Zusammenhang der Kantschen Philosophie mit der vorhergehenden wird hergestellt und in der Ethik und Religionsphilosophie neben den geschichtlichen auch die psychologischen Voraussetzungen bei Kant berücksichtigt. In dem letzten Abschnitt ‚Kantianismus und Gegenwart' wird auf das allmähliche Abrücken von Kant und die teilweise Ueberwindung des Kantianismus im 19. und 20. Jahrhundert eingegangen. Die Schrift bringt eine scharfsinnige Würdigung der Kantschen Philosophie und sucht eine Brücke zu schlagen zwischen den neuscholastischen Bestrebungen der Gegenwart und den übrigen modernen philosophischen Strömungen. Auf einige Aufgaben der Neuscholastik wird am Schlusse des Buches hingewiesen. Jeder Gebildete, der mit den philosophischen Grundbegriffen vertraut und philosophisch interessiert ist, wird in diesem kleinen Werke in ansprechender und leicht faßlicher Form eingeführt in die schwierigen Gedankengänge der Philosophie Kants und lernt ihre Nachwirkungen in der Philosophie der Gegenwart kennen. Er wird in diesem Büchlein Anregung und Förderung finden.

Bonn. Maria Virnich.

Stourzh, Herbert: Max Stirners Philosophie des Ich. (Philosophische Reihe, Band 84.) Berlin-Leipzig 1926, Gebrüder Paetel.

Eine Rehabilitierung Max Stirners, „seinen Verkleinerern zum Trotz" beabsichtigt Stourzh in diesem Buche, um „weite Kreise mit dessen Gedanken bekannt zu machen und für das Verständnis ihres Wesentlichen zu wirken". Hiermit ist schon die Einstellung des Buches gegeben. Es bringt als ersten Teil eine Stirner-Chrestomatie, die in geschickter Auswahl durch die Gedankengänge des Philosophen hindurchführt. Das geht insofern leicht, als Stirner kein Systematiker war, keine methodisch fortschreitende Untersuchung liefert, sondern zwanglos, in flüssigem Stil seine theoretische Lebensauffassung darlegt. Seine Gedanken muten uns manchmal grotesk an, und man kann verstehen, daß man sie zeitweilig als „Absurdität" abtun wollte. Aber dem widerspricht der Ernst, welcher durch das ganze Buch weht, und der unbedingt auf die Wärme der Ueberzeugung zurückzuführen ist.

Und Stirner bietet manches. Er fordert zum Nachdenken auf, er reizt durch seine negative Kritik der bestehenden Werte zur Entgegnung und führt somit zu Klärung und tieferer Begründung. Ja, in einer Zeit, in welcher man das Ich nur im Verband, als Masse, werten möchte, im Zeitalter nivellierender Demokratie wirkt sein extremer Egoismus wie eine natürliche Reaktion. Berücksichtigt man ferner den großen Einfluß, den Stirner auf Nietzsche und Eduard von Hartmann ausübte, so hat man seine ganze Bedeutung umschrieben. Einen Bahnbrecher wird man diesen Apostel des prinzipiellen Egoismus nicht nennen können. Seine Weltanschauung ist eine egoistische Utopie, ein Gegenstück zu den vielen idealistischen Utopien, und nicht minder interessant als jene, vielmehr durch ihre Einzigkeit besonders sensationell.

Stourzh freilich möchte Stirner noch höher werten. Er ist dem Philosophen ein geschickter Anwalt, aber kein unparteiischer

Richter. Im zweiten und dritten Teile, wo er die Bedeutung desselben gegenüber seinen Widersachern in Vergangenheit und Gegenwart verteidigt, geht er weiter, als er füglich sollte. Er verdeckt dessen Schwächen zu sehr. Und gerade ihre Herausarbeitung wäre nötig, um unsere Stellung zu ihm prinzipiell zu klären.

Was Stourzh bringt, ist freilich nichts Geringes. Die Stirner-Philosophie und die Stirner-Literatur hat er ergiebig ausgeschöpft und geschickt geordnet. Dadurch wird das Buch für den Philosophen wie für den Literatur-Historiker wertvoll. Die Einteilung ist übersichtlich und klar, das Wesentliche tritt gut hervor.

Die Einleitung jedoch, welche in die Wertwissenschaft einführen soll, muß man von diesem Lob ausnehmen. Als Probe für die Sprachmißhandlung des Verfassers diene folgender Satz: „Das objektiv sein wollende Subjektive, das sich als Deskriptives wähnende Affektive gebraucht gern interjektionale und imperative Indikative, wie z. B., wenn man wertend von der und der Verhaltungsweise erklärt: Dies ist sittlich ...“ (S. 8). Es ist nicht jedermanns Sache, sich durch einen solchen Stacheldrahtverhau von spitzen Worten hindurchzuzwängen, zumal es feststeht, daß man den Leser auf bequemeren Pfaden zum Wertverständnis führen kann.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Muszynski, Franz: Unsere Leidenschaften. Der Mensch in seinen innern Kämpfen, Siegen und Niederlagen. 2., verb. u. erhebl. erweiterte Aufl. 8°, XV u. 504 S. Paderborn 1926, Schöningh. Geb. M. 5,—.

Das Buch, das eine der wichtigsten Seiten des Menschen und des menschlichen Lebens, nämlich das weitverzweigte Gebiet der Leidenschaften, behandelt, bekundet ohne Zweifel ein tiefes Eindringen in den Stoff und ein gründliches Studium. Der Verf. schildert die Leidenschaften in ihrem Wesen und ihren verschiedenen Arten und Formen; er betrachtet sie an sich als neutrale Kräfte, die, je nachdem sie gebraucht werden, den Menschen einmal mit gewaltigem Antrieb nach oben heben, aber auch, wenn sie zügellos sich auswirken, ihn mit dämonischer Macht in die Tiefe werfen. Neben dem Wesen und den Arten werden weiter Rangordnung, Quelle und Urgrund, Wert und Unwert der Leidenschaften, ihre eminente Bedeutung für das sittliche Leben aufgezeigt, alles in klarer Psychologie und vom Standpunkt der christlichen Philosophie. Im wesentlichen lehnt sich die Darlegung an Aristoteles und den hl. Thomas an, ohne daß jedoch die Ergebnisse auch der modernen Philosophie vernachlässigt werden. Außerdem hat der Verf. in eigenen Beobachtungen aus dem Leben selbst geschöpft und illustriert mitunter seine rein theoretische Abhandlung mit konkreten Ereignissen und Beispielen. Ob freilich diese letzteren, die manchmal etwas zu konkret und dabei sehr breit gebracht werden, den Wert des Buches erhöhen, möchte ich bezweifeln. Das Ganze würde m. E. nicht leiden, wenn sie insgesamt weggeblieben wären. Ueberhaupt fließt die Darstellung etwas breit dahin; unbeschadet des Inhaltlichen dürften manche Gedanken und Ausführungen viel kürzer und straffer gefaßt sein. Schade auch, daß sich so viele Druckfehler eingeschlichen haben, die zwar am Anfang des Buches berichtigt sind — allerdings ungenau —, aber immerhin störend wirken. Auch hätte am Schluß, vor allem wegen der Fülle des Stoffes, ein ausführliches Sachverzeichnis beigegeben werden müssen, wodurch die Brauchbarkeit des an guten Gedanken und Anregungen reichen Buches bedeutend erhöht worden wäre.

Bonn. Wilhelm Stockums.

Weltanschauliches

Keyserling, Hermann: Menschen als Sinnbilder. 270 S. Darmstadt 1926, Otto Reichel.

Die fünf Menschen, an denen der Führer der Darmstädter Schule der Weisheit seine Lehren vorführt, heißen Keyserling, Schopenhauer, Spengler, Kant, Jesus. Der erste und die beiden letzten sind für ihn positive Muster, Schopenhauer und Spengler zu überwindende Beispiele. Wenn auch Keyserling sich selbst für einen schöpferischen Geist hält und beschreibt, so ist bezeichnend für ihn, daß die Stärke seiner Ausführungen bei den defensiven Artikeln über Schopenhauer und Spengler liegt. Der Titel über seiner Selbstschilderung ist viel-

leicht nicht ohne Doppelsinn ‚Von der Produktivität des Unzulänglichen' genannt, womit der Urheber freilich meint, daß alles Schöpfertum dem Drange, das Unzulängliche zu überwinden, entspringe. So richtig diese Ansicht ist, so trifft doch kaum zu, daß Keyserling ein Philosoph mit Kant, ein „Magier" mit Jesus oder ein Künstler, für den er übrigens kein Sinnbild aufstellt, ist. Dafür fehlt ihm sowohl die seelische Einfachheit wie Einheit. Er ist dagegen universaler Kulturversteher und -Kritiker, und das ist auch schon etwas. So besitzt er viele gute Einsichten und Urteile in die Werte und Unwerte der Zeiten; aber er bringt keine Frohbotschaft für die Menschenkinder, sondern er hat für die Schar überentwickelter Geister ein Heilmittel gleicher komplizierter Beschaffenheit. Für den geistesgeschichtlichen Austrag ist er daher sicher wertvoll, und man sollte ihn nicht wegen seiner Irrtümer ablehnen, sondern die wertvollen Erkenntnisse bei ihm der katholischen Erkenntniseinheit einfügen. Bezeichnend für den bei aller Kulturkritik noch tief in der Kulturkrisis Stehenden ist die Tatsache, daß er ein ausgesprochener Individualist nicht nur ist, sondern auch sein will, und trotz alles „Sinns" keinen Sinn für Gemeinschaftsbildung besitzt, daß er auch das einzigemal, wo er von Kirche spricht, gleich andern falschen Propheten an ihren der Volksnatur wesensgerechten Grundzügen abbröckelt. Ihnen geht die einfache Weisheit ab, daß das Volk der Gotteskindschaft nicht nach dem Muster eines Uebergeistigten sein kann.

Essen-Borbeck. Josef Zeiten.

Timpe, Alois: Naturbetrachtung, Weltanschauung. (Aschendorffs Zeitgemäße Schriften 14.) 8°. 69 S. Münster i. W. 1927, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 1,80.

Es ist sehr erfreulich, wenn auch Laien sich an den Fragen nach der wissenschaftlichen Begründung der christlichen Weltanschauung beteiligen. Nachdem vor einigen Jahren J. Dessauer uns eine sehr beachtenswerte Schrift: Leben, Natur und Religion geschenkt hat, dürfen wir die vorliegende Arbeit des Berliner Gelehrten begrüßen. Wie der Theologe, wenn er sich auf dem Grenzgebiet zweier so außerordentlich umfangreichen Wissenschaften, wie Theologie und Naturwissenschaft es sind, sich bewegen muß, in die Gefahr kommt, irre zu gehen oder doch ungenau zu werden in seinen Aussagen, so geht es natürlich auch dem Naturwissenschaftler in theologischen Fragen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn im Theologen beim Lesen dieser Schrift da und dort der Widerspruch sich regen will. Im ganzen aber glaube ich, daß nur selten wirklicher Grund dazu vorliegt und besonders nicht in wichtigen Fragen. In der Beurteilung des Entropiesatzes scheint mir der Verfasser sich selbst etwas zu widersprechen. (Seite 21 und 26.)

Das apologetisch sicher recht wertvolle Buch behandelt zunächst die leblose Welt in ihrer Bedeutung für die Grundlegung unserer Weltanschauung: Kosmologische Grundfragen nennt es der Verfasser. Dann bespricht der Verfasser das Problem des Lebens. Etwas abseits vom Thema liegt das 3. Kapitel, das von dem Untergang der Kulturvölker handelt. Aber auch hier werden sehr beachtenswerte Gedanken entwickelt.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Erziehung

Wittels, Fritz: Die Befreiung des Kindes. (Bücher des Werdenden, Band III.) 258 S. Stuttgart, Berlin, Zürich 1927, Hippokrates-Verlag. Brosch. M. 5,—.

Der Titel des Buches spricht in Verbindung mit dem Namen der ganzen Sammlung das Ziel des Verfassers klar genug aus: Wittels will das Kind befreien aus der Leibeigenschaft der Großen, die es beim besten Willen nicht verstehen können, die ihm Käfige geschmiedet haben, als da sind: Familie, Schule, Kirche. Die geistigen Lehrmeister von Wittels bei seinem revolutionären Beginnen sind Rousseau, den er als den größten Beweger seit Jesus Christus preist, und Freud, der Vater der Psychoanalyse. Beide Männer haben dem Verfasser, einem Wiener Arzte, das Auge geschärft, und so bietet er eine Fülle trefflicher Beobachtungen zum Seelenleben des Kindes; gelegentlich stellt er ein packendes

Schicksal vor uns hin. Manche Selbstverständlichkeiten nimmt man bei dem populären Charakter der Schrift mit in den Kauf. Aber auch gefährliche Mängel dürfen nicht verschwiegen werden. Neben gesunden Anregungen des Arztes stehen willkürliche Deutungen des Psychoanalytikers und umstürzlerische Forderungen des Kulturkritikers. Der Schüler Freuds überspannt die Bedeutung des Geschlechtstriebes. Er bleibt in der Negation stecken und weiß das Werdende, richtiger das, was kommen soll, nicht greifbar darzustellen. Vor allem fehlt Wittels jedes tiefere Verständnis für das Religiöse. Bezeichnend ist doch wohl das Nichtgenügend in Religionslehre auf dem Schulzeugnis des Zehnjährigen. Den Ursprung des religiösen Gefühls deutet er grob naturalistisch. Von religiöser Kultur sieht er in der Gegenwart nichts mehr. Und seine Ersatzmittel für religiöse Kräfte bleiben doch saftlos. Auch ein siebenjähriges katholisches Mädchen ist keine „Anbeterin des heiligen Expeditus" (S. 205). Ganz gereiften Lesern bieten die in dem Buche angeführten Tatsachen aus dem kindlichen Seelenleben, z. B. über Phantasie, Lüge, Strafe, mancherlei Anregung.

Dalheim (Rhld.). Meinrad Bonderheide.

Katholische Elternbücherei. Heft 2: Die Erziehung des Jungen zur sittlichen Reinheit. Heft 3: Die Erziehung des Mädchens zur sittlichen Reinheit. Ein Büchlein für die Hand der Eltern. Düsseldorf, Verlag der Katholischen Schulorganisation Deutschlands. Preis je M. —,40.

Es ist dankenswert, daß die katholische Schulorganisation nun auch mit „Aufklärungsschriften" herauskommt; so wird die nichtkatholische Organisation fürder nicht mehr mit dem „katholischen Kaplan" Reklame machen können, der ihre Schriften für ganz hervorragend brauchbar hält. Die beiden vorliegenden Hefte wollen den Eltern ihre schwere Erziehungsarbeit erleichtern und ihnen Wege zeigen, wie sie ihren heranreifenden Kindern in den entscheidenden Stunden über die Gefahren für die sittliche Reinheit hinweghelfen können. Das Ganze ist nicht so sehr auf „Aufklärung", sondern Erziehung eingestellt. Betont wird mit Recht als Hauptmittel die Erziehung zu einer gesunden Gewissensbildung und Schamhaftigkeit und betont wird immer wieder, die heiklen Dinge vor dem Kinde, dem heranwachsenden Jungen und Mädchen mit Ernst, aber auch als etwas Natürliches und Selbstverständliches zu behandeln. Daß diese Büchlein kein Allheilmittel und Schema sein wollen, ist eine Selbstverständlichkeit für verständige Eltern. Daß auch hier Individualität Grundprinzip bleiben muß, ist klar. Wenn Eltern und Erzieher in diesem Sinne die Winke auffassen und Natürliches mit übernatürlichen Mitteln zu vereinigen wissen, dann darf man sich von diesen „Aufklärungsschriften" gute Wirkung versprechen.

Trier. Peter Eisen.

Geschichte. Politik

Kleine historische Monographien. Herausgegeben von A. Hovorka. Buchschmuck von Rose Reinhold. Reinhold-Verlag, Wien. Preis in flexiblem Pergamenteinband M. 1,75.

Diese in Oesterreich weit verbreitete Sammlung, die der Bibliothekar des Stiftes Klosterneuburg leitet, enthält tiefe Urkunden und fesselnde Berichte in gefälliger und zugleich wissenschaftlich zuverlässiger Form, so daß sie für Laien und Gelehrte eine Freude bedeuten. Dazu sind die Bände auf sehr verschiedene, durch die Fülle der Erfindungen überraschende Art buchkünstlerisch durchgestaltet, mit Zeichnungen, Photographien und Initialen verziert. Die erste besonders gut gelungene Reihe umfaßt Heiligenleben. Die „Erinnerungen an den heiligen Severin" führen in die bedrohten Zeiten der Völkerwanderung, „Die Legende vom heiligen Leopold", dem Schutzpatron Oesterreichs, in das glaubensmächtige Mittelalter. Besonders schön im Aeußern wie dem Inhalt nach gewaltig sind die Bände, die „Leben und Versuchungen des hl. Antonius" behandeln und die ersten sechs Kapitel der „Mönchsgeschichten

des Tyrannius Rufinus" enthalten. Es sind meisterhafte Darstellungen frühchristlicher Askese, hinreißend durch die Vergegenwärtigung groß kämpfender religiöser Menschen. Im Gegensatz zu dieser gesteigerten Abtötung steht die ruhige, weltnahe Haltung von „St. Benedict", dessen Leben und Wunder erzählt werden. An Einheitlichkeit und Reichtum scheint mir das Antonius-Bändchen alle übrigen zu übertreffen. — Aus der zweiten Reihe: Kulturstätten wurde bisher eine Beschreibung von „Dürnstein", einer alten kunstreichen Donaustadt, veröffentlicht. — Die dritte Reihe will historische Schriftdenkmäler bringen. „Napoleon in Oesterreich, Szenen und Karikaturen", heißt der erste Band, der unerhebliche Einquartierungsgeschichten enthält und meist recht geistlose und spießige Karikaturen zeigt. Die ersteren kommen uns nach den Erfahrungen des Weltkrieges fast harmlos vor; die letzteren wirken ziemlich peinlich und verfehlt. — Die Sammlung verdient die Unterstützung der Volksbüchereien.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Michel, Ernst: Politik aus dem Glauben. Gr. 8°. 248 S. Jena 1926, Eugen-Diederichs-Verlag. Broschiert M. 6,50; gbd. M. 8,50.

Eine Reihe von Aufsätzen, die in den letzten Jahren erschienen und hier zu zwei Gruppen — Kirchenpolitik und Volkspolitik — zusammengefaßt sind. Das Verhältnis beider zueinander und zugleich die Tendenz des ganzen Buches ließe sich ungezwungen auf die Formel bringen: Die Kirchenpolitik muß sterben, damit Volkspolitik lebe. Aufgabe der Kirche ist lediglich dienendes Liebeswirken an der Welt in schmiegsamster Anpassung an deren wechselnde Gestalt und Forderung. Die Zeit, wo die Kirche neben, ja über dem Staat, oft genug auch gegen ihn Politik machte, ist endgültig vorüber. Nicht sie selbst, sondern ihre „mündigen Glieder", in denen sie sich und ihre Lehre immer wieder aufs neue bewähren muß, haben eine politische Mission zu erfüllen. Begreiflich, daß Michel bei solcher Gesamteinstellung sich in schärfstem Gegensatz zu der Auffassung fühlt, der die Kirche primär eine Gesellschaft mit eigener Rechtsordnung ist, die dem Staate selbständig gegenübersteht, ja kraft ihres höheren Zweckes ihm überlegen ist. Darum polemisiert er wiederholt gegen den Bonner Staatsrechtslehrer Carl Schmitt, dessen Buch „Römischer Katholizismus und politische Form" allerdings die Kirche zu einseitig von der juridischen Seite her ins Auge faßt. Aber wenn Schmitts Betrachtungsweise einseitig ist, so muß von derjenigen E. Michels gesagt werden, daß sie unrichtig ist. Sie ist in ihrem Ausgangspunkt und weithin auch in ihrer Entfaltung und Anwendung eine neuzeitliche Spielart eines an sich durchaus nicht neuen, vielmehr in der Kirchengeschichte mit einer gewissen Periodizität auftretenden übersteigerten Spiritualismus, der als natürliche Reaktion gegen Veräußerlichung und Verweltlichung der Kirche für gewisse Epochen eine relative Berechtigung haben mochte, selbst aber das Wesen der Kirche und ihre unabweislichen Daseins- und Schaffensbedingungen durchaus verkennt. Was soll man dazu sagen, daß Michels nicht bloß gegen das bayrische Konkordat und insbesondere dessen Schulbestimmungen Sturm läuft, sondern konkordatäre Vereinbarungen zwischen Kirche und Staat grundsätzlich ablehnt, weil sein Kirchenbegriff ein Vertragsverhältnis zwischen Kirche und Staat ausschließt oder zum mindesten seine sehr selbstherrlich formulierte „zeitberufene" Aufgabe der Kirche innerhalb der heutigen Welt sich mit einem solchen nicht vertragen will? Michel lehnt die Hegelsche These vom omnipotenten Staat ab, er sieht ganz richtig, daß der liberale Staatsgedanke die Atomisierung des Volkes zur Voraussetzung und seine Vergewaltigung zur unvermeidlichen Folge hat. Von dieser Einsicht aus hätte es sehr nahe gelegen, die Frage nach dem Recht des Staates auf die Schule aufzuwerfen. Aber das tut Michel nicht. Er akzeptiert unbesehen die liberale These von der Schule als ausschließlicher Veranstaltung des Staates und spricht der Kirche jedes Recht auf die Schule schlechtweg ab. Ihr weist er lediglich die religiöse Unterweisung zu, aber als eine „innerkirchliche" Angelegenheit, die mit der Schule als solcher nichts zu tun habe, weil diese ausschließlich diesseitige Ziele und Aufgaben zu betreuen habe. Es tut mir leid, sagen zu müssen, daß Michel sich hier eng mit — Adolf Hoffmann berührt! Gegen die Bekenntnisschule werden die sattsam be-

kannten Argumente, die in der liberalen Presse immer wieder begegnen, ins Feld geführt; die simultane Lehrerbildung erscheint bei ihm geradezu als Grundsatzforderung! — Michel befindet sich somit in schroffem Gegensatz zu der Haltung, die der Katholizismus nicht bloß in Deutschland, sondern in aller Welt in der Schulfrage einnimmt. Wir glauben ihm gerne, daß er es redlich und aufrichtig nicht bloß mit seinem Volke, sondern auch mit seiner Kirche meint. Aber der „Glaube", aus dem heraus er seine Politik herausspinnt, ist so subjektivistisch und autonomistisch geartet, daß die katholische Linie dabei unmöglich gewahrt werden konnte. Uebrigens ist auch seine methodische Einstellung zur Schulfrage völlig verfehlt. Er projiziert augenscheinlich Bildungsziel und Bildungsgang seiner Frankfurter „Akademie der Arbeit" auf die Schule im allgemeinen und die Volksschule im besondern. Das ist um so ungeheuerlicher, als er ausdrücklich feststellt, daß diese Akademie nicht die Aufgabe der Persönlichkeitsbildung habe, die doch für die Schule des Kindes und des Jugendlichen die erste Stelle zu beanspruchen hat. — Das Buch hinterläßt einen peinlichen Eindruck, den die zahlreichen treffenden Beobachtungen ebensowenig ausräumen können wie die schönen Aufsätze über das Thema: Von der sozialen Frage zur Gesellschaftsordnung. Die Bischöfe von Limburg, Mainz und Fulda haben sich veranlaßt gesehen, vor dem Buche öffentlich zu warnen. Diese Warnung benutzt der Verleger neuerdings als Reklame für das Buch. Beide Tatsachen, die zweite vielleicht noch mehr als die erste, dürften geeignet sein, den Verfasser nachdenklich zu stimmen. In jedem Falle genügen sie, um der katholischen Oeffentlichkeit zu zeigen, was von Michels „Politik aus dem Glauben" zu halten ist.

Bonn. Albert Lauscher.

Sturzo, Luigi: Italien und der Faschismus. Uebersetzt von L. und A. Dempf. Gr. 8°. 281 S. Köln 1926, Gilde-Verlag. Geh. M. 4,80.

Don Sturzo ist uns Deutschen kein Unbekannter. Er ist ja der Mann, der nach dem Kriege in seinem Vaterlande nach deutschem Muster, nämlich nach dem Modell des deutschen Zentrums, eine politische Partei ins Leben gerufen hat, die auch in ihrer ideellen Grundlegung und politischen Zielsetzung uns Sympathie und Vertrauen einflößte. Wäre es diesem vielleicht fähigsten staatsmännischen Kopfe, den das moderne Italien besitzt, und seiner „Italienischen Volkspartei" beschieden gewesen, die führende Stellung zu erringen, die ihr nach ihren glänzenden Anfängen sicher schien, so würde Italien ohne Zweifel ein hervorragender Faktor in der Befriedung und Wiederaufrichtung Europas geworden sein. Aber es ist anders gekommen. Wie alles, was ihr im Wege stand, hat die brutale Kraft Mussolinis auch die Italienische Volkspartei, wenn nicht zerschlagen, so doch auf lange Zeit kampfunfähig gemacht. Ihrem Führer blieb, wenn er nicht faschistischen Meuchelmördern zum Opfer fallen wollte, nichts übrig als ins Ausland zu fliehen. In der unfreiwilligen Muße seines Exils ist die vorliegende Schrift entstanden, die das seltsame Phänomen des Faschismus in vorliegender kritischer Untersuchung aufzuhellen sucht. Ausgehend von den Anfängen des geeinten Italiens verfolgt sie das leidenschaftliche, aber mit Unfruchtbarkeit geschlagene Ringen des neuen Staates um die Bewältigung der erdrückenden wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Probleme, die auf ihm lasteten, bis in die Nöte der Nachkriegszeit hinein, zeigt aber auch in überzeugender Beweisführung, daß eine Rettung aus diesen Nöten durchaus möglich gewesen wäre, wenn man sie in der Linie einer ehrlichen Demokratie versucht hätte. Der Faschismus, diese einem überrumpelten und dann geknebelten Volke aufgezwungene brutalste Spielart eines hemmungslosen Nationalismus, ist nach Don Sturzos Ueberzeugung ein Unglück für Italien, weil sein bramarbasierender Imperialismus das Land außenpolitisch isoliert, es seinem natürlichen Beruf und seinen wahren Interessen entfremdet. An die zur Schau getragene Hochachtung der Faschisten vor Religion und Kirche vermag Sturzo angesichts ihrer Vergottung des Staates und der Nation nicht zu glauben. Damit dürfte er recht haben. Aber die Lebenskraft des Faschismus scheint er uns zu unterschätzen. Wer sich in jüngster Zeit in Italien umgesehen hat, wird kaum etwas von Alters- oder Verfallserscheinungen beim Faschismus wahrgenommen haben, er scheint im Gegenteil an Sympathie und Gefolgschaft gewonnen

zu haben. Daß er das letzte Glied in der Abfolge der politischen Lebensformen Italiens oder gar der Welt bedeute, glauben allerdings auch wir nicht. Es steckt allzuviel Unnatur, Unwahrhaftigkeit und nationalistische Ueberspanntheit in ihm. Das hat Don Sturzo überzeugend nachgewiesen. Seine bei aller Schärfe doch durchaus sachliche Kritik, die überall zur Wurzel der Dinge durchstößt, ist ein schwerer Schlag zumal für den außenpolitischen Kredit des Faschismus, weil sie ihn zeigt wie er ist, und nicht wie Mussolinis bombastische Rhetorik ihn aufputzt. Das Buch ist glänzend geschrieben, die Uebersetzung verdient, einige Flüchtigkeiten abgerechnet, alles Lob.

Bonn. Albert Lauscher.

Nearing, Scott, und Freman, Jos.: Dollar-Diplomatie. Eine Studie über amerikanischen Imperialismus; übersetzt von Paul Johr. Geleitwort von Karl Haushofer, mit 11 Skizzen. Berlin-Grunewald, Kurt Vohwinckel.

Politik und Wirtschaft lassen sich in keinem Lande völlig trennen. Aber nirgendwo sind sie so eng miteinander verbunden und nirgendwo beherrscht das „Geschäft" so die Politik wie in der Union. Man spricht schlechthin von einer Dollar-Diplomatie. Das Buch bietet daher keine neue politische Wahrheiten und Ideen. Neu ist an dem Buch, daß hier einmal das Tatsachenmaterial für das Bestehen der „Dollar-Diplomatie" zusammengestellt und nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet wurde. So entstand eine reichhaltige Materialsammlung für die wirtschaftliche und politische Entwicklung der Union.

Der erste Abschnitt des Buches zeigt auf 30 Seiten den wirtschaftlichen Hintergrund des amerikanischen Imperialismus. Im zweiten werden dann in ausführlicher Weise an Hand vieler Einzeldarstellungen die verschiedenen Formen besprochen, unter denen sich der Imperialismus in den verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten auswirkte. Da ist die Rede von Ländern „der wirtschaftlichen Durchdringung", von Einflußsphären, von politischer Regelung, bewaffnetem Einschreiten, Erwerbung ohne Annexion, Eroberung und Kauf, Kriegsschulden und Begleichungen. Der dritte Abschnitt gibt endlich einen guten Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung des Imperialismus in der Union.

In den beiden letzten Abschnitten, namentlich im zweiten, bietet das Buch außerordentlich reiches Tatsachenmaterial. Aber es fragt sich, ob das Material auch nach seinem inneren Beweiswerte genügend zuverlässig ist. Neben amtlichen Aktenstücken, die teilweise im Anhange wörtlich wiedergegeben werden, stehen gleichmäßig Erzählungen und Berichte aus privaten Briefen, Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Art. Darauf muß man bei der Lektüre wohl achten, um vor einem allzu eiligen Urteil bewahrt zu werden, da es fast unmöglich ist, die einzelnen Berichte nachzuprüfen. Vielleicht wäre es auch gut gewesen, bei den einzelnen Fragen auf die wirklich treibende wirtschaftliche Kraft hinzuweisen, die sich oft unter verschiedenen Geschäftsunternehmungen verbirgt. Bei China ist es ja geschehen; weshalb nicht auch bei Mittelamerika, wo die U. St. Fruit Company durch ihre Kapitalbeteiligung fast das ganze Verkehrs- und Bankwesen beherrscht.

Uns Deutsche interessieren wohl am meisten die Abschnitte, die sich auf den Krieg, den Versailler Vertrag und das Dawes-Abkommen beziehen, oder die uns einen Einblick gewähren in die Regierungspraxis Wilsons vor seinen berühmten Punkten. Nach Lesung der betreffenden Stellen fällt es einem schwer, noch an Wilsons ehrliche Absicht zu glauben.

Das Buch ist modern aufgemacht und übersichtlich gedruckt, und Leuten, die sich für Politik interessieren, wird es sicher viel Neues bieten. Bei der Lektüre wird es jedoch gut sein den dritten Abschnitt zuerst zu lesen und, wie schon erwähnt, mit dem Urteil über einzelne Dinge zurückzuhalten.

Godesberg. P. Irlenborn.

Fairgrieve, James: Geographie und Weltmacht. Eine Einführung in die Geopolitik. Uebersetzt von Martha Haushofer, Geleitwort von Karl Haushofer. 8°. 427 S. Berlin-Grunewald 1925, Kurt-Vowinckel-Verlag.

Die neue Wissenschaft der Geopolitik will bekanntlich den Geschichtsablauf und insbesondere die politische Entwicklung aus den jeweils sich auswirkenden geogra-

phischen Bedingungen verständlich machen. Daß hier ein ungemein fruchtbares Prinzip gefunden ist, das nicht nur der Forschung wertvolle Fingerzeige vermitteln, sondern auch den Unterricht in hohem Grade fesselnd und belehrend gestalten kann, unterliegt keinem Zweifel und wird, zumal nach der letzteren Seite hin, durch das vorliegende Werk, das ein Schulbuch sein will, eindrucksvoll illustriert. Nur muß vermieden werden, daß diese an der Geographie orientierte Geschichtsbetrachtung für sich ein Monopol beansprucht, das ihr nach der Natur der Sache nicht zukommen kann. Wenn die anderen den geschichtlichen Verlauf bestimmenden Faktoren, vor allem also die göttliche Vorsehung und die vom Menschen ausströmenden Energien, grundsätzlich oder auch nur methodisch ausgeschaltet werden, so gelangt man naturnotwendig zu einer materialistischen Geschichtsauffassung, die evident falsch ist. Dieser Gefahr ist auch Fairgrieve nicht ganz entgangen. Nicht, als ob er die Vorsehung und ihr Wirken in der Geschichte leugnete oder menschlicher Genialität und Willensmacht keinen Einfluß auf das historische Geschehen einräumte. Aber gelegentliche Bemerkungen dieser Art ändern doch nichts daran, daß seine Darstellung diese Faktoren durchweg ignoriert. Das ist die große Schwäche des Buches, die sich in steigendem Maße fühlbar macht, sobald es mit seinen Untersuchungen aus dem Dunkel vor- und frühgeschichtlicher Epochen zu heller beleuchteten Zeiten emporsteigt, in denen der Mensch seine Abhängigkeit von naturhafter Bedingtheit mehr und mehr überwindet. Vollständig streift er sie freilich nie ab, doch darum behält die geopolitische Betrachtung jederzeit ihre, wenn auch begrenzte, Geltung. Gebildete Leser werden aus dem sehr gut übersetzten Buche viel Anregung und Belehrung schöpfen.

Bonn. Albert Lauscher.

Literaturgeschichte

Brandes, Georg: Homer. Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Erwin Magnus. 90 S. Leipzig o. J., Philipp Reclam jun.

Der bekannte dänische Literarhistoriker entwickelt in dieser kleinen Schrift zunächst aus der Eigenart der griechischen Landschaft das Wesen des altgriechischen Menschen. Dann verbreitet er sich über Entstehung und Schichtung, Motive und Charaktere, Kultur und Stil der beiden homerischen Epen. Der Verfasser ist für seinen Gegenstand ehrlich begeistert, tritt aber den von ihm behandelten Gestalten zuweilen auch mit feiner Ironie gegenüber, was seiner Darstellung eine eigentümliche Würze verleiht. Seine Formulierungen sind stets geistvoll und entsprechen — er selbst bezeichnet sich als Nichtfachmann — im großen und ganzen dem heutigen Stande der Wissenschaft. Die ästhetische Grundanschauung allerdings, von dem das ganze Werkchen getragen wird, muß abgelehnt werden. Brandes mißt nämlich dem antiken Kunstideal der Plastik und Klarheit, des in sich geschlossenen schönen Ganzen absolute Geltung bei. Diese von der Renaissance, von Winckelmann und unseren Klassikern gehegte Anschauung teilt, wie bekannt, die Wissenschaft heute nicht mehr. Sie stellt die klassische Kunst des in sich Vollendeten und den ins Unendliche strebenden Trieb des romantischen Dichters als gleichberechtigt nebeneinander, da beide nur verschiedene Ausdrucksformen ein und derselben menschlichen Grundtendenz sind, nämlich des Strebens nach ewiger Dauer. Der vom europäischen Liberalismus des 19. Jahrhunderts herkommende Brandes aber hat z. B. für christlich-romantische Sehnsuchtsdichtung kein Verständnis. So behandelt er denn auch den zum Vergleich herangezogenen Dante mit einer gewissen Geringschätzung. Er spricht ihm die Phantasie eines Henkers zu.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Ellinger, Georg: Angelus Silesius. Ein Lebensbild (mit 6 Bildern). XII u. 260 S. Breslau 1927, Wilh. Gottl. Korn. Geh. M. 7,—, gbd. M. 9,—.

Schon aus Anlaß des 300. Geburtstages Johannes Schefflers, der unter seinem Dichternamen Angelus Silesius seit den Tagen der Romantik zu neuem Leben erwacht ist, hatte Georg Ellinger seinen früheren Bemühungen um Lebensgeschichte und Werke jenes größten religiösen Barock-

dichters im Propyläen-Verlage zu Berlin eine schöne zweibändige Ausgabe seiner sämtlichen poetischen Werke und eine Auswahl aus seinen Streitschriften folgen lassen. Das hier vorliegende Lebensbild stellt sich als die erweiterte und auf den Stand der neuesten Forschung gebrachte Einleitung dieser Buchausgabe dar. Namentlich Ergänzungen zu Ellingers Lebensgeschichte, wie sie die Arbeiten von Archivdirektor Dr. Nowack, P. Nikolaus von Lutterotti O. S. B. in Grüssau und Prof. Dr. Paul Klemenz in der „Schlesischen Volkszeitung" und die durch glücklichen Findergeist ausgezeichnete Arbeit des Jesuitenpaters Richstätter in den „Stimmen der Zeit" erbracht haben, sind dieser erweiterten Sonderausgabe zugute gekommen. Außerdem ist sie ergänzt durch zwar sparsame, aber doch die Quellen zur Genüge aufweisende Anmerkungen und durch ein Register, so daß jeder, der sich mit diesem Dichter und Religionsstreiter näher beschäftigen will, nunmehr zu dieser neuen Ausgabe greifen wird. Daß aber trotz allem an der Lebensgeschichte Scheffers noch manches zu tun ist, hat erst jüngst Hermann Hoffmann in der Sonntagsbeilage der „Schlesischen Volkszeitung" vom 10. Juli 1927 dargelegt. Freilich muß er dabei wohl noch an die erste Ausgabe der Schefflerbiographie Ellingers gedacht haben, weil er sonst nicht schreiben könnte, daß „man weder von Richstätter noch von Ellinger erfahren" könne, „wo sie ihre Scheffler-Briefe her haben", wohingegen nunmehr Ellinger auf S. IV und in der Anmerkung zu S. 46 ausdrücklich von einem einzigen erhalten gebliebenen Briefe Schefflers spricht und auch die Quelle angibt.

Das Wesentliche, was Ellinger von sich aus Neues erbracht hat, liegt in einigen bedeutsamen Funden über Schefflers Jugendgeschichte und in den Schlüssen, die er nun auch daraus schon auf die zwitterhafte Anlage des in Gott Ruhe suchenden Dichters und des empfindlichen und reizbaren Religions- und Gottesstreiters tun kann. Der protestantische Verfasser hat sich bemüht, bei eingehender Kenntnis der mystischen Vorläufer Schefflers, ob evangelischer oder katholischer Herkunft, die Entwicklung des Lutheraners zum Katholiken vorurteilsfrei darzustellen und vor allem auch die Schwächen des Luthertums der damaligen Zeit als solche anzuerkennen, und nur zuweilen bricht trotz dem Danke, den er dem Jesuiten Richstätter schuldet, ein summarisches Mißtrauen gegen den Jesuitismus durch (z. B. S. 194, 201) oder ein Ueberlegenheitsgefühl gegen die katholische Forschung und ihre Bemühungen, die Rechtgläubigkeit des cherubinischen Wandersmanns zu erweisen (132). Auch die seelische Einheit des mystischen Dichters und des eifrigen Streitschriftenschreibers ist mit reichen Mitteln zu erweisen gesucht. Ob es freilich richtig ist, den vor der Türkenschrift schon wiederholt schwer persönlich gekränkten Konvertiten und Priester nunmehr als Angreifer erscheinen zu lassen, stelle ich dahin, zumal der lückenlose Zusammenhang sämtlicher Prosaschriften Schefflers und seiner Gegner trotz aller Bemühungen Ellingers noch nicht hergestellt ist. Gerade bei einer so reizbaren Natur, wie Scheffler sie war, muß es dem Andersgläubigen noch schwerer als anderwärts fallen, den Entwicklungsgang eines Konvertiten mit innerer Teilnahme zu verfolgen. Ohne daß wir die Bedeutung dessen, was Ellinger hierin an wissenschaftlicher Objektivität geleistet hat, abschwächen möchten, verweisen wir doch auf das vorzügliche, den literarischen Zusammenhang ebenso trefflich wahrende wie die Persönlichkeit seelisch erfassende knappe Lebensbild, das Hans Heckel im Dezemberheft 1924 der Zeitschrift „Hochland" von Angelus Silesius gezeichnet hat. Es ist keine verlorene Mühe, sich eingehender mit dem Dichter des „Cherubinischen Wandersmanns" und der „Heiligen Seelenlust" zu beschäftigen, von dem Ellinger, der ursprünglich nur eine Karikatur kannte, jetzt aber auf Grund der oben genannten schlesischen Forschungen zwei wirkliche Porträts seinem Buche beigeben kann, sagt, daß er „eine stärkere Wirkung ausgeübt hat als alle Dichter des 17. Jahrhunderts, Paul Gerhardt und Grimmelshausen nicht ausgenommen".

Liegnitz. Johannes Hönig.

Heimat- und Volkskunde

Wrede, Adam: Rheinisches Volksleben. Köln, M. Du Montsche Buchhandlung. Gbd. M. 2,—.

Ein köstliches Büchlein, dem der Name des Herausgebers als beste Empfehlung dient! Da geht einem jeden Freund der Volkskunde, erst recht jedem Rheinländer das Herz auf, wenn er die 24 Aufsätze liest, die das so ausgeprägte rheinische Volk in seinem innersten Wesen, an der Quelle seines Volkstums belauschen. Sitten und Gebräuche, altes, däftiges Volksgut, Volkslied und frommer Glaube, altbiedere Bauweise und treuherzige Mundart weben sich zusammen zu einem treuen Bilde rheinischen Volkstums. Die meisten Beiträge spendet Wrede selbst. In die übrigen Arbeiten teilt sich eine Reihe bekannter Mitarbeiter. Mancher Name hat besonders guten Klang: Peter Berchem, Franziska Bram, Paul Kaufmann, Jakob Kneip, Clara Viebig und nicht zuletzt Petrarca. Es ist ein Büchlein, das wir gern jedem in die Hand geben möchten!

Hünfeld. Willi Beils.

Averdunk-Ring: Geschichte der Stadt Duisburg. Im Auftrage der Stadtverwaltung herausgegeben von Walter Ring. 500 S. Essen 1927, Verl. G. D. Baedeker. Geb. M. 11,—.

Die Geschichte der Rheinlande wird durch dieses Buch wesentlich bereichert. Die vorbereitenden Studien des Geschichtsforschers der Stadt Duisburg, Dr. h. c. Averdunk sind dankbar von seinem Schüler W. Ring benutzt und in wichtigen Punkten, insbesondere für die neueste Zeit, ergänzt worden. Die Bedeutung der Neuerscheinung beruht in drei Punkten: 1. Duisburg ist in moderner Zeit ein wirtschaftlicher Kernpunkt erster Ordnung im Rheinland geworden. 2. Die Geschichte Duisburgs spiegelt die gesamte politische und kulturelle, d. h. geistige und wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands wieder. 3. Der Verfasser wendet sich in objektiver, aber lebendiger Form der Darstellung an einen breiteren Leserkreis, ohne dabei an die Sorgfalt seiner Forschung weniger hohe Ansprüche zu stellen. — So modern uns das Riesengewächs Großduisburg anmutet, seine Wurzeln reichen bis in vorgeschichtliche Zeit zurück — als der Rhein noch tastend seinen Weg festzulegen versuchte. Vordringen der Sachsen, Normanneneinfälle, Verpfändungen durch die Kaiser warfen die Stadt aus einer Schwierigkeit in die andere. Nach dem Interregnum kam sie in feste Hand — in landesherrliche Gewalt, und sie erlangte Selbstverwaltung, Zoll-, Steuer- und Schutzrecht. Aber die Landesherren vom Rhein lebten nicht ruhig nebeneinander; besonders ausgiebig bekämpften sich Köln und Cleve. Die ewige Unruhe erfaßte zu Anfang des 16. Jahrhunderts auch noch das geistige Leben. Duisburgs Einordnung in das brandenburgische Kurfürstentum bestimmte die weiteren Schicksale der Stadt. — Ihre geistige Bedeutung wuchs, als in ihr die kurfürstliche Universität gegründet wurde. Die Wirtschaft der Stadt war bis zur neueren Zeit beschränkt auf Landwirtschaft und Schiffahrt. Die moderne Entwicklung aber beruht auf der Industrie (das entsprechende Kapitel 28 des Buches ist eines der besten!). Die Mannigfaltigkeit dieser Industrie beweist schon, daß Duisburg Verkehrsknotenpunkt zu Wasser und zu Lande geworden ist.

Damit ist das Kulturbild der Stadt erst zum Teil umrissen. Wesentliche Ergänzung ist Ruhrort. Seit dem 15. Jahrhundert teilt es Duisburgs Schicksale. Ruhrort wurde nur durch seine Schiffahrt groß, besonders da es den Rhein schon früh als Kohlenausfuhrhafen beherrschte. Die gewaltige Steigerung des Hafenverkehrs in moderner Zeit wird bewiesen durch die Statistik der letzten Vorkriegsjahre. Da waren die Ruhrorter Häfen die verkehrsreichsten Binnenhäfen der Welt. Zu den beiden Kernstädten kam noch Meiderich hinzu, eine ursprünglich ländliche Siedlung mit einem Schiffs-Zimmerplatz. Die Vereinigung der Städte im Jahre 1905 bewirkte eine Steigerung der Bevölkerungszahl, die aber zugleich die Schwierigkeiten vermehrte. Jede derartige Zusammenballung von industriellen und kommerziellen Unternehmungen stellt nämlich an die Sozialpolitik und die Siedlungspolitik neue Forderungen. — Der Weltkrieg, ebensoviel auch die nachfolgenden Verwicklungen störten die Blüte der Stadt. Der ganz objektive Bericht über die entsetzlichen Verhältnisse nach dem Kriege (Ruhr-

besetzung, Separatistenputsch) beweist, wie schnell das Krankhafte in Unkraft vergeht und wie die Ordnungsliebe und innerpolitische Sachlichkeit schließlich doch den Sieg davonträgt. Die Geschichte der neuesten Zeit schreitet schnell. Um so erschütternder ist die Lehre, die ihr Ergebnis bietet. — Das inhaltreiche Buch ist vom Verfasser so geschrieben, daß es den Wissenschaftler und Liebhaber in gleicher Weise interessiert und erfreut.

S. 89 wird der Pfalzgraf von Neuburg als „fanatischer Konvertit" bezeichnet. Da wäre doch zu bedenken, daß oft dem einen das als Fanatismus erscheint, was der andere als Ueberzeugungstreue auffaßt. — Auf S. 101 ist Preußens Politik am Rhein nicht genau gewürdigt. Sowohl 1740 wie auch 1795 vergaßen die preußischen Könige bewußt ihre Aufgabe im Westen Deutschlands. — Die Anmerkung S. 169 müßte doch wenigstens ein positives Beispiel angeben. — Die Bezeichnung „Ultramontanismus" S. 255 muß als tendenziöses Schlagwort in Anführungszeichen gesetzt werden.

Bonn. Johannes Peters.

Führer, Anton: Geschichte der Stadt Rheine von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 8°, XII u. 436 S. mit 18 Bildtafeln und einem alten Stadtplan. Rheine 1927, Verlag A. Rieke Nachf. Th. Rieping. Ganzleinen gbd. M. 7,50.

Am 10.—12. September d. J. hat die Stadt Rheine in festlicher Art ihr 600jähriges Bestehen gefeiert. Ein kostbares literarisches Denkmal hat der als Herausgeber von lateinischen und deutschen Uebungs- und Lesebüchern bekannte frühere Direktor des Rheiner Gymnasiums der Stadt zu ihrem Erinnerungstage übergeben, ein zuverlässiges und bis 1815 fast lückenloses Bild ihrer geschichtlichen Entwicklung. Aus „schlecht lesbaren und schwer verständlichen Urkunden und Akten, Lohnabrechnungen und Protokollen" hat der Verfasser die einzelnen Mosaiksteinchen zusammengesucht und sie dann zu einem Gesamtbilde in 436 Seiten vereinigt. Die Darstellung entspricht allen wissenschaftlichen Anforderungen, ist aber bewußt allgemein verständlich gehalten, da der Verfasser ein „Heimatbuch nicht nur für die Gebildeten, sondern für alle Kreise" schaffen wollte. Daher ist es vorteilhaft, daß die Anmerkungen und Quellenbelege in einen besonderen Anhang verwiesen sind; zu begrüßen ist, daß dem Buche ein genaues Personen-, Orts- und Sachverzeichnis beigefügt ist. Von großem Interesse ist auch am Schluß des Buches die Zusammenstellung der Drosten des Amtes Rheine-Bevergern, der Richter und Grafen von Rheine-Bevergern und der Pfarrer von Rheine.

In 55 Kapiteln zieht die Geschichte der Stadt Rheine an unseren Augen vorüber. Das erste Kapitel behandelt in großen Zügen die Vorgeschichte bis zur Zeit Karls des Großen; dann verfolgen wir von Kapitel 2 bis 34 die Entwicklung der Stadt bis zu ihrem Höhepunkt 1623. Die Kapitel: Bedeutung des Stadtrechtes, älteste Verfassung der Stadt, Gerichtsbarkeit, die Beamten, Burgmannshöfe, Festungsbau, Wachtdienst, Schützenfeste, Gilden, Jahrmärkte, Rheine als Hansastadt u. ä., das sind Ausführungen, die nicht nur die Bewohner Rheines, sondern auch andere Leser im Münsterlande fesseln werden. Die großen Umwälzungen des 16. Jahrh., Reformation, Gegenreformation, Täufertum, Dreißigjähriger Krieg zittern in den entsprechenden Kapiteln nach. 1623 verlor Rheine wie die anderen münsterschen Städte seine bürgerliche Selbständigkeit (recessus destitutorii). Aus der Zeit nach 1648 sind von allgemeinem Interesse die Zeit Bernhards von Galen, der das Franziskanergymnasium in Rheine begründete, die Ausführungen über die Saline, das Fürstentum Rheine-Wolbeck, die Schulmeister und Schulmeisterinnen. Im Schlußkapitel (Geschichte des 19. Jahrh.) findet sich zum ersten Male eine Uebersicht über die Rheiner Textilindustrie. Erhöht wird der Wert des Buches noch durch 18 Bildtafeln auf Kunstdruckpapier. Der Druck und die Ausstattung des Buches sind geschmackvoll, der Preis ist bei dem Umfang und dem beigegebenen Bildmaterial als sehr niedrig zu bezeichnen; die Unterstützung privater Kreise hat den niedrigen Preis ermöglicht. Die vorbildliche Stadtgeschichte empfiehlt sich für alle Bibliotheken des Münsterlandes.

Rheine. Dr. Bolbert.

Dierkes, Johannes: Volk und Raum. Zum Problem der inneren

Kolonisation. 86 S. Jena 1927, Verlag Gust. Fischer. Geh. M. 3,—.

Eines der schwierigsten Probleme behandelt diese Schrift: das Problem der inneren Kolonisation. Je weiter die Zivilisation fortschritt, desto brennender wurde es, desto mehr mußte auch der Staat sich dafür interessieren. „Volk ohne Raum", das war der Notschrei, der allemal zu hören war in der Weltgeschichte, wenn sich der Proletarisierungsprozeß beschleunigte. Er ertönt immer, wenn die Bevölkerung anwächst und die Bodenfläche unverändert bleibt. Die Uebervölkerung in Deutschland ist relativ; der Platz ist da, aber die Erwerbsmöglichkeit fehlt. Dem Nationalökonomen, der Kultur von Zivilisation unterscheiden kann, ist es selbstverständlich, daß eine künstliche Einschränkung des menschlichen Nachwuchses der Volkswohlfahrt nicht dienen kann. Auch die Abwanderung hilft nicht; sie wird höchstens bei absoluter Uebervölkerung praktisch. Es ist vielmehr nötig, daß der Nahrungsspielraum sich nach der Volkszahl richtet. — Da wird als Abhilfe der Versuch der Grundbesitzer wichtig, den eigenen Landarbeitern eine Existenz zu sichern. Die neuen Verhältnisse, die der Krieg schuf, veranlaßten das Reich, seit 1919 das Siedlungswerk in die Hand zu nehmen. Man will Oedländer erschließen, die Entstehung des großstädtischen Proletariates hemmen und die Landwirtschaft intensiver gestalten. Die Ergebnisse brachten bisher nicht genug Erfolg. Auch der Beschluß des Reichstages von 1926 förderte die Sache nur unwesentlich. Ja, nicht einmal die bestehenden Siedlungen waren und sind genügend geschützt und frei genug für ihre Entwicklung. Besonderen Wert legt der Verfasser auf die leichteste Art der Siedlung: den Kleingarten, dessen intensive Bearbeitung selbst der Industriearbeiter leisten kann. — Als Aufgaben der Stunde bezeichnet Dierkes folgende: Der Siedler muß Kraft, Ausdauer und sittliche Spannkraft haben. Die Landbesitzenden müssen sozialer denken und handeln lernen. Der Staat muß die ganze Bewegung stützen und fördern. Mittel sind: Finanzierung, Reform der Verwaltungstechnik (besonders der Kulturämter!), Steuerreform. — Die ganze Schrift ist in ihren einzelnen Gedankengängen nicht nur von durchaus wissenschaftlichem Geist getragen, sondern sie greift auch aus der Wirklichkeit Tatsachen heraus, welche die Thesen lebendig machen. Sie ist ein überzeugendes Programm für die Beschaffung bester Arbeit. — Zur Beleuchtung einer bestimmten Seite dieses Buches sei erinnert an die beiden Aufsätze von Dr. Hans Koch: Die deutsche Moorkultur, ihre volkswirtschaftliche und soziale Bedeutung, Kölnische Volksztg. Nr. 681 u. 683, 1927.

Bonn. Johannes Peters.

Walter, M.: Die abgegangenen Siedlungen. 78 S. Karlsruhe 1927, Verlag Boltze. Geh. M. 2,—.

Die abgegangenen Siedlungen, Wüstungen oder Oedungen sind Siedlungen, die für die Dauer verlassen wurden. Sie müssen aber vorher ein wichtiges Element in der Landschaft dargestellt haben. — Die Schrift Walters entwickelt auf nur 78 Seiten einen klaren Ueberblick über das Wesen der Wüstungen, ihre verschiedenen Arten, ihre Ursachen und ihr Schicksal (oder ihre Umformung). Dabei wird der Geograph, der Historiker (insbesondere der Heimatforscher) und der Siedlungsforscher reiche Anregung finden; auch wird er zur Vorsicht und Genauigkeit der Feststellungen gemahnt. Das Büchlein entstand nicht aus grauer Theorie heraus, sondern aus lebendiger Praxis; daher ist auch sein Ton aufs Lebendige abgestimmt. Die Beispiele sind durchaus typisch ausgewählt, damit an ihnen die Regeln entwickelt werden, die der Forscher zu beobachten hat. — Von den Ergebnissen geht der Verfasser über zu den Aufgaben und zur Bedeutung der Wüstenforschung. Fordernd und anregend werden hier auch einer größeren Allgemeinheit Wege gewiesen. Das Büchlein wendet sich nämlich von der ersten Zeile an alle, die innere Beziehung zu dieser bedeutenden Hilfswissenschaft in sich fühlen. Ein wertvolles Literaturverzeichnis bildet den Abschluß. Walter sagt selber auf Seite 61, in wessen Hand er sein Werkchen wissen möchte. Er nennt den Geographen, Historiker (Kultur- und Rechtshistoriker besonders), Volkswirtschaftler, Volkskundler, Vermessungs- und Verwaltungsbeamten, Forstmann und Landwirt, Namen- und Heimatforscher.

Bonn. Johannes Peters.

Mielke, Robert: Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehungen zu Menschen und Landschaft. 73 Abb. und 6 Tafeln. 310 S. München 1927, Verlag J. F. Lehmann. Geh. M. 8,—, gbd. M. 10,—.

Das Buch gibt einen Ueberblick und Einblick in die Seele des deutschen Volkes, in die schöpferische Seele, die das Heim gestaltete und noch gestaltet. Von der Urkultur angefangen bis zur Zivilisation. Das Werk ist ganz objektiv und will gerade dadurch mahnen. Dem Geographen und dem Kulturhistoriker ist es besonders wertvoll zu erkennen, wie Mensch und Landschaft sich gegenseitig spiegeln. Aus allen germanischen Gauen ist konkretes Material in Abbildungen gesammelt und sorgfältig ausgewählt wiedergegeben. Die Skizzen sind prägnant und gestatten Wesentliches miteinander zu vergleichen. Für jedes große Gebiet (Ebene, Mittelgebirge, Hochgebirge) wird eine geschichtliche Entwicklung geboten. Ergänzend tritt hinzu die Form und Entwicklung der mittel- und ostdeutschen Kolonialsiedlung. — Das Schlußkapitel ist der modernen Siedlung gewidmet, der Siedlung ohne individuelle Form. Das Kapitel erschüttert, indem es den Kampf der Seele gegen die Großstadt charakterisiert, dazu die sozialen und volkswirtschaftlichen Probleme dieser Siedlungsart.

Der Hinweis auf das wohlfeile Werk bleibt kurz, da die Bücherwelt im neuen Jahrgang einen ausführlicheren Aufsatz über das Buch bringen wird.

Bonn. Johannes Peters.

Grenz- und Auslanddeutschtum

Boelitz, Otto: Das Grenz- und Auslanddeutschtum. Seine Geschichte und seine Bedeutung. Mit 27 Karten und Skizzen, sowie einem Bilder-Anhang. Gr. 8° VII u. 196 S. München u. Berlin 1926, R. Oldenbourg. In Leinwand gbd. M. 6,—.

Die dankenswerte Arbeit des vormaligen preußischen Kultusministers stellt eine Art Bestandsaufnahme unseres Grenz- und Auslanddeutschtums dar, dessen Bedeutung uns in ihrer ganzen schicksalsschweren Größe erst in und mehr noch nach dem Weltkrieg aufgegangen ist. Die Gliederung des weitschichtigen Stoffes lag in diesem selbst: Boelitz behandelt zuerst das Auslanddeutschtum im geschlossenen deutschen Sprachgebiet, dann im übrigen Europa und schließlich in den außereuropäischen Ländern, und zwar immer in der Weise, daß an eine knappe geschichtliche Einführung ein Bild des gegenwärtigen Zustandes und ein Ausblick in die mutmaßliche Gestaltung der Zukunft sich anschließt. Der Verfasser hat offenbar den ehrlichen Willen, überall ein streng objektives Bild der geschichtlichen Entwicklung und der sie bedingenden Ursachen zu geben. Leider gelingt ihm das nicht immer: er verkennt die schweren Mißgriffe der früheren Grenzpolitik in Elsaß-Lothringen wie in der Ostmark, er ist sogar der Meinung, Preußen hätte in den letzten 100 Jahren den Polen ein übertriebenes Maß von Respekt (S. 29) bewiesen! Immerhin ist es erfreulich, daß jetzt der nicht religiöse, sondern national-tschechische Charakter der von Johannes Hus entfachten Bewegung von Boelitz anerkannt wird (S. 50), nachdem man den Mann so lange als Vorreformator gefeiert hat. Daß Boelitz mit sichtlicher Vorliebe bei den Auslanddeutschen protestantischen Glaubens und bei dem protestantischerseits für die Pflege des Auslanddeutschtums Geleisteten verweilt, darf ihm um so weniger verübelt werden, als er auch der katholischen Seite durchaus gerecht zu werden sucht. — Das Buch ist für jeden, der sich mit dem Problem des Auslanddeutschtums befaßt — wir alle sollten es tun — geradezu unentbehrlich. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Bonn. Albert Lauscher.

Warschauer, Adolf: Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark. Erinnerungen aus vier Jahrzehnten. Gr. 8° (VI u. 324 S.) Berlin 1926, Reimar Hobbing. Gbd. M. 12,—.

Der Titel sowohl wie der stattliche Umfang des vorliegenden Buches legt die Erwartung nahe, daß hier ein mehr oder weniger erschöpfender Ueberblick über das, was Deutschland oder vielmehr Preußen während der letzten 40 Jahre in der nunmehr verlorenen deutschen Ostmark auf kulturellem Gebiete geleistet hat, geboten

werden solle. Das ist indes nicht der Fall. Es handelt sich vielmehr nur um eine Selbstbiographie des Verfassers, der als Archivrat in Posen nahezu ein volles Menschenalter gewirkt und namentlich als Begründer der Historischen Gesellschaft eine weitreichende Tätigkeit entfaltet hat. Auch an der Gründung und Einrichtung der Posener Akademie hat Warschauer bedeutsamen Anteil genommen. Von Hause aus eine friedfertige, konziliante Natur, wußte er seine Propaganda für das Deutschtum von verletzenden Stacheln im allgemeinen freizuhalten und infolgedessen auch mit den Polen durchweg gut auszukommen. Ein hakatistischer Heißsporn war er jedenfalls nicht. Im Kriege wurde er nach der Eroberung Warschaus dorthin berufen und erlebte hier die übelberatenen Ambitionen der militärischen Ostmarkenpolitik und ihr klägliches Ende; die Darstellung dieses seines tragischen Lebensabschnitts, dessen Ausgang den heimatlos Gewordenen auf den märkischen Sand warf, gehört zu den fesselndsten Partien des sehr gut geschriebenen Buches, das einen besonderen Reiz durch die vorzügliche Beobachtungsgabe Warschauers und die Feinheit seiner literarischen Porträtskizzen gewinnt. Schade, daß der Verlag außer dem Lichtbild des Verfassers keine Illustrationen beigegeben hat!

Bonn. Albert Lauscher.

Kleinschmidt, Beda, O. F. M.: Das Auslanddeutschtum in Uebersee und die katholische Missionsbewegung. Gr. 8° XVI u. 403 S. Mit 6 Bildtafeln. Münster i. W. 1926, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. M. 7,80; gbd. M. 9,—.

Mit dem lebhaften Interesse für die Heidenmission in den fremden Erdteilen, das im katholischen Deutschland seit vielen Jahrzehnten heimisch ist, hat merkwürdigerweise die Anteilnahme an den Geschicken unserer nach Uebersee ausgewanderten Volksgenossen auch nach der religiösen bzw. seelsorgerlichen Seite hin nicht gleichen Schritt gehalten. Was wußten wir bis vor wenigen Jahren überhaupt vom Auslanddeutschtum? Glücklicherweise sind unsere Missionare weniger kurzsichtig und engherzig gewesen. Sie haben sich durch ihre nächste Aufgabe, die natürlich das Apostolat bei den Heiden sein mußte und war, nicht abhalten lassen, der seelischen Not ihrer Landsleute in Uebersee nach besten Kräften zu Hilfe zu eilen und ihnen mit dem alten Glauben, und gerade durch diesen, auch ihr deutsches Volkstum zu erhalten. So ist der Heidenmission die Auswanderer- und Kolonistenmission ebenbürtig an die Seite getreten, und jetzt endlich scheint sich auch in der alten Heimat ein stärkeres Interesse für sie zu regen, das aus P. Kleinschmidts verdienstlichem Buche zweifellos einen energischen Auftrieb gewinnen wird. Der gelehrte Franziskaner hat seine Aufgabe, ein genaues und zugleich lebensvolles und fesselndes Bild der deutschen Kolonisten- und Auswanderermission zu schaffen, in einer Weise gelöst, die um so mehr Bewunderung verdient, als eine systematische Behandlung des weitschichtigen Stoffes bisher noch nicht versucht worden war. Er bietet im Anschluß an eine orientierende Einführung grundsätzlicher Art eine klare und vollständige Uebersicht über die an der Mission beteiligten Orden und sonstigen religiösen Genossenschaften und weiterhin über die einzelnen Missionsgebiete, und zwar nicht etwa in trockener Aufzählung, sondern in lebendiger, packender Schilderung. Das verdienstvolle Buch, dem man nur noch reicheren Bilderschmuck, aber nicht sowohl Porträts von Missionaren und Missionsfreunden, als vielmehr Bilder aus dem Leben und Schaffen bei den Auslanddeutschen wünschen möchte, kann nur wärmstens empfohlen werden.

Bonn. Albert Lauscher.

Länder- und Völkerkunde

Zeiler, Arthur: Amerika — Europa. Erfahrungen einer Reise. Gr. 8°. 340 S. Frankfurt a. M. 1926, Frankfurter Sozietätsdruckerei.

Die Amerika-Literatur schwillt beängstigend an, ein deutliches Zeichen der mit Neid gemischten Bewunderung, womit heute das heruntergekommene Europa zu dem früher so oft bespöttelten Lande der Yankees aufschaut. Aber diese Literatur hat zum allergrößten Teile nur den Wert hastig zusammengeraffter, oberflächlicher

Reiseeindrücke; eine kritische Zusammenschau wird entweder gar nicht versucht oder sie haftet gleichfalls an der Oberfläche. Feilers Buch macht erfreulicherweise eine Ausnahme. Man erschrickt allerdings ein wenig, wenn man im Vorwort liest, daß Feiler nur drei Monate in Amerika geweilt hat. Aber die Besorgnis, daß man es wieder einmal nur mit dem üblichen Format des Amerikareisenden zu tun habe, wird alsbald zerstreut. Feiler hat sich wirklich gründlich umgesehen im Dollarlande, er hat sich darüber hinaus die Mühe nicht verdrießen lassen, Aufschluß und Erklärung zu suchen, wo immer er sie finden konnte. Und was wichtiger ist: er hat sich nicht verwirren und verblüffen lassen durch die erdrückende Größe der in ihrem schroffen Gegensatze zu der europäischen Enge und Armut geradezu überwältigenden amerikanischen Welt. Er analysiert mit ruhiger Sicherheit die amerikanische Prosperität in ihren charakteristischen Ausdrucksformen, um dann zu den verschiedenen Wirtschaftsformen und der charakteristischen Ausgestaltung des Arbeitsverhältnisses überzugehen. Die eigenartige Erscheinung des Gewerkschaftskapitalismus, der Aufstieg des Landpächters wie des Industriearbeiters auf der sozialen Stufenleiter, die reiche Entwicklung des allen zugänglichen Bildungswesens erfährt eine klare und sehr eindrucksvolle Darstellung, aber auch die Schattenseiten, wie der Unfug der Kinderarbeit in der Industrie, die Materialisierung des gesamten Lebens, die einseitig ökonomische Wertung des Menschen und seines Tuns werden nicht übersehen. Als Fazit ergibt sich: „Europa wird niemals Amerika werden, nicht vielleicht weil es nicht wollte, sondern weil es nicht kann. Aber ob Amerika Europa werden, ob Amerika, wenn Europa fortfährt, sich selbst zu verderben, die Erbschaft Europas antreten wird, das ist in Wahrheit die große Frage der Zukunft". Alles in allem ein Buch, das Empfehlung verdient.

Bonn. Albert Lauscher.

Feigel, Theodor: Aegypten und der moderne Mensch. Ein Beitrag zum Erlebnis der Seele in Landschaft und Kunst. Mit einer Einführung und einer Zeittafel zur ägyptischen Geschichte von Eduard Meyer. X, 168 S., 13 Taf. 8°. Berlin 1926, Curtius. Ungbd. M. 8,—, gbd. M. 10,—.

In seinem berühmten, heute schon fast vergessenen Buche ‚Der Untergang des Abendlandes' spricht Oswald Spengler von dem Wesen der Kultur und kommt zu dem Schlusse, daß die Eigenart einer Kultur an die Eigenart der Landschaft gebunden sei. Nach ihm soll jede Kultur einen individuellen Anfang haben und bis zu einem Höhepunkt emporwachsen, um alsdann wieder langsam dahinzuschwinden, demnach hat sie also gewissermaßen ein pflanzenhaftes Dasein, was wiederum zum Schlusse führt, daß keine Kultur ein Teil oder die Fortsetzung einer anderen sein kann, vielmehr ihrem Wesen nach wie eine Pflanze etwas in sich Abgeschlossenes darstellt.

Das vorliegende Buch ist nach diesen Gedanken orientiert. Der Verfasser will die Frage erörtern, was die Landschaft und die Kunst des Pharaonenlandes dem modernen Menschen zu sagen haben, ob noch und welche inneren Beziehungen zwischen beiden bestehen, und dann die Eigenart und „die eigenartige Stellung, die Aegypten in der Geschichte einnimmt", zu erklären versuchen. Das Buch bildet keine Reisebeschreibung im landläufigen Sinne, hält sich aber auch anderseits von dem Extrem einer rein wissenschaftlichen Darstellungsweise fern, es will vielmehr die Eindrücke des Verfassers schildern und das angedeutete Problem in leicht verständlicher Form einem größeren gebildeten Publikum näher bringen. Wie schon der Titel andeutet, zerfällt das Buch in zwei Teile: der erste handelt von der Landschaft, der zweite von den Stätten der ägyptischen Geschichte und Kunst. Die Eigenart und das Charakteristische der ägyptischen Landschaft wird uns in sechs Kapiteln dargelegt, und diese handeln von Wüste und Weite, von Sonne und Ewigkeit, vom Glauben an das Dauernde im Menschen, von der Kunst als Bildnerin der Ewigkeit, von der Bedeutung der ägyptischen Fruchtebene und von dem Wesen des Nomaden, des Beduinen. Die sechs Kapitel des zweiten Teiles bilden gewissermaßen Parallelen zu den angedeuteten Kapiteln des ersten Teiles. Sie handeln von der Weltstadt Theben, vom Friedhof der Ewigkeit, vom Ruinenfeld von Karnak, vom Ketzer von Amarna (Amenophis IV.), von Kairo und dem alten Memphis und

endlich von dem neuen Blick. In geschickter Weise hat der Verfasser an zahlreichen Stellen ägyptische und nichtägyptische Quellen herangezogen und sie in ansprechender Uebersetzung zu dem Leser sprechen lassen. Die beigegebenen Tafeln, die zum Teil aus eigenen Aufnahmen des Verfassers stammen, bilden ein Anschauungsmaterial, das dem Inhalt und der Darstellungsweise des Buches entspricht.

Aegypten hat auf Theodor Zeigel offenbar einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, und diesen will er noch einmal zusammenfassen in den Schlußsätzen: „... Dazu sehe ich zu deutlich immer noch vor mir die großen klaren Linien jener Pyramiden und den regungslosen Ausdruck in den Augen der Sphinx und fühle immer noch die Hand dieser Ewigkeit auf mir liegen, in deren Schweigen mein Herz verstummte. Es ist mir, als schaute ich von einem ewigen Gestade zurück auf das Leben, das mir nun ist wie das Spiel der flüchtigen Wellen über dem ewigen Grund." Die begeisterte und begeisternde Darstellungsart werden des Verfassers Eindrücke auch auf den Leser übertragen, und schon daher ist dem gut ausgestatteten Buche, das der bekannte Berliner Althistoriker Eduard Meyer mit einem Geleitwort ausgezeichnet hat, eine weitgehende Verbreitung bei unserem gebildeten Publikum zu wünschen.

Godesberg. W. Kirfel.

Naturkunde. Technik

Potonié, Henry: Die Steinkohle. Ihr Wesen und Werden. Ergänzt und herausgegeben von Robert Potonié. Mit 3 Tafeln und 12 Abbildungen im Text. 214 S. kl. 8°. Leipzig, Reclams Universalbibliothek 6212 bis 6214 (Bücher der Naturwissenschaft, 30. Band).

Es hat lange gedauert, bis die geologische Wissenschaft über die Bildung der Steinkohlenlager eine wirklich begründete und auch allgemein angenommene Erklärung geben konnte. Große Verdienste um die Förderung dieser Probleme hat Henry Potonié. So haben wir hier aus erster Quelle eine recht klar geschriebene Darstellung der heutigen Anschauungen über Entstehung und Beschaffenheit der Steinkohle und der Braunkohle und der Tatsachen, auf denen sie beruhen. Unrichtig ist die Bemerkung auf Seite 100, daß das Wasser eine große Leitfähigkeit habe für Wärme; das Gegenteil ist der Fall.

Bei der großen Bedeutung, welche die Steinkohle heute gewonnen hat, dürfte diese Darstellung recht viele Leser finden. Daher sei das Büchlein allen Volksbibliotheken empfohlen.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Lampert, Kurt: Entwicklung und Brutpflege im Tier- und Pflanzenreiche. (Bücher der Naturwissenschaft. 29. Band. Reclams Universalbibliothek 6156—6158.) Leipzig. Philipp Reclam jun.

Es ist schade, daß die Menschen vielfach an den Wundern der Natur vorübergehen, ohne sie zu sehen. Besonders reich an „erfinderischen" Gedanken ist die Natur in der Fortpflanzung und in der Sorge für das Gedeihen der Nachkommenschaft bei Tieren und Pflanzen. In dieses Gebiet führt das vorliegende Bändchen von Reclams Universalbibliothek trefflich ein. Die embryonale Entwicklung hat der Verfasser in einem anderen Bändchen beschrieben, hier will er jene Entwicklungsstufe schildern, welche von vielen Organismen noch durchgemacht werden von dem Augenblicke an, wo das junge Lebewesen die Eizelle verläßt bis zu seiner vollen Ausgestaltung. Im zweiten Teil behandelt er die Brutpflege und die Brutfürsorge. Gerade diese, für welche wundervolle Beispiele von Seite 146—154 aufgeführt werden, sprechen klar und deutlich für das, was wir vom christlichen Standpunkt aus als Teleologie bezeichnen, denn es wird hier „vorausschauende" Arbeit von den Lebewesen geleistet. Ohne Annahme einer zwecksetzenden Intelligenz, die aber nicht in den Wesen selbst liegt, kommen wir hier nicht aus, wenn wir ein Verständnis der Tatsachen gewinnen wollen.

Daß die chorda dorsalis sich zur Wirbelsäule entwickelt, ist nicht ganz richtig. S. 40. Daß gewisse Bildungen am Tierkörper durch einen Reiz von außen entstehen sollen 78/79, ist jedenfalls eine sehr oberflächliche Erklärung; wenn nicht eine entsprechende Anlage im Körper wäre, so

könnte der Reiz lange wirken und es würde doch nichts entstehen. Auf Seite 119 schreibt der Verfasser von dem Fleiße der Ameisen: „Wie oft sind seit den Zeiten des Psalmisten diese Tierchen als Vorbilder hingestellt worden?". Die Bibelstelle, auf welche der Verfasser hier anspielt, steht nicht beim Psalmisten, sondern in den Sprüchwörtern. Wir möchten allen Volksbibliotheken dieses Schriftchen aufs wärmste empfehlen; ohne es zu wollen, dient es der christlichen Weltanschauung.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Maeterlinck, Maurice: Das Leben der Termiten. Uebertragung von Käthe Illch. Mit 5 Abbildungen im Text und 15 photographischen Aufnahmen. 8° 194 S. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1927, Deutsche Verlagsanstalt. In Leinen gbd. M. 7,—.

Man mag dem Verfasser zugeben, daß er sein in der Vorrede ausgedrücktes Versprechen gehalten hat, nämlich die Wunder der Wirklichkeit aus dem Leben der Termiten nicht durch erdichtete Wunder zu ergänzen, daß er in der Darstellung der beobachtbaren Tatsachen bei dem geblieben ist, was die Forschung festgestellt hat. Aber in der Deutung der Tatsachen wandelt er Wege, die für gesundes wissenschaftliches Denken nicht gangbar sind: Das ganze menschliche Leben wird in die Termitenseele hineinprojiziert. Z. B.: Unter den Termiten, die im allgemeinen blind sind, gibt es einige Vertreter, die sehen; von diesen sagt nun Maeterlinck, daß sie ausnahmsweise das Gelübde der Blindheit nicht abgelegt haben (S. 74). Er stellt nämlich die Sache so dar, als hätten die Termiten all die auffallenden Anpassungen ihres Körperbaues und ihres Instinktes mit Wissen und Willen sich erworben, wie wir die Hilfsmittel unserer Technik. Die Termiten verstehen es, mit gleicher Intelligenz wie wir selbst, sich nach den Umständen zu richten (S. 103). Der von Maeterlinck gemachte Versuch, die Tatsachen, die gegen die Intelligenz der Termiten und anderer Tiere angeführt werden, zu entkräften, ist mehr als naiv (S. 173—174).

Es wäre sehr zu bedauern, wenn eine derartige Tierpsychologie wieder überhand nehmen würde, nachdem man seit Jahren bei uns gewohnt ist, sich vor solch unberechtigter Vermenschlichung des Tierlebens zu hüten. Wer das Leben der Termiten kennenlernen will, wie es ist, ohne Phantasterei, hat in der deutschen Literatur bessere Führer als Maeterlinck, z. B. die Schriften K. Escherichs.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Zwei deutsche Luftschiffhäfen des Weltkrieges, Ahlhorn und Wildeshausen. Erinnerungen und Aufsätze. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Fritz Strahlmann. Mit 120 Abbildungen und 2 Plänen. 306 S. gr. 8°. Oldenburg 1926, Oldenburger Verlagshaus. Brosch. M. 5,50; Geb. M. 7,—.

Wehmut und Begeisterung wechseln, wenn wir dieses Buch lesen, das so anschaulich und einfach von den Anstrengungen und Heldentaten des deutschen Volkes während des großen Krieges erzählt, wenn wir miterleben, was unsere Luftflotte im Dienste des Vaterlandes geleistet hat. Dadurch, daß eine große Anzahl von Männern hier ihre eigenen Erlebnisse schildern, bekommt das Buch eine besondere Färbung und Lebendigkeit, aber es ist dadurch auch gegeben, daß viele Dinge mehrmals erzählt werden. Jedenfalls ist das Buch eine wertvolle Erinnerung an den Weltkrieg. Möge es für lange Zeit der deutschen Jugend und dem Volke zeigen, was von unserer Luftflotte in dieser schweren Zeit geleistet worden ist.

Freiburg i. Br. Alois Schmitt.

Kunst

Pöllmann, P. Ansgar O. S. B.: Unsere Liebe Frau von Merklinghausen. 124 S. Wiesbaden 1927, Hermann Rauch.

1927 fand man in der sauerländischen Stadt Hallenberg ein altes Gnadenbild der Gottesmutter wieder auf, das stilistisch dem romanischen Stile zugehört. Pöllmann erzählt seine Geschichte und untersucht es kunsthistorisch, wobei er in wertvoller Art die Wandlungen der Marienverehrung in der mittelalterlichen Kunst berichtet. Damit bilden seine Ausführungen einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der religiösen Kunst im Abendland, die leider noch immer ungeschrieben ist.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Musik

Musik im Leben. Ein Jahrbuch der Volkserneuerung, hrsg. von E. J. Müller. 2. Jahrg. 1926, M. Gladbach, Führer-Verlag.

Wiederum läßt die Zeitschrift gleichen Namens ihre Jahresernte in einem schmucken Band vereinigt hinausgehen. Die Zielrichtung tritt jetzt in Heften mit jeweils einheitlicher Leitidee (Tanz, Weihnachten, Oesterreichische Musik, Musik und Gesundheit u. a. m.) womöglich noch eindringlicher in die Erscheinung. Was hier in wohldurchdachten Leitartikeln und dann wieder in lockerer Form, doch stets mit tiefstem Verantwortungsgefühl und in kernigen Worten über unser Musikleben gesagt wird (es verdient den Namen nicht, so lange nicht wieder „Musik im Leben" ist), das richtet sich in erster Linie an unsere Volksführer (Lehrer, Geistliche). Dazu wiederum eine köstliche Beilage „Der Notenschrank", wertvolle Hausmusik aus alter und neuer Zeit. Und schon zeigen weitere Hefte, wie unbeirrt und zielsicher die Zeitschrift in ihren dritten Jahrgang eingetreten ist.

Köln. Willi Kahl.

Stein, Richard H.: Tschaikowskij. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1927, Deutsche Verlags-Anstalt 1927.

Nachdem die Mussorgskij-Renaissance nach dem Krieg den auch in Deutschland bis dahin üblichen Tschaikowskij-Kult stark eingedämmt hat, war die Zeit zu einer objektiven Würdigung von Tschaikowskijs Leben und Werken gekommen. R. H. Stein, durch eine feinsinnige Griegbiographie schon bestens bekannt, hat sich dieser Aufgabe in mühsamer, allen Quellen gewissenschaft nachspürender Arbeit mit Erfolg angenommen. Nichts tritt in seinem Buch schärfer hervor als gerade die Unausgeglichenheit beim Menschen und Künstler Tschaikowskij. In klaren, von reichlichen Notenbeispielen belebten Analysen der Werke, die der Oeffentlichkeit hier zum erstenmal in ihrer Gesamtheit bekannt werden, tritt das stetige Nebeneinander von bleibenden Werten und Vergänglichem zutage. Mit der hier waltenden Objektivität der Darstellung kommt in der Tat das vom Verfasser erstrebte Bild „ohne Denkmalspose" zustande. Gleiches Lob verdient der uns den Menschen zum erstenmal gründlich und vielseitig in seinem Wesen und Schicksal erschließende biographische Teil. Eine für das ganze Buch und seinen Hauptinhalt zu breit geratene Einleitung, die man gleichwohl wegen ihrer scharf umrissenen Komponistenportraits nicht entbehren möchte, beschäftigt sich mit der Geschichte der russischen Musik (warum auch der Zeit nach Tschaikowskij?). Im allgemeinen weiß die mit Randbemerkungen aller Art gewürzte lebensvolle Darstellung den Leser stark zu fesseln, wenn man auch zugeben muß, daß man mit einer den sachlichen Ton oft verlassenden Geschwätzigkeit mehr als einmal unnötig abseits geführt wird.

Köln. Willi Kahl.

Briel, M. Scholastika S. S. U.: Rich. Wagner, Lohengrin. Für höhere Lehranstalten und zur Vorbereitung auf den Besuch der Oper, Saarlouis, Hausen.

—: Parsifal. Für höhere Lehranstalten und zur Vorbereitung auf den Besuch der Oper. Ebenda.

Der Versuch, Wagnersche Texte in den Kreis der Schullektüre einzubeziehen, ist keineswegs neu, die Art aber, wie es hier geschieht, will nicht recht zeitgemäß erscheinen. Es sei, so wird einleitend zur Rechtfertigung einer vorwiegend literarischen Deutung des Gehalts im Wagnerschen Kunstwerk bemerkt, für sein Gestalten „eine dichterische, nicht eine musikalische Konzeption ausschlaggebend gewesen." Es gibt bekanntlich auch gegenteilige Aussprüche Wagners. Zugegeben, daß er sich in diesem Punkt — das hebt G. Adler in seinen Wagnervorlesungen klar hervor — theoretisch wenigstens in Widersprüche verwickelt, so müßten doch Einführungen wie die vorliegenden dem Wandel des Wagnerbildes in der Gegenwart gerecht werden, d. h. vor allem der Entdeckung von Wagners musikalischer Potenz in den Schriften Kurths und Lorenz'. Im Lohengrinbüchlein erfährt man über die Musik so gut wie nichts. Die eingestreuten Notenbeispiele bleiben äußerliche Zutaten zur Inhaltsangabe.

Köln. Willi Kahl.

Theater

Kraus, Rudolf: Modernes Schauspielbuch. Ein Führer durch den deutschen Theaterspielplan der neueren Zeit. 8., neubearbeitete und vermehrte Auflage. 26.—28. Tausend. Stuttgart. Muthsche Verlagsbuchhandlung. Ganzleinen M. 5,70.

Dieser Band, der u. a. sogar schon Raynals Grabmal des Unbekannten Soldaten und Shaws Hl. Johanna enthält, bildet die Ergänzung des „Klassischen Schauspielbuches". Einer genauen Inhaltsangabe gehen Daten über den Schriftsteller und eine kurze Charakteristik seiner Gesamterscheinung voraus, während eine im allgemeinen recht treffsichere und immer klare Kritik dem reinen Stückbericht folgt. Als Stütze der Erinnerung wie zur Vorbereitung auf den Theaterabend leistet das Buch in seiner Gründlichkeit und Frische die besten Dienste. Dazu ist es in der volkserzieherischen Bewertung stets zuverlässig. Die Auswahl, die sehr sorgfältig, mit dem Blick auf das verdientermaßen Dauernde, vorgenommen wurde, kann natürlich nicht alle Wünsche befriedigen. Statt Werfels Juarez hätte man z. B. lieber den Paulus; zu Rostands Cyrano sähe man gerne die Romantischen. Daß u. a. C. Hauptmann, Schmidtbonn und der unvergleichlich tiefere Claudel gar nicht vertreten sind, bedauert man, während Dreyer, Hartleben oder Sardou ohne Schaden fehlen könnten. Unter den Beurteilungen erscheint mir die von Shaw und Wedekind zu oberflächlich, wie auch die Einführung in das moderne Drama nicht so viele durchschnittliche Urteile wiederholen sollte.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Erzählungen. Romane

Jens, Ina: Maja. Kindheitserinnerungen aus dem Bündnerlande. 235 S. Basel, Friedrich Reinhardt.

Das ist eine Kindheit voll rechter Frische, voll von Kinderwünschen und von Torheiten, deren wohl jeder Leser etliche ähnlich begangen haben mag. Die in Chile, fern der Heimat lebende Erzählerin hat damit für alle etwas Herzerfrischendes uns gegeben, denn hinter ihren eigenen Bildern, die wir vor Augen sehen, ersteht uns das Land unserer Jugend, das oftmals unsere Seele sucht.

Bonn. Josef Zimmermann.

Wiesebach, Wilhelm: Gestalten, Erzählungen. Wiesbaden 1926, Hermann Rauch. Leinenband M. 3,60.

Daß Wiesebach ein geschickter Erzähler ist, zeigen auch diese 4 Geschichten. Sein liebenswürdiges Talent kann sich am besten in kleineren Bildern entfalten. So stellt er im ‚Alten Heinrich' auf 8½ Seiten die ansprechende Gestalt eines Briefboten vor uns hin, in dessen edlem Gesichte sich das Schicksal einer ganzen Kleinstadt spiegelt. Weniger ist dem Erzähler das größere Stück ‚Frühlingsstürme' gelungen. Diese Jungengeschichte mit ihrem jähen Fall und ihrem raschen Aufraffen wirkt doch zu sprunghaft. Die dritte Erzählung mit dem wenig entsprechenden Titel ‚Tante Adelheid' ist zu unglaubhaft romantisch, weil der Stimmungszauber der Romantik fehlt. Der Jugendbildner der Societas Jesu (die Ordensangabe fehlt beim Verfassernamen) spricht besonders im letzten Stücke ‚Ueberwunden', das uns in ein Kolleg nach Brasilien führt. Das pädagogische Ziel tritt in den geschickten Unterredungen zwischen dem Erzieher und seinem heißblütigen Schüler Candido hervor, der den Haß gegen seinen gemeinen Nebenbuhler überwindet und bei der Rettung des Feindes ertrinkt. Das Buch, von einem Freunde der Gymnasiasten geschrieben, wird gerade auf den Mittelklassen höherer Lehranstalten gern gelesen werden und den jungen Burschen mehr bieten als nur eine frische Unterhaltung.

Dalheim (Rhld.). Meinrad Vonderheide.

Grieg, Nordahl: Und das Schiff geht weiter. Roman. Uebersetzung aus dem Norwegischen von Gustav Morgenstern. 277 S. Leipzig 1927, Grethlein & Co. M. 6,50.

Die Maschine hat auch aus der See die Romantik vertrieben. Während auf den

Segelschiffen immerhin ein Stück Mut und Mannestreue sich zeigen durfte, ist der Dienst auf den Dampfern eine ziemlich nüchterne Sache. Matrosen und Heizer sind moderne Industriearbeiter, nur heimatloser und einsamer als die in den Fabriken. Und doch hat die Seefahrt nicht ihre alten Reize verloren. So ein Schiff ist immer voll von menschlichen Schicksalen. Davon erzählt Nordahl Grieg. Er kennt das Leben auf den Dampfern, denn er war selber Matrose. Er kennt die wilden Freuden der Hafenstädte, die oft auch den Mann des starken Willens zerbrechen können, denn hinter den Vergnügen lauert Krankheit und Reue. Er weiß um das Leben während der Fahrt, von den Freuden und der Not dieser Männer, die eng zusammengepfercht wochenlang zusammenbleiben müssen. Das Grauenhafte dabei aber ist, daß alles so mitleidlos abläuft. Man hat kaum Zeit, sich nach dem Platze des Kameraden umzusehen, der wochenlang mit ihnen zusammen war, da hat auch schon ein Neuer seine Stelle eingenommen. Es ist ein trostloses und grausames Bild unserer Zeit, die das Mitleid nicht aufkommen lassen möchte, weil das nicht sachlich ist. Das Schiff geht weiter und hat keine Zeit, sich um die Empfindungen des Einzelnen zu kümmern. Ganz im Einklang damit ist der Stil seiner Schilderung von einer mitleidlosen und stählernen Härte. Er hat die natürliche Art dessen, der sich nicht um literarische Feinheiten bekümmert, weil er ganz von seinem Erzählten eingenommen ist und der darum auch bei weitem besser gefallen kann, als der vorsichtige Schreiber, bei dem die Mühe allzudeutlich zu spüren ist.

Emden. Georg Schäfer.

Baker, Olaf: Der Staubige Stern. Eine Indianer- und Wolfsgeschichte. 240 S. Leipzig. Grethlein & Co. Ganzleinen M. 5,—.

Die Tiergeschichten von Löns, Fleuron, Kipling haben uns so verwöhnt, daß einer schon etwas Ordentliches leisten muß, wenn er damit bestehen will. Olaf Baker darf mit ihnen in einem Atemzuge genannt werden. Er versteht etwas von seiner Sache. Mitunter wird man an Kiplings Dschungelkind erinnert. Auch hier ist ein Junge aufgewachsen unter wilden Tieren, ein Gefährte des Wolfes. So lernt er ihre Geheimnisse kennen. Schließlich kommt für ihn die Stunde der Entscheidung. Nachdem er wieder zu seinen Blutsverwandten zurückgekehrt ist, erhebt sich für ihn die Frage, ob er mit seinem Wolfe wieder in die Wildnis zurückkehren will, oder ob er bei den Seinen bleiben will. Daß er sich für die Gemeinschaft der Menschen entscheidet, das zeigt, daß der Verfasser in seinen Entscheidungen von der rechten Einsicht getrieben war; denn der Mensch gehört nun einmal zu den Menschen. Die Art der Darstellung ist weit von der geschwätzigen Art entfernt, in der etwa Bonsels der Natur nahe zu kommen glaubt. Sie ist ganz sachlich und schlicht. Was man daneben noch an Wissenswertem über das Leben der Indianer erfährt — das sind keine Wilden, wie man sie bei Hagenbeck sieht — es ist auch kein romantisch aufgeputzter Tratsch, den er dem Leser bietet, was man von den Tieren hört, das nimmt man erfreut auf, denn es ist in einem Rahmen geboten, der äußerst anständig ist und von den Fähigkeiten eines guten Schilderers und sauberen Schreibers Zeugnis ablegt.

Emden. Georg Schäfer.

Gail, Otto W.: Der Schuß ins All. Ein Roman von Morgen mit Bildern von M. Odoy. Breslau 1925, Bergstadtverlag. M. 5,80.

Derſ.: Der Stein vom Mond. Kosmischer Roman, Breslau 1926, Bergstadtverlag.

Gail hat, was sonst bei phantastischen Romanen dieser Art nicht üblich ist, auf seine Quellen aufmerksam gemacht, als handele es sich um ein wissenschaftliches Werk. Das ist wieder die deutsche Gründlichkeit, die der Phantasie allein kein genügendes Vertrauen schenkt. Es kann unmöglich jedem Leser dieser Bücher zugemutet werden, sich mit der Hörbigerschen Welteislehre oder sonst einer Theorie auseinanderzusetzen, die doch niemand beweisen kann. Das ist doch alles auch ganz nebensächlich. Wenn er nur seine Phantasien glaubhaft gestalten kann, wie das Jules Verne tat, dann wird man auf jede wissenschaftliche Quelle verzichten. Beim „Schuß ins All" ist die Erfindung wirklich recht dünn. Man fühlt zu deutlich das Bestreben des Verfassers, einen Stoff, der ihn gepackt hat, nun auch in eine Form

zu gießen, der ihn jedem verständlich macht. Im zweiten Bande geht es schon interessanter zu. Da gibt es mehr Handlung und Spannung. Aber hier wird der Glaube an die Steinerschen Lehren über Atlantis, die Urheimat der Menschen, vorausgesetzt, so daß auch hier starke Bedenken kommen. Die Frauen spielen in den Büchern keine besondere Rolle. Im ersten Bande stirbt die Heldin, im zweiten wird sie irrsinnig. Unter den Männern sind ganz ansprechende Leute. Es ist nur schwer einzusehen, warum sich Gail mit den Theorien belastet, die erzählerisch doch garnicht von Belang sind, sondern nur aufhalten. Er zeigt doch, daß er in der Lage ist, einen guten, phantastischen Roman zu schreiben. Man ist versucht ihm anzuraten, einmal bei einem Amerikaner in die Lehre zu gehen. Die machen so etwas weniger umständlich, aber es wird eine gute Sache daraus.

Emden. Georg Schäfer.

Sabatini, Rafael: Der Seehabicht. Ein Piratenroman. Aus dem Englischen von Curt Thesing. 352 S. Leipzig. Grethlein & Co. Ganzleinen M. 6,—.

In der letzten Zeit häufen sich die Uebersetzungen dermaßen, daß man von einer Ueberschwemmung des deutschen Buchmarktes mit der Auslandliteratur reden kann. Es mag zugegeben werden, daß die Mehrzahl der fremden Schriftsteller etwas besitzt, was bei den Deutschen oft vermißt wird: Erfindungsgabe, Energie und die Lust am unbekümmerten Fabulieren. Es sind glänzende Unterhalter, die mit Anstand und Geschick einen bunten Kranz von Geschehnissen aufzuwickeln wissen. Diese Erscheinung gibt uns zu denken. Entweder liegt hier ein Versagen der Deutschen vor, sie können nichts oder aber sie sind so sehr in das Rankenwerk ihrer krausen Ideen versponnen, daß sie darüber vergessen, daß die Urform der Erzählung, die mündliche Unterhaltung, sich immer auf etwas Erzählenswertes bezog, das von Interesse für den Zuhörer war. In Deutschland gibt es sicher genug, die eine Geschichte ebensogut machen können wie dieser Sabatini. Denn der ist nicht einmal sehr geschickt. Die Handlung trieft von Edelmut und von Heldentum, und Untreue und Undankbarkeit ermöglichen die Schicksale des Seehabichts, der ein englischer Edelmann ist und durch Verrat und Tücke in die Hände der Piraten fällt, wo er selber einer wird. Der Schluß läuft — dies sei zur Beruhigung mitgeteilt — gut aus. Das ist alles ganz schmissig gemacht, spannend und unterhaltend. Aber, was soll diese Einfuhr. Sie bringt uns nicht weiter und läßt sich bei uns mit leichter Mühe auch herstellen.

Emden. Georg Schäfer.

Paffrath, Wilhelm: Rose rot. Roman. 383 S. Leipzig 1926, Xenien-Verlag. Pappbd. M. 5,—, Halbl. M. 6,—.

Dies ist das Erstlingsbuch eines begabten und ernst-strebenden Menschen. Anerkennung verdient, daß er positiv zu den Problemen der Zeit eingestellt ist und nicht — wie so manche Modeschriftsteller es belieben — die Ehe als ein Faktum behandelt, das leichter gelöst als geschlossen wird. Deshalb verdient es einen Platz in den Volksbüchereien. Gewiß ist noch nicht alles gut geraten. Die Sprachkraft läßt an manchen Stellen nach. Die Fähigkeit der Komposition ist schwach ausgebildet. Der Abstand von seinen eigenen Erlebnissen ist noch nicht so groß, daß er Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheiden kann. Die Einzelschilderung, die mit dem Ganzen nur lose zusammenhängt, drängt sich stark vor. Das geschieht auf Kosten der Form. Nur an wenigen Stellen hat das Buch die Geschlossenheit, die man erwartet. Die einzelnen Bilder des Milieus sind gut geraten. Das Leben des Seminaristen, das des jungen Lehrers in einem Eifeldorfe, fern von jeder Annehmlichkeit der großen Welt, hat er in den Grundfarben richtig wiedergegeben. Es lassen sich also Entwicklungsmöglichkeiten feststellen, so daß man auf das weitere Schaffen Paffraths gespannt sein darf.

Emden. Georg Schäfer.

Jugendschriften

Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Nr. 86: Mörike, Gedichte (Auswahl). M. —,50.

Nr. 87: Calderon de la Barca, Das große Welttheater M. —,50.
Nr. 88: Hebbels Tagebücher (Auswahl). M. —,90.

Nr. 89: Chamisso, Peter Schlemihls wundersame Geschichte. M. —,55.

Was diese handlichen Bändchen gemeinsam haben, ist die im Verhältnis zum Preis vorzügliche Ausstattung: großer Druck, angemessenes Format, gut kartonniert. Neben knappen Erläuterungen am Schluß bringen die Ausgaben eine orientierende Einleitung. Sie dienen in erster Linie der Schule, kommen aber auch dem deutschen Hause zugute.

Zu Mörike bietet Maria Klostermann eine biographische Skizze. Eine kurze Charakteristik der dargebotenen Lyrik wäre sicher willkommen gewesen. Die Auswahl der Gedichte ist gut; von den Perlen der Lyrik Mörikes dürfte kaum eine vermißt werden.

Eine musterhafte Einführung zu Calderons ‚Welttheater' bietet B. M. Steinmetz (was ja allerdings selbstverständlich ist). Es erübrigt sich, der Dichtung selbst empfehlende Worte mit auf den Weg zu geben. Man kann nur diese billige Ausgabe des allen Gebildeten wohlbekannten Werkes begrüßen.

Besondere Anerkennung verdient die Arbeit von Hans Fluck. Aus der überwältigenden Fülle geistvoller Aussprüche, offener Einblicke in ein kompliziertes Innenleben, wichtiger Hinweise auf das Werden dichterischer Schöpfungen, die Hebbel in seinen Tagebüchern als Spiegelbild seines innersten Wesens niedergelegt hat, sind die wesentlichsten Teile herausgehoben. Man kann die Gesichtspunkte, nach denen verfahren wurde, nur billigen. Diese Ausgabe kommt neben den Oberklassen der höheren Schulen vor allem für weitere gebildete Kreise in Betracht.

In neuem Gewande erscheint auch der unsterbliche Peter Schlemihl. Die Einführung von Jos. Rohfleisch bietet in gedrängtester Kürze doch einem großen Leserkreis gute Fingerzeige zum Verständnis der doch recht gedankenvollen Dichtung.

Hünfeld. Willi Beils.

Schöninghs Dombücherei, die Schülerhefte von deutscher Art bringen will, schreitet rüstig fort und erfüllt mit diesem raschen Anwachsen die Grundbedingung einer solchen Buchreihe, nämlich reiche Auswahl. Paderborn, Ferdinand Schöningh. Preis je nach Umfang 30 bis 70 Pfennig.

Unter den neuen Nummern (36—40) bringen die drei ersten Hefte Gedichte und Lieder zur deutschen Geschichte, Auswahl von Dr. Th. Maus. Ob gerade eine solche Auswahl ohne besondere Note und teilweise mit wenig wertvollen Stücken gespeist, notwendig war, läßt sich bezweifeln. Gute Lesebücher bieten oft mehr. Besonders wohltuend empfindet man die Auswahl aus der Limburger Chronik (Nr. 40), die Studienrat Nacky besorgte. Hier steigen die jungen Leser mitten hinein in das lebendige Wesen einer entlegenen bedeutsamen Kulturepoche. Und wie anheimelnd liest sich diese alte Sprache! Hierzu paßt dann das Puppenspiel von Doktor Johannes Faust nebst einem Auszug aus dem alten Volksbuche (Nr. 41), zu dem gewiß die meisten Schulen greifen werden, da diese alte Puppenkomödie neuerdings mehrfach auf Bühnen aufgeführt worden ist. Von Dichtern sind Peter Dörfler (Nr. 44) und Gottfried Keller (Nr. 45) vertreten; von Droste-Hülshoff ist ein ganzes Bändchen ihrer Briefe (Nr. 42) aufgenommen. Gerade solche Briefsammlungen einer Dichterpersönlichkeit sollte man mehr in diese Sammlung aufnehmen, z. B. von Storm, H. von Kleist u. a., weil hier ein intimes, entscheidendes Bild der Dichter auflebt und für ihr Schaffen wirbt. Von anderen Stoffgebieten bringt 39 das deutsche Zeitungswesen in Proben, Erlassen und Urteilen, Nr. 43 eine Auswahl aus den politischen Schriften des Bischofs Ketteler und Nr. 46 Friedrich Barbarossa und seine Zeit. Auch Büchereien mögen von dieser verdienstvollen Bücherreihe guten Gebrauch machen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Antz, Führung der Jugend zum Schrifttum 490
Averdunk-Ring, Geschichte der Stadt Duisburg 515
Baker, Der staubige Stern 525
Binar, Kavaliri (Kavaliere) 500
Boelitz, Das Grenz- und Auslanddeutschtum 518
Brandenburg, Das neue Theater . 484
Brandes, Homer 513
Briel, Wagner, Lohengrin 523
—, — Parsifal 523
Capek, Adam Stvoritel (Adam der Schöpfer) 500
Chaloupka, Dein Nächster 503
Cihelka, Vasne (Leidenschaften) . . 502
Der Bote Matthias Claudius (Hrsg. v. Timmling) 505
Dierkes, Volk und Raum 516
Durych, Kouelná lampa (Die Zauberlampe) 503
— Auf Schleichwegen durch Deutschland 503
Ellinger, Angelus Silesius 513
Kathol. Elternbücherei (Heft 2 und 3: Die Erziehung des Jungen [des Mädchens] zur sittlichen Reinheit) 509
Fairgrieve, Geographie und Weltmacht 512
Feigel, Ägypten und der moderne Mensch 520
Feiler, Amerika — Europa 519
Feiten, Heimweh 481
— Du Welt der Liebe 481
Franzmathes, Bischof von Ketteler . 505
Führer, Geschichte der Stadt Rheine 516
Gail, Der Schuß ins All 525
— Der Stein vom Mond 525
Grieg, Und das Schiff geht weiter . 524
Hais-Tynecky, Na horske fare (In der Bergpfarre) 501
Heinen, Die Bergpredigt Jesu Christi 504
Hora, Hrobka (Die Gruft) 500
— Hladovy rok (Das Hungerjahr) 502
— Saiten im Wind 503
Hovorka, Kleine historische Monographien 509
Jahoda, Chodaci (Landstreicher) . . 501
Jakubczyk, Aufblicke der Seele . . . 504
Jansen, Der Kritizismus Kants . . 506
Jens, Maja 524
Karrer, Des hl. Ignatius v. L. Geistliche Übungen 505
Keyserling, Menschen als Sinnbilder 507
Kleinschmidt, Das Auslanddeutschtum in Uebersee 519
Klicka, Brody (Fürth) 502
Kolman-Cassius, Jak nas poznamenala (Wie er — der Krieg — uns gezeichnet hat) 500
Kraus, Modernes Schauspielbuch . . 524
Lampert, Entwicklung u. Brutpflege im Tier- u. Pflanzenreich 521
Lom, Kajici Venuse (Die büßende Venus) 501
Machar, Tristium Praga 502
Maeterlinck, Das Leben der Termiten 522
Mentz, Antike Stenographie . . . 489
Michel, Politik aus dem Glauben . 510
Mielke, Siedlungskunde des deutschen Volkes 518
Mit Gott allein. 2. Bd.: Inneres Leben 504
Müller, A., Lehrbuch der Buchdruckerkunst 488
Müller, E. J., Musik im Leben . . 523
Muszynski, Unsere Leidenschaften . 507
Nearing und Freman, Dollar-Diplomatie 512
Novak, Svedomi (Das Gewissen) . 501
Paffrath, Noserot 526
Pöllmann, U. L. Fr. von Merklinghausen 522
Potonié, Die Steinkohle 521
Rosch, Geist und Leben 504
Sabatini, Der Seehabicht 526
Schöninghs Dombücherei, Nr. 36—40 527
— Textausgaben alter und neuer Schriftsteller, Nr. 86—89 527
Seifert, Die Nachtigall singt schlecht 502
Sezima, Hudba samoty (Musik der Einsamkeit) 501
Sova, Drsna laska (Rauhe Liebe) 503
Stein, Tschaikowskij 523
Stempinger, Buchhandel im Altertum 489
Stourzh, Max Stirners Philosophie 506
Strahlmann, Zwei deutsche Luftschiffhäfen des Weltkrieges 522
Sturzo, Italien und der Fascismus . 511
Tesnohlidek, Vrba zelena (Grüne Weide) 501
Timpe, Naturbetrachtung, Weltanschauung 508
Toman, Stolety Kalendar (Hundertjähriger Kalender) 503
Tumlir, Nemravny Zivot (Unsittliches Leben) 501
Unger, Wie ein Buch entsteht . . . 488
Vrba, Divozenky (Wildweibchen) . 501
Walter, Die abgegangenen Siedlungen 517
Warschauer, Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark 518
Wiesebach, Gestalten 524
Wittels, Die Befreiung des Kindes . 508
Wrede, Rheinisches Volksleben . . 515
Zeman, Die italienische Irredenta . 502

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

Friedrich Wilhelm Grimme

Zum 100. Geburtstage am 25. Dezember 1927

Grimmes große Landsmännin Annette entwirft in den ‚Weſtfäliſchen Schilderungen', zuerſt veröffentlicht in den ‚Hiſtoriſch-politiſchen Blättern' 1845, ein Gemälde von Land und Leuten ihrer Heimat. Es ſollte ein Ausſchnitt aus einer groß gedachten Heimat- und Kulturgeſchichte ſein, die leider nicht über dieſe Einleitung hinausgekommen iſt. Was die Tochter der münſterländiſchen Ebene darin über das ſüdweſtfäliſche Waldgebiet, das Sauerland, und ſeinen Volksſtamm zu ſagen weiß, begegnete ſchon früh ernſthafter Kritik. In der Tat iſt es eine temperamentvolle Ueberſteigerung, wenn die Dichterin in dem damals freilich noch völlig unerſchloſſenen Mittelgebirge Bergwände ſieht, „deren Unerſteiglichkeit wir mit ſchwindelndem Auge meſſen und aus denen ſich koloſſale Balkone ſtrecken"; wenn ſie in den Talgründen „das Getöſe der niederrauſchenden und brodelnden Quellen faſt betäubend" vernommen hat. Bedauerlicher iſt, daß die große Seherin bei mancher trefflichen Ausdeutung des Charakters den Bewohner des Sauerlandes in ſeinem Tiefſten, der regſamen Tüchtigkeit, der kernhaften Frömmigkeit, dem quellreinen Humor, nicht recht erkannte. Das vermochte nur der Sohn dieſer Berge, deſſen Lieben, Dichten und Wandern ſie ewig Heimat geblieben ſind: Friedrich Wilhelm Grimme. Er ſchenkte ſeinem Stamme nicht nur die erſte und eine der ſchönſten deutſchen Volks- und Heimatgeſchichten ‚Das Sauerland und ſeine Bewohner', in dem ſich Dichter und Gelehrter die Hand reichen, er führte das unbekannte und verkannte Land zuerſt in die Dichtung ein. Lange bevor das oft mißdeutete Wort von der Heimatkunſt und Heimatbewegung zum Schlagwort wurde, nährte er ſeine ſchlichte Kunſt an den Quellen des Volkstums. Die Grenznähe gab ihm zum Ernſt des Niederſachſen die Aufgeſchloſſenheit des Franken. Grimme iſt in hohem Maße ſeinem Stamme dienſtbar geweſen in ſeinen Schwänken, Schnurren und plattdeutſchen Bühnenſtücken. Darüber hinaus ragt er mit ſeiner hochdeutſchen Liederdichtung und ſeinen Volkserzählungen zu der Bedeutung eines deutſchen Dichters auf, der in ſeinem Beſten auch heute noch zu jenen ſpricht, die Verſtändnis aufbringen für ſchlichte Innigkeit und herzwarmes Singen und Sagen.

Grimme iſt Nachromantiker. Eichendorff und Uhland ſtanden hinter ſeiner Jugend. Der deutſche Wald rauſchte ihm ſeine Wunder, Fernſehnſucht und Heimweh faßten ihn an, das Volkslied war die große Liebe des muſikaliſch hochbegabten Mannes. Die Gedichte und Romanzen der Jugend, wenig beachtet, hat der Alternde geſichtet und unter dem bezeichnenden Titel ‚Deutſche Weiſen' neu herausgegeben. In den dünnen Bändchen tritt uns vollwertige Lyrik entgegen, tief im Gefühl, edel in der Form. Aufrüttelnde Tragik lebt nicht in ihr, der Schrei um das Leid des Lebens und der Liebe mildert ſich zu ſtillen Lauten des mannhaft getragenen Herzwehs. Selig ſingt ſich die junge Liebe aus in Liedern, die oft gleich aus Volksmund zu klingen ſcheinen, ſo herzinnig, vogelliedfröhlich, ſchalkhaftluſtig und todtraurig können ſie ſein. Das Kind der Waldberge hat von Haus aus ein tiefes Verhältnis zur Natur, die Hochlandslieder künden die Einſamkeit der braunen Bergheide, die Stille ſeiner heimatlichen Buchenſchläge, lange bevor ſie Mode- und Wandergebiet wurden. Die fromme Gläubigkeit, das kindliche Gottvertrauen des Mannes leben in religiöſen Gedichten, deren tiefſtes die aus bitterer Lebensnot erkämpfte Lehre gibt und in das wundervolle Bild kleidet:

O zimm're dir dein Haus im Herrn,
Und laß' die Flügel seiner Liebe
Das Dach dir decken, und du hast
Die Heimat, wenn auch nichts dir bliebe.

In solchen Tönen reiner Herzenssprache bleibt der Dichter auch uns Heutigen nahe. Gerne erfreuen wir uns an der Trefflichkeit mancher Gedanken und Sprüche, während die Welt seiner Romanzen und Balladen, dieser Wald von Rittern, Jägern und Liebenden, uns ferner gerückt ist und in der dichterischen Formung zu wenig dramatische Geschlossenheit aufweist. Der Begründer der katholischen Jugendzeitschrift ‚Edelsteine' gab uns Kinderlieder, die den schalkhaft naiven Ton gut zu treffen wissen. Ganz lebendig sind die wieder aufgefundenen, im Grimme-Gedenkbuch von J. Schult veröffentlichten Bilder aus dem Leben des heiligen Severinus, die farbenschön und leuchtend dastehen wie alte, fromme Kirchenfenster. Hier, wie überall, wenn der Dichter sich fernhält vom Allzuromantischen und die stillen Wege wahrhaften Lebens und Erlebens geht, vermögen wir seiner goldlauteren und quellreinen Lyrik auch heute noch zu folgen.

Grimmes hochdeutsche Geschichten sind am besten mit dem Titel seines ersten Erzählungsbuches bezeichnet: ‚Schlichte Leute' (1868). Ihr höchster Vorzug ist die Verwurzelung in Heimat und Volk zu einer Zeit, wo es noch modern war, die heimatlichen Grenzpfähle möglichst weit hinter sich zu lassen. Die Menschen dieser für das Volk geschaffenen Geschichten, die Pfarrer, Küster, Musikanten, Bauern, frommen Mütterchen, die guten Großväter und losen Jungen, sind wirklich schlichte Leute, mit denen eine versunkene Welt aufsteigt. Dem literarischen Sturm, der in den achtziger Jahren über das deutsche Land brauste, waren sie nicht gewachsen. Bei aller Sinnigkeit und Gemütswärme, die wie Hauch aus gutem Herzen über ihnen liegt, fehlt diesen Gestalten doch oft künstlerisches Maß und ihren Schicksalen innere Folgerichtigkeit. J. Wippermann, Grimmes erster Biograph, urteilt in dem erwähnten Gedenkbuch zu Recht: „Manche dieser Geschichten sind für uns Heutige nicht mehr gut tragbar: zu kunstlos, zu sehr schwarz in weiß gemalt, die ‚Moral' zu deutlich herausgestellt, die Gespräche dieser Dorfleute zu oft in einem ‚hölzernen Röcklein' steif einherschreitend." Unter den Erzählungen steht eine, ‚Memoiren eines Dorfjungen', der alles Gemachte und Kalenderhafte fernbleibt, die in ihrer köstlichen Frische und Unmittelbarkeit noch heute wie ein lustiger Dorfjungenstreich anmutet, der jedem die eigene Jugend weckt. Dieses beglänzte Kindheitsparadies birgt außerdem eine Fülle volkstümlichen Gutes, das lebendig lebt. Gelesen werden im Volke immer noch die Geschichten ‚Der Stationenberg', ‚Blümlein der Andacht' (Geschichte eines Gesang- und Gebetbuches), ‚Man soll keinen Jungen ersäufen ...' und etwa ‚Ein Stein auf dem Herzen'. Manche der vielen, für den Tag geschriebenen Erzählungen, die keinen Anspruch auf bleibenden Wert machen wollten, sind nach des Dichters Tode aus Kalendern und Zeitschriften geholt und in den beiden Bänden ‚Auf roter Erde' und ‚Auf heimischer Scholle' gesammelt worden.

Das Denken, Lieben und Leiden all dieser Menschen ist das Denken, Lieben und Leiden der Jugend des Dichters selbst. Die alte, milde kurkölnische Zeit ist noch längst nicht vergessen und verwunden, über die ungeliebte hessische Herrschaft geht es hinüber zu den wesensfremden Preußen. Träume von Reich und Kaisertum leben und weben heimlich in der Stille. Der Sturm, der einen Freiligrath, Reuter und andere traf, zerschlägt sie bitter, Oesterreichs Niederlage 1866 zerstört die letzte Hoffnung auf ein einiges Großdeutschland, — nach dieser Welt und vergangenem

deutschen Volkstum geht die echt romantische Sehnsucht der Menschen des Dichters und seine eigene.

Grimme verdankt seinen Ruhm als Volksdichter seinen Dialektbüchern ‚Schwänke und Gedichte', ‚Grain Tuig', ‚Galanteryi-Waar', ‚Lank un twiärs düar't Land', ‚Bat us de Strunzerdäler hinnerläit'. Wenn Freiligrath ihn den sauerländischen Reuter genannt hat, so ist das zu viel, wenn an dessen große Romane, und zu wenig, wenn an die Läuschen un Rimels gedacht wird. Grimme ist Meister des plattdeutschen Schwanks, darin von keinem Niederdeutschen, auch nicht von Reuter, erreicht. Seine kleinen lustigen Geschichtlein sind weit mehr als bloße Döhnkes oder gar Witze, die sich über das Volk lustig machen. Man ahnt beim ersten Lesen und Hören meist gar nicht, was hinter ihnen steckt, muß vielleicht gleichen Stammes sein oder länger unter ihm gelebt haben, um zu wissen, daß ein dichterisches Können aus diesen Anekdoten spricht, vor dem man sich neigen muß. Das Geheimnis ihrer unerreichten und immer gleichen Wirkung auf Herz und Gemüt ist erst in letzter Linie der Humor, so prachtvoll kernhaft und deutsch er lacht, ist auch nicht allein das Plattdeutsch, das Grimme wundervoll treu, unverfälscht und kraftvoll aus dem Munde des Volkes holt, es ist vor allem die innere Wahrheit dieser Geschichten, die gar nicht erdacht und erlauscht zu sein scheinen, sondern von selber da sind wie diese Kleinbauern, Pastauern, Köster, Kohlenbrenner, reisenden Paters, Studenten, Nachtwächter, Förster, Handwerker und dies unvergleichliche Moierken imme Postwagen. Zwischen all diese mischt sich der Dichter, um ihresgleichen zu sein. Er nimmt sie herzlich ernst, und darum kann er mit ihnen lachen und so herrlich lustig sein auf ihren Hochzeiten und Kindtaufen, auf ihren kleinen Reisen im Postwagen und auf der Asserbah. Sie alle sind ihm viel zu schade, sie zu faden Witzereien zu gebrauchen. Er sieht ihre Ganzheit und gestaltet sie mit einer Kunst, die nicht nur erlustigen, sondern auch erheben will, die Schwächen und Mängel aufdeckt, um zu lachen und zu bessern, die in all diesen Schicksalen eigentlich eine prächtig lebendige und wahre Geschichte des Landes schreibt. Der oft verkannte Meister verdient, von Wippermann der Klassiker des plattdeutschen Schwanks genannt und neben die großen Schwankerzähler unseres Volkes, Hans Sachs, Jörg Wickram, Johann Peter Hebel und Ludwig Aurbacher gestellt zu werden.

Dabei hat er zu der Zeit, als das Plattdeutsch nur zu Schnurren und Schabernack gut schien, tiefe Herzenslaute in seiner geliebten Sprache gesungen (Verlaiwet Tuig), leider zu wenig, um von Grimme als plattdeutschem Lyriker sprechen zu können wie von Wette, Wibbelt und Wagenfeld.

Seine mundartlichen Lustspiele stehen zwar hinter den Anekdoten zurück, aber auch sie spiegeln ein treffliches Stück Volksleben wieder, sind von kerngesunder Fröhlichkeit und manchmal Hans Sachsenscher Derbheit. ‚Jaust un Durtel' und ‚De Koppelschmied' wären sicherlich mancher größeren Vereinsbühne hochwillkommen, wenn der Dialekt nicht Beschränkungen auferlegte.

Hinter dem Dichter Friedrich Wilhelm Grimme hat ein gütiger, weiter und edler Mensch gestanden. Er entstammte dem Dorfschulhause zu Assinghausen an der Ruhr, wo er Weihnachten 1827 geboren wurde, studierte Philologie, war Lehrer in verschiedenen Städten seiner näheren und weiteren Heimat und ihr eigentlich nur fern in den dreizehn Jahren als Gymnasialdirektor zu Heiligenstadt, das zwanzig Jahre früher auch Theodor Storm für kurze Flüchtlingszeit aufgenommen hatte. Der schwächliche, früh kränkelnde Mann starb in Münster i. W. am 3. April 1887.

Sein hundertster Geburtstag war Anlaß zu zwei Auswahlbänden, die das Beste

der Grimmeschen Muse bringen. Da ist zunächst das schon mehrfach genannte Grimme-Gedenkbuch. Unter Mitarbeit von Professor F. Wippermann und anderen herausgegeben von J. Schult. (Mit sechs Abbildungen, einer Handschriftenprobe und einer Notenbeilage. Sauerland-Verlag, Iserlohn 1927. 288 S. kart. 2 M., geb. 3 M.) Das gut ausgestattete Buch erzählt zunächst eingehend des Dichters Leben, bringt dann die sehr wesentliche Würdigung seines Schaffens von F. Wippermann, berichtet aus der Feder eines Sohnes Grimmes über die Freundschaft zu dem heute vergessenen Epiker Pape und fügt ein paar interessante Kompositionen des Dichters an. Die Auswahl der hochdeutschen Lieder und Gedichte ist besonders reich, bisher Unbekanntes und Verschollenes und manches, das von dem Alternden nicht in die ‚Deutschen Weisen' aufgenommen wurde, findet hier wieder Platz. Ob man freilich mit letzterem dem Dichter sehr nutzte, ist fraglich, sicherlich aber dient die Auswahl dem Verständnis seiner literarischen Entwicklung. Aus der hochdeutschen Prosa ist leider keine Erzählung aufgenommen, dafür aber ein bisher ungedrucktes Stück ‚Aus meiner Jugend' als Fortsetzung der ‚Memoiren eines Dorfjungen' und eine Schilderung der Paderborner Senne. Reich und gut ist wieder die Auswahl der plattdeutschen Gedichte und Schwänke. Eine besondere Note erhält das Gedenkbuch durch ein paar dichterische Nachrufe auf Grimme, durch die Bilder und durch die Angabe der Quellen und eines Verzeichnisses der heute erhältlichen Werke. Der Herausgeber verdient den Dank aller Freunde des Dichters für den Reichtum und die Zuverlässigkeit des schönen Bändchens.

Das Grimmebuch (Eine Auswahl aus F. W. Grimmes hochdeutschen und plattdeutschen Heimatdichtungen. Mit einer Einführung in Grimmes Leben und Schaffen. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1927. 284 S. gebunden 3 M.) erhält seinen besonderen Wert dadurch, daß das Lebensbild des Dichters von seinem Sohne, Professor Hubert Grimme, geschrieben wurde, der auch bei der Auswahl mitwirkte. Aus dem hochdeutschen Prosaschaffen bringt es die ‚Memoiren eines Dorfjungen', gibt dann aus den ‚Deutschen Weisen' eine ganz vorzügliche Auslese weniger, aber wertvoller Balladen, die lyrisches Edelgut genannt werden dürfen. Ueber ein paar der schönsten plattdeutschen Lieder geht es hinein in die mundartliche Dichtung, die nicht nur Proben der besten Anekdoten gibt, sondern in dem Lustspiel ‚De Koppelschmied' auch den Bühnendichter Grimme zeigt. Schade, daß der Druck des in ein schönes Gewand gekleideten Buches oft recht ungleich und wenig angemessen ist.

Beide Auswahlbände ergänzen sich trefflich. Das Gedenkbuch bietet bei aller Volkstümlichkeit auch dem der Entwicklung des Dichters Nachgehenden Wertvolles. Das Grimmebuch ist in erster Linie Gabe für das Volk aus des Dichters Heimat, welches das Beste seines Herzens und Humors auch heute noch dankbar hinnehmen wird.

Heinrich Luhmann.

Schlesische Bücher

Wer einmal einen Blick auf die Landkarte wirft, wie sie sich durch den Friedensvertrag von Versailles gestaltet hat, der sieht, daß Schlesien, dem noch bedauernswerteren Schicksal Ostpreußens nahe verwandt, fast ganz aus dem deutschen Reichsgebiet herausgelöst ist. Tschechen und Polen umgeben den größten Teil dieser landschaftlich reizvollen preußischen Provinz mit ihren deutschfeindlich regierten Hoheitsgebieten. Die alten Beziehungen der zwar aus slavischen Anfängen hervorgegangenen, aber seit Jahrhunderten kerndeutschen Landeshauptstadt Breslau zum deutschen Wien waren zwar schon durch Friedrich den Großen kulturtrennend unterbrochen worden, sind nun aber durch das Zwischenglied des nationalslavischen tschechoslowakischen Staatsgebildes gänzlich gehemmt; Krakau, einst eine deutsche Kaufmannsstadt, die mit Breslau in den lebhaftesten Handelsbeziehungen stand, ist der Schwesterstadt wirtschaftlich und kulturell gänzlich entfremdet; von Oberschlesien, dessen wirtschaftliche Neugestaltung durch deutschen Geist zustande kam, ist der an Erzen, Kohle und Wäldern ergiebigste Teil in die gewaltsame Abhängigkeit eines Staates gebracht, der seit mehr als 500 Jahren dort keinerlei geschichtliche Daseinsberechtigung hat und nach künstlicher Wiedergeburt seine staatsschöpferischen Fähigkeiten erst neu erweisen müßte. So trägt Schlesien, seit den Tagen der aus süddeutschem Fürstengeschlecht stammenden heiligen Hedwig, von Franken, Thüringern, Flamen deutsch besiedelt und seinen Blick nach dem deutschen Süden, Westen und Norden wendend, heute mehr denn je die Züge eines Grenzlandes an sich.

Seine wechselreiche Geschichte, seine aus verschiedenen slavischen Stämmen, zu denen im Norden noch die Wenden kommen, mit verschiedenen deutschen Stämmen gemischte Bevölkerung hat eine Kultur geschaffen, die zwar ihre nachweisbare Abhängigkeit und Zwiespältigkeit vielfach offensichtlich zur Schau trägt, aber auch gegenüber andern alt- oder neudeutschen Landschaften durch eine nicht minder offensichtliche Eigenart gekennzeichnet ist, sei es, daß Schlesien im Zeitalter des solchen Mischvölkern besonders gut liegenden Barocks, unter dem Zepter des Hauses Habsburg, mit seinen sogenannten beiden Dichterschulen an der Spitze der deutschen Kultur marschiert, sei es, daß es nach den Schlesischen Kriegen seines Eroberers Friedrich alle Zeichen einer gewaltigen Erschöpfung verrät und an der großen Leuchtkraft des in Weimar erblühenden Klassizismus, der in Jena, Heidelberg und Berlin aufsprossenden deutschen Romantik so gut wie keinen namhaften Anteil nimmt, bis Eichendorffs katholische Romantikerseele, Gustav Freytags protestantische Realistengestalt das literarische Mittelmaß überflügeln.

Nicht bloß Stammesmischung, auch Religionsmischung ist das Zeichen des Schlesierlandes. Seit den Tagen der Hussiten, die mit Feuer und Schwert dem Lande ihre Gesinnung einzupflanzen suchten, bis in die Zeit des Deutschkatholiken Johannes Ronge — keines der Schlesierbücher nennt ihn seltsamerweise — und der Altkatholiken, deren Bewegung hier besonders stark war, ist Schlesien religionspolitisch nicht mehr zur Ruhe gekommen, hat jegliches Sektierertum hier ein besonders ergiebiges Feld gefunden.

So ist es denn begreiflich, daß Schlesier, über die Erbanlagen ihrer Landsleute nachdenkend, versucht haben, das vieldeutbare Wesen des Schlesiers zu erkennen und abzugrenzen. Dankenswerterweise teilt Otto Warnatsch in seinem trefflichen Aufsatz „Gustav Freytag und seine Heimat“[1] jene Charakteristik des

[1] In: Oberschlesien. Heimatbuch von Alfred Hein und W. Müller-Rüdersdorf, mit Textbildern von Bruno Zwiener und andern oberschlesischen Künstlern. 316 S. Leipzig 1926, Verlag Friedrich Brandstetter; gbd. M. 6,50.

Schlesiers mit, die Freytag einst bei Besprechung der „Schlesischen Gedichte" des literarischen Begründers der schlesischen Mundartdichtung, Karls von Holtei, gab:

„Gar wenig kennt man dies Land im übrigen Deutschland, und wenig kennt man auch das Volk, das dort zwischen Berg und Stromtal lebt. Nur unsichere Ahnungen hatte man früher in der Außenwelt vom schlesischen Gemüt, dem allerliebsten Gemisch von polnischer Lebhaftigkeit und altsächsischer Bedächtigkeit, von gutmütiger Einfalt und kalkulierendem Scharfsinn, von sentimentaler Weichheit und reflektierender Ironie, von lauter Fröhlichkeit und andächtigem Ernst. Wer unterhält seine Kameraden auf der Gesellenbank? Der Schlesier. Wer weint mit seiner Geliebten im Mondenschein? Der Schlesier. Wer wischt sich diese Tränen mit dem Tabaksbeutel ab und denkt zuletzt: es ist alles Wurst? Der Schlesier. Wem steigt der Wein am schnellsten zu Kopf, und wer hält doch am längsten beim Becher aus? Wieder der Schlesier. Wer verzückt sich am tiefsten in mystischer Gottseligkeit und spricht am gleichgültigsten mit dem Teufel? Immer der Schlesier!"

Nicht so sinnfällig kurz gefaßt, aber um so eindringlicher, tiefer, begründender ist die Charakteristik, die Hermann Stehr, selber nach der religiös-mystischen Seite hin gesteigerte Ausgeburt der schlesischen Volksseele, von seinen Landsleuten entwarf. Dem ersten Bande der bei L. Heege in Schweidnitz erschienenen „Schlesischen Bücher" entnommen, steht diese tiefsinnigste Erspürung schlesischen Wesens mit Recht fast an der Spitze des Buches „Schlesiervolk".[1] Nur der Schluß dieses kleinen Aufsatzes kann hier stehen:

„Es ist ein Schlesier wie der andere. Ihre Augen sehen nicht in einer Richtung, sondern schauen gleichsam gegeneinander; sie stehen stets auf zwei Polen, haben Rechts und Links in jeder Hand, sind aus Vielgestaltigkeit unsicher und nicht allzu aktiv und verlieren sich in den meisten Fällen nach kurzem Kargtun gutmütig an jeden mit dem halbwegs ehrlichen Schilde — um sich unbemerkt und geräuschlos wieder zurückzunehmen, bereichert um die Nuance des Wesens, mit dem sie sich vorübergehend verschwisterten."

Nun ich als Schlesier über schlesische Bücher, also über Heimatliteratur, schreiben soll, muß ich des Unfugs gedenken, der mit dem Worte Heimat heute in ganz besonderem Maße getrieben wird, und der warnenden Worte, die ich einst an einer Stelle las, die mit Schlesien zwar nichts zu tun hat:

„Ich hasse die ‚Heimatbewegung' als Begriff; denn auch bei dieser Bewegung wird zuviel bewegt, was besser in Ruhe bliebe. Unberufene und Unehrliche beginnen schon neben den Tüchtigen und Wahrhaftigen einherzulaufen. Die reine und reinliche Pflege des Heimatgedankens muß sich — auch in der Literatur — stets zwei Feinde vom Halse zu halten suchen, die sich leider oft wie die besten Freunde gebärden: den Dilettantismus — denn nicht jeder, der da sagt Heimat und Heimatliebe, darf schon Führer und Rater sein — und die häßliche geschäftliche Spekulation, die sich auch der Heimatliteratur bemächtigen kann."[2]

Von dieser geschäftlichen Spekulation leider nicht ganz frei scheint mir der Herausgeber der drei großen schlesischen Heimatbücher, deren zwei ich bereits genannt habe und deren drittes, „Die Grafschaft Glatz. Das Buch des Landes und Volkes",[3] ebenfalls von Wilhelm Müller-Rüdersdorf herausgegeben wurde.

---

[1] Ein Heimatbuch von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Einband und Buchschmuck von Dora Scholz. Mit 6 Kunstbeilagen nach Original-Radierungen von Erich Fuchs. 365 S. Leipzig 1926, Verlag Friedrich Brandstetter; gbd. M. 6,50.

[2] Anton L. Mayer-Pfannholz im „Hochland", Dezemberheft 1923, S. 324.

[3] Mit Originalzeichnungen von Prof. A. Busch, Friedrich Iwan, Dora Scholz und Walter Titz. 278 S. Breslau o. J. (1925), Verlag von Franz Goerlich; gbd. M. 8,—.

Mich stört nicht so sehr, daß Müller-Rüdersdorf als geborener Berliner, der außerdem auch heute noch als Großstädter in der preußischen Landeshauptstadt ansässig ist, erst nachträglich ein gewisses Verhältnis zu Schlesien gefunden hat — denn Adoptivheimat kann, wie er selber einmal anläßlich des Dichterbildes ausführt, das er im Oberschlesierbuch von seinem Freunde Robert Kurpiun entwarf, heilige Heimatliebe erwecken —, sondern, weil er, wie ein Blick in Kürschners Literaturkalender dartut, Schlesien geradezu erbarmungslos literarisch ausgeschlachtet hat. Das ist zwar sein gutes Recht, vielleicht auch sogar ein gewisses Verdienst. Aber dieses Verdienst verringert sich, je mehr sich Müllers Arbeiten der Massenfabrikation nähern, wobei es menschlich zwar zu verstehen, literarisch aber nur zu bedauern wäre, wenn der auch dichterisch keineswegs unbefähigte Vielschreiber etwa durch die Not der Inflationszeit zur Massenerzeugung gedrängt worden wäre.

Es fehlt Müller-Rüdersdorf sichtlich auch an dem feinen menschlichen Takt; sonst würde er sich nicht erkühnen, sich in den drei Büchern, die ihrer ganzen Natur nach eben Sammelbücher sind, mit eigener dichterischer Massenware ganz ungebührlich in den Vordergrund zu drängen. Das Glatzer und das gesamtschlesische Heimatbuch eröffnet er mit eigenen Gedichten. Das Einleitungsgedicht „Der Schlesierbaum" schließt mit der Strophe:

„Unterm Frühlingssturm, der weckend
Strömt dein Kraftstrom übervoll.
Und die Zweige frei dir reckend
Bäumst du auf in Heldengroll."

Ich kann diese Verse grammatisch nicht verstehen. Wenn man unter solchen Umständen aber fast jede schlesische Stadt von Müller-Rüdersdorf angedichtet findet — namentlich das Oberschlesierbuch ist reich an solchen Ergüssen —, dann wird man leicht verstimmt.

Keines der drei Bücher ist mit jener Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gearbeitet, mit der beispielsweise das von dem ungenannten Stadtarchivar Professor Zum Winkel besorgte „Heimatbuch der beiden Liegnitzer Kreise" (1927), innerlich abgerundet und trotz des Aufgebots der verschiedensten Mitarbeiter zu einer Einheit gestaltet worden ist. Zweifellos zwar sollen Bücher wie die genannten zunächst einmal Volkslesebücher sein, und das Volk fragt wenig nach dem Verfasser und der genauen Quellenangabe der Beiträge. Aber Bücher, die darüber hinaus auch volkskundliche und geschichtliche Absichten haben und Mit- und Nachwelt nicht bloß Unterhaltung, sondern auch Belehrung bieten wollen, sollten unaufdringlich, aber zuverlässig auch darüber unterrichten, woher die Beiträge stammen, welcher Zeit sie angehören[1] — das ist bei Aufsätzen wissenschaftlicher Art unerläßlich! — und, wenn es sich um ein Heimatbuch handelt, wo der Verfasser beheimatet ist. In dieser Hinsicht erfüllt das Oberschlesierbuch, das neben Müller-Rüdersdorf als Herausgeber noch Alfred Hein nennt, am verhältnismäßig besten den Doppelsinn seiner Aufgabe, obwohl auch hier eine sehr unterschiedliche Behandlung der Quellenangaben und der einzelnen Namen des Mitarbeiterverzeichnisses nicht zu verkennen ist. Wie aber steht es damit in dem Buche „Schlesiervolk"? Bei dem allgemein bekannten und allenthalben in Schlesien gesungenen Volksliede „Es wullt a Vogel Huchzich machen" versäumt Müller-Rüdersdorf nicht, besonders anzugeben, daß er es seiner eigenen Sammlung „Die

[1] So bietet der Aufsatz von Kurpiun über „Friedrich Wilhelm von Reden und seine Bedeutung für den schlesischen Bergbau" eine oberschlesische (!) Statistik von 1908 als neueste (!) Angaben.

schlesischen Volkslieder" entnommen hat, mit genauer Verlagsangabe, der Aufsatz „Die Huldigung der schlesischen Stände am 7. November 1741" trägt aber lediglich die Bezeichnung „Von Dr. Rudolf von Gottschall", so daß der Eindruck erweckt wird, als ob es sich hier um einen Originalbeitrag dieses Verfassers eigens für das Schlesierbuch handelte. Aber schließlich wird wohl der Verfasser niemand anders sein als der im Jahre 1823 geborene, im Patriarchenalter von mehr als 85 Jahren 1909 gestorbene Mitkämpfer der Zeit von 1848 und spätere Literarhistoriker Rudolf von Gottschall. Im übrigen hat der Grundsatz des Theaterdirektors im Faust: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", den Büchern zum Leitstern gedient, gediegene volkstümliche Wissenschaftsarbeit ist mit leichter, oberflächlicher Schmarotzerarbeit, wie Paul Fiedlers, aus Gustav Freytag pseudonovellistisch zurechtgestutzter Aufsatz „Schlesiens deutsche Siedlungszeit" sie darstellt, bunt gemischt; auch mancherlei schlesische Dichter kommen zu Worte, wobei man die Bruchstücke aus größeren Werken, Romanen beispielsweise, meist mit ästhetischem Unbehagen in Kauf nehmen muß. Aeltere, bereits der Vergangenheit angehörende Wissenschaftler, wie Gustav Freytag, sind ebenso herangezogen wie manche neuere Kenner und Darsteller schlesischer Kultur- und Literaturgeschichte; so Heinrich Wendt, Paul Klemenz, Wilhelm Schremmer, Max Koch, Otto Warnatsch, Hans Seger. Aber es kann sich hier ja nicht um eine Aufzählung von Namen handeln, sondern vielmehr um die Feststellung, daß trotz der angezeigten Mängel durch eine nicht zu verkennende Geschicklichkeit des Herausgebers schlesische Volksart und Geschichte, wichtige Vertreter des schlesischen Geisteslebens und seiner Dichtung bis in die neueste Zeit vielgestaltig zur Anschauung gebracht worden sind.

Daß neben dem allgemeinen Schlesierbuch für Oberschlesien ein besonderes Heimatbuch im gleichen Verlage zustandegekommen ist, wird jeder, der das Streben der Oberschlesier nach Selbständigkeit und ihr starkes Bewußtsein ihrer landsmännischen Eigenart kennt, begreiflich finden, so sehr auch der gesamtschlesische Kulturbegriff unter dieser keineswegs unberechtigten Sondertümelei heute leidet. Ich halte es nicht für glücklich, daß der in Ostpreußen geborene Robert Kurpiun durch übermäßige Bevorzugung seiner Arbeiten, in denen er freilich eine gute Anschauung vom oberschlesischen Hüttenwesen und Bergbau gibt, gewissermaßen als Repräsentant Oberschlesiens erscheint. Seine „Vision" ist überstiegen und dichterisch unbrauchbar. Dieser Schwung ist nicht Natur, sondern Mache. Der Mitherausgeber Alfred Hein hat wohl auch dafür gesorgt, daß die störenden Druckfehler des gemeinschlesischen Buches, in dem übrigens Oberschlesien durchaus nicht vernachlässigt wurde, vermieden sind. Ja, während im gemeinschlesischen Buche die „Deutsche Dichtung in Oberschlesien in alter und neuer Zeit" von Paul Klemenz in einem trefflichen Ueberblick dargestellt worden ist, fehlt ein solcher zusammenhängender Ueberblick neben mancherlei brauchbaren Dichterbildern von Gryphius, Opitz, Günther, Eichendorff, Strachwitz, Brachvogel, Stehr, Eberhard König und Paul Keller für das gemeinschlesische Gebiet leider ganz. Auch die mundartlichen Dichter Schlesiens sind außer Holtei biographisch nicht berücksichtigt, und doch hätten Max Heinzel, Robert Rößler, Hermann Bauch und Hermann Hoppe eine solche Hervorhebung gerade in einem gemeinschlesischen Buche verdient, während das Oberschlesierbuch durch Karl Klings, der selber einer der besten in Oberschlesien geborenen Mundartdichter ist, die „mundartliche Dichtung in Oberschlesien" oder, besser gesagt, von geborenen Oberschlesiern, die dann eben zumeist dem reindeutschen Neißer Lande entstammen, wie Jüttner, Philo vom Walde, im Zusammenhange darstellt. Marie Klerlein ist hier leider vergessen, im vorzüglichen Aufsatz von Klemenz vermisse ich Hertha Pohl.

Ausgezeichnet ist „Oberschlesien" durch gut gewählten, reichhaltigen Buchschmuck. Zu dem sehr beachtenswerten Aufsatz von Kurt Bimler über die „Gleiwitzer Eisengießerei und die Bildhauer Kalide und Kiß" vermisse ich allerdings Abbildungen von Plastiken dieser Künstler. Ueber dem dichterischen Dreigestirn Oberschlesiens: Eichendorff, Freytag und Max Waldau, dessen Bild Wilhelm Mak der Vergessenheit entreißt, strahlt „das Dreigestirn aus der Werdezeit der oberschlesischen Großindustrie (Georg von Giesche, Karl Godulla, Franz von Winkler)". Fast romanhaft mutet uns das gut dargestellte Leben dieser aus kleinen Anfängen herauswachsenden Führergestalten an, zu denen sich in dem lebensvollen Aufsatz über die erste oberschlesische Eisenbahn noch die durch den Wagenbauer Linke ins Leben gerufene Breslauer Gründung der Linke-Hofmann-Werke gestellt.

Das landschaftlich reizendste schlesische Land, ein lieblicher Herrgottswinkel, ist die Grafschaft Glatz, der mit Recht ebenfalls ein eigenes Buch gewidmet ist. Aus diesem Gebirgskessel sind zwei eigenartige und eigenwillige Männer hervorgegangen, die gerade in der letzten Zeit in den Vordergrund der literarischen Aufmerksamkeit Deutschlands traten, Hermann Stehr und Joseph Wittig. Wer an den Bildstöcken der Wiesen- und Waldwege jener blumigen Berglandschaft vorbeigewandert ist, wer die altertümliche, zum Aberglauben und zur Mystik neigende Frömmigkeit seiner vielfach recht armen, aber behaglichen, fast ausnahmslos katholischen Bewohner kennt, der kann den Entwicklungsgang jener Dichter, die denn auch den literarischen Mittelpunkt des schönen Glatzer Buches bilden, leichter verstehen. Zahlreiche Bilder, von denen die Federzeichnungen von Dora Scholz zu hart erscheinen, während Friedrich Iwan den ganzen Schmelz der Landschaft festzuhalten verstand, geben einen Begriff von dem Reichtum der Grafschaft Glatz an Naturschönheiten. Unter den mundartlichen Dichtern, deren Führer Robert Karge ist, vermisse ich Bruno Neugebauer. Mit der kaufmännischen Ausnutzung der „Heimatbewegung" haben auch die Heimatkalender derartig überhandgenommen, daß sie beinahe eine kulturelle Gefahr geworden sind, so sehr man im Einzelfalle jedem Kalender etwas Gutes nachrühmen kann. Da darf man nun des ältesten, auch von Schlesiern, die der engeren Heimat entfremdet worden sind, gern gelesenen Heimatkalenders nicht vergessen, des „Gemittlichen Schläsingers".[1] Für 1928 liegt, von Ernst Schenke herausgegeben, bereits der 46. Jahrgang vor. Max Heinzel, Robert Sabel, Paul Keller, Hermann Bauch waren seine früheren Herausgeber, und selbst die namhaftesten schlesischen Dichter, von dem Olympier Gerhart Hauptmann abgesehen, verschmähen es auch heute noch nicht, einen hochdeutschen oder mundartlichen Beitrag zu liefern. Paul Keller, Paul Barsch, Willibald Köhler gehören zu ihnen. Eine Spielart dieses „Gemittlichen Schläsingers" ist „Unser Schlesierland, Volkskalender für die schlesischen Grenzlande".[2] Schon mehr dem Volksbuch kommen nahe die beiden umfangreichen Glatzer Kalender „Guda Obend" und „Grofschoftersch Feierobend", die sich anscheinend als feindliche Brüder gegenüberstehen, eine Kalenderkrankheit, die auch anderwärts nicht unbekannt ist. Den literarisch und buchtechnisch gediegensten Eindruck macht der ‚Lichtaobend',[3] der sich als „Schlesisches Jahrbuch" bezeichnet und von der rührigen Marie Klerlein herausgegeben wird. Alle tragen sie, je nach der Reichweite ihres Bezieherkreises, dem Umstande Rechnung, daß Schlesien religiös sehr gemischt ist, und vermeiden daher die Aussprache über konfessionelle Ange-

[1] Verlag L. Heege in Schweidnitz, 60 Pfg.
[2] Iserverlag Dresler u. Co., Friedeberg am Queis.
[3] Ostdeutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H., Breslau.

legenheiten; literarisch bieten sie fast durchweg einwandfreie Volkskost, unter Vermeidung des Artistischen und gesucht Modernen.

Das führt uns nun zu der im Delphin-Verlag zu München erscheinenden Sammlung „Deutsche Volkskunst", deren 8. Band, herausgegeben vom Reichskunstwart Edwin Redslob und mit Text und Bildern versehen von Günther Grundmann und Konrad Hahm, „Schlesien"[1] zubenannt ist. In den vier Abschnitten ‚Siedlung und Haus', ‚Kirchen und Kirchdorf', ‚Tracht und Gewebe', ‚Gerät, Hausfleiß und Handwerk' wird dargelegt und durch nachfolgende, gut und reichlich gewählte Lichtbilder gezeigt, was Schlesien aus der Eigenart seiner auf slavischer Grundlage erwachsenen deutschen Bevölkerung und seiner Gebirgs- und Flachlandschaft heraus an echter Volkskunst gestaltet hat. Trefflich finde ich vor allem den knappen Ueberblick über „Werden und Art des Schlesiers", worin auch dem Hause Habsburg, das ja noch zu des Preußenkönigs Friedrichs II. Zeit der eigentliche Träger des Deutschtumsgedanken war (vergl. Joseph II.), Gerechtigkeit widerfährt, während die sonst übliche, aber gerade vom Standpunkt der kulturellen Geltung Schlesiens recht anfechtbare Verhimmelung des großen Preußenkönigs vermieden ist. In dem Abschnitt über ‚Kirche und Kirchdorf' mußte ich allerdings bezweifeln, ob das Aufgeben des Blockholzverbandes zugunsten des Ständerwerkbaues darauf zurückzuführen sei, daß „größere und größte Raumabmessungen bei Umwandlung der religiösen Kultform vom Katholizismus zum Protestantismus erforderlich" waren; ich möchte vielmehr glauben, daß allgemein kulturelle und rein bautechnische Gründe dafür vorlagen, sintemalen unter den steinernen Kirchen Schlesiens gerade die größten ausnahmslos aus katholischer Zeit stammen oder, wie die Klosterkirche in Grüssau, in nachreformatorischer Zeit von Katholiken aufgeführt worden sind. Besonders zuzustimmen aber ist den Gedanken, die Grundmann über die „Beziehungen zur Gegenwart" darlegt. Nicht aus der bewußten Nachahmung alter Formen kann neue Volkskunst erstehen, wohl aber aus der Pflege jener Liebe zur Werkzeug- und Stoffbeherrschung, aus der auch früher schon Volkskunst erwuchs. Für den weitreichenden Zweck dieses Buches ist mir die sprachlich schöne Darstellung allerdings zu gelehrt. Fachausdrücke, wie „retikulierte Technik", „schwarz angobiert" und „Trembelzeug", sollten nicht ohne Erklärung stehen; in den dankenswerten Literaturnachweisen vermisse ich die „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde".

Zu der verhältnismäßig geringen Zahl schlesischer Dorfkirchen, die sich unter den Bildern der „Deutschen Volkskunst" finden, wird ergänzend hinzutreten der von der Ostdeutschen Verlagsanstalt geplante Band „Schlesische Dorfkirchen". Vorläufig liegt von den drei beabsichtigten Bänden ‚Schlesische Kirchen', herausgegeben von Heinrich Götz, eingeleitet von Alfred Hadelt, nur vor der erste, ‚Breslauer Kirchen'.[2] Damit ich zum Schlusse die tiefen Eindrücke, die dieses wirklich erhabene Werk auf mich gemacht hat, nicht abschwäche, möchte ich gleich anfangs darauf hinweisen, daß zwei Umstände dem Werke technisch im Wege stehen: einmal die Verwendung des Glanzdruckpapieres, das für die Lichtbilder ja unerläßlich ist und ihren Reiz ganz augenfällig erhöht, auch für den, noch dazu kursiv gedruckten Text; sodann der mißliche Umstand, daß die Reihenfolge der Bilder nicht voll und ganz der Reihenfolge des Textes entspricht, aber weder hier noch da, schon weil die Bilder keinerlei Seitenzahlen aufweisen, Hinweise aufeinander gegeben sind. In dieser Hinsicht scheint mir das eben genannte Buch

[1] 241 Bilder, 48 Textseiten; kart. M. 7,50.

[2] Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt. 28 Folioseiten Text, 106 Seiten meist ganzseitige Lichtbilder; kart. M. 12,—, Ganzleinenband M. 15,—.

‚Deutsche Volkskunst', wo Text und Bilder auf verschiedenem Papier geboten werden und auch die entsprechenden Hinweise für den, der sie braucht, unaufdringlich mitgegeben sind, praktischer gestaltet, ohne daß der ästhetische Eindruck gestört wäre.

Aber nun genug der Kritteleil Denn was Pfarrer Hadelt, wohl der beste Kenner schlesischer Kirchenkunst, in seiner feinsinnigen, lehrreichen und das Kunstverständnis weckenden Einleitung bietet, was die wahrhaft schönen, in Beleuchtung und Motivgestaltung außergewöhnlich gut abgestimmten Lichtbilder darstellen, das verdient weit über Breslau und Schlesien hinaus als kunstgeschichtliche und bildtechnische Leistung anerkannt zu werden. Jeder, der bisher das Buch in die Hand nahm, gab es mir mit dem Bemerken zurück, daß er nun Breslau und seine Kirchen in einem ganz andern Lichte als sonst gesehen habe, und über den Reichtum, den Breslau an sehenswerter Kirchenbau- und Kirchenausstattungskunst biete, geradezu entzückt sei. Nicht leicht wird es in deutschen Landen ein schöneres Städtebild geben als den Blick über den Oderstrom auf die Dominsel mit den beiden neu behelmten Türmen des Domes und der nadelfeinen Spitze, die die schlanke Kreuzkirche zwischen Langhaus und Querschiff auf der Südseite als Turm in die Höhe sendet. Und daneben gleich die Sandinsel mit dem gewaltigen Gebäude der Sandkirche und dem ehemaligen Augustiner-Chorherrenstift. Aber es ist hier ja unmöglich, all der Herrlichkeiten schlesischer Backsteingotik und der warmen, vielfach in der Barockzeit umgebildeten Innenarchitekturen zu gedenken. Doch selbst, wer nur oberflächlich in dem Buche blättert und an manchem auserlesenen Kunstwerk, wie dem gotischen Kruzifixus aus der Corpus-Christi-Kirche oder dem romanischen Portal der Magdalenenkirche vorübereilt, wird aus dem Buche sofort erkennen, daß Wilhelm Lübke, den Hadelt anführt, recht hat, wenn er feststellt, Breslau nehme „unter den monumentalen Vororten Deutschlands eine weit bedeutendere Stelle ein, als man gemeinhin glaubt."

Zahlreiche Bilder von Alt-Breslau, gleichfalls meist Kirchenansichten, enthält auch das im gleichen Verlage erschienene Buch ‚Breslauer Sagen', gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. Richard Kühnau.[1] Der Verfasser ist durch sein vierbändiges, bei Teubner in Leipzig 1910/13 erschienenes Werk ‚Schlesische Sagen' und durch die einbändige Sammlung ‚Sagen aus Schlesien' rühmlich bekannt. Er legt auch mit seinen ‚Breslauer Sagen' eine mustergültige Sammlung vor, die dem anspruchslosen Leser durch die selbstverständliche Schlichtheit der Fassungen ebenso Genüge tut wie dem wissenschaftlichen Forscher durch ein ausgiebiges Sachregister und literarische Nachweise und Anmerkungen. Freilich vermisse ich bei den Sagen, die sich an alte Breslauer Straßen anschließen, die Benutzung einer wissenschaftlichen Untersuchung der Breslauer Straßennamen, wie sie von Hermann Markgraf (1896) und Paul Zeit (1911) vorgelegt worden sind.[2] Daher wären Text oder Anmerkungen bei Ketzerberg, Krötemühle, Weidengasse und Sitzenplatz, mag ja gerade die Sage selber auch mit Vorliebe einer falschen Straßennamendeutung anhaften, einer wissenschaftlichen Ergänzung bedürftig. Aber das ändert nichts an dem Wert dieses sinnvoll angeordneten, vorzüglich ausgestatteten Buches, das dazu angetan ist, Breslaus reiche Sagenwelt, von der ja nur die Armsünderglocke der Magdalenenkirche im Bewußtsein ganz Deutschlands ist, auch über Schlesiens Grenzen hinaus allgemeiner bekannt zu machen. War also der Verlag in dem Erwerb dieses Sagenbuches aufs glücklichste

[1] 231 S. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.; gbd. M. 5,—.

[2] Ich verweise in diesem Zusammenhange empfehlend, wenn auch nicht restlos beistimmend auf Erwin Volckmann: Die deutsche Stadt im Spiegel alter Gassennamen. Würzburg 1926, Gebrüder Memminger.

beraten, so konnte ich leider einer anderen Sagenwelt, wie sie Juliane Karwath in ihrem Buche ‚Der Ritt mit dem wilden Jäger. Eine Abenteuergeschichte aus Wald und Luft'[1] hat entstehen lassen, keine rechte Freude abgewinnen, für Kinder nicht kindlich, für Erwachsene nicht bedeutungsvoll genug. Ueberhaupt sollte man sich abgewöhnen, volksgewachsene Sagen lediglich um des Fabulierens willen künstlich zu verbreitern, wenn man ihnen nicht einen neuen, tieferen, menschlich ergreifenderen Sinn unterlegen kann, wie das beispielsweise durch Goethe mit der Faustsage geschehen ist. Hier wird der Versuch gemacht, die Sage vom wilden Jäger nach Schlesien zu verpflanzen und sie mit der Rübezahlsage zu verschmelzen, und noch dazu so, daß mehr die Breite als die Tiefe der Erfindung wesenhaft wird. Trotz der schönen Prosaepik der Sprache, die freilich durch erkünstelte Naturlaute zeitweilig im Uebermaß unterbrochen wird, trotz des vollendet schönen Druckes und der vorzüglichen Ausstattung kann ich das Buch nicht empfehlen.

Marie Klerlein, der es beschieden ist, ruhig und bescheiden ihren Dichterweg zu gehen und mit schier unversieglicher Kraft, die Gott ihr noch lange erhalten wolle, in ihrem geliebten Schlesisch immer neue Gedichte und Geschichten zu ersinnen, ist nun, da des Amtes Pflichten von ihr genommen sind, auch dazu übergegangen, Bücher anderer Schriftsteller herauszugeben. Da ist freilich keiner einer Neuausgabe seiner Werke so wert wie der einst unter dem Namen Philo vom Walde dichtende Johannes Reinelt.[2] Neben Holtei hat kein Name eines schlesischen Mundartdichters bei uns einen so guten Klang wie der Philos, und doch sollen seine sämtlichen Bücher es nie über die erste Auflage gebracht haben. Gerade deshalb hätte ich, zumal Philo nun über 20 Jahre tot ist, eine lebensgeschichtliche Einleitung und einen Hinweis darauf, welchen Büchern die von M. Klerlein ausgewählten Gedichte und Prosastücke entnommen sind, nur zu gern gesehen. Das Geleitwort Hermann Stehrs ist kein rechter Ersatz dafür.

Eine solche Rechenschaftslegung hat Marie Klerlein bei ihrer eigenen Auswahl ‚Gefährten. Ausgewählte Geschichten und Gedichte'[3] freilich nicht nötig. Die Schlesier sind durch tiefe Gemütsanlagen und durch Sinn für behäbigen, manchmal auch recht derben Humor immer ausgezeichnet gewesen. Derbheit liegt dieser Frauenseele wenig, dafür aber die andern Gaben, die sie nun in der liebenswürdig breiten Gebirgsmundart in reizenden Geschichten und gemütswarmen Gedichten ausbreitet: ‚Der Weg zum Glücke', ‚Mei Wanderlied', ‚Doas Gewissensgröschla', ‚A jung Harze' sind Gedichte und Geschichten, die selber ein Stück schlesische Volksseele darstellen. Da ein Teil der Geschichten nur im Dialog die Mundart verwendet, so werden sie auch dort verstanden und sicher mit Liebe aufgenommen werden, wo man die schlesische Mundart etwa nur von gelegentlichem Aufenthalt in den schlesischen Bergen kennt.

Mit Recht bezeichnet derselbe Verlag sein Buch ‚Unser Eichendorff. Ein Lebensbild des Dichters, dem Volke und der Jugend dargeboten von Karl Rotter'[4] als ein „köstliches Jugend- und Volksbuch". Mehr zwar ist diese Eichendorff-Biographie nicht, aber dieses Wenige ist sie wiederum auch voll und ganz, und gerade ein Dichter von der lauteren Leuchtkraft eines gemütstiefen kerngesunden Wesens wie Eichendorff, dessen Lieder sich ins Volk selber eingesungen haben, verdiente es, auch in seiner Lebensgeschichte vom Volke gekannt zu

[1] Mit Einbandzeichnung und sechs ganzseitigen Bildern von Max Odoy. 124 S. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt; vornehm gbd. M. 3,50.

[2] Das Philo vom Walde-Buch. Eine Auswahl von Marie Klerlein. Ebenda 1926, 154 S.; gbd. M. 3,—.

[3] Ebenda 1926, 122 S.; gbd. M. 3,—.

[4] Ebenda 1926, 102 S.; gbd. M. 2,50.

sein. Für Volksbüchereien ist dieses so ganz und gar unproblematische, leicht lesbare, von der Liebe zum Gegenstande der Darstellung getragene Buch warm zu empfehlen.

Im Bewußtsein der Nichtschlesier gilt vielfach als der eigentliche schlesische Dichter Paul Keller. Er ragt, gerade in seiner Eigenschaft als Volksschriftsteller, doch auch wieder so weit aus dem Rahmen eines Aufsatzes über schlesische Bücher heraus, daß ihm ein eigener Aufsatz vorbehalten bleibt. Dagegen seien noch zwei Bücher des Schlesiers Hans Christoph Kaergel, deren eines ebenfalls die Ostdeutsche Verlagsanstalt vorlegt,[1] während das andere, ‚Schlesiens Heide- und Bergland‘,[2] im Bergstadtverlag erschienen ist.

Kaergel, ein Jünger Hermann Stehrs, trägt ein Antlitz, das mir nicht eindeutig erscheint. Während ich über dem Amerikabuche und auch sonst zuweilen staunte, mit welcher Anpassungsfähigkeit und Unvoreingenommenheit er nicht nur dem Katholizismus in seiner künstlerischen Bedeutung, sondern auch seiner geschichtlich gewordenen kirchlichen Gestalt sich anschmiegt, war ich anderseits überrascht, in der „Schönen Literatur“ [3] einer Besprechung von „Kristin Lavranstochter“ der Sigrid Undset zu begegnen, wo Kaergel nach großer Lobeserhebung die Schwäche des Romans gerade in der katholischen Weltanschauungsluft findet, die ihn umgibt:

„Das Leben ihrer Menschen ist zugleich die Verkündigung ihrer Religion. Lavrans ist der nordische Christ, der Schwert und Kreuz in eins verwandelt. Ein Mann mit einer helmblanken Seele. Noch sein Schweigen donnert im Gezack der Gebirge. Was braucht es dazu die Fülle des katholischen Mythos?

Hier ist die Schwäche des Werkes. Die gelebte Religion ist stärker als die gepredigte. Die Menschen passen darauf nicht mehr gut zueinander. Ist es nicht genug, mit dem ewig wandernden Mönch, der das wahrhafte Christentum lebt? Warum die allzu starken Betonungen und Wiederholungen?“

So sind denn auch die beiden Bücher weltanschaulich verschieden eingestellt, das schöne, vornehm ausgestattete Buch über Schlesiens Heide und Bergland in pantheistischen Stimmungen sich ergehend, das Amerikabuch, das ja auch nichts anderes ist als ein Buch der Heimatsehnsucht, ohne einen Schimmer dieser Verschwommenheiten, sei es, daß die grotesken Formen amerikanischen Sektiererunwesens den Verfasser überzeugt haben, daß die katholische und lutherische Kirche, die beide allein er dort gelten lassen möchte, über allen Individualismus erhabene Mächte sind; sei es, daß er selber seiner Stimmungen nicht gleichmäßig Herr werden kann.

Als Heimatbücher aber ergänzen sich die beiden Bücher aufs glücklichste. Ueber Kaergels Heimatstädte Striegau, Waldenburg, Bunzlau und Breslau, über seine Verehrung des Dichters Stehr, des Malers Odoy, über die wendisch-deutsche Lausitz und das polnisch-deutsche Oberschlesien mit dem edlen Dichterbilde Bruno Arndts erhebt er sich im Amerikabuche zu einer Heimatbetrachtung, die durch den Vergleich mit der Fremde, so wenig er auch gerade in diese einzudringen vermag, festere Umrisse gewinnt. Ich weiß, und Kaergel selber weiß es am besten, daß das Wolkenkratzerbuch mit seinem protzigen Titel und seinem gut kleinbürgerlichen Inhalt nicht das letzte ist, was über Amerika zu sagen wäre, aber ich liebe diese mannhafte Ablehnung einer sich für jung haltenden und doch greisenhaft ungeistigen Großstadtzivilisation, und ich gestehe gern, daß mir bei den Deutschenschicksalen, die Kaergel in Neu York erlebte, Tränen über die Wangen gelaufen sind, als wäre mir selber in öder Fremde plötzlich ein Landsmann begegnet. Selten hat mich ein Buch durch seinen Titel so abgestoßen, durch seinen Inhalt so angezogen.

Johannes Hönig.

[1] Wolkenkratzer. Ebenda 1926, 182 S.; gbd. M. 5,—.
[2] Breslau 1924, 72 Quartseiten, mit Rötelzeichnungen von Max Odoy.
[3] Heft 8, August 1927.

Neue Bücher über Beethoven

(Fortsetzung von Heft 7)

In der Bonner Buchgemeinde gab Dr. A. Schmitz ein Beethovenbuch heraus.[1] Es ist keine sogenannte Biographie. Es ist in Einzelheiten weniger, im ganzen aber mehr. Also war es nicht zwecklos, daß die Buchgemeinde uns auch ein Beethovenbuch bescherte. Das Werk zeigt auf wenig Seiten, wie der Verfasser ganz objektiv zu einer vertieften Betrachtung des Wesens Beethovenscher Schaffens- und Erlebniskraft vordrang. Schmitz benutzte die vorliegende Literatur, ohne in die Gefahr zu kommen, kompilatorisch zu wirken; er schrieb vielmehr ein persönliches Buch. Und das gerade reißt mit, das erzieht auch zum Verständnis. So entstand ein Buch, das den Kenner und Laien in gleicher Weise interessiert und fesselt.

Der Aufriß des Lebens beginnt mit der kulturgeschichtlichen Einordnung Beethovens. Der Meister steht am Ausgang der höfischen Kultur und am Beginn der bürgerlichen. So wächst er in höfischer Atmosphäre heran, taucht aber in das Geistesleben des erwachenden bürgerlichen Klassizismus ein. In Wien blieb das Bild noch das gleiche, trotz der politisch liberalen Gedanken des Meisters. Gegen die Aristokratie steht er höchstens in der Defensive; denn er selber blickt als Aristokrat auf den bürgerlichen Krämergeist mit Verachtung. Besonders wertvoll ist der Hinweis auf Beethovens Ueberzeugung, er habe die Pflicht pädagogisch zu wirken. Er wollte es im Dienste der sittlichen Ideen. Darum wurde ihm die Kunst Ausdruck der Konzentration, der verinnerlichenden Erziehungskräfte, der Vervollkommnung der Menschen; er kennt also nichts von romantischem Schweifen ins Ungemessene. So ist auch seine Religiosität nicht aufgelöst in vagen Pantheismus, trotzdem er ein „aufgeklärter" Mann war.

Seine Ideen beeinflußten schon die Kompositionen der Bonner Zeit (die Kantaten). Dazu traten natürlich formale Einflüsse: sie gingen aus von Mozarts, Haydns Stil sowie von dem der französischen Revolutionskomponisten. Das symphonische Werk wird klar gedeutet, eingereiht in persönliche Ideen und in die der Zeit. Der Tondichter Beethoven wird erst recht bei der Deutung der Ouvertüren in helles Licht gestellt. — Die Messen zeigen am besten, wie sehr er vom Zeitstil abgerückt ist. Er faßt den Text der Messe nicht mehr opernhaft auf; er ist vielmehr von seiner ganzen Erhabenheit lebhaft ergriffen. So setzt er sich im einzelnen mit den Worten auseinander. Das ist seine Religiosität, eine Abkehr vom „mechanischen Christentum". — Bei der Besprechung von Beethovens Kammermusik für Streicher wird mit Recht auch einmal die Bedeutung der Streichtrios betont (besonders der Werke op. 9). Leider ist der reiche Stimmungs- und Bekenntnisgehalt der Streichquartette etwas knapp skizziert. Man hätte sich denken können, daß hier Schmitz' Buch eine gewaltige Schlußsteigerung gefunden hätte. Sicher aber bleibt wahr, daß diese Quartettkunst einen Höhepunkt darstellt, der nie wieder erreicht, geschweige denn überstiegen worden wäre.

Im ganzen sei nochmals hervorgehoben, daß diese Biographie in ihrer Knappheit mustergiltig ist, insofern sie alles eigentlich Wichtige herausarbeitet, und auf jede Weitschweifigkeit verzichtet. So wird das Buch wissenschaftlich reich; es interessiert den Wissenschaftler und auch den Liebhaber, es interessiert und überzeugt.

---

[1] Buchgemeinde Bonn, Belehrende Schriftenreihe 3. Band, Jahresreihe 1927, 3. Band: Beethoven, von Arnold Schmitz, Dr. phil. Privatdozent an der Universität Bonn, 158 S., 56 Bilder, Bonn 1927, Verlag der Buchgemeinde.

Die Abbildungen sind sorgfältig hergestellt. Außer bekannten Köpfen sehen wir auch solche, die in Werken ähnlichen Umfangs bisher fehlten, z. B.: Dr. Wegeler, Amenda, Artaria, Rud. Kreutzer, v. Collin, Fürst Rasumowsky.

Eine Hauptquelle aller Beethovenbiographien brachte der Verlag Aschendorff erneut heraus. Derselbe Verlag brachte diese Quelle auch erstmalig auf den Büchermarkt: es ist Schindlers Beethovenbiographie.[1] Hat der Herausgeber, Prof. Dr. Fritz Volbach nur aus Pietät gehandelt? Nein, durchaus nicht. Jeder, der Schindlers Buch liest, wird erfrischt sein; denn er sitzt ja an der Quelle, aus der die Biographen, die er kennt, geschöpft haben. Und diese Quelle ist ein Bekenntnis zu Beethoven, das ein Zeitgenosse ebenso persönlich wie objektiv abfaßte. Es kommt noch hinzu, daß der Verfasser Erbe des Beethovenschen Kunstwillens war. Er führte bedeutende Geister in des Meisters Kunstwerk ein, und erleichterte die Einfühlung reproduzierender Künstler. — Das Bildnis Schindlers zeigt scharfe, beherrschte, ungeniale Züge. Aber dieser Professorenkopf birgt einen ganz unpedantischen Kunstverstand. Vor allem aber schlägt Schindlers Herz warm, wenn er auch in künstlerischen Dingen unerbittlich ist. — Darum wird uns der Mann mit seiner Biographie des Meisters zugleich selber nahegebracht. Hier trifft wirklich zu, daß eine Biographie gleichbedeutend ist mit der Selbstcharakteristik des Schreibers. Auch aus Schindlers Buch leuchten zwei Tugenden heraus, die alle seine Taten bestimmen: Verantwortlichkeitsgefühl und Streben nach unbedingter Wahrheit. — Sein Werk ist erlebt und dem Erlebten abgelauscht. Und der Mensch Beethoven spiegelt sich rein in diesem Manne, der kein Genie war, der aber vor allem kein Schmeichler war, ja sogar oft abweisend blieb, wie der Meister selber. Trotzdem ist er nicht nur Beethovens künstlerischer Berater, sondern sein wirklicher Freund. In dieser Beziehung bewertet auch Volbach ihn in seiner Einleitung.

Die Tatsachen aus Beethovens Jugend (bis 1801) schöpft Schindler aus Wegelers Berichten. Die zweite Periode (1801—1814) ist geschrieben unter Berücksichtigung von Beethovens Korrespondenz mit seinen derzeitigen Freunden. Die dritte Periode (bis zum Tode des Meisters) hat er selber miterlebt. An die Spitze dieses Titels stellt er mit Absicht Goethes Worte: „Es scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und inwiefern er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt." Und gerade die letzte Periode von Beethovens Schaffen bringt eine solche Fülle widriger, sich gegenseitig bedingender und ergänzender Tatsachen, daß nur einer, der es als Freund miterlebt hat, aus der Menge von Eindrücken wesentliche Punkte auszuwählen imstande ist. — Der eigentlichen Biographie hängt Schindler noch Berichte an, die besondere Bedeutung für die Gegenwart haben: Charakterzüge und Eigenheiten des Meisters, seine ästhetischen Anschauungen, dann insbesondere Urteile über den Geist der Beethovenschen Musik, auch über die Möglichkeit, sie aus ihrem eigenen Geist zu deuten. In gleicher Weise interessiert der Bericht über die Verbreitung Beethovenscher Musik in Paris (vergl. „Die Musik", Märzheft 1927).

Die Fehler der Schindlerschen Darstellung hat Volbach, so weit es notwendig war, in den Anmerkungen richtig gestellt.

[1] Anton Schindler, Ludwig van Beethoven, 5. Aufl. neu herausgegeben, mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen und mit weiteren Bildnissen und Faksimiles ausgestattet von Fritz Volbach. XXIV S., I. Teil, 272 S. II. Teil 390 S., Münster i. W. 1927, Verlag Aschendorff; geh. M. 6,—, geb. M. 8,50.

Die Erneuerung der Beethovenbiographie Schindlers in würdiger und wohlfeiler Ausgabe war eine Notwendigkeit. Das Beethovenjahr 1927 mußte auch Schindler seinen Dank abstatten. Das Buch gehört in die Bibliothek jedes Gebildeten.

Unter den Zeitschriften, die Beethovens Gedächtnis feierten, steht an der Spitze „Die Musik" mit ihrem März- und Aprilheft.[1] Das Märzheft wird eingeleitet durch einen tiefgründigen Aufsatz von Herm. Albert: „Beethoven. Zum 26. März 1927". Er betont, wie Beethovens 100. Todestag kein Erinnern an vergangene Kunsttaten wachruft, wie es vielmehr unsere Aufgabe sei, sein künstlerisches Gut immer neu für uns zu erarbeiten, zu erringen. Nur dann kann eine Säkularfeier „über den öden Alltag erheben". Bisher gelang es noch nicht, die individuellen Züge von Beethovens ganzem Reichtum zum Allgemeingut zu machen, besonders gegenüber der traditionell angestaunten Gesamtgröße des Genius.— Als Persönlichstes bleibt dabei immer übrig der Ausgleich zwischen „vulkanischem Temperament" und sittlicher Selbsterziehung, beides angewandt auf die Bewältigung des Daseins und auf die Bewältigung der schwierigen künstlerischen Probleme, von denen des Meisters Werke strotzen. Diese Gedanken vertieft noch Willi Gille in seinem Aufsatz: „Beethoven, der Metaphysiker". Er dringt vor bis zur höchsten Einheit im schöpferischen Geist Beethovens, bis zur schöpferischen Inbrunst. Sie ist imstande, das Uebersinnliche musikalisch auszudrücken, da sie aus dem Uebersinnlichen selber Dasein und Kraft empfängt. — Walter Krug: „Der unbekannte Beethoven" erinnert daran, daß der wahre und ganze Beethoven noch wenig bekannt ist. Denn die meist gespielten (die repräsentativen) Werke machen ihn nicht aus. Unserem Konzertleben liege die Pflicht ob, das Werk Beethovens vielseitiger auszubeuten und etwas mehr Liebe zum Gesamtwerk des Meisters zu bekunden. — J. G. Prod'Homme (Paris) schreibt über „Die Entdecker Beethovens in Frankreich". An der Spitze steht da Heinrich Simrock aus Bonn als Musikverleger in Paris. Unter den Künstlern nimmt Franz Anton Habeneck die hervorragendste Stellung ein (sein Vater war Deutscher!). Er ließ sich in seiner Propaganda durch keinen Mißerfolg entmutigen. Als Schindler 1840 nach Paris kam, hatte die Société des Concerts wirklich alle Symphonien des Meisters auf dem Repertoire, auch die Ouvertüren und Konzerte. Die Kammermusik hinkte nach. Der Fidelio wurde lange Zeit nur von deutschen Theatertruppen gespielt. Seit 1901 aber hat Frankreich einen echten Beethovenkult. — Franz Wohlfahrt betitelt einen Aufsatz: „Beethoven, der ‚romantische' Erfüller ‚klassischer' Rationalistik." Zunächst ist Wohlfahrts Feststellung wichtig: Beethoven ist nicht Anbahner eines neuen, von der Tradition gelösten romantischen Formprinzips, sondern er ist Erfüller des Klassizismus. Seine Werke zeigen alle, wie der Meister klassischen Maßes sich mit seinem thematischen Material auseinandersetzt. Der eigenartige Aufsatz wird besonders interessant als Gegenstück zu Schmitz' Buch: Das romantische Beethovenbild. — Eine längere medizinische Studie widmet Richard Loewe „Beethovens Krankheit und Ende." Sie ist nicht nur medizinisch; denn sie verarbeitet alles geschichtliche Material, was zur Frage gehört, angefangen von Beethovens eigenen Aeußerungen. — Und alles wird in objektiver Form geboten. Auch hier ergibt sich nach den ärztlichen Feststellungen, daß Beethovens Leiden nicht syphilitischer Art war.

Das Aprilheft beginnt mit einer Abhandlung von K. Jos. Friedrich: „Ein

[1] „Die Musik", Heft 6 und 7 des XIX. Jahrgangs, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Einzelheft M. 2,—.

neu entdeckter Beethovenbrief". Der Brief stammt aus dem Jahre 1822; der Meister schrieb ihn aus Teplitz an Breitkopf und Härtel. Friedrich macht den ganzen Inhalt des Briefes lebendig. Er charakterisiert Beethovens Temperament, seinen Eindruck auf Goethe. Auch das Selbstbewußtsein des Meisters kommt, mit echtem Humor gemischt, klar zum Ausdruck. — Konrad Huschke stellt zusammen „Was uns durch Beethovens vorzeitigen Tod verloren ging". Ausgangspunkt ist Beethovens Aeußerung zu Golz, aus der Zeit, als er am Streichquartett op. 135 arbeitete: „Mir ist, als hätte ich kaum einige Noten geschrieben." Daß er wirklich nicht am Ende seiner Kraft war, beweisen seine letzten Werke in der Gesamtheit, und auch in der Individualität der Stile.

Pläne zu symphonischen Werken, zur Kammermusik, zu einem Oratorium, zu kirchlichen Werken, zu Opern, bewegten ihn stark. Der Meister legte wirklich inmitten der besten Schaffenskraft seine Feder für immer aus der Hand. — Der Aufsatz Hans Böttchers: „Beethovens Homerstudien" beweist aufs neue, wie umfassend und vertieft Beethoven die Großen aus dem Reiche der Dichtkunst studierte, wie ihm jedes Bildungsgut Erlebnis wurde. — Max Unger äußert sich abschließend „Zur strittigen Textstelle in der 9. Symphonie". Richard Wagner verteidigt spitzfindig und temperamentvoll die Schreibweise: „was die Mode frech geteilt". Unger weist nach, wie hier ein Versehen des Abschreibers die Aenderung „streng" in „frech" bewirkte. — Die Bildbeilagen zeigen Beethovens Wohnungen in Baden (wo er 13 Sommer zubrachte, die 9. Symphonie und die letzten Quartette schrieb). Sie gehören zu Alfred von Ehrmanns Aufsatz: „Beethoven, Baden, Biedermeier". — Paul Bülow berichtet über Beethoven, als Romanfigur. Die Zusammenstellung berichtet mehr, als daß sie künstlerisch würdigt. Aber der Hinweis auf Wolfgang Müllers Erzählung: „Furioso" ist besonders berechtigt.

Im ganzen bieten die beiden Hefte der Musik dem Musiker, aber auch dem Liebhaber wertvolle Anregungen und Orientierungen.

Für Bibliothekare schrieb Dr. Wolfgang Engelhardt (Berlin) eine Broschüre „Beethovenliteratur in der Volksbücherei".[1] Die anspruchsvolle Einleitung des Heftchens geht aus von der Notwendigkeit, das Werk des Künstlers zu erleben; sie lehnt daher den Historismus ab. — Im allgemeinen werden dann die Hauptwerke genügend charakterisiert. Bei Schiedermairs Buch fehlt die Hervorhebung eines wesentlichen Punktes. Das Buch gibt einen umfassenden kulturgeschichtlichen Aufriß der Stadt Bonn. — Die Beethovenhefte der Musik hätten eine genauere Charakterisierung verdient. Jedenfalls ist der Aufsatz von Bülow (über Beethoven im Roman) nicht so bedeutend, daß er als einziger erwähnt zu werden verdient. — Außerdem vermißt man ein nun schon älteres, aber sehr beachtenswertes Werk über Beethoven, das ist Fritz Volbachs „Beethoven", der 1905 in der Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern" bei Kirchheim in München erschien.

Johannes Peters.

[1] 3. Beiheft zur „Bücherei und Bildungspflege". 22 S. Stettin 1927, Verlag „Bücherei und Bildungspflege", M. 0,80.

Natur, Kunst und Künstler

Kunstpädagogische Grundfragen

Eine der ersten Fragen, die der naive Mensch angesichts eines Werkes der bildenden Kunst zu stellen pflegt, ist meistens die Frage nach der mehr oder weniger erreichten Naturähnlichkeit und Wirklichkeitsnähe. Von hier aus bestimmt sich zum großen Teil sein Begriff von künstlerischer Schönheit. Eine derartige, gewiß primitive Einstellung von vorneherein als irrig und abwegig schroff von der Hand weisen zu wollen, wäre kunstpädagogisch ein großer Fehler. Im Gegenteil, hier ist der günstigste Anknüpfungspunkt für jede Erörterung über den schwierigen Begriff des im eigentlichen Sinne Künstlerischen gegeben; grade das entscheidende Verhältnis der bildenden Kunst zur Natur, die fundamentale Unterschiedlichkeit zwischen Naturschönheit und Kunstschönheit, Naturwahrheit und Kunstwahrheit gilt es noch v o r jeder künstlerischen Einzelbetrachtung allgemeinverständlich klar zu legen. Damit ergibt sich zugleich eine gewisse Vorstellung vom Wesen der bildenden Kunst überhaupt, vom Sinn ihrer Existenz und ihrer letzten Bestimmung im Gesamtzusammenhang des Lebens, deren der kunstbedürftige Laie dringend bedarf, soll sein Kunsterlebnis nicht flüchtiger Oberflächengenuß bleiben. Ein möglichst umfassender Begriff des neuzeitlichen Kunstwerks ist vonnöten, in dem die Vielheit der künstlerischen Erscheinungsformen wieder ihre sinnvolle Einheit hat, nachdem die enge Sinnverflochtenheit der Kunst mit der Welt des Religiösen, die dem Mittelalter großartig und vorbildlich gelang, verloren gegangen ist. Eine einfachste Kunstphilosophie als Grundlage also, die auch einem unkomplizierten Menschen klar zu machen weiß, was, abgesehen von der Wirkung im einzelnen, ein gemaltes oder gemeißeltes Bildwerk ganz allgemein vom Beschauer will.

Das Fundamentalproblem von Natur und Kunst läßt sich am einfachsten an der Portraitkunst, der Bildnismalerei aufzeigen, bei der ja für die Mehrzahl der Menschen die Gefahr am nächsten liegt, photographische Wirklichkeitstreue mit künstlerischer Gestaltungshöhe zu verwechseln. „Wird nicht das Antlitz und die Gestalt des Menschen am richtigsten, am objektivsten von dem mechanisch arbeitenden photographischen Apparat, der Empfindungsschwankungen und Ungleichheiten des Könnens nicht unterworfen ist, wiedergegeben?“ Eine solche Frage liegt nicht selten unausgesprochen der auffallenden Gleichgültigkeit zu Grunde, die man im allgemeinen den Werken der Portraitkunst im Gegensatz zu der Schätzung und Beliebtheit landschaftlicher Darstellungen entgegenbringt. „In Wahrheit kann kein noch so genau arbeitender Apparat den Bildnismaler ersetzen; denn der Mensch ist etwas Lebendiges, und kann nur von einer lebendigen Kraft erfaßt und dargestellt werden. Beständig wechselt im menschlichen Gesicht der Ausdruck. Wie über die Landschaft atmosphärische Stimmungen ununterbrochen dahinziehen, erzeugt von Licht und Schatten, von Trübe und Klarheit, so gehen die Wetter der Seele über das Antlitz des Menschen dahin. Der photographische Apparat kann aber nur zufällige Augenblicke aus dieser Fülle geben.“ Der Maler dagegen, selbst wenn er sich bemüht, das Augenblickliche zu erfassen, wird immer eine möglichst prägnante Summe all dieser Möglichkeiten zu geben wissen, ein eindringlich wirkendes Fazit verschiedenster Ausdrucksmomente, welches das Bleibende im Wechselnden charakteristisch festhält. Ihm kommt es weniger auf eine absolute äußere Aehnlichkeit an, die es letzten Endes ja gar nicht gibt, da doch „kein Mensch — so möchte man sagen — sich selber auch nur zwei Tage ähnlich ist“, — als auf jene geheime innere Aehnlichkeit, die das verborgenste Wesensbild eines Menschen enthält. „Die Kunst muß malen, wie sich die plastische

Natur das Bild dachte," sagt Lessing einmal. In diesem Sinne unterzieht das Auge des Künstlers die Vielfalt der sinnlichen Eindrücke einer eingehenden Reinigung, scheidet Zufälliges und Unwesentliches aus, dringt schließlich zu den ewigen Formgesetzen aller Erscheinung vor und ballt die typischen Wesenszüge zu einer neuen Einheit, dem künstlerischen Organismus, bildkräftig zusammen. So wird es klar, daß allein der Künstler den Menschen ganz glaubwürdig darzustellen vermag, daß nur in seinem Werk das Bild eines Menschen, über den Wandel der Zeiten hinweg, lebendig weiterwirkt und immer gültig erhalten bleibt. „Fragt man mehr im einzelnen den Eigenschaften nach, die ein Bildnis wertvoll machen, so zeigt sich, daß es dieselben Eigenschaften sind, die jedem Bilde seinen Wert geben." Wie bei einer Landschaft, so müssen „auch im Bildnis die Gesetze der künstlerischen Gestaltung herrschend hervortreten, die Wirkung muß auf dem Verhältnisleben der Formen, auf künstlerischer Raumorganisation, auf Komposition mittels der Farbe und des Lichtes, kurz auf einer bedeutenden und lebendigen Stilisierung der Natur beruhen." Das eigentliche Geheimnis der künstlerischen Genialität im Angesicht des grenzenlosen Reichtums der Natur besteht eben vor allem in einem instinktsicheren Wissen darum, „welche Formen wichtig, und welche unwichtig sind, und wie die Naturform grundsätzlich verändert werden muß, damit sie innerhalb des Kunstwerkes das leistet, was sie im Sinne des Künstlers zu leisten hat." (Vergl. Karl Scheffler „Bildnisse aus drei Jahrhunderten".)

Der künstlerische Schaffensakt beginnt mit der neuschöpferischen Einsicht, daß die Natur mit anderen Mitteln wirkt, als die Kunst, und daß die Sinne nicht ausreichen, um die bewegenden Kräfte und die Fülle der Natur zu fassen. Allein die Empfindung der natürlichen Harmonie der Schöpfung bestimmt den Künstler zu einer Organisation seiner sinnlichen Eindrücke, zu einem geistigen Akt, der die Grundelemente der Anschauung: Farbe und Form, Raum und Gestalt in Symbole des Ausdrucks verwandelt.

Kein großer Künstler sieht die Dinge jemals, wie sie wirklich sind. Wenn er es täte, hörte er auf, ein Künstler zu sein. Im gleichen Maße wie sein Auge als treuer Spiegel der Natur ihre tausend Bilder rein betrachtend empfängt, erschaut er ihr wechselvolles Antlitz zugleich in v o r empfundenen Farben und Formen. Und indem ihm die Tiefe des Raumes zu einem Sinbild für die Tiefe der Dinge wird, zwingt er die sinnliche Vielfalt der sichtbaren Welt in eine neue, sinnvoll erlebte Ordnung. Damit ist vor allem die eigentliche Aufgabe aller großen Landschaftsmalerei umschrieben.

Von hier aus eröffnet sich endlich der Blick auf eine letzte, allgemeinste Bestimmung der bildenden Kunst überhaupt im Gesamtzusammenhang des Lebens. Denn auch für die künstlerische Darstellung der Landschaft — vielleicht das wichtigste Gebiet der bildenden Kunst — gilt das, was grundsätzlich über die Portraitkunst gesagt wurde: nur im Werk des begnadeten Künstlers, der die Natur mit den Mitteln seiner Kunst neuschöpferisch gestaltet, erhalten Berg und Tal, Wald und Wasser, Tag und Nacht und der Himmel mit Sonne und Mond, Sternen und ziehendem Gewölk ihr charakteristisches, die Zeiten überdauerndes Gesicht und eine dem Menschen verständliche Seele. Hundertmal mögen wir an irgendeinem Stück Landschaft vorübergegangen sein, achtlos und wie mit Blindheit geschlagen. Plötzlich kommt ein Künstler und macht ein Bild daraus: wie Schuppen fällt es uns da von den Augen, wir sind auf einmal sehend geworden, und ein ungeahnter Strom von Schönheit ergießt sich über ein zufälliges Stückchen Welt.

So lehrt uns jeder bedeutende Künstler auf besondere Weise die Dinge der Natur und ihre verborgene Schönheit sehen. Was wir von der Welt sehen, und wie wir es sehen, hängt immer von den Werken der Kunst ab, unter deren

Einfluß wir uns stellen. Denn auf ein Ding blicken, ist noch lange nicht dasselbe, wie ein Ding sehen. Kein Ding sieht man, ehe man seine Schönheit nicht sieht. Und die erschließt uns nur der große Künstler. Das ist die eigentliche Lösung des Kernproblems von Natur und Kunst, und ihrer innigen Beziehung zueinander: wie der Künstler die geheimen Züge der Natur im Kunstwerk zu lichtvoll geordneten Bildern einer neuen Schönheit gestaltet, so sehen wir rückblickend die Welt in jedem Augenblick mit Künstleraugen und erhellen sie mit seinem Lichte.

Mehr als wir oft glauben wollen, sind also die bildenden Künstler unsere Erzieher, hängt unsere ganze Art, die Welt zu sehen und sehend zu erleben durch tausend ungreifbare, unentwirrbare Fäden mit der bildenden Kunst und ihren Schöpfern zusammen. Kann es da gleichgültig sein, welchem Künstler wir uns anvertrauen, gleichgültig, wenn uns oft Unkunst, Schund oder Kitsch als edle, reine Kunst gepriesen werden? Gewinnt von hier aus nicht die Frage, die so mancher stellt: ja was ist denn nun eigentlich wahre Kunst, warum ist dies ein gutes, jenes ein schlechtes Bild? — erhöhte Schwere und Bedeutsamkeit?

Freilich — das muß gleich gesagt werden — eine eindeutige, allgemein gültige Definition von Kunst und Unkunst gibt es nicht. Und selbst wenn es eine solche gäbe, so würden sich doch bei der Anwendung in jedem besonderen Falle tausend neue ungelöste Probleme ergeben. Auch allgemeine kunstkritische Gesichtspunkte, wie Stilreinheit, Stillosigkeit oder Stilverwirrung, führen nicht wesentlich weiter. „Wie denn überhaupt Kunst nicht in irgendeinem Allgemeinen — nenne man es Stil oder wie immer — in Erscheinung tritt, sondern im einzelnen Werk. Dieses aber qualitativ zu bestimmen, ist für den Erklärer das Problem der Probleme." (Wölfflin.)

Eine letzte Betrachtungsmöglichkeit bleibt, die vielleicht in dem Dunkel, das uns hier umfängt, schrittweise etwas Licht verbreitet. Nämlich: das geheimnisvolle Leben, das auf wunderbare Art auf einen Fetzen Leinwand gelangt, und auf gleich wunderbare Art in uns neues Leben entzündet, ist ja im Grunde nichts anderes, als der Geist des Künstlers, der im Werke waltet. Hinter dem Kunstwerk, dem Geschaffenen, steht die Persönlichkeit des Schaffenden. Letztlich ist jedes Werk von seinem Schöpfer nicht zu trennen; es ist notwendige Aeußerung seines Wesens, höchstes Dokument seines Menschentums, dem niemals bloße stilkritische Kennerschaft voll gerecht wird. Kunstwerke sind Taten, die wie alles Tun auch einer ethischen Wertung unterstehen. Eine Aesthetik, die nicht zugleich auch ethische Schätzung wäre, gibt es nicht oder sollte es nicht geben. Folglich: wer gleichsam mit den Augen eines erfahrenen Menschenkenners die tausend verschiedenen Werke der Künstler immer nur als besondere Aeußerungen ihres besonderen Menschentums zu betrachten vermöchte, so wie man sich aus Worten, Blicken, Gesten und Taten ein ungefähres Wesensbild seiner Freunde und Bekannten macht, der würde nach und nach auch in Dingen der Kunst das Wahre, Echte, Große, kurz: die Meisterschaft von ihrem Gegenteile unterscheiden lernen.

So gesehen, weist jedes Kunstwerk von dem bloß Aeußerlichen, dem Reiz der Materie, dem nur den Sinnen schmeichelnden Spiel der Farben und Formen auf seinen mütterlichen Ursprung, den Menschen, der dahinter steht, zurück. Die Ehrfurcht, die wir vor einem großen Werke haben — haben sollten! — wird zur Ehrfurcht vor seinem Schöpfer. Das menschliche Ethos, die Größe und Reinheit der Persönlichkeit erweist sich hier auch als letzter ästhetischer Wertgrad.

Daß wir überall da, wo es sich um ganz große, wirklich überragende Kunsterscheinungen handelt, tatsächlich mit derartigen, eigentlich „außerkünstlerischen" Maßstäben messen, mag ein Beispiel lehren. Nehmen wir gleich ein großes, ganz großes: Rembrandt. Wir bewundern nicht hier einen Beleuchtungseffekt,

da ein Farbenproblem, dort eine geniale kompositionelle Erfindung in seinen Bildern, lieben nicht den Bürgermeister Six oder die Bethseba oder den Jakob oder den barmherzigen Samariter, „sondern den Teil Rembrandts, Teil seiner Schöpfung, Teil seiner Persönlichkeit, Teil seiner Welt. Der bloße Sammler mag dieses oder jenes Bild für Rembrandt selbst nehmen, mag behaupten, hier habe sich der Meister einmal ganz erschöpft, mag das Bild kaufen und sein Leben vor ihm in gläubiger Andacht verbringen. Er irrt, er hat nicht Rembrandt, sondern immer nur ein Stück von ihm, ein ganz winziges Stück, auch wenn es das größte wäre." Gewiß hat jeder sein Lieblingsbild, jeder seinen Rembrandt. Wer aber weiter forscht und in die Tiefe dringt, dem verschwindet allmählich das Einzelne, das ihn über alles begeistert, das Lieblingsbild, an dem er besonders hängt. Seine Liebe wächst darüber hinaus. Er vermag sich immer weniger „mit einem Tag dieses reichen Lebens, und wäre es der schönste, mit einem Werk, und wäre es das kostbarste, zu begnügen." Er will den ganzen Menschen, der seine überströmende Fülle in tausend Formen und Schönheit offenbart hat. (Vergl. Meier-Graefe „Marées-werk".)

Wer unbedingt eine bündige Antwort auf die Frage haben will, woran man die wahre Größe erkennt, den muß man auf dieses Unbegrenzbare des Schönen verweisen. „So wie das Licht, das einen Gegenstand sichtbar macht, nicht nur diesen, sondern unzählige andere erhellt, so ragt das Genie über das Werk seiner Hände hinaus und bildet jenseits des von ihm Geschaffenen eine ganz transzendentale Schöpfung, ein Bild, das nicht mehr aus Farbe, das nur noch aus Empfindung besteht, gleichsam das Bild aller Bilder."

Damit erweist sich das oft gepriesene Vorrecht der bildenden Künste, mit einem Blick gewonnen zu werden, vor der Musik und der Poesie, die in der Zeit sich auswirken müssen, als trügerisch. Wohl gilt es vom einzelnen Werk. „Wer aber wäre imstande, einen genialen Maler oder Bildhauer, der neue Visionen in die Welt setzt, nach einem Werk zu verstehen, geschweige zu beurteilen!" Erst im Hinblick auf ihren Schöpfer, im Gesamtzusammenhang seiner geistigen Welt offenbaren die Werke ihr letztes Geheimnis. Dies Letzte aber erfordert auch in der bildenden Kunst geduldige Andacht und lange, innige Versenkung.

„Die Werke großer Geister sind Worte eines Satzes. Erst wenn uns die Verbindung zwischen ihnen vertraut wird, gelangen wir zu dem Sinn des Ganzen. Wunderbar ist das Werden der Erscheinung im Bilde. Wunderbarer noch das Werden, das von einem Bilde zum anderen geht, das Wachsen, das nie aufhört, auch dann nicht, wenn das letzte Bild gemalt ist." Das schönste Werk eines großen Malers ist jenes ungemalte, das jenseits aller einzelnen Bilder als dauernder Eindruck seines Wesens in uns verbleibt, das die Seele bereichert und unvermerkt viele Stunden des Tages verschönt. (Meier-Graefe.)

Was sich hier als letzter allgemeinster Sinn der bildenden Kunst ergibt, ist: Freude, reine Freude an allen Dingen der Welt, die der Künstler im Menschen weckt, indem er ihm die Blindheit nimmt und seine Augen für die geheime Schönheit der Natur öffnet. Wundervoll hat Gott die Welt aus Farben, Formen und Tönen gebaut. Und er hat eine besondere Art von Menschen geschaffen, welche die anderen lehren, wie sie sich der Welt freuen sollen, nämlich die Künstler. Jeder wirkliche Künstler weiß das: er ist das Sonntagskind Gottes, ihm soll zuerst neues Glück, neue Freude aufgehen, und seine heiligste Aufgabe ist es, daß er sie den anderen Menschen zeigt; jene erhebende Freude an der unendlichen Schönheit der sichtbaren Welt, die letzten Endes nur ein Dankgebet an den Schöpfer aller Dinge ist.

Reinhold Lindemann.

1903—1928

Glossen zum Jahreswechsel

In einer belagerten Festung Feste feiern, das reimt sich nicht, und ziemt sich nicht, es geschehe denn aus Taktik, um den Bedrängern zu zeigen, wie wohl den Eingeengten noch ist, wie geborgen sie sich noch fühlen. Für also umzingelt wurde kürzlich der Borromäusverein in einer katholischen Tageszeitung Süddeutschlands ausgegeben. Nun hat man endlich diese Vertreter einer „altmodischen Literaturkritik" in ihrer Trutzburg festsitzen. Um sie geht ja eigentlich der Literaturstreit, und wurde ihnen erst das Bollwerk zusammengeschossen, dann ist der Widerstand gebrochen, der den neueren katholischen Autoren verwehren will, ihre Kräfte nach besserem Wissen vom Wesen der Kunst und nach tieferer Einsicht in die Forderungen der Zeit frei zu entfalten und sich auswirken zu lassen. Diesen kulturfeindlichen Unterschlupf übler Merker zu vernichten, donnern die Batterien ringsum (oder sind's Leuchtraketen?). — Wer möchte bei solcher Musik Feste feiern! Zwar hatte sich die ‚Bücherwelt' ein wenig darauf gefreut, daß nun nach vierundzwanzig sauren Jahreswochen eine Woche froher Feste anbreche. Aber ihrem bescheidenen Wesen fällt es nicht schwer, zu entsagen, und sie findet auch flugs für sich ein neues ‚Zauberwort': Die Kanonade ist nichts anderes als Feuertaufe nach Wiedergeburt. Also doch ein Fest, wenn auch statt des erwarteten frohen ein heißes, und vielleicht, nach dem Willen der Wiedertäufer, auch lebensgefährliches; winkt dem Starkmut neues Leben, darf das Ungemach der Stunde nicht verdrießen.

Vom Herde des Weltbrandes sprang's als Flugfeuer, bald hier bald dort zündend, auf die ganze Kulturfront über: ein zehrendes, scheidendes, ausglühendes, läuterndes Feuer. In diesem Purgatorium, das die Menschheit sich von langer Hand bereitete, brennt nun alle Welt, daß sich nach dem blendenden Zauber geistig-seelischer Inflation erweise, was werthaltig, wertbeständig, was lebendiger Kulturschatz des Volkes, der Menschheit ist. Nun heißt's stillehalten dem Feuereifer dieses Weltexerzitienmeisters, stillehalten seinem zum Wesenskern der Dinge durchdringenden Glutatem, daß alles taube Beiwerk abfalle, alles Echte in reinem Flusse frei werde für die von der neuen Zeit bereiteten Formen des Volks- und Menschheitsdienstes. Kein Mensch und keine Einrichtung von Lebenswert wird solcher Prüfung und Läuterung ausweichen können. Auch die Volksbildner des Borromäusvereins sind nicht so verhärtet und zeitfremd, das zu verkennen, wie man glauben machen will. Der Verein selbst wird sich trotz seiner achtzig Jahre als jugendlich genug erweisen, den neuen Formen und Forderungen dieser Zeit gerecht zu werden. Man vergesse zum mindesten nicht, daß auch in seiner Arbeit, so anfechtbar im einzelnen man sie finden mochte und mag, die uralte Erziehungsweisheit der katholischen Kirche waltet, die zwar in Köpfen unerleuchteter Diener gelegentlich zur Torheit werden kann, das Ganze dieser Volksbildung die Jahrzehnte hindurch aber sicher mitbestimmte.

Heißt doch das sich bilden: auf sein Innerstes und Eigenstes zurückgehen, vom Kern seines durch Gnade und Erziehungskunst veredelten Wesens aus alle Kräfte nach Einem großen Plane sammeln, von der Nahrungsüberfülle der geistigen Umwelt aufnehmen, was den eigenen Naturanlagen gemäß, abweisen, was ihnen fremd oder feindlich ist, und so in sich eine geschlossene, wohlgeordnete Welt gestalten, worin sich gegenüber den wie vom tollen Zufall durcheinander gewirbelten Erscheinungen da draußen ein sicherer Stand bietet, um die ungebärdig andrängenden Lebensfluten nach eigenem festen Willen für sich zu bändigen und in den

Dienſt der, wie immer beſcheidenen oder bedeutenden, perſönlichen Lebensaufgabe zu zwingen. Wert und Würde bemißt ſich danach, wie einer „im innern Herzen ſpüret, was er erſchafft mit ſeiner Hand". Durch Empfangen und Zurückgeben, durch Beſchenktwerden und Sichverſchenken erhält ſich die Welt, und weſſen Leben in dieſen Kreislauf wohleingeordnet iſt, der iſt ein wahrhaft lebendiger, gebildeter Menſch, ob im Arbeiterkittel oder im Gelehrtentalar. Und da Gott der Geber alles Guten iſt, was natürlicher, als letzten Endes ihm alles zurückzugeben. Das ſind die beiden konzentriſchen Kreiſe, in denen unſer Denken und Handeln verläuft; der kleinere wird durch den größeren gehalten und wäre ohne dieſen nichts als eine mathematiſche Abſtraktion.

So darf man die Erziehungsweiſe der katholiſchen Kirche kennzeichnen, ſo auch grundſätzlich die des Borromäusvereins, natürlich ohne daß dieſer mit der Kirche identifiziert, für ſeine Literaturkritik kirchenamtliche Autorität beanſprucht werden ſoll. — Die Erziehung der Kirche zielt auf das ganze Volk, die ganze Welt; der Borromäusverein erfaßt mit der ſeinigen nur einen Teil des Volkes, neben den Jugendlichen zumeiſt nur das ſog. Volk, d. h. die ſchlichten Leute unterer und mittlerer Kreiſe, die bei geiſtiger Regſamkeit und Wanderluſt doch des Wegweiſers bedürfen, um ſich auf den viel verſchlungenen Pfaden des Literaturgebietes zurechtzufinden und jeweils dahin zu gelangen, wo ihrem Geiſt, ihrem Herzen Schau und Labſal winkt, ſich zu weiten, zu erquicken. Mit dem verächtlichen Worte ‚Literaturpflege im Dienſte kleinbürgerlicher Bedürfniſſe' iſt das Verdienſt ſolch menſchenfreundlichen und auch menſchheitfördernden Tuns nicht in Frage geſtellt. Solche Verengung des Arbeitskreiſes erſcheint aber nicht nur Außenſeitern je länger je mehr bedenklich. Hier iſt die Quelle ſo mancher Mißverſtändniſſe, wie es beſonders jetzt bei dem rechthaberiſchen Gezänke im ‚Literaturſtreite' wieder erſchreckend klar zu Tage tritt.

Was iſt Volk? Keiner weiß es recht zu ſagen, wenn wir auch alle ſeit je danach ſuchen. Es will und will ſich nicht finden laſſen, und da konſtruierte man ſich einen Begriff ‚Volk', der nun den geahnten umfaſſenden mit in Verruf brachte, da jener doch nichts anderes als Klaſſe, gar noch mindere, beſagt. An ſich nichts Unkatholiſcheres aber als Klaſſengeiſt. So zweckmäßig und zeitnotwendig aus ſeelſorgeriſch-pädagogiſchen Gründen die Aufteilung der Pfarrgemeinde in Vereine erſcheint, als organiſch der Kirche entwachſen und durchaus erfreulich werden ſie nirgends gelten. Es iſt ein Gruppen-Sonderleben, das bei aller anderen Wahrung des kirchlichen Gemeinſchaftslebens dem Empfinden jener, die ſich wenigſtens in der Kirche als Einem Volke zugehörig fühlen möchten, öfters widerſtreitet. Wurde doch bei den ſonſt wenig erbaulichen Debatten dieſer Monate von geiſtlicher Seite ſogar die zu ſcharfe Betonung der (durch Weihecharakter und Amtsgewalt gegebenen) segregatio cleri a populo, die uns leider zur Gewohnheit wurde, als im Begriff von der Kirche als Gemeinſchaft aller Gläubigen nicht begründet abgewieſen. — Beim Borromäusverein, der ja nun freilich kein kirchlicher Verein iſt, wenngleich mit der Kirche durch ſeine Ziele und durch ſeine geiſtliche Leitung eng verbunden, äußert ſich der Uebelſtand ſolcher Abſonderung noch inſofern beſonders unliebſam, als man zwar wohl zu ſagen wüßte, wo etwa dieſes ‚Volk' anfängt, nicht aber, wo es aufhört, inſofern dann, als viele, die ihrer Art nach hinzugerechnet werden dürfen, durchaus nicht dazu gehören wollen, weil das allgemein ihr Selbſtgefühl kränkte und weil ſie im beſonderen geiſtiger Hörigkeit und Vormundſchaft zu verfallen fürchten. Iſt der Verein auch viel beſſer als ſein Ruf bei ſolchen, die ſtatt reſolut in die Front zu treten, lieber nörgelnd an alten Vorurteilen hängen, und reicht ſein Einfluß auch weit in aufgeſchloſſenere Kreiſe höherer Schichten, deren ſich jene Mißtrauiſchen nicht zu ſchämen brauchten, die

Lage bleibt doch die, daß man den Verein weithin als eine Angelegenheit kleiner, genügsamer, im Grunde unselbständiger Leute einschätzt und danach auch alle seine Lebensäußerungen beurteilt, sofern man sich überhaupt um ihn kümmert. Das mindert vor allem auch das Gewicht seiner Literaturkritik, die wegen ihres besonderen Zwecks Außenseitern leicht als eng, zwitterhaft erscheint. Man glaubt nun ebenso Grund zu haben, sich ihr als lediglich einer Angelegenheit jener Volksschichten, die durch sie betreut werden, zu entziehen, während es doch, wie auch der Literaturstreit genugsam verrät, dringend zu wünschen wäre, daß solche kritische Stimmen von entsprechend erhöhter Warte aus über die verhältnismäßig engen Grenzen des Vereins zu all denen im ganzen Volk drängen, die es im Wirrwarr literarischer Meinungen nach ästhetisch wie ethisch wohlbegründeten Urteilen über Neues und Aelteres der Literatur mit der besonderen Note des Volksbildnerischen, Volksaufbauenden, jetzt aber auch im weitesten und tiefsten Sinne dieser Begriffe, verlangt. In diesem Gedanken steckt aber auch gar nichts von Diktatorgelüsten, sondern er will weiter nichts als den ehrlichen Wunsch ausdrücken, die durch Jahrzehnte bei kleinem im Dienste am Volke geübten Kräfte und gesammelten Erfahrungen nunmehr dem großen Ganzen anzubieten. Nicht, als ob mit äußeren Machtmitteln Alleinherrschaft angestrebt würde, nicht als ob sich Literaturpäpstlein auftun wollten. Hier handelt es sich nur darum, mit guten Gründen und Taten die Ueberzeugung aller für ein Volkswerk zu gewinnen, das nur mit Hilfe aller in Eintracht und selbstloser Hingabe geschaffen werden kann. Gerade von uns Katholiken darf man es erwarten. Wie sollen wir Deutsche denn Volk werden, wie diese geistigen Notzeiten überwinden, wenn jene im Volk versagen, die als die Ersten berufen sind, das Fundament geistigen Volksaufbaues zu legen (um mehr geht es ja vorerst nicht). Und da bieten wir der Welt das klägliche Schauspiel, daß wir mit bitteren, selbstgerechten Reden und mit unserm Handwerkszeug auf einander losfahren. Ueberlassen wir doch die Boxermanieren den rohen Sportfexen und seien wir um so stärker im Erkennen der eigenen Schwächen wie im Ertragen von Wesen und Wollen anderer, zumal wenn die Nächstenliebe noch eigens dazu verpflichtet. Den Unsicheren zu stoßen, statt ihn zu stützen, ist doch Moral und Lebensweisheit des Uebermenschen. Und suchen wir nicht dem Herrgott über die Schultern ins Geheimbuch zu spähen.

Die Stunde fordert: Einheitsfront der deutschen Katholiken. Auf anderen Frontabschnitten, wo man auch Abstand von einander genommen hatte, schließt man sich wieder zusammen. Sollte das nicht auch auf unserm Abschnitt möglich sein? Und sollten sich nicht auch hier Kleriker und Laie wenigstens auf Tuchfühlung wieder nähern können: St. Karl Borromäus und Wolfram? Aergerlich damals, daß eine Aussprache vereitelt wurde, als es noch möglich schien, gewisse Meinungsverschiedenheiten und Verstimmungen aus der Welt zu schaffen und die segregatio a societate Borromaea zu verhindern. Nun ist's ein frostiges Nebeneinander, aus dem auf die Dauer ein Gegeneinander werden könnte. Und die gemeinsame Sache fordert doch ein brüderliches Miteinander, das natürlich bei gelegentlicher Absonderung zu Stoßtruppzwecken oder aus sonstigen stragetischen Gründen gewahrt bliebe.

Die Jugend unsrer Zeit war nicht so bewegt, wie die, aus welcher der Wolframbund hervorging, in heftige Bewegung versetzt hat's doch aber auch uns, in den 90er Jahren, als, während wir noch auf den idyllischen Gefilden des guten alten Leo Tepe dahinträumten, der literarische Reformator Karl Muth seine Veremundusthesen ans Tor des Tempels der Kunst schlug und damit all die Stimmungen erregte, die bald zu jenem Literaturstreit führten. Es war der Auftakt seines Lebenswerkes: Hochland. Nun lebt seine Schöpfung im Jubiläumsjahr, und

just das erlebt diesen zweiten Literaturstreit, der, nicht ohne inneren Zusammenhang mit jenem, auch den Vorkämpfer des ersten in seine unerquicklichen Debatten zieht. Bei Lage der Dinge muß ich als Laie es mir versagen, auf das Strittige einzugehen, man wird mir indes ein persönliches Wort gestatten: Die Empfindungen, die mich nach anfänglichem Widerspruch mit vielen damals in seine Gefolgschaft zwangen, steigerten sich später, als es mich in seine Nähe führte, zu einer Hochschätzung seiner lauteren Persönlichkeit und trotz manchem zu einem Glauben an die Gediegenheit seines Werkes, daß ich die heute so kaltsinnig vorgebrachten Einwände gegen ihn angesichts des seltenen Verdienstes dieses Mannes als undankbar empfinde. Möchte einer sein Lebenswerk, als Ganzes gewürdigt, ungeschehen wünschen? Und man bedenke: Es war und mußte meist sein ein Schreiten auf Höhenpfaden, oft über lockeres Gestein. Da löst sich leicht unter dem noch so vorsichtigen Fuß ein tückischer Brocken, der nun im Bergabrollen Steinschlag bewirkt. Ist's Schuld des Bergsteigers, wenn nun im Tal Schaden angerichtet wird? Wer möchte die Frage von den Niederungen aus ohne weiteres entscheiden? Und: ich habe Männer gesehen, die im Tale allen Lebensverhältnissen gewachsen waren und immer recht kuragiert auftraten, die sich aber vor Angst winselnd auf den Bauch legten, wenn es hieß, einen Gratweg zu beschreiten, auf dem einem freilich, mit Federer zu sprechen, von rechts und von links Ewigkeitswind in die Hosenbeine pfiff. Nun werfe man Steine auf Muth, der den Mut (manchmal auch die Verwegenheit) hatte, im Geistigen solche Wege zu gehen.

Vor allem die von Hochland im Laufe der Jahre dargebotenen Romane waren mehrmals heftig umstritten, von Jesse und Maria der Handel bis auf Herwigs Eingeengte. Dieser mißfiel manchem so sehr, daß die Bücherwelt sogar schon wegen der Wertung des Romans in seiner sozialpädagogischen Bedeutung (brieflich von bemerkenswerter geistlicher Seite) heftig getadelt wurde; solches Tun werde wohl noch eine öffentliche Auseinandersetzung veranlassen. Wollte nur in solchen Fällen ein befugter Theologe alsbald in aller Gründlichkeit das Anfechtbare solch eines Kunstwerks darlegen. Man wäre froh ob solcher Belehrung. Mit nacktem Tadel ist nichts getan. Inzwischen trat Franz Herwig ohne Zutun der Bücherwelt in noch viel engere Beziehung zum Borromäusverein: wie früher als Verfasser eines Romans der Buchgemeinde, so dann als Redner gelegentlich des Dortmunder Katholikentages und auf dem letzten Kursus für Bibliothekare. Sein Referat blieb freilich nicht unwidersprochen. Aber man mühte sich doch, die Sprache des Andern zu verstehen. Das war ja auch in diesem Falle die besondere Absicht: man soll sich näherkommen und man soll sich aussprechen, nicht sich ausweichen und von weitem beluchsen. Leider ist hier nicht mehr Raum, darauf, auf den bedeutsamen Kursus überhaupt näher einzugehen (der für dieses Heft vorgesehene ausführliche Bericht über den Kursus mußte ausfallen, da der Mitarbeiter im letzten Augenblick verhindert wurde); es wird nach Erscheinen der Referate im Druck um so gründlicher nachgeholt werden. Hier nur noch die Bemerkung, daß wiederum klar zu Tage trat, wie ernst der Borromäusverein strebt, in lebendiger Verbindung mit der Zeit und ihren Nöten zu arbeiten. Scharf wurde diesmal vor allem die ihn angehenden Zeitfragen, besonders wie sie der Literaturstreit aufgeworfen hat, von verschiedenen Seiten ins Auge gefaßt, wobei sich freilich ergab, daß auch dem vereinten Bemühen bester Köpfe völlige Klärung so verwickelter Fragen nicht gelingen will. Der Ertrag lohnte gleichwohl den Aufwand reichlich, und auch Selbstbescheidung gegenüber noch nicht Erreichbarem ist ja Gewinn. Eins wurde sicher klar: in den heiligen Hallen des Borromäushauses kennt man zwar die Rache nicht, wohl aber Probleme, so sehr, daß mancher unproblematischen Verhältnissen entstammende Teilnehmer hinterdrein zum hl. Karl

Borromäus am Saaleingang aufgeschaut haben mag, ob's denn noch der alte sei, oder ob gar auch hier Hampit der Jäger Schabernack gespielt habe.

Als besonderen Gewinn des Kursus darf man noch buchen, daß es allen, aktiven und passiven, Teilnehmern lebhaft zum Bewußtsein kam, wie wenig eindeutig solche Fragen meist sind. Um diese Erkenntnis vorab bei solchen zu vertiefen, die in ihrer einfacher gelagerten Praxis von Problemen, insbesondere von dem Problem der Kritik wenig bedrängt werden, möchte es sich empfehlen, daß sich bei einem Kurses mal etwa je ein Dutzend Teilnehmer zu einer Arbeitsgemeinschaft verbänden und einunddasselbe ihnen aus vorheriger Lesung bekannte neue Buch schwierigeren Charakters ganz unabhängig von einander schriftlich nach allen Seiten würdigten. Wie die Urteile wohl von einander abweichen würden! Vielleicht ergäben sich zwölf verschiedene, und vom Leiter der Arbeitsgemeinschaft käme vielleicht das dreizehnte hinzu. Wie das manchen nachdenklich und einsilbig machen würde, der vorher vielleicht solche Auseinandersetzung mit einem Buche für leicht und vergnüglich angesehen hatte, und der mit der Kritik ach so schnell bei der Hand war, wenn auch (das kommt vor!) nur gestützt auf fremdes Urteil.

Wieviel Unselbständiges, Liebedienerisches, ja Verlogenes die öffentlich ausgeübte literarische Kritik fälscht, davon kann einer, der hinter die Kulissen und in das raffinierte Reklametriebwerk sieht, Betrüblichstes erzählen. Manche ahnen wohl gar nicht, wie sehr selbst in besseren Tageszeitungen noch der ‚Waschzettel' sein Unwesen treibt. — Eine Zeitschrift muß es ablehnen, der Hast des Tages zu dienen, wie kein echter Volksbildner dem Tagesbüchermarkte ohne gründliche Prüfung Neues entnimmt, um nur ja dem ewig auf Neues hungrigen Leser den Willen zu tun. Es ist viel Wahres daran, wenn das Gebiet der Schönen Literatur unserer Tage mit einem Stoppelfeld verglichen wird, und wenn gesagt wird, daß sich aus dem Unvermögen unsrer Dichter, wahrhaft Großes zu schaffen, deren Reizbarkeit gegenüber der Kritik großenteils erkläre. — Auch auf dem Gebiete der religiösen Literatur steht die große Zahl der neuen Bücher im umgekehrten Verhältnis zu dem Wertzuwachs, und je länger je brennender wird der Wunsch, es möchte auch hier gegen die wuchernde Minderwertigkeit ebenso energisch Front gemacht werden, wie es unlängst auf der Generalversammlung der Gesellschaft für christliche Kunst gegen den Devotionalienkitsch geschah. Die Bücherwelt wenigstens wird es an solcher Abwehr nicht fehlen lassen. — Auch die Volksbildung muß sich auf Höhenpfaden bewegen, und nur das Beste darf ihr gut genug sein. Man sollte sich auch hüten zu sagen, ein Volksbildungsorgan sei zu hoch, wenn mal ein Beitrag an die Fassungskraft des einen oder des anderen Lesers höhere Anforderungen stellt. Sie wendet sich an die Führer des Volkes und darf diese für so hoch achten, daß sie höher geführt werden wollen, um ihr Amt um so besser verwalten zu können.

Nach solcher auf das Ganze einer Schriftleitung übertragenen Einsicht bliebe wohl auch mancher Brief ungeschrieben, der sich mehr durch Temperament als durch überzeugende Gründe auszeichnet. Ließe man sich durch solche Einwände von dem wohlerwogenen Arbeitsplane abdrängen, verzichtete man danach auf gewisse Beiträge, die einem als für das betreffende Organ unpassend bezeichnet werden, brächte man die Kritik in der mit lauter Stimme geforderten Form, und ließe man die Zeitschrift im übrigen zu einer Art Vereinsblättchen verbildet werden, dann wäre es freilich nicht möglich, die im Literaturstreit erhobenen Vorwürfe mit gutem Gewissen abzuweisen, dann verbaute man sich gründlich den Weg in die weitere Oeffentlichkeit, den zu bahnen und zu schreiten einem zeitnotwendig scheint, nicht um mit geistiger Höhe zu prunken, sondern um in der den ange-

strebten Zielen angemessenen Form und mit literarischer Gediegenheit zu werben und zu dienen. Von einer kleineren Volksbücherei z. B. aus sieht man noch lange nicht alles, was gesehen werden muß. Die Volksbücherei überhaupt ist zwar notwendige Zwischenstation des gewissen Volksschichten zugedachten Buches, aber nicht sie allein ist Pflegerin der Volksbildung durch das Buch, nicht allein ihr kann und darf darum ein Organ für Volksbildung dienen. Die Summe seiner Volksbüchereien ist ja noch lange nicht der Borromäusverein. Seine Literaturpflege und -kritik ist ja durchaus nicht nur eine Angelegenheit seiner Volksbüchereien, sondern in den letzten Zielen des ganzen Volkes, wie ebenso seine Aufgabe in geistigem Betracht nicht Angelegenheit eines Vereins, sondern des ganzen Volkes ist.

Selbstverständlich ist mit solcher Unterscheidung nichts gegen die hohe Bedeutung der Volksbüchereien gesagt. Mit ihnen und ihrer Arbeit will natürlich auch die Bücherwelt lebendig verbunden sein, wie auch brauchbare Beiträge aus diesen Kreisen willkommen sind. Bislang aber fanden nicht einmal Briefe jener Art den geraden Weg zu ihr; vielleicht vermied man ihn im Einzelfall, um sich dann formloser geben zu können. Jenen, die ihn und den Zwang der Lebensart nicht scheuen, sei mit dem Alten am Frauenplan gesagt: „Kämen sie getrost herein, würden wohl empfangen sein."

Die Bücherwelt will zum Jahreswechsel und zur Vorbereitung auf ihr Jubiläum aber auch selbst bei sich einkehren. Das aszetische Sichbesinnen wird ihren Umfang etwas einschrumpfen lassen. Sie erscheint ab Januar 1928 als Zweimonatschrift von je 5 Bogen, und sie läßt sich dann wieder wie früher an die Vereinsleiter verschenken. In jedem 2. Monat erhalten diese die nur für die Zwecke unsrer Volksbüchereien vom Generalsekretariat besorgte Nebenzeitschrift „Das neue Buch". In der Bücherwelt wird Generalsekretär Josef Zimmermann den von ihm schon seit einigen Jahren betreuten praktischen Teil wesentlich erweitern. Man darf hoffen, daß diese Neuerungen besonders in der engeren Borromäusgemeinde Friede und Freude stiften werden, und daß man das Organ des Borromäusvereins nun lieb oder noch lieber gewinnt.

Immer lieb gehabt hat die Bücherwelt der Verlag J. P. Bachem in Köln, der sie von den ersten Anfängen ab (1903, „Borromäusblätter") in seiner Obhut hatte, bei der Umtaufe, 1906, in seinem Vertreter Franz Xaver Bachem als namengebender Pate fungierte, und der ihr dann außer den Jahren der Inflation ununterbrochen seine Pflege angedeihen ließ. Man kann mitempfinden, was ihn jetzt bewegt, da wirtschaftliche Gründe dem Borromäusverein empfahlen, die Zeitschrift wieder selbst in Verlag zu nehmen. Der alte Verlag wünscht beim schmerzlichen Abschied von der Bücherwelt allen treuen Beziehern und Lesern auch seinerseits zu danken und das geliebte Pflegekind ihrer Anhänglichkeit zu empfehlen.

Bernhard Achtermann.

Besprechungen

(Eine Verpflichtung, unverlangt eingesandte Bücher zu besprechen oder mit ihren Titeln aufzuführen, wird nicht übernommen. Nicht besprochene Bücher werden nicht zurückgesandt.)

Religion / Religionswissenschaft

Menge, Gisbert O.F.M.: Der Heilige Geist, das Liebesgeschenk des Vaters und des Sohnes. Hildesheim, Verlag Franz Borgmeyer. Brosch. M. 3,50; Ganzleinwand M. 5,—.

Ein Liebhaber der Andacht zum Hl. Geiste hat dieses Buch geschrieben. In populärwissenschaftlicher Darbietung schildert er das wunderbare Wirken des Hl. Geistes. Seine Ausführungen werden Freunden einer gesunden christlichen Mystik Freude machen. Ohne es eigentlich zu wollen, hat er ein gutes Betrachtungsbuch geschrieben, geeignet, Leben zu wecken und zu mehren.

Trier. Peter Eisen.

Godefried, Heinrich O. M. C.: Im Reich der Geistsonne. Kleine Seelenkunde in Welt und Ueberwelt. Wiesbaden 1927, Verlag Hermann Rauch. Geb. M. 5,—.

Durch die Außen-, Innen- und Ueberwelt der Seele führt uns der Verf., um seinen Lesern „einen kleinen Beitrag zur praktischen Lebens- und Seelenkunde" und manchem unter ihnen Hilfe „zur Seelenkultur und Seelensorge" zu bieten. Diese Seelenkunde ist ausgezeichnet durch eine klare, allgemein verständliche Sprache, durch eine reiche Fülle von interessantem Beobachtungs- und Erfahrungsmaterial und durch die überzeugende Art, die Seelenvorgänge richtig zu deuten. Dabei durchwandert er das ganze weite Gebiet der Seele, durchleuchtet die Tiefen der „Seelen-Unheimlichkeiten" und „-Krankheiten" und steigt mit dem Leser empor zu den lichten Höhen, wo „Seelenglück", „Seelenheiligung" und „Seelenheimat" zu finden sind. Das Buch ist gar nicht so unbedeutend, wie der bescheidene Verf. am Schlusse seines Vorwortes uns glauben machen will.

Trier. Peter Eisen.

Rippel, Gregorius: Die Schönheit der katholischen Kirche, dargestellt in ihren äußeren Gebräuchen in und außer dem Gottesdienst für das Christenvolk. Original-Ausgabe, in der Bearbeitung von Heinrich Himioben, Domkapitular. 30., verm. Aufl. mit einer Vorrede und einem Nachtrage von P. Ignatius Stützle, Benediktiner der Abtei Maria Laach. 8° VIII u. 534 S., mit Titelbild. Mainz 1927, Verlag Kirchheim & Co. G. m. b. H. Gebunden in Leinwand mit Goldtitel M. 4,50.

Die Ergänzungen, die der Herausgeber dem bekannten Volksbuche beigefügt hat, sind begrüßenswert. Aber wäre es nicht ernstlicher Erwägung wert, ob der Inhalt des trefflichen Buches nicht in eine ganz andere Form umgegossen werden sollte? Die Sprache des Volkes von heute ist in mancher Hinsicht eine andere als jene von 1841, in welcher Himioben das Werk des Jesuiten und Pfarrers Rippel, das erstmals 1723 zu Straßburg erschien, neubearbeitet hat. Hat das katholische deutsche Sprachgebiet keinen Mann, der für unsere Zeit ein religiöses Volksbuch schreiben könnte, wie es Cochem und Rippel für ihre Zeiten geschaffen haben?

Dettlingen. Hermann Herz.

Franz von Sales, Philothea, Anleitung zum religiösen Leben. Uebersetzt und herausgegeben von Otto Karrer. 318 S. Text und 16 Bilder in Kupfertiefdruck. München, Jos. Müller. Verlag „Ars sacra". Ganzleinen M. 4,—. Schwarz Chagrinleder mit Goldschnitt M. 6.60.

Karrer hat da eine neue, schöne Ausgabe der „Philothea" geschaffen und sie durch einen Gebetsanhang, den er den Schriften des hl. Franz von Sales entnommen hat, zu einem brauchbaren „Seelenführer" für weite Kreise gemacht; der Verlag hat dem Büchlein eine vornehme Ausstattung angedeihen lassen.

Trier. Peter Eisen.

Haecker, Theodor: Christentum und Kultur. 8° 274 S. München 1927, Verlag Kösel u. Pustet. Brosch. M. 5,50, gbd. M. 7,—.

Theodor Haecker, dessen Macht als Sa-

tiriker und Polemiker bekannt ist, sammelt hier Aufsätze, die in den letzten Jahren erschienen sind. Nur ganz selten aber wagt sich in diesen Aufsätzen sein großes Talent als Satiriker hervor. Die Aufsätze haben eine andere Absicht: sie wollen nicht vernichten, wie die Satire es doch will, die mehr das Dumme, das Belanglose, das Ueble und das Gemeine aufweist, denn daß sie die Wahrheit in ihrem lauteren Glanze voll aufleuchten läßt, diese Aufsätze haben die Absicht, unmittelbar von der Wahrheit zu sprechen oder auch von Trägern der Wahrheit. Haecker hat seinen Arbeiten nur weniges hinzugefügt. Die meisten waren bereits in dieser Form bekannt. Die Kritik des Falschen bedient sich in diesen Aufsätzen anderer Mittel als in Satire und Polemik: das Mittel ist hier: begriffliche Auseinandersetzung. Haecker spricht über Christentum und Kultur, über Sören Kierkegaard; dann über Sören-Kierkegaards Altarreden, über Kardinal Newmans Grammatik der Zustimmung; über das Prinzip der Analogie; über Francis Thompson und Sprachkunst und über Geist und Leben (die bekannte Kritik Schelers). Am bedeutendsten sind wohl die Aufsätze über Sören Kierkegaards Altarreden (im Aufsatz über Sören Kierkegaard überzeugt nicht die Stelle über die Wichtigkeit Kierkegaards für die Theologie), über das Prinzip der Analogie, und über Francis Thompson und Sprachkunst. Um dieser beiden letzten Arbeiten willen und um des in der Muthfestschrift erschienenen Aufsatzes: Der katholische Schriftsteller und die Sprache kann man getrost Theodor Haecker den bedeutendsten katholischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland nennen.

Bonn. Paul Adams.

Chesterton, G. K.: Der hl. Franziskus von Assisi. Uebertragen von J. L. Benvenisti. 8° 160 S. München 1927, Jos. Kösel u. Friedr. Pustet. Brosch. M. 2,80, geb. M. 4.—.

Man kann dieses Buch getrost das beste Buch über den hl. Franziskus nennen. Bis jetzt gab es nur wissenschaftliche Biographien, die sich durch umfassende Kenntnis der Zeit auszeichneten, religiöse Erbauungsbücher und die peinliche Art von Schwärmerbüchern, in denen die Autoren allzu leichtfertig den hl. Franziskus als ein Abbild ihrer selbst darstellten. Chesterton versucht, in 10 Kapiteln den Nichtkatholiken diesen Heiligen einigermaßen nahe zu bringen. Das Buch ist aber nicht minder wichtig für die Katholiken Deutschlands. Die Lebensgeschichte des hl. Franziskus wird von Chesterton nur kurz dargestellt; darin besteht auch nicht die Bedeutung des Buches. Die Erkenntnis des Wesens ist Chesterton wichtiger. Hier kommt er weiter als die meisten seiner Vorgänger, die ersten Biographen des hl. Franz: Thomas von Celano, Legenda trium sociorum, Fioretti und Bonaventuras Schrift natürlich ausgenommen. Besonderen Tiefblick beweist das Kapitel Le Jongleur de Dieu; ferner sind sehr wichtig: Die drei Orden, der Spiegel Christi, Wunder und Tod und Das Testament des hl. Franziskus. Besonders beachtenswert ist dieses Buch, weil es die Analogien eines Franziskuslebens im Natürlichen aufweist und so vom Sinnenhaften aufsteigt zum Intelligiblen. Die hervorragende Gabe Chestertons, der Sinn für das Paradoxe und den gesunden Menschenverstand kommt auch hier ausgiebig zur Geltung. Hübsche und witzige Analysen der Zeit und des Zeitgeistes lassen den Geist dann und wann ausruhen bei dem Betrachten des ernsten Themas. Mit einer seltenen Demut und Ehrfurcht und mit einer noch selteneren Freiheit des Geistes ist dieses Franziskusbild von Chesterton gezeichnet; die geistige Freiheit Chestertons ist so groß, daß er die Grenzen des Heiligen aufweist. Wer könnte und dürfte das sonst tun?

Bonn. Paul Adams.

Soiron, P. Thaddäus O.F.M.: Sankt Franziskus und die Gegenwart. Drei Vorträge. Werl i. W. 1927, Franziskusdruckerei. Brosch. M. 1,60.

Die drei Vorträge wollen die Fragen der Gegenwart beantwortet wissen von dem hl. Franziskus. Dieses Thema gibt dem Verf. Gelegenheit, Wesen und Leben des Heiligen aus den großen Ideen herauszuentwickeln, in denen er gelebt hat und die er zur Lebenswirklichkeit und Wahrheit gemacht hat. Die Gottesidee des Poverello, seine Gnaden- und Lebensgemeinschaft mit Christus und seine echt kirchliche Frömmigkeit zeigen uns ihn in innigstem Verhältnis zum Vater im Himmel, zu Christus und seiner Kirche,

und das ist das, was unserer Zeit nottut: in Gott, in Christus und der Kirche die Erlösung von aller Not suchen. Die ganze Art der Ausführung zeigt, daß der Verf. ein gebildetes Publikum vor Augen hat. Wer sich aus diesen Kreisen tiefer in franziskanischen Geist versenken will, greife zu diesen drei Vorträgen.

Trier. Peter Eisen.

Stange, Erich: Die Religionswissenschaft in Selbstdarstellungen. Katholische Theologen. 238 S. Felix Meiner-Verlag, Leipzig 1927. Geb. M. 12,—.

Diese Sammlung, in der bis jetzt 2 Bände protestantischer Religionswissenschaft vorliegen und die ein Gegenstück darstellt zu den ähnlichen Bänden über Philosophie, Medizin, Kunstwissenschaft, Volkswirtschaftslehre, Geschichtswissenschaft und Pädagogik, beabsichtigt, ein Bild der wissenschaftlichen Lage und der Probleme in der Gegenwart zu bieten, und zwar in den verschiedensten Gebieten. Die Methode, die in der Sammlung vorherrscht, ist die, daß jeweilige Vertreter der verschiedenen Wissenschaftszweige über ihr Leben, ihr Werk und ihre wissenschaftlichen Ansichten berichten. In diesem Falle gewinnen wir durch die Selbstdarstellungen von Bernhard Bartmann, dem bekannten Paderborner Dogmatiker, von Hartmann Grisar, dem berühmten Historiker und Jesuiten, von Josef Mausbach, einem unserer besten Moraltheologen, von Norbert Peters, dem geschätzten alttestamentlichen Exegeten, von Franz Sawicki, dem Apologeten, der auch in weiteren Kreisen sehr bekannt ist, von Josef Schmidlin, dem Führer auf missionswissenschaftlichem Gebiete, von Heinrich Schrörs, dem hervorragenden Bonner Kirchenhistoriker, ausgezeichnete Einblicke in die einzelnen Gebiete der Theologie. Durch die persönliche Darbietung gewinnt auch alles an persönlichem Interesse. Die Erfahrungen, die hier recht offen zur Sprache gebracht werden, die Hemmungen, die einige erfuhren, besonders Norbert Peters, der kampffreudige Schmidlin, der am temperamentvollsten und geistreichsten spricht, Heinrich Schrörs und sogar Hartmann Grisar S. J., sind doch so vorgetragen, daß sie von überpersönlicher Bedeutung sind. Der Band wird nirgendwo zu entbehren sein. Von jedem Autor ist ein charakteristisches Bild beigefügt.

Bonn. Paul Adams.

Buber, Martin: Des Baal-Schem-Tow Unterweisung im Umgang mit Gott. 116 S. Hellerau 1927, Jacob Hegner. M. 4,50.

Martin Buber ist bekannt durch seine Forschungen zur Geschichte des Judentums, insbesondere des Chassidismus, durch eine Anthologie Ekstatische Konfessionen, die allerdings eine unzulängliche Einleitung enthält, und durch die mit Franz Rosenzweig unternommene Uebersetzung des Alten Testamentes. Baal-Schem ist eine Gestalt des 18. Jahrhunderts. Die Lehre des Baal-Schem ist uns nur aus Bruchstücken in den Werken seiner Schüler bekannt, da er selbst kein Buch geschrieben. Es ist eine eigentümliche jüdische Mystik. Buber hat sie rekonstruiert aus den Werken der Schüler der Baal-Schem und zum ersten Male zusammengestellt. Diese Mystik hat einen eigentümlich aktivistischen Zug. Der Tiefsinn der christlichen Mystik fehlt diesem Werk ganz. Das Neue Testament mit seiner symbolischen Exegese und der Fülle der Offenbarung ist in diesen Aeußerungen einfach nicht vorhanden. Für Kenner der Religionsgeschichte ist dies Buch aber nicht ohne Interesse.

Bonn. Paul Adams.

Philosophie / Psychologie

Plutarch: Moralische Schriften.

1. Band: Streitschriften wider die Epikureer. XII u. 171 S. Brosch. M. 5,—, gbd. M. 6,50.

2. Band: Parallelschriften zu Senecas Dialogen. XV u. 174 S. Brosch. M. 5,—, gbd. M. 6,50.

3. Band: Politische Schriften. XII u. 204 S. Brosch. M. 6,—, gbd. M. 7,50.

Sämtlich herausgegeben von Otto Apelt (Philosophische Bibliothek. Bd. 198, 205, 206.) Leipzig 1926, Felix Meiner.

Nicht mit Unrecht rühmt man Otto Apelt als glänzenden Uebersetzer. Seine Sprache ist durchaus modern, unserer heutigen Anschauung angepaßt. Aber andererseits wird

sie auch dem Original gerecht, indem sie den ruhigen klassischen Stil Plutarchs, wenn auch im Abglanze einer Uebersetzung, zu erhalten vermag.

Plutarch selbst ist sicher kein Philosoph von origineller Bedeutung. Geistig wird er vor allem von Platon gespeist. Aber er ist ein guter Journalist, fast im modernen Sinne. Er versteht es, Probleme von Tagesinteresse mit sicherem Griff und mit gewandter Feder sachlich zu behandeln und aufzumachen. Seine Sprache ist ebenso meisterhaft wie seine Gedankenfülle groß. Er ist der geborene Essayst, Schreiber von guten Leitartikeln im modernen Sinne. Und was er schreibt, ist heute noch nicht veraltet. Seine Probleme und die Einstellung zu denselben sind auch heute aktuell. Es mag dies zum großen Teil daher rühren, daß auch er, gleich uns, in einem Zeitalter der Dekadenz lebte, das mit dem unsrigen viele Wesenszüge gemeinsam hat.

Plutarch ist ein erhabener Kämpfer für Sitte und Ordnung. Er streitet ebenso rühmlich wie aussichtslos gegen den Unglauben, die Sittenlosigkeit und die Demagogie seiner Zeit. Sein Schrifttum durchweht ein religiöser, ja fast kirchlicher Zug. Im Atheismus sieht er das Grundübel der Zeit. Das Elend der großen Masse rührt ihn, und gegen die Konjunkturpolitiker und die Aemterjäger schreibt er scharfe Worte. Man könnte glauben, er hätte unsere Zeit vorausgeahnt, so aktuell sind seine Ansichten.

Damit sind seine Schriften für den Kulturhistoriker ebenso interessant wie für den Philosophen, welcher die Gedanken an sich wertet.

Die drei Bändchen bilden nur eine Auswahl aus dem Schrifttum Plutarchs; sie bringen das Aktuellste vom Aktuellen. Unnötiger Ballast, der nur aus dem antiken Zeitmilieu zu verstehen ist, wurde fortgelassen. Das Lesen wird hierdurch bedeutend erleichtert.

Besonders wertvoll werden die Bände dadurch, daß Apelt bei jedem durch eine inhaltsreiche, aber doch knappe Einleitung bestens einführt. Und weiterhin dadurch, daß er jeder Abhandlung eine Inhaltsübersicht vorausgehen läßt, welche die geistigen Zusammenhänge der einzelnen Abschnitte klarlegt.

Die drei Bücher sind wertvoll. Nicht nur dem philosophischen Fachmanne, sondern jedem denkenden Menschen bieten sie eine Fülle des Guten. Ja, gerade der literarische Laie kann aus den Schriften des Plutarch ersehen, daß die Alten nicht naive oder weltfremde Menschen waren, sondern an praktischem Blick fürs Leben, an der Unterscheidung des Wertvollen vom Wertlosen uns überlegen waren. Er wird auch erkennen, daß die Oberflächlichkeit mehr ein Charakteristikum unserer Zeit als der Vergangenheit ist.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

Kappstein, Theodor: Fritz Mauthner. Der Mann und sein Werk. (Philosophische Reihe, Band 79.) Berlin-Leipzig 1926, Gebrüder Paetel.

So gern man dem Literaten Mauthner lauscht, seine geistreiche Sprache bewundert, die Kunst seiner Wortprägung liebt, so sehr mißtraut man füglich dem Philosophen. Daß er gegen alles ankämpft, an allem rüttelt, wird man ihm gerne verzeihen. Aber die Willkür, die unzulänglichen Waffen, die Begriffsverwechselungen und die auf ihnen fußenden verfehlten Spekulationen bringen einen nüchternen Denker in stete Opposition zu ihm. Durch das Urwalddickicht seiner Gedanken kann man sich nur schwer mit dem Schwerte der Logik einen Weg bahnen. Wahres und Falsches, Erwiesenes und Unerwiesenes, Mögliches und Unmögliches bringt er in geschickter, aber eigenwilliger Setzung. Alles verbunden durch die Schau eines höchst-kultivierten Geistes, den man bewundert, auch dort, wo man seine Meinung ablehnt.

Fürwahr, der Mann, der Vielwisser Mauthner, der glänzende Schriftsteller, der scharfe Beobachter, der ehrliche Kämpfer für seine Einsicht imponiert uns. Und den hat Kappstein als Interpret plastisch vor unsere Augen gestellt. Er konnte es, denn er stand Mauthner im Leben nahe, war ihm als Schaffender enge verbunden. Aber es hinderte ihn auch, Mauthners Werk kritisch zu werten. Er steht zu sehr bewundernd vor des Freundes Größe, um auch für dessen Schwächen einen offenen Blick zu haben.

Das Buch ist infolgedessen gut zur Orientierung über die Persönlichkeit Mauthners und sein Werk, nicht aber zur Bewertung von dessen Bedeutung. Aber dank seiner formschönen und anschaulichen Sprache vermittelt Kappstein in bester Weise die Bekanntschaft mit jenem heute noch heißumstrittenen Denker.

Bohwinkel. Karl Möhlig.

De Man, Henrik: Der Kampf um die Arbeitsfreude. 289 S. Jena 1927, Eugen Diederichs.

Aus der Reihe der vorliegenden arbeitspsychologischen Untersuchungen ragt De Mans Arbeit als Spitzenleistung hervor. Nicht so gemeint, als ob dieses Buch über die Arbeitsfreude die einzige wissenschaftliche Leistung auf diesem psychologischen Sondergebiete darstellte. Hinsichtlich der Zahl der veröffentlichten Bücher und angesetzten Vorträge gehört das Thema des Buches unbedingt zum alten Bestande der industriepsychologischen Forschung. Aber was De Mans Buch vor allen auszeichnet, ist der Umstand, daß hier zum erstenmal das Problem der Arbeitsrationalisierung in seinem totalen psychologischen Ausmaße aufgegriffen ist. Weiter verschmäht es der Verfasser, das Problem von „Mensch und Maschine" auf die alte Linie von Optimismus, Pessimismus bzw. Indifferentismus zu bringen. Welch ein Fortschritt in diesen Aufgaben der optimistisch bzw. pessimistischen Wertbeurteilung liegt, kann man ermessen, wenn man zum Vergleich ältere Autoren heranzieht. Keine Festlegung auf eine optimistische oder pessimistische Haltung, vielmehr durchaus sachliches Durchgreifen der arbeitshemmenden und arbeitsfördernden Faktoren. Das Beste läßt sich auch sagen über die angewandte Methode. Die Massenerhebung ist fallengelassen, dafür eine ziemliche Ganzheitserfassung von 78 Industriearbeitern und Angestellten. Wenn man der Ueberzeugung ist, daß Arbeitsgesinnung und Werkfreude doch zu den intimsten und tiefst verwurzelten Regungen seelischen Erlebens gehören, dann muß man De Mans Partialerhebung in totaler Tiefe durchaus anerkennen, dann fällt die massenhafte Eintreibung von allerlei möglichen Aussagen über Arbeitsdenken und -fühlen, und es bleibt das Vertiefen in die einzelne ganze Menschheit des Industriearbeiters. Damit ist auch eine solide Unterbauung der Einzelaussage geliefert und gleichzeitig eine gewisse Garantie für die Wahrheit und Deutungsrichtigkeit des empirischen Materials. Vielleicht wäre zu wünschen, daß De Man seine Kontroll- und Sicherungsmethoden weiter ausbauen, überhaupt das Prinzip der Methodenverzahnung berücksichtigen würde. Doch derlei Wünsche verschlagen nichts gegen die ganz bedeutsame Leistung De Mans: das Problem ist um ein gutes Stück weitergebracht, und das ist hier entscheidend!

Hamborn. Heinrich Kautz.

Erziehung / Unterricht.

Busemann, Adolf: Pädagogische Milieukunde. 1. Bd. 202 S. Halle a. d. S. 1927, Herm. Schroedel.

Dem Verfasser schwebt als Aufgabe vor, über die zerstreut vorliegenden Ansätze milieupädagogischer Fragen hinaus eine zusammenhängende pädagogische Milieukunde als Wissenschaft zu begründen. Ueber bloßes Meinen und unsicheres Behaupten hinaus will er ein System der pädagogischen Milieukunde errichten mit eigenen Problemen und besonderen Methoden. Hinsichtlich der Tatsache, daß heute eine eigene Großstadt-, Land- und Industriepädagogik ihre Forderungen erheben, erscheint dieses Suchen nach einer kritischen Methode, einer klaren Problematik und nach „diskreten Arbeitsbegriffen" (Vorwort) der Milieupädagogik von besonderer Wichtigkeit. Selbst für den Fall, daß Busemanns Arbeit keinerlei Fortschritt an materialem Wissen gebracht hätte, würde sie wegen des klaren Aufgreifens einer neuen Aufgabe als bedeutungsvoll hervorgehoben werden müssen. Wer den üblichen Leerlauf der pädagogischen Tagespresse kennt und eine Ahnung hat von dem Sacklaufen der sogenannten pädagogischen „Strömungen" und „Bewegungen", weiß es zu schätzen, wenn ein Autor auch einmal wirklich ein neues Thema anschneidet und die schwerfällige Masse der pädagogischen „Schriebe" eigenständig verläßt. Das Buch ist ferner von Bedeutung wegen der darin aufgestellten Arbeitsbegriffe der allgemeinen Milieukunde. Die Darlegungen über Milieu und Person, die Arbeitsbegriffe der Milieutypologie und der vergleichenden Milieukunde, über Imitation und Suggestion als Milieuwirkungen usw. bieten dem Leser eine durchaus klare Bereicherung und solide Einführung in die milieupädagogische Forschung. Ebenso ruhig und sachlich sind die Beispiele pädagogischer Milieutypen ausgeführt, so daß man Busemanns Buch als eine der erfreulichsten Erscheinungen der pädagogischen Jahresliteratur bezeichnen kann.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Bern. Overberg als pädagogischer Führer seiner Zeit. Festschrift zum Hundertjahrgedächtnis seines Todestages (9. Nov. 1826) im Auftrage des Deutschen Instituts für wissenschaftliche Pädagogik zu Münster herausgegeben von Richard Stapper. Mit 5 Tafeln. Münster i. W. 1926, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.

Das Buch ist ein Ehrendenkmal für Overberg als Führer katholischer Pädagogik, würdig hinsichtlich der Güte der zusammengestellten Beiträge wie im Hinblick auf die schlichte, doch gediegene äußere Buchausstattung. Der Leser sieht den münsterischen „Lehrer der Lehrer" herauswachsen aus den Zeitbedingtheiten, dem geschichtlichen Bestande der Pädagogik und dann hinauswachsen über Tod und Grab in den Nachwirkungen seiner Lehre und seines Strebens (siehe den Beitrag von Prof. Dr. W. Kahl). Das Buch wird abgeschlossen durch einen Bericht von M. Ettlinger über die Entwicklung des Deutschen Instituts für wissenschaftliche Pädagogik von 1921 bis 1926.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Scheufgen, Hermann Joseph: Unser Kind kommt in die Schule. (Katholische Elternbücherei, Heft 1). Düsseldorf, Verlag der kath. Schulorganisation.

Eltern sollen wissen, daß ihr Kind in der Schule gut aufgehoben ist; sie sollen, sofern sie von der Arbeit der heutigen Grundschule keine rechte Vorstellung haben, Zutrauen gewinnen; sie mögen im geänderten Schulbetrieb keine Besorgnisse für die Lernziele ihrer Kinder sehen. Diese und andere Leitgedanken, besonders auch die Mitarbeit des Hauses am Schulleben, werden in dem Büchlein mit warmer Beredsamkeit vorgetragen. An einer Reihe von Skizzen, sogar an zeichnerischen Darbietungen sucht der Verfasser die Idee der neuen Schule lebendig werden zu lassen. Zur Werbung in Elternkreisen ist das Heft gut geeignet.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Lebensbilder

Lekeux, P. M., O.F.M.: Margrit. 10. Aufl. 271 S. Villingen, Baden 1927, Verlag der Schulbrüder, Kirnach.

In all das Geschrei unseres Alltages nach Gleichberechtigung der Klassen, Stände, nach Sozialisierung und Abbau des Kapitalismus tönt die schlichte Erzählung von den sozialen Heldentaten einer schwachen kleinen Lehrerin wie der himmelsscharfe, helle Posaunenton einer Weltgerichtstuba. Vier Arbeitsjahre voll heroischer Berufserfülltheit, unermüdlicher Caritas im Dienste der Seelsorge genügten, diesen Engel der Enterbten aufzuzehren. Nur vier Jahre! Aber Jahre so voll von streng ausgenutzter Arbeitszeit, daß an Taten schier nichts zu leisten übrig blieb. Auch der schlimmste Anhänger des Arbeitsrationalismus wird vor der Ausgefülltheit dieser Tage ehrfürchtig verstummen. Und das Schönste? Hier steht vor uns ein soziales Idealleben. Nicht losgelöst von Brauch und Sitte wie Sebastian vom Wedding, nein mitten im Alltagsleben, wohnend bei den Eltern, tätig als Lehrerin, gebunden an heimische Berufssitte.

Wer lernen will, seine wohlige Tageseinteilung und sein geordnetes Berufsleben einem anderen Ziele unterzuordnen als dem hinreichenden Erwerbes und feierabendlicher Erholung, der gehe zu Margrit! Allerdings, sie ist unerbittlich und gebieterisch, duldet keinerlei Zwitterdasein, geht stets aufs Ganze. Und das bei sehr zarter Gesundheit, bei großem Ekel vor Schmutz und Niedrigkeit und Unsauberkeit, selbst bei einem angeboren schüchternen Wesen. Nebenbei gibt sie auch noch mit allerliebster Schelmerei den im Lehramt Stehenden zarte Winke in bezug auf das Lehrerideal.

Das Buch ist eine Uebersetzung und trägt die Schwächen einer solchen. Es ist auch vom literarischen Standpunkt aus manchmal etwas schwer zu genießen, soll heißen, entspricht nicht so ganz unserem Zeitgeschmack. Aber sein Inhalt läßt das alles vergessen. Man kann nur wünschen, daß es sich mehr und mehr die Herzen aller erschleicht, die irgendwie zu sozialer Arbeit berufen sind. Und das sind wir alle!

Hamborn. Heinrich Kautz.

Geismar, Eduard: Sören Kierkegaard. Seine Lebensentwicklung und seine Wirksamkeit als Schriftsteller. 1. Teil: Die Erziehung zum Beruf. 121 S. Göttingen 1927, Vandenhoeck und Ruprecht. Subskriptionspreis M. 3,50.

Diesem 1. Teil einer Biographie Sören Kierkegaards werden fünf weitere Teile folgen. Erst dann läßt sich ein endgiltiges Urteil fällen. Geismar ist Professor in Kopenhagen, kennt also die dänische Sprache gut und hat Kierkegaard zu einem Lebensstudium gemacht. Der erste Teil bringt die Abschnitte Vater und Sohn, Kierkegaards Verhältnis zu den geistigen Strömungen seiner Zeit und die Verlobung und deren Wirkungen. Der Verlag rühmt Geismar als eine Kierkegaard kongeniale Natur. Das ist nun einfach lächerlich. Geismar hat zwar sehr viel Sympathie für Kierkegaard, aber doch nur geringes Verständnis. Drei Sätze von Theodor Haecker enthalten wesentlicheres über Sören Kierkegaard als dieses ganze Werk. Aber rein biographisch unterrichtet Geismar ganz nett: Man atmet erleichtert auf, wenn man in diesem etwas kleinbürgerlichen Buch die Sätze findet, die von Kierkegaard selbst stammen. Die Uebersetzung freilich ist in einem bürgerlichen Gemeindeutsch und sehr blaß. Die Uebersetzerinnen mögen recht gut dänisch können, aber gut deutsch können sie nicht.

Bonn. Paul Adams.

Schrempf, Christoph: Sören Kierkegaard. I. Bd. 364 S. Jena 1927, Eugen Diederichs.

Für die Erkenntnis Kierkegaards ist der Begriff des „Existentiellen" sehr wichtig. Christoph Schrempf, der bekannte Uebersetzer Kierkegaards, hat sich „existentiell" mit Kierkegaard befaßt. Das Resultat dieses langen Ringens ist dieses Buch, dessen 1. Teil vorliegt, dessen 2. später erscheint. Es ist, wie Schrempf sagt, ein Zwitter von objektiver Darstellung und persönlicher Auseinandersetzung mit Kierkegaard. Es ist ein qualvolles Buch. Man muß schon Interesse für Schrempf haben, um es zu lesen. Hoffentlich werden wir vor weiteren kleinen Kierkegaards bewahrt. Denn sie sind peinlich und langweilig.

Bonn. Paul Adams.

Geschichte · Politik

Schlegel, Friedrich: Signatur des Zeitalters. Neu herausgegeben von Werner E. Thormann. VIII und 143 S. Mainz 1926, Matthias Grünewald-Verlag. Gbd. M. 3,60.

Werner E. Thormann hat diese in den Jahren 1820—23 in der Zeitschrift Concordia erschienene historisch-politische Abhandlung Friedrich Schlegels in der Sammlung des Matthias Grünewald Verlages ‚Das neue Münster' aufs neue herausgegeben und damit eine interessante Abhandlung wieder zugänglich gemacht, die für Schlegel und seine Zeit gleich charakteristisch ist. Es bedarf wohl ausgedehnter historischer Kenntnisse und einer Fülle prinzipieller Einsichten, um alle die Fragen wirtschafts- und staatsphilosophischer Art, die Schlegel in seinem Essay berührt, einigermaßen klar und sicher beurteilen zu können. Werner Thormann vermeidet eine inhaltliche Identifikation mit dieser Schrift Schlegels, ist aber der Ansicht, daß sie für uns eine methodische Bedeutung hat. Der Verlag hat die Schrift recht hübsch gedruckt und etwas zu feierlich gebunden.

Bonn. Paul Adams.

Prinz Max von Baden. Erinnerungen und Dokumente. 695 S. Berlin und Leipzig 1927, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. 695 S.

Bismarck hat einmal gesagt, der Staatsmann „mache" nicht Geschichte. Wenn er „den Mantel Gottes durch die Ereignisse rauschen" höre, dann müsse er vorspringen und den Zipfel erfassen. Mehr zu tun, stehe nicht in seiner Macht. Der große Kanzler hatte ein ungemein feines politisches Ohr. Aber es hätte ihm nichts genutzt, wenn nicht ein zäher Wille und eine rasche Entschlußkraft ihn zu kühnem Sprung beflügelt hätten.

Die Staatsmänner, die Deutschlands Geschicke während des Weltkrieges leiteten, hätten taub sein müssen, wenn das Rauschen von Gottes Mantel ihnen entgangen wäre. Sie haben es gewiß vernommen. Soundsooftmal. Aber sie sprangen nicht zu. Sie faßten den Zipfel des Mantels nicht. Die Bethmann, Kühlmann, Michaelis, Hertling scheiterten an ihrer eigenen staatsmännischen Unzulänglichkeit. Sie ließen sich von den strategischen Erfolgen Ludendorffs umnebeln und von seinem stärkeren Willen beherr-

schen. Der Säbel regierte auch in der Politik. Das war das Verhängnis. Es hätte umgekehrt sein müssen.

Der Prinz Max von Baden gehörte zu den wenigen, die schon frühzeitig erkannten, daß die mangelnde Initiative der Reichsleitung zum Zusammenbruch führen müsse. Im Gedankenaustausch mit einer Gruppe von Männern, die der Meinung waren, daß „die Kunst des Staatsmannes Führung und Ausgang des Krieges beeinflussen" müsse (S. 27), war er schon im Herbst 1916 zu der dreifachen Erkenntnis gelangt, daß die Lösung des „strategisch-politischen Grund-Problems des Krieges" nur durch Erweichung des englischen Kriegswillens zu erreichen sei; daß nur eine eindeutige Erklärung über Belgien den Weg zu Friedensverhandlungen öffnen werde; und daß Deutschland seinen Frieden niemals den gewaltigen amerikanischen Bundesgenossen zuführen dürfe. „Rückblickend will es uns scheinen" — so urteilt er in Uebereinstimmung mit Lord Grey, Fünfundzwanzig Jahre Politik 1862 bis 1916, München 1926, II, S. 120 —, „als ob nur mit Blindheit geschlagene Menschen die falsche Wahl treffen konnten. Der Kanzler hat tatsächlich eine Marneschlacht abgebrochen, als er dem öffentlichen Friedensgespräch mit Wilson ein jähes Ende bereitete" (S. 62 f.). Von der „Passivität der berufenen Faktoren" gibt Prinz Max erschütternde Beispiele. Bethmann-Hollweg war sich „der ihm innewohnenden bewegenden Kraft offenbar nicht bewußt" (S. 69); das „Trugbild des Burgfriedens", der längst nicht mehr bestand, blendete ihn; und von einer Erklärung über Belgien versprach er sich nichts, weil er die „englische Mentalität" nicht kannte. Das Auswärtige Amt ließ ihn im Stich. Es hatte selber eine „subalterne Auffassung von seiner eigenen Bedeutung im Kriege", war ohne „Feingefühl für die öffentlichen Strömungen" und bei aller diplomatischen Gerissenheit doch unfähig, „das nicht Sichtbare oder gar das Zukünftige als eine lebendige Wirklichkeit sich vor Augen zu stellen" (S. 70 f.). Es ist hier nicht der Raum, all die „Unterlassungssünden" aufzuzählen, die Prinz Max registriert. Daß er auch die seinigen nicht vergißt, gereicht ihm zur Ehre.

Nach Ludendorffs überstürzter Forderung eines sofortigen Waffenstillstandes war das Unglück nicht mehr aufzuhalten. Prinz Max, der just in diesem Augenblicke, Anfang Oktober 1918, das Reichskanzleramt übernahm, mußte zu seinem tiefen Schmerz erkennen, daß er „fünf Minuten nach Zwölf gerufen worden war." Es darf füglich bezweifelt werden, ob er die staatsmännische Kraft besaß, auch „fünf Minuten vor Zwölf" noch die Katastrophe abzuwenden. Ließ er nicht im Oktober des Unglücksjahres, von verwandtschaftlichen und dynastischen Rücksichten gelähmt, dem Eigenwillen des kaiserlichen Vetters bis zur letzten Minute allzu freien Lauf? Hätte er da in einem früheren Zeitpunkt die Energie zu festerem Zupacken aufgebracht? Und wie häufig hat er nach eigenem ehrlichen Eingeständnis einen guten Plan unter fremdem Einflusse fallen lassen, statt unbeirrbar aufs Ziel zu gehen!

An der Reinheit seines Wollens ist kein Zweifel möglich. Die ganze Lauterkeit seines Wesens spricht aus dem gewissenhaften Rechenschaftsbericht, der sich während der Arbeit zu einer umfassenden Darstellung der Epoche auswuchs, in die der letzte Kanzler des kaiserlichen Deutschlands verflochten war.

Die „Erinnerungen und Dokumente" des Prinzen Max von Baden bilden eine der allerwertvollsten Erscheinungen auf dem Gebiete der zeitgenössischen Memoirenliteratur, eine erstklassige Quelle für den Geschichtsforscher und eine Fundgrube historisch-politischer Erkenntnis für jeden, der sich in dem Labyrinth der Zusammenhänge in jenen ereignisschweren Jahren zurechtzufinden trachtet.

Linnich (Rhld.). August Schmitt.

Philippi, F.: Geschichte Westfalens. 186 S. (Bd. III der von Th. Wegner herausg. Sammlung „Westfalenland"), Paderborn 1926, Ferdinand Schöningh. Br. M. 6,50, gbd. M. 8,50.

Der um die Aufhellung der Geschichte Westfalens hochverdiente Verfasser hat mit diesem Werk eine seit langem schmerzlich empfundene Lücke ausgefüllt. Denn er gibt in gedrängtester Kürze einen Abriß der westfälischen Geschichte unter Hervorhebung der Verfassungs-, Wirtschafts- und Kulturverhältnisse in einer für weitere Kreise der Gebildeten lesbaren Form, und an einem solchen Buch fehlte es bisher im Lande der roten Erde. Auf eine Darstellung der politischen Geschichte Westfalens verzichtet der Verfasser. Eine solche ist ja auch fast unmöglich, würde jedenfalls die Kräfte eines einzelnen übersteigen; denn das heutige Westfalen ist ja erst seit der Besitzer-

greifung durch Preußen ein einheitliches Gebilde, zerfiel aber vorher in eine große Anzahl selbständiger Territorien. Verfassungsmäßig, wirtschaftlich und kulturell aber bildete das Gebiet seit Jahrhunderten eine deutlich erkennbare Einheit, und es ist ein besonderes Verdienst Philippis, die durchgehenden Linien der Entwicklung Westfalens auf diesen Gebieten klar und wirkungsvoll herausgearbeitet zu haben, indem er dabei nicht nur die Ergebnisse anderer zusammentrug, sondern auch aus eigenen Forschungen manches Wertvolle beibrachte. Und wenn auch die einzelnen Zeiträume nicht ganz gleichmäßig behandelt werden konnten, weil nicht immer die nötigen Vorarbeiten zur Verfügung standen, so ist das Buch dennoch ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich darstellend, lehrend oder lernend mit der Geschichte Westfalens befaßt. Gleichzeitig ist es eine wertvolle Vorarbeit für das von der Provinzverwaltung geplante, große westfälische Geschichtswerk.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Demangeon, Albert: Das Britische Weltreich. Eine kolonialgeographische Studie. Deutsche Uebertragung von Paul Johr. Mit 5 Karten. 8° (VIII u. 362 S.) Berlin-Grunewald 1926, Kurt-Vowinckel-Verlag.

Das größte Imperium, das die Weltgeschichte kennt, hat in dem vorliegenden Buche eine Darstellung gefunden, die in jeder Hinsicht als vorbildlich bezeichnet werden darf. Der Verfasser ist Franzose, aber auch ein Engländer hätte die riesenhafte Leistung des weltbeherrschenden Albion, die sich in seinem Imperium verkörpert, nicht rückhaltloser anerkennen können als Demangeon es tut. Es ist sogar die Frage erlaubt, ob die Lichter nicht zu stark aufgesetzt und die Schatten nicht zu spärlich angebracht sind. Das gilt namentlich von dem ersten Buche: Wie das Weltreich sich gestaltete; man weiß, daß es dabei nicht bloß sehr menschlich, sondern vielfach (vgl. Indien!) auch sehr unmenschlich zugegangen ist. Das zweite Buch schildert „die britische Besiedelung und Zivilisation" und entfaltet vor dem Auge des Lesers in fesselndem Bilde die Methoden und Mittel der englischen Weltherrschaft. Das dritte Buch ist den „Reichsproblemen" gewidmet. Sorgfältig und umsichtig wird hier die verwirrende Fülle von politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten aufgezeigt, die die Reichseinheit kaum weniger gefährden als das Erwachen Indiens und das wachsende Selbstgefühl der Dominions. Der dauernde Bestand des Imperiums scheint Demangeon nur dann gesichert, wenn es seine militärische Machtstellung und den engen Zusammenschluß mit Amerika aufrechterhält. — Wir Deutsche haben allen Anlaß, die Fundgrube wertvollen Auslandswissens, die Demangeons Buch bedeutet, nicht ungenutzt zu lassen.

Bonn. Albert Lauscher.

Carthill, Al.: Die Erbschaft des Liberalismus. Uebertragen von Paul Johr. Mit einer Einleitung von Dr. Otto Geßler. 8° (XV u. 183 S.) Berlin-Grunewald 1926, Kurt-Vowinckel-Verlag.

Der Liberalismus als Weltanschauung wie als soziologische und politische Doktrin hat wohl selten eine so erbarmungslose und vernichtende Kritik erfahren, wie sie ihm hier durch einen altkonservativen Engländer — der Name Carthill ist Pseudonym — zuteil wird. Was sie besonders wirksam und eindrucksvoll macht, ist neben der historischen und politischen Sachkunde, die sich auf jeder Seite offenbart, die für einen Briten sicherlich nicht selbstverständliche Leichtigkeit und Eleganz der ätzenden Sarkasmen, womit Carthill dem Liberalismus zusetzt. Er ist ihm nicht ein, sondern das Unglück der Menschheit. In 9 Kapiteln entfaltet sich die Anklage: Wie er (der Liberalismus) entstand, der Liberalismus als Religion, die Moral des Liberalismus, der Liberalismus und die Gesellschaftsordnung, der Liberalismus im Staat, der Liberalismus und der Fortschritt, der Liberalismus und das britische Weltreich, der Liberalismus und die Beziehungen zum Ausland, der Liberalismus und das Ende. Man sieht, die Diagnose ist richtig gestellt, denn der Liberalismus, wie er wirklich ist und sich auslebt, ist ja in der Tat etwas ganz anderes als bloß eine politische oder wirtschaftliche Theorie unter vielen andern. Er ist das gewiß auch, aber darüber hinaus ist er eine Religion, mindestens eine Weltanschauung, die sich in schroffem Gegensatz zum geoffenbarten Christentum befindet. Carthill macht ihn mit guten Gründen verantwortlich für die Unterminierung des britischen Weltreichs, den Ausbruch des Weltkriegs und noch verhängnisvollere Katastrophen, die er herannahen sieht. Leider ist Carthill eben nur Kritiker, nicht

Wegweiser. Er weiß das und gesteht es unumwunden ein. Er ist ein Skeptiker, der dem verlorenen Glauben nachtrauert, aber nicht mehr zu ihm zurückfindet. Darum sieht er weder für sein Volk noch für die Menschheit einen rettenden Ausweg. Gott hat sein Volk verlassen, meint er. So endigt das sonst kämpferisch aufrüttelnde Buch in müder Skepsis. Schon (nicht bloß!) aus diesem Grunde möchte man es nur in der Hand gründlich unterrichteter Leser sehen.

Bonn. Albert Lauscher.

Literaturgeschichte

Weisser, Hermann: Die deutsche Novelle im Mittelalter. 128 S. Freiburg i. Br. 1926, Herder.

Hermann Weisser, der jüngst verstorbene und sehr begabte Literarhistoriker, eine der besten Hoffnungen des jungen katholischen Deutschland, versucht auf den ersten Seiten den Begriff der Novelle festzustellen. Nach einem kurzen Ueberblick über Entstehung und Entwicklung der Novelle in den außerdeutschen Ländern im Mittelalter geht er zum Hauptthema über: zur Entstehung, Entwicklung und dem Geist der deutschen Novelle vom 12. bis 14. Jahrhundert. Besonders wichtig ist das Schlußkapitel: Die Wendung zur Neuzeit und die deutsche Novelle des 15. Jahrhunderts. Besonders sympathisch bei diesem wertvollen Versuch Weissers ist die Berücksichtigung des Zusammenhangs der Literatur mit den anderen geistigen Bezirken. Die Schrift ist hauptsächlich für den Fachmann bestimmt, aber auch für viele ernste Literaturfreunde sehr lesbar, zumal Weisser einen lebendigen Stil schreibt.

Bonn. Paul Adams.

Leyen, Friedrich von der: Deutsche Dichtung in neuer Zeit. 2., veränderte Auflage. 422 S. Jena 1927, Eugen Diederichs. M. 10,—.

Das bekannte Buch des vielseitigen Kölner Professors erscheint hier zum zweiten Male. Es wird eine Uebersicht über die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit geboten. Der Wertmaßstab ist bestimmt durch die Antike, das Deutschtum und Christentum. Das Christentum wird fast nur als ein Bestandteil neben den beiden andern aufgefaßt, was der katholischen Lehre kaum entspricht. Ueber die Wertungen im einzelnen lassen sich natürlich vielfach andere Urteile fällen, wie es vielleicht überhaupt ein Mangel dieses Buches ist, daß es bestimmte Gestalten noch zu wenig oder falsch in den Vordergrund rückt. Hier liegt ein Versagen der ästhetischen Wertung vor. Besonders gut sind die Aeußerungen über Ibsen und Strindberg. Gerhart Hauptmann, Richard Dehmel, Friedrich Nietzsche, Stefan George, Thomas Mann werden besonders ausgiebig behandelt. Viele kleine und kleinste Talente werden aber auch berücksichtigt. Die katholische Dichtung ist nicht sonderlich beachtet. v. d. Leyens kenntnisreiches, exakt (abgesehen von einigen Dichtern) und sauber gearbeites Buch kann als Ergänzung zu andern Werken manchem von Interesse sein. Als ganz zuverlässiger Führer ist es für den Katholiken kaum zu gebrauchen. Sein dann und wann stark moralisierendes Pathos entspricht überhaupt wohl zu wenig dem katholischen Verhalten gegenüber der Gegenwart.

Bonn. Paul Adams.

Hofmannsthal, Hugo von: Schillers Selbstcharakteristik aus seinen Schriften. Nach einem älteren Vorbilde. 186 S. München 1927, Verlag der Bremer Presse. M. 5,—.

1853 hat Döring, ein verschollener Literarhistoriker, diese Zusammenstellung von Bruchstücken aus Schillers Werken besorgt. Vorwiegend sind Stellen aus den Briefen Schillers benutzt. Hofmannsthal hat dieses Werk, das von großem Interesse ist, nun mit einem schönen Vorworte neu herausgegeben. Es ist ein verdienstvolles Werk. Jeder hat hier am leichtesten den Zugang zu dem großen Klassiker, dessen Menschlichkeit sich klar und schön zeigt. Die Ausstattung ist die nachgerade bereits berühmte der Bremer Presse.

Bonn. Paul Adams.

Schröder, P. Dr. Cornelius, O. F. M.: Gott und Seele in der jüngsten katholischen Lyrik. 82 S. Paderborn 1927, Ferdinand Schöningh. M. 3,30.

P. Schröder hat hier den höchst dankenswerten Versuch unternommen, auf einige katholische Lyriker aufmerksam zu machen, die außer ihrer formalen Begabung auch religiös nicht ohne Belang sind. Die Absicht des Bändchens ist eine seelsorgerliche,

wie Schröder ausdrücklich betont. Der Dichter schildert ja die Schönheit der Natur, und da die Natur aus Gottes Hand hervorgegangen, enthält sie auch, trotz des Sündenfalles, Spuren der göttlichen Schönheit. Der gläubige Dichter zumal sieht diesen Abglanz; er allein ist auch imstande, von der übernatürlichen Schönheit, die in Christus erschien, im Spiegel und Gleichnis der irdischen Schönheit zu künden. Schröder gibt eine historische Einführung und Schilderung der Lage der Gegenwart, dann kurze Charakteristiken von Jakob Kneip, dessen Fall aber wohl komplizierter liegt; von Franz J. Weinrich; von Konrad Weiß; von Josef Georg Oberkofler; von Karl Gabriel Pfeill; von Mathilde Fritsch; von Ruth Schaumann; von Gottfried Hasenkamp, dessen letzte Entwicklung leider unberücksichtigt bleibt, und von Elisabeth Langgässer. Dann kommen die Dichter, die Schröder am höchsten wertet, in ausführlichen Darstellungen zu Wort: Christoph Flaskamp; Ernst Krafolt; Richard Knies und Ilse von Stach. Wichtig an diesem Bändchen ist, daß nicht nur Darstellung von Schröder geboten wird, sondern auch Wertung, und zwar nicht nur in formaler Hinsicht, vielmehr auch in philosophischem und theologischen Betracht. Damit soll nicht gesagt sein, daß man nun allen Urteilen in gehaltlicher und vor allem in formaler Beziehung zustimmen könnte. Im Gegenteil, hier bleibt noch mancherlei zu tun für weitergehende Unterscheidungen. Zur Einführung in diesen Fragenkreis und zur Uebersicht ist das Bändchen aber trefflich geeignet.

Bonn. Paul Adams.

Heimatkunde · Reisen

Burger, Dr. W., Weihbischof: Das Erzbistum Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart. Ein kirchliches Heimatbuch. In Verbindung mit Priestern der Erzdiözese hrsg. Mit einem Titelbild und 80 Abbildungen im Text. 8°. 247 S. Freiburg 1927, Herder. Kart. M. 4,50, gbd. in Lwd. M. 6,—.

Der Herausgeber, Weihbischof Dr. Burger, hat nur das kurze Geleitwort zu vorliegendem Werke beigesteuert, alle anderen Beiträge stammen von seinen Mitarbeitern. Es gliedert sich in die drei Hauptabschnitte: Aus der Geschichte der Erzdiözese Freiburg — Die kirchlichen Kunstdenkmäler unserer Heimat — Aus dem Leben der Erzdiözese Freiburg. Der erste Abschnitt, die verdienstvolle Arbeit des Redakteurs Dr. Hermann Lauer bietet zunächst einen knappen Ueberblick über die Klöster und Stifte der Territorien, die im Jahre 1827 zur neuzuerrichtenden Erzdiözese Freiburg zusammengefaßt wurden. Dann wird die 100jährige Geschichte der neuen Erzdiözese — zum größeren Teile eine Leidensgeschichte — kurz und allgemeinverständlich dargestellt. Alle weiteren Beiträge sind im Grunde Aufzählungen und Bestandsaufnahmen dessen, was in der Erzdiözese nunmehr vorhanden oder geleistet ist an kirchlichen Kunstdenkmälern, Bildungsanstalten, Vereinen, kirchlichen Korporationen und Organisationen, an katholischer Presse, an Orden und Kongregationen. Hat man das Buch durchstudiert, dann fühlt man sich von dem Gedanken gehoben und gestärkt: Wenn aus dem heurigen Ruinen- und Trümmerfeld vor hundert Jahren im Ablauf eines Säkulums trotz schwierigster Kämpfe, harter Drangsale und schwerer Hindernisse ein so machtvolles religiöses Leben, eine so stark gefügte Erzdiözese aufblühen konnte, braucht einem um diesen Bau auch im zweiten Säkulum, in das er jetzt hineinwächst, nicht bange zu sein.

Dettlingen. Hermann Herz.

Heimatbuch des Kreises Höxter, 1. Band. Im Auftrage des Kreisausschusses herausgegeben von Christoph Völker, Kaplan in Vörden. Zweite Auflage. 5.—7. Tausend. 166 S. Paderborn. Selbstverlag des Kreises. Auslieferung durch den Kreisausschuß in Höxter. Druck der Bonifaziusdruckerei. Geb. M. 2,50.

Es ist erfreulich, wenn in dem vielen Dilettantischen, das die Heimatbewegung leider mit sich schleppt, und das besonders in Heimatbüchern und Kalendern volksverbildend wirkt, Gutes herausgestellt werden darf. Das vorliegende Heimatbuch des Kreises Höxter ist eine wertvolle Gabe, die nicht nur für die enge Landschaft, aus der es geworden, sondern auch darüber hinaus Interesse haben dürfte. Die Gegend um das alte Corvey, reich an landschaftlichen Reizen, Trägerin bedeutender geschichtlicher

Vergangenheit, Heimat von Annettes Mutter und Friedrich Wilhelm Webers Welt, macht es nicht allzu schwer, von ihr zu sagen und zu singen. Natur, Geschichte, Dichtung ist auch der große Dreiklang, der durch das Buch geht. Den weitaus größten Teil beansprucht das Historische, das aus den Schicksalen von alten Kirchen, Burgen und Städten zu uns spricht, nicht immer gleichmäßig, wie sich bei dem Sammelwerke von selbst versteht, meist aber interessant und volkstümlich. Zwischen diesen ernsten Text stellt sich überall die Sage und leitet ins Gebiet der Dichtung über. Friedrich Wilhelm Weber spricht zu seinen Heimatleuten, alte Spukgeschichten werden am Herdfeuer wach, Anekdoten und Schnurren. Um den Vorzug eines guten Volksbuches voll zu machen, hätten noch ein paar Erzählungen gesucht werden sollen, der alte Mangel, der leider vielen Heimatbüchern anhaftet. Das Bilderverzeichnis führt sich trefflich ein durch einen Vierfarbendruck von Prof. F. Hoffmann Fallersleben, der vom Vater her starke Beziehungen zu dieser Landschaft hat. Die vielen andern bildnerischen Beigaben, Photographien, Holzschnitte, Zeichnungen sind durchweg gute Arbeiten, die den Wert des trefflichen Buches noch heben.

Münster i. W. Heinrich Luhmann.

Reichling, Hermann: Die Schönheit der niedersächsischen Landschaft. Ein Heimatbuch in Bildern. Nach Originalaufnahmen des Herausgebers. Mit einem Geleitwort von Rudolf Predeek. 120 S. Münster i. Westf. Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung. Ganzl. M. 6,—.

Das prächtige Buch hat eine hohe Aufgabe zu erfüllen. Es zeigt die Schönheit des oft verkannten, weil unbekannten, Niedersachsenlandes. Vom Rande des Mittelgebirges trägt es unser Staunen hin bis an die Küste der Nord- und Ostsee. Münsterland, Hümmling, Lüneburger Heide, Teutoburgerwald, Wiehengebirge, das Land der Ems, das Steinhuder Meer, das Tal der Hase, ist die stille Welt, die hier lebt und eindringlich um Liebe wirbt. Ein warmherziger Freund dieses Landes hat seine Schönheit eingefangen und zeigt sie mit der Sorglichkeit des Naturschützers, der hüten und hegen will, was unsre laute, vorwärtsdrängende und gleichmachende Zeit langsam zu zerstören droht. So wird das Buch, das eine willkommene Gabe für den Festtisch ist, ein flammender Ruf für den Schutz und die Erhaltung der heimischen Landschaft, der von allen gehört werden muß. Nach einer feinsinnigen Einstimmung, die Rudolf Predeek dem Buche voranschickt, sprechen die sehr schönen Bilder nach Originalaufnahmen des Verfassers von Heide und Moor, Bäumen und Wäldern, Wasserläufen und Seen, Bauernhäusern, Volkssagen und Gestalten der Landstraße.

Münster i. W. Heinrich Luhmann.

Dubler, Herbert: Das Buch der Jahreszeiten. Mit einer Einleitung von Joseph Bernhart. 192 S. 4° München 1927, Verlag Jos. Müller. Geb. M. 20,—.

Willst du, lieber Leser, einmal feinste Lyrik, wunderbar aufstrahlend aus herrlichen Landschaftsbildern, still für dich oder zusammen mit lieben Menschen genießen, willst du an langen Winterabenden reinste und glücklichste Erlebnisse, empfangen in Gottes schöner Natur, wieder in dir aufklingen lassen, so greife zu diesem Werk. Hier ist ein Buch, das die oft mißbrauchte Bezeichnung „Geschenkwerk ersten Ranges“ wirklich verdient. Es ist erstaunlich, welche Wirkungen die im Kupfertiefdruckverfahren vervielfältigte Kunstphotographie heutzutage hervorzubringen vermag. Solch lebensvolle Plastik schaute man früher nur durch das Stereoskop. In 192 Bildern, aufgenommen von den ersten Photographen Deutschlands, führt uns der Herausgeber durch zarteste Knospenträume und vollste Blütenpracht, durch sommerliche Reife, durch Farbenglut und Nebel des Herbstes hinein in die weißglitzernde Märchenwelt des Winters. Wolken, Bäume, Berge und Menschen — sie sind so glücklich belauscht, daß sie wirklich und wahrhaftig leben, leben und beglücken mit tiefbrüderlichem Lächeln. — Deutschland, Oesterreich und die Schweiz haben ihre schönsten Motive aus Ebene, Mittelgebirge und Alpenwelt zu diesem Prachtwerk hergegeben. Der Preis ist im Verhältnis zu dem Gebotenen mäßig zu nennen.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Barth, Hanns: Gröden und seine Berge. Ein Buch der Erinnerung und Dankbarkeit. 131 S. München 1927. Verlag F. Bruckmann. In Pappe geb. M. 5,50.

Hanns Barth, der bekannte Bergsteiger und langjährige Schriftleiter der Zeit-

schriften des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, im Weltkriege Führer eines k. u. k. Bergführerkursus, schildert in diesem Buche das bei Waidbruck vom Eisacktale östlich abzweigende Grödental, das in eine der schönsten Partien der südtiroler Dolomiten führt. Nachdem er die Annäherung auf der von Klausen ausgehenden, während des Krieges erbauten Grödenbahn beschrieben, dann eine fesselnde Darstellung des Tales, seiner wilden Umrahmung und seiner eigenartigen Bewohner gegeben hat, erzählt er im Hauptteil von seinen eigenen Berg- und Kletterfahrten in den Geißlerspitzen, der Sella- und Langkofelgruppe. Das Buch ist wirklich ein Werk holdester Erinnerung und tiefer Dankbarkeit. Der Reiz der reinen Freuden, die Barth in seinen geliebten Bergen genossen, teilt sich — auch dank der stilistischen Gaben des Verfassers — dem Leser mächtig mit. Es ist aber auch ein Buch der Trauer: die Wehmut über den Verlust dieser paradiesisch schönen Gegenden an den landfremden „Eroberer" spricht aus jeder Zeile. Den Text begleiten 92 vorzügliche Aufnahmen des Verfassers, die zum Teil so gewählt sind, daß auch der alpinistisch nicht Geschulte einen Begriff von Quergängen, Bändern und anderen Dingen des Kletterspor tes bekommt. Das auf bestem Papier schön gedruckte Werk ist ein empfehlenswertes Buch für alle Dolomitenfahrer und solche, die es werden wollen.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Carus, C. G.: Reisen und Briefe. In 2 Teilen (Sammlung „Das Wunderhorn" Bd. 33/34, 35/36). Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Eckart v. Sydow. Teil I: 223 S., Teil II: 285 S. Leipzig, Verlag E. Haberland. Preis in Ganzleinen je M. 3,50, in Leder je M. 7,50.

Auf den ersten Blick möchte der Gedanke, Reisebeschreibungen eines sächsischen Arztes, die nahezu ein Jahrhundert zurückliegen, erneut herauszugeben, absonderlich erscheinen. Wer sich aber in die zwei kleinen Bändchen, die der Haberlandsche Verlag entzückend ausgestattet hat, in einer stillen Stunde vertieft, wird dieses Vorurteil sehr bald überwunden haben. Es sind köstliche Bilder von Land und Leuten am Rhein, in Italien, Frankreich, England und Schottland, die diese Tagebücher und Briefe eines Mannes von bewunderungswürdiger Vielseitigkeit der Bildung und des Interesses vor dem Auge des besinnlichen Lesers erstehen lassen. Und wie behaglich reiste, wie geruhsam betrachtete man doch in dieser guten alten Zeit, die noch so gar nichts kannte von der nervösen Hast, die uns Heutigen beinahe zu nichts mehr Muße und Ruhe gönnt! Freilich: etwas vom Wellenschlag des technischen Zeitalters berührt auch schon diese friedvolle Welt und erfüllt den Reisenden mit staunender Bewunderung. Aber es sind doch erst Anfänge, die wohl verblüffen, aber nicht verwirren, grandiose Ausblicke eröffnen, aber nicht blenden und nicht ablenken, vom Nächsten und Kleinsten so wenig wie vom Großen und Ewigen. Meisterlich sind insbesondere die Landschaftsbilder, die Carus entwirft. — Die zwei reizenden Bändchen werden jedem Gebildeten — sie setzen, zumal in ihren geschichtlichen Partien, gebildete Leser voraus — eine Quelle reinen und edlen Genusses sein.

Bonn. Albert Lauscher.

Kunst

Behn, Friedrich: Altgermanische Kunst. 55 Abb. auf 40 Tafeln. 12 S. München 1927, J. F. Lehmanns Verlag. Kart. M. 3,50, gbd. M. 4,—.

Der Hauptwert des preiswerten Buches liegt in den vorzüglichen Abbildungen germanischer Denkmäler und Gebrauchsgegenstände, deren künstlerischer Wert zwar nicht begeisternd ist, die auch dem Gehalt nach abgründig von unserer Gegenwart getrennt sind, aber für die Erkenntnis germanischer Geisteshaltung und damit für die Erfassung von Möglichkeiten und Gefahren einer wesentlichen europäischen Kraft die Grundlage bilden. Die knappe Einleitung unterrichtet ordentlich über die einzelnen Gruppen der abgebildeten Funde, unter denen das staunenswerte Osebergschiff aus Oslo ist. Dagegen beantwortet der Verfasser nicht die eigentliche Frage, was nun im Kern das Germanische sei. Strzygowskis Sammelwerk „Heidnisches und Christliches um das Jahr 1000" hätte vor allem in den Ausführungen über den Holzbau eine stärkere Berücksichtigung verdient. Das Buch hält sich von jedem Fanatismus der Rasse frei;

daß es die einseitige Verehrung der Antike nicht billigt, ist in sich und durch die Kunstforschung der letzten Jahrzehnte reichlich gerechtfertigt.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Brinckmann, A. E.: Kunst des Barock und Rokoko. (Die sechs Bücher der Kunst. V. Buch.) Mit 5 Farbentafeln und 177 Abbildungen. 131 S. Berlin-Neubabelsberg. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion.

Erst seit kurzem hat man Sinn und Wert des Barock und Rokoko entdeckt. In diesem Buch tritt uns die Kunst von drei Jahrhunderten als ein gewaltiges Werk des geeinten europäischen Geistes vor Augen. Noch einmal wird auf allen Gebieten Unerhörtes erreicht, bevor die Kunst zersplittert. Das Unerhörte besteht im Erlebnis und in der Feier des Werdens, letzter rauschhaft bewegter Steigerungen von Geist und Leib. Es ist klar, daß eine solche Kunst, die dem Unermeßlichen entgegenwogt, gerade Deutschland gefallen mußte; wer deutsches Wesen erkennen will, muß vor allem den deutschen Anteil an der barocken Kunst erforschen. Diese so mannigfaltigen Zusammenhänge hat ein Geschichtsschreiber von europäischer Geltung in der vorliegenden Schrift dargestellt, die ein gedrängter Auszug aus umfangreichen gelehrten Arbeiten ist. Brinckmann hatte nur wenige Vorläufer und Mitarbeiter, als er ein ganzes Kunstreich in seinem Aufbau aus umfassendem Wissen heraus klug und mächtigen Auges beschrieb. Auf engem Raum macht er hier mit den Grundgehalten und den führenden Künstlern vertraut, unter denen Michelangelo und Rembrandt hervorleuchten, unterstützt von guten Abbildungen, die er mit bester erzieherischer Kunst geordnet hat. Wenn aber auch der Wert der Darstellung wie des Dargestellten in geschichtlicher, vaterländischer und sogar metaphysischer Hinsicht hochbedeutsam ist, so wird doch der Leiter einer Bücherei darauf achten müssen, daß Barock und Rokoko Darstellungen allgemein zugänglich machten, die heute in volksbildnerischen Kreisen vielleicht lebhafte Erörterungen hervorrufen würden; selbst die Engel in der Kirche sind hochgeschürzt, Religion und Erotik mischen sich, jubelnd wird überall der sinnliche Reiz gesucht. Diese Unterschiede in der Bewertung dessen, was heute und damals als für die breite Oeffentlichkeit geeignet erschien, können den aufmerksamen Beobachter der Gegenwart zu wichtigen Ueberlegungen führen.

Bonn. Heinrich Lützeler.

Gedichte

Schröder, Rud. Alexander: Schillers Gedichte. 552 und XXXIV. S. München 1927, Verlag der Bremer Presse. M. 10,—.

Rudolf Alexander Schröder, der bekannte Uebersetzer der Odyssee, (die Ilias ist in Vorbereitung), der Bucolica und Georgica Vergils, läßt hier eine Sammlung der Gedichte Schillers erscheinen mit einem sehr bemerkenswerten Nachworte. Er erörtert in seiner etwas künstlichen Sprache die Ursachen des Phänomens, daß in unsern Tagen eine neue Beachtung der Person und des Werkes Friedrich Schillers erfolgt. Man kann dabei aber doch ruhig der Ueberzeugung sein, daß diesem Neuhumanismus und Neuklassizismus jetzt kaum eine größere Wirkungsmöglichkeit gegeben sein wird. Seine Bedeutung bleibt dabei natürlich bestehen. Schröder ist nicht blind gegen die ästhetischen Schwächen Schillers, wenn er auch mit Recht die hohe rhetorische Schönheit von Gedichten wie Der Spaziergang, Nänie, Das Glück hervorhebt. Blinder ist er aber gegen die Geisteswelt, aus der Schiller stammt, und ihre Wertung. Der Band ist ausgezeichnet gebunden, hervorragend gedruckt, der Titel stammt von Anna Simons. Das Papier ist trefflich. Ein hoher Inhalt hat hier eine passende Form gefunden.

Bonn. Paul Adams.

Heuschele, Otto: Die Ausfahrt. Ein Buch neuer deutscher Dichtung. I. 276 S. Stuttgart 1927, Verlag Silberburg.

Diese neue Anthologiensammlung soll die Dichtung unserer Zeit umfassend repräsentieren. Sie hat kein Programm angeblich. Sie will nur reine Dichtung veröffentlichen. Der hier maßgebliche Begriff Dichtung ist aber sehr stark an der Klassik gebildet. So gewinnt die veröffentlichte Dichtung leicht epigonisches Gepräge, da doch gerade die Frage so ist, ob heute Klassik und Huma-

nismus möglich ist. Außer vielen alten Namen H. Hesse, Lissauer, Carossa, Pannwitz, Scholz, Weiß, Paquet, Johst, Schnack treten einige neue auf, die aber nicht besondere Kraft beweisen. Das Buch ist sehr gut ausgestattet.

Bonn. Paul Adams.

Sturm, Waldemar: Einer Seele Saitenspiel. Lyrisch-epische Dichtungen. 103 S. Essen 1927, Fredebeul und Koenen.

Das Saitenspiel dieser Seele tönt einfach und schlicht. Die Mutter, die Schwester, der Freund, die Natur, die kirchlichen Feste sind Gegenstand ihrer Liebe und ihres Lobs. Leider sind die Worte und Weisen abgegriffen und blaß. Ueberschriften wie diese: „'s ist ja alles, was ich hab", „'s werden wohl die letzten sein", können doch nicht den Anspruch auf eine dichterische Verszeile machen. Daß diese Lieder und Stimmungsbilder „fern von aller Künstelei der hypermodernen Dichtung" sind, wie auf der Leibbinde des Buches gepriesen wird, sei gern zugegeben, aber zwischen dieser und jenen steht doch erst das gestaltete Gedicht.

Worms. Peter Bauer.

Erzählungen

Hauptmann, Carl: Tantaliden. Eine Romandichtung. 278 S. Berlin-Grunewald 1927. Horen-Verlag. Ganzleinen M. 7,50.

Nach dem von Will-Erich Peuckert hinzugefügten Nachwort ist dieser Roman der Schwanengesang des 1921 verstorbenen Dichters, aus einem Sturm innerer Gesichte heraus niedergeschrieben in den Tagen vom 1. bis 9. August 1918. Es ist die Legende vom Kaiser, der in unersättlicher Machtgier sein Volk in den Krieg treibt, wähnend, seinen Stuhl einst neben dem Thron des Ewigen aufrichten zu können. Aber Gott wendet sich gegen ihn; er wird besiegt, von der Revolution entthront und schließlich erschossen. Vorher aber gewinnt er nach erschütternden seelischen Kämpfen den inneren Frieden zurück durch demütige Unterordnung unter den Willen Gottes (der freilich nicht immer christlich gesehen ist) und durch völlige Hingabe an das Prinzip der Güte und Liebe. Es ist kein politisches, sondern ein rein symbolisches Werk. Trotzdem trägt der Kaiser sowohl Züge Wilhelms als auch Nikolaus II., und deutsche wie besonders russische Verhältnisse der Zeit vor und während des Weltkrieges spiegeln sich in dem Buche. Der Dichter hat sogar, wenn die Notiz über die Abfassungszeit des Romans wörtlich zu nehmen ist, mit prophetischem Blick die Schicksale der beiden Herrscher und Völker vorhergeschaut. Der Stil ist expressionistisch abrupt, an Höhepunkten geradezu ekstatisch, aber nicht überall schlägt die innere Glut der Gesichte wirklich füllend und überzeugend durch die Lücken der sturmzerfetzten Sätze und in die manchmal hohl klingenden Wortkörper. Aber das liegt wohl daran, daß es Hauptmann nicht vergönnt war, seine Legende wirklich zu vollenden. Der Herausgeber hat sie mit ziemlicher Mühe aus der ersten Niederschrift des Dichters hergestellt. Immerhin ist der Gesamteindruck derartig, daß man diese Mühe als gerechtfertigt anerkennt. Wegen seiner sprachlichen Eigenart sowohl als auch wegen seiner mit der christlichen nicht immer übereinstimmenden Weltanschauung kann das Buch nur für Gebildete in Frage kommen.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Ponten, Josef: Die letzte Reise. Eine Erzählung. Mit vier achtfarbigen Offset-Tafeln von Julia Ponten und Hermann Hesse. 8° 68 S. Lübeck 1926, Otto Quitzow-Verlag. M. 4,80.

Am Schlusse dieser Geschichte macht der dem tätigen Leben wiedergegebene Dichter Hermanegild eine merkwürdige Beobachtung: Eisenbahnschienen, die längere Zeit befahren wurden, müssen einmal ausgewechselt werden, weil sie „müde" werden; sie rosten unbenutzt ein Jahr lang und werden dann wieder gesund. Dieser Naturprozeß wird auch beim Menschen seine Gesetzmäßigkeit haben. So war Hermanegild der Arbeit müde, aber auch der Ehe; Schwermut ergriff ihn, er wollte ein Ende machen. Seine Frau in der fernen Stadt ahnt, was in ihm gärt, sie lockt ihn mit geschickter Ueberrumpelung aus der Einsamkeit. Sie reisen in die Alpen, der junge Rhein, die Furka, das Engadin, die italienischen Seen sind Zeugen des Gesundungsprozesses; schon drängt es den Genesenen, von der klugen Frau betreut, im Engadin sein Studio aufzuschlagen, da besinnt er sich auf die Heimat. Wieder vereint zu neuen

Taten wollen sie der großen Menschengesellschaft, dem Leben der Städte nahe sein. So ist die letzte Reise gewissermaßen die Anfangs- und erste Reise zur Bejahung des Lebens. Die Natur in ihrer herben, grausamen Einfalt und Nacktheit zeigt den vom papierenen Schwulst überfluteten Gegenwartsmenschen, was einfache stille Pflicht ist. Ihr beugt sich sein Sinn und auch das — darstellende, dichterische Wort, das mit Verhaltenheit und Kraft die Bilder festhält, die dem Ganzen eigentlich Wert und Bedeutung geben. Irgend etwas erinnert an Hesses Wanderung im Herbst; aber was da Wehmut, Düfte und untilgbare sonnenfrohe Schönheit ist, das ist hier Herbigkeit, Frische, Schroffheit — das weiblich Weiche in Hesses köstlichen Schilderungen wird hier irgendwie ganz straffe Männlichkeit.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Reinacher, Eduard: Waiblingers Austrieb. Novelle. Frankfurt/M., Iris-Verlag.

Wer ist Waiblinger? In Literaturgeschichten finden wir ihn als eine Art Wunderkind, als verheißungsvolles Genie (geb. 1804) geschildert, seinen Werken (8 Bde.) wird nicht viel nachgerühmt, doch fällt auf, daß kein Geringerer als Mörike 1834 Waiblingers Gedichte herausgab. Waiblinger, der schon mit 18 Jahren einen Roman (Phaeton) veröffentlichte, und den Cotta auf eigene Kosten nach Italien sandte, starb schon 1830 als 26jähriger. All das hat man nicht nötig zu wissen, wenn man Reinachers Novelle liest. Er stellt das Genialische dieses Jünglings in die Nachbarschaft von Hölderlins Wahnsinn und Mörikes seliges Reifen, hier sind die Pole dieser frühreifen oder vielmehr im Trieb geilenden Dichternatur. Es ergeben sich Bilder voll des intimsten Reizes, Bilder, die uns Mörike, Pfizer, David Friedrich Strauß, Hölderlin u. a. wie umgängliche, altvertraute Bekannte näherbringen. Das erreicht Reinacher mit einer ganz knappen Darstellung in außerordentlich treffsicherer, den Worten ihre eigenste Bedeutung aufprägenden Sprache. Der stoffliche Faden, daß Waiblinger, aus seiner Liebe zu Julie Michaëlis aufgeschreckt und in widerwärtige Verleumdungen hinausgetrieben, auch von seinen Tübinger Freunden geächtet und aus dem theologischen Stift entlassen wird, das spielt weniger eine Rolle als die innere Krise, die sich, durch diese Widerlichkeiten geweckt, in ihm vollzieht: Er erkennt, daß die Hölderlin (trotz geistigen Zusammenbruchs) und Möricke für ihn unerreichbar bleiben. Er begreift die Grenzen seines Könnens. Die Novelle ist ein literarischer Leckerbissen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Weismantel, Leo: Die Geschichte des Richters von Orb. Freiburg 1927, Herder. 121 S.

Aus drei uralten Geschichten bzw. Legenden, die auch anderswo als nur in der Rhön und im Spessart noch nicht ganz aus dem Schatz echter Volksgeschichten geschwunden sind, hat Weismantel mit großer künstlerischer Meisterschaft die Geschichte des Johann Christin, des landgräflich hessen-nassauischen Richters von Orb komponiert. Es ist die Erzählung vom idealen Räuberhauptmann, der das Rächeramt an dem kein göttliches und kein menschliches Recht scheuenden Despoten und Volksschinder übernimmt. Es ist zweitens die Geschichte von dem Wanderer, dem sich unterwegs ein Zweiter beigesellt, der wegen Mordes verfolgt wird. Nachts entwendet der Mörder dem Ahnungslosen Geld, Kleider und Papiere. Der Beraubte, in diesem Falle vornehmer Eltern Kind, wird am anderen Morgen von den Häschern in der Gewandung des Mörders aufgegriffen und als Mörder zum Tode verurteilt, während der Mörder unter dem Namen des Bestohlenen nach Würzburg geht, rasch Karriere macht und als Richter von Orb das Volk quält. Der vermutliche Mörder, dem der Fluchtversuch gelungen ist, taucht nach Jahr und Tag als Räuberhauptmann auf und befreit das Volk von dem Unmenschen, der als Richter von Orb seinen eigenen Namen führt. Die Legende, die in diese zwei Geschichten hineingebaut ist und den Ausgang wesentlich mitbestimmt, ist die von dem Mann, der seiner Mutter versprechen mußte, täglich zu Maria zu beten, das gegebene Wort noch hält, selbst als er den Glauben verloren hat und um dieser Treue willen durch Maria den Glauben wiedererlangt. Schade, daß Weismantel so weitschweifend einleitet, welcher Weg ihn zu dieser Erzählung geführt hat. In ihrer melodiösen, echt dichterischen Prosa liest sich die Erzählung wie eine Ballade, die altes Volksgut ist.

Dettlingen. Hermann Herz.

Herwig, Franz: Willi siegt. Roman. 304 S. Bonn a. Rh. 1927, Verlag der Buchgemeinde. Leinen M. 3,—.

Wenn man noch die Schreie der „Eingeengten" im Ohre hat und an der Schwere ihrer Welt trägt, weiß man zu Anfang dieses neuen Herwigbuches nicht, was man bei dem Flaschenbierhelden und Erfinder Alfred Kallies und seinem Elend in der Oranien- später Ackerstraße eigentlich zu tun haben soll. Da herrschen sehr gewaltig der Alltag und Berlin. So gewaltig, daß man sich erst an die „Schnoddrigkeit" gewöhnen muß. Man sieht dann freilich sehr bald ein, daß es so sein muß und kein Wort anders. Und daß im bierdunstigen Alltag eine blanke, sieghafte Sonne aufgeht — Willi. Laß dich hochheben, kleiner, krummbeiniger, herrlicher Held mit Krämpfen und Gipsverband, daß dich ganz Deutschland sehe, dein tapferes Herz und dein Berliner Rangengrinsen, deine Güte und Frechheit, deine Kunst am Küchenherd und im Krankenbett, laß dich erheben! „Icke? Nee, putz dir die Neese —" So oder ähnlich würdest du mich in klassischem Deutsch abfertigen, wie du sie alle abfertigtest, die dumme Krankheit deiner Jugend bis hinein in die Schmiedewerkstatt und den Athletenverein Deutsche Eiche, das feine Tippfräulein, deine Schwester, und ihren sauberen Liebhaber, die großsprecherische brüderliche Liebe auf Obertertia und streckenweise gar auch den väterlichen Erfinder und Jammerlappen Alfred Kallies selber. Du appellierst nun freilich nicht bei allen an das Nastuch, sondern tust es bei Gelegenheit milder: bei deiner armen Mutter, bei der tüchtigen Frau Anna, die sich tapfer in die dritte Ehe begibt, bei dem ehemaligen Fremdenlegionär und jetzigen Kinder-, Hunde-, Pferde- und Kaninchenfreund Herrn Kautz und vor allem bei Lieschen! Also noch einmal: Held und siebenjähriger Familienvater — freilich hier und da springst du zu gewaltsam auf deinen tapferen krummen Beinen; denn das mit dem Athletenverein, Willi, und deiner Weltklugheit, bei der Schwester im Krankenhaus...? Aber man kann dir nichts übelnehmen, denn du bist ein Kerl, einer für tausend, ein Kerl, wie er alle zwanzig Jahre einmal in einer Buchwiege großgewiegt wird. Laß dich erheben, daß dich Deutschland sehe!

Münster i. W. Heinrich Luhmann.

Kraze, Friede H.: Die Freiheit des Kolja Iwanow. 368 S. Braunschweig 1927, Hellmuth Wollermann, Verlagsbuchhdlg. (W. Maus). Geb. M. 6,50.

In der Seele slawischer, lange geknechteter Völker versteht die Kraze gut zu lesen. Das bewies schon ihr Buch ‚Jahr der Wandlung', das beweist auch der vorliegende Roman, der in Rußland zur Zeit der Reifröcke spielt. Thema: Ein Großgrundbesitzer nimmt Kolja Iwanow, einen jungen Leibeigenen, um eine an seinen Eltern verübte Gewalttat zu sühnen, in sein Haus und läßt ihn studieren. Dieser schwört, seinen unterdrückten Brüdern auf dem Gute einst Sprecher und Helfer zu werden. Aber aus Liebe zu einer Adeligen wird er seinem Gelübde untreu und bleibt in St. Petersburg. Da fordert ihn Andrei, der Erbe seines Wohltäters, zurück und schlägt ihm öffentlich bei seiner Verlobung mit der Peitsche ins Gesicht. Kolja kommt nun zum Bewußtsein seiner Schuld, erträgt als Sühne stumm die furchtbare Beleidigung, und kehrt sogar als Leibeigener zu seinem Peiniger auf das Gut zurück. In Andrei aber geht dadurch nun ebenfalls eine Seelenwandlung zum Besseren vor sich. — Das Buch bedeutet im Schaffen der Karze einen wesentlichen Schritt aufwärts zur Hochburg echten (wenn auch nicht großen) Künstlertums. Die Handlung zerflattert nicht mehr episodenhaft, sondern drängt, allerdings ohne stark gliedernde Einschnitte, mit Energie einem bestimmten Ziele zu. Lyrik tritt zurück zugunsten vermehrter und vertiefter Charakteristik. Das Problem ist nicht mehr abstrus und konstruiert (wie etwa in ‚Maria am Meer'), sondern allgemein menschlich bedeutsam und erwächst natürlich aus dem Boden der Umwelt, und die Lösung entspricht der christlich-sittlichen Weltordnung. Freilich bedarf es hier einer Einschränkung. Das brutale Vorgehen Andreis kostet der Braut des Helden das Leben. Es ist unnatürlich, daß Bräutigam und Freundin dem Mörder gewissermaßen noch über der warmen Leiche die Hand zur Versöhnung reichen. Soll er nicht büßen für seine Tat? Hier ist die Entwicklung überstürzt. Aber auch stilistisch ist Gefahr: die sprunghafte und bloß andeutende Darstellungsweise der Kraze wurde hier bereits früher einmal als eigenartig und reizvoll gewertet. Aber diese beginnt im vorliegenden Roman hier und

da in Dunkelheit und Unverständlichkeit überzugehen. So wird z. B. nicht klar, ob Sonja sich aus Liebe zu ihrem Jugendfreunde Kolja dem Grafen Andrei hingibt oder nicht, obwohl das für den Verlauf der Handlung von höchster Bedeutung ist. Anderseits finden sich aber auch psychologisch und stilistisch glänzende Partien. So ist die verhaltene Darstellung der keuschen und verhüllten Liebe Sonjas zu ihrem Kindheitsgespielen von hohem dichterischen Rang. — Das Buch darf für reifere Menschen empfohlen werden.

Rheine i. Westf. Anton Aulke.

Pohl, Hertha: Auf der Lebensstraße. Erzählungen. 103 S. Freiburg i. B. 1927, Caritasverband. Leinen M. 2,75.

Wir haben keinen Ueberfluß an schlichten, aus dem Volke geschöpften Erzählungen, die bei Lebenswahrheit auch dichterischen Wert besitzen. Die in vorliegendem Bändchen vereinigten zwölf Erzählungen helfen einem Mangel ab. Sie sind gute Kost für das Volk, das eine klare, einfache Handlung liebt, die auf der Lebensstraße des Alltags, also in ihrem Blickfelde, verläuft und keine problematische Belastung und sentimentale Verbrämung kennt. Der größte Vorzug dieser Geschichten ist die Einfachheit, ab und zu sind sie freilich zu wenig durchgeformt. Im großen und ganzen sind die Schicksale dieser Bauernfrauen, armen Kinder und Sträflinge mit realistischer Treue gezeichnet, ein mildes Licht weist zuletzt immer über sie hinaus zu ewigen Straßen hin. Nicht immer ist dabei die Gefahr vermieden, ein wenig in den Kalenderton zu geraten. Eine Geschichte steht in dem Büchlein, die zeigt, was Hertha Pohl eigentlich kann: Urban. Hier entwickelt sich das Schicksal eines Abseitigen von innen heraus, rundet sich zu schöner Geschlossenheit und ist ein kleines Meisterporträt. Manches ist nur hingetupft, aber schön in der Stimmung. In allen Geschichten ist dichterischer Ernst am Werke gewesen, aus allen spricht tiefe Liebe und gütiges Verstehen der Menschenwege. Das schlichte Büchlein, das jeder Jugend in die Hand gegeben werden darf, gehört in unsere Volksbibliotheken.

Münster i. W. Heinrich Luhmann.

Schnack, Friedrich: Die Orgel des Himmels. Ein Roman. 235 S. Hellerau 1927, Jakob Hegner.

Dieser dritte und abschließende Band der rasch vollendeten Trilogie knüpft unmittelbar an den ersten, den Waldroman, „Sebastian im Walde", an. War dieser eine einzige Hymne auf den Wald, so ist die „Orgel des Himmels" das Hohe Lied von dörflicher Idylle und Versonnenheit. Von erd- und tiernahem Sein, glücklich mit Sonne und Wind, gesegnet mit trächtigen Sommern und Herbsten und allezeit gesucht und umsummt von Schwalben und Bienen, den himmlischen Patronen jedes Dorffriedens. Wer wie Sebastians, des Waldmenschen, Sohn früh schon geweckt wurde für die Stimmen der Natur, für die Orgel des Waldes, des Wassers und der Gräser, dem werden auch die Ohren aufgetan für die große Orgel der Erde, die Weltorgel, die Orgel des Himmels, auf der die Organistenhand des Allmächtigen spielt, damit wir, seine Geschöpfe, atmen. Glücklicher Florian und glückliche Brigitte, seine Braut, die ihr Ohren habt zu hören, ihr könntet unsere vom Lärm der Maschinen taubgewordene Großstadtjugend wieder die Wege zu wahrem Leben weisen! Fände sie doch Schnacks Bücher und verstünde seine Sprache, die überall sonniges Märchenland und Wunder dichtet!

Worms. Peter Bauer.

Seeberg, Dierck: Oberstadt. Roman. 200 S. Leipzig, Verl. H. Haessel.

Diese Welt von heute und morgen, einherstürmend wie ein junger Riese in ihrer Kraft der Natureroberung und des technisch-industriellen Fortschritts, dagegen krank und matt einherschleichend in dem Ausbruch einer sozial-geistigen Krisis, harrt noch des Meisters, der sie aus dem Wirrnis der Meinungen in klarer Gestaltung erlösend erhebt. Seeberg gehört zu denen, die um diesen großen Ruf nach künstlerischer Weltbefreiung in dem Wurf jenes einen, notwendigen Werkes wissen. Aus seiner „Oberstadt" leuchtet der reine Wille hervor, all das Kleine und Leichte, wie es blank und vergriffen in sauberer Ordnung im alten Methodenschrank des Romanschreibers für jeden ruht, abzutun und nun das Neue zu wagen. So greift er denn mitten hinein in das Riesenproblem von der Industriemenschheit. Freilich: von jener seelischen Ganzheit der antikapitalistischen

Massenseele, von dem Leiden und Sehnen einer ganzen Menschheit, die im heißesten Ringen um ihr physisches und geistiges Dasein steht, von alldem rührt sich in dem ganzen Roman kein Häuchlein. Nur eines ist gesehen: die Welt des Kapitalismus, und zwar nicht des Kapitalismus als Massenerscheinung — das wäre das rechte Problem gewesen —, sondern des Kapitalisten, d. h. der Werkdirektoren, Bankbesitzer, kurz der Millionenhäuptlinge. Gewiß hat Nexö die Typenfülle des Kapitalismus als Gestaltproblem reicher formuliert und farbensatter gezeichnet, aber Seeberg verrät doch in der Zeichnung der Welt der „oberen Zehntausend" ein bedeutendes Maß an tatsächlichem Wissen über den zu beschreibenden Gegenstand, ein Umstand, der ordentlich betont werden muß. Offenbar hat Seeberg ebenfalls eine tiefere Kenntnis von den weiten Ausmaßen der kapitalistischen Problematik als Ueberwindungsaufgabe. Die Probleme von Kapitalismus und Arbeit, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Arbeiter wie Kapitalist und Gewerkschaft, sind zwar nicht lebendig genug ausgemalt, aber ideelich klar angesetzt. Und das ist schon sehr viel bei einem modernen Dichter, daß er um die Dinge wirklich weiß, weiß in derselben tiefen Weise, wie der Wissenschaftler um die Setzung und Verschlingung seiner Ideen. Zwar reicht das bloße Wissen zum Dichten sicher nicht aus, aber Dichten ist doch ein Schauen, ein besonderes Teilhaben an einem geistigen Sein und darum ein gestaltendes Erkennen. Daß Seeberg ein Organ hat für die große Dringlichkeit der Gegenwartskunst und daß er den Mut und die Ehrlichkeit besitzt, die Dinge zu schauen und zu formen, wie sie nun einmal sind, zwingt jeden zur Achtung, der um das schwere Ringen großer Aufgaben weiß.

Hamborn. Heinrich Kautz.

Eiert, Helene: Doppelmoral. Roman. 305 S. Habelschwerdt 1927, Franke. Kart. M. 3,50, Gzl. M. 5,—.

„Welche Egoisten sind wir Männer doch! Wir stellen Gesetze auf, die unsere Leidenschaften schützen, die ein Freibrief sind für Unzucht und Ausschweifung. Für die Frauen aber haben wir eine andere Moral. Tun sie, was wir Männer tun, dann sind sie gerichtet." Dieses Zitat (S. 71) erklärt uns den Titel des Buches und zugleich den Zweck des „Romans", die Doppelmoral zu beseitigen durch die Forderung gleicher Gesetze und gleicher Pflichten für beide Geschlechter. Herbert und Klara, die sich im jugendlichen Rausche der Leidenschaft miteinander vergangen haben, läutern sich in ernster Arbeit, er als unermüdlicher Gutsverwalter, sie als „Mutter" von Findelkindern, zu edlem, selbstlosem Dienst an der Menschheit und überwinden so die Doppelmoral. Wir sehen, die spannende Erzählung will sozialethische Belehrung bieten. Wenn die Tendenz nur nicht allzu unverhüllt hervorträte! Die Personen deklamieren lang und breit bis zum Zitieren Schillers und halten förmliche Vorlesungen über Fragen der Sittlichkeit. Bezeichnend ist da z. B. der Redeerguß gegen den Alkohol (S. 30). Die Exposition wird uns in ganz unmöglichen Dialogen gegeben; umständlich erzählen sich die Redenden, was sie doch beide schon wissen. Daneben fehlt es aber auch nicht an natürlicher Unterhaltung; der leichte Scherzton, die zwanglose Plauderei gelingt der Verfasserin wie die Sprache erregter Leidenschaft. Auch manche Beobachtungen aus Natur und Volksleben (Moskau) sprechen an. Die langen Erörterungen über Fragen der öffentlichen Unsittlichkeit eignen sich trotz ihrer erzieherischen Tendenz naturgemäß nicht für unreife Menschen.

Dalheim. Meinrad Vonderheide.

Bernard, Anna: Der Mönch von Capistrano. Historischer Roman. (Sonntag—Sonnentag, Bd. 6/7) 157 S. Breslau 1927, Katholisches Sonntagsblatt. Kart. M. 1,80.

So packend der Titelheld auf Grund guter geschichtlicher Studien gezeichnet ist, er steht nicht recht im Mittelpunkte des Ganzen; das erste Drittel des Buches gehört ganz einem Breslauer Liebespaare. So ist es trotz der Angabe auf dem Titelblatte kein geschichtlicher Roman geworden, sondern eine allerdings fesselnde Erzählung aus dem unruhvollen Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit. Manche Abschnitte von kulturgeschichtlichem Reiz sind nicht organisch genug mit den Hauptereignissen verwachsen. Aber die frisch geschriebene Erzählung mutet uns in ihrer leicht altertümelnden Sprache wie eine treuherzige Chronik an und erhebt sich manchmal zu dichterischer Schönheit.

Dalheim (Rhld.). Meinrad Vonderheide.

Lutterotti, P. Nikolaus von, O.S.B.: Altgrüssauer Klostergeschichten. (Sonntag—Sonnentag, 5. Band.) 59 S. Breslau 1927, Katholisches Sonntagsblatt. Kart. M. 0,85.

Dieses Heft erweckt alte Tage einer der glänzendsten Kulturstätten Schlesiens zu frischem Leben. Auch wer die prunkvolle Kirche der Zisterzienserabtei Grüssau, die heute wieder wie schon vor 700 Jahren von Söhnen des heiligen Benedikt bewohnt wird, nicht mit eigenen Augen angestaunt hat, wird sich fesseln lassen durch diese 5 Abschnitte aus zwei Jahrhunderten erhebender Klostergeschichte. Besonders die 20 Seiten des Kernstückes: Tempelbau und Tempelweihe, entfalten vor uns alle Pracht kirchlicher Barockkunst und allen Pomp religiöser Volksfeiern der absolutistischen Zeit. Aber wärmer sprechen zum Herzen die Lebensbilder starker Dulder und stiller Beter, die Grüssau vor 100 und 200 Jahren bevölkert haben. Das Büchlein ist ein Muster dafür, wie man verwitterndes Gestein und verstaubte Aktenblätter zum Reden bringt.

Dalheim (Rhld.). Meinrad Vonderheide.

Zoozmann, Richard: Pflanzen-Legenden. Schlichtfromme Erzählungen von Blumen, Büschen und Bäumen. 88 S. Karlsruhe 1927, Verlag der Badenia A.-G.

Die Pflanzen, deren Wesen hier in kleinen sinnigen Geschichten gedeutet wird, tragen größtenteils schon den Heiligenschein der Legende oder sie sind vom Volksmund und Sage zu verklärten Lieblingen erhoben worden. Der Verfasser erweitert keineswegs den bereits bekannten Kreis, höchstens gibt er da und dort eine kleine Variante. Er tut es in schlichter, herzlicher Sprache, weshalb gelegentliche sprachschöpferische Entgleisungen wie „schillerndgemantelt“ (mit diesem Wortungetüm wird ein zarter duftiger Schmetterling belastet!) nur um so störender auffallen.

Worms. Peter Bauer.

Heidenstam, Verner von: Der heiligen Birgitta Pilgerfahrt. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne. München, Albert Langen. Gebunden M. 6,—.

Schwedens Heilige, Birgitta, die Gefürchtete und Strenge, die Liebliche und Fromme lebt in dieser Legende. Sie, die stolze Frau und Gebieterin aus königlichem Blut, erfährt ihre Wandlung zur Innerlichkeit, entsagt der Welt und tritt ihre Pilgerfahrt nach Rom an. In der ewigen Stadt wogt der Kampf um Papst und Gegenpapst. In dem Strudel der wirren Zeit sammelt Birgitta Frauen zu klösterlicher Gemeinschaft, lebt mit ihnen und leitet sie mit einer Strenge, deren tiefstes Wesen Liebe ist. Karin, ihre schöne Tochter, kämpft den schweren Kampf zwischen Liebe und Entsagung und wird selber Heilige. Das Buch ist männlich herb und hat nichts des rosigen weichen Tones, den man bei Legenden anzutreffen pflegt. Es ist ein Stück altnordischen Heldentums, dessen Trägerin eine Frau ist. Groß und gewaltig spricht die Natur zu dem Geschehen, der Spuk des Nordens, die Farbigkeit des Südens, die Lieblichkeit Palästinas. Die Menschen, besonders diese unweiblich harte, männlich starke Heilige, deren Liebe wie unter Eis verborgen wirkt, und manches Zeitgeschehen, werden uns Heutigen nur schwer zugängig. Es ist schon liebevolles Versenken in ihr Wesen und ihre Welt nötig, um die ganze herbe Schönheit dieses Buches, das ein Meister schuf, fassen zu können. Das Buch führt in die Zeit vor der Reformation. Katholischem Denken wird es nicht immer gerecht. Da wird am Abend die Messe gesungen, manche Beichtszene ist kaum möglich, wenigstens heute schwer verständlich. Immerhin aber will es nicht verletzen, dafür waltet ein zu großer Ernst. Leser, die zu unterscheiden wissen und der nicht leicht dahinschreitenden Handlung zu folgen vermögen, werden die Dichtung mit Freude und Genuß hinnehmen.

Münster i. W. Heinrich Luhmann.

Barth, Gröden und seine Berge . . 567
Behn, Friedr., Altgerman. Kunst . . 568
Bernard, Der Mönch von Capistrano 574
Brinckmann, Kunst d. Barock u. Rokoko 569
Buber, Des Baal-Schem-Tow Unterweisung im Umgang mit Gott . . 558
Burger, Das Erzbistum Freiburg . . 566
Busemann, Pädagogische Milieukunde 560
Carus, Reisen und Briefe 568
Carthill, Die Erbschaft d. Liberalismus 564
Chesterton, Der hl. Franz von Assisi 557
De Man, Der Kampf um die Arbeitsfreude 560
Demangeon, Das Britische Weltreich 564
Dubler, Das Buch der Jahreszeiten 567
Eiert, Doppelmoral 574
Engelhardt, Beethovenliteratur in der Volksbücherei 545
Franz von Sales, Philothea (hrg. v. O. Karrer) 556
Geismar, Sören Kierkegaard 562
Godefried, Im Reich der Geistsonne 556
Grimme, Das Sauerland und seine Bewohner 529
— Deutsche Weisen 529
— Schlichte Leute 530
— Auf roter Erde 530
— Auf heimischer Scholle 530
— Schwänke u. Gedichte 531
— Grain-Tüig 531
— Galanteryi-Waar 531
— Lank un twiärs düar't Land . 531
— Bat us de Strunzerdäler hinnerläit 531
— Jaust un Durtel 531
— De Koppelschmied 531
Grimmebuch (hrsg. v. Hubert Grimme) 532
Grimme-Gedenkbuch (hrsg. v. J. Schult) 532
Groschofersch Feieroobend (Glatzer Kalender) 537
Grundmann-Hahm, Schlesien 538
Guda Obend (Glatzer Kalender) . . 537
Hadelt, Breslauer Kirchen 538
Haecker, Christentum u. Kultur . . . 556
Hauptmann, Carl, Tantaliden . . . 570
Heidenstam, Der hl. Birgitta Pilgerfahrt 575
Hein—Müller-Rüdersdorf, Oberschles. 533
Herwig, Willi siegt 572
Heuschele, Die Ausfahrt. 569
Hofmannsthal, Schillers Selbstcharakteristik 565
Kappstein, Fritz Mauthner 559
Kaergel, Wolkenkratzer 541
Kaergel, Schlesiens Heide- u. Bergland 541
Karwath, Der Ritt mit dem wilden Jäger. 540
Klerlein, Lichtaobend 537
— Das Philo vom Walde-Buch. 540
— Gefährten 540
Kraze, Die Freiheit des Kolja Iwanow 572
Kühnau, Breslauer Sagen 539
Lekeux, Margrit 561
Leyen, v. d., Deutsche Dichtung in neuer Zeit. 2. A. 565
Lutterotti, Altgrüssauer Klostergeschich. 575
Menge, Der Hl. Geist. 556
Müller-Rüdersdorf, Schlesiervolk . . 534
— Die Grafschaft Glatz. 534
Die Musik, XIX. Jahrg. Heft 6 u. 7 (Beethoven) 544
Philippi, Geschichte Westfalens. . . 563
Plutarch, Moralische Schriften (hrsg. v. Otto Apelt) 558
Pohl, Auf der Lebensstraße 573
Ponten, Die letzte Reise. 570
Prinz Max von Baden, Erinnerungen u. Dokumente 562
Reichling, Die Schönheit der Niedersächsischen Landschaft 567
Reinacher, Waiblingers Austrieb . . 571
Rippel, Die Schönheit der kath. Kirche 556
Rotter, Unser Eichendorff 540
Schenke, Der gemittliche Schläsinger. 537
Scheufgen, Unser Kind kommt in die Schule 561
Schindler-Bolbach, L. v. Beethoven 543
Schlegel, Signatur des Zeitalters . . 562
Schmitz, Beethoven 542
Schnack, Friedr., Die Orgel des Himmels 573
Schrempf, Sören Kierkegaard . . . 562
Schröder, Cornelius, Gott und Seele in der jüngsten kathol. Lyrik . . . 565
Schröder, Rud., Schillers Gedichte . 569
Seeberg, Oberstadt 573
Soiron, Sankt Franziskus u. d. Gegenwart 557
Stange, Die Religionswissenschaft in Selbstdarstellungen. Kathol. Theolog. 558
Stapper, Bernard Overberg 561
Sturm, Einer Seele Saitenspiel . . . 570
Völker, Heimatbuch d. Kreises Höxter 566
Weismantel, Die Geschichte d. Richters von Orb 571
Weisser, Die deutsche Novelle im Mittelalter 565
Zoozmann, Pflanzen-Legenden . . . 575

Verantwortliche Schriftleitung: Bernhard Achtermann, Bonn. Alle Einsendungen an die Schriftleitung in Bonn, Wittelsbacherring 9.

Nachdruck aller Beiträge des Hauptteils untersagt, Nachdruck der kleineren Beiträge nur mit Genehmigung von Schriftleitung und Verlag gestattet.

G.E. STECHERT & Co.
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 110967624